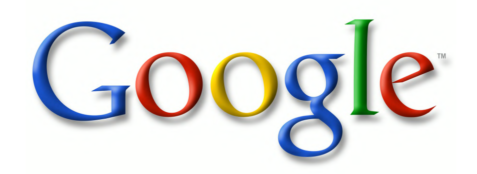


Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

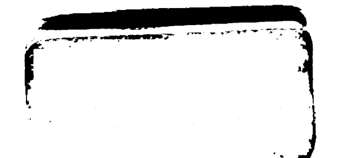
+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


Vierteljahrshefte
für
Truppenführung und Heereskunde
X.

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Vierteljahrshefte

für

Truppenführung und Heereskunde

Herausgegeben

vom

Großen Generalstabe

1913

Zehnter Jahrgang

Mit 15 Bildern im Text, 30 Textskizzen sowie einer Tafel und 64 Skizzen als Anlagen.

Berlin 1913
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71

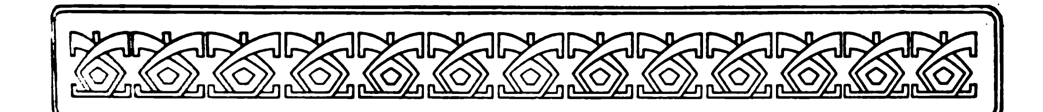
LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

Digitized by Google

Der Inhalt ist nicht amtlich.

Übersetzungsrecht sowie alle Rechte aus dem Gesetze
vom 19. Juni 1901 sind vorbehalten.

Digitized by Google



Inhaltsverzeichnis.

Erstes Heft.

Zweites Heft.

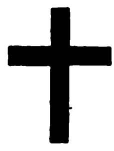

Digitized by Google

Drittes Heft.

Viertes Heft.



Digitized by Google



Am 4. Januar d. Js. verschied der ehemalige langjährige Chef des Generalstabes der Armee

Generalfeldmarschall
Graf von Schlieffen.

Die Bedeutung des Verewigten, sein Wirken im Dienste des Allerhöchsten Kriegsherrn, seine Verdienste um das Vaterland, um die Armee im allgemeinen und um den Generalstab im besonderen, werden an anderer Stelle zu würdigen sein. Der Schriftleitung aber erwächst die Pflicht, dieses erste Heft des zehnten Jahrganges der Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde nicht hinausgehen zu lassen ohne ein Wort ehrfurchtsvollen Dankes an die Manen ihres Begründers.

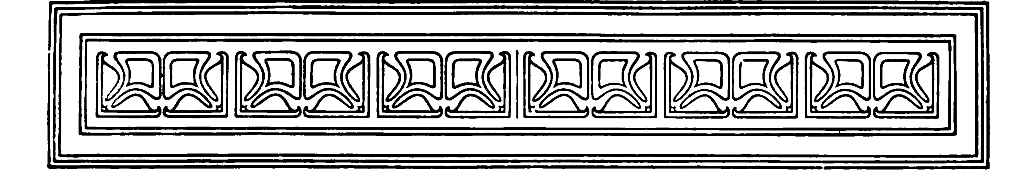
Wie der verstorbene Feldmarschall in rastloser Gedankenarbeit sich selbst nie genug tun konnte, so ist er nicht minder bemüht gewesen, andere geistig zu fördern. Auch die Vierteljahrshefte sind solchem Bestreben entsprungen. Sie sollten nach seinem Willen das dem Generalstabe zufließende reichhaltige Material einem größeren Leserkreise innerhalb der Armee zugänglich machen, Anregung und Förderung auf allen Gebieten militärischen Wissens bringen.

Mit stets wachsendem Interesse hat der Feldmarschall die Verbreitung dieser Zeitschrift verfolgt, und als er die Leitung des Generalstabes aus der Hand gab, wurde er ihr hervorragendster Mitarbeiter. Allzeit ein Förderer Napoleonischer und Moltkescher Kriegsweise, hat er in seinen Aufsätzen dem Vernichtungsgedanken beredten Ausdruck verliehen. Sein „Cannae“ legt davon Zeugnis ab. Nicht lange nach der Niederschrift des nachfolgenden Schlußabschnittes dieser Reihe von Schlachtschilderungen ist die Feder dem unermüdlich Schaffenden für immer entfallen.



Digitized by Google

Digitized by Google



Nachdruck, auch unter Quellenangabe, untersagt. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Cannae.

(Schluß.)

Die Schlachten von Beaumont und Sedan.

Der 16. und 18. August hatten den Deutschen keinen vollgültigen Erfolg gebracht. Bazaine war nicht, wie Moltke gewollt, zur Vernichtung an die luxemburgisch-belgische Grenze, sondern nur nach Metz gedrängt worden. Die dorthin geretteten 170 000 Mann konnten allerdings für den Krieg im freien Felde als beseitigt angesehen werden, da aber zu ihrer Einschließung gegen 200 000 Mann für nötig erachtet wurden, so schloß die Rechnung — was die Zahl betrifft — nicht eben günstig für die Deutschen ab.

Was ihnen übrig blieb, die Dritte Armee mit fünfeinhalb Korps (V., VI., XI., I.B., II.B., württembergische Division) und zwei Kavallerie-Divisionen (2., 4.) in der Gegend von Nancy, sowie die neugebildete Maas-Armee mit drei Korps (G., IV., XII.) und vier Kavallerie-Divisionen (G., 5., 6., 12.) westlich von Metz, zusammen an 240 000 Mann, sollten den Marsch gegen Paris fortsetzen. Auf dem Wege dorthin sammelte Mac Mahon eine neue Armee von etwa 150 000 Mann aus Truppen, die entweder vor vierzehn Tagen eine schwere Niederlage erlitten hatten, oder durch einen eiligen Rückzug erschüttert oder endlich allerorten zusammengerafft worden waren. Sie ist nicht imstande, dem anrückenden deutschen Heere erfolgreichen Widerstand zu leisten, noch weniger, sich über dasselbe hinweg den Weg bis vor die Tore von Metz zur Befreiung Bazaines zu bahnen. Nur ein Abmarsch zum Schutz der Hauptstadt schien übrig zu bleiben. Nicht sowohl durch Verstärkung der Besatzung wie durch Bedrohung der feindlichen Flanken vermochte Mac Mahon wohl eine Einschließung des großen Waffenplatzes zu verhindern oder mindestens lange Zeit hinzuhalten. Vor dem Antritt des Rückzuges wollte er sich nur noch vergewissern, ob es Bazaine gelungen sei, den ihn umspannenden Ring zu sprengen. Sollte dies geglückt sein, so wollte er unter allen Umständen dem bedrängten Kameraden zu Hilfe eilen.

Skizze 1.

Digitized by Google

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA



Digitized by Google

Digitized by Google

Vierteljahrshefte

für

Truppenführung und Heereskunde

Herausgegeben

vom

Großen Generalstabe

1913

Zehnter Jahrgang

Mit 15 Bildern im Text, 30 Textskizzen sowie einer Tafel
und 64 Skizzen als Anlagen.

Berlin 1913
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71

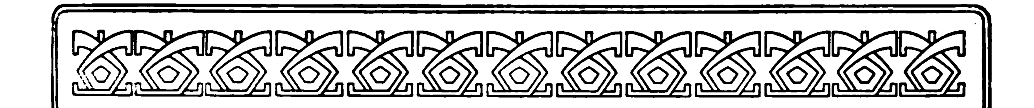
LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

Digitized by Google

Der Inhalt ist nicht amtlich.

Übersetzungsrecht sowie alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901 sind vorbehalten.

Digitized by Google



Inhaltsverzeichnis.

Erstes Heft.

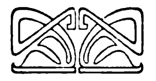
Zweites Heft.



Digitized by Google

Drittes Heft.

Viertes Heft.



Digitized by Google



Am 4. Januar d. Js. verschied der ehemalige langjährige Chef des Generalstabes der Armee

Generalfeldmarschall
Graf von Schlieffen.

Die Bedeutung des Verewigten, sein Wirken im Dienste des Allerhöchsten Kriegsherrn, seine Verdienste um das Vaterland, um die Armee im allgemeinen und um den Generalstab im besonderen, werden an anderer Stelle zu würdigen sein. Der Schriftleitung aber erwächst die Pflicht, dieses erste Heft des zehnten Jahrganges der Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde nicht hinausgehen zu lassen ohne ein Wort ehrfurchtsvollen Dankes an die Manen ihres Begründers.

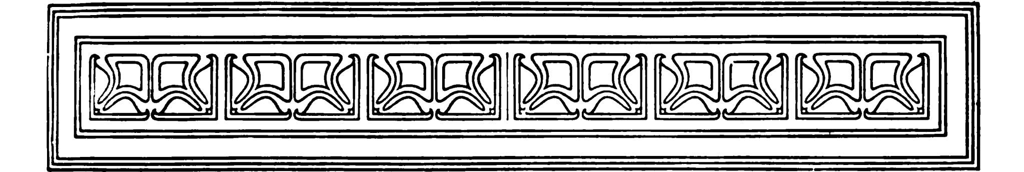
Wie der verstorbene Feldmarschall in rastloser Gedankenarbeit sich selbst nie genug tun konnte, so ist er nicht minder bemüht gewesen, andere geistig zu fördern. Auch die Vierteljahrshefte sind solchem Bestreben entsprungen. Sie sollten nach seinem Willen das dem Generalstabe zufließende reichhaltige Material einem größeren Leserkreise innerhalb der Armee zugänglich machen, Anregung und Förderung auf allen Gebieten militärischen Wissens bringen.

Mit stets wachsendem Interesse hat der Feldmarschall die Verbreitung dieser Zeitschrift verfolgt, und als er die Leitung des Generalstabes aus der Hand gab, wurde er ihr hervorragendster Mitarbeiter. Allzeit ein Förderer Napoleonischer und Moltkescher Kriegsweise, hat er in seinen Aufsätzen dem Vernichtungsgedanken beredten Ausdruck verliehen. Sein „Cannae“ legt davon Zeugnis ab. Nicht lange nach der Niederschrift des nachfolgenden Schlußabschnittes dieser Reihe von Schlachtschilderungen ist die Feder dem unermüdlich Schaffenden für immer entfallen.



Digitized by Google

Digitized by Google



Nachdruck, auch unter Quellenangabe, untersagt. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Cannae.

(Schluß.)

Die Schlachten von Beaumont und Sedan.

Der 16. und 18. August hatten den Deutschen keinen vollgültigen Erfolg gebracht. Bazaine war nicht, wie Moltke gewollt, zur Vernichtung an die luxemburgisch-belgische Grenze, sondern nur nach Metz gedrängt worden. Die dorthin geretteten 170 000 Mann konnten allerdings für den Krieg im freien Felde als beseitigt angesehen werden, da aber zu ihrer Einschließung gegen 200 000 Mann für nötig erachtet wurden, so schloß die Rechnung — was die Zahl betrifft — nicht eben günstig für die Deutschen ab.

Was ihnen übrig blieb, die Dritte Armee mit fünfeinhalb Korps (V., VI., XI., I.B., II.B., württembergische Division) und zwei Kavallerie-Divisionen (2., 4.) in der Gegend von Nancy, sowie die neugebildete Maas-Armee mit drei Korps (G., IV., XII.) und vier Kavallerie-Divisionen (G., 5., 6., 12.) westlich von Metz, zusammen an 240 000 Mann, sollten den Marsch gegen Paris fortsetzen. Auf dem Wege dorthin sammelte Mac Mahon eine neue Armee von etwa 150 000 Mann aus Truppen, die entweder vor vierzehn Tagen eine schwere Niederlage erlitten hatten, oder durch einen eiligen Rückzug erschüttert oder endlich allerorten zusammengerafft worden waren. Sie ist nicht imstande, dem anrückenden deutschen Heere erfolgreichen Widerstand zu leisten, noch weniger, sich über dasselbe hinweg den Weg bis vor die Tore von Metz zur Befreiung Bazaines zu bahnen. Nur ein Abmarsch zum Schutz der Hauptstadt schien übrig zu bleiben. Nicht sowohl durch Verstärkung der Besatzung wie durch Bedrohung der feindlichen Flanken vermochte Mac Mahon wohl eine Einschließung des großen Waffenplatzes zu verhindern oder mindestens lange Zeit hinzuhalten. Vor dem Antritt des Rückzuges wollte er sich nur noch vergewissern, ob es Bazaine gelungen sei, den ihn umspannenden Ring zu sprengen. Sollte dies geglückt sein, so wollte er unter allen Umständen dem bedrängten Kameraden zu Hilfe eilen.

Skizze 1.

Deutscherseits wurde es für geboten erachtet, die Armee von Chalons möglichst an einem Rückzug auf Paris zu verhindern und in nördlicher Richtung abzudrängen. Dazu sollte die Maas-Armee mit dem rechten Flügel (XII. Korps) längs der Straße Etain—Verdun auf Chalons vorrücken und am 26. St. Menehould, die Dritte Armee mit dem vorgeschobenen linken Flügel am selben Tage Vitry erreichen. Von der Linie St. Menehould—Vitry aus war sodann der Angriff auf Front und rechte Flanke der im Lager von Chalons gedachten feindlichen Stellung beabsichtigt.

Die deutschen Kolonnen waren noch weit ab von diesem Ziele, als Mac Mahon am 21. nach Reims abmarschierte. Er glaubte, von hier sowohl Bazaine zu Hilfe eilen wie auch rechtzeitig Paris erreichen zu können, ohne doch wie bei Chalons zu früh einem überwältigenden Angriff ausgesetzt zu sein. Der Marschall sowohl wie der im Hauptquartier anwesende Kaiser Napoleon hatten indessen die Freiheit der Entschließung verloren. Die obere Leitung des Krieges war schon längst der öffentlichen Meinung ausgeliefert worden. Ihre Beschlüsse, von der Presse eingegeben und von der Presse zum Ausdruck gebracht, wurden von dem Parlament, dem Ministerrat und der Kaiserin-Regentin an Napoleon, Mac Mahon oder Bazaine einfach weitergegeben. So waren vor etwa zehn Tagen das Verbleiben der Rhein-Armee bei Metz und die Behauptung des Bollwerks der Ostgrenze verfügt worden. Jetzt wurde die schleunige Befreiung der in jenem Bollwerk eingeschlossenen Rhein-Armee Mac Mahon aufgegeben.

Dem Senatspräsidenten Rouher, der diesen neuesten Ausdruck des Volkswillens persönlich überbrachte, setzte der Marschall nachdrücklichsten Widerstand entgegen. Ein Vormarsch nach Osten müsse die Armee unvermeidlichem Mißgeschick entgegenführen, zumal über Bazaines Absichten und Pläne nichts bekannt sei. Er werde am 23. nach Paris abmarschieren, falls bis dahin nicht andere Weisungen von Bazaine eingingen. Rouher kehrte nach Paris mit der naiven Absicht zurück, durch eine Proklamation das Volk für Mac Mahons Rückzug günstig zu stimmen. Er war kaum abgereist, als ein Telegramm Bazaines vom 19., also dem Tage des Rückzuges nach Metz, einging, in dem es am Schlusse hieß: „Ich rechne immer noch darauf, die Richtung nach Norden zu nehmen und mich über Montmedy auf dem Wege von St. Menehould nach Chalons durchzuschlagen, wenn derselbe nicht stark besetzt ist. In diesem Falle werde ich auf Sedan und selbst auf Mezieres gehen, um Chalons zu erreichen." Nach dieser keineswegs ernst zu nehmenden Mitteilung glaubte Mac Mahon Bazaine bereits auf dem Wege nach Montmedy begriffen und entschloß sich wohl oder übel, ihm auf Stenay entgegenzugehen. Bald ging auch ein Telegramm des Ministerpräsidenten aus Paris ein, das die Vereinigung mit der Rhein-Armee als dringend erforderlich hinstellte.

Am 23. brach die französische Armee von Reims an die Suippe zwischen Dontrien und St. Masmes auf.

Digitized by Google

Die beiden deutschen Armeen, die an diesem Tage mit dem rechten Flügel die Gegend östlich Verdun, mit dem linken St. Dizier erreichten, erfuhren allmählich, daß der Feind das Lager von Chalons geräumt habe, daß er nach Reims abmarschiert sei, und daß er dort Stellung genommen habe. Am 25. endlich ging ein über London befördertes Pariser Telegramm ein, das die Worte enthielt: „Mac Mahon sucht Vereinigung mit Bazaine zu gewinnen", und das damit bereits umgehende Gerüchte, aufgefangene Briefe und Zeitungsnachrichten bestätigte.

Um den im Marsch von Reims über Vouziers und Stenay, Attigny, Le Chesne und Beaumont, vielleicht auch über Rethel, Tourteron und Mouzon auf Metz anzunehmenden Feind zu treffen, durfte in der bisherigen Richtung nicht weiter marschiert werden, eine Rechtsschwenkung mußte vielmehr vorgenommen werden. Am 25. hatte die Maas-Armee mit dem rechten Flügel (XII. Korps) Dombasle, die Dritte Armee mit dem linken (XI. Korps) nahezu Vitry erreicht. Beide hätten also eine Rechtsschwenkung unter sehr günstigen Verhältnissen ausführen können, wenn sie mit den Anfängen ihrer Kolonnen die Linie Dombasle—Vitry ungefähr innegehalten und jedem Korps eine besondere Straße zugeteilt hätten. Am 26. hätte das den Drehpunkt bildende XII. Korps sich auf Charny schieben, die übrigen Korps die Linie Dombasle—St. Menehould—Chalons annähernd erreichen können.

Skizze 2.

An demselben Tage stellte die deutsche Kavallerie den anscheinend rechten französischen Flügel bei Vouziers und Buzancy fest. Von hier konnte der Feind an den folgenden Tagen den Marsch über die Maas auf Metz fortsetzen oder sich gegen die anrückenden Deutschen wenden oder endlich einem Zusammenstoß mit der Überlegenheit durch einen Rückzug ausweichen.

Allen diesen Möglichkeiten war dadurch zu begegnen, daß zwei Korps der Einschließungsarmee von Briey und Etain auf Longuyon und Marville, das XII. Korps von Charny auf Jametz, das Gardekorps am rechten Maas-Ufer entlang, das IV. und zwei Korps der Dritten Armee zwischen Maas und Aisne, die übrigen dreieinhalb Korps westlich letzteren Flusses, Kavallerie-Divisionen vor der ganzen Front und besonders vor dem linken Flügel vorgingen. Mochte der Feind in der Richtung auf Metz abmarschieren oder zwischen Maas und Aisne zum Angriff vorgehen oder aber dort in günstiger Stellung einen Angriff erwarten, immer wurde er in Front und einer oder beiden Flanken angegriffen und gegen die belgische Grenze gedrängt. Bedenklich war nur ein französischer Rückzug, der so früh angetreten wurde, daß der linke deutsche Flügel Mezieres nicht vor dem Feinde erreichen konnte. Dann mußten die Deutschen suchen, durch Linksschwenken oder Linksummachen sich einem Abmarsch nach Süden vorzulegen.

Ein Vormarsch, wie er in Skizze 2 dargestellt und bis zum 29. August, also bis zum Vorabend der Schlacht bei Beaumont durchgeführt ist, entspricht der von Moltke bei einer anderen Gelegenheit gegebenen Anweisung, „den Feind aufzusuchen und zu

Digitized by Google

schlagen". Hier ging Moltke von einem solchen Verfahren ab, weil es ihm vor allem darauf ankam, dem drohenden Entsatz von Metz eine möglichst große Zahl von Korps entgegenzuwerfen. Um dies zu erreichen, sollten beide Armeen aus der Linie Dombasle—Vitry zu einer schmalen Front nach Norden abschwenken. Nicht ohne vielfache Kreuzungen und nicht ohne Anhäufung von dreieinhalb Korps auf einer Straße ließ sich die Schwenkung nach Norden ausführen. Die Trains mußten größtenteils zurückgelassen werden, gerade in einem Augenblick, als das zu durchschreitende Gebirgsland ein Zurückgreifen auf die Vorräte der Verpflegungskolonnen nötig machte.

Skizze 1.

Zur Sicherung des Aufmarsches und zur Aufnahme der gegen Vouziers, Grand Pre und Buzancy vorgeschobenen Kavallerie rückte am 26. das XII. Korps nach Varennes. Dahinter nahmen das Garde-, das IV. und die beiden bayerischen Korps die Richtung auf Dombasle, Nixeville, Verdun. Die übrigen Korps der Dritten Armee stellten sich bereit, am nächsten Tage in nordwestlicher oder nördlicher Richtung abzumarschieren. Wenn der Feind den Marsch nach Osten fortsetzte, so war ihm westlich der Maas mit überlegenen Kräften kaum noch beizukommen. In zwei Tagen konnte er das rechte Flußufer gewonnen haben. Es mußte versucht werden, ihn dort zu erreichen. Nach Moltkes Plan sollten sich bis zum 28. das XII. Korps über Dun, das Gardekorps über Montfaucon, Consenvoye, das IV. über Charny in der Gegend von Damvillers vereinigen, zwei Korps der Einschließungsarmee über Etain und Briey an den rechten Flügel herangezogen werden, die beiden bayerischen Korps auf Azannes folgen. Dann mochte die feindliche Armee nach Überschreiten der Maas sich auf Damvillers wenden oder den Marsch auf Longuyon fortsetzen, immer war begründete Aussicht vorhanden, daß sie von den sieben deutschen Korps gegen die belgische Grenze gedrängt werden würde.

Die Meldungen, welche die Kavallerie brachte, ließen indessen erkennen, daß der Vormarsch Mac Mahons auf Metz zum Stehen gekommen sei. Die sieben deutschen Korps bei Damvillers werden am 28. keinen Feind vor sich haben. Es sollte versucht werden, auf dem linken Maas-Ufer überlegene Kräfte zur Vernichtungsschlacht zusammenzubringen. Dazu rückten die Korps der vorderen Linie vor, am 27. bis zur Linie Stenay—Dun—Montfaucon—Clermont—St. Menehould, am 28. bis zur Linie Stenay—Dun—Vantheville—Varennes—Vienne le Chateau—Cernay. Es war nahe daran, daß auch die von Stenay bis Cernay aufmarschierte Armee keinen Feind vor sich finden würde.

Skizze 3.

Skizze 1.

Ebenso wie die deutsche Armee am 26. gegen den noch nicht festgestellten Feind eine Schwenkung nach Norden einleitete, wandte sich die französische Armee instinktmäßig gegen den anrückenden Gegner nach Süden. General Douay ließ das 7. Korps östlich Vouziers mit der Front nach Westen Stellung nehmen und schob je eine halbe Brigade nach Grand Pre und Buzancy vor. Das 5. Korps (Failly) rückte am 26. nach Le Chesne, das 1. (Ducrot) nach Semuy und Attigny, das 12. (Lebrun)

Digitized by Google

nach Tourteron. Die deutsche Kavallerie, die sich im Laufe des Tages vor Buzancy, Grand Pre und Vouziers zeigte, ließ den General Douay annehmen, daß ein Angriff nahe bevorstände. Er beschloß, bei Vouziers und Buzancy Widerstand zu leisten. Zu seiner Unterstützung trat Mac Mahon am 27. mit der ganzen übrigen Armee den Marsch dorthin an, kehrte aber wieder um, als abgesehen von Kavallerie kein Feind sich sehen ließ.

Skizze 3.

Eine entschlossene Offensive, ein Aufrollen der vorgeschobenen Maas-Armee sind Mac Mahon nachträglich empfohlen worden. Eine solche Offensive hätte nicht wohl vor dem 28. erfolgen können und wäre an diesem Tage auf das XII. Korps bei Dun, das Gardekorps bei Bantheville, das von Montfaucon auf Cierges vorgerückte IV., das I. bayerische Korps nördlich Varennes gestoßen und hätte auch weiter westlich alle Straßen besetzt gefunden. Am nächsten Tage wäre der deutsche rechte Flügel stehen geblieben, der linke in Vormarsch gesetzt worden. Eine völlige Einschließung der französischen Armee hätte schon hier, nicht erst bei Sedan erfolgen können.

Ohne diese Verhältnisse trotz guter Nachrichten genau übersehen zu können, hielt es Mac Mahon der großen deutschen Überlegenheit gegenüber für zwecklos, einen Angriff abzuwarten oder einen solchen zu unternehmen. Noch weniger versprach er sich von einer Fortsetzung des Marsches auf Metz, zumal da von Bazaine keine Nachrichten zu erhalten waren. Er erwartete, daß ein Teil der Einschließungsarmee ihm entgegentreten, die ganze Masse der Armeen der beiden Kronprinzen aber ihm in Flanke und Rücken fallen würden. Wollte er seine Armee nicht vernichten lassen, so blieb ihm nur der Rückzug zunächst auf Mezieres übrig. Da die Deutschen ihren linken Flügel zurückgehalten, nicht einmal Kavallerie links der Aisne vorgeschickt hatten, und da eine genügende Zahl von Straßen zur Verfügung stand, so hätte der am 27. Abends befohlene Rückzug wahrscheinlich ungestört ausgeführt werden können. Der deutsche Rechtsabmarsch wäre ein Schlag ins Wasser gewesen, und ein recht schwieriger Feldzug gegen Paris hätte bevorgestanden.

Über diesen kritischen Augenblick half den Deutschen der französische Kriegsminister Graf Palikao hinweg. In Erwiderung auf Mac Mahons Meldung von seinem Rückzugsentschluß telegraphierte er in der Nacht zum 28.: „Wenn Sie Bazaine im Stiche lassen, so bricht die Revolution in Paris aus ... Ihre schnelle Vereinigung mit Bazaine erscheint dringend geboten.“ Ein weiteres Telegramm enthielt die bestimmte Forderung des Ministerrates, Bazaine zu Hilfe zu eilen. Nun war keine Wahl mehr. Mac Mahon entschloß sich, den eben aufgegebenen Marsch wieder aufzunehmen und ihn so gut wie möglich fortzusetzen, bis er durch die Übermacht des Feindes an der Durchführung verhindert würde. Daß diese Verhinderung mit seiner völligen Vernichtung wahrscheinlicherweise zusammenfallen würde, darüber war er sich klar. Offiziere werden nach allen Seiten verschickt, um den nach Westen weisenden Marschbefehlen die umgekehrte Richtung nach Osten zu geben. Einige Korps werden

Digitized by Google

erst erreicht, nachdem sie sich bereits in Marsch gesetzt haben. Das Kehrtmachen und Abschwenken der langen Kolonnen, das unvermeidliche Kreuzen mit anderen verursachte Störungen, die sich bei dem schlechten Wetter und den durch Regen verdorbenen Wegen doppelt fühlbar machten. Erst spät in der Nacht zum 29. kamen die letzten Truppen zur Ruhe. Es hatten erreicht an der Straße Attigny—Voncq—Beaumont das 1. Korps Le Chesne, das 12. La Besace, seine Kavallerie Beaumont. In die Straße Vouziers—Stenay war das 7. Korps von Quatre-Champs aus bei Boult-aux Bois eingebogen. Mit dem 5. hatte General Failly den Marsch über Bar auf Buzancy der feindlichen Kavallerie wegen nicht fortzusetzen gewagt, war über Sommauthe ausgebogen und biwakierte am Abend bei Belval und Bois des Dames.

Skizze 4. Die im Laufe des 28. im deutschen Hauptquartier eingehenden Meldungen ließen zunächst auf einen Abmarsch des Feindes in nordwestlicher Richtung schließen. Um 7° Abends wurde daher eine Rechtsschwenkung der zwischen Dun und Cernay aufmarschierten beiden Armeen in die Linie Nouart—Vouziers befohlen. Neue Meldungen, die in den Abendstunden einliefen, überzeugten aber Moltke, daß der Feind seinen Plan, Metz zu entsetzen, nicht aufgegeben habe, und bei Stenay und unterhalb die Maas zu überschreiten beabsichtige. Er werde indessen Stenay besetzt finden und gezwungen sein, sich gegen die Maas-Armee in seiner rechten Flanke zu wenden. Solange diese sich ohne Unterstützung befände, würde sie gut tun, in einer geeigneten Stellung, etwa zwischen Aincreville und Landres, den Angriff des Feindes und die Verstärkungen abzuwarten, die bald auf ihrem linken Flügel erscheinen würden und Befehl erhalten hätten vorzurücken: das I. bayerische Korps von Varennes nach St. Juvin, das II. von Vienne le Chateau nach Cornay, das V. und die württembergische Division von Cernay nach Grand Pre. Mit diesen dreieinhalb Korps und den dreien der Maas-Armee, denen links das XI. auf Monthois, das VI. auf Vienne le Chateau zu folgen hatten, war sodann ein Vorgehen gegen die Straße Buzancy—Stenay beabsichtigt.

Diese Berechnung Moltkes wäre bei jedem anderen Gegner untrüglich gewesen, nur nicht bei Mac Mahon, der einen von der öffentlichen Meinung ausgestellten Zwangspaß bei sich trug, unter allen Umständen einen Versuch machen mußte, über die Maas zu kommen, und doch womöglich eine Schlacht gegen den überlegenen Feind vermeiden wollte.

Auf die Meldung, daß Stenay von 15000 Deutschen besetzt sei, gab er den dortigen Übergang auf und bestimmte, daß am 29. marschierten das 12. Korps nach Mouzon, das 1. nach Raucourt, das 5. nach Beaumont, das 7. nach La Besace. Das 12. und 1. Korps mit den Kavallerie-Divisionen Margueritte und Bonnemains führten diesen Befehl aus, und ersteres schob Vorhuten auf den Straßen nach Carignan und nach Stenay bis Inor vor. Das 7. Korps, durch mehrere falsche Meldungen getäuscht, kam von Boult-aux Bois nur bis Oches und St. Pierremont. Da der be-

Digitized by Google

fehlsüberbringende Offizier des 5. Korps von einer Ulanen-Patrouille abgefangen worden war, führte General Failly einer früheren Weisung entsprechend seine zweieinhalb Divisionen nach Beaufort und Beauclair, um dort die Befehle Mac Mahons zum Angriff auf Stenay abzuwarten.

Auf deutscher Seite ging das XII. Korps am 29. früh bei Dun über die Maas und nahm zwischen dieser Stadt und Aincreville Stellung. Die eingehenden Meldungen ließen aber nicht auf einen bevorstehenden Angriff, sondern vielmehr auf einen Rückzug des Feindes schließen. Mit ihm Fühlung zu gewinnen, schien geboten, um so mehr, als es in dem Königlichen Befehl vom vorhergehenden Abend hieß: „Die Fortsetzung der Offensive gegen die Straße Vouziers—Buzancy—Stenay bleibt vorbehalten, eine alsbaldige Besitznahme derselben durch die Maas-Armee ist aber nicht ausgeschlossen, falls letzterer nur schwächere Kräfte des Feindes gegenüberstehen sollten." Da diese Bedingung nach allen eingegangenen Meldungen erfüllt zu sein schien, ließ der Kronprinz von Sachsen vom Gardekorps die 1. Division nach Buzancy, die 2. nach Thenorgues, das XII. Korps von Aincreville auf Nouart vorgehen, das IV. nach Remonville nachrücken. Vor dem Gardekorps wich der Feind auf St. Pierremont aus, dagegen stieß die Vorhut des XII. Korps bei Nouart auf das 5. französische Korps. Das hier entstehende Gefecht wurde aber sächsischerseits, um isolierte Kämpfe zu vermeiden, abgebrochen, nachdem die Anwesenheit stärkerer feindlicher Kräfte festgestellt worden war. Als die Sachsen auf die Höhe zwischen Nouart und Tailly zurückgingen, zog gleichzeitig das französische Korps nach endlich erhaltenem Armeebefehl in entgegengesetzter Richtung ab. Zwei Brigaden, die als Nachhut stehen blieben, verschleierten diesen Abmarsch, bis in der Nacht die Patrouillen der 12. Kavallerie-Division den Rückmarsch des ganzen Korps in Richtung auf Beaumont melden konnten. Das Verbleiben der Nachhut des 7. Korps bei St. Pierremont wurde von der Garde-Kavallerie während der Nacht festgestellt.

Im Großen Hauptquartier lagen noch einige andere von den Morgen- und Vormittagsstunden datierte Meldungen vor. Ob sie noch gültig oder durch die Ereignisse überholt wären, war nicht immer festzustellen. Moltke nahm indessen an: die Franzosen waren auf zwei Straßen über Voncq, Le Chesne, Stonne, La Besace und Beaumont, sowie über Vouziers, Buzancy und Nouart im Marsch nach der Maas begriffen. Sie können bei der Nähe der Maas-Armee, die bereits Buzancy und Nouart erreicht hat, die südliche Straße nicht länger benutzen und sind von ihr im Abmarsch nach der nördlichen begriffen. Auch auf dieser wird der Marsch nicht fortzusetzen sein. Es ist daher wahrscheinlich, daß die Franzosen sich hier zwischen den äußersten von ihnen als besetzt gemeldeten Punkten Le Chesne und Beaumont in guter Stellung zur Schlacht stellen werden. Der Teil dieser Stellung östlich der Straße Buzancy—Raucourt ist von der Maas-Armee anzugreifen, die auf die Unterstützung der beiden bayerischen Korps angewiesen wird.

Skizze 5.

Digitized by Google

Die Strecke westlich der angegebenen Straße bis Le Chesne fällt der Dritten Armee zu. In welcher Weise der Angriff auszuführen sei, wurde selbstverständlich den Oberkommandos überlassen. Da aber zum Angriff gegen die Front La Besace—Beaumont kaum mehr als drei Korps, einschließlich der beiden bayerischen, mit Nutzen verwandt werden konnten, so war es naheliegend, zwei Korps der Maas-Armee über den Fluß zur Umfassung der feindlichen linken Flanke zu schicken. Wenn in ähnlicher Weise der linke Flügel der dritten Armee über die Aisne ausgedehnt worden wäre, so hätte das für beide Armeen etwa die in Skizze 5 angedeuteten Bewegungen ergeben. Es wäre dann Aussicht vorhanden gewesen, den Feind, er mochte zwischen Le Chesne und Beaumont standhalten oder zurückgehen oder sich seitwärts nach rechts oder links verschieben, gegen die belgische Grenze zu drängen.

Skizze 6.

Die beiden Armeen zogen indessen vor, den Feind nicht zu umfassen, sondern durch getrennte, in sich geschlossene Angriffe zu einem Rückzug zu bewegen, der bereits in seiner Absicht lag. Zunächst übersetzten sie die von dem Großen Hauptquartier gegebene Nachricht, der Feind stehe zwischen Le Chesne und Beaumont in: „Der Feind stehe bei Le Chesne und bei Beaumont.“ Dieser Deutung entsprechend wollte die Maas-Armee den bei Beaumont angenommenen Feind mit dem XII., IV. und I. bayerischen Korps in erster, dem Garde- und II. bayerischen Korps in zweiter Linie, die Dritte Armee den bei Le Chesne nicht vorhandenen Feind mit dem XI. Korps und der württembergischen Division in erster, dem VI. Korps in zweiter Linie angreifen. Der Feind, der zwischen St. Pierremont und Oches festgestellt worden war, wurde als nicht vorhanden angenommen. Das V. Korps, das über diese Orte auf Stonne in Marsch gesetzt wurde, sollte nur die Verbindung zwischen beiden Armeen aufrecht erhalten und je nach Bedarf sich entweder gegen das Nichts bei Le Chesne wenden oder das Übermaß der auf Beaumont angesetzten Kräfte verstärken. Die Fiktion, die Straße über Stonne sei vom Feinde frei, ließ sich aber ebensowenig wie diejenige, Le Chesne sei stark besetzt, lange Zeit aufrecht erhalten. Bald stellte es sich heraus, daß in Le Chesne kein Mann vorhanden, daß der bei Oches gemeldete Feind auf Stonne zurückgezogen sei, und daß er eine starke Stellung mindestens mit einer Nachhut besetzt habe. Infolgedessen beschloß das Oberkommando, das XI. Korps und die württembergische Division nach La Berliere heranzuziehen. Es ist somit für den Nachmittag des 30. zu erwarten daß drei Korps den Feind bei Beaumont, zweieinhalb denjenigen bei Stonne angreifen werden. Drei Korps werden als Reserve unberührt erhalten werden.

Für den ersteren Angriff wurde bestimmt, daß das XII. Korps mit einer Division über Laneuville auf der Chaussee, mit der anderen von Beauclair durch den Wald, das IV. westlich davon auf zwei Waldwegen, das I. bayerische auf der Chaussee über Sommauthe, alle fünf Kolonnen auf Beaumont, vorgehen sollten. Das Gardekorps hatte bei Fossé, das II. bayerische bei Sommauthe in Reserve zu bleiben.

Digitized by Google

Von den drei zum Vormarsch bestimmten Waldwegen näherten sich die beiden östlichen bereits vor Beaumont unmittelbar der Chaussee, so daß im Grunde nur drei Vormarschstraßen bei dieser Stadt ausmündeten: die Chaussee Stenay—Beaumont, die von der 7. Division und dem XII. Korps, die Chaussee über Sommauthe, die von dem I. bayerischen Korps eingenommen wurde; ein dazwischen liegender Waldweg blieb der 8. Division. Im übrigen war der von der Maas-Armee für den 30. August erlassene Marschbefehl nach den damaligen Anschauungen und Grundsätzen einwandfrei. Es konnte vor Beaumont in schmalster Front eine tiefgegliederte Masse von drei Korps gebildet werden. Aber freilich war der weit schwächere Feind, wenn er sich in breiter Front aufstellte, imstande, eine gleiche, wenn nicht stärkere Feuerkraft zu entwickeln. Ging er schließlich zurück, vermochte man ihm nur mit geringen Kräften zu folgen, so daß der Rückzug sich ungestört vollziehen konnte, falls für genügende Übergänge über die Maas gesorgt war. Für diese Nachteile des Angriffs vermochte eine starke, intakt zu haltende Reserve von zwei Korps schwerlich zu entschädigen. Jedenfalls wäre eine Abänderung der getroffenen Anordnungen geboten gewesen, als am späten Abend von der über die Maas entsandten Kavallerie das Vorgehen des Feindes von Mouzon bis Inor gemeldet und damit alle Nachrichten bestätigt wurden, die durch den aufgefangenen französischen Armeebefehl über die Bewegungen des Feindes bereits bekannt waren. Augenscheinlich ist die Voraussetzung, die Moltke bei Abfassung des Befehls für den 30. geleitet hatte, nicht mehr zutreffend. Der Feind will offenbar nicht in dem Raum zwischen Beaumont und Le Chesne eine Schlacht annehmen, sondern er ist bereits mit einem Teil seiner Kräfte über die Maas gegangen und wird voraussichtlich am nächsten Tage mit dem übrigen Teil auf das rechte Ufer folgen. Für diesen Fall hatte Moltke früher ebenfalls einen Maas-Übergang vorgesehen. Es wird sich daher empfehlen, von dem Übermaß von Kräften, die der Maas-Armee zu Gebote stehen, wenigstens zwei Korps über den Fluß zu schicken, um mit ihnen auf dem schmalen Raum zwischen der Maas und der belgischen Grenze dem Vordringen des Feindes Halt zu gebieten und diesen in eine für einen Angriff von Westen und für eine Vernichtung geeignete Lage zu bringen. Das Oberkommando wollte sich jedoch in seinen bereits getroffenen Anordnungen nicht stören lassen. Der ganze Apparat von nahe an 150000 Mann wird in der einmal befohlenen Weise in Bewegung gesetzt, um einem im Rückzug befindlichen Korps vielleicht noch einige Verluste beibringen zu können.

Die Anordnungen werden so getroffen, daß gleich nach der Mittagsstunde der überraschende Angriff auf Beaumont erfolgen kann. Daß man zu dieser Zeit den Feind dort noch vorfand, verdankte man nur der Patrouille, die Mac Mahons Generalstabsoffizier den für das 5. Korps bestimmten Befehl abgenommen hatte. Dieses Mißgeschick war die Veranlassung gewesen, daß das Korps nicht am Morgen, sondern am Abend des 29. abmarschiert, erst in der Nacht bei Beaumont eingetroffen war und

Digitized by Google

den Vormittag des 30. nicht zum Weitermarsch, sondern zur Wiederherstellung der erschöpften Kräfte gebrauchte.

Skizze 7. Offiziere und Mannschaften saßen im Lager südlich von Beaumont zwischen der Straße nach Stenay und dem Wege nach Beausejour beim Mahle, als die Vorhut der 8. Division (Jäger 4) zwischen La Tuilerie und der Ferme Belle Volée aus dem Walde heraustrat. Es war die Absicht, die sorglosen Krieger nicht zu stören, sondern zunächst die Division gedeckt hinter der Höhe aufmarschieren zu lassen. Als aber ein Bauer aus den nächsten Gehöften im französischen Lager den Ruf „der Feind ist da" hören ließ, und die Kochkessel schleunigst verlassen wurden, glaubte der Divisionskommandeur, General v. Schöler, doch die augenblickliche Gefechtsunfähigkeit des Feindes durch die eben herangekommenen beiden Vorhutbatterien ausnutzen zu sollen. Einige in den dichten Haufen gerichtete Schüsse taten ihre Wirkung. Aber bald hatten die Franzosen einen Schützenschwarm gebildet, der von dem Vorteil des weittragenden Gewehrs mit Schnellfeuer Gebrauch machte und nicht nur dem Jägerbataillon, sondern auch den Batterien so erhebliche Verluste beibrachte, daß fast die Bedienung der Geschütze in Frage gestellt wurde. Die Lage der Dinge änderte sich, als die Franzosen mit dichten Schützenlinien und dahinter folgenden Massen zum Angriff vorgingen, in das wirksame Feuer der Jäger kamen und, nun ihrerseits mit Geschossen überschüttet, abgewiesen wurden.

Ein zweiter französischer Angriff richtete sich gegen das Regiment 66, das — unterstützt durch vier Batterien — an der Spitze der 7. Division über Belle Tour in der Richtung auf Beaumont vorgegangen war. Auch dieser Angriff wurde abgewiesen. Inzwischen hatte der Aufmarsch der 8. Division auf der Höhe von Ferme de Petite Foret nur geringe Fortschritte gemacht. Da sich der Kommandeur der Vorhut eine Kompagnie, jeder Regimentskommandeur ein Bataillon, der Brigadekommandeur deren zwei und so fort zur Verfügung zurückbehielten, und da die Artillerie besondere Bedeckungen, jedes Gehöft eine Besatzung erforderten, so waren, obgleich die Infanterie ziemlich vollständig aus dem Walde herausgetreten war, doch nur dreieinhalb Bataillone und vier Batterien verfügbar, um mit drei Bataillonen und vier Batterien der 7. Division von Süden und Südosten zum Angriff gegen das französische Lager vorzugehen, das nach kurzem, durch das Chassepotgewehr verlustreich gemachtem Kampfe unter Hinterlassung von Gefangenen und Geschützen geräumt wurde.

Bei dem Angriff hatte sich die 7. Division südlich der Straße Stenay—Beaumont gehalten. Weder das Regiment 66, noch das ihm als zweites Treffen folgende Regiment 26 hatte die jenseits südöstlich von Beaumont gelegene Höhe beachtet, die doch das Lager, die Stadt und die Rückzugsstraße weiter nördlich beherrschte. Die Folge war, daß der Feind, der dort stand oder dorthin zurückgegangen war, sich in dem Graben der wallartig aufgeworfenen Straße einnistete und die rechte Flanke der 66er unter Feuer nahm. Einige Kompagnien mußten rechts abschwenken und

Digitized by Google

im schwierigen Gefecht den wohlgedeckten Feind vertreiben, der sich schließlich, von schwachen Truppen verfolgt, auf Letanne zurückzog.

Von Belle Tour her folgte dem Regiment 66 das Regiment 26, und diesem die 14. Brigade nach Beaumont. Über Petite Foret strömten der größte Teil der 16. Brigade und das Regiment 31 ebendorthin. Nur ein bis zwei Bataillone jener Brigade und das Regiment 71 nahmen die Richtung auf die Höhe westlich von Beaumont. Überall starrte den Deutschen eine Artillerielinie entgegen, die sich nördlich von Beaumont nach rechts und links erstreckte. Zu ihrer Bekämpfung fuhren die 14 Batterien des IV. Korps südlich der Stadt mit dem rechten Flügel auf der Höhe südlich Letanne, mit der linken Hälfte jenseits der Chaussee nach Sommauthe auf. Rechts wurde diese Linie durch die 23. Division verlängert, die mit sechs Bataillonen und zehn Batterien teils bei Wamme, teils bei Beaulieu den Wamme-Bach überschritten hatte und auf die Höhe südöstlich Beaumont gerückt war. Den linken Flügel verlängerten drei vom I. bayerischen Korps vorausgeschickte Batterien. Das Feuer von 25 Batterien hatte indessen keinen anderen Erfolg, als daß die feindliche Artillerie, nachdem sie den Abzug der Infanterie hinreichend gesichert, von Stellung zu Stellung zurückging und endlich der Hauptsache nach hinter dem Bois de Givodeau verschwand. Während dieses Artilleriekampfes ordneten sich die Bataillone und vier Batterien des IV. Korps in und südlich Beaumont und schloß das XII. Korps, abgesehen von den sechs Bataillonen und zehn Batterien auf der Höhe südlich Letanne, links des Wamme-Baches auf.

Das I. bayerische Korps hatte auf den Kanonendonner hin seinen Marsch beschleunigt. Dem Kommandeuer der an der Spitze befindlichen 2. Division, General Schumacher, der auf das Gefechtsfeld vorausgeeilt war, wurde von einem Generalstabsoffizier des IV. Korps vorgeschlagen, die Richtung auf La Thibaudine Ferme zu nehmen, da von den dortigen Höhen der von Beaumont zurückgehende Feind in wirksamster Weise flankiert werden könnte.

Der General ging bereitwillig auf diesen Vorschlag ein. Seine vorausgeschickte Kavallerie erhielt jedoch aus den Büschen südlich La Harnoterie Ferme und beim Zurückgehen auch von La Thibaudine aus Feuer. Ersteres rührte von einer Abteilung des 5. französischen Korps her, das sich von Beaumont auf La Harnoterie zurückgezogen hatte, letzteres von der Vorhut der Division Conseil Dumesnil, die von Oches über La Besace und La Thibaudine nach Mouzon marschieren wollte, während General Douay mit den beiden übrigen Divisionen des 7. Korps vorsichtigerweise den Weg über Stonne und Raucourt auf Remilly einschlug.

Als die an der Spitze der 2. bayerischen Division befindliche 4. Brigade sich entwickelte und auf La Thibaudine vorging, erhielt sie von Le Grand Dieulet her Feuer. Sie mußte zum Teil nach links einschwenken. Ein anderer Teil setzte den Marsch auf La Thibaudine fort, vertrieb von dort den Feind, der sich aber in den Büschen östlich des Yoncq-Baches nördlich der Straße La Besace—Beaumont wieder festsetzte.

Digitized by Google

Nach kurzem Feuergefecht nördlich und südlich der großen Straße wurden die Franzosen durch einen entschlossenen Anlauf nach Warniforet zurückgetrieben, und zwar so schnell, daß die 3. Brigade, welche von Süden her einen Flankenangriff durch Le grand Dieulet machen sollte, nur noch auf vereinzelte versprengte Franzosen stieß. Ein Jäger=Bataillon hatte inzwischen die rechte Flanke gegen La Harnoterie gedeckt. In Gemeinschaft mit einem Bataillon des Regiments 86, das in der von Beaumont nach La Harnoterie aufsteigenden Schlucht herangekommen war, und mit Unterstützung von zwei preußischen und einer bayerischen Batterie wurde auch dieser Feind vertrieben.

Das Bataillon des Regiments 86 bildete auf dem linken Flügel die Vorhut des IV. Korps, das sich nach ungefähr zweistündiger Rast nach 3⁰ von Beaumont aus wieder in Bewegung setzte.

Skizze 8. Die 7. Division ging tiefgegliedert mit zwei Bataillonen in der Front östlich, die 8. Division westlich der Straße nach Mouzon vor. Das I. bayerische Korps wurde von dem Oberkommando der Dritten Armee angewiesen, in möglichster Stärke auf La Besace vorzurücken, um die in der „Heeresfront noch bestehende Lücke zwischen Beaumont und Stonne auszufüllen“. Infolgedessen wurde nur eine Abteilung von vier Bataillonen, zwei Batterien unter Oberst Schuch auf dem linken Flügel des IV. Korps belassen. Der Rest der 2. Division folgte von Warniforet dem nach Norden zurückgehenden Feinde, während die 1. Division auf die Straße nach La Besace gesetzt wurde. So war auf dem linken Flügel der Vormarsch in eine sachgemäßere Form gebracht worden. Auch auf dem rechten Flügel wäre es nach der Einnahme von Beaumont immer noch Zeit gewesen, das XII. Korps bei Pouilly, das Gardekorps bei Stenay über die Maas zu schicken, um wenigstens mit dem ersteren noch bei Mouzon Erfolge zu erzielen. Das Oberkommando blieb indessen dabei, das XII. Korps hinter dem rechten Flügel folgen zu lassen, das Gardekorps auf den vorher vom IV. Korps benutzten Waldwegen nachzuziehen.

Die zwei Bataillone der 13. Brigade an der Spitze der 7. Division gingen auf dem schmalen Bergrücken zwischen der großen Straße und der Maas vor, vertrieben die feindliche Nachhut aus La Sartelle und dem Bois de Givodeau, sahen sich aber am Nordrande des Waldes einer starken Stellung gegenüber.

Die zweistündige Pause, die entstanden war durch das Aufschließen des IV. Korps, seine Versammlung auf engstem Raum in und bei Beaumont, die Wiederherstellung der durcheinander gekommenen Verbände und das Ordnen der Truppen zum erneuten Vorgehen, hätten Failly einen solchen Vorsprung geben können, daß er unter unwesentlichen Nachhutgefechten auf mehreren Brücken glücklich auf das rechte Maas=Ufer gekommen wäre. Da er aber auf eine so lange Pause kaum rechnen konnte und nicht in Unordnung über den Fluß geworfen werden wollte, hatte er auf den Höhen von Villemontry und dem Mont de Brune eine Stellung genommen, die

Digitized by Google

er bis zum Eintritt der Dunkelheit halten mußte, um dann auf vorbereiteten Übergängen unbemerkt abzuziehen. Zu seiner Unterstützung schickte General Lebrun eine Infanterie- und eine Kavallerie-Brigade des 12. Korps über Mouzon vor*), und ließ durch die Division Lacretelle das hohe rechte Maas-Ufer zwischen Warmonterne und Alma Ferme besetzen. Der linke Flügel der französischen Stellung erhielt somit eine außerordentliche Stärke, die noch dadurch erhöht wurde, daß durch den dichten Wald von Givodeau Artillerie des Angreifers gar nicht, Infanterie nur in wenig geordnetem Zustande durchgebracht werden konnte.

Der Oberkommandierende gedachte durch eine Umfassung des linken Flügels vom Maas-Tal aus Luft zu machen. Der 45. Brigade wird befohlen, auf dem unmittelbar am Ufer laufenden Wege vorzugehen. Auf schmalstem Raum eingeengt wird sie von der Division Lacretelle mit Geschütz-, Mitrailleusen- und Gewehrfeuer überschüttet. Mit diesem Feinde im Rücken war es unmöglich, die wohlbesetzten Höhen von Villemontry zu stürmen. Der Umfassungsplan wird aufgegeben, die Brigade nach La Sartelle zurückgezogen. Nur zwei Kompagnien, denen es gelungen war, die Nordostecke des Bois de Givodeau zu besetzen, werden dort belassen.

Jetzt fragte es sich, ob man nach dem Vorbilde von Gravelotte im nachhaltigen Kampfe Bataillon auf Bataillon, Regiment auf Regiment, Brigade auf Brigade im wirren Haufen aus dem Walde gegen die französischen Batterien und das französische Schnellfeuer vorführen, große Verluste, die Auflösung aller Verbände und ein grenzenloses Durcheinander herbeiführen, oder ob man die reichlich vorhandenen Reserven nach dem bei Sadowa und im Bois de la Cusse gegebenen Beispiele als nicht zu fehlende Scheibe für die feindlichen Granaten verwenden sollte. Keines von beiden erschien verlockend. Dagegen regte sich bei manchem, jedenfalls beim Generalkommando, die Vermutung: das XII. Korps gehört nicht auf das linke, sondern auf das rechte Maas-Ufer. Dort könnte es den Feind, der unsere Flanke unter Feuer nimmt, vertreiben und den anderen Feind, der vor unserer Front eine uneinnehmbare Stellung besetzt hat, den Rückzug über Mouzon verlegen. Für die Ausführung so schöner Gedanken erschien der Weg zu weit und die Tagesstunde zu sehr vorgerückt. Man mußte die Konsequenzen eines nach der damaligen Auffassung musterhaften Armeebefehls auf sich nehmen und abwarten, ob Hilfe von irgendeiner anderen Seite kommen würde.

Zu der Zeit, als die 13. Brigade gegen das Bois de Givodeau vorrückte, hatte der Kommandierende General des IV. Korps, v. Alvensleben, die Überzeugung gewonnen, daß die westlich des Waldes gelegene Höhe 918 stark besetzt sei. Er ließ die der 13. folgende 14. Brigade links über die große Straße hinausziehen, um in Gemeinschaft mit der 8. Division das vermeintliche Hauptbollwerk des Feindes zu

*) Vgl. Skizze 7.

Digitized by Google

nehmen. Als die Brigade über die Straße hinübergelangt war, füllte sie den ganzen Raum zwischer dieser und dem Yoncq-Bach aus und war für sich allein mit den ihr beigegebenen Batterien imstande, die nur von einer Nachhut besetzte Höhe durch einen Angriff von Süden wie von Südwesten zu nehmen. Die etwas zurückgebliebene 8. Division sah sich vollständig ausgedrängt und entschloß sich, mit ihrem größten Teil und der Abteilung des Obersten Schuch in das Yoncq-Tal und auf dessen jenseitiges Ufer überzugehen, während der kleinere Teil sich zwischen die 13. und die 14. Brigade einschob. So erhielt das IV. Korps eine etwas größere, wenn auch immer noch bescheidene Breitenausdehnung, in der seine Kräfte einigermaßen zur Wirkung kommen konnten. In der ungefähren Reihenfolge von rechts nach links: vier Bataillone der 8. Division, 14. Brigade, acht Bataillone der 8. Division, vier Bataillone des Obersten Schuch, wird nun vorgegangen, mit Angriffen auf Front und rechte Flanke der Mont de Brune genommen, unter völliger Umgehung des Flügels die Höhe nördlich Pourron besetzt, der linke Flügel bis Autrecourt ausgedehnt, unter dem Schutz der auf den Höhen aufgefahrenen Batterien in das Flußtal hinuntergestiegen, die Vorstadt von Mouzon genommen, der Feind in die Maas gedrängt und die auf dem jenseitigen Ufer in nördlicher Richtung abziehenden Kolonnen unter Feuer genommen. Gegenangriffe, Kavallerieattacken werden — wie in solchen Lagen geboten — unternommen. Sie verschlimmerten nur noch die Niederlage. Nun kann auch der Feind die Stellung bei Villemontry nicht mehr gegen einen Angriff der 13. und 45. Brigade halten. Er wird größtenteils gegen die Maas gedrängt. Nicht alle erreichen das jenseitige Ufer, einige kommen in den Fluten um, andere werden gefangen genommen, noch andere verbergen sich, da die Dunkelheit eintritt, in den Gebüschen am Ufer. Mouzon und die Maas-Brücke bleiben in den Händen der Franzosen. Ein Versuch, die Stadt nach Eintritt der Dunkelheit zu nehmen, mißlingt. Die Deutschen müssen sich mit dem Besitz der Vorstadt begnügen. Dahinter lagert das IV., nördlich Beaumont das XII., südlich das Gardekorps.

Inzwischen war die 1. bayerische Division von Sommauthe nach La Besace und weiter in Richtung auf Raucourt vorgerückt. Durch diesen Vormarsch hatte sich die französische Nachhut bei Stonne beizeiten zum Abzug bestimmen lassen. Nördlich Raucourt wird sie jedoch eingeholt und nach heißem Gefecht auf Remilly zurückgeworfen. Nach dem weiten Marsch von St. Juvin*) bis Raucourt, nach mancherlei Umwegen und Gefechten gebietet der Eintritt der Dunkelheit, die Verfolgung einzustellen. Die 1. Division bezieht Biwaks.

Durch den von Beaumont und Mouzon her erschallenden Kanonendonner haben sich das V. Korps und die 4. Kavallerie-Division nach der Straße Buzancy—Raucourt anziehen lassen, so daß Abends stehen die 1. bayerische Division bei Raucourt, die

Skizze 9.

*) Vgl. Skizze 6.

Digitized by Google

1. Kavallerie-Division um Flaba, die 2. bayerische Division nördlich, das V. Korps südlich La Besace, das II. bayerische Korps bei Sommauthe. Das XI. Korps hatte sich nach Stonne, die 2. Kavallerie-Division nach Oches, die württembergische Division nach Verrieres herangezogen. Ganz getrennt von der Armee, wie vergessen, standen das VI. Korps bei Vouziers, die 5. und 6. Kavallerie-Division bei Tourteron und Le Chesne.

1800 Tote und Verwundete bei den Franzosen, 3500 bei den Deutschen würden die Schlacht bei Beaumont für erstere nicht sehr ungünstig erscheinen lassen, wenn nicht der Verlust von 3000 Vermißten, darunter 2000 unverwundeten Gefangenen, und von 42 Geschützen, sowie eine neue beträchtliche Entmutigung der gesamten bereits entmutigten Armee hinzugetreten wäre. Immerhin waren die Franzosen glücklich genug davon gekommen. Die Schlacht, die Mac Mahon so lange wie möglich hatte vermeiden wollen, aber auf die Dauer nicht vermeiden konnte, hatte stattgefunden, ohne doch, wie zu befürchten gewesen war, eine Vernichtungsschlacht geworden zu sein. Sie hätte eine solche werden müssen, wenn die Oberkommandos weniger Korps in Reserve und mehr Korps in der Front gehabt, wenn sie ihre Armeen weniger nach der Mitte zusammengedrängt, sondern mehr nach den Flügeln verbreitert hätten, und wenn diejenigen Korps, die nicht auf den Feind gestoßen, nicht stehen geblieben, sondern rasch vorwärts gedrungen wären. Dann hätte die Schlacht am 30. und eine kurze Verfolgung am 31. zu einer völligen Einschließung der französischen Armee geführt. Ein so vernichtender Ausgang war glücklich vermieden, aber auch der Beweis geführt worden, daß eine Fortsetzung der Unternehmung zur Befreiung Bazaines unmöglich sei. Wollte man nicht unfehlbar vernichtet werden, so mußte der Rückzug unverzüglich angetreten werden. Dazu standen zwei Straßen in westlicher, zwei in südlicher Richtung für je ein Korps offen: von Remilly auf dem linken Maas-Ufer über Donchery und Flize, von Mouzon über Sedan und Mezieres, von Stenay längs der Maas über Verdun und von Carignan über Montmedy und Fresnes.

Durch einen solchen nach entgegengesetzten Seiten gerichteten Rückzug wäre allerdings die Armee in zwei Teile gerissen und zur Lieferung einer Schlacht ungeeignet gemacht worden. Einer Schlacht wollte man sich aber gerade entziehen, und das war am sichersten durch einen Rückzug auf möglichst vielen Straßen und nach verschiedenen Richtungen zu erreichen. Wurde die Bewegung bereits am Abend des 30. angetreten und noch in der Nacht soweit gefördert, um außerhalb der Greifnähe des Feindes zu gelangen, so wäre der Rückzug so gut wie nach Wörth und Spichern gelungen und mit Hilfe der Eisenbahnen hätten sich Ducrot, Failly, Lebrun und Douay in Paris so gut wieder zusammengefunden, wie sich wenige Tage früher Mac Mahon, Failly und Douay in Chalons zusammengefunden hatten. Auch wenn die Armee zusammengehalten werden sollte, gewährte ein Rückzug, oder wenn man will die Fortsetzung des Vormarsches in südlicher Richtung bessere Aussichten und größere Freiheit der Bewegung

Digitized by Google

als ein Abmarsch nach Westen. Mac Mahon wollte jedoch den ihm unvermutet offen gelassenen Ausweg nicht benutzen, sondern hielt an dem bisher in Aussicht genommenen Rückzug über Mezieres fest.

Skizzen 9 u. 11. Waren auch die Truppen sehr mutlos und durch die vorhergegangenen Anstrengungen sowie Mangel an Verpflegung äußerst erschöpft, so vollzog sich doch der Nachtmarsch nach Sedan in verhältnismäßig guter Ordnung. Voran das 5. Korps gelangte über Douzy und Bazeilles nach Fond de Givonne und auf das nördliche Festungsglacis. Die drei Divisionen des 12. Korps folgten mit je anderthalbstündigem Abstand und besetzten das rechte Givonne-Ufer von Bazeilles bis Daigny. Den Schluß machten zwei Divisionen des 1. Korps, die östlich Douzy den Abmarsch gedeckt hatten und den linken Flügel des 12. Korps bis Givonne verlängerten. Das 7. Korps*) war mit einigen kleinen Teilen bereits frühzeitig bei Mouzon, mit weiteren, größeren Teilen gegen Abend bei Remilly über die Maas gegangen und hatte sich in die Marschkolonnen der übrigen Korps eingefügt. Als die Reservebatterie und die letzte Division Liébert bei Remilly über die Maas folgen wollten, brach die Brücke zusammen. General Douay mußte mit diesem Rest seines Korps auf dem linken Ufer bleiben. Anstatt sich des Besitzes einer besonderen Marschstraße zu freuen und sie wenigstens bis Donchery zu benutzen, bog er bei Sedan in die eine Straße ein, auf welche die ganze übrige Armee angewiesen war. Auf ihr gelangte er bis Floing, wohin sich im Laufe des 31. auch die übrigen Teile seines Korps heranfanden. In der Frühe dieses Tages war die Armee bei Sedan versammelt. Nur der General Ducrot mit zwei Divisionen des 1. Korps und der Kavallerie-Division Margueritte stand noch südöstlich Carignan bei Blagny und rückte erst am Nachmittag in die Givonne-Stellung ein.

Er brauchte nicht abgewartet zu werden, um den Rückzug fortzusetzen. Wenn sich die Vorhut am Morgen des 31. in Bewegung setzte, Korps für Korps ihr folgte, so kam Ducrot immer noch frühzeitig genug an, um sich der langen Marschkolonne als Nachhut anzuschließen. Die Truppen waren aber durch die Märsche des 30. bis tief in die Nacht des 31. hinein zu sehr ermüdet, entbehrten schon zu lange jeglicher Verpflegung, um bereits am Morgen den Rückzug fortsetzen zu können. Eine Rast mindestens bis zum Mittag erschien dringend geboten und auch unbedenklich.

Auf engem Raume in unmittelbarer Anlehnung an Sedan vereinigt konnte die französische Armee als gesichert gelten. Gegen Süden und Osten, aus welchen Richtungen der Feind zu erwarten ist, wird sie durch die Maas und die Givonne geschützt. Im Norden liegt das unberührbare Belgien. Von dieser Seite ist ein Angriff nicht zu erwarten, nach den beiden anderen leicht abzuwehren. Auch der Rückzug nach Westen über Mezieres wurde für ungefährdet gehalten.

---

*) Vgl. Skizze 8.

Digitized by Google

Allerdings wird die dorthin führende Straße zwischen St. Menges und Vrigne-aux Bois durch den Maas-Bogen von Iges einerseits, die schwer zugängliche Schlucht östlich des Bois de la Falizette anderseits zu einem schmalen Damm und einer schmalen Brücke eingeschnürt. Diesen Engpaß sollen 140 000 Mann mit Pferden, Geschützen, Wagen und Troß durchziehen, um bei Mezieres über die Maas und in die Freiheit zu kommen. Daß der jenseitige Ausgang für die Riesenkolonne nicht gesperrt sein wird, dafür bürgt die Neigung der beiden deutschen Armeen, Masse zu bilden, Korps hinter Korps zu setzen, von rechts und links zusammenzuschließen. Sie werden ihren linken Flügel nicht bis Mezieres verlängern, und um nicht durch den Überfluß an Kräften zu einer solchen Ausdehnung gedrängt zu werden, ist das VI. Korps zur Sicherung der rückwärtigen Verbindungen nach Attigny geschickt worden. Wegen Mezieres kann daher Mac Mahon völlig beruhigt sein, wenn auch nicht in der Nacht vom 30. zum 31. General Vinoy mit einem Teil des 13. Korps dort eingetroffen wäre.

Auch wegen der Maas zwischen Frenois und Mezieres, namentlich wegen der Strecke zwischen Donchery und Flize macht er sich wenig Sorgen. Er glaubt nicht, daß die Deutschen einer so ausgedehnten Umgehung fähig sind. Damit unterschätzte er aber doch seinen Gegner erheblich. Die Flanke an der Maas mußte durchaus gesichert werden. Es genügte nicht, die vorhandenen Brücken zu zerstören. Noch wichtiger war, zu verhindern, daß sie wiederhergestellt, daß neue geschlagen und beide vom Feinde benutzt wurden. Sobald die Truppen sich von den großen Anstrengungen des vorigen Tages einigermaßen erholt haben, muß das 7. Korps nach Donchery abrücken und die Verteidigung der Maas-Strecke Frenois—Flize übernehmen. Das 13. Korps (Vinoy), das am Abend des 30. bei Mezieres eingetroffen ist, nimmt Stellung bei Boulzicourt—Poix. Nördlich der großen Straße vorhandene Nebenwege werden durch kurze Kolonnenwege und Brücken zu einer zweiten Marschstraße verbunden, die bei Charleville ausmündet. Dann können zwei Korps gleichzeitig abmarschieren. Ein drittes nimmt Stellung an der Givonne und folgt auf beiden Straßen. In gleicher Höhe mit ihm geht nach Zerstörung der Maas-Brücken das 7. Korps von Donchery über die Brücke bei Les Ayvelles in Richtung auf Warnecourt, zuletzt das 13. Korps zurück. In vier Kolonnen nebeneinander wird sich der Rückzug auf genügend vorhandenen Straßen in westlicher oder südwestlicher Richtung ausführen lassen. Wenn die Zeit vom 31. August Mittags bis zum 1. September früh nicht wesentlich überschritten wird, so ist eine nennenswerte Störung ausgeschlossen.

Skizze 10.

Es werden indessen keine Kolonnenwege angelegt. Das 7. Korps rückt nicht nach Donchery und das 13. bleibt bei Mezieres. Nur Befehl wird gegeben, die Brücken zwischen Sedan und Mezieres zu zerstören. Dieser Befehl wird hinsichtlich der nahe an Mezieres gelegenen Brücken, die man selbst hätte benutzen können, pünktlich ausgeführt. Mit Zerstörung der wichtigsten Brücke bei Donchery wurde

Digitized by Google

eine Geniekompagnie aus Sedan bestimmt und mit einem Eisenbahnzuge dorthin befördert. Sie landete glücklich. Der durch die mögliche Nähe des Feindes etwas geängstigte Lokomotivführer fuhr aber weiter, bevor die Pulverfässer und die nötigen Werkzeuge hatten entladen werden können. Andere Mittel zur Zerstörung der wichtigen Brücke aufzusuchen, erschien der Kompagnie nicht geboten.

Aber auch mit Beibehalt der Brücke von Donchery hätte der Rückzug durchgeführt werden können, wenn er nur frühzeitig angetreten wurde. Der 31. August geht jedoch vorüber, ohne daß ein Befehl gegeben wird.

Mac Mahon kann, so lautet die Kritik, den Ernst seiner Lage nicht klar erkannt haben. Sie war ihm nur allzu klar. Sie war ihm vollständig klar gewesen, als er am 23. den Marsch von Reims aus antrat, und sie war ihm vollends klar gewesen, als er am 28. den bereits aufgegebenen Marsch auf bündigen, aus Paris erhaltenen Befehl wieder aufnahm, um „den Ausbruch einer Revolution zu verhindern“. Nach der Schlacht am 30. hatte er geglaubt, den verderblichen Plan aufgeben und den Rückzug antreten zu dürfen. Wenn der opfervolle Kampf, die heldenmütige Tapferkeit aller Truppen, aber auch das Unterliegen unter der rohen Kraft der Übermacht gehörig geschildert worden wären, so hätte doch wohl die öffentliche Meinung ein Einsehen gehabt, den Rückzugsentschluß gebilligt und den Ausbruch der Revolution noch etwas hinausgeschoben. Unglücklicherweise erkannte Kaiser Napoleon die Glücksgabe nicht, die ihm die Schlacht bei Beaumont gebracht hatte. Abgestumpft durch die Gewohnheit einer langen Regierungszeit, jeden Unfall, jedes Mißgeschick zu beschönigen und das Schwärzeste im hellen Licht erscheinen zu lassen, faßte er nicht den Gedanken, daß auch einmal die Wahrheit in zweckentsprechender Darstellung zu sagen, angebracht sein könnte und wußte in einem Telegramm an die Kaiserin nur von einem „ganz unbedeutenden Gefechte“ zu erzählen. Durch ein „unbedeutendes Gefecht“ darf sich aber Mac Mahon nicht von einer hochwichtigen Aufgabe abbringen lassen, die die ganze Nation in seine Hände gelegt hat. Daß er bis Sedan zurückgegangen ist, kann ihm schon als Verrat ausgelegt werden. Nur unter einem Zwange, gegen den nicht anzukämpfen ist, kann er wagen, den Rückzug fortzusetzen. Eine neue Schlacht muß geschlagen werden. Ganz verzweifelt lagen die Dinge deswegen noch nicht. Hinter der Givonne konnte man sich, wie es sich zeigen wird, lange ruhmvoll verteidigen, und schließlich wegen „Mangel an Munition und Verpflegung“ ehrenvoll abziehen. Es war nur nötig, daß die Maas-Strecke zwischen Sedan und Mezieres gesichert wurde. Um hier ernstliche und durchgreifende Maßregeln zu ergreifen, waren die Apathie, die Erschlaffung, die Ergebung in das Unvermeidliche schon zu weit vorgeschritten. Eine Ausdehnung seiner Stellung längs der Givonne und der Maas bis gegen Mezieres hin deuchte Mac Mahon wohl auch zu weit. Er wollte seine Streitkräfte enggeschlossen zusammenhalten. Die Stellung, die er sich ausersehen, war durchaus widerstandsfähig. Die Front bildete die Maas mit den Festungswerken von Sedan.

Skizze 11.

Digitized by Google

Die linke Flanke an der tief eingeschnittenen Givonne von Bazeilles bis nördlich Givonne wird von dem 12. und 1. Korps, die rechte und der Rücken werden von dem 7. Korps an dem Floing-Bach gedeckt. Das 5. Korps bleibt als allgemeine Reserve nahe der Festung. So sind drei Fronten gebildet, die schwer anzugreifen sein werden. Ihre Schwäche besteht darin, daß ein Angriff auf die eine mehr oder weniger auch ein Angriff auf die Flanke und den Rücken der anderen sein wird.

Die Deutschen hätten am 30. den schwachen Feind überflügeln, umfassen, zerdrücken sollen. Sie hatten dieser Aufgabe am besten zu genügen geglaubt, indem sie sich möglichst eng zusammenschlossen. In dem Moment, in dem sie den zurückgehenden Feind in breiter Front vollständig abschließen sollten, hatten sie sich aufgestellt, als ob sie einen Stoß ins Herz hinein, einen Durchbruch durch eine eherne Mauer zur Ausführung zu bringen gehabt hätten. Moltke sucht das Verfehlte möglichst bald wieder ins Gleiche zu bringen. Am 31. soll „der Angriff auf beiden Flügeln umfassend fortgeführt werden". Die Maas-Armee wird beauftragt, dem französischen linken Flügel ein Ausweichen in östlicher Richtung zu verwehren und dazu mit zwei Korps auf dem rechten Maas-Ufer vorzugehen. Die Dritte Armee wird angewiesen, sich gegen die Front und rechte Flanke des Feindes zu wenden.

Skizze 9.

In Ausführung dieser Befehle gehen von der Maas-Armee das Gardekorps bei Pouilly, das XII. bei Letanne über die Maas. Ersteres gewinnt die Straße über Carignan und gelangt bis Pouru-aux Bois und Pouru-St. Remy, letzteres bleibt auf dem linken Chiers-Ufer und belegt Tetaigne, Brevilly, Douzy, Mairy und Amblimont. Das IV. Korps bleibt bei Mouzon auf dem linken Maas-Ufer. Von der Dritten Armee wurden das I. bayerische Korps auf Remilly, das XI. über Chemery auf Donchery, die württembergische Division über Vendresse auf Boutaucourt, in zweiter Linie das II. bayerische Korps auf Raucourt, das V. auf Chemery in Marsch gesetzt. Moltke hatte angenommen, daß die Maas-Übergänge zerstört und besetzt sein würden, und daher nur empfohlen, bis an den Fluß heranzurücken und mit Artillerie die Lager und Truppenbewegungen in der vorliegenden Talniederung unter Feuer zu nehmen. Als aber die Vorhut des XI. Korps vor Donchery erschien, fand sie die Brücke unversehrt, den Ort unbesetzt, und von der Höhe von Frenois erblickte die 4. Kavallerie-Division weiße Zeltlager nördlich Sedan.

Die Franzosen stehen also noch bei Sedan. Es ist aber anzunehmen, daß sie spätestens morgen früh unter dem Schutz einer Nachhut an der Givonne nach Mezieres abmarschieren werden. Sich ihnen bei dieser Stadt vorzulegen, scheint nicht nötig zu sein. Die Dritte Armee wird bei Donchery und an anderen Stellen auf noch herzustellenden Brücken über die Maas gehen, den Feind am Weitermarsch verhindern, zum Frontmachen, zur Schlacht zwingen und ihn gegen die belgische Grenze zurückwerfen. Für heute besetzt das XI. Korps mit einer Vorhut Donchery, mit einer Seitenabteilung Frenois und rückt bis Cheveuges, das V. Korps bis Chehery

Digitized by Google

und Omicourt nach. Die württembergische Division stößt, von Vendresse kommend, bei Boutaucourt auf Kavallerie, bei Flize auch auf Infanterie, wirft sie in Richtung auf Mezieres zurück. Vorposten werden gegen Chalandry ausgestellt, Flize wird von der Vorhut, Boutaucourt von der Division besetzt.

Diese kleinen Zusammenstöße sind an und für sich ohne Bedeutung, sie zeigen aber doch, daß bei Mezieres Feind steht, der die linke Flanke der Deutschen angreifen kann, jedenfalls Kräfte auf sich ziehen und die Dritte Armee angesichts einer entscheidenden Schlacht schwächen wird. Diese Armee hätte stärker sein können, wenn nicht das VI. Korps und die 5. Kavallerie-Division bei Attigny zurückgelassen worden wären. Sie vermochten, so wird im Generalstabswerk auseinandergesetzt, von diesem Punkte aus ebensowohl allen Unternehmungen des Feindes in den Rücken der Armee rechtzeitig zu begegnen, als auch den französischen Truppen bei Mezieres den Rückzug nach Reims und Paris zu verlegen. Beiden Aufgaben hat das Korps in keiner Weise genügt. Es ist nicht dem 13. französischen Korps, welches den Rücken der Dritten Armee bedrohte, rechtzeitig begegnet, und es hat später den französischen Truppen bei Mezieres den Rückzug nach Reims und Paris nicht verlegt. Es würde aber beide Aufgaben ohne Mühe erfüllt haben, wenn es den Vormarsch der Deutschen auf dem linken Flügel in der Richtung auf Mezieres begleitet hätte.

Skizze 11. Auf dem rechten Flügel der Dritten Armee fand das I. bayerische Korps bei Remilly die Brücke zerstört, sah aber jenseits französische Kolonnen im Marsch auf Bazeilles. Ein Artilleriekampf entspinnt sich über den Fluß hinüber. Je nach dem Eintreffen der vorgezogenen Artillerie verlängert sich die bayerische Artillerielinie bis gegen Pont Maugy. Französische bis an die Maas und über die Eisenbahnbrücke vorgedrungene Schützen belästigen die Bedienungsmannschaften. Eine Kompagnie Jäger 9 wirft die Franzosen vom linken Ufer zurück, eine andere Kompagnie Jäger 4 vertreibt die Arbeiter, welche die Pfeiler sprengen wollen. Beide stürmen trotz heftigstem Feuer über die Brücke, leeren die Pulverfässer in die Maas und besetzen jenseits den Eisenbahndamm. Nach Heranziehung noch einer Kompagnie werden die feindlichen Schützen südlich Bazeilles vertrieben, der Ort wird besetzt und bis an den Nordrand vorgedrungen. Die Franzosen hatten inzwischen den Artilleriekampf abgebrochen und waren nordwärts abgezogen. Sie drehen zum Teil wieder um, um die verlorene Ortschaft wiederzugewinnen. Zwei Stunden lang hielten die auf fünf Kompagnien verstärkten Jäger unter Major Raschreiter dem Andrange der feindlichen Übermacht stand. Da aber General v. d. Tann vereinzelte Kämpfe vermeiden wollte und ein Nachsenden von Verstärkungen auf das rechte Maas-Ufer verbot, so sah sich der Major zum ordnungsmäßigen Abzug genötigt. Inzwischen war der Pontontrain herangezogen und bei Aillicourt eine Brücke geschlagen worden. Diese sowohl wie die Eisenbahnbrücke wurden durch Infanterie und Artillerieaufstellungen auf dem linken Maas-Ufer gesichert, dahinter Biwaks bezogen.

Digitized by Google

Nach einem am 31. Abends ausgegebenen Befehl sollen am 1. September in aller Frühe das XI. und V. Korps über Donchery auf Brigne-aux-Bois vorgehen, die württembergische Division auf einer noch zu schlagenden Brücke bei Dom le Mesnil die Maas überschreiten und eine Aufstellung nehmen, um sich entweder gegen Mezieres wenden zu können oder den beiden Korps als Reserve zu dienen. Das II. bayerische Korps wird angewiesen, mit einer Division die Höhen gegenüber Donchery, mit der anderen diejenigen von Frenois und Wadelincourt zu besetzen, die 6. Kavallerie-Division sich bei Flize, die 2. bei Boutaucourt, die 4. südlich Frenois bereit zu halten. Die Maas-Armee behielt ihre bereits tags zuvor gegebene Bestimmung, „dem Feind ein Ausweichen in östlicher Richtung zu verwehren". Das Oberkommando der Maasarmee glaubte dieser Aufgabe bereits genügt zu haben durch Vorrücken des Gardekorps bis Pouru-aux-Bois und Pouru St. Remy, des XII. Korps bis Douzy und der Aufstellung des IV. bei Mouzon. Ein Ruhetag war daher für den 1. September in Aussicht genommen, wenn auch die Truppen für alle Fälle angewiesen wurden, sich von 7° ab bereit zu halten.

Skizze 10.

Das Oberkommando der Dritten Armee dagegen teilte die im Großen Hauptquartier herrschende Ansicht, der Feind würde bereits in der Nacht den Abzug auf Mezieres einleiten. Die Dritte Armee könne daher, wenn sie am nächsten Morgen die Maas bei Donchery und Dom le Mesnil mit zweieinhalbem Korps überschritte, bereits beträchtliche Kräfte an der Straße St. Menges—Mezieres vor sich finden, die anzugreifen durch das Gelände keineswegs begünstigt würde. Es sei durchaus wünschenswert, daß derjenige Teil des Feindes, der noch bei Sedan verblieben, dort festgehalten und verhindert würde, die bereits im Abmarsch begriffenen Teile zu verstärken. Das I. bayerische Korps wurde daher angewiesen, den „gegenüberstehenden Teil des feindlichen Heeres festzuhalten". Dem Nachbar-Oberkommando wurde von allen getroffenen Anordnungen mit dem Bemerken Nachricht gegeben, daß der zu erhoffende Erfolg durch ein Eingreifen der Maas-Armee wesentlich gewinnen würde. Der Kronprinz von Sachsen erkannte, daß dem Zweck des Festhaltens des Feindes ein Angriff doch wohl mehr als ein Verbleiben in der Unterkunft entsprechen würde, und beschloß, den hinter der Givonne anzunehmenden Feind nicht nur festzuhalten, sondern auch an einem Abmarsch nach Belgien zu verhindern: ein Angriff auf die Front und eine Umfassung des linken Flügels waren somit angezeigt.

Aus den Meldungen der Kavallerie war bekannt, daß am Abend des 31. Villers Cernay von einer starken Nachhut besetzt gewesen war. Der linke feindliche Flügel war daher mindestens bei dem Orte Givonne, wenn nicht noch weiter nördlich anzunehmen. Um ihn zu umfassen und um die Hauptverbindungsstraße nach Belgien abzuschneiden, war daher der rechten deutschen Flügelkolonne die Richtung auf La Chapelle und weiter auf Illy zu geben. Dementsprechend muß angreifen das I. bayerische Korps die Südseite von Bazeilles sowie die Front der Givonne-Stellung etwa bis La Ramorie

Skizze 11.

Digitized by Google

(1 km nördlich Bazeilles). Das XII. Korps geht von Douzy über Rubecourt mit einer Division gegen Daigny, mit der anderen über Villers Cernay gegen Givonne. Das Gardekorps marschiert von Pouru-aux Bois direkt, von Pouru St. Remy über Francheval nach Villers Cernay und von dort auf besonderem Wege, ohne sich mit dem XII. Korps zu kreuzen, über La Chapelle auf Illy. Das IV. Korps folgt mit einer Division dem I. bayerischen, mit der anderen dem Gardekorps. Damit wäre der Feind, soweit er sich noch nördlich von Sedan befand, wenn nicht zurückgeworfen, so doch mindestens festgehalten und von Belgien abgeschnitten worden. Eine Schlachtlinie von 11 km Länge mußte aber in dem Zeitalter der Massenbildungen für vier Korps als viel zu ausgedehnt erscheinen. Man begnügte sich mit weniger als der Hälfte. Tatsächlich wurden vier Korps auf eine Frontbreite von 5, davon dreieinhalb auf eine solche von 3 km zusammengedrängt. Trotz dieser geringen Ausdehnung des Schlachtfeldes war die Führung keineswegs einheitlich. Das ergab sich schon daraus, daß das I. bayerische Korps bereits um 3° früh nach dem in fast unmittelbarer Nähe gelegenen Bazeilles aufbrach, und daß die zum Teil recht entfernt stehenden Korps der Maas-Armee erst um 5° in der Richtung auf die untere Givonne in Marsch gesetzt wurden.

Skizze 12. General v. d. Tann hoffte, Bazeilles, das er tags zuvor bereits in Händen gehabt hatte, in Nacht und Nebel leicht wieder besetzen zu können. Die Franzosen hatten aber inzwischen den Ort durch eine Brigade der Division Vassoigne besetzen und zur hartnäckigen Verteidigung einrichten lassen. Große massive Gebäude, hohe Mauern, mehrere Arme der Givonne erleichterten die Behauptung eines Komplexes von Häusern und Gärten, der in nordwestlicher Richtung mit der Villa Beurmann nahe an Balan heranreichte und gegen Osten vom Bahnhof über Schloß Dorival und Schloß Monvillers mit La Moncelle fast ohne Unterbrechung zusammenhing. Die ganze Energie des Angriffs richtete sich gegen den Feind in Bazeilles, der verhältnismäßig unschädlich war und am entferntesten von dem entscheidenden Punkte St. Menges stand, der ganz unberücksichtigt blieb.

Vier Bataillone der 2. bayerischen Brigade überschritten die Eisenbahnbrücke. Das an der Spitze befindliche Jägerbataillon drang um 4° durch dichten Nebel verdeckt von Süden in Bazeilles ein, sieht sich aber bald mit Feuer empfangen in der Front von einer Barrikade her, in den Flanken aus den zwei Etagen der an der Straße stehenden Häuser. Die Jäger suchen Schutz in einer Nebenstraße, finden aber auch diese gesperrt. Die drei folgenden Bataillone, später noch vier Bataillone rücken nach. Ein Straßen- und Häuserkampf entwickelt sich unter Beteiligung der Einwohner mit allen seinen Wechselfällen, Erfolgen, Rückschlägen und Verlusten. Nach längerer Zeit langen von den Pontonbrücken her für die Bayern neue Verstärkungen an und entwickeln sich allmählich gegen Dorival und Monvillers bis gegen La Moncelle. Drei Brigaden finden auf diese Weise im ganzen Verwendung; die vierte wird in einer Reservestellung südlich Bazeilles noch zurückgehalten. Feindlicherseits werden die

Digitized by Google

2. Brigade der Division Vassoigne, eine Brigade des 1. Korps und Teile der Division Goze des 5. Korps nach Bazeilles herangezogen, während vom 12. Korps die Division Lacretelle, vom 1. Korps die Divisionen Lartigue und Wolff in erster, die halbe Division L'Heriller und die Division Pellé in zweiter Linie auf den Höhen des rechten Givonne-Ufers aufmarschiert sind und mit vorgeschobenen Abteilungen alle Ortschaften im Flußtal von La Moncelle bis Laminoir besetzt halten.

Daß es sich somit, wie schon aus den Meldungen der Kavallerie anzunehmen war, um den Angriff auf die Front einer Stellung von gegen 7 km Länge handelt, und daß Bazeilles und La Moncelle nur ihren rechten Flügel bilden, läßt die Maas-Armee unbeachtet. Sie hält an dem Satz fest: der Feind zieht auf Mezieres ab und hat eine Nachhut bei Bazeilles und La Moncelle stehen lassen. Um gegen diese einen großen Erfolg zu gewinnen, werden das XII. Korps und die 7. Division über Douzy und Lamecourt auf La Moncelle, die 8. Division über Remilly auf Bazeilles vorgesandt. Mit je drei Divisionen an beiden Stellen wird man die keineswegs sehr starke Nachhut erdrücken können. Das Gardekorps, das auf den beiden Straßen im Maas-Tal nicht mehr Raum findet, wird seitwärts auf Francheval und Villers Cernay geschoben. Es wird mit seinem rechten Flügel noch nicht einmal dem linken des Feindes gegenüberstehen, geschweige denn ihn überragen. Hier ist also schwerlich eine Entscheidung zu gewinnen.

Als die Vorhut der 24. Division (sechs Bataillone, eine Batterie) gegen 6° vor La Moncelle eintrifft, ist trotz des Nebels bereits Artillerie und Infanterie auf den jenseitigen Höhen zu erkennen. Die eine sächsische Batterie eröffnet das Feuer und hält es gegen die große Überlegenheit durch, bis nach einer Stunde zwei bayerische Batterien sich ihr links anschließen. Zwei Bataillone nehmen La Moncelle, ohne erheblichen Widerstand zu finden. Der Feind weicht auf die Höhen zurück und sucht zum Teil in zwei am Abhange gelegenen Häusern Schutz. Zwei sächsische Kompagnien stürmen nach, bemächtigen sich der Häuser und sind entschlossen, sie festzuhalten. Zehn Kompagnien besetzen La Moncelle und treten in Verbindung mit bayerischen Truppen, die bis an die südlichsten Häuser des Ortes sich ausgedehnt haben. Ehe weitere Verstärkungen nachrücken können, wird gemeldet, daß der Feind von Daigny vorgeht. General Ducrot (1. Korps) hält nämlich die Brücke von Daigny für die einzige unter den Givonne-Brücken, die für die feindliche Artillerie brauchbar ist, erachtet es für nötig, sie durch eine Aufstellung auf dem östlichen Ufer zu decken, und beauftragt die Division Lartigue, das Bois Chevalier zu besetzen.

Das zur sächsischen Vorhut gehörige Regiment 105 wird ihr entgegengeschickt. Das Gros der 24. Division ist noch nicht herangekommen, aber die Divisions- und die Korpsartillerie werden in beschleunigter Gangart herangeholt. Um 8½ Uhr stehen von südlich der Straße Lamecourt—La Moncelle bis zum Wege Rubecourt—Daigny zehn Batterien im Feuer.

Digitized by Google

Auf französischer Seite hat der Oberbefehl schon zweimal gewechselt. Mac Mahon ist auf den Höhen östlich La Moncelle durch einen Granatsplitter verwundet worden und hat das Kommando dem General Ducrot übergeben. Dieser traut irrigerweise der Maas-Armee zu, daß sie die Givonne-Stellung nördlich umfassen und unhaltbar machen könnte, glaubt ebenso irrigerweise, daß für Sicherung der Maas-Strecke Sedan – Mezieres hinreichende Vorkehrungen getroffen sind, und beschließt in eine Stellung auf der Hochfläche von Illy zurückzugehen, die sich rechts an Sedan, links an den unzugänglichen Ardennen-Wald anlehnt. Unter dem Schutz dieser sehr schwer zu bewältigenden Stellung soll die Armee den Rückzug über Mezieres antreten. Der Plan wäre vortrefflich, wenn nicht bereits die Kolonnen der Dritten Armee die Maas bei Donchery überschritten hätten.

Dieser Umstand ist dem General Wimpffen bekannt, der als Helfer in der Not erst am 30. August aus Afrika über Paris eingetroffen ist und zwei kriegsministerielle Orders in seiner Tasche trägt. Die eine ernennt ihn an Faillys Stelle zum Kommandierenden des 5. Korps, die andere bestimmt ihn zum Oberkommandierenden, falls Mac Mahon etwas zustoßen sollte. Infolge der ersteren hat er sich bereits an die Spitze des 5. Korps gestellt, die letztere hat er zunächst bei sich behalten, auch als er hörte, daß Mac Mahon verwundet wäre und seine Stellvertretung Ducrot anvertraut hätte. Jetzt aber, da er sieht, daß dieser von falschen Voraussetzungen ausgehend im Begriffe ist, die Armee dem Verderben entgegenzuführen, macht er von seinem Recht Gebrauch, verlangt den Oberbefehl, der ihm bereitwillig überlassen wird, und beschließt, nicht nach Mezieres zurück, sondern nach Carignan vorwärts zu gehen und also das in ersterer Richtung vermiedene Verderben in letzterer aufzusuchen. Die von Ducrot bereits in Marsch gesetzten Divisionen erhalten Gegenbefehl. Der eben aufgegebene Zustand wird wiederhergestellt. Ein machtvoller Durchbruch soll ins Werk gesetzt werden. Die Division Vassoigne hat über Bazeilles, die Division Lacretelle über La Moncelle den gewaltigen Stoß auszuführen. Ein entsetzliches Artilleriefeuer von den Höhen östlich Balan leitet gegen 9° den Entscheidungskampf ein. Infanterie geht bis an die Givonne vor, wirft die zehn sächsischen Kompagnien zurück und überschüttet mit Schnellfeuer die sächsische Korpsartillerie, die bis auf 300 Schritte an den Abschnitt herangerückt war. Sie muß zurückgehen und eine weiter rückwärts gelegene Stellung einnehmen, wenn sie nicht durch das Feuer der verdeckten Schützen vernichtet werden will. Als diese aber ins Freie zum Angriff heraustreten, werden sie auf wirksamer Entfernung mit Infanterie- und Artilleriefeuer empfangen und zum eiligen Rückzug bewogen. Zwischen den Straßen, Häusern und Gärten von Bazeilles hindurch konnte das Unternehmen noch viel weniger gelingen. Nur der etwas zur Ruhe gekommene Straßenkampf entbrennt mit neuer Heftigkeit. Der Durchbruchsversuch ist mißlungen. Um gegen eine Wiederholung der eben überstandenen Gefahr gerüstet zu sein, wird der Marsch der noch

Digitized by Google

zurückbefindlichen Truppen beschleunigt. Die 23. Division folgt der 24. nicht über Lamecourt, sondern bleibt auf dem geraden Wege nach Bazeilles, greift mit einer Brigade in den Kampf der Bayern bei Monvillers ein und behält die andere bei le Rulle in Reserve. Dafür rückt die 4. bayerische Brigade nach La Moncelle. Das I. bayerische und das XII. Korps sind an der unteren Givonne versammelt, das IV. rückt mit der 7. Division rechts, mit der 8. links der Maas nach und erreicht mit ersterer gegen 10° Lamecourt, mit letzterer den Bahnhof von Bazeilles.

Das Regiment 105 war zur Abwehr der Division Lartigue vom Westrand des Bois Chevalier bis zum Wege Rubecourt—Daigny vorgegangen und hatte dort mit einem Bataillon in einem kleinen Waldstück, mit den beiden anderen rechts und links davon Stellung genommen, um das Herankommen des in schmaler Front anrückenden Feindes zu erwarten. Mehrere Angriffe werden abgewiesen, aber immer wieder von frischen Truppen wiederholt. Eine Zeitlang gewährte der rechte Flügel der Artillerielinie Unterstützung. Als dieser aber durch feindliche Schützen gezwungen wurde, etwas nach Süden auszuweichen, waren die drei Bataillone wieder auf sich angewiesen und kamen in eine äußerst kritische Lage, da die Munition auszugehen drohte. Die Bedrängnis war bereits groß, als ein Jäger-Bataillon zu Hilfe kam. Da sich aber dieses dem weit überlegenen Feinde gegenüber vervielfältigen mußte, so trat auch bei ihm bald Mangel an Munition ein. Erst als noch ein Jäger-Bataillon und schließlich ein Infanterie-Regiment der 24. Division herbeikamen, wurde mit Unterstützung von Artillerie zum umfassenden Angriff des stärkeren, aber tiefer gegliederten Feindes übergegangen, der, von beiden Seiten zusammengedrückt, nicht schnell genug Daigny, die Brücke und die jenseitigen Höhen erreichen konnte und sechs Geschütze in den Händen der Sachsen lassen mußte. Der weitere Kampf beschränkte sich hier auf ein hinhaltendes Feuergefecht, bei dem die Franzosen durch die Überhöhung des rechten Ufers und bessere Deckungen im Vorteil waren.

Inzwischen war das Gardekorps teils von Pouru-aux Bois, teils von Pouru St. Remy über Francheval bei Villers Cernay eingetroffen. Zur Unterstützung der Sachsen wurde die 2. Garde-Division bis zur Nordspitze des Bois Chevalier, die 4. Garde-Brigade noch weiter in Richtung auf Daigny vorgeschickt. Die 1. Garde-Division ließ Givonne und Haybes besetzen und rückte in den Wald östlich Givonne. Die rechte Flanke deckte die Garde-Kavallerie-Division nördlich des Waldes, das Garde-Husaren-Regiment gegen La Chapelle. In dieser Aufstellung wurde das Korps durch den linken Flügel des Feindes weit überragt. An dessen Umfassung ist nicht zu denken. Dagegen ist wohl möglich, daß die Franzosen nach Heranziehung ihrer Reserven durch den Wald Le petit Terme und über La Chapelle den rechten deutschen Flügel umfassen würden. Von den beiden Gegnern sind die Deutschen hier mehr bedroht als die Franzosen. Längs des übrigen Flußlaufes stehen sie sich im hinhaltenden Gefecht gegenüber. Es ist nicht recht abzusehen, wie für die Deutschen eine

Digitized by Google

günstige Entscheidung herbeigeführt werden soll. Da bringt die Unternehmungslust unterer Führer eine überraschende Wendung.

In den zwei einzelnen Häusern an der Straße nach Balan westlich von La Moncelle hatten sich die zwei sächsischen Kompagnien während aller Wechselfälle des Vor- und Zurückgehens der Franzosen drei Stunden lang standhaft behauptet. Um sie aus ihrer Bedrängnis zu befreien, gehen erst bayerische, dann auch sächsische Kompagnien von La Moncelle und südlich vor. Die Besatzungen der beiden Häuser werden befreit. Alle anderen hier im Tale kämpfenden Truppen folgen der Bewegung. Auch vom Parke von Monvillers her werden die Höhen angegriffen. Alles stürmt vorwärts bis zu dem Hohlweg, der von Bazeilles nach Daigny über die Höhe 635 führt. Die Franzosen räumen die Stellung nicht ohne heftigen Widerstand und müssen drei Geschütze und einige Gefangene den Deutschen überlassen.

Die Besetzung des Höhenkamms südlich der Straße La Moncelle—Balan muß beunruhigend auf die Verteidiger von Bazeilles wirken, die sich in ihrem Rückzug bedroht sehen. Ohnehin von Süden und Osten durch das I., von Westen durch die vom linken Maas-Ufer zu Hilfe gesandte 5. Brigade des II. bayerischen Korps bedrängt, treten sie den Rückzug in Richtung auf Balan an. Nach siebenstündigem heißem Kampf sehen sich die Bayern im vollständigen Besitz des lichterloh brennenden Bazeilles.

Skizze 13.

Ein allgemeines Nachrücken der Deutschen mußte erwartet werden. In dem stundenlangen Straßenkampf waren indessen die Truppen zu sehr durcheinander gekommen. Das ganze I. bayerische Korps wurde zurückgenommen, um von neuem geordnet zu werden. Nur einzelne Kompagnien, denen die 5. Brigade folgte, drängten dem Feinde durch Balan und auf die nördlich des Dorfes gelegenen Höhen nach. Im übrigen begnügten sich die Sieger mit der genommenen Stellung, auf deren linken Flügel nahe der überschwemmten Wiesenniederung die 6. Brigade nachrückte.

Das Oberkommando der Maas-Armee beobachtete schon seit dem frühesten Morgen von einer Höhe südlich Mairy über die Maas-Niederung hinüber den Gang des Gefechtes. Es war immer noch der Ansicht, daß es sich bei Bazeilles und La Moncelle nur um eine Nachhut des Feindes handle, dessen Hauptkräfte sich gegen die Dritte Armee gewandt hätten. Dieser baldmöglichst zu helfen, war geboten. Bereits seit Stunden war daher befohlen worden, daß gleich nach Wegnahme des Givonne-Abschnittes das Gardekorps nach Fleigneux, das XII. über Illy nach dem Höhenzuge östlich von St. Menges zur Vereinigung mit der Dritten Armee vorrücken sollten. An das I. bayerische Korps war die Aufforderung ergangen, den Rechtsabmarsch der Maas-Armee nach der Seite von Sedan zu decken. General v. der Tann erklärte, unter den obwaltenden Umständen mit seinem Korps dieser Aufforderung nicht nachkommen zu können, ersuchte aber die 8. Division, die ihm zugeteilte Aufgabe zu übernehmen. Die Division, die schon nahe herangerückt war und sich auch mit einigen Kompagnien an den

Digitized by Google

vorhergehenden Kämpfen beteiligt hatte, war auch völlig bereit, in Gemeinschaft mit der 3. bayerischen Division (5. und 6. Brigade) die dem Korps gestellte Aufgabe zu übernehmen. Die Deckung gegen Sedan schien somit gesichert zu sein. Schwieriger stand es um den Vormarsch des Garde- und XII. Korps. Denn nicht der ganze Givonne-Abschnitt, sondern nur sein südlichster Teil war genommen. Oberhalb Daigny und von dort nach Balan hin war die Hauptmasse des Feindes anzunehmen. Auf sie wird das XII. Korps treffen, wenn es von La Moncelle über Illy nach den Höhen südöstlich St. Menges, und das Gardekorps, wenn es von Givonne nach Fleigneux marschieren will. Letzteres wollte daher vorerst den ihm westlich Givonne gegenüberstehenden Feind aus seiner Höhenstellung vertreiben, dann auf Fleigneux weiter vorrücken, bereitete den Angriff durch seine Artillerie vor und schickte nur die Garde-Kavallerie-Division im Givonne-Tale aufwärts an der feindlichen Front entlang auf nächstem Wege nach Fleigneux voraus. Ebenso hätte das XII. Korps den noch südlich der Straße Fond de Givonne—Haybes stehenden Feind vertreiben und dann gerade auf Illy vorgehen können. Durch einen Angriff dieses Korps von Süden, des Gardekorps von Osten, der Dritten Armee von Norden und Westen wäre der Feind rettungslos zusammengetrieben worden. Das XII. Korps will jedoch durch einen Marsch längs der Givonne Illy erreichen und zieht seine Truppen aus der Stellung westlich La Moncelle zurück. Die 8. Division tritt an ihre Stelle. Zehn preußische und bayerische Batterien fahren im Bogen auf beiden Seiten der Straße La Moncelle—Balan und auf der Höhe 635 auf. Der rechte Flügel der preußischen Infanterie reicht bis gegenüber von Petite Moncelle. Hinter dem linken Flügel südlich Balan steht die 6. bayerische Brigade, die 5. ist in das Dorf eingedrungen und wird noch harte Kämpfe um den Schloßpark durchzufechten haben, ehe sie ihre Schützen bis an das Glacis von Sedan vorschiebt. Rechts auf den Höhen südlich Fond de Givonne stehen einzelne Kompagnien. Vor ihrem und dem Feuer der deutschen Artillerie werden die französischen Batterien, die den Rückzug zu decken versuchen, bald hinter der Höhe 656 verschwinden.

Während in dem Winkel zwischen Balan und Fond de Givonne das französische 12. Korps im Rückzug begriffen ist, steht der rechte Flügel des 1. an dem Wege, der von Bazeilles über 635 nach Norden führt, noch im hinhaltenden Gefecht gegen die sieben Bataillone der 24. Division, die nach heißem Kampfe Daigny besetzt haben. In einer Linie nebeneinander, nur durch die Höhe 705 getrennt, stehen die Deutschen mit der Front nach Westen, die Franzosen mit der Front nach Osten im Gefecht. Dieser Zustand äußerster Harmlosigkeit mußte gestört werden, als sich die 23. Division gegen 1 Uhr mit der 45. Brigade (neun Bataillone, vier Batterien) auf der westlichen, mit der 46. Brigade (sechs Bataillone) zuerst dahinter, dann auf der östlichen Talstraße von Monvillers über La Moncelle in Marsch setzte. Die Vorhutkompagnie der 45. Brigade stößt in dem Daigny westlich gegenüberliegenden

Digitized by Google

Gehölze unvermutet auf den Feind. Sechs Kompagnien werden links herausgezogen und unter ihrem Schutze der Marsch fortgesetzt. Das immer heftiger werdende Gewehrfeuer veranlaßt den Divisionskommandeur, General Montbé, den Anfang der linken Kolonne bei Haybes halten zu lassen, noch sechs Kompagnien links auf die Höhe zu schicken, mit den übrigen sechs Bataillonen und vier Batterien aber am östlichen Talrand aufzumarschieren. Die sieben Bataillone der 24. Division sollten Daigny festhalten. Dreizehn Bataillone, vier Batterien sind im ganzen zum Rückhalt und zur Reserve und nur drei Bataillone zum Angriff bestimmt. Glücklicherweise schließen sich diesen die zwei Grenadier-Bataillone Regiments Kaiser Franz*) an. Sie folgen dem aus dem Gehölze vertriebenen Feinde und ersteigen in Kompagnien und Halb-Bataillonen die westlichen Höhen. Als sie den oberen Talrand erreicht haben, kommen ihnen geschlossene Bataillone und Batterien entgegen.

General Wimpffen hatte sich gegen 1 Uhr zu einem neuen Durchbruchsversuche entschlossen. Er hält es für ausführbar, die nach seiner Meinung bereits ziemlich erschöpften Bayern gegen die Maas zu drängen und sich dadurch einen Weg nach Carignan zu öffnen. Die zurückgewiesene, jedenfalls auch erschöpfte Division Vassoigne, verstärkt durch einige Infanterie-Regimenter und Zuaven-Bataillone, soll durch Bazeilles gehen. Zu einem Nebenangriff in der Richtung auf Daigny wird die Division Goze und hinter ihr als linke Staffel die Division Grandchamp bestimmt. Der Kaiser Napoleon wird eingeladen, an dem Unternehmen teilzunehmen, um an der Spitze seiner treuen Truppen als erster in die Freiheit zu gelangen. Während Wimpffen in der Gegend des alten Lagers**) noch auf das Erscheinen der Hauptperson wartet, setzt sich Goze auf Daigny in Bewegung und trifft kurz vor seinem Ziele auf die fünf sächsisch-preußischen Bataillone, die zur Sicherung der linken Flanke Montbés den Talrand zwischen Daigny und Haybes erstiegen haben. Im Laufschritt mit horizontal an die Hüfte gelegten Gewehren, beständig schießend, stürmen die tiefen Kolonnen vorwärts. Die Granaten der schnell feuernden deutschen Artillerie reißen die Massen auseinander oder schlagen sie nieder. Nur noch Schwärme lösen sich ab und stürmen schießend weiter, werden aber durch das ruhig abgegebene Feuer liegender Schützen derart aufgelöst, daß nur noch einzelne Tapfere in der deutschen Linie niedergemacht oder gefangen genommen werden. Zwei Kompagnien Regiments 101, ein Bataillon des Schützen-Regiments und die beiden Bataillone Regiments Kaiser Franz verfolgen die Trümmer in Richtung auf Fond de Givonne. Sobald der Höhenrücken zu beiden Seiten der Straße Fond de Givonne—Haybes in den sicheren Besitz der Sachsen gekommen ist, werden die Korpsartillerie über La Moncelle, die noch nicht verwendeten Teile der 45. Brigade und die Divisionsartillerie

*) Sie waren an der Spitze der 2. Garde-Division bis nahe an Daigny vorgeschickt worden.
**) Auf der Skizze Vieux Camp.

Digitized by Google

über Givonne nachgezogen, die 46. Brigade ebendorthin geschickt und die 24. Division gesammelt östlich Daigny als Reserve aufgestellt.

So war es nach 3 Uhr Nachmittags der Maas-Armee und den drei bayerischen Divisionen gelungen, auf dem Höhenkamm des rechten Givonne-Ufers zwischen Bazeilles und Haybes festen Fuß zu fassen. Eine bayerische Division war durch Balan gegen Sedan vorgeschoben. Die 1. Garde-Division hatte rechts Givonne besetzt, während zehn Batterien auf den Höhen östlich des Dorfes aufgefahren waren. Mit diesem Ergebnis wollte sich das Oberkommando vorläufig begnügen, das weitere der Dritten Armee überlassen, die bereits zu den bisherigen Erfolgen nicht unwesentlich beigetragen hatte.

Diese Armee hatte noch in der Nacht unterhalb der Brücke von Donchery zwei Feldbrücken geschlagen und zur Sicherung dieser drei Übergänge Abteilungen über die Maas geschoben. Nach Überschreiten des Flusses am frühen Morgen gingen in Erwartung einer Schlacht gegen den im Rückzug von St. Menges auf Mezieres gedachten Feind das XI. Korps in drei Kolonnen über Montimont, Briancourt und Marancourt auf Vrigne aux Bois, das V. in einer Kolonne auf Vivier au Court vor.*) Die württembergische Division schlug eine Brücke bei Dom le Mesnil und begleitete die beiden Korps als linke Staffel. Als sich während des Vorgehens vom Feinde nicht einmal eine Patrouille zeigte, befahl das Oberkommando, rechts auf St. Menges abzuschwenken. Die Ausführung des Befehls schien nicht ohne Bedenken zu sein. Denn man mußte darauf gefaßt sein, den Engpaß an der Falizette-Schlucht hermetisch verschlossen zu finden, und damit rechnen, daß Vinoy von Mezieres aus gegen den Rücken der rechts abmarschierenden Kolonne vorgehen würde. Der General beschränkte sich jedoch auf geringfügige Unternehmungen gegen die Maas-Übergänge, die ohne Mühe von der württembergischen Division zurückgewiesen werden konnten, und der Engpaß bei Falizette erwies sich als gänzlich unbesetzt. Erst bei St. Menges trifft die Spitze auf den Feind. Das Dorf wird genommen und besetzt, dann eine Kompagnie auf die südlich gelegene Höhe 812, zwei nach Floing gesendet. Letzteren gelingt es, sich des nördlichen Teiles des Dorfes gegen eine feindliche Überlegenheit zu bemächtigen, welche die südliche Hälfte und die Höhe dahinter innehat, erstere besetzt ein mit Mauern umfaßtes Wäldchen. Sie bildet, später noch durch mehrere Kompagnien verstärkt, die Deckung für die vierzehn Batterien des XI. Korps, die an der Marschkolonne vorbeitraben, allmählich eng gedrängt auf der Höhe zwischen St. Menges und Floing auffahren, und in Kampf gegen französische Artillerie treten, die weit günstiger auf dem südlichen Rücken zwischen Calvaire d'Illy und Floing Stellung genommen hat.

Skizze 12.

Inzwischen ist die Infanterie der 21. Division über den linken Flügel der

---

*) Vgl. Skizze 11.

Digitized by Google

Artillerie hinaus auf Fleigneux und Olly im oberen Givonne-Tal vorgeschoben worden. Unter ihrem Schutz fahren zwölf Batterien des V. Korps auf dem Höhenrücken zwischen Fleigneux und Illy auf. Zur Vollendung des Aufmarsches werden noch die 43. Brigade von St. Albert auf Floing abschwenken, die 10. Division zwischen St. Menges und Fleigneux, die 9. auf dem Champ de la Grange Stellung nehmen. Der Feind ist auf der Nordseite abgesperrt. Nicht nur Fuhrwerk, sondern sogar Kavallerie und Artillerie, die im letzten Augenblick über Olly oder Fleigneux zu entkommen suchten, sind zurückgejagt oder gefangen genommen worden. Jetzt kommt es darauf an, den Feind von Norden auf Sedan zurück- und der Maas-Armee entgegenzutreiben.

General Wimpffen hatte zunächst die Kämpfe bei St. Menges für einen Scheinangriff gehalten, welcher eine Unterstützung der Truppen an der unteren Givonne verhindern sollte. Das zunehmende Geschützfeuer im Nordwesten veranlaßte ihn indessen, sich vom Stande des Gefechtes beim 7. Korps persönlich zu unterrichten.

Da der Kommandierende General Douay eine Verstärkung der Besatzung des Calvaire d'Illy und des Bois de la Garenne beantragte, so ordnete General Wimpffen die Heranziehung der beiden in Reserve stehenden Divisionen des 1. Korps, l'Heriller und Pellé, an und eilte sodann zum 12. Korps zurück. Er fand es im vollen Rückzuge und schickte nun zu General Douay, er möge zur Unterstützung alle Truppen senden, die er irgend entbehren könne. Dieser ließ zunächst die ihm überwiesene Brigade Maussion des 5. und auf wiederholtes Drängen noch eine Division seines eigenen Korps in der Richtung auf Bazeilles abrücken. Die Truppen des 1. Korps, die das 7., und die Truppen des 7. Korps, die das 12. unterstützen sollen, sind noch damit beschäftigt, im Bois de la Garenne, die einen nach Norden, die anderen nach Süden zu marschieren, als die 26 Batterien auf den Höhen südlich St. Menges und Fleigneux ihre ganze Kraft gegen die feindliche Stellung, zumal gegen den Calvaire d'Illy einsetzen. Sie finden eine sehr wirksame Unterstützung in den Garde-Batterien östlich Givonne. Unter dem Kreuzfeuer dieser beiden Artillerielinien werden sehr viele französische Geschütze zertrümmert oder durch den Verlust ihrer Bedienungsmannschaften zum Schweigen gebracht, eine große Zahl Munitionswagen in die Luft gesprengt, die angehäuften Truppen zum Rückzug in das Bois de la Garenne bewogen. Aber noch immer behaupten sich einzelne Batterien und Geschütze und machen im Verein mit der zurückgebliebenen Infanterie einen Sturm unmöglich. Nur bis Illy dringen sieben Kompagnien der Regimenter 82 und 87 vor und besetzen den Südrand. Unter ihrem und dem Feuer der beiden Artillerielinien schwinden die Verteidiger des vorgeschobenen Bollwerks immer mehr zusammen. Die Garde-Kavallerie-Division, die auf ihrem Marsch die Givonne aufwärts bis La Foulerie gekommen ist, läßt zwei Züge dritter Garde-Ulanen, gefolgt von einer Schwadron, gegen die Höhe ausschwärmen. Sie dringen in die Batterien ein, nehmen ein

Skizze 13.

Geschütz, müssen aber vor dem Schnellfeuer vom Bois de la Garenne wieder umkehren. Immerhin wird durch die kühne Tat der Rückzug der Verteidiger so sehr beschleunigt, daß bald eine Kompagnie aus Illy fast ohne Verluste den Calvaire erreichen kann, sich dort festsetzt und das Feuergefecht gegen den wohl verteidigten Nordrand des Waldes eröffnet.

General Douay rafft schnell einige Bataillone zusammen und stürmt wiederholt gegen die verlorene Höhe vor. So oft er sie aber auch gewinnt, immer muß er sie unter dem Gewehrfeuer von Illy her und dem Geschützfeuer gegen Front, Flanke und Rücken aufgeben. Die 82er, 87er und 80er behaupten schließlich den Calvaire d'Illy und die Strecke über Höhe 920 bis zur Givonne bei la Foulerie. Ihnen gegenüber hält der Feind den Rand des Waldes.

Noch größere Mühe als der Calvaire d'Illy machte dem Angreifer der andere Flügelpunkt der französischen Nordfront. Die im nördlichen Teile von Floing eingedrungenen zwei Kompagnien behaupteten sich daselbst zwei Stunden lang ohne jede Unterstützung. Allmählich wurde ihnen jedoch eine Kompagnie nach der anderen von der rückwärtigen Hauptstellung trotz heftigen Geschützfeuers zur Hilfe geschickt. Als genügende Kräfte zur Stelle waren, wurde ein umfassender Angriff auf den südlichen Teil des Dorfes unternommen, im blutigen Kampfe der Feind zurückgeworfen und vor dem Südostrande der untere Hang der anstoßenden Höhe besetzt. Die durch hartnäckigen Kampf geschwächten Kompagnien der Regimenter 83, 87 und 46 hielten sich indessen nicht für befähigt, auch noch die südöstlich gelegene steile Höhe zu nehmen, und ebensowenig glaubte die Division Liébert das lang umstrittene Dorf den Siegern wieder entreißen zu können. In anscheinend uneinnehmbarer Stellung war sie des Angriffs gewärtig.

Skizze 12.

Um ihn zu ermöglichen, war die 43. Brigade von St. Albert nach Floing abgebogen, umging diesen Ort westlich und entwickelte sich gegen die Linie Gaulier—la Maladrie. Mit dem rechten Flügel hart an der Maas auf das Südende von Cazal, mit dem linken gerade den Abhang hinauf wird vorgegangen. Sobald die Brigade die Bewegung begonnen, macht sich auch die Besatzung von Floing auf, den Angriff von der Linie la Maladrie—Kirchhof her zu begleiten. Den steilen Hang von Absatz zu Absatz, von Hecke zu Hecke unter dem Feuer und den Gegenstößen des Gegners zu erklimmen, ist äußerst mühsam. Wiederholt werden die Angreifer nach Floing zurückgeworfen. Es gelingt dem Oberleutnant von Bardeleben von Höhe 812 acht Geschütze östlich um Floing herum nahe an den Hang heranzubringen. Das Artilleriefeuer von Norden und Westen räumt gewaltig unter den Verteidigern der schmalen Hochfläche auf. Die Umgehung von Gaulier her wirkt mit, deren Standhaftigkeit zu erschüttern. So gelingt es den Deutschen, die Höhe zu gewinnen. Als eben die Schützenlinien die steilen Hänge erklommen, den Rand der oberen Fläche erreicht haben, reitet Kavallerie ihnen entgegen. Die Division Margueritte

Skizze 13.


Digitized by Google

ist vom Bois de la Garenne her vorgegangen, dem Tag eine neue Wendung zu geben. Schon auf dem Wege nach Floing werden die Reitermassen durch das Flankenfeuer der preußischen Batterien und durch viele Hindernisse im Gelände in Unordnung gebracht. Dennoch wird der Angriff mit Ungestüm und voller Hingebung durchgeführt. Es glückt auch, an mehreren Stellen die dünnen Schützenlinien beim ersten Stoße zu durchreiten. Sogar in die Batterie wird eingebrochen. Einige Abteilungen jagen bis Floing und selbst bis St. Albert und richten Verwirrung unter Troß und Fuhrwerk an. Vielfach kommt es zum Handgemenge. Mit Bajonett, Seitengewehr und Wischer müssen sich die Deutschen der wütenden Angriffe der französischen Reiter erwehren. Aber das ruhige Feuer der standhaltenden Schützen bricht schließlich die Kraft des wuchtigen Anlaufs. Wiederholte Angriffe treffen auf noch stärkeren Widerstand, da die nachrückende Infanterie bereits in größerer Zahl den Rand der Hochfläche erreicht und sich in den verlassenen Schützengräben und anderen Deckungen eingenistet hat.

Dem abziehenden Feinde folgt die 43. Brigade und dringt bis zum Ostrand von Cazal vor. Hier, dreihundert Schritt vom Glacis der Festung, stellt sie die Verfolgung ein. Als Rückhalt wird ihr die 17. Brigade nachgesandt. Die frühere Besatzung von Floing geht in östlicher Richtung längs des Weges nach Querimont Fme. vor und stößt hier auf die linke Flanke derjenigen Teile der Division Liébert, die bis zuletzt die Mitte der französischen Stellung zu halten versuchen. Gegen diese hatte der General von Kirchbach die 19. Brigade (vier Bataillone) von Fleigneux den gleichnamigen Bach abwärts vorgeschickt Eine Anzahl von Kompagnien des XI. Korps, die früher zur Artilleriebedeckung, Besetzung von Ortschaften usw. bestimmt gewesen waren, schlossen sich ihr an. Unter erheblichen Verlusten wird das Illy-Tal durchschritten, der nördliche Rücken zwischen Calvaire d'Illy und Floing erstiegen, die dorthin vorgeschobenen Truppen verjagt und endlich der südliche Höhenrücken erstürmt, nicht ohne Beihilfe der von Floing anrückenden Kompagnien und einiger Batterien, die mit ihnen herangekommen sind. Der Feind wird in das Bois de la Garenne zurückgetrieben. Von der Maas ab, am Ostrand von Cazal, und am Westrand des Waldes bis gegen den Calvaire d'Illy hin, und von dort bis la Foulerie schließen die Deutschen den Feind gegen Westen und Norden ab.

In das Bois de la Garenne, das in der Mitte des Schlachtfeldes zwischen Maas, Givonne und St. Menges—Fleigneux alle anderen Höhen weit überragend emporsteigt, drängen sich Schutz suchend zusammen: die größten Teile des 1. und 7. Korps und die ihnen von Süden zugesandten Verstärkungen, Infanterie, Kavallerie, Artillerie bunt durcheinander. Gegen diese Massen wendet sich von Norden, von Nordwesten und von Osten die Artillerie. Besonders ist es die Garde-Artillerie, die näher an die Givonne herangerückt ist und batterie- und geschützweise systematisch die Waldstücke östlich der Straße Sedan—Illy absucht. Als die Geschütze genügend ge-

Digitized by Google

wirkt zu haben scheinen, dringen die Vorhut und die 1. Brigade der Garde von Nordosten in der Richtung auf Querimont, die 45. Brigade in den südöstlichen Teil des Waldes ein. Nicht ohne Widerstand zu leisten, ziehen sich die gänzlich durcheinander gekommenen französischen Truppen auf Sedan zurück. Sie werden unterwegs empfangen westlich der Straße von Kompagnien des XI. und V. Korps, östlich von dem I. Bataillon des Schützenregiments und den zwei Grenadierbataillonen des Regiments Kaiser Franz, die bis zu den Steinbrüchen nördlich von Fond de Givonne vorgerückt sind.

Da der Kaiser Napoleon seine Mitwirkung an dem „unnützen Unternehmen" versagte, so mußte Wimpffen schließlich auf eigene Hand den Durchbruchsversuch auf Bazeilles unternehmen. Es gelang ihm, mit seiner Überlegenheit die schwache 5. bayerische Brigade und auch die Verstärkungen, welche die 6. Brigade ihr zuführte, allmählich im umfassenden Angriff durch Balan zurückzudrängen. An den durch Bazeilles und La Moncelle vorgeführten Truppen und an den bayerisch-preußischen Batterien, welche die Höhe 635 krönen, muß aber der Angriff endgültig scheitern. Wiederholte Befehle des Kaisers, mit dem Feinde in Verhandlungen zu treten, beschleunigen den Entschluß zum Rückzug. Es war hohe Zeit, dem Kampfe ein Ende zu machen. Denn schon hatten die auf dem linken Maas-Ufer verbliebenen Batterien des II. bayerischen Korps und der württembergischen Division das Feuer auf Sedan selbst eröffnet, und schon hatte der Kronprinz von Sachsen dem XII. und Gardekorps den Befehl gegeben, mit ihren Batterien auf wirksamste Schußweite an die Festung heranzurücken.

Die zu später Abendstunde angeknüpften Verhandlungen führten aber erst um 11° Vormittags des nächsten Tages zur Übergabe von 118 000 Mann, darunter 14 000 Verwundeten, und von 549 Geschützen.

Endlich war eine Schlacht bei Cannae geschlagen, eine vollständige Einschließung des Feindes erreicht worden. Keiner der großen Feldherrn der letzten Jahrhunderte hat den Verlauf jener Schlacht am Aufidus gekannt, aber das was durch sie erreicht worden ist, hat jedem mehr oder weniger als zu erstrebendes Ziel vorgeschwebt. König Friedrich, als ihm bei Beginn des Siebenjährigen Krieges einigermaßen genügende Kräfte zu Gebote standen, schloß die Sachsen bei Pirna, die Österreicher bei Prag ein. Hiermit sind aber seine Mittel zum größten Teil erschöpft. Mit dem was ihm verbleibt, fühlt er sich nicht stark genug, eine zweite, zum Entsatz anrückende österreichische Armee von allen Seiten anzugreifen, und will sich bei Kolin darauf beschränken, die Front zu beschäftigen und gegen die rechte Flanke den vernichtenden Stoß zu führen. Der zum Angriff auf diese Flanke angesetzte preußische linke Flügel gerät aber vor die inzwischen verlängerte österreichische Front. Dem Frontalangriff auf die starke Stellung ist aber die schwache

preußische Armee nicht gewachsen, sie wird selbst auf beiden Seiten umfaßt und erleidet eine gänzliche Niederlage. Zu besserer Erkenntnis gekommen, läßt Friedrich bei Leuthen die Front ganz frei, umgeht mit 35000 die 65000 Mann des Prinzen Karl von Lothringen vollständig und wendet sich gegen dessen linke Flanke. Die Österreicher schwenken übereilt nach der bedrohten Seite zu einer schmalen tiefen Masse ab und können nun in der neuen Front und rechts und links umfassend angegriffen werden. Sie werden geschlagen und durch die aufgezwungene Frontveränderung zu einem verlustreichen Rückzug nach der Flanke genötigt. Bei Zorndorf wird die Umgehung so weit fortgesetzt, daß die preußische Armee schließlich im Rücken der russischen steht, die schleunigst kehrtgemacht hat. Durch umfassende Angriffe zuerst auf den rechten, dann auf den linken Flügel werden die Russen schließlich gegen die Oder gedrängt. Sie sind so gut wie eingeschlossen. Noch ein Angriff und sie sind vernichtet. Einen solchen letzten Angriff hätten aber die erschöpften Preußen bei der großen Widerstandsfähigkeit der Russen auch als Sieger kaum überstanden. Sie wären nahezu aufgerieben und zur Fortführung des Krieges unfähig gemacht worden. Den Russen wird eine Tür aufgemacht, durch die sie entweichen können. Sie sind nicht vernichtet, aber für diesen Feldzug beseitigt. Als sie im nächsten Jahre wiederkommen, will sie Friedrich bei Kunersdorf von vier Seiten angreifen und trotz der Überlegenheit der Zahl endgültig vernichten. Der Angriff scheitert an der übermäßig starken feindlichen Stellung und verwandelt sich in eine vernichtende Niederlage. So viel wird aber doch durch dieses mißglückte Cannae erreicht: die Russen fahren wohl fort, die preußischen Lande zu verheeren, zu sengen und zu brennen, aber sie lassen sich unter keiner Bedingung auf eine Schlacht gegen Friedrich ein. Auf die bloße Nachricht „der König kommt“ suchen sie das Weite.

Friedrich verzichtet wieder notgedrungen auf den Angriff von vier Seiten und versucht es bei Torgau mit einem Angriff auf Front und Rücken. Der Sturm wird hier und dort abgewiesen. Aber das Feuer von vorwärts und rückwärts erweist sich als unerträglich. Die Österreicher ziehen in der Nacht nach der einen freien Flanke ab. Erst nachdem Friede mit Rußland geschlossen, aus dem Frieden ein Bündnis geworden ist, geht Friedrich bei Burkersdorf zu dem normalen Angriff gegen Front, beide Flanken und Rücken über. Die Österreicher können sich aber bei Zeiten der Einschließung entziehen, da die Russen, denen der Angriff auf die Front oder das Festhalten der Front zugefallen ist, sich auf eine bloße Demonstration beschränken zu müssen glauben.

Auch Napoleon leitet seine Vernichtungsschlachten durch Umgehungen ein, die aber nicht wie diejenigen Friedrichs mit einer Unterlegenheit in der Nachbarschaft des Schlachtfeldes ausgeführt werden, sondern ihn nach Tagen und Wochen im weiten Bogen mit einer Überlegenheit in den Rücken des Feindes bringen. Nun greift er diesen unter Umfassung beider Flügel an, oder noch besser er läßt sich zunächst von dem

Digitized by Google

schwächeren Feinde angreifen, um nach dessen Erschöpfung zum vernichtenden Gegenangriff überzugehen. Der entscheidende Angriff Hasdrubals gegen den Rücken des Feindes wird wie bei Zorndorf und Torgau von Haus aus zur Hauptsache gemacht, der Feind im Rücken und in beiden Flanken angegriffen, die nach Frankreich gerichtete Front der Österreicher und Preußen aber frei gelassen. Mögen sie dorthin, gefolgt von einer Überlegenheit, gehen. Das führt bei Marengo und Ulm zu einer unmittelbaren Vernichtung des Feindes. Bei Jena muß sie erst durch eine langwierige Verfolgung erreicht werden. Die Schlacht, die mit dem Angriff auf Vierzehnheiligen begonnen hat, wird erst bei Prenzlau und Ratkau zu einem tragischen Ende geführt. Ebenso drückt erst die Beresina dem Zuge nach Moskau den Stempel des furchtbarsten Cannae auf und bildet der Durchbruch bei Hanau den Schlußakt des Riesenkampfes von 1813.

In dem Feldzuge von Preußisch-Eylau führt die Umgehung nicht gegen den Rücken, sondern nur gegen die Flanke des Feindes, der sich durch eine geringe Schwenkung dem verderblichen Angriff zu entziehen weiß. Napoleon steht dem schwächeren Feinde gerade gegenüber. Ein Massenangriff gegen die Front, ein schwacher Angriff gegen eine Flanke, starke zurückgehaltene Reserven sollen der einfachen Lage die Lösung bringen. Sie wird im entgegengesetzten Sinne durch den Gegner gebracht, der den schwachen Flankenangriff seinerseits flankiert. Friedrich dem Großen ist manche Vernichtungsschlacht mißlungen, weil seine Streitkräfte zu gering waren und er trotzdem das Höchste wagte. Napoleon scheiterte bei Preußisch-Eylau, weil er zu viel auf einen unfruchtbaren Frontalangriff verschwendete, zu viel für alle Fälle in Reserve zurückbehielt und zu wenig zum entscheidenden Flankenangriff zu verwenden wagte.

Denn ein Wagnis liegt in jeder Umfassung und Umgehung. Das mußten auch die Gegner Friedrichs wie Napoleons erfahren. Sie wollten auch einmal eine Vernichtungsschlacht schlagen, mit überlegenen Kräften den Gegner umgehen und in Flanke oder Rücken anfallen. Der Plan mißlang bei Roßbach, Liegnitz und Austerlitz, weil der Umgangene sich seinerseits mit Überlegenheit auf die Spitze der Umgehungskolonnen warf.

Noch einmal hat Napoleon eine annähernde Vernichtungsschlacht geschlagen. Der Feind bringt sich selbst bei Friedland in eine für das Vernichtetwerden äußerst günstige Lage. Er stellt sich mit dem Rücken gegen die Alle, mit der Front gegen einen Feind von doppelter Stärke auf, und brennt außerdem die Brücke ab, die ihm allein noch einen Ausweg zu gewähren scheint. Dennoch gelingt die Vernichtung nicht vollständig, weil Napoleon sich auf einen Angriff gegen die Front und eine Flanke beschränkt, die andere Flanke aber frei läßt, um sich möglichst starke Reserven für alle Fälle zu erhalten. Diese starken Reserven werden hinfort nicht seine Schlachten entscheiden, aber wohl seine Siege beeinträchtigen.

Digitized by Google

Nach der Grundform eines Cannae geht eine breite Schlachtlinie gegen eine schmalere, meistens aber tiefere Schlachtlinie vor. Die überragenden Flügel schwenken gegen die Flanken, die vorausgehende Kavallerie gegen den Rücken ein. Sind die Flügel durch irgendeine Veranlassung von der Mitte getrennt, so ist es nicht nötig, daß sie an diese herangezogen werden, um dann gemeinsam den Marsch zum umfassenden Angriff anzutreten, sie können unmittelbar auf dem nächsten Wege gegen die Flanken oder den Rücken vorgeführt werden. Das ist das, was Moltke „die Vereinigung getrennter Teile auf dem Schlachtfelde“ nennt und für das Höchste erklärt, was ein Feldherr leisten kann. Es ist auch das Wirksamste, freilich wie behauptet wird, auch das Gewagteste. Die meisten Feldherrn und fast sämtliche Unterführer scheuen die Gefahr, daß die Teile vor der Vereinigung geschlagen werden, und sind eifrig bemüht, die Vereinigung der getrennten Teile nicht auf dem Schlachtfelde, sondern solange wie möglich vor der Schlacht herzustellen. Darüber geben sie den entscheidenden Erfolg aus den Händen und müssen mit einem geringeren, wenn nicht mit gar keinem vorlieb nehmen. Ersteres mußte Napoleon bei Regensburg, letzteres bei Groß-Görschen zum Heil der Menschheit erfahren, und das eine oder das andere hätte Moltke erfahren, wenn er den Ratschlägen der Zeitgenossen und einer nachträglichen Kritik gefolgt und bei Königgrätz alle drei Armeen, wie es sich gebührte, zunächst auf der Grundlinie vereinigt hätte. Die Gefahr, daß ein Teil einzeln geschlagen, wenigstens zurückgedrängt wird, ist allerdings vorhanden. Das zeigt Cannae selbst, und das zeigen im Herbst 1813 Blücher bei Löwenberg und Schwarzenberg bei Dresden, und das hätte auch vielleicht die Erste preußische Armee bei Königgrätz gezeigt, wenn Benedek sich am frühen Morgen des 3. Juli aufgemacht hätte, mit seiner ganzen Heeresmacht über den Prinzen Friedrich Karl herzufallen. Die Folgen waren aber und wären in allen diesen Fällen gewesen, daß der Sieger sehr bald von dem Besiegten ablassen mußte, um sich gegen einen der Feinde zu wenden, die seine Flanken bedrohten, daß dann der zurückgedrängte Feind wieder Front machte, und so durch den scheinbaren Sieg die endliche Einschließung und Vernichtung wesentlich gefördert, wenn nicht ermöglicht wurde. Das alles lehren der Herbstfeldzug von 1813 und die Kriege von 1815 und 1866. Um einen der getrennten Feinde mit versammelter Macht vernichten zu können, müssen die übrigen wie 1757 bei Prag so weit entfernt sein, daß eine Störung von ihnen nicht zu erwarten ist. Sind sie näher herangerückt, so muß die versammelte Macht zur Abwehr geteilt werden. Teile kämpfen gegen Teile. Der in der Mitte stehende, schwächere Gegner hat nirgends mehr das Übergewicht und ist verloren, sobald es gelingt, die im Umkreis stehenden Teile des stärkeren Gegners bei Leipzig, Waterloo oder Königgrätz auf dem Schlachtfelde zu vereinigen. Auch der schwächere Gegner Friedrich wäre bei Bunzelwitz verloren gewesen, wenn nicht Russen und Österreicher, durch frühere Erfahrungen eingeschüchtert, auf den immerhin schwierigen Angriff verzichtet hätten.

Digitized by Google

Für jede Art Cannae ist es selbstverständlich wünschenswert, die Überlegenheit der Zahl für sich zu haben. Moltke mußte sie sich 1870 erst erwerben. Eine große erdrückende Koalition drohte sich gegen Deutschland zusammenzuziehen. Moltke hielt an dem bereits 1866 durchgefochtenen Satz fest: keine Observationskorps, keine Armeen, wo noch kein Feind ist. Sämtliche 16 Korps wurden gegen Frankreich bestimmt. Die französische Armee sammelte sich in Lothringen und im Elsaß, um den Rhein oberhalb Karlsruhe zu überschreiten und in Süddeutschland einzufallen. Es lag für die Deutschen nahe, sich an dem Strome der Invasion entgegenzustellen. Wie aber Napoleon 1806 die Front der nördlich des Thüringer Waldes versammelten preußischen Armee in raschen Märschen rechts umgangen hatte, so umging Moltke mit Eisenbahntransporten die Front am oberen Rhein und erschien am mittleren Lauf des Stromes zwischen Karlsruhe und Koblenz. Die Umgehung Napoleons hatte die Preußen an die Saale gezogen, die Umgehung Moltkes zog die Franzosen an die Saar und Lauter. Beide umgangene Armeen wollten nach vollendeter Schwenkung sich etwa wie bei Roßbach den umgehenden Kolonnen entgegenwerfen. Diese kühne Absicht, notdürftig zur Ausführung gebracht, nahm 1806 bei Saalfeld ein trauriges Ende und würde 1870 dazu geführt haben, daß die in allgemeiner Richtung Mainz—Mannheim vorrückende französische Armee von allen Seiten angefallen worden und kaum mehr über die Saar zurückgekommen wäre. Eine Vorahnung dessen, was kommen würde, hielt jedoch Napoleon III. fest. So konnten die deutschen Armeen bis zur Saar und Lauter vorrücken. Der Napoleonischen Strategie von 1806 würde es entsprochen haben, wenn die Deutschen 1870 mit vorgenommenem rechtem Flügel die Mosel überschritten und die Franzosen, mochten sie die Schlacht annehmen oder nicht, in südlicher Richtung bis an den Rhein und die Schweizer Grenze zurückgedrängt hätten. Das unvollkommene Eisenbahnnetz von vor vierzig Jahren ließ eine solche Bewegung nicht wohl ausführbar erscheinen. Der linke Flügel mußte zum Schaden des rechten sehr stark gemacht werden und sollte nun auch die Entscheidung geben. Die Dritte Armee hatte zwei Tage früher vorzugehen, den Feind, der sich im Elsaß versammelte, zurückzuwerfen, und rechtsschwenkend die französische Hauptarmee in Flanke und Rücken anzugreifen, während die Erste und Zweite gegen deren Front vorgingen. Der Plan mißlang, weil die Erste und Zweite Armee zu früh, die Dritte zu spät angriffen. Die französische Armee im Elsaß wurde gänzlich geschlagen, aber diejenige in Lothringen konnte sich, wenig geschädigt, nach Metz zurückziehen. Bei der großen Überlegenheit der Deutschen wäre es wohl das einfachste gewesen, dem Feinde zu folgen und mit beiden überragenden Flügeln gegen dessen Flanken einzuschwenken, nachdem starke vorausgeeilte Kavallerie den Rückzug zum Stehen gebracht hätte. Die Ausrüstung und Bewaffnung der Kavallerie-Divisionen schienen damals ein solches Verfahren nicht zu erlauben, obgleich tatsächlich die 5. Kavallerie-Division Teile der französischen Armee am 15. und 16. August bei Vionville am weiteren

Digitized by Google

Vorrücken verhindert, ja sogar zum Zurückgehen veranlaßt hat. Die Kavallerie hätte sicherlich die Aufgabe erfüllen können, die der General v. Alvensleben für das III. Armeekorps am 16. August anfangs in Anspruch nahm, nämlich Aufhalten der feindlichen Armee, nötigenfalls allmähliches Zurückweichen bis Verdun, aber auch Zeit gewinnen, um die deutschen Korps von zwei Seiten oder wenigstens von einer Seite herankommen zu lassen und ein Cannae zu vollenden. Solche ungebräuchliche Leistungen der Kavallerie waren aber nicht vorauszusehen. Moltke entschloß sich daher, den auf Metz zurückweichenden Feind mit allen drei Armeen südlich zu umgehen, ihn wenn erforderlich in paralleler Verfolgung zu begleiten, im günstigen Augenblick rechts einzuschwenken, um ihn gegen die luxemburgisch-belgische Grenze zu drängen und auf diese Weise die vollständige Einschließung zu ermöglichen. Der Plan wurde begünstigt durch den Aufenthalt, den die Festung Metz und die Schlacht von Colombey dem französischen Rückzug brachten, beeinträchtigt aber durch die Langsamkeit und Unentschlossenheit in den Bewegungen der beiden deutschen Armeen, durch die geringe Zahl von Moselbrücken, durch das ungünstige Wegenetz des linken Ufers und nicht zum wenigsten durch das vorsichtige Zögern Bazaines, die Verbindung mit der schützenden Festung aufzugeben. Der Marschall war nicht ohne Grund davon überzeugt, daß er, sobald er Metz völlig aufgegeben und das freie Feld gewonnen hätte, von allen Seiten angefallen und vernichtet werden würde. Dennoch wäre Moltkes Absicht voraussichtlich in Erfüllung gegangen, wenn am 16. August dem General Barnekow erlaubt worden wäre, durch das Bois des Ognons, der 25. Division durch das Bois de Vaux gegen die Straßen Rezonville—Point du Jour vorzugehen. Schwerlich hätte Bazaine gewagt, eine Straße zum Rückzug zu benutzen, die wenn nicht vom Feinde besetzt, so doch unter dessen Feuer lag. Er wäre in nördlicher Richtung dorthin zurückgegangen, wohin ihn Moltke durchaus in Marsch sehen wollte. Da aber Barnekow nach altem Gebrauch zu unfruchtbaren Frontalangriffen abgenutzt wurde und die 25. Division nur sehr spät an dessen Stelle treten konnte, blieb die hauptsächlichste Rückzugsstraße der Franzosen frei. Die Deutschen mußten auf die Vernichtung des Feindes zur Zeit verzichten und mit dessen Einschließung in Metz, also mit Hoffnungen auf die Zukunft vorlieb nehmen.

Auch Mac Mahon sollte durch einen Angriff auf Front und rechte Flanke gegen die belgische Grenze gedrängt und vernichtet werden. Da aber weder die Stellung beim Lager von Chalons noch die bei Reims der Verteidigung genügende Vorteile bot, so wollte Mac Mahon sich nach Paris zurückziehen, bevor er ernstlich bedroht werden konnte. Die für die Deutschen schwierige Lage änderte sich vollständig zu ihren Gunsten durch den Mac Mahon aufgezwungenen Abmarsch von Reims über Stenay auf Metz. Daraus ergab sich für die Deutschen die Aufgabe, eine im Flankenmarsch von Westen nach Osten begriffene Armee von verhältnismäßig geringer Stärke von Süden her umfassend anzugreifen und gegen die nahe gelegene belgische Grenze

Digitized by Google

zu drängen. Da sich noch zwei in Reserve stehende Korps der Einschließungsarmee heranziehen ließen, so konnten sehr bald alle nach Osten und Süden führenden Wege abgesperrt werden. Nur der Rückzug nach Westen mußte zunächst noch offen gelassen werden. Diesen alleinigen Ausweg wollte Mac Mahon benutzen, als er von dem Anrücken der Deutschen Nachricht erhielt, wurde aber von Paris aus unverzüglich wieder in sein offenkundiges Verderben getrieben. Wenn die zehneinhalb deutschen Korps mit dem rechten Flügel über Longuyon längs der belgischen Grenze, mit dem linken über Rethel auf allen vorhandenen Straßen in einer Linie vorrückten, so mußten die vier französischen Korps, sie mochten vor- oder zurück-, nach rechts oder nach links marschieren, allmählich, aber mit Sicherheit gegen die belgische Grenze gedrängt werden. Greifen sie an oder leisten sie an diesen oder jenen Straßen Widerstand, so werden diejenigen deutschen Korps, welche die nämlichen Straßen in entgegengesetzter Richtung benutzen, mit ihnen ins Gefecht kommen. Die übrigen aber marschieren in der ursprünglichen Richtung weiter, einmal um sich zunächst zu überzeugen, ob sie nicht auch Feinde vor sich haben, und dann weil sie nur durch einen Vormarsch dem Feinde die Flanke abzugewinnen und dem im Gefecht befindlichen Nachbarkorps wirksame Unterstützung zu leisten vermögen.

Die Maas-Armee gedachte nicht in so einfacher Weise die ihr für den 30. August gestellte Aufgabe zu lösen. Sie hatte drei Feinde vor sich, auf der Straße Sommauthe—la Besace, bei Beaumont, auf der Straße Mouzon—Stenay und wahrscheinlich auch bei Carignan. Wenn die beiden bayerischen Korps auf der ersteren Straße belassen worden wären, und wenn die Maas-Armee das IV. Korps auf Beaumont schickte, das Garde- und XII. Korps auf das rechte Maas-Ufer nahm, so trieb sie die drei bis vier Feinde vor sich her und — was noch wichtiger war — versperrte ihnen jeden Ausweg nach Osten und Süden. Das Oberkommando wollte jedoch nicht seine Kräfte zersplittern, sondern die fünf Korps, drei im ersten, zwei im zweiten Treffen vor Beaumont versammeln. Infolgedessen wurden mindestens zwei Feinde frei, die, ohne jede bösartige Absicht, durch die Maßnahmen und Unterlassungen der Deutschen förmlich gezwungen wurden, deren Flanken anzugreifen und wenigstens anzudeuten, was hätte geschehen können, wenn an ihrer Stelle starke, entschlossene und unternehmende Feinde gewesen wären. Da der Angriff gegen den Feind bei Beaumont nicht, wie beabsichtigt, mit der Wucht von zwanzig, sondern wegen Mangels an Raum nur von ein bis zwei Brigaden geführt werden konnte, stand der Kampf von fünf gegen eins sehr mißlich und hätte vielleicht ein klägliches Ende genommen, wenn nicht ein Divisionskommandeur in dem Drange an den Feind zu kommen, die Front verlängert, den überflügelten Feind zum Weichen gebracht und damit die Ausführung des planmäßigen französischen Rückzuges um ein geringes beschleunigt hätte. Auf diese Beschleunigung beschränkte sich aber der mit verhältnismäßig großen Verlusten erkaufte Erfolg. Im übrigen war der Feind, der ohne Erbarmen eingeschlossen

Digitized by Google

werden sollte, von jeder Bedrängnis befreit und konnte sich still und ungefährdet nach zwei Richtungen entfernen. Glücklicherweise verzichtete er auf die Vorteile, die ihm der großmütige Gegner eingeräumt hatte und machte nach kurzem Marsch wieder halt, um sich, ergeben in sein Schicksal, dem vernichtenden Schlage zu stellen, und glücklicherweise war Moltke da, um die Riesenmasse, in die sich die beiden deutschen Armeen zusammengezogen hatten, wieder einigermaßen zu entwirren und einen Angriff von drei, schließlich von vier Seiten zu ermöglichen.

Die Überlegenheit der Deutschen war so groß, daß sie die Einschließung vollständig ausführen und doch noch auf der Ostfront ihrer Neigung, Massen auf engstem Raume anzuhäufen, freien Lauf lassen konnten. Es wäre nicht tunlich gewesen, eine solche Verschwendung zu treiben, wenn der Gegner sich etwas mehr ausgedehnt, namentlich die Maas-Strecke zwischen Sedan und Mezieres besetzt hätte. Dann würde sich eine Verlängerung des deutschen linken Flügels bis über Mezieres hinaus als notwendig ergeben haben. Die vorhandenen Kräfte hätten immer noch ausgereicht, um zum Vormarsch auf jede Straße ein Korps zu setzen und damit das durchschnittliche Maß zu erreichen, das Moltke nach den Erfahrungen von 1870 den Marschkolonnen geben wollte, um einen rechtzeitigen Aufmarsch zu ermöglichen. Ob er noch an dieser Norm festhalten würde, nachdem die Länge der Marschkolonne eines Korps ohne Trains von 15 auf 29 km gestiegen ist, muß dahingestellt bleiben.

Eine vollkommene Schlacht bei Cannae ist in der Kriegsgeschichte nur selten zu finden. Denn zu ihr gehört auf der einen Seite ein Hannibal, auf der anderen ein Terentius Varro, die beide in ihrer Weise zur Erreichung des großen Zweckes zusammenwirken.

Ein Hannibal muß die Überlegenheit der Zahl wenn nicht haben, so doch zu entwickeln verstehen. Dazu ist ein Feldherr wünschenswert, der etwas von einem Scharnhorst an sich hat, von einem Friedrich Wilhelm I. oder Wilhelm I., der eine feste Armee zusammenfügt, von einem Moltke, der sie ausschließlich gegen den Hauptgegner vereinigt, von einem Friedrich dem Großen, der alle Geschütze und Gewehre in Tätigkeit bringt, von einem Friedrich dem Großen oder Napoleon, der gegen die Flanke oder den Rücken den Hauptangriff führt, von einem Friedrich dem Großen oder Moltke, der den fehlenden Hasdrubal durch ein natürliches Hindernis oder die Grenze eines neutralen Staates ersetzt. Endlich sind Unterführer vonnöten, die diszipliniert, in ihrem Handwerk ausgebildet sind und Verständnis für die Absichten des Feldherrn besitzen.

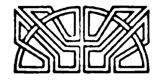
Ein Terentius Varro hat eine große Armee, aber er tut nicht sein Äußerstes, um sie zu vermehren und zweckmäßig auszubilden. Er bringt nicht seine Kräfte gegen den Hauptgegner zusammen. Er will nicht durch die Überlegenheit des Feuers von

Digitized by Google

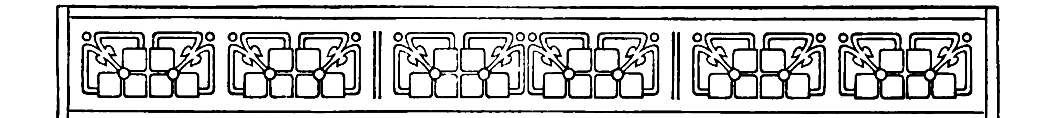
mehreren Seiten siegen, sondern durch die Wucht einer Masse, die schmal und tief gegliedert sich die feindliche Front als die widerstandsfähigste Seite zum Angriff auersieht.

Alle diese wünschenswerten Vorbedingungen werden weder auf der einen noch auf der anderen Seite vereinigt gefunden werden. Einige Eigenschaften des Hannibals und einige Mittel, über die er verfügte, haben immerhin auch andere Feldherren besessen. Terentius Varro auf der anderen Seite hat zu allen Zeiten Schule gemacht. So ist es gekommen, daß, wenn auch abgesehen von Sedan kein vollkommenes Cannae, so doch eine ganze Reihe von annähernden Vernichtungsschlachten geschlagen worden und daß diese gerade an den Wendepunkten der Geschichte zu finden sind.

Graf Schlieffen,
Generalfeldmarschall.



Digitized by Google



Die Entwicklung des Militärluftfahrwesens in Frankreich von Ende Mai bis Mitte Dezember 1912.

I. Allgemeines.

1. Die Neuorganisation.

Im 3. Heft des IX. Jahrganges der Vierteljahrshefte wurde das Wesentliche aus dem Inhalte des Gesetzes über die Neuorganisation des französischen Militärluftfahrwesens vom 23. März 1912 wiedergegeben. Durch dieses Gesetz wurde das bisher dem Geniewesen angegliederte Luftfahrwesen als selbständige „fünfte Waffe" einem Inspekteur des Militärluftfahrwesens unterstellt. Die bis dahin nur sechs Kompagnien zählenden Luftfahrertruppen wurden auf acht Kompagnien (vier Luftschiffer-, drei Fliegerkompagnien zu je 3 Offizieren, 108 Mann, eine Fahrerkompagnie zu 3 Offizieren, 127 Mann, 133 Pferden) und eine nach Bedarf festzusetzende Zahl von Luftfahrerzügen (je 1 Offizier, 60 Mann, 7 Pferde) erhöht. Inzwischen ist das Gesetz durch Ausführungsbestimmungen ergänzt und die geplante Organisation in ihren großen Zügen durchgeführt worden. Es ist dadurch möglich geworden, einen Überblick über das bisher Geschaffene und über die geplante weitere Entwicklung des französischen Militärluftfahrwesens zu gewinnen.

Ein Dekret des Präsidenten der Republik vom 22. August 1912 setzte die Zahl der am 1. Oktober 1912 aufzustellenden Luftfahrerzüge (sections d'aéronautique) auf zehn, die Höchstzahl der zur Deckung des Bedarfs aus den anderen Waffen in den Etat des Luftfahrwesens zu versetzenden (hors cadre) Offiziere (einschließlich Verwaltungsoffiziere) auf 165, der Unteroffiziere auf 180 fest; es bestimmte ferner, daß sämtliche Luftfahrertruppen auf drei Bezirke (groupes) zu verteilen sind.

Ein Erlaß des Kriegsministers vom gleichen Tage enthielt die Einteilung der Bezirke und regelte den Dienstbetrieb.

Zur Deckung des Mannschaftsbedarfes der am 1. Oktober 1912 zu bildenden acht Kompagnien und zehn selbständigen Züge genügten die bisherigen sechs Luftschifferkompagnien. Der Mehrbedarf an Offizieren und Unteroffizieren wurde durch Versetzungen aus den anderen Waffen in den Etat der Luftfahrertruppen gedeckt.

Digitized by Google

Einteilung des Luftfahrwesens.

Die Luftfahrertruppen und -anstalten Frankreichs und Nordafrikas sind in drei Luftfahrbezirke (groupes d'aéronautique) eingeteilt. Innerhalb der Bezirke bilden die Truppen und Anstalten eines oder mehrerer benachbarter Standorte Luftfahrstationen (centres aéronautiques). Innerhalb der Stationen unterstehen Luftschiffahrt und Flugwesen -- falls beide Dienstzweige vertreten sind — verschiedenen Befehlshabern. Nebenstationen (centres annexes) sind solche von geringerer Bedeutung, die einer Hauptstation (centre principal) angegliedert sind. Seite 70 und 71 geben eine Übersicht über die Gliederung des gesamten Luftfahrwesens und die Verteilung der Luftfahrertruppen nach dem Stande von Mitte Dezember 1912. Skizze 14 zeigt, daß alle Anlagen und Truppen des Luftfahrwesens um Paris und an der Ost- und Nordostgrenze zusammengedrängt sind. Man hat zunächst die Grenzkorps (converture) und die Grenzfestungen mit Luftfahrformationen ausgestattet und die Durchführung der für die Armeekorps des Westens und Südens nötigen Einrichtungen den kommenden Jahren vorbehalten.

Skizze 14.

Der Luftfahrbezirk.

Der Luftfahrbezirk kann Flugwesen oder Luftschiffahrt oder beide Dienstzweige enthalten. Zur Zeit umfaßt z. B. der Bezirk Lyon nur Flugwesen, die Bezirke Versailles und Reims Flugwesen und Luftschiffahrt.

Der Kommandeur, ein Oberst oder Oberstleutnant, der über einen Stab und Unterstab (section hors rang) von 5 Offizieren und 31 Unteroffizieren und Mannschaften verfügt, untersteht unmittelbar dem Inspekteur des Militärluftfahrwesens. Er hat die Disziplinarbefugnisse eines Truppenbefehlshabers. Er überwacht die gesamte Tätigkeit der Truppen und Anstalten seines Befehlsbereiches und ist besonders für die Einheitlichkeit der Ausbildung und für die Instandhaltung des Kriegs- und Friedensgerätes verantwortlich.

Die Luftfahrstation.

Die Luftfahrstation untersteht einem Stabsoffizier oder Hauptmann des Landheeres oder einem Offizier gleichen Ranges der Marine, dem ein Stab zur Seite steht. Sie hat die Aufgabe, das luftfahrende und das technische Personal (die mécaniciens usw.) sowie die Bedienungsmannschaften auszubilden und das Lehr- und das Kriegsgerät zu unterhalten und instandzusetzen. Hierzu verfügt jede Station über Luftfahrertruppen oder Teile von solchen, luftfahrendes Personal, Depots und Werkstätten. Es können ihr Nebenstationen angegliedert sein, z. B. militärische Abteilungen bei Zivilfliegerschulen oder auf Truppenübungsplätzen vorübergehend eingerichtete Depots und Werkstätten.

Die Luftfahrertruppen.

Die Luftfahrertruppen sind in Verwaltungseinheiten: Kompagnien (c. d'aéronautique) und selbständige Züge (sections détachées) zusammengefaßt und nach Bedarf auf die Bezirke und in diesen auf die Stationen verteilt. Die Einheiten sind entweder der Luftschiffahrt (unités d'aérostation) oder dem Flugwesen (unités d'aviation) zugeteilt.

Die Rekruten erhalten in den Kompagnien und Zügen bestimmter Stationen

Digitized by Google

ihre erste militärische und technische Ausbildung. Sobald sie „mobilisables“ sind, werden sie nach ihrer besonderen Eignung auf die einzelnen Stationen verteilt (spécialisation particulière), wo ihre Ausbildung vollendet wird.

Die Fahrerkompagnie (c. de conducteurs) steht mit ihrem Stamme in Versailles. Ihre Rekruten werden dort ausgebildet und dann nach Anordnung des Inspekteurs verteilt.

Das luftfahrende Personal.

Das luftfahrende Personal (personnel navigant) einer Station besteht aus Offizieren und Unteroffizieren, die aus den anderen Waffen in den Etat des Luftfahrwesens übernommen oder nur kommandiert sind. Es ist nach Flugwesen und Luftschiffahrt getrennt, die je unter einem besonderen Chef stehen.

Dem Chef des Flugwesens stehen zur Ausbildung Fluglehrer (pilotes moniteurs) zur Seite. Er verteilt die Schüler auf die Lehrer und bildet selbst einige aus. Er ist beim Unterricht anwesend, entscheidet, ob die Wetterlage das Fliegen zuläßt, ist für den Zustand der Flugzeuge verantwortlich und berichtet dem Stationschef über die Geeignetheit der Fluglehrer und -schüler. Außerdem schlägt er die Verteilung von Gerät und Personal auf die Fliegerabteilungen (escadrilles) und nach Bedarf Probeflüge mit dem Kriegsgerät vor, für dessen Zustand er verantwortlich ist. Er kann mit der Überwachung der Station angegliederter Zivilschulen beauftragt werden, denen Militärschüler zugeteilt sind.

Der Chef der Luftschiffahrt hat ähnliche Obliegenheiten. In seinen Bereich fallen: Luftschiffe, Ballone und Drachen (cerfs volants). Die Ausbildung beginnt am Kugelfesselballon.

Die Übungseinheiten.

Nach Beendigung der ersten Ausbildung stellt der Stationschef aus dem luftfahrenden Personal und den Luftfahrertruppen Übungseinheiten (unités de manœuvre) zusammen: Fliegerabteilungen, Luftschiffbesatzungen und Formationen zur Bedienung von Fesselballonen und Beobachtungsdrachen. Jede Kompagnie oder jeder Zug liefert das Mannschaftspersonal für mehrere Übungseinheiten, deren luftfahrendes Personal ihr in Verwaltungsfragen angegliedert wird. Die Verwaltungseinheit (Kompagnie oder Zug) hat jetzt nur noch die militärische Ausbildung ihrer Leute (einmal in der Woche) zu leiten.

Die Flieger werden in Abteilungen (escadrilles) zusammengefaßt, die mit dem nötigen Gerät ausgestattet sind (siehe Seite 59). Die Abteilungsführer wählt der Stationschef nach technischen und taktischen Fähigkeiten aus. Sie bilden nach Anordnung des Chefs des Flugwesens ihre Abteilungen für den Krieg aus, regeln Überlandflüge einzelner Flieger oder der ganzen Abteilung und die Teilnahme an Truppenübungen. Bei der Mobilmachung stellt jede Friedensabteilung mehrere Kriegsabteilungen auf, deren Gerät der Führer bereits im Frieden zeitweise zu prüfen hat. Die Mobilmachung des Personals ist Sache der Verwaltungseinheit.

Digitized by Google

Der Führer eines Luftschiffes bildet in ähnlicher Weise sein Personal nach Anweisung des Chefs der Luftschiffahrt aus. Ihn unterstützt der „adjudant (oder sergent) mécanicien du dirigeable“.

Der Stationschef verfügt über alle Übungseinheiten. Er berichtet monatlich an den Kommandeur des Bezirkes über die Ausbildung des luftfahrenden Personals. Hierbei macht er ungeeignete Persönlichkeiten namhaft. Er kontrolliert die Fliegerzeugnisse.

Die Depots und Werkstätten.

Jede Hauptstation hat ein Gerätedepot (dépôt de matériel aéronautique) und Werkstätten (ateliers), die dem Chef unmittelbar unterstehen.

Die Depots beschaffen und verwalten sämtliches Gerät und die Betriebsstoffe, die für den Friedensdienst und die Mobilmachung gebraucht werden. Sie empfangen das Luftfahrgerät (Flugzeuge, Motoren usw.) vom Hauptgerätedepot und geben es aus. An besonderen Orten angelegte Depots (dépôts isolés) sind einer bestimmten Station des Bezirkes angegliedert. Die bei einer Station vorhandenen Flugzeuge zerfallen in solche des Kriegs- und des Friedensdienstes, letztere in Reserve- und Lehrapparate. Die Übernahme von Kriegsgerät in den Friedensdienst befiehlt der Inspekteur.

An der Spitze des Depots steht ein Offizier, dem, wenn nötig, außer einem Stabe von Verwaltungsoffizieren und Beamten noch ein Hauptmann oder Leutnant zur Seite steht.

Den Werkstätten liegen alle Instandsetzungsarbeiten ob, soweit sie nicht von den Einheiten selbst ausgeführt werden können oder in der Fabrik ausgeführt werden müssen. An ihrer Spitze steht ebenfalls ein Offizier, an dessen Stelle bei Nebenstationen ein Unteroffizier oder Staatshandwerker (ouvrier d'état) treten kann. Das Unterpersonal der Depots und Werkstätten besteht teils aus Militärpersonen, teils aus Zivilangestellten.

Die Neben-Luftfahrstationen.

Die Neben-Luftfahrstationen (centres annexes) unterstehen in allen Fragen der Ausbildung, Verwaltung und Mobilmachung der Hauptstation. An ihrer Spitze steht ein Offizier; die Stärke des Unterpersonals richtet sich nach dem Bedarf.

Die auf Seite 70 in Spalte 1 aufgeführten Anstalten unterstehen dem Inspekteur unmittelbar. Sie werden von Offizieren geleitet. Den Anstalten 2 bis 5 (in Spalte 1) sind eine Anzahl Flugzeug- oder Luftschiff-Führer (Offiziere) zugeteilt.

2. Sonderbestimmungen für das luftfahrende Personal.

Zulagen.

Nach einem Dekret des Präsidenten vom 12. Mai 1912, ergänzt durch Ausführungsbestimmungen des Kriegsministers vom 5. Juli 1912, werden dem luftfahrenden Personal Zulagen gewährt, und zwar Stellenzulagen (indemnité de fonctions) und Tagegeld (indemnité journalière).

Digitized by Google

Die Stellenzulage beträgt täglich:

für		Stellenzulage 1.	Stellenzulage 2.
Offiziere		10 frcs.	5 frcs.
adjudants		5 „	2,5 „
Unteroffiziere	die über die gesetzliche Dienstzeit dienen	4 „	2 „
Mannschaften	die über die gesetzliche Dienstzeit dienen	2 „	1 „
Unteroffiziere	die nicht über die gesetzliche Dienstzeit dienen	3 „	1,5 „
Mannschaften	die nicht über die gesetzliche Dienstzeit dienen	1 „	0,5 „

Die Stellenzulage 1 erhalten Militär-Flugzeugführer, -Luftschiffführer und -Luftschiffmechaniker. Die Berechtigung zum Bezuge der Zulage besteht vom Tage des Erwerbes des Zeugnisses an stets für das laufende und das folgende Halbjahr. Sie wird jedesmal um ein halbes Jahr verlängert, wenn vor ihrem Ablaufe: der Flieger entweder zwei Prüfungen des Militär-Flugzeugführerzeugnisses oder gleichwertige Flüge ausgeführt hat; der Luftschiffer an drei Luftschiffahrten teilgenommen hat, von denen zwei eine Mindestdauer von drei, die dritte von zwei Stunden haben müssen, und von denen die dritte durch vier zweistündige Freiballonfahrten ersetzt werden kann. Bei Austritt aus dem Luftfahrdienste erlischt die Berechtigung.

Die Stellenzulage 2 erhalten die Flugschüler, die Militär-Freiballonführer, die zur Dienstleistung beim Militär-Luftfahrwesen kommandierten Militärpersonen, soweit sie an Luftschiffahrten und Flügen teilnehmen, und die Mechaniker, die regelmäßig Dienst an Bord von Luftschiffen oder Flugzeugen tun. Die Berechtigung beginnt mit dem Dienstantritt bei der Fliegerschule oder dem Erwerb des Ballonführerzeugnisses; sie endet mit der Gewährung der Zulage 1 oder mit dem Austritt, sonst nach einem Jahre. Kommandierte und Mechaniker erhalten die Zulage nur für die Dauer der Dienstleistung.

Das Tagegeld in Höhe der Stellenzulage 2 wird allen anderen Militärpersonen gewährt für jeden Tag, an dem sie dienstlich eine Luftschiffahrt von mindestens einer Stunde Dauer, oder einen Drachenaufstieg von mindestens 15 Minuten Dauer, oder einen Flug im Flugzeug von mindestens 15 Minuten Dauer unternehmen.

Im Dienste Verletzte beziehen die Zulage weiter. Sie kann ihnen auch weiter gewährt werden, wenn sie wegen Krankheit die vorgeschriebene Mindestleistung nicht nachweisen können.

Zum Nachweis der Leistungen im Luftdienste wird jedem Beteiligten aus den bei den Stationen geführten Listen, den Tagebüchern der Fliegerabteilungen oder den Bordbüchern der Luftschiffe monatlich ein Auszug (certificat) ausgestellt. Der im Budget 1913 für Luftfahrerzulagen geforderte Kredit beträgt 935 540 Franken.

Digitized by Google

Offizierflieger, die in den Truppendienst zurückgetreten sind, können auf ihren Antrag jedes Jahr eine einmonatige Übung im Flugdienst ablegen.

Aufnahmeprüfung zur Kriegsakademie.

Den zur mündlichen Aufnahmeprüfung zur Kriegsakademie zugelassenen Offizieren, die das Militär-Flugzeug- oder -Luftschiffführerzeugnis besitzen, werden 30 Punkte zu der bei der Prüfung erreichten Punktzahl zugezählt.

3. Die Uniform der Luftfahrertruppen.

Die künftige Uniform der Luftfahrertruppen soll aus dem Feldrock der Alpentruppen (vareuse alpine) und der Hose (culotte) mit Wickelgamaschen bestehen. Als besondere Abzeichen (siehe Seite 73) tragen die Luftschiffer am rechten Arm einen geflügelten Anker, die Flieger eine geflügelte Luftschraube, die Mechaniker am linken Arm ein Zahnrad, die geprüften Mechaniker dazu eine goldene Winkeltresse; die anderen Spezialisten am linken Arm einen ungarischen Knoten. Vom luftfahrenden Personal tragen am Kragen: die Flugzeugführer einen geflügelten Stern, die Luftschiffführer ein geflügeltes Steuerrad, die Luftschiffmechaniker eine geflügelte Granate.

Bis zur Einführung der neuen Uniform werden an der bisherigen folgende Änderungen vorgenommen: die Samtabzeichen werden durch solche von Tuch ersetzt; die Luftschiffer tragen am Kragen einen schwarzen Spiegel mit roter, die Flieger einen roten Spiegel mit schwarzer Bezirks(groupe)nummer. An Stelle der Genieknöpfe treten Infanterieknöpfe (mit Granate). Zum Felddienst werden schwarze Wickelgamaschen getragen. Bei Paraden tragen die Offiziere an der Kopfbedeckung einen Busch von Hahnenfedern wie die Jäger und die Abzeichen der Infanterie.

4. Geldmittel für 1913.

Budgetentwurf 1913.

Der Budgetentwurf für 1913 fordert für das Luftfahrwesen die Summe von 37 662 476 Franken. Das bedeutet gegenüber der für 1912 einschließlich der Nachtragskredite bewilligten 33 231 350 Franken ein Mehr von 4 431 126 Franken.

Im einzelnen verteilen sich die Forderungen wie folgt:

1. Dauernde Ausgaben:

Besoldung			2 067 536 Franken
Teilnahme von Luftschiffen und Flugzeugen an den Manövern			140 000 "
Anstalten	(Zivil-)Personal der Anstalten		57 140 "
	Betrieb der Anstalten, Unterhalt des Gerätes	Luftschiffahrt	1 160 000 "
		Flugwesen	5 020 000 "
	Versuche		500 000 "
	Gerättransporte		25 000 "

2. Einmalige Ausgaben.

Neuanlagen und Gerätbeschaffung	Luftschiffahrt	8 842 800 Franken
	Flugwesen	19 850 000 "

Digitized by Google

Die Höhe der einmaligen Ausgaben ist durch die Durchführung der Neuorganisation bedingt.

Stärke des Personals.

Der Berechnung des für die Besoldung ausgeworfenen Postens ist folgende Stärke des Personals des Luftfahrwesens zugrunde gelegt:

1. Luftfahrendes Personal.

50 Hauptleute, 100 Leutnants, 73 Adjudants, 104 Unteroffiziere. Davon sind aus den anderen Waffen in den Etat des Luftfahrwesens versetzt:
50 Hauptleute, 100 Leutnants, 60 Adjudants, 90 Unteroffiziere.

2. Luftfahrertruppen.

Ein Oberst, zwei Majore, sechs Hauptleute, zwölf Leutnants, sieben Adjudants, sechs Wachtmeister, 42 Unteroffiziere, 72 Korporale, 24 Handwerksmeister, 648 Mann.

3. Anstalten.

Ein Oberstleutnant, drei Majore, zwölf Hauptleute, sechs Verwaltungsoffiziere ersten, fünf Verwaltungsoffiziere zweiten Grades, 22 Bureaubeamte, sechs Zeichner.

Nach Zeitungsnachrichten sind am 1. Oktober 1912 700 Rekruten bei den Luftfahrertruppen eingestellt worden; ob diese Zahl zutreffend ist, konnte nicht festgestellt werden.

II. Luftschiffahrt.

1. Luftschiffe.

Das Urteil über die Luftschiffe.

In der öffentlichen Meinung Frankreichs wurde bisher fast allgemein die Ansicht vertreten, daß das leichte, schnelle, billige und fast unverwundbare Flugzeug sich besser verwerte als die großen, schwerfälligen, teuren und empfindlichen Luftschiffe. Als die an den diesjährigen Armeemanövern teilnehmenden Luftschiffe trotz anfangs guter Leistungen vielfach durch die Ungunst der Witterung, der „Adjudant Réau" auch durch mehrfachen Motorschaden in ihrer Tätigkeit behindert wurden, während die Flugzeuge auch bei schwierigen Wetterverhältnissen Gutes leisteten, äußerte sich die Presse spöttisch über die Luftschiffe, die wehrlosen „mastodontes", die „vieillards goutteux". Doch fehlte es auch nicht an Stimmen, die warnend auf den Vorsprung hinwiesen, den Deutschlands Luftflotte durch die überragende Geschwindigkeit, Trag- und Steigfähigkeit der Z-Schiffe errungen hat. Neben den oft wiederholten Hinweisen auf die Abhängigkeit der starren Z-Schiffe von festen Hallen und ihre vermeintliche Wehrlosigkeit gegen Fliegerangriffe finden sich jetzt immer häufiger Angaben über die starke Bewaffnung der deutschen Schiffe, die ihnen die Abwehr der Flieger erleichtere, über die Masse der Wurfgeschosse, die sie mitführen können, über ihren großen Aktionsradius und über ihre Verwendbarkeit bei Nacht.

Digitized by Google

Geplante Neubauten.

Auch die Heeresverwaltung beginnt jetzt die Unterlegenheit der französischen Luftschiffe gegenüber den sich dauernd steigernden Leistungen der deutschen Z-Schiffe als schweren Nachteil zu empfinden. Sie hat, um diese Lücke in den Reihen der französischen Luftstreitkräfte auszufüllen, die im Anfang des Jahres 1912 aufgestellten Baupläne erweitert. Statt fünf Schiffen von über 8000 cbm hat sie nach Zeitungsmeldungen vier Luftschiffe von etwa 17 000 cbm, je eines bei den Firmen Clément-Bayard, Lebaudy, Astra und Zodiac bestellt. Diese Schiffe sollen eine Länge von 110 m, einen Durchmesser von 16 m erhalten, in nichtstarrer Bauart, wie bisher alle französischen Luftschiffe, ausgeführt, aber nach dem Schottensystem in etwa 20 Abteilungen eingeteilt, mit drei Gondeln und einem Beobachtungsstand mit Maschinengewehr oben auf der Hülle versehen werden und 70 km Stundengeschwindigkeit erreichen. Die Heeresverwaltung hat bei diesem Entschlusse zum Bau größter Prallschiffe gewichtige Stimmen aus militärischen und Fachkreisen gegen sich, die bezweifeln, daß auf diesem Wege etwas den deutschen Z-Schiffen Gleichwertiges geschaffen werden kann. Man ist vielmehr in weiten Kreisen von der Überlegenheit des starren Systems überzeugt und setzt die größten Hoffnungen in das von der Firma Zodiac erbaute starre Luftschiff „Spieß", dessen Vollendung und bevorstehende Probefahrten Mitte November 1912 in der Presse angekündigt wurden.

Geldmittel.

Der für 1913 für einmalige Ausgaben der Luftschiffahrt geforderte Kredit von 8 842 800 Franken erscheint gering für die Durchführung eines so umfassenden Programms. Der Bericht Clémentel erwähnt aber, die Heeresverwaltung beabsichtige im Jahre 1913 Aufträge zu geben, die diesen Kredit um fünf Millionen Franken übersteigen würden. Da aber diese Aufträge zum Teil erst Anfang 1914 erledigt sein könnten, würden die fünf Millionen erst im Budget 1914 angefordert werden. Man bleibt damit im Rahmen des Anfang 1912 aufgestellten Kostenanschlags, nach dem 1913 für einmalige Ausgaben der Luftschiffahrt 14 Millionen verwendet werden sollen.

Die vorhandenen Luftschiffe.

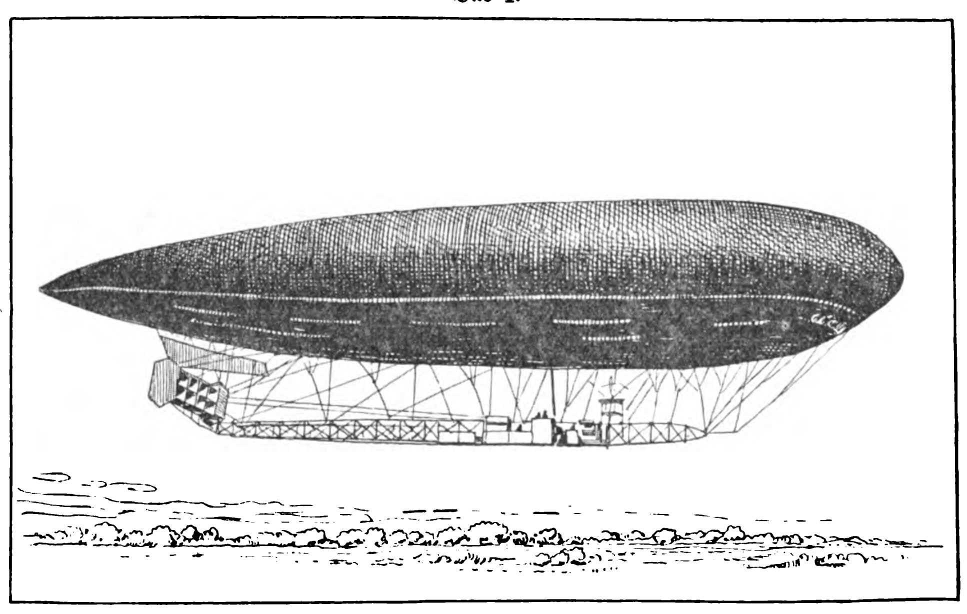
Auf Seite 72 befindet sich eine Liste der zurzeit im Dienst und im Bau befindlichen Luftschiffe. Die Verteilung der Militärluftschiffe und die Zahl der verfügbaren Luftschiffhallen geht aus den Übersichten auf Seite 70 und 71 hervor. Die französischen Militärluftschiffe werden in drei Klassen eingeteilt: Kreuzer (croiseurs), Aufklärer (éclaireurs) und Beobachter (vedettes). Man nennt Kreuzer die großen Luftschiffe über 8000 cbm, die imstande sind, weite Dauerfahrten auszuführen. Sie werden bereits im Frieden in den Grenzfestungen untergebracht und haben die Aufgabe, unmittelbar nach Kriegsbeginn strategische Aufklärungsfahrten über dem Aufmarschgebiet und bis in das Herz des feindlichen Landes hinein zu unternehmen. Frankreich verfügt augenblicklich nur über drei Luftkreuzer. Bild 1 zeigt ein Luftschiff des für die französische Bauart bezeichnenden Clément-Bayard-Typs, nach dem die beiden größten und stärksten Luftkreuzer, der „Adjudant-Vincenot" und der „Dupuy-de-Lôme", gebaut sind.

Digitized by Google

Aufklärer heißen Luftschiffe von 6000 bis 8000 cbm Rauminhalt. Sie haben einen für ausgedehnte Aufklärungsfahrten ausreichenden Aktionsradius, sind aber auch von Luftschiffhallen abhängig. Sie sollen die Fernaufklärung beim Vormarsch der Armeen übernehmen.

Die Beobachter sind Schiffe unter 6000 cbm mit beschränktem Aktionsradius, die aber zerlegt und auf Wagen verladen den Armeen folgen, im Bedarfsfalle schnell mit feldmäßigen Mitteln fahrbereit gemacht werden und nötigenfalls unabhängig von Luftschiffhallen im Freien verankert werden können. Sie sollen der Aufklärung dienen, sobald die beiderseitigen Armeen in Berührung treten, und in der Schlacht selbst.


Bild 1.



Luftschiff Clément-Bayard.

Diese Aufgabe können aber Flieger in kürzerer Zeit und mit größerer Sicherheit ausführen. Es erscheint daher verständlich, daß die französische Heeresverwaltung auf den Bau weiterer Beobachter verzichten will.

Übungstätigkeit der Luftschiffe.

Die Übungstätigkeit der Militärluftschiffe beschränkt sich im allgemeinen auf kürzere Fahrten in der Nähe der Standorte. Es ist dies wohl darauf zurückzuführen, daß die Luftschiffe wegen ihrer geringen Geschwindigkeit von höchstens 55 km in der Stunde sehr von der Witterung abhängig sind und verhältnismäßig häufig durch Motorunfälle behindert werden. Den durch Motorschäden bewegungsunfähig gewordenen Luftschiffen kommt dann allerdings die unstarre Bauart zu statten: sie können entleert und auf Wagen zur Halle befördert werden. Immerhin wurden seit

Digitized by Google

der 21-stündigen Dauerfahrt des „Adjudant-Réau" nach der Ostgrenze im September 1911, bei der er 850 km zurücklegte, bei den Abnahmefahrten des „Conté" im Juli 1912 und des „Dupuy-de-Lôme" im August 1912 Dauerleistungen von 16 und 19½ Stunden erzielt.

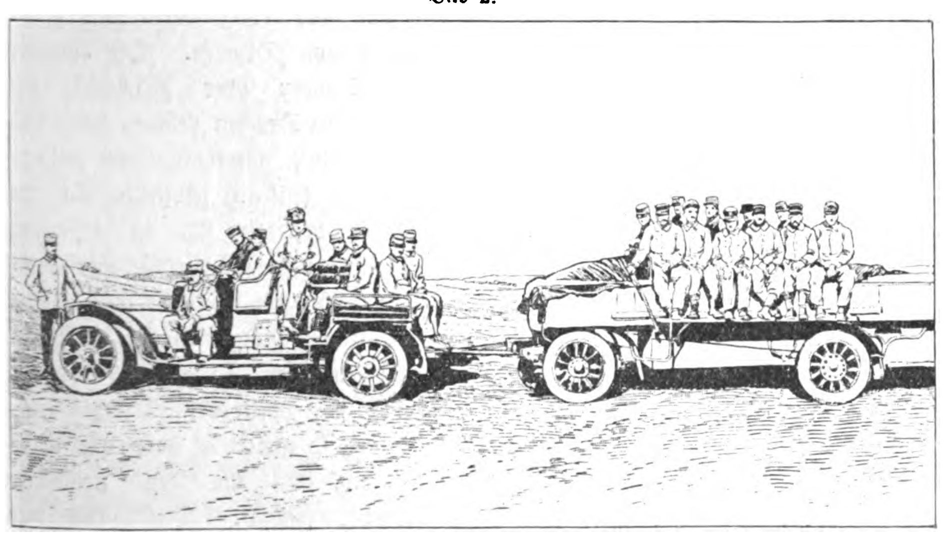
Besonderen Wert legt man in Frankreich auf Fahrten in sehr großen Höhen. Man sieht in ihnen das einzige Mittel, durch das sich ein Luftschiff dem Artilleriefeuer oder Fliegerangriffen entziehen kann. So erreichte der „Adjudant-Réau" 2150 m, „Dupuy-de-Lôme" 2900 m und „Conté" 3025 m Höhe. Die Verwendung von Funkenstationen an Bord der Luftschiffe wird öfters erwähnt. Auch Versuche mit der Verankerung von Luftschiffen im Freien und mit dem Abwerfen von Geschossen werden vorgenommen.

2. Beobachtungsdrachen.

Der Saconneysche Kraftwagen-Drachenzug.

Ein noch junger Zweig der Luftschiffahrt hat seit einigen Jahren in Frankreich erhöhte Beachtung gefunden. Seit 1909 hat man Versuche mit einem Beobachtungsdrachen gemacht, den Hauptmann Saconney auf Veranlassung der technischen Sektion

Bild 2.



Der Saconneysche Kraftwagen-Drachenzug (marschfertig).

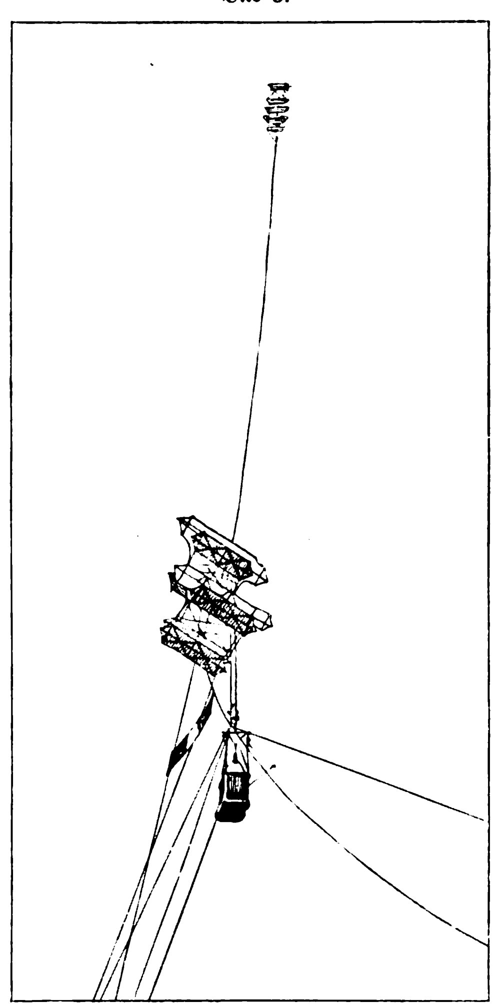
des Geniewesens konstruiert hat. Die Versuche haben Anfang 1912 zur Beschaffung eines Saconneyschen Kraftwagen-Drachenzuges (section automobile Saconney) geführt, der vorläufig in Belfort stationiert ist. Das Gerät besteht — nach einer Beschreibung in der Revue d'Artillerie*) — aus zwei Drachensystemen mit Stahl-

*) Augustheft 1912.

Digitized by Google

drahtkabeln und Kabelwinde, einem Beobachtungskorb mit Aufhängevorrichtung und einem Kraftwagen mit Anhänger. Zur Bedienung sind ein Offizier, 16 bis 20 Mann nötig. Bild 2 zeigt den marschfertigen Drachenzug.





Der Saconneysche Beobachtungsdrachen
(Hauptdrachensystem und zweites Drachensystem mit Beobachtungskorb).

Zum Aufstiege wird zuerst mit dem Hauptdrachensystem (train principal) ein Kabel gespannt, an dem dann der von dem zweiten Drachensysteme (train remorqueur) getragene, an einem eigenen Kabel befestigte Beobachtungskorb bis zur gewollten Höhe aufsteigt (Bild 3).

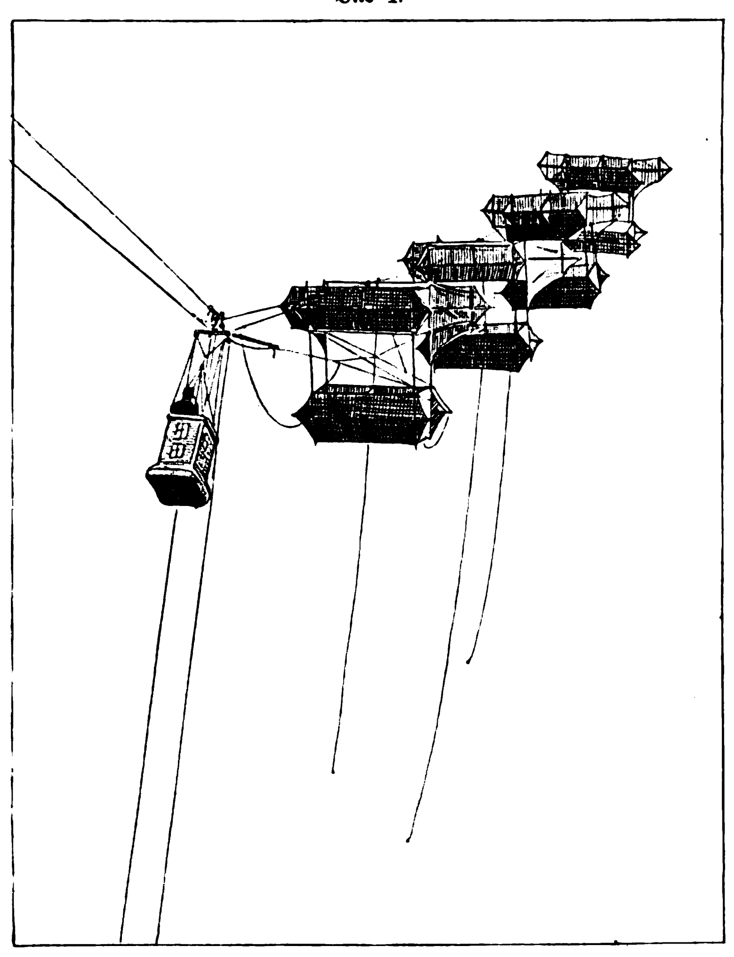
Es sind Drachen vom Typ Hargrave angewandt, Zellendrachen mit kleinen Seitenflügeln; jeder Drachen ist 3 m lang und hat eine Gesamttragefläche von 10 qm. Das Hauptdrachensystem besteht je nach der Windstärke aus einer verschieden großen Zahl von Drachen. Die einzelnen, nacheinander oder gleichzeitig aufsteigenden Drachen nehmen ihren Platz am Kabel, unterhalb des Anfangsdrachens (pilote) selbsttätig ein. Am Kabel befinden sich in bestimmten Abständen Knebel verschiedener Größe, der größte am weitesten oben. Ihnen entsprechen Ringe an den Haltetauen der einzelnen Drachen. Wird nun z. B. der zweitoberste Drachen aufgelassen, so gleitet er über alle Knebel hinweg, bis ihn der zweitoberste Knebel festhält. Das zweite oder Schleppdrachensystem ist ähnlich angeordnet (Bild 4). Die Zahl der jedesmal nötigen Drachen ist um so größer, je schwächer der Wind ist, und umgekehrt. Die praktisch anwendbare Höchstzahl von Drachen ist 16 bei 8 m Windstärke, die Mindestzahl 3 bei 20 m Windstärke.

Das Hauptkabel hat 2000 kg Tragkraft; es ist 2500 m lang. Das Korbkabel hat oberhalb des Korbes, wo die Beanspruchung am größten ist, ebenfalls 2000 kg

Digitized by Google



Bild 4.



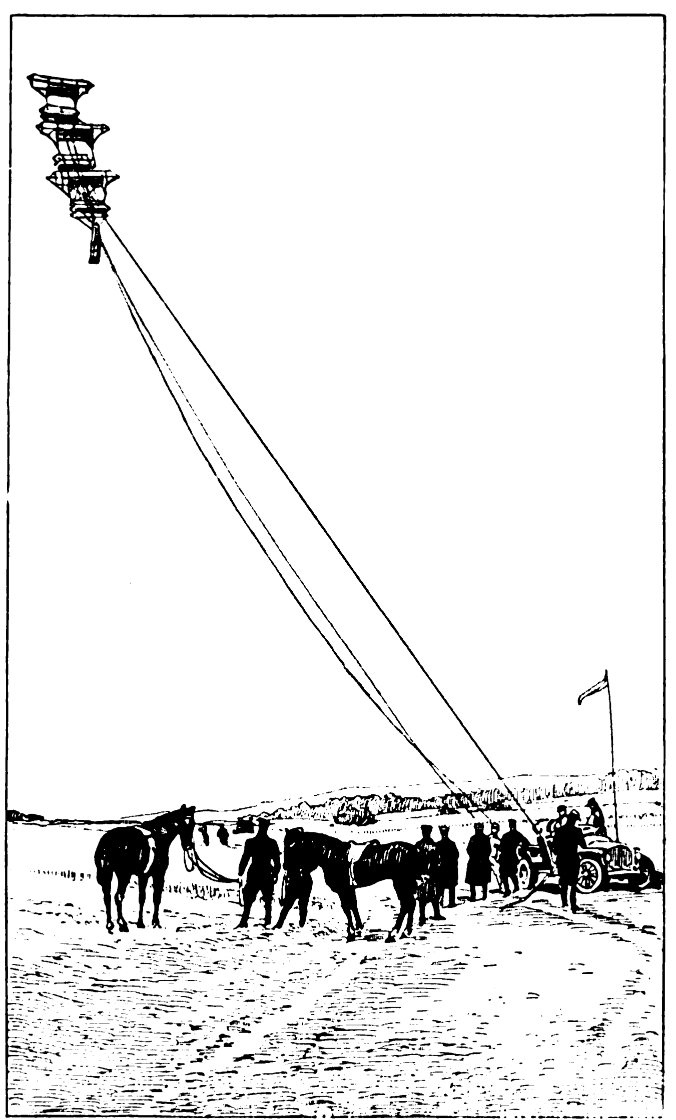
Der Saconneysche Beobachtungsdrachen
(das zweite oder Schleppdrachensystem mit Beobachtungskorb).

Tragkraft, ist aber unterhalb des Korbes, um Gewicht zu sparen, schwächer gehalten; es ist 1300 m lang. Da die beiden Kabel mit zusammen 4000 kg Tragkraft etwa 400 kg zu tragen haben, ist oberhalb des Korbes zehnfache Sicherheit vorhanden. Die Kabel sind auf einer Doppelwinde aufgerollt, die hinten auf dem Kraftwagen angebracht ist, von dessen Motor sie getrieben wird (Bild 5). Sie kann den Drachen mit 180 m Geschwindigkeit in der Minute einholen. Der aus Weiden geflochtene Korb hat eine Aufhängevorrichtung mit selbsttätiger Bremse, die, wenn das Schleppsystem versagt, den Absturz des Korbes verhindert. Der Beobachter kann die Bremse beim Aufstieg mit einer Leine in Tätigkeit setzen, um da zu halten, wo er will.

Digitized by Google

Der 24-pferdige Kraftwagen trägt außer dem Gerät die gesamte Bedienung. Der Kraftwagen kann 9, der Anhänger 12 Mann aufnehmen. Der Wagenzug kann auch als Lastwagen, der Kraftwagen allein als Personenwagen benutzt werden. Der fliegende Apparat kostet 4000 Franken, der Wagen 12 000, das ganze Gerät 16 000 Franken.

Bild 5.



Der Saconneysche Beobachtungsdrache
(Kraftwagen mit Kabel und dem zweiten Drachensystem).

Beim Aufstieg läßt man entweder den Anfangsdrachen allein auf etwa 100 m steigen, hängt dann die anderen der Reihe nach an und läßt das fertige Hauptdrachensystem auf etwa 1200 m steigen (bei starkem Winde kann man auch den Anfangsdrachen allein auf 1200 m steigen lassen und dann erst die anderen nacheinander anhängen); oder man macht das ganze Drachensystem fertig und legt die Drachen nieder, die der aufsteigende pilote dann mit in die Höhe nimmt. Im ersten Falle braucht man 39 m, im zweiten 300 m Auslauf-Raum. Das Fertigmachen und Steigenlassen dauert etwa 20 Minuten.

Das Verfahren ermöglicht schnelles Aufsteigen und Einholen des Beobachters der Höhen bis zu 300 m erreichen kann, und gewährleistet ein äußerst ruhiges und

gleichmäßiges Verhalten des Beobachtungskorbes selbst bei böigem Winde. Die Betriebssicherheit ist sehr groß, da bei Bruch eines Kabels das zweite Drachensystem noch tragfähig bleibt und auch bei plötzlichem Abflauen des Windes der Drachen durch schnelles Einholen mit der Winde schwebend erhalten werden kann. Dem feindlichen Feuer bietet das Gerät eine sehr geringe Trefffläche. Es besteht die Möglichkeit, wenn einmal das Hauptkabel gespannt ist, den Beobachter im gegebenen Augenblick für eine kurze Beobachtung aufsteigen zu lassen und ihn alsbald wieder einzuholen, bevor der Feind sich hat einschießen können. Die Beschädigung einzelner Drachen zwingt den Beobachter keineswegs zum Niedergehen. Bei den seit 3 Jahren angestellten Versuchen sind in Frankreich Unfälle nicht vorgekommen.

Verwendung.

In Paris kann der Beobachtungsdrachen (bei Windstärken von 8—16 m) an 220 Tagen im Jahre, an der Ostgrenze Frankreichs, wo das Wetter windiger ist, noch öfter gebraucht werden. Man hält deshalb in Frankreich den Beobachtungsdrachen für ein vorzügliches Mittel zur Ergänzung der Beobachtungstätigkeit der Fesselballone; er ist das einzige bei starkem Winde verwendbare Beobachtungsmittel, wenn Fesselballone, Luftschiffe und Flugzeuge nicht mehr aufsteigen können. Besonders im Festungskriege könnte er zur Beobachtung des Artilleriefeuers gute Dienste leisten. Seine schnelle Transportfähigkeit — 25 km in der Stunde — erhöht seinen Wert.

Auch bei der Marine haben Versuche mit Saconneyschen Beobachtungsdrachen an Bord von Kriegsschiffen stattgefunden. Nach den bis Ende November vorliegenden Nachrichten ist auf Grund dieser Versuche der Ankauf eines Drachenzuges beschlossen worden, der für den Kreuzer Edgar-Quinet bestimmt ist. Auf eine Beschaffung von weiteren Kraftwagen-Drachenzügen für die Armee kann man wohl mit Bestimmtheit rechnen. Über die Verwendung Saconneyscher Drachen zur Darstellung von Luftzielen siehe Seite 68.

III. Flugwesen.

1. Geldmittel und Flugzeugbeschaffung.

Der französischen Auffassung von der Überlegenheit des Flugzeuges über das Luftschiff und von seiner hohen Bedeutung für die Kriegführung der Zukunft entsprechen die außerordentlich großen Geldsummen, die der Staat und darüber hinaus die Opferwilligkeit der Nation für das Flugwesen verfügbar machen.

Das Budget 1913.

Die im Kriegs-Budget 1913 für einmalige Ausgaben des Flugwesens geforderten 19 850 000 Franken sind zur Einrichtung neuer Luftfahrstationen und zur Beschaffung von Flugzeugen und des sonstigen Gerätes der Flieger-Abteilungen bestimmt. Unter den laufenden Ausgaben wird kein Kredit zur Neubeschaffung von Flugzeugen gefordert, weil der Bedarf für den Friedensdienst durch allmähliches Einreihen der im Vorjahre als Kriegsreserve beschafften Flugzeuge gedeckt wird.


Digitized by Google

Anfang 1912 waren für den laufenden Dienst vorhanden: 208 Flugzeuge. 1912 wurden nach dem Budget 1912 beschafft 322 Flugzeuge. Diese treten im Laufe des Jahres 1913 in den Friedensdienst über, während zur Ergänzung und Verstärkung der Kriegsreserve 400 Flugzeuge neu beschafft werden.

Die National-Flugspende.

Die Nationalspende für das Militärflugwesen hatte bis zum 3. November 1912 4 180 000 Franken ergeben. Von dieser Summe sind dem Kriegsministerium 1 742 000 Franken zum Ankauf von Flugzeugen zur Verfügung gestellt worden. Hierfür sollen 1912 62, 1913 54, im ganzen 116 Flugzeuge beschafft werden.

Es wurden also alles in allem 1912: 322 + 62 = 384 Flugzeuge, und es werden 1913: 400 + 54 = 454 Flugzeuge neu gekauft.

Vorhandene kriegsbrauchbare Flugzeuge.

Hieraus kann man auf die Zahl der vorhandenen kriegsbrauchbaren Flugzeuge schließen. Doch ist in Betracht zu ziehen, daß 1912 (z. B. bei den Herbstübungen) eine ganze Anzahl neuer Flugzeuge in Gebrauch genommen werden mußten, während für 1913 eher damit zu rechnen ist, daß die Kriegsreserve 1912 zur Auffüllung des Friedensbedarfs ausreicht.

Es werden also Ende 1913 wahrscheinlich etwa 450 Flugzeuge neu und kriegsbrauchbar sein.

Außer zur Flugzeugbeschaffung werden die bisher eingegangenen Mittel der Nationalspende zur Ausbildung von Flugzeugführern (etwa 350 000 Franken), zur Anlage eines Netzes von Landungsplätzen in ganz Frankreich (etwa 1 000 000 Franken) und zur Hebung der Flugsicherheit (etwa 50 000 Franken) verwendet. Ende November 1912 waren, nach den Veröffentlichungen des National-Komitees, 39 Flieger in der Ausbildung, 32 Landungsplätze in der Anlage begriffen; es lagen vor: 200 Gesuche um Freistellen als Flugschüler und 30 Bitten um Beihilfen zur Anlage von Landungsplätzen. Die Nationalspende gibt zurzeit für diese Zwecke monatlich 100 000 Franken aus. Nicht berechnet sind hierbei die Ergebnisse besonderer Sammlungen in Orten, die für die Anlage von Landungsplätzen in Frage kommen, sowie die kostenfreie Überweisung von Grund und Boden oder die Übernahme der Instandhaltung der Anlagen durch die Gemeinden. Z. B. übernimmt die Stadt Valenciennes die Kosten für die Ermietung eines als Landungsplatz geeigneten Geländes für die nächsten 20 Jahre mit insgesamt 100 000 Franken. Die Instandhaltungskosten eines Landungsplatzes und seiner Flugzeugschuppen werden auf jährlich 10 000 Franken geschätzt.

Um sein Programm im geplanten Umfange weiter durchführen zu können, setzt das Nationalkomitee die Sammlungen eifrig fort. Namentlich die von Ende Oktober bis Anfang November 1912 in Paris abgehaltene 4. Luftfahrtausstellung ist unter Hinweis auf das Anwachsen der deutschen Luftflotte sehr wirksam zur Werbetätigkeit ausgenutzt worden. Fortgesetzt laufen neue Gaben aus allen Teilen Frankreichs und

Digitized by Google

seiner Kolonien, sowie von im Auslande lebenden Franzosen ein. Auf diese Weise trägt zweifellos die Nationalspende sehr wirksam zur schnelleren Entfaltung des Militärflugwesens bei und verhilft ihm zu einer beispiellosen Volkstümlichkeit.

Anforderungen an die Flugzeuge (Sicherheit).

Die Zahl und Art der bei der Privatindustrie zu bestellenden Flugzeuge wird alle sechs Monate von einer aus den drei Kommandeuren der Luftfahrbezirke bestehenden Kommission bestimmt und vom Inspekteur dem Kriegsminister vorgeschlagen. Die Konstruktionseinzelheiten setzt eine technische Kommission fest, die zum großen Teil aus Offizierfliegern besteht.

Man ist dabei ebenso wie bei den dauernd stattfindenden Versuchen vor allem bemüht, die Widerstandsfähigkeit und Betriebssicherheit der Flugzeuge zu erhöhen. Der Inspekteur des Luftfahrwesens, Oberst Hirschauer, machte hierüber im Juni 1912 in der Kammer ausführliche Angaben, denen das Folgende entnommen ist. Alle Flugzeuge werden mit zwei Geschwindigkeitsmessern ausgestattet, an denen der Flieger erkennen kann, ob ihm durch zu große oder zu geringe Geschwindigkeit Gefahr droht. Mit Vorrichtungen zur Erhaltung des Gleichgewichts, wie dem „stabilisateur Doutre", werden Versuche angestellt. Gemeinsam mit der „Gesellschaft zur Hebung der Flugsicherheit" will der Staat 400 000 Franken Geldpreise für neue Sicherheitseinrichtungen aussetzen. Man baut stärkere Flugzeuge und nimmt etwas geringeren Aktionsradius in Kauf. Man überwacht die Herstellung in den Fabriken durch Offiziere. Bei der Abnahme werden die Flugzeuge auf das gründlichste geprüft und vor jedem Fluge gewissenhaft nachgesehen.. Die Flieger müssen einen Schutzhelm tragen und mit einem elastischen, leicht lösbaren Gürtel auf ihrem Sitze festgeschnallt sein.

Oberstleutnant Bouttieaux bezeichnete als Vorstand der Versuchsanstalt für das Luftfahrwesen als erstrebenswerte Sicherheitseinrichtungen: eine Bremse zum Hemmen der Geschwindigkeit beim Landen, eine Flüssigkeitsbremse zum Auffangen des Landungsstoßes, Verlängerung des Landungsgestells nach vorne zum Schutze des Fliegers beim Überkippen bei der Landung; die Schraube soll hinter dem Flieger, der Benzinbehälter fern vom Motor liegen.

Leistungsfähigkeit der Privatindustrie.

Um die Leistungsfähigkeit der französischen Flugzeug-Industrie und der Flieger darzutun, seien einzelne von französischen Fliegern kürzlich vollbrachte Rekordleistungen angeführt. Védrines flog beim Gordon-Bennet-Rennen der Flugzeuge 200 km mit 169,7 km Stundengeschwindigkeit. Legagneux stieg bis zu 5720 m Höhe. Daucourt legte an einem Tage die Strecke Valenciennes—Biarritz = 840 km zurück. Fourny flog ohne Zwischenlandung 13 Stunden 18 Minuten lang und legte dabei 1010 km, d. h. eine Entfernung, die der Luftlinie Paris—Stettin entspricht, zurück.

Zweifellos sind diese Leistungen, namentlich aber die beiden letztgenannten Fern- und Dauerflüge, für die Beurteilung der militärischen Verwendbarkeit der Flugzeuge vom allergrößten Werte.


Digitized by Google

2. Die Militär-Flieger.

Das Militär-Flugzeug-Führer-Zeugnis.

An die Ausbildung der Militär-Flieger werden hohe Anforderungen gestellt. Die am 25. Juni 1912 in Kraft getretenen Bedingungen des Militär-Flugzeug-Führer-Zeugnisses verlangen:

1. einen Rundflug von mindestens 200 km, der in höchstens zwei aufeinanderfolgenden Tagen mit zwei Zwischenlandungen auszuführen ist (Dreiecksflug; die kleinste Seite des Dreiecks muß mindestens 20 km lang sein);

2. zwei Überlandflüge von mindestens je 150 km in grader Linie innerhalb einer Woche; bei einem Fluge ist eine Zwischenlandung gestattet;

3. einen Höhenflug von 45 Minuten Dauer in 800 m Höhe, der während eines der Überlandflüge oder auf dem Flugplatze auszuführen ist;

4. alle Prüfungen sind ohne Mitfahrer auszuführen.

Zivilflieger können durch Vermittlung und unter Überwachung des Aeroklubs das Militär-Zeugnis erwerben.

Wöchentlich zweimal finden bei dem Aeroklub Freiballonaufstiege für Offizierflieger statt. Im Jahre 1912 konnten bis Ende August 250 Offiziere an 85 Aufstiegen teilnehmen, die ein wichtiges Ausbildungsmittel darstellen.

Deckung des Mobilmachungs-Bedarfs.

Der Mobilmachungsbedarf an Fliegern betrug nach dem Budgetbericht Clémentel 1912 für Ende 1912 286.

Nach den Angaben Hirschauers in der Kammer waren Ende Juni 1912 250 Militärflieger vorhanden; möglicherweise sind hierbei die damaligen Flugschüler mit eingerechnet. Bei dem außerordentlich regen Flugbetrieb auf allen französischen Flugplätzen kann es kaum zweifelhaft sein, daß die Zahl von 286 Militärfliegern Ende 1912 ohne Schwierigkeit erreicht wurde. Zu berücksichtigen ist ferner die große Zahl militärpflichtiger und militärisch brauchbarer Zivilflieger. Der Andrang von Offizieren und Mannschaften zur Ausbildung als Flieger hat nicht nachgelassen; Ende Juni 1912 lagen 1800 Gesuche vor.

Unter den Militärfliegern befindet sich auch eine größere Anzahl Unteroffiziere und Mannschaften. Sie werden im allgemeinen als Führer von Zweisitzern verwendet und haben als solche auch bei den Armeemanövern 1912 Dienste geleistet.

Beobachtungsoffiziere.

Auch die Ausbildung von Offizieren, namentlich Generalstabsoffizieren, als Flugzeugbeobachter wird angelegentlich betrieben. Im April 1912 meldeten sich auf eine Anfrage 105 Generalstabsoffiziere freiwillig. Von diesen wurde ein Teil im Sommer zu einer durchschnittlich 12-tägigen Ausbildung auf die Truppenübungsplätze Mailly, Sissonne und Chalons kommandiert (siehe auch Seite 60). Sie sind dann zum Teil im Armeemanöver mit gutem Erfolge verwendet worden. Im ganzen sollen 210 Beobachtungsoffiziere ausgebildet werden. Der Bericht Clémentel zum

Digitized by Google

Budget 1913 schlägt vor, die zukünftigen Generalstabsoffiziere schon während ihres Kommandos zur Kriegsakademie als Flugzeugbeobachter auszubilden; dabei sollen die besonders Geeigneten ausgewählt und unter Gewährung besonderer Vorteile weiter ausgebildet werden.

Die Tätigkeit der Flieger.

Die Übungstätigkeit der Militärflieger ist überaus rege. Nach Angaben des Obersten Hirschauer finden täglich 250 Flüge statt, und es sind in den ersten vier Monaten des Jahres 1912 insgesamt 400 000 km, davon die Hälfte über Land, zurückgelegt worden.

Häufig werden Erkundungsflüge, besonders an der Ostgrenze, vorgenommen; jede Gelegenheit, an Felddienstübungen teilzunehmen, wird ausgenützt; auch werden öfters gemeinschaftliche Flüge ganzer Abteilungen ausgeführt.

Die Fliegerabteilungen bei den Armeemanövern 1912.

Die Aufklärungstätigkeit der Flieger bei den diesjährigen Armeemanövern war sehr erfolgreich und eindrucksvoll, zumal da nur wenige Unfälle leichterer Art vorkamen. Zum ersten Male war das Flugwesen kriegsmäßig organisiert. Zu jedem Armeestabe gehörte ein Stabsoffizier als „Leiter des Flugwesens der Armee". Bei jeder Partei befanden sich vier Fliegerabteilungen, außerdem bei Rot ein Kavallerie-Fliegerzug (drei Flugzeuge) und eine Artillerie-Fliegerabteilung, beide mit einsitzigen Eindeckern. Da außerdem noch eine Anzahl Reserveabteilungen und einzelne Reserveflugzeuge teilnahmen, betrug die Gesamtzahl der Flieger bei den Armeemanövern mehr als 75. Die Fliegerabteilungen waren fast durchweg aus völlig gleichartigen Flugzeugen zusammengesetzt: entweder Eindecker oder Zweidecker; Einsitzer oder Zwei- oder Dreisitzer derselben Fabrik. Die Abteilungen hatten (mit einer Ausnahme) je sechs Flugzeuge und waren in weitgehendem Maße mit Kraftwagen ausgestattet. Jedes Flugzeug hatte als „Gefechtsbagage" einen Schleppkraftwagen (tracteur) mit Betriebsstoffen, leichteren Vorratsteilen und einem Anhänger (remorque), auf dem das Flugzeug nötigenfalls verladen werden konnte. Jeder Zug (zwei Flugzeuge) hatte einen Lastkraftwagen (camion) mit den schwereren und umfangreicheren Vorratsteilen, die Abteilung eine fahrende Werkstätte (camion atelier). Diese Fahrzeuge kann man als die Große Bagage der Abteilung bezeichnen. Außerdem waren vorhanden: ein Personenkraftwagen für den Abteilungsführer, ein Kraftrad für die Befehlsübermittlung und wahrscheinlich für jede Abteilung im Ergänzungspark zwei Vorratsflugzeuge. Der Nachschub wurde von den Ergänzungsparks (parc de ravitaillement) besorgt, die an der Eisenbahn lagen. Nur die Fahrzeuge der Artillerie-Fliegerabteilung (siehe Seite 62) waren mit Pferden bespannt. Nachts blieben die Flugzeuge unter freiem Himmel oder in leichten, bei den Fahrzeugen der Gefechtsbagage mitgeführten Zelten.

Aus allen Nachrichten, die bis jetzt vorliegen, geht hervor, daß diese Organisation ihren Zweck, die Fliegerabteilungen auf eigene Füße zu stellen und zu befähigen, den

Digitized by Google

Truppen mit ihren Hilfsfahrzeugen überallhin zu folgen, durchaus erfüllt hat. Sie kann als kriegsbrauchbar angesehen werden.

Von den acht in der geschilderten Weise ausgestatteten Abteilungen, die am Armeemanöver teilnahmen, befindet sich jetzt je eine in Belfort, Epinal, Toul, Verdun, Reims und Douai, die übrigen sind verteilt worden. Wie weit außerdem die Kraftwagenausrüstung für den Mobilmachungsbedarf bereits beschafft oder durch Aushebung sichergestellt ist, ist nicht bekannt.

3. Das Artillerie-Flugwesen.

Ausbildung von Beobachtungsoffizieren.

Die Frage der Verwendung von Fliegern als Hilfsbeobachter und Zielaufklärer der Artillerie ist im Laufe des Sommers auf Grund des nicht veröffentlichten Reglements vom 18. Januar 1912 durch umfangreiche, vom General Maunoury geleitete Versuche weiter geklärt worden. Auf den Truppenübungsplätzen Mailly, Sissonne, Causse, Chalons und Poitiers waren Fliegerabteilungen von zwei, vier oder mehr Fliegern stationiert, die an allen dort stattfindenden Schießübungen teilnahmen. Sie haben in dieser Zeit eine große Zahl von Artillerieoffizieren als Beobachter ausgebildet — man beabsichtigt bei möglichst vielen Artillerie-Regimentern drei oder vier Offiziere auszubilden —, die Anwesenheit größerer Truppenkörper der Ausbildung von Generalstabsoffizieren als Flugzeugbeobachter nutzbar gemacht und außerdem möglichst vielen Offizieren Gelegenheit gegeben, sich an Flügen zu beteiligen. Allein in Mailly empfingen von den vier anwesenden Offizierfliegern mehr als 600 Offiziere die „Lufttaufe“, darunter der Inspekteur der Feldartillerie, General Chatelain, der selbst aus dem Flugzeuge ein Schießen beobachtete, der Kommandierende General des XX. Armeekorps, sowie zahlreiche andere Generale und Stabsoffiziere. Unbestreitbar kommt diese rastlose Tätigkeit und besonders die Teilnahme der höchsten Offiziere an den Flügen dem Verständnis des Offizierkorps für die vom Flugwesen im Kriege zu erwartenden Leistungen und damit dem Zusammenwirken der „fünften Waffe“ mit den anderen Waffen in hohem Maße zugute. Auch im Armeemanöver machte General Galliéni, der Führer der Blauen Armee, am Ruhetage einen Aufstieg im Flugzeuge mit.

Schilderung des Verfahrens.

Die Tätigkeit der Artillerieflieger vollzieht sich nach Pressenachrichten etwa in folgender Weise: Wenn die Artillerie in Stellung geht, werden die Flugzeuge, die auf Wagen der Marschkolonne folgen, fertig gemacht und kreisen dann in der Luft über den Batterien. Auf ein verabredetes Zeichen, das der Batterieführer durch Ausbreiten von Leinwandtüchern auf dem Boden gibt, wenn der Flieger das Einschießen beobachten soll, fliegt dieser in der ihm durch die Tücher angegebenen Richtung nach dem Ziele zu. Die Batterie gibt nun zwei 200 oder 400 m auseinanderliegende

Digitized by Google

Salven ab; der Flieger trägt auf einer Meldekarte, auf der die Schußrichtung und die beiden Salven schon im voraus eingezeichnet sind, die Lage des Zieles zu den Einschießsalven ein und wirft die Meldekarte, mit einer Bleikugel oder dergleichen beschwert, über der Batterie ab. Der Batterieführer regelt das Schießen nach der erhaltenen Meldung und fordert, wenn er es für nötig hält, den Flieger zu erneuter Beobachtung auf. Ähnlich wird verfahren, wenn der Flieger als Zielaufklärer dienen soll; er zeichnet dann auf der Meldekarte die Lage der für den Batteriechef nicht sichtbaren Ziele ein.

Verständigungsmittel.

Außer der Meldekarte sind noch andere Mittel zur Verständigung zwischen Flugzeug und Batterie versucht worden. In größerem Umfange hat man von angeblich bis 8 km weit sichtbaren Lichtsignalen Gebrauch gemacht, die der Flieger durch Abbrennen von Raketen (fusées) gibt, in geringerem Umfange auch von Schallsignalen. Ferner wird empfohlen, der Flieger solle, wenn er sich über dem Ziele befindet, einen langen Wimpel entrollen. Dann könne hiernach der Batteriechef die Seitenrichtung festlegen. Soll der Flieger das Einschießen beobachten, so bedeutet der Wimpel: Gabel ist richtig. Die Italiener sollen in Tripolis dieses Verfahren mit gutem Erfolge angewendet haben.

Als weitere wichtige Verwendung des Flugzeuges erwähnte General Maunoury bei einer Kritik in Mailly die Zielerkundung durch den Artilleriekommandeur vom Flugzeuge aus vor dem Einsatze seiner Batterien. Er hält den Zweisitzer für das zweckentsprechendste Artillerieflugzeug.

Ende August fand in Toul auch ein Scharfschießen aus Festungsgeschützen unter Teilnahme von Flugzeugen statt.

Wert des Artillerie-Flugwesens.

Man verspricht sich von der praktischen Ausnutzung des Artillerie-Flugwesens sehr viel. Einige Urteile gehen so weit, eine Umwandlung der Artillerietaktik durch das Flugwesen vorherzusagen. Wenn nämlich die Flieger der Artillerie die Stellungen der feindlichen, verdeckt stehenden Batterien ermittelten und durch Beobachtung des Feuers ein erfolgreiches Wirkungsschießen gegen diese Ziele ermöglichten, dann würde man wieder die feindliche Artillerie vernichten können, der Grundsatz der „Lähmung" (neutralisation) würde fallen. Erst dann würde es Zweck haben, eine leichte Feldhaubitze einzuführen, die hauptsächlich zum Kampfe gegen hinter steilen Deckungen stehende Ziele bestimmt sein würde.

Die Presse drängt auf baldige Einführung von Artillerie-Fliegerabteilungen, wenigstens für die Grenzkorps. Doch scheint die Heeresverwaltung diese Aufgabe erst durchführen zu wollen, wenn die für die Armee-Oberkommandos, die Armeekorps und die Kavallerie-Divisionen zu schaffenden Fliegerformationen vollzählig vorhanden sind. Bis dahin sollen im Bedarfsfalle die Armeekorps den Artillerie-Truppenteilen Fliegerzüge zuweisen. Bei den Armeemanövern 1912 war dem IX. Armeekorps eine Artillerie-


Digitized by Google

Fliegerabteilung von sechs Flugzeugen zugeteilt. Die Flugzeuge folgten der Truppe in mit Pferden bespannten Wagen verpackt, weil Kraftwagen nicht imstande sind, der Artillerie überallhin zu folgen. Über ihre Gefechtstätigkeit ist noch nichts bekannt geworden.

4. Ausrüstung der Flugzeuge zum Kampfe.

In der Frage der Verwendung der Flugzeuge zum Kampfe ist man über die ersten Versuche noch nicht hinausgekommen, scheint aber jetzt der Schaffung von Kampfflugzeugen ernste Beachtung zuzuwenden und sie eingehend zu prüfen. Man ist sich klar, daß als Waffen Abwurfbomben und Maschinengewehre in Frage kommen, und daß eine Panzerung der empfindlichsten Teile nicht zu umgehen sein wird. Auf der Luftfahrtausstellung 1912 waren bereits eine Reihe gepanzerter und mit Maschinengewehren ausgerüsteter Flugzeuge ausgestellt.

Praktische Versuche mit Maschinengewehren an Bord von Flugzeugen sollen schon stattgefunden haben. Näheres ist darüber nicht bekannt geworden. Man erblickt im Maschinengewehr die Hauptwaffe im Kampfe mit feindlichen Flugzeugen. Gegen Z-Schiffe dagegen, die vermöge ihrer stärkeren Bewaffnung die Flugzeuge nicht herankommen lassen werden, glaubt man nur durch Bombenwurf von oben Erfolge erzielen zu können.

Die gelegentlich eines öffentlichen Wettbewerbes, des „prix Aéro-cible Michelin", in größerem Umfange vorgenommenen Übungen im Abwerfen von Geschossen haben recht bemerkenswerte Ergebnisse gezeitigt. Es waren für 1912 zwei Wettbewerbe ausgeschrieben. Beim ersten waren aus 200 m Höhe während eines Fluges von 50 Minuten Dauer fünfzehn 7 kg schwere Geschosse auf eine wagerechte Kreisscheibe von 20 m Durchmesser zu werfen. Der Preis für die beste Leistung betrug 50000 Franken. Beim zweiten Wettbewerb mußte während eines ununterbrochenen Fluges aus 800 m Höhe mit mindestens 5 von 15 Geschossen ein 120 × 40 m großes Ziel getroffen werden. Der Preis für die beste Leistung betrug 25000 Franken. In beiden Wettbewerben erzielte der amerikanische Schiffsleutnant Scott mit einem selbstkonstruierten Ziel- und Abwurfgerät die weitaus besten Ergebnisse. Er traf beim ersten Wettbewerbe nach einer Reihe von Versuchen mit 12, beim zweiten mit 8 von 15 Geschossen das Ziel. Der für das beste in Frankreich hergestellte Ziel- und Abwurfgerät ausgesetzte Preis von 10000 Franken ist 1912 nicht vergeben worden.

Für das Jahr 1913 ist der Michelin-Preis mit etwas veränderten Bedingungen erneut ausgeschrieben worden. Es finden wieder zwei Wettbewerbe statt. Beim ersten Wettbewerb sind 7,1 kg schwere Geschosse aus 200 m Höhe auf eine Kreisscheibe von 20 m Durchmesser zu werfen. Die Versuche können in der Zeit vom 1. April bis 15. September auf verschiedenen Flugplätzen stattfinden. Es werden fünf Einzel-

Digitized by Google

preise von zusammen 50000 Franken vergeben. Beim zweiten Wettbewerb, der nach dem 15. September auf einem bestimmten Flugplatze stattfinden soll, werden 25 kg schwere Geschosse aus 1000 m Höhe auf eine Kreisscheibe von 50 m Durchmesser geworfen. Es werden vier Einzelpreise von zusammen 25000 Franken vergeben. Der zweite Wettbewerb für 1913 stellt eine kriegsmäßige Aufgabe dar, die an die Geschicklichkeit des Schützen und die Genauigkeit seines Ziel- und Abwurfgeräts hohe Anforderungen stellt. Die Zerlegung der verfügbaren Geldsummen in Einzelpreise begünstigt die Teilnahme einer größeren Zahl von Bewerbern. Sicherlich wird durch den Michelin-Preis auch im Jahre 1913 der Wetteifer der Konstrukteure und Flieger erheblich angeregt werden. Die hierdurch erzielte Durchbildung des Bombenwurfs aus dem Flugzeuge wird der Kriegsbereitschaft der französischen Militärflieger zustatten kommen.

Vom Bombenwurf verspricht man sich Erfolg gegen Luftschiffhallen, Magazine, Bahnhofsanlagen, Brücken, Luftschiffe usw., also gegen große Ziele. Man glaubt, auch im Hinblick auf die italienischen Erfahrungen im Tripolis-Kriege, daß man gegen Truppenziele Erfolg noch nicht erwarten könne. Als Geschosse will man Spreng- und Brandbomben verwenden. Um den Kampf gegen Luftschiffe zu üben, wird vorgeschlagen, als Ziel stoffbespannte Holzrahmen auf fahrenden Eisenbahnwagen zu verwenden. Es sollen auch Übungen gegen eine von Pionieren erbaute Brücke mit scharf geladenen Bomben stattgefunden haben.

Funkenstationen an Bord von Flugzeugen.

Die Versuche zur Erprobung einer leichten Funken- (Sende-) Station an Bord von Flugzeugen wurden während der Armeemanöver 1912 fortgesetzt. Es war ein Flugzeug mit dem von Rouzet konstruierten Gerät ausgerüstet, das nur 30 kg wiegen, wenig Raum einnehmen, nur ½ PS brauchen und bis 100 km reichen soll. Die Fliegerabteilung, zu der das Flugzeug gehörte, war mit einer Kraftwagen-Funkenstation als Empfangsstelle ausgerüstet. Das Gerät scheint sich bewährt zu haben.

5. Das Flugwesen in den Kolonien.

Marokko.

Die Besitzergreifung Marokkos durch die Franzosen hat das Interesse für das dortige Flugwesen erhöht und seine Entwicklung beschleunigt. Nachdem schon 1911 der Beweis erbracht war, daß die Witterungsverhältnisse Nordafrikas die Verwendung von Flugzeugen nicht ausschließen, wurde im Januar 1912 die Errichtung einer Fliegerstation in Fez beschlossen. Mitte Februar schiffte sich Hauptmann Clavenad mit drei Offizieren, dem nötigen Personal, vier Flugzeugen, dem nötigen Betriebs- und Ersatzgerät nach Casablanca ein. Von dort sollten die Flieger auf dem Luftwege nach Fez (270 km) gelangen. Es fehlte aber an Transportmitteln, um das umfangreiche zur Vorbereitung der Flugstrecke und zur Einrichtung eines Stützpunktes


Digitized by Google

in Fez nötige Gerät dorthin zu schaffen. Deshalb mußten sich die Flieger auf die Einrichtung von Stützpunkten in Casablanca und Rabat und auf Flüge in der Nähe dieser Orte beschränken. Schließlich sandte im Juli General Lyautey den Hauptmann Clavenad nach Paris, um seine Anträge auf Übersendung des nötigen Transportgeräts persönlich zu vertreten. Clavenad veröffentlichte aber im „Matin" einen lebhaften Protest gegen die Gleichgültigkeit und Saumseligkeit der Verwaltung, woraufhin der Kriegsminister ihn mit 45 Tagen Arrest, Enthebung von seiner Stelle und Versetzung in ein Grenz-Infanterie-Regiment bestrafte. Die Übersiedlung der Flieger nach Fez gelang erst Mitte August.

Am 11. August flog Leutnant Trétarre ohne dienstliche Erlaubnis nach Fez; auch er wurde abgelöst. Wenige Tage später folgten die Leutnants Do-Hu und Van der Vaero, die dann von Fez aus im Anschluß an die militärischen Operationen eine Reihe wohlgelungener Flüge ausführten.

Nutzen des Flugwesens in den Kolonien.

An diese Vorgänge schloß sich in der Presse eine lebhafte Erörterung über die Zweckmäßigkeit der Verwendung von Flugzeugen bei den Operationen in Marokko. Es wurde betont, daß ihre Erkundungstätigkeit bei der eigenartigen Kriegführung der Eingeborenen wenig Erfolg verspräche, ihre Verwendung zum Bombenwurf noch nicht in Betracht käme, und daß sie zu Unterhalt und Unterbringung einen großen, schwerfälligen Troß nötig hätten. Anderseits wurden die wichtigen Dienste hervorgehoben, die sie gerade in Kolonialkämpfen, bei dem Mangel an Verkehrsmitteln und Wegen und bei feindseliger Bevölkerung, zur Verbindung getrennt kämpfender Kolonnen und durch den moralischen Eindruck auf die Eingeborenen leisten könnten.

Jetzige Organisation.

Die geschilderten Ereignisse haben gezeigt, daß die Flieger in den Kolonien sehr wohl wertvolle Dienste leisten können, daß aber gerade unter den dortigen schwierigen Verhältnissen eine bis ins einzelne gehende, straffe Organisation die Vorbedingung des Erfolges ist. Diese Lehre hat auch die französische Heeresverwaltung gezogen: sie hat gelegentlich der Neuorganisation Ende September 1912 den als sehr tüchtig bekannten Flieger Major Félix zum Chef der Fliegerstation Casablanca-Fez ernannt und ihm auch die neue Station Udjda unterstellt. Letztere soll Anfang 1913 fertig werden. Unter Félix' Leitung ist zunächst in Casablanca der Flugdienst wieder aufgenommen worden. Anfang November gelang es dem Leutnant Do-Hu das seit einigen Monaten von den Franzosen besetzte Marrakesch zu erreichen. Er legte die fast 300 km lange Strecke, zu der bisher Kuriere acht Tage nötig hatten, in wenig mehr als zwei Stunden zurück. Der Eindruck auf die Eingeborenen soll gewaltig gewesen sein und kommt zweifellos dem Ansehen der französischen Waffen in hohem Grade zugute. Leutnant Do-Hu ist Mitte November nach Casablanca zurückgekehrt, Major Félix von dort nach Marrakesch geflogen. Auch von Flügen

Digitized by Google

anderer Flieger der westmarokkanischen Fliegerabteilung, die zum Teil in Zusammenhang mit den militärischen Operationen stehen, wird berichtet.

Algerien.

Auf der Algerischen Fliegerstation Biskra befinden sich seit Ende 1911 vier Offizierflieger. Sie haben einige Vorstöße in Richtung Timbuktu gemacht, die als Vorübung zu einer Durchquerung der Sahara dienen sollen. Tuggurt, der südlichste von ihnen erreichte Punkt, liegt aber nur 250 km von Biskra entfernt. Das Ergebnis ist also nicht gerade ermutigend. In Biskra hat ein Mechaniker ein sinnreiches Begleitfahrzeug für Flugzeuge aus Flugzeugzubehör — Rädern, Landungsgestell, Motor, Luftschraube usw. — konstruiert. Es soll infolge des Luftantriebes sich sehr leicht auf dem Sande und selbst über steile Dünen bewegen.

Weitere Fliegerstationen sind in Blidah und Süd-Oran geplant.

Senegal, Madagaskar, Indochina.

Auch in anderen französischen Kolonien sind Flieger tätig: in Senegal von M'Bambey und Dakar aus ein Offizier und ein Kolonialbeamter; in Madagaskar seit längerer Zeit ein Kolonialbeamter; in Indochina zwei Offiziere und ein Beamter von Hanoi und Saigon aus. In Indochina soll die Verwendung von Wasserflugzeugen geplant sein.

6. Das Marine-Flugwesen.

Das Marine-Flugwesen, das erst am Anfange seiner Entwicklung steht, hat ebenfalls im Laufe des Sommers Fortschritte gemacht. Man hat das Abfliegen vom Schiff aus als unzweckmäßig aufgegeben und das Begleit- und Depotschiff der Flugzeuge, den kleinen Kreuzer Foudre, so umgebaut, daß er vom Heck aus die Flugzeuge ins Wasser setzen und wieder einholen kann. Die Teilnahme zweier Flugzeuge an den Flottenmanövern, die in der zweiten Julihälfte im Mittelmeer stattfanden, hat zwar eine Reihe guter Flüge gezeitigt, ist aber nur als ein vorläufiger Versuch anzusehen, denn die verfügbaren Flugzeuge entsprachen noch nicht den zu stellenden Anforderungen.

Anforderungen an ein Hochseeflugzeug.

Wenn man Wasserflugzeuge in solche für den Küsten- und solche für den Hochseedienst trennen will, so kommen für die Marine in erster Linie die Hochseeflugzeuge in Betracht, denn die geplanten Küstenfliegerstationen (siehe Seite 71, Bemerkung 2) fallen in den Bereich des Kriegsministeriums. Das Hochseeflugzeug muß auch bei hohem Seegang vom Wasser aus abfliegen und dort landen können, es muß einen großen Aktionsradius haben, um zur Aufklärung, eine große Tragkraft, um zum Kampfe mit Bomben — besonders gegen Unterseeboote — geeignet zu sein. Es muß also ein starkes, widerstandsfähiges Gerät sein. Nach den Manövererfahrungen sollen einige Fahrzeuge neu gebaut werden. Ein Modell soll 1000 km mit 140 km in der Stunde zurücklegen können, eine Spannweite von noch nicht 11 m haben, zwei Insassen und eine Funkenstation tragen. Ein zweites Modell soll 1200 km mit 130 km in der Stunde fliegen können.

Digitized by Google

Bisherige Erfahrungen mit Wasserflugzeugen.

Der Marine kommen die Erfahrungen sehr zu statten, die die französischen Flugzeugfabriken bei den Wasserflugzeug-Wettbewerben von St. Malo (August 1912) und von Antwerpen (September 1912) gemacht haben.

In St. Malo wurde als Hauptleistung der Flug nach der Insel Jersey und zurück, die 30 km vom Festlande entfernt liegt, gefordert und auch von vier Fliegern an einem stürmischen Tage geleistet, an dem tatsächlich dort 2 m hohe Wellen festgestellt worden sein sollen. Aber der Abflug und die Landung der Flieger erfolgten an geschützten Stellen, wo die See ruhig blieb. Eine Landung auf offener See wäre nach übereinstimmendem Urteile der Fachpresse den Flugzeugen unmöglich gewesen.

In der Erkenntnis der großen Wichtigkeit der Wasserflugzeuge für die Kolonien und namentlich für das wasserreiche belgische Kongogebiet mit seinem ausgedehnten Netz langsam dahinströmender Flußläufe, haben die belgische Regierung und namentlich das belgische Kolonialministerium den Wettbewerb bei Antwerpen sehr wirksam unterstützt. Die Flüge fanden auf der Schelde unterhalb Antwerpen statt. Es taten sich besonders die französischen Firmen Borel, Sanchez-Besa, M. Farman und Donnet-Lévêque hervor. Während die anderen Konstruktionen im allgemeinen Landflugzeugen gleichen, die an Stelle der Räder zwei oder drei Schwimmer tragen, ist das vom Flieger Beaumont (Deckname des Schiffsleutnants Conneau) gesteuerte Wasserflugzeug Donnet-Lévêque eher ein mit Flügeln und Luftschraube versehenes Boot. Der Motor und die Luftschraube sind möglichst hoch, nahe der oberen Tragfläche angebracht, um sie vor Spritzern zu schützen. Die untere Tragfläche hat an ihren Enden zwei kleine zylindrische Schwimmkörper, die der Erhaltung des Gleichgewichtes auf dem Wasser dienen. Ein von Bord aus herabklappbares Rädergestell ermöglicht auch Abflug und Landung auf dem Festlande. Diese Konstruktion gewinnt immer mehr Anhänger und scheint zukunftsreich zu sein. Auch auf der letzten Luftfahrtausstellung in Paris waren mehrere nach diesen Grundsätzen gebaute Wasserflugzeuge zu sehen. Darunter befand sich die von Breguet gebaute „Marseillaise“ der französischen Marine. Bei diesem Apparat ist ein neunzylindriger Salmson-Motor von 110 PS flach in den Bootskörper eingebaut; der Antrieb der Luftschraube erfolgt durch Kegelradübertragung. Bei einem anderen derartigen Flugzeug ist der Bootskörper durch wasserdichte Schotten in fünf Abteilungen eingeteilt.

Die abgehaltenen Wettbewerbe haben also ergeben, daß mehrere französische Firmen bereits recht brauchbare Wasserflugzeuge herstellen, die sehr wohl imstande sind, auf Flüssen, Seen und an geschützten Stellen der Meeresküste abzufliegen und zu landen. Zwar sind diese Flugzeuge im Kolonialdienst und als Küstenflugzeuge bereits gut verwendbar, doch ist damit nur der erste Schritt getan zum Bau eines für die Marine brauchbaren Hochseeflugzeuges.

Daß die Marineverwaltung ernsthaft mit der Verwendung von Luftstreitkräften

Digitized by Google

in einem künftigen Seekriege rechnet, geht daraus hervor, daß die in diesem Jahre auf Stapel gelegten Panzerschiffe mit gegen Bombenwurf gepanzerten Kommandobrücken und mit Abwehrgeschützen versehen werden sollen.

Geldmittel.

Die für das Marineflugwesen im Budgetentwurf 1913 geforderten Kredite belaufen sich auf 1 001 600 Franken. Davon sind 200 000 Franken für Neubeschaffung von Flugzeugen, mehr als 500 000 Franken zum weiteren Ausbau des Kreuzers Foudre und der Marinefliegerstation Frejus bestimmt. Durch das Gesetz vom 29. März 1912 waren bereits 1 240 230 Franken, davon 550 000 Franken für Gerätbeschaffung bewilligt worden.

IV. Der Kampf gegen Luftfahrzeuge.

1. Kampfmittel.

Für den Kampf von der Erde aus kommen Infanterie-Gewehr, Maschinen-Gewehr und Geschütze in Frage. Vom Infanteriefeuer erwartet man gegen Flugzeuge nur sehr wenig Erfolg, da nur in ausnahmsweise günstigen Fällen der Flieger selbst oder ein empfindlicher Teil des Motors getroffen wird. Doch glaubt Major Renard, Kommandeur der Infanterie-Schießschule in Ruchard, daß man mit Infanteriefeuer Luftschiffe unter 1000 m Höhe selbst bei großen Entfernungen zur Umkehr zwingen oder außer Schußbereich halten könne. Er empfiehlt vier Visiere zu wählen. Von Explosivgeschossen oder Kettengeschossen gegen Luftschiffe hält er nichts.

Die französische Presse verfolgt jedoch mit Interesse die in Deutschland stattfindenden Versuche mit Explosiv-Geschossen gegen Luftschiffe. Besonders ist das Lentzsche Geschoß, das aus dem Gewehr 71 verschossen wird und dessen Zünder durch eine sinnreiche Einrichtung beim Durchschlagen der Ballonhülle in Tätigkeit gesetzt wird, wiederholt besprochen worden.

Von Maschinen-Gewehrfeuer verspricht man sich nur ungewissen Erfolg, weil jede Beobachtung fehlt.

75 mm Feldgeschütze und vor allem die eigens zu diesem Zweck gebauten Ballon-Abwehrgeschütze auf Kraftwagen zwingen Luftschiffe, Höhen über 1500 m aufzusuchen, gefährden aber Flugzeuge wesentlich weniger. Allerdings ist nach einem Aufsatze im „Journal des Sciences militaires" vom 1. November 1912 das 75 mm Geschütz nur gegen Luftziele verwendbar, die sich in der Schußrichtung und unter 600 m Höhe zeigen. Die Verankerung und die Rücksicht auf die Nebengeschütze erschweren es, dem Ziele mit der Seitenrichtung zu folgen. Ist der Sporn noch nicht in die Erde eingedrungen, so liegt der höchste erreichbare Punkt 370 m, sitzt der Sporn in der Erde, 601 m hoch. Das Reglement empfiehlt deshalb, einen 50 cm tiefen, kreisförmigen Graben für den Lafettenschwanz auszuheben, wodurch es möglich wird, Ziele, die in Höhen


Digitized by Google

von 1000 m fliegen, auf Entfernungen von 2400 bis 6800 m zu beschießen. Der höchste erreichbare Punkt liegt dann 1500 m hoch. Es wird aber nur selten möglich sein, rechtzeitig einen geeigneten Graben herzustellen. Das Reglement schreibt folgendes Schießverfahren gegen Luftziele vor: ein Zug schießt auf abnehmenden, der andere auf zunehmenden, 200 m auseinanderliegenden Entfernungen, z. B. 4000, 3800, 3600 usw. — 2000, 2200, 2400 usw. Man glaubt bei kaltem Blut und der nötigen Gewandtheit der Batterie einen Raum von 2 km in 20 Sekunden abstreuen zu können. Ballon-Abwehrgeschütze werden nur selten da sein, wo man sie braucht. Das mehrfach in der Presse genannte französische Ballon-Abwehrgeschütz (Konstruktion der Hauptleute Carémat und Houberdon) ist scheinbar das auf einem viersitzigen Kraftwagen montierte Rohr des 75 mm Feldgeschützes. An den diesjährigen Armeemanövern nahmen keine Ballon-Abwehrgeschütze teil.

Interessante Beiträge für die Beurteilung der gegen Flieger zu erwartenden Treffergebnisse sind vom Balkankriege zu erwarten. Soweit bisher bekannt geworden, ist es den Türken nur einmal gelungen, einen bulgarischen Flieger vor Adrianopel mit Geschützfeuer herabzuholen, obwohl die sich über der Festung zeigenden Flieger stets lebhaft von Infanterie und Artillerie beschossen worden sein sollen. Zwar sind mehrere Fälle bekannt, in denen Flugzeuge von Infanterie-Geschossen und auch von Sprengstücken von Artillerie-Geschossen getroffen worden sind. Doch sind die empfindlichen Teile des an sich schwierigen Zieles so klein, daß sie meist verschont bleiben.

2. Schießversuche in Toulon.

Sehr beachtenswerte Schießversuche, über deren Ergebnisse bisher wenig in die Öffentlichkeit gedrungen ist, sind in den Monaten September und Oktober 1912 in Toulon abgehalten worden. Man schoß mit einem 75 mm Geschütz in besonderer Lafette (nach einigen Nachrichten auf Kraftwagen) gegen Saconneysche Drachen, die von einem Torpedoboot aus aufgelassen und mit großer Geschwindigkeit geschleppt wurden. Auch die Wirkung von Maschinen-Gewehr- und Infanteriefeuer soll gegen dieses Ziel erprobt worden sein. Ein Zeitungsbericht gibt an, das Schießen sei am ersten Tage bei 25 Knoten Geschwindigkeit, 900 m Flughöhe, 56 Schuß in 15 Minuten und am zweiten Tage bei 1500 m Flughöhe, 116 Schuß in 30 Minuten ergebnislos verlaufen. Hieraus wird der Schluß gezogen, daß das Flugzeug, das mit einer noch viel größeren Geschwindigkeit in unbekannter Höhe und Entfernung vorbeizieht, ein außerordentlich schwieriges, fast unverwundbares Ziel sei.

3. Kenntlichmachung der eigenen Flugzeuge.

Um im Kriegsfalle die Flugzeuge vor Beschießung durch eigene Truppen zu schützen, will man sie durch besondere Abzeichen kenntlich machen. Zu diesem Zwecke

Digitized by Google

waren bei den Armeemanövern 1912 die Eindecker an der unteren Seite der Flügel mit einer fast die ganze Flügelbreite einnehmenden, kokardenähnlichen, blau-weiß-roten Kreisscheibe bemalt; die Doppeldecker trugen teils ein ähnliches Abzeichen an der oberen oder unteren Tragfläche, teils eine streifenförmige, blau-weiß-rote Bemalung am Seitensteuer. Diese Kennzeichen sollen bei 1200 bis 1300 m Flughöhe mit dem Fernglase noch gut sichtbar sein.

Für die Unterscheidung der Parteien im Manöver scheint man eine befriedigende Lösung noch nicht gefunden zu haben. Bei den großen Kavallerie-Übungen 1912 in der Bourgogne trugen die Flugzeuge der roten Partei lange rote Wimpel. Bei den Armeemanövern wird nur der weiße Bezug der Kopfbedeckung der blauen Flieger erwähnt, der aber nur bei einer Landung erkennbar wird.

Wenn man auf die Entwicklung des französischen Militärluftfahrwesens im letzten halben Jahre zurückblickt, so kann man feststellen, daß das Gesetz über die Neuorganisation und die daran angeschlossenen Bestimmungen die Weiterentwicklung des Luftfahrwesens in bestimmte, klar vorgezeichnete Bahnen gelenkt haben.

Die durch den Aufschwung des Flugwesens in den letzten Jahren mehr zurückgetretene Luftschiffahrt bemüht man sich, durch die jüngsten Leistungen der deutschen Z-Schiffe beunruhigt, nach neuen Grundsätzen wieder zu beleben, da man die große Unterlegenheit auch der neuesten französischen Luftkreuzer gegenüber den Z-Schiffen klar erkannt hat. Das Flugwesen, des französischen Volkes Stolz und Zukunftshoffnung, hat durch rastlose Tätigkeit und unter Aufwendung außerordentlich hoher Mittel wiederum sehr bedeutende Fortschritte auf dem Wege zur Kriegsbrauchbarkeit gemacht. Insbesondere hat sich die Organisation der Feld-Flieger-Abteilungen bei den Armeemanövern 1912 als kriegsbrauchbar erwiesen. Neue Fragen, wie die des Artillerieflugwesens, der Bewaffnung der Flugzeuge, der Wasserflugzeuge sind in Erfolg verheißender Weise angeschnitten worden.

Es muß besonders betont werden, daß die hier geschilderte Organisation des Militär-Luftfahrwesens nicht etwa zunächst hauptsächlich auf dem Papier besteht. Es läßt sich aus den zahlreichen Zeitungsnachrichten feststellen, daß am 1. Oktober 1912 die auf Seite 70 und 71 aufgeführten Bezirke und Stationen tatsächlich errichtet, die Truppen aufgestellt worden sind. Die zielbewußte Tatkraft, die der Inspekteur des Luftfahrwesens, Oberst Hirschauer, bisher bewiesen hat, und die sachgemäße Unterstützung, die ihm durch den Kriegsminister zuteil wird, bürgen dafür, daß die außerordentlich hohen für 1913 geforderten Geldmittel im bisherigen Sinne zur Förderung des Luftfahrwesens verwendet werden. Man muß damit rechnen, daß auch dessen weitere Ausgestaltung hinter dem bisher Geschaffenen nicht zurückstehen wird.

Digitized by Google

Übersicht über das Militär-Luftfahrwesen in Frankreich

1	2	3		4	5
	Luftfahr-Bezirke (groupes d'aéronautique)	Luftfahrertruppen (troupes d'aéronautique)		Luftfahr-Stationen (centres aéronautiques)[2]	Bereits im Frieden aufgestellte Fliegerabteilungen (escadrilles d'avions)[3]
		Stammtruppen (portions centrales) im Bezirks-Hauptort	Selbständige Luftfahrerzüge (sections détachées d'aéronautique)		
Das gesamte Luftfahrwesen untersteht dem **Inspekteur des Militär-Luftfahrwesens** (inspecteur permanent de l'aéronautique militaire). Ihm unterstehen unmittelbar folgende Anstalten: 1. Die Direktion des Militär-Luftfahrgeräts (direction du matériel aéronautique militaire). 2. Die Hauptanstalt für das Militär-Luftfahrgerät (établissement central du matériel aéronautique militaire). 3. Die Versuchsanstalt für Militär-Luftfahrt (laboratoire d'aéronautique militaire). 4. Die Versuchsanstalt für Luftkunde und Fernphotographie (établissement d'aérologie et de téléphotographie). Diese 4 in Chalais-Meudon. 5. Die Versuchsanstalt für Militärflugwesen in Vincennes (laboratoire d'aviation militaire).	1. **Versailles** umfaßt das Gebiet des Gouvernements Paris, des I., II., III., IV., V., IX., X., XI. Armeekorps, Marokko und Tunesien.	1. Luftschiffer-Kompagnie (c. d'aérostation) 2. Luftschiffer-Kompagnie 3. Flieger-Kompagnie (c. d'aviation) Stamm der 8. Fahrer-Kompagnie (c. de conducteurs)	11. Zug: Chalais-Meudon (den in Spalte 1 aufgeführten Anstalten zugeteilt.[1]) 12. Zug: Douai 13. Zug: Etampes Westmarokkanischer Fliegerzug: Casablanca-Fez Ostmarokkanischer Fliegerzug: Udjda	Saint-Cyr Buc (provisoire) Chateaufort (provisoire) Villacoublay Douai Etampes Casablanca-Fez (Udjda in der Anlage) Maubeuge	St. Cyr Buc Douai Etampes Casablanca-Fez Maubeuge
	2. **Reims** umfaßt das Gebiet des VI., VII. und XX. Armeekorps, außer Amberieu, das zum 3. Bezirk gehört	4. Luftschiffer-Kompagnie 5. Luftschiffer-Kompagnie 6. Flieger-Kompagnie Detachement der 8. Fahrer-Kompagnie	21. Zug: Camp de Chalons 22. Zug: Verdun 23. Zug: Toul 24. Zug: Epinal 25. Zug: Belfort	Reims Camp de Chalons Verdun Toul Nancy Epinal Belfort	Reims Camp de Chalons Verdun Toul Nancy Epinal Belfort
	3. **Lyon** umfaßt das Gebiet des VIII., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XIX. Armeekorps und Amberieu	7. Flieger-Kompagnie	31. Zug: Camp d'Avor 32. Zug: Pau	Lyon Camp d'Avor Pau Biskra (Blidah, (Süd-Oran) geplant)	Camp d'Avor Pau Biskra
5 besondere Anstalten.	3 Bezirke	8 Kompagnien (davon: 4 Luftschiffer-Kompagnien 3 Flieger- " 1 Fahrer- ")	10 europäische, 2 marokkanische } Züge	19 Luftfahrstationen fertig 1 noch nicht fertig 2 geplant 22	16 Fliegerabteilungen

nach dem Stande von Mitte Dezember 1912.

6	7	8		9
Militärische Abteilungen bei Zivil-Fliegerschulen [3])	Militärische Luftschiffe und Luftschiffhallen (Hp u. Hm. = Privat- und militärische Hallen) [2])	Landungsplätze (geplant) [3])		Bemerkungen
St. Cyr Buc Satory Villacoublay Juvisy Douai (la Brayelle) Etampes Chartres	Issy: Colonel-Renard " : 2 Hp. (1 für 2) Chalais-Meudon: Liberté " " : 1 Hm. St. Cyr: 1 Hm., 2 Hp. La Motte-Breuil: 1 Hm. Meaux: 1 Hp. Sartrouville: 1 Hp. Moisson: 2 Hp. Maubeuge: Selle-de-Beau-champ [5]) " : Dupuy de Lôme " : 1 Hm. (für 2)	(Alençon) Amiens Angers Arras Avesnes Beauvais (Bernay) (Boulogne) (Calais) (Cambrai) Chateauroux (Cholet) Compiègne Coulommiers Evreux Joigny Le Crotoy Lille (Ronchin) Vincennes	Meaux Melun (Montargis) Morlaix Orleans (Peronne) (Pithiviers) Pontlevoy Provins Romorantin Rouen Senlis St. Omer (St. Quentin) (Soissons) (Valenciennes) Vendome (Vervins)	[1]) 11. Zug bedeutet: 1. Zug des 1. Bezirks. 23. Zug bedeutet: 3. Zug des 2. Bezirks. [2]) Außerdem sind nach dem Budgetbericht Clémentel 1912 folgende Küstenstationen (centres côtières) geplant: Nizza, Marseille, Gironde-Mündung, Nantes, Le Havre, Dünkirchen (Dunkerque). [3]) Es steht fest, daß Fliegerabteilungen, Zivilfliegerschulen, Militärluftschiffe mit ihren Hallen, es ist anzunehmen, daß Privat-Luftschiffhallen und Landungsplätze bestimmten Luftfahrstationen zugeteilt sind. [4]) Das Marine-Luftfahrwesen verfügt über einen Flugplatz (aérodrome) in Frejus und eine militärische Abteilung an der Fliegerschule Montpellier. Auch in Frejus wird im Dezember 1912 eine Zivilfliegerschule für Wasserflugzeuge eingerichtet. [5]) Anfang Dezember 1912 noch in Moisson. [6]) Anfang Dezember 1912 noch in Verdun.
Reims Camp de Chalons	Reims: 1 Hm. u. 1 Hp. Mezieres: 1 Hm. geplant Chalons: Capitaine-Marchal " : 1 Hm. Verdun: Le Temps " : 2 Hm. Toul: Adjudant-Vincenot " : 1 Hm., 1 Hm. im Bau Epinal: Capit. Ferber " : 1 Hm., 1 Hm im Bau Belfort: Adjudant-Réau, [6]) 1 Hm., 1 Hm. im Bau Langres: 1 Hm. geplant	Bar le Duc (Besançon) Brienne Briey (Charleville) Chaumont Commercy Dole (Douzy) (Grandvillers) Gray Langres (Longwy) Luneville (Mirecourt) (Montmédy)	Nancy Neufchateau (Remiremont) (Rethel) (Sezanne) St. Dié (Stenay) St. Menehould (St. Mihiel) Troyes (Villers) Viny le François Vittel (Vouziers)	
Bron bei Lyon Amberieu Pau	Pau: 1 Hp.	Bayonne (Beaune) Biarritz (Chalon s. Saone) Bordeaux (Chambery) (Cosne) (Dijon) Marseille Miramas	Narbonne Nevers Nizza St Dizier (Semur) Bouthron bei St. Etienne St. Gaudens (Tarbes) Vichy	
13 militärische Abteilungen bei Zivilfliegerschulen	9 Militär-Luftschiffe 11 fertige } Hm. 3 im Bau } Hm. 2 geplant } Hm. 16 Hm. 9 Hp.	53 fertige oder im Bau befindliche } Landungsplätze 33 geplante } Landungsplätze 86 Es sind nur Landungsplätze aufgenommen, die mit Flugzeugschuppen ausgestattet sind.		

Digitized by Google

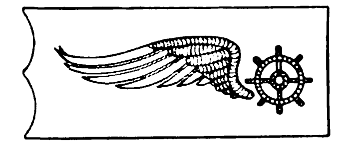
Liste der französischen Luftschiffe.

Nr.	Name (Jahr der Vollendung)	System	Länge in m	Größe in cbm	Motoren Konstruktion	Motoren Zahl und Stärke	Stundengeschwindigkeit in km	Bemerkungen
	1. Militärluftschiffe.							
	a. Kreuzer (croiseurs).							
1	Adjudant-Vincenot (1911)	Clément-Bayard	88	9 000	Clément-Bayard	2 zu 120 PS.	54	
2	Dupuy-de-Lôme (1912)	Clément-Bayard	88	9 000	Clément-Bayard	2 = 125 =	54	Im Dienst
3	Adjudant-Réau (1911)	Astra	86,80	8 950	Brasier	2 = 120 =	53	
4	Lieutenant-Chauré (1911)	Astra	83,80	8 950	Panhard	2 = 120 =	53	am 19. 12. 1912 durch Feuer schwer beschädigt
5	Commandant-Coutelle (1911)	Zodiac	89	9 000	Laviator	2 = 190 =		Probefahrten
6	Spieß (1912)	Zodiac (starr)	104	11 000	Chenu	2 = 200 =		
7	Général-Meunier	Lebaudy	95	10 000	Panhard	3 = 135 =		Im Bau
8 bis 11	4 Schiffe	Schottensystem	110	17 000	?	?	70	
	b. Aufklärer (éclaireurs).							
1	Capitaine-Marchal (1911)	Lebaudy	85	7 500	Panhard	2 zu 75 PS.	48	
2	Capitaine-Ferber (1911)	Zodiac	76	6 000	Laviator	2 = 90 =	54	Im Dienst
3	Selle-de-Beauchamp (1911)	Lebaudy	70	6 000	Panhard	2 = 75 =	50	
4	Conté (1912)	Astra	65	6 640	Chenu	2 = 75 =	46	
5	Fleurus (1912)	Heeresverwaltung Schottensystem	77	6 500	Clément-Bayard	2 = 80 =	58	Probefahrten
	c. Beobachter (vedettes).							
1	Liberté (1909)	Lebaudy	66	4 200	Panhard	1 zu 100 PS.	50	
2	Colonel-Renard (1910)	Astra	69	4 800	=	1 = 120 =	45	Im Dienst
3	Le Temps (1911)	Zodiac	51	2 500	Laviator	1 = 70 =	?	
	Im ganzen: 9 Schiffe im Dienst, 1 ?, 3 bei Probefahrten, 6 im Bau.							
	2. Luftschiffe in Privatbesitz.							
1	Astra-Torres (1911)	Torrès-Quevedo	47,72	1 590	Chenu	1 zu 55 PS.	?	als Beobachter
2	Croiseur-Transaérien (1912)	Astra	76,25	9 000	Chenu	2 = 150 =	56	als Kreuzer
3	Zodiac III (1909)	Zodiac	42,5	1 600	Ballot	1 = 40 =	?	nicht
4	Clément-Bayard VI	Clément-Bayard	76	6 200	Clément-Bayard	2 = 90 =	58	Im Bau

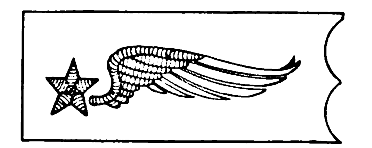
militärisch verwendbar

Die neuen Uniformabzeichen der Militär-Luftfahrer.

Offiziere.

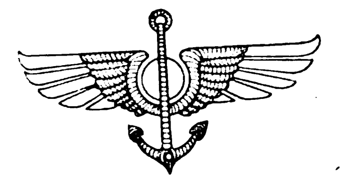


Luftschiff-Führer.



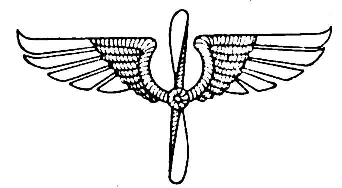
Flugzeug-Führer.

Unteroffiziere.



Luftschiffer-Truppe.

(rot und gold gestickt)



Flieger-Truppe.



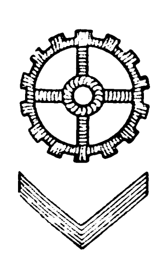
Luftschiffer-Truppe.

(rotes Tuch)

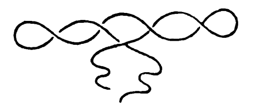


Flieger-Truppe.

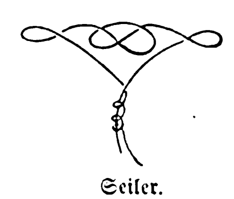
Mannschaften.



Mechaniker.
Mit Winkel: geprüfter Mechaniker.

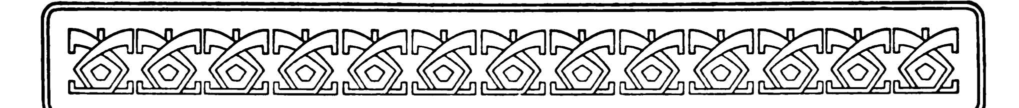


Schneider für Luftschiffhüllen
und Segelmacher für Flugzeuge.



Seiler.

Digitized by Google



Das preußische Offizierkorps der Befreiungskriege.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 4. Dezember 1912.

In den nächsten Wochen werden hundert Jahre vergangen sein, seit die Trümmer der „Großen Armee" in fürchterlichem Elend über die Grenze Ostpreußens zurückfluteten. Es folgte um die Jahreswende Yorcks Tat von Tauroggen; auf diese zunächst eine Zeit ängstlicher Spannung, banger Zweifel. Würden die preußischen Waffen sich endlich mit den russischen vereint gegen den verhaßten Unterdrücker wenden, oder sollte etwa der Staat Friedrichs des Großen diese Schicksalsstunde ungenutzt verstreichen lassen?

Inzwischen schritt Ostpreußen aus eigener Machtvollkommenheit zu einer umfangreichen Nationalbewaffnung, bevor noch die Königliche Willensmeinung eingeholt werden konnte. Das Beispiel dieser Provinz ist dann für die übrigen bei Errichtung der Landwehr vorbildlich gewesen. Der vaterländische Geist, der sich auf dem Königsberger Landtage offenbarte, fand Nachahmung. Der einzig dastehende Opfermut unseres Volkes im großen Jahre 1813 ist oft geschildert und gebührend anerkannt worden. Wie die Begeisterung, die dem Sturmwinde gleich in jenem ewig denkwürdigen Frühjahr über unser Land fegte, in vollem Gegensatz steht zu dem Kleinmut und der Erbärmlichkeit der Gesinnung, die 1806 überall zutage getreten waren, so erscheint auch die Armee als eine andere. Und dieser Wandel in der Organisation und in der Fechtweise, ja nahezu auf allen Gebieten militärischer Betätigung, ist das Werk der wenigen Jahre der Reformzeit von 1807 bis 1812. Er hat sich vollzogen unter den Augen französischer Besatzungen, unter dem Drucke der schwierigsten Verhältnisse. Das Ergebnis dieser Reform: die Entwicklung einer kriegstüchtigen Armee von 271 000 Mann, wie sie bis zum August des Jahres 1813 erfolgte, aus nur 54 000 Mann des Standes von Ende Januar, bei größter finanzieller Bedrängnis des Staates, ist so überraschend, daß es von jeher berechtigtes Staunen erregt hat. Erst neuerdings hat der französische Generalstab diese Tatsache in einer vortrefflichen

Digitized by Google

Studie*) beleuchtet, aber schon die Zeitgenossen auf französischer Seite haben mit ihrer hohen Achtung vor dieser Leistung Preußens nicht zurückgehalten. Am 8. September 1813 schreibt Maret, Herzog von Bassano, Napoleons Minister des Äußern, an den Kriegsminister nach Paris: „Preußen hat große Anstrengungen gemacht; eine hochgradige Begeisterung hat den Entschluß des Königs zum Kriege unterstützt; Preußens Armeen sind zahlreich, seine Generale, Offiziere und Soldaten vom besten Geiste beseelt."**)

An sich ist die Aufstellung eines zahlreichen Volksheeres binnen kurzer Zeit noch nicht etwas ganz Außergewöhnliches, wie die Armeen der ersten französischen Republik und diejenigen Gambettas im Kriege 1870/71 beweisen. Bei Preußen aber fällt im Jahre 1813 auf, daß, wenn man von der Landwehr in ihren Anfängen absieht, hier in schneller Folge eine durchaus kriegsbrauchbare, bewegliche Armee voll Angriffskraft entstand. Der Haß gegen die langjährigen Bedrücker erklärt das nicht zur Genüge, auch nicht die allgemeine Begeisterung, denn diese ist sicherlich von hohem Wert, aber in naßkalten Biwaks hält sie nur selten stand. Die Erklärung für Preußens plötzliche ungeahnte Kraftentfaltung liegt darin, daß es im Grunde nur die wiederbelebte, wenn auch mit einem völlig neuen Geist erfüllte alte Armee ist, der wir die Befreiung verdanken. Es ist dasselbe viel geschmähte Offizierkorps, die „Junker" vom Jahre 1806, das eine Armee zum Siege geführt hat, die in ihren besten Teilen aus altgedienten Soldaten zusammengesetzt war, neben denen die Landwehr erst ganz allmählich sich eine ebenbürtige Stellung errungen hat.

Nicht anders wie die Leistungen der Landwehr sind die Ergebnisse des von Scharnhorst eingeführten sogenannten Krümpersystems bisher stets übertrieben bewertet worden. Bekanntlich bestand es darin, daß durch fortgesetzte Beurlaubung einer Anzahl von Mannschaften in die Kantons der Regimenter und Einziehung von Rekruten an ihrer Stelle eine stets bereite Reserve geschaffen werden sollte. Diese Maßregel hat in den wenigen Jahren der Reorganisation jedoch die starke Kriegsreserve nicht entfernt zu liefern vermocht, die es im Frühjahr 1813 ermöglichte, neben der Auffüllung der stehenden Truppen 52 Reserve-Bataillone zu errichten, die während des Waffenstillstandes in Regimenter zusammengezogen wurden. Die starke im Lande verfügbare Kriegsreserve bestand gut zur Hälfte aus Soldaten, die ihre Ausbildung noch in der alten Armee genossen hatten und deren straffer Disziplin unterworfen gewesen waren.

Wir sind geneigt, weil das Jahr 1813 gleichbedeutend ist mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, den Maßstab unserer heutigen kurzen Dienstzeit an die Mannschaften jener Zeit zu legen. Es muß aber betont werden, daß unter diesen

*) La régénération de la Prusse après Jéna von Capitaine breveté Vidal de la Blache. Paris 1910.

**) Zitiert nach Camille Rousset, La Grande Armée de 1813. Paris 1871.


Digitized by Google

die Kantonisten unserer alten Provinzen wie unter Friedrich dem Großen, so auch 1813 im Kriege das Beste geleistet haben. Noch bis in die zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts hinein hat fast ein Drittel des stehenden Heeres aus Kapitulanten bestanden. Die Schwierigkeit, in den schlechten Zeiten eine gewinnbringende Beschäftigung zu finden, ließ damals noch vielen den Militärdienst als einen leidlichen Broterwerb erscheinen, und die alte Gewohnheit berufsmäßigen Soldatentums war auch unter den Gemeinen noch nicht erloschen. So ist denn in der Armee des Jahres 1813 noch unendlich vieles auf Friedrich den Großen zurückzuführen, und heute haben wir den Eindruck, als sei der Tag von Jena und Auerstedt mit allem was ihm folgte, nur eine schwarze Wolke, die den Ruhm des Heeres lediglich vorübergehend verdunkelt hat.

Die Landwehr des Jahres 1813 ist etwas völlig anderes als die heutige, in der jeder Wehrmann die Schule des stehenden Heeres durchgemacht hat. Sie bestand damals fast durchweg aus unausgebildeten Leuten, zum Teil sehr jungen, zum Teil aus solchen von 40 Jahren und darüber. Das erklärt ihr anfängliches vielfaches Versagen im Feldkriege, für den sie ursprünglich auch gar nicht bestimmt gewesen war, zu dem sie außerdem ihre erbärmliche Bekleidung und Ausrüstung nicht recht befähigten. Wenn sie dennoch im Laufe der Zeit zu einer kriegsbrauchbaren Truppe wurde, die mit größter Auszeichnung neben den Linien-Regimentern gefochten hat, so ist das ihren Führern zu verdanken, denn von diesen waren sämtliche Regiments-Kommandeure und mit verschwindenden Ausnahmen auch die Bataillons-Kommandeure, sowie ein großer Teil der Kompagnieführer wiederangestellte Offiziere der alten Armee. Bei der Landwehr-Kavallerie fehlte es auch an gedienten Leutnants nicht, nur bei der Landwehr-Infanterie wird über den Mangel an solchen geklagt. In diese Stellen gelangten in großer Zahl freiwillige Jäger der Linientruppen, die indessen die erforderlichen Dienstkenntnisse erst allmählich zu erwerben vermochten.

In ihren vortrefflichen Kaders liegt die Erklärung für die großen Leistungen der Armee vor dem Feinde. So gewiß die Befreiung die begeisterungsfrohe Tat des preußischen Volkes ist, so gewiß ist sie nur dadurch ermöglicht worden, daß eine hinreichende Menge von Berufsoffizieren und gedienten Mannschaften zur Verfügung stand. Diese Tatsache muß immer wieder betont werden, weil bis in die neueste Zeit hinein die Versuche, sie zu verdunkeln, nicht nachlassen. Der große Unterschied in dem Eindruck, den die Armee von 1813 im Vergleich zu der von 1806 macht, leiht solchen Versuchen offenbar Vorschub. Unzweifelhaft hat ferner der Eifer der Reformatoren unserer Armee mitgewirkt, die Verschiedenheit zwischen dem Alten und Neuen größer erscheinen zu lassen, als sie tatsächlich gewesen ist, und so das geschichtliche Bild zu fälschen. Auch Boyens idealistische Landwehrpläne haben später hierzu beigetragen. Scharnhorst aber und seine Anhänger schossen zum Teil bewußt über das Ziel hinaus, um das Erstrebte zu erreichen. Es galt für sie, Vorurteile

Digitized by Google

in Menge zu bekämpfen. Sind doch in jeder Armee das Beharrungsvermögen und die Neigung zum Schematismus groß. Der Geist der Unterordnung, der in ihr herrschen muß, bringt solches gar zu leicht mit sich. Wie hätte es vollends in einer Armee anders sein sollen, deren Einrichtungen als ein geheiligtes Erbteil des Großen Friedrich galten?

Die Gedanken aber, die durch die Reform verwirklicht wurden und 1813 so reiche Früchte trugen, lebten längst in den besten Köpfen des Offizierkorps, sie regten sich in allen denjenigen, die nicht an den bloßen Äußerlichkeiten der friderizianischen Tradition hafteten, sondern sie nach ihrem geistigen Inhalt erfaßten. Diese Männer sind die Träger der Reform und des eigentlichen Geistes des Befreiungskrieges gewesen. So kam es, daß Clausewitz 1815 schreiben konnte:*) „Ich freue mich, jetzt bei der Armee realisiert zu sehen, was einst Gegenstand meiner jugendlichen Pläne und Wünsche war. Welche Tüchtigkeit und welche Freudigkeit und Jugendlichkeit ist in der jetzigen Armee, und wie kümmerlich, verdrießlich und abgelebt war die alte! Ich weiß nicht, wie weit wir in allen diesen Dingen ohne Scharnhorst gekommen wären, aber man kann das alles nicht sehen, ohne unaufhörlich an ihn zu denken."

Die heilsamste Folge des Zusammenbruchs von 1806 war allerdings, daß die rechten Männer an die entsprechenden Stellen gelangt waren. Schon äußerlich stach die Jugendlichkeit der Führer, die allein jene Freudigkeit schaffen konnte, die Clausewitz rühmt, vorteilhaft von der Überalterung der Armee von Jena ab. Das vorgeschrittene Alter einzelner hochstehender Generale von damals kam noch nicht so sehr in Betracht — hat uns doch 1813 Blücher als Siebziger zum Sieg geführt —, wohl aber wog es schwer, daß fast zwei Drittel sämtlicher Generale über 65 Jahre alt waren, und noch mehr bedeutete die starke Überalterung in den mittleren Dienstgraden. Bei der Infanterie war mehr als die Hälfte der Bataillons-Kommandeure über 55 Jahre alt, viele zählten 60 und darüber. Das Frühjahr 1813 dagegen sah an der Spitze der Armeekorps, Brigaden und Regimenter nur Leute in der Vollkraft der Jahre, wie es für eine wahrhaft kriegstüchtige Armee unbedingt erforderlich ist. Die Kommandierenden Generale waren zum Teil nur wenig über 50 Jahre alt. Das Lebensalter der Brigadechefs, d. h. in unserem Sinne die Divisions-Kommandeure, bewegte sich im allgemeinen zwischen 40 und 50, ebenso dasjenige der Generalmajore überhaupt, dasjenige der Obersten größtenteils von Ende der dreißiger bis Ende der vierziger Jahre. Unter den Oberstleutnants hatten nur wenige die Mitte der Vierziger überschritten. Sehr groß waren die Unterschiede im Lebensalter der Majore. Wir finden solche, die am Anfang der Dreißiger stehen, neben anderen, die nahe an 50 Jahre zählen. Es sind diejenigen, die nicht durch vorzugsweise Beförderung frühzeitig über die Masse hinausgelangt waren.

*) Schwartz, Leben des Generals Carl v. Clausewitz und der Frau Marie v. Clausewitz. II. T. 141. Berlin 1878.


Digitized by Google

Nicht das Gleiche wie vom Offizierkorps der Stamm- und Reservetruppen gilt von dem der Landwehr. Hier war man genötigt gewesen, eine größere Anzahl recht betagter Offiziere wieder anzustellen.

Die in der alten Armee bestehenden Verhältnisse hatten für die Betätigung selbständiger Auffassung nicht viel Spielraum gelassen. 1813 offenbarte sie sich in schönster Weise. Diese Befreiung der Geister ist die Großtat der Reform. Jetzt konnten sich die Männer hervortun, die nach König Friedrichs Wort „etwas auf ihre Hörner zu nehmen" gesonnen waren. So sind denn auch die Führer in den Befreiungskriegen ausgesprochene Persönlichkeiten, scharf umrissene Charaktere, frei von jeder Menschenfurcht. Sie besaßen jenes hohe Selbstgefühl, das vielfach unbequem nach unten, erst recht aber nach oben wirkt, es waren Männer wie sie in gewöhnlichen Zeiten und in langen Friedensjahren sich nur schwer durchzusetzen vermögen. Dem rückschauenden Blick erscheint es wie eine gnädige Fügung der Vorsehung, daß in diesem Kriege jeder große Augenblick den rechten Mann am Platze fand. Yorck war bei allem Widerstreben gegen das Oberkommando der Schlesischen Armee unvergleichlich in der Schlacht. Ohne den Helden von Wartenburg und Möckern wurden Gneisenaus Entwürfe nicht Wirklichkeit. Bülows Schroffheit trat dem Kronprinzen von Schweden gegenüber vielleicht gelegentlich mehr als nötig hervor, aber ohne ihn gab es kein Groß-Beeren und kein Dennewitz. Der an sich treffliche und tapfere Kleist ist die am wenigsten ausgesprochene Persönlichkeit unter den Führern der drei aktiven Korps, ihn ergänzte wiederum sein Generalstabschef Grolman mit seiner unbeugsamen Festigkeit.

Diese Generale handelten von sich aus nach ihrer innersten Überzeugung, frei von allen Nebenrücksichten, nur der Sache dienend, bereit, jederzeit dem Könige mit ihrem Kopfe für ihr Tun zu haften. Friedrich Wilhelm III. hat nachträglich über die Konvention von Tauroggen die schönen Worte niedergeschrieben:*) „Die Tat des Generals Yorck wird dereinst in der Geschichte um so glänzender erscheinen, wenn man sie als Gegenstück zu den zahlreichen Beispielen so vieler Staatsmänner und Befehlshaber betrachtet, welche die ihnen übertragene Gewalt mißbrauchten, indem sie nur ihre eigenen Zwecke und Ideen im Auge hatten, die sich aber, wo es auf Verantwortung ankam, hinter höhere Autoritäten flüchteten." Wenn der vom General getane Schritt hätte zurückgetan werden sollen, sagt der König, sei nichts erforderlich gewesen „als ein einziges Opfer, wozu er sich selbst weihte, auch in diesem Fall, wie immer bereit, seine Treue mit seinem Leben zu besiegeln, wie er sie durch sein ganzes ruhmvolles Leben vor- und nachher bewiesen hat".

Und nicht nur Yorck wußte so zu handeln. Bülow setzte die noch in Ostpreußen stehenden Depot-Truppen auf die Kunde von der Konvention von Tauroggen sofort nach

---

*) Droysen, Yorcks Leben. III.

Digitized by Google

der Weichsel in Marsch. Borstell marschierte Ende Februar auf eigene Hand von Kolberg ab. Er schrieb dem Könige: „Ich werde nichts Weiteres unternehmen, bis Eurer Majestät Befehle mir zugegangen sein werden, bitte aber Eure Majestät fußfällig, lassen Sie uns los.“ Allseitig fühlte man damals in der Armee, daß es hier einen höheren Gehorsam zu betätigen galt als den, der im bloßen Befolgen von Befehlen zum Ausdruck kommt. Wohl stießen die Ansichten oft heftig aufeinander; daß man trotzdem, wie Droysen ausführt,*) „sich mit höchster Selbstverleugnung allem Unterschied der Meinung unterordnend, höchste Ziele errang, ist die Größe jener Zeit.“ Allen voran ging hierin der Reorganisator der Armee, Scharnhorst, den ein tragisches Geschick den endgültigen Triumph seines Werkes nicht hat erleben lassen. Unermüdlich war er, die Gegensätze auszugleichen, die im Rate des Königs zwischen den Anhängern der alten und denen der neueren Richtung immer wieder hervortraten. Vollends seit man Schulter an Schulter mit den Russen focht, wuchsen für Scharnhorst die Schwierigkeiten in das Unermeßliche. Wir dürfen ihm glauben, wenn er dem stets übelnehmerischen Yorck im März 1813 schreibt: „Ich bitte Sie inständigst, setzen Sie sich über kleine Unannehmlichkeiten hinweg; ich lebe nur in diesen.“

Der Geist, der das preußische Offizierkorps in diesem heiligen Kriege erfüllte, kommt nirgends in so schöner Weise zum Ausdruck, wie im Hauptquartier der Schlesischen Armee. Die Männer, die sich hier um Blücher und Gneisenau scharten, verkörperten die preußische Nationalpartei. Darum fanden sich hier auch höhere Beamte und Gelehrte als Offiziere der Landwehr und als freiwillige Jäger ein, die ihre Kräfte in den Dienst der großen Sache stellten. Es gab dort keine strenge Absonderung nach Rang und Würde außer der durch die dienstlichen Verhältnisse gebotenen. Der Mensch gab sich wie er war und galt nach seinem inneren Werte. Und diese Art wirkte Großes. Sie weckte verborgene Kräfte. Die Verantwortungsfreudigkeit und Kühnheit, die die alten Heerführer beseelte, der „feurige Optimismus Gneisenaus“**) teilten sich überallhin mit. Wo solche Auffassungen herrschten, da war in keinem Dienstzweige Raum für ängstliche Pedanterie, wie sie der Frieden so leicht großzieht. So hat denn auch Ribbentrop, der Intendant der Armee, es verstanden, das Verpflegungswesen in großzügiger Weise stets den Operationen anzupassen und sich, selbst bei den knappen Mitteln des verarmten Staates, niemals in seinen Anordnungen durch Rücksichten engherziger Fiskalität beeinflussen lassen. In diesem Oberkommando suchten alle, „in dem großen Gedanken dieses größten Krieges lebend, nur in den höchsten Zielen das Maß dessen, was geleistet werden müsse“.***)

Darin liegt zum ersten das Geheimnis der Erfolge der Schlesischen Armee,

---

*) A. a. O. II.
**) v. Unger, Blücher. II. S. 64.
***) Droysen, a. a. O. III.

Digitized by Google

zum andern aber darin, daß sich Blücher und Gneisenau den wahren Gehalt der Kriegslehren Napoleons, seinen gesunden, auf das Einfache gerichteten Naturalismus zu eigen gemacht hatten. Sie überließen es anderen, so Knesebeck, dem Generaladjutanten des Königs, und den Gelehrten bei der Hauptarmee gegen die Keulenschläge des Imperators das Schutzmittel erkünstelter strategischer Systeme anzurufen, statt ihm mit gleicher Münze heimzuzahlen. Die Kriegsweise der Schlesischen Armee hat uns Clausewitz in seiner Lehre übermittelt, sie ist keine andere als das „System der Aushilfen" Moltkes. Und wenn dieser sagt*), „daß im Kriege vom Beginn der Operationen an alles unsicher sei, außer was der Feldherr an Willen und Tatkraft in sich selbst trage, daß daher für die Strategie allgemeine Lehrsätze und aus ihnen abgeleitete Regeln und auf diese aufgebaute Systeme unmöglich einen praktischen Wert haben könnten, so treffen diese Worte in vollstem Maße auf die Führung der Schlesischen Armee zu. Unsere heutigen operativen und taktischen Anschauungen führen ihren Ursprung auf die kleinste der verbündeten Armeen von damals zurück, die unter preußischer Führung tatsächlich zur Hauptarmee geworden ist, indem sie die Initiative an sich riß. In ihr waren Wille und Tatkraft verkörpert, dadurch ist sie zum treibenden Element der Koalition geworden. Diese Überlieferung des Befreiungskrieges gilt es für uns zu bewahren. Halten wir fest an jener Einfachheit, die jede Künstelei verwirft, an jener Kühnheit, die im Kriege höchste Weisheit ist, als an der einzig wahren Theorie. Solche Denkungsart vermag allein im langen Frieden uns davor zu schützen, den Krieg, statt als ein Werk frei schaffender Kunst, als eine Verrichtung zunftmäßigen Handwerks zu betrachten. Sie wird uns, nach Scharnhorsts Wort, davor bewahren die mechanischen Köpfe wieder überhand nehmen zu lassen, und, wie Boyen sagt, dem talentlosen Fleiß den Vorrang zu geben.

Der Vernichtungsgedanke, wie er im Schlesischen Hauptquartier lebte, fand den nötigen Rückhalt an der Stimmung des gesamten Offizierkorps. Gleich den Besten der Nation war es gesonnen, alles an die Wiederherstellung der preußischen Machtstellung zu setzen. In ihm lebte nur der eine glühende Wunsch, die Schmach der Niederlagen von 1806 zu tilgen. Aus solcher Denkungsart entstand eine eigenartig gehobene Stimmung. Jeder hatte im Grunde innerlich mit dem Leben abgeschlossen. „In einem solchen Kriege," schreibt ein Offizier vom Stabe Yorcks**), „hat man das Gefühl, daß man nicht weiß, ob man den Lebenden oder den Vorangegangenen näher steht. Wir leerten wohl zuweilen still die Gläser mit den Worten: Unserer Avantgarde im Himmel!" Wohl lag im Charakter der Zeit auch manches Überschwängliche. Uns Heutigen, die wir nüchterner denken, ist es nicht recht verständlich, wenn sich Offiziere mit dem Rufe „lieber Bruder" auf freiem Felde in die Arme sinken

*) Taktisch-strategische Aufsätze. Über Strategie.

**) Karl v. Röder und seine Brüder. S. 159. Berlin 1912. E. S. Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

und einen Bund für Zeit und Ewigkeit schließen. Aber über alledem weht doch der Hauch einer reinen Frömmigkeit. Sie hat hier, vor dem Feinde, noch nicht jenen bigotten, süßlich-pietistischen und selbstgerechten Zug, wie er sich in den späteren Friedensjahren in manchen Kreisen äußerte, eine Art, die dem Soldaten so wenig ansteht und ihm die Frische raubt. Im Kriege selbst hat diese Frömmigkeit durchaus das Heroische von Schenckendorffs Gebet vor der Leipziger Schlacht:

„Wir stehen hier aufs Sterben,
Der Tod ist uns ein Spott,
Laß uns den Himmel erben
Du ewig treuer Gott."

Es ist dieselbe schlichte Auffassung, in der Blücher nach dem Kriege als Grund seiner Erfolge bezeichnete: die eigene Verwegenheit, Gneisenaus Besonnenheit, vor allem aber des Großen Gottes Barmherzigkeit.

In der Weltfreudigkeit dieses Glaubens wurzelten der nie versagende Optimismus, die feste Zuversicht auf den schließlichen Erfolg, die damals in allen wahrhaft preußischen Herzen lebte, und die sie in den gefährlichsten Lagen den Gleichmut bewahren ließ. Der englische Oberst Lowe, der Zeuge war, wie sich unter Blüchers Führung die preußische und russische Infanterie 1814 bei Etoges gewaltsam die Rückzugsstraßen öffnete, sonst ein kalter, schweigsamer Mann, floß über in Lobeserhebungen über die Haltung von Führern und Truppe bei dieser Gelegenheit. Ihm fehlten die Worte, meldete er seiner Regierung, um seine Bewunderung auszudrücken über die Unerschrockenheit und Mannszucht der Truppen, das glänzende Beispiel aller Führer.

Weil bei diesen Männern diesseitige und jenseitige Dinge sich harmonisch vereinten, war ihnen jede Zweifelsucht fremd, und ihre Gemütsrichtung hat der Lebensfreude in gutem Sinne niemals Eintrag getan. Von einem studentischen Kommers in Halle zogen Offiziere und Freiwillige Jäger des Yorckschen Korps nach Möckern in den blutigsten Kampf des Krieges. Wer von ihnen diesen Tag überlebte, hat sich durch die Schrecknisse der Schlacht und die ansehnliche Verstärkung, die in ihr die „Avantgarde im Himmel" erfuhr, nachher nicht abhalten lassen, in den Erholungsquartieren am Rhein dem Wein zuzusprechen, den Freuden der Geselligkeit obzuliegen und sich von schönen Frauen als Sieger feiern zu lassen.

Auf einem großen, vom Offizierkorps des Korps Yorck veranstalteten Ballfest in Wiesbaden war es, wo der König Karl v. Röder, einen der Adjutanten Yorcks, ansprach. Röder trug noch eine schwarze Binde über der offenen Kopfwunde. Einer seiner Brüder war bereits 1807 auf den Wällen von Kolberg gefallen. Zu fünf Brüdern hatten sie noch bei Groß-Görschen gefochten, zwei von diesen waren seitdem den Heldentod gestorben, einer hatte einen Arm eingebüßt. König Friedrich Wilhelm äußerte Karl v. Röder gegenüber in bewegten Worten seine Teilnahme über die

Digitized by Google

herben Verluste, die seine Familie erlitten hatte, und als Röder hervorbrachte: „Wir sterben alle gern für Eure Majestät," wehrte der König ab, indem er sagte: „Nicht für mich, der Gedanke wäre nicht zu ertragen, aber nach Gottes Willen für die gerechte Sache." Die Denkungsart, die sich in den Worten Röders zu seinem Könige kundgab, war im Offizierkorps allgemein, es war die überkommene friderizianische Gesinnung, die im Siebenjährigen Kriege der preußische Adel auf zahlreichen Schlachtfeldern bewährt hatte.

Für Männer dieses Schlages gab es keine Schonung. Auf diesem selben Ballfest in Wiesbaden mahnte der König den tollen Platen von den Litthauischen Dragonern mit anerkennenden Worten für seinen oft bewiesenen Wagemut, doch etwas mehr Leute zu schonen, worauf Platen zur Antwort gab: „Eure Majestät Litthauische Dragoner schonen nicht, und verlangen keine Schonung."

Am Tage nach der Katzbach-Schlacht meldete Katzler York: „Obgleich ich mich in einem hohen Grade unwohl fühle, so ist die Veranlassung, dem Feinde nach allen Kräften zu schaden, doch zu schön, als daß ich zurückbleiben könnte. In der Voraussetzung, daß Eure Exzellenz es genehmigen, bin ich daher vorgeritten und werde die dem General v. Horn zur Avantgarde überwiesenen drei Kavallerie-Regimenter führen." Am folgenden Tage meldete Katzler, daß er mit den ermüdeten Pferden den Feind nicht mehr einzuholen vermöge. Er selbst sei mit einigen Kasaken weiter vorgeritten, um, wie er schreibt, „dieser Hasenhetze beizuwohnen".

In dem Geschlecht von damals wohnte eine wundervolle Dienstfreudigkeit und ausgesprochene Initiative, wie sie im Kriege sich nur dort finden, wo die Bereitschaft besteht, dem Vaterlande jedes Opfer zu bringen, wo alle eigensüchtigen Beweggründe verschwinden. Sind uns die Männer von 1813 darin vorbildlich, so darf uns das von ihnen Geleistete gleichwohl nicht als etwas für unsere Zeit Unerreichbares vorschweben. Wir sollen bei Betrachtung der Befreiungskriege nicht in Klagen ausbrechen über die heutige, so völlig veränderte Zeit, nicht nach Büßerart uns vor die Brust schlagen, als könnten wir die Helden von damals nicht erreichen. Wir sollen uns vielmehr mit der Überzeugung durchdringen, daß was jenen möglich war, auch uns möglich sein wird. Es hieße falsche Lehren aus der Geschichte ziehen, wollten wir nur bewundernd zu unsern Ahnen aufsehen, statt sie begreifen zu lernen. Jenes Geschlecht war durch Jahre der Not zu größter Bedürfnislosigkeit erzogen worden. So mancher Offizier hatte lange Zeit auf Halbsold oder mit einer kärglichen Pension in größter Dürftigkeit gelebt. Darüber aber darf nicht übersehen werden, daß das Geld damals fast die fünffache Kaufkraft von heute besaß, daß für Pferde etwa nur ein Zehntel des Preises gezahlt wurde, den wir heute an die entsprechenden Arten wenden müssen, daß die Gehälter der höheren Offiziere am heutigen Geldwert gemessen, überaus glänzend erscheinen.

Unzweifelhaft haben sich die Ansprüche an das Leben jetzt gegen damals ganz

Digitized by Google

allgemein wesentlich gesteigert. Eben das aber machte es zu jener Zeit dem Offizier leichter, mit wenigem anständig auszukommen. Wir lassen im heutigen Offizierkorps eine Überschätzung materieller Güter nicht aufkommen. Diejenigen, die ihm in seiner Allgemeinheit Luxus vorwerfen, sind daher im Irrtum. Die Ansprüche der breiten Masse sind jedenfalls im Verhältnis noch weit mehr gestiegen, und hierin liegt für die Führung in einem zukünftigen Kriege ein viel größeres Hemmnis als in der angeblichen Verwöhnung unseres Offizierkorps. Gilt es einerseits bange Zweifelsucht nicht in uns aufkommen zu lassen, so wollen wir uns anderseits bewußt sein, daß es ein teures Vermächtnis idealer Güter ist, das wir von den Kämpfern der Befreiungskriege überkommen haben. Es besteht in der heutigen Zeit die Gefahr, daß die ungeheuren Errungenschaften der Technik unsere Aufmerksamkeit gar zu sehr in Anspruch nehmen. Wir sind genötigt, uns ihrer für die Zwecke unseres Berufs in einer früher ungeahnten Weise zu bedienen und uns mit ihnen vertraut zu machen. Wenn aber darüber der geschichtliche Sinn gar zu sehr schwindet, wir ausschließlich Gegenwartsmenschen werden, so wird die allseitige harmonische Ausbildung für die höheren Seiten unseres Berufs, wie sie die führenden Männer von 1813 in hohem Grade besaßen, unzweifelhaft arg geschädigt. Nicht nur die Richtung auf das Ideale, deren wir dringend bedürfen, leidet, sondern auch die sichere Beurteilung der Ereignisse unserer Zeit, die nur auf der Grundlage geschichtlichen Wissens erworben werden kann. Auch heute ist nicht die Technik, sondern der Mensch die belebende Kraft in der Welt. Den Menschen erkennen in allen seinen Regungen, die für den Krieg in Betracht kommen, aber lehrt nichts besser als die Geschichte. Darum mögen im kommenden Jahre, wenn wir die Jahrhundertfeier zahlreicher erprobter Regimenter begehen, der sittliche Ernst und der hohe seelische Schwung unserer Vorväter die Grundstimmung dieser Feiern bilden. Inmitten einer nivellierenden Zeit möge die Denkweise des Offizierkorps von damals in uns lebendig bleiben. Nicht in engherziger Abschließung darf sie bestehen, wohl aber in strenger Wahrung vornehmer Denkungsart. Es war eine Maßregel von hoher Weisheit, daß die nach dem Tilsiter Frieden einsetzende Heeresreform zwar die Reihen des Offizierkorps jedem öffnete, ihm aber zugleich seinen aristokratischen Charakter wahrte, indem der königlichen Ernennung zum Offizier die Wahl durch das Offizierkorps des Truppenteils vorauszugehen hatte. Als unantastbar soll uns ferner die Autorität im Heere gelten, je mehr sie sonst überall schwindet, denn ohne sie und die altpreußische Kriegszucht würde die Begeisterung von 1813 zwecklos verraucht sein.

Die Gegenwart hat erneut die Macht des Schwertes hervortreten lassen. Wollen wir daher das Jubeljahr wahrhaft würdig begehen, so gilt es, Taten zu verrichten. Der große Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht, der für immer mit dem Befreiungskriege verknüpft ist, droht bei uns verloren zu gehen. Die Bestrebungen des Jungdeutschland-Bundes, die dahin zielen, den jungen Nachwuchs unseres Volkes kriegs-

Digitized by Google

tüchtiger zu gestalten, sind gewiß vom Wert, vermögen aber den Übelstand nicht auszugleichen, daß ein großer Teil völlig dienstbrauchbarer junger Männer jetzt die Schule des stehenden Heeres nicht mehr durchläuft. Wir werden daher auf dem neuerdings betretenen Wege weiterschreiten und auf Mittel sinnen müssen, unseren Bevölkerungsüberschuß allmählich in stärkerem Maße zum Waffendienst heranzuziehen.

Von einzelnen Ausnahmen abgesehen, wird es sich hierbei nicht um Errichtung neuer Truppenteile handeln, wohl aber darum, den Friedensstand der vorhandenen zu erhöhen. Der Beginn des Krieges hat 1813 in besonderem Maße den Wert zahlreicher Reservemannschaften bei der Infanterie hervortreten lassen. Nur dadurch sind die vielfachen Improvisationen, die vorgenommen wurden, ermöglicht worden. Das Offizierkorps fand sich damals mit diesen ab und wußte aus ihnen kriegsbrauchbare Truppen zu bilden. Solches wird ihm für immer zum Ruhme gereichen. Auch uns stellt die Mobilmachung zahlreichen Improvisationen gegenüber. Wollten wir hinsichtlich ihrer ängstliche Zweifel aufkommen lassen, so hieße das nicht in den Traditionen der Führer des Volkes in Waffen vom Jahre 1813 wandeln. Wer ungeachtet weit besser geregelter Verhältnisse und ungeachtet der Erleichterungen, die uns die heutige Technik gewährt, den milizartigen Charakter unserer Kader-Armeen im Kriege gar zu sehr betont, huldigt einem schwächenden Pessimismus, dessen er sich angesichts der Leistungen unseres Heeres im Befreiungskriege schämen sollte.

Als Napoleon 1815 von Elba aus in Frankreich landete, befanden sich drei preußische Armeekorps am Niederrhein, die zusammen nur 30 000 Mann zählten. Von diesen wurden zur Aufstellung weiterer Kriegsformationen noch zahlreiche Abgaben geleistet, und die Armee, die Mitte Juni dem französischen Einfall in Belgien begegnete, zählte in vier Armeekorps 120 000 Mann. Sie war sonach jedenfalls noch „milizartiger" zusammengesetzt als unsere heutigen Feldformationen, und doch hat gerade dieses Heer auf die verlorene Schlacht bei Ligny ein Belle-Alliance folgen lassen. Bewundernd gesteht ein französischer Schriftsteller:*) „Man muß zugeben, daß solches in der Kriegsgeschichte noch nicht dagewesen war." Manche Truppenteile der preußischen Armee, insbesondere die neugebildeten Landwehr-Regimenter der wiedergewonnenen westlichen Provinzen, sind damals zwar einer starken Auflösung verfallen, aber der gebietende Wille, wie er in Blücher, Gneisenau und Grolman lebte, hat sich nicht dadurch beeinflussen lassen.

Um Leistungen, wie sie die Preußen in den Tagen von Ligny und Belle-Alliance vollbrachten, mit einem Volksheere zu erzielen, muß freilich der Kriegszweck jedem einzelnen klar vor Augen stehen. Das kam zum Ausdruck in den Worten, die Blücher den Bataillonen zurief, die er zur Wiedergewinnung der brennenden Dörfer

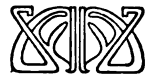
*) La Tour d'Auvergne, Waterloo.

Digitized by Google

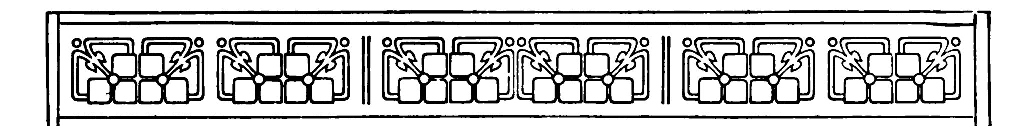
am Signy=Bache vorführte: „Laßt die Nation nicht wieder Herr über Euch werden." In der Tat, die preußische Armee von Belle=Alliance ist nach Treitschkes Wort geführt worden von „Helden des stürmischen Völkerzornes".

Hoffen wir, daß unser deutsches Volk, wenn es nach jahrzentelangem Frieden zu den Waffen gerufen werden sollte, auch in dieser Zeit, die weit über Gebühr beherrscht wird von der Sorge um wirtschaftliches Gedeihen, die Wunder wirkende Kraft solch stürmischen Völkerzornes noch besitzt. An uns wird es dann sein, diesem die Wege zu weisen und ihn in die Wagschale des Sieges zu werfen gleich den Führern des Volkes in Waffen vor hundert Jahren.

Frhr. v. Freytag=Loringhoven,
Generalmajor und Oberquartiermeister im Generalstabe der Armee.



Digitized by Google



Milizheere.

(Fortsetzung.)

Die Freiwilligen-Armeen im nordamerikanischen Sezessionskriege 1861 bis 1865.

Veranlassung zum Kriege.

Skizzen 15 und 16.

Dieselben nordamerikanischen Staaten, die Ende des 18. Jahrhunderts in achtjährigem, gemeinsamem Ringen ihre Unabhängigkeit von England erstritten hatten, zerfleischten sich zwei Menschenalter später untereinander durch einen vierjährigen blutigen Bürgerkrieg, der das Werk Washingtons der Vernichtung nahebrachte. Gegensätze wirtschaftlicher Art bildeten den Anlaß zum Bruche zwischen dem Norden, dessen Lebensfähigkeit auf der Industrie beruhte, und dem ackerbautreibenden Süden. Die Grenze zwischen Nord und Süd entsprach im allgemeinen der Scheidelinie zwischen den sklavenhaltenden Staaten und denen mit durchweg freier Bevölkerung, verschob sich allerdings mehrfach durch die schwankende Haltung der „Randstaaten" und infolge des Kriegsglücks. Mußte dem Süden an erleichterter Ausfuhr seiner landwirtschaftlichen Erzeugnisse gelegen sein, so erstrebte der Norden hohe Schutzzölle und deren Verwendung zu seinen Gunsten. Hierzu trat die Sklavenfrage. Vom Fortbestehen der Sklaverei glaubte der Süden das Gedeihen seines Plantagenbaues abhängig. Der Norden dagegen forderte ihre Abschaffung, weil seine Randstaaten nicht mit den Preisen der sklavenhaltenden Südstaaten konkurrieren konnten. Indem die Zentralregierung in Washington sich zum Anwalt der Auffassung des Nordens machte, mischte sie sich allerdings in Angelegenheiten ein, deren Entscheidung nach der Unionsverfassung zweifellos den Einzelstaaten zustand, die aber im Hinblick auf die Entwicklung der ungeheuren Gebiete noch jungfräulichen Bodens im Westen des Kontinents von hoher Bedeutung für die Gesamtheit der Union waren.

Ferner bestanden zwischen Nord und Süd seit Jahrzehnten Gegensätze nationaler und sozialer Art, die naturgemäß jetzt an Schärfe zunahmen. Während sich in den großen Städten des Nordens das neue nordamerikanische Unternehmertum mit aller seiner Tatkraft, aber auch mit seinen Auswüchsen breitmachte, gewann im Süden eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Familien, die sich hohe Verdienste um den Staat

Digitized by Google

erworben hatten, einen maßgebenden Einfluß, der sich bald auch nach dem Norden hin fühlbar machte. Die bestehende Spannung verschärfte sich, als die durch den mexikanischen Krieg der Union zufallende Gebietserweiterung hauptsächlich dem Machtbereich der Südstaaten zugute kam.

Grundverschieden war schließlich auch die Art und Weise, wie die Politik in den beiden Hälften der Union gehandhabt wurde. Während sie im Süden ein Ehrenamt blieb, wuchs sie sich namentlich jetzt im Norden mehr und mehr zu einem Gewerbe gewissenloser Demagogen aus. Als im November 1860 die Republikaner ihrem Kandidaten Abraham Lincoln zum Siege verhalfen, schritt der Süden zu einer gesonderten Präsidentenwahl, die auf Jefferson Davis fiel. Richmond, die Hauptstadt Virginiens, wurde Regierungssitz der „Konföderierten Staaten von Nordamerika". Sollten die Macht und Größe der Union erhalten werden, so blieb jetzt dem Norden kein anderes Mittel mehr, als den abtrünnigen Süden mit Waffengewalt zum Staatenbunde zurückzuführen. Das bedeutete den Krieg. In Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse war man aber in der Union anfangs geneigt, die Südstaaten einfach als Rebellen zu behandeln. Sehr bald erwies sich das allerdings als praktisch undurchführbar, und die Demokraten oder Konföderierten des Südens standen den Republikanern oder Föderierten des Nordens als völlig gleichberechtigte Feinde gegenüber.

Das Unionsheer vor Ausbruch des Krieges.*)

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika zählten 1861 auf einem Flächeninhalt von $8^1/_3$ Millionen qkm etwa 32 Millionen Einwohner, von denen 28 Millionen Weiße, vier Millionen Neger und 350 000 Indianer waren. Die Heereseinrichtungen waren wenig entwickelt, da kein neidischer Nachbar die Grenzen bedrohte. Den Kern der bewaffneten Macht bildete das stehende Heer mit einer nach Bedarf wechselnden Stärke. Es bestand aus 8 bis 17 Infanterie-, fünf bis sechs Kavallerie-, vier Artillerie-Regimentern und einem Geniekorps. Die Truppe ergänzte sich aus Angeworbenen mit fünfjähriger Dienstverpflichtung. Bei Ausbruch des Krieges waren zwischen 14 000 und 18 000 Mann bei den Fahnen.

Ein Generalstab war nicht vorhanden. Der Bundespräsident war Chef der Armee und besetzte die Offizierstellen, deren Zahl der Kongreß bestimmte. Die Ernennungen zum Offizier bedurften der Bestätigung des Senats, durch dessen Mitwirkung die öffentliche Meinung einen gewissen Einfluß auf die Zusammensetzung des Offizierkorps gewann. Zum größten Teil ergänzte sich dieses aus der Kriegsschule von West Point und ähnlichen Anstalten der Südstaaten. Ein Unteroffizier konnte die Epauletten nur durch Tapferkeit vor dem Feinde erwerben. Zwischen Offizieren

---

*) Die Abschnitte über die Verfassung des alten Heeres und die beiderseitigen Rüstungen bis zur Schlacht am Bull Run stützen sich vornehmlich auf den Aufsatz des Hauptmanns Deutelmoser: „Das amerikanische Landheer im Sezessionskriege und im Kriege gegen Spanien". Siehe V. Jahrgang 1908, Heft 3 und VI. Jahrgang 1909, Heft 1 und 3.


Digitized by Google

und Mannschaften lag eine tiefe Kluft. Dies hatte seinen Grund einerseits in der natürlichen Rückwirkung gegen die republikanische Gleichmacherei jener Zeit, anderseits in der Zusammensetzung der Truppe, die meist aus Einwanderern bestand, welche keinen besser lohnenden Erwerb gefunden hatten. Eine harte Mannszucht war unentbehrlich, wenn der Offizier auf weit entlegenen Posten den zahlreichen fragwürdigen Elementen gegenüber sein Ansehen wahren wollte. Sogar strenge körperliche Strafen waren erlaubt.

Neben dem stehenden Heere gab es eine Miliz, der alle Bürger vom 18. bis 45. Jahre angehörten, und die im Gegensatz zu jenem nicht der Zentralgewalt, sondern den Regierungen der Einzelstaaten unterstand. Ihre Aufgaben waren meist polizeilicher Natur. Sie war auf dem Papier eingeteilt in Regimenter, Brigaden und Divisionen. Das Gesetz gestattete für diese Miliz kurze Übungen unter Berufsoffizieren. Im Norden hatten aber solche Übungen nie stattgefunden, dort war die Miliz ohne jeden kriegerischen Wert. Bei den Südstaaten, wo die Gefahr von Negeraufständen vorlag, war sie fester gefügt, da kleinere Verbände zeitweise eine Ausbildung in Übungslagern erhielten. Der Bundespräsident durfte die Miliz bei einer Gefährdung des Unionsgebietes für höchstens sechs Monate zu den Waffen rufen, sie sollte aber möglichst nur innerhalb des Heimatstaates Verwendung finden.

Während des Bürgerkrieges ist diese Miliz als Truppe vor dem Feinde nicht zur Geltung gekommen. Sie hat aber, namentlich im Süden, insofern eine wichtige Rolle gespielt, als aus ihr ein großer Teil der Rekruten hervorging, die sich im stehenden Heere oder in der Freiwilligen-Armee anwerben ließen. Sogar ganze organisierte Milizverbände traten freiwillig ins Feldheer über.

Waffen und Munition lagerten in Zeughäusern, die über das ganze Land zerstreut waren. Ihre vorhandenen Bestände reichten auf beiden Seiten für einen längeren Krieg nicht annähernd aus, so daß die Einfuhr aus Europa, namentlich für den Süden, in großem Umfange nötig war. Wie ungleichmäßig die Infanteriebewaffnung war, erhellt daraus, daß man zu Anfang des Krieges im Norden zehn verschiedene Gewehrmodelle im Gebrauch hatte. Werke zur Herstellung von Kriegsmaterial waren vorhanden, aber meist nur im Norden. Der Süden mußte sich für diese Zwecke erst eine eigene Industrie gründen, deren Leistungen natürlich nicht genügten. Ein sehr gut entwickeltes Eisenbahn-*) und Telegraphennetz erstreckte sich über das ganze Unionsgebiet; auf Flüssen, Seen und an der Küste herrschte lebhafter Dampferverkehr. Die wenigen vorhandenen Landstraßen waren dagegen bei ungünstiger Witterung für größere Truppenübungen fast unbrauchbar. Überaus günstig war die Finanzlage der Union. Im Jahre 1861 verlangte die Verzinsung der Staatsschuld nur 22 Millionen Franken gegen 376 Millionen in Frankreich und 670 in England.

---

*) Im Jahre 1865 waren 40 000 km im Betriebe.

Digitized by Google

Beiderseitige Rüstungen.

Die Verschiedenheit der beiderseitigen Hilfsmittel bedingten naturgemäß sehr große Unterschiede in den Rüstungen beider Parteien für den Krieg. Während sich die Südstaaten schon frühzeitig mit dem Gedanken an den Krieg vertraut gemacht hatten, nahm man im Norden, verleitet durch das Bewußtsein, sowohl die größere Volkszahl, als eine bedeutende materielle Überlegenheit auf seiner Seite zu haben, die Sache bis zuletzt recht leicht.

Die Bevölkerung des Nordens betrug 20 Millionen und bestand fast ausschließlich aus Weißen. Unter den zwölf Millionen des Südens waren vier Millionen Neger, die für den Heeresersatz nur mittelbar in Betracht kamen;*) insofern nämlich, als die Hälfte von ihnen bei der durch den Krieg verursachten starken Verminderung der Baumwollkultur für den sich jetzt lebhaft entwickelnden Getreidebau und die Viehzucht frei wurde, der Süden also mehr weiße Soldaten einstellen konnte, als es sonst der Fall gewesen wäre. Das trotzdem für den Süden sehr ungünstige Zahlenverhältnis verschob sich im Laufe des Krieges noch mehr zu seinem Nachteil.

Aus seiner wenig entwickelten Industrie ergab sich eine sehr störende, aber stets wachsende wirtschaftliche Abhängigkeit vom Auslande.

Der Norden war nicht nur reicher, sondern auch wirtschaftlich selbständiger. Die Industrie stand in höchster Blüte, die Landwirtschaft war zwar weniger ertragreich, als im Süden, lieferte aber in höherem Grade die für den Krieg unmittelbar nutzbar zu machenden Dinge, wie Getreide und Schlachtvieh. Die schweren Pferde waren allerdings weniger edel, für große Anstrengungen daher nicht geeignet. Mit seiner Kriegs- und Handelsflotte beherrschte der Norden das Meer, konnte dem zur See fast ohnmächtigen Feinde also durch Blockade seiner Häfen die unentbehrliche Einfuhr von Kriegsbedarf und die wichtigste Einnahmequelle, die Baumwollenausfuhr, unterbinden.

Der Hauptvorteil des Südens bestand in dem besseren Menschenmaterial. Seine Bevölkerung schied sich in drei Klassen: die grundbesitzenden Pflanzer, die rechtlosen Neger und eine große Zahl besitzloser Weißer. Diese waren zum Teil Abenteurer mit zweifelhafter Vergangenheit, aber durch Jagd und Indianerkämpfe an körperliche Anstrengungen und Gefahren gewöhnt, daher meist recht brauchbare Soldaten. Die Pflanzersöhne, von Jugend auf geübte Reiter, eigneten sich mit ihrem edlen Pferdematerial vortrefflich zur Bildung einer leistungsfähigen Kavallerie. Alle Grundbesitzer, an die Leitung zahlreicher Sklaven gewöhnt, konnten befehlen und verfügten über sicheres Auftreten, waren daher die geborenen Offiziere. Die Neger führten den Betrieb der Pflanzungen fort. Wo sie am Kriege teilnahmen, traten sie nur als Arbeiter oder Diener auf. Soldaten wurden sie erst, als die Unionsregierung sie mit Beginn des Jahres 1863 für frei erklärte und gegen ihre bisherigen Gebieter ins Feld führte.

*) Frhr. v. Freytag-Loringhoven: „Studien über Kriegführung auf Grund des nordamerikanischen Sezessionskrieges in Virginien". I. S. 4 u. 5.


Digitized by Google

Ein weiterer für die Rüstungen wesentlicher Unterschied zwischen Nord und Süd lag in den sozialen Verhältnissen. Handel und Industrie mit oft maßloser Spekulation hatten im Norden eine scharf ausgeprägte Gewinnsucht und einen Materialismus großgezogen, der bei dem vorhandenen Überfluß wohl für Geldopfer zu haben, aber nur schwer geneigt war, die eigene Person dem Staate darzubringen. Zwar stellten Gemeinden und Privatleute große Summen für die zurückbleibenden Familien der Milizen, für Lazarette und Hospitäler zur Verfügung, aber die Reihen des stehenden Heeres füllten sich gar nicht, und die der Freiwilligen-Armee nur mit Hilfe sehr hoher Prämien, aber auch dann noch langsamer als im Süden.

Ein Pfahl im Fleische des Nordens war die Presse. Durch sie übten gewerbsmäßige Politiker mit oft recht minderwertiger Moral den schlechtesten Einfluß auf den Geist der Truppe aus, förderten den im Amerikaner schon ohnehin stark ausgeprägten Drang nach persönlicher Freiheit ins Maßlose, und schädigten durch Unterwühlung jeder Autorität die Gewöhnung des Milizsoldaten an Disziplin. Auch der Heerführung schadeten sie später durch ihre Indiskretion.

Die größere Begeisterung für den Kampf war zweifellos bei den Milizen des Südens zu finden, schon weil diese Haus und Herd gegen den Eindringling verteidigten, während die des Nordens für den Bestand der Union, also einen dem gemeinen Mann viel ferner liegenden Begriff fochten. Die Einteilung des Volkes in Befehlende und Gehorchende gab hier im Gegensatz zum Norden der Disziplin eine natürliche und viel glücklichere Unterlage. Mit hoher Achtung sah das Volk zu seinen Führern auf. Schließlich waren die Natursöhne des Südens den Industriearbeitern der östlichen Staaten der Union körperlich überlegen. Ihr steter Aufenthalt im Freien hatte sie weniger empfindlich gegen die Schäden nasser Biwaks und die Schrecken des Sumpffiebers gemacht, unter denen die Heere der Union so furchtbar zusammenschmolzen. In bezug auf Bekleidung und Verpflegung waren sie von einer, dem nordstaatlichen Feinde unbekannten Bedürfnislosigkeit. Auch an Zähigkeit im Ertragen von Marschanstrengungen, Hunger, Durst und Hitze übertrafen sie ihn bedeutend. Auf dem westlichen Kriegsschauplatze stießen die südstaatlichen Milizen allerdings auf ebenbürtige Gegner.

Alles in allem waren die größeren materiellen Machtmittel auf seiten der Union, während den an Zahl und Geld schwächeren Kräften des Südens ein höherer innerer Wert für den Krieg zuerkannt werden muß.

Gewährten die ernstere Auffassung der politischen Lage und die bessere Miliz dem Süden schon einen Vorsprung in den Rüstungen, so wuchs dieser dadurch, daß der am 6. November 1860 zum Präsidenten gewählte Abraham Lincoln sein Amt erst im März des nächsten Jahres antreten durfte, sein demokratischer Vorgänger Buchanan also vier Monate Zeit hatte, die Rüstungen seiner Freunde im Süden zu unterstützen, was er nach Kräften tat. Große Mengen von Kriegsmaterial wurden

Digitized by Google

aus den Unionszeughäusern nach dem Süden geschafft. Der größte Teil der von dort stammenden Offiziere des stehenden Unionsheeres nahm den Abschied und trat in die Reihen der Konföderierten, denen in diesen militärisch geschulten Elementen eine wertvolle Verstärkung erwuchs, während das Nordheer eine sehr empfindliche Einbuße erlitt, weil diese südstaatlichen Pflanzersöhne nicht nur die tüchtigsten Offiziere, sondern auch viel zahlreicher im Heere vertreten waren, als die Söhne der Industrieherren des Nordens.*) Bei dem Mangel an Offizieren mußte man im Norden selbst die höchsten Stellen zum Teil mit soldatisch völlig ungeschulten Persönlichkeiten besetzen. In gleichem Maße wie die Offiziere, hatten die Mannschaften des stehenden Unionsheeres die Fahnen verlassen, so daß dieses bei Ausbruch des Krieges nur etwa 6000 Mann zählte. Diese waren obendrein nicht einmal geschlossen verfügbar, da der südstaatlich gesinnte Kriegsminister seine Befugnisse dazu gemißbraucht hatte, sie durch Kommandierung an entfernte Grenzen zu zersplittern. Auch die Unionsflotte war nach entfernten Stationen entsandt.

Am 4. März 1861 übernahm Lincoln sein Amt als Präsident in Washington. Kriegsminister wurde Stanton, Oberbefehlshaber aller Bundestruppen der General Scott.

Die Besitznahme des unionistischen Forts Sumter**) durch südkarolinische Milizen am 13. April bezeichnete den Ausbruch des Bürgerkrieges. Obgleich die Aufgabe des Nordens durchaus offensiver Art war, zwang der in jeder Hinsicht unfertige Zustand seiner Wehrkraft die oberste Führung zunächst unbedingt zur Defensive. Zum Schutze der durch ihre Lage an der Grenze gefährdeten Hauptstadt Washington bot Lincoln die Milizen von New York und Massachusetts auf und vereinigte die Reste der regulären Armee aus ihrer Verzettelung. So erhielt er den Rahmen für die auf 40 000 Mann festgesetzte neue reguläre Armee, die aber im Dezember 1861 noch nicht mehr als 20 000 Mann betrug. Gleichzeitig begann die Aufstellung einer Freiwilligen-Armee. Der Kongreß setzte ihre Stärke auf 75 000 Mann fest, die für drei Monate verpflichtet wurden, und verteilte die zu stellenden Kontingente auf die Einzelstaaten. Nach Leistung des Treueides durch die Truppe trug die Union alle Kosten für ihren Unterhalt und bestimmte ihre Verwendung; dagegen behielten die Einzelregierungen einen weitgehenden Einfluß auf Personal- und Verwaltungsangelegenheiten.

Im Gegensatz zur Formierung des stehenden Heeres ging die der Freiwilligen-Armee verhältnismäßig rüstig vorwärts. Bereits Mitte Mai waren statt der geforderten 75 000 Mann mehr als 86 000 eingestellt. Der Grund hierfür lag zum

*) W. Kaufmann: „Die Deutschen im amerikanischen Bürgerkriege." Von etwa 600 Berufsoffizieren sollen 400 zu den Südstaaten übergetreten, 200 beim Nordheere verblieben sein.

**) In der Bucht von Charleston.

Digitized by Google

großen Teil in der kürzeren Dienstverpflichtung für drei Monate, innerhalb deren man trügerischerweise hoffte, den Süden niedergeworfen zu haben.

Die ersten blutigen Zusammenstöße fanden im Westen statt, wo General Mac Clellan mit 10 000 Mann dem weit unterlegenen Feinde einige siegreiche Gefechte lieferte, deren Bedeutung in Washington anfangs sehr überschätzt wurde. Bald aber griff in der Bundesregierung eine ernstere Auffassung Platz. Es wurde am 16. Mai ein zweites Aufgebot von 42 000 Freiwilligen mit dreijähriger Dienstverpflichtung gefordert. Dem Kriegsminister gelang es sogar mit Überschreitung seiner Befugnisse, bis zum 1. Juli bereits 188 000 Freiwillige aufzustellen. Drei Wochen später, am Tage der Niederlage von Bull Run, wurde ein drittes Aufgebot von 500 000 Mann mit dreijähriger Dienstverpflichtung erlassen.

Die Aufstellung der freiwilligen Truppen entfesselte allerorten einen regen Wetteifer. „Vaterlandsliebe, Ehrgeiz, Eitelkeit und Spekulationssucht schlossen einen Bund und trugen, wenngleich in sehr verschiedener Weise, zur Belebung der nationalen Bewegung bei.“ Werbekanzleien taten sich in allen Orten auf. Wer den Ehrgeiz hatte, Oberst zu werden, besorgte sich geschickte Werber und lockte durch Erregung der Vaterlandsliebe, oft aber auch nur mit hübschen Uniformen oder durch Verheißungen auf eine gefahrlose Verwendung im Kriege zahlreiche Rekruten an. Sobald ein Regiment 866 Mann stark war, erhielt es eine Nummer und trat in den Heeresteil seines Staates ein. Ersatztruppenteile wurden nicht aufgestellt. Die Regimenter schmolzen daher im Kriege schnell zusammen. War ihr Bestand unter die Hälfte des normalen gesunken, so wurden je zwei zu einem Regiment zusammengestellt. In der Heimat nahmen die Neubildungen unterdes ihren Fortgang, so daß man auf dem Papier zu einer sehr hohen Zahl von Regimentern kam.*)

Alle Offiziere vom Hauptmann abwärts wurden von den Mannschaften gewählt, von den Einzelregierungen bestätigt. Auf diese Weise und namentlich weil auch Bestechungen hierbei vorkamen, gelangten sehr viele unfähige und auch unwürdige Elemente in Offizierstellen. Generale und Stabsoffiziere wurden vom Bundespräsidenten ernannt, der zweckmäßig solchen Persönlichkeiten den Vorzug gab, die früher der regulären Armee angehört hatten. Es muß ausdrücklich hervorgehoben werden, daß der Norden seine besten Führer, Grant, Shermann, Sheridan, aber auch Mac Clellan und Hooker aus diesen ehemaligen Berufsoffizieren, also aus dem stehenden Heere, entnommen hat.

Für den ungeheuren Bedarf an Regiments-Kommandeuren reichten natürlich diese ehemaligen Berufsoffiziere nicht aus, daher kamen zahlreiche unfähige Streber an die Spitze von Regimentern.

*) Am Ende des Krieges zählte man 980 Infanterie-, 223 Kavallerie-, 70 Artillerie-Regimenter, 10 Pontonier-Kompagnien.

Nach Kaufmann sollen die Staaten New York und Pennsylvanien je 300 Regimenter aufgestellt haben.

Digitized by Google

Die angeworbenen Mannschaften erhielten Prämien, anfangs nur von der Bundesregierung, dann auch von den Einzelstaaten, schließlich sogar noch von Grafschaften und Distrikten, so daß ein Freiwilliger vier Prämien von zusammen 8000 Mark erhalten konnte. Hierin lag der zweite Grund für das schnelle Anwachsen der Freiwilligen-Armeen. Besonders zugkräftig war das Versprechen einer Prämie in Landbesitz nach Ablauf der Dienstzeit, weil sie die Zukunft des Mannes sicherstellte. Da nun die wirtschaftliche Konjunktur und mit ihr sowohl die Arbeitsgelegenheit als auch die Löhne im Norden durch den Krieg nicht sanken, sondern sogar stiegen, so mußte die Regierung, um auch weiter eine ausreichende Rekrutenzahl zu erhalten, diesen Prämien noch einen Vorschuß auf den Sold und eine Rente für die Familien der Freiwilligen hinzufügen. Noch weiter mußte man bei den Rekruten für das ohnehin unpopuläre reguläre Heer gehen. Dessen längere Dienstzeit wurde auch auf drei Jahre herabgesetzt, und die Prämien wurden noch erheblich höher bemessen als bei den Freiwilligen.

Dieses Prämienunwesen züchtete geradezu die Fahnenflucht, da viele Leute nur deshalb desertierten, um sich in einem anderen Staate eine neue Prämie zu verdienen. Im ganzen sollen während des Krieges vom nordstaatlichen Heere 268000 Mann desertiert sein*).

Da eine ärztliche Untersuchung der Freiwilligen kaum stattfand, schieden ganze Scharen nach kurzer Zeit aus**) und füllten die Lazarette.

Diese Art der Ergänzung führte dem Heere nicht nur viel unbrauchbares Material zu, sondern verursachte auch ganz ungeheure Kosten. Hat doch allein der Staat New York für Einstellungsprämien mehr als 200 Millionen Mark ausgegeben. Welche Summen verwendet wurden für Pflege und Pension von Leuten, die schon dienstunbrauchbar eintraten und zusammenbrachen, ehe sie dem Staate nennenswerte Dienste geleistet hatten, läßt sich nicht annähernd berechnen.

Der innere Wert der Freiwilligenformationen war anfangs recht gering. Bei der üblen Vergangenheit und Gesinnung vieler Offiziere konnte von Korpsgeist unter diesen keine Rede sein. Die Zöglinge von West Point wurden mit Mißtrauen betrachtet und vergalten dieses durch Geringschätzung ihrer Kameraden. Mit solchem minderwertigen Offizierkorps war es schwer, Mannszucht in einem Heere zu halten, das anfangs zum großen Teil aus Arbeitslosen und Abenteurern bestand. Sammelte sich doch in manchen Regimentern geradezu der Abschaum der Großstädte. Als die „Wilsons-Zuaven“ New York verließen, nahm die Zahl der Verbrechen in der Stadt um die Hälfte ab. Dazu kam, daß die Offiziere oft vom Dienst nicht mehr ver-

*) W. Kaufmann a. a. O. S. 85. Eine andere Quelle nennt nur rund 200000 Deserteure.

**) Vom Oktober bis Dezember 1861 schieden 4000 Mann der Potomac-Armee als unbrauchbar aus, von denen 3000 schon vor der Einstellung unbrauchbar gewesen waren. Diese 4000 Mann kosteten monatlich 4 Millionen Mark.

Digitized by Google

standen als die Leute, und daß eine ganz unpraktische Gesetzgebung es dem Gemeinen ermöglichte, seine Vorgesetzten wegen jeder Kleinigkeit vor ein Kriegsgericht zu ziehen. Die Soldzahlung war unregelmäßig, die Verpflegung trotz großer Aufwendungen ungleichmäßig. Sehr nachteilig war anfangs das Fehlen des Generalstabes, den man für das republikanische Amerika nicht passend fand. Auch der Kartenmangel wurde schwer empfunden. Die Bewaffnung ließ sich mit freiwilliger Hilfe der Einzelstaaten überall rechtzeitig durchführen. Sehr im argen lag aber die Heeresverwaltung. Zu den Nachteilen fehlender Vorbereitung traten die Übel der Korruption und Spekulationssucht. Allein die günstige Finanzlage der Union half hier über die entstandenen Schwierigkeiten hinweg.

Der Nationalität nach bestand die Armee zu zwei Dritteln aus geborenen Amerikanern, der Rest meist aus Irländern und Deutschen, die aber auch Amerikaner geworden waren. Als nationale Armee kann trotzdem nur das reguläre Heer des Bundes betrachtet werden, das aber nie den Sollbestand von 40000 Mann erreicht hat, während die Truppenteile der Freiwilligen-Armee sich in erster Linie den Einzelstaaten verpflichtet fühlten. Ihren hohen Zahlen gegenüber kam das schwache reguläre Heer numerisch kaum zur Geltung.

Im Süden vollzog sich die Aufstellung der Truppen ganz ähnlich wie im Norden, nur unter Wahrung einer größeren Selbständigkeit der Einzelstaaten, und mit sehr schneller und opferbereiter Beteiligung von privater Seite. Diese wog um so höher, als hier die Finanzen im Gegensatz zum Norden sehr schlecht waren. Das Kapital steckte im Boden und in den Sklaven, war also nicht flüssig zu machen. Anleihen hatten keinen Erfolg, das Papiergeld wurde wertlos. Tatsächlich hat der Süden seine gesamte bewegliche Habe für den Krieg geopfert, und die Mannschaften haben bei der Wertlosigkeit des Papiergeldes eigentlich ohne Sold gedient.

Da die oberste Gewalt erst in der Bildung begriffen war, so gründete sich die ganze Organisation der Armee selbständig auf örtliche Zusammengehörigkeit. Die Gruppen und Kompagnien kleiner Gemeinden schlossen sich zu Regimentern der Grafschaften zusammen. Höhere Verbände gab es nicht. Die Schaffung der höheren Stäbe und einer Befehlsgliederung blieb der Bundesregierung für spätere Zeit vorbehalten. Im März 1861 verfügte der Präsident Davis die Anwerbung einer **regulären Armee** von 10000 Mann mit Dienstverpflichtung von drei bis fünf Jahren. Bald schritt man aber noch dazu, aus Freiwilligen und im Süden zerstreuten Verbänden des Unionsheeres eine „**vorläufige Armee**“ mit kürzerer Dienstverpflichtung (ein bis drei Jahre) zu bilden. Je kürzer die Einzelregierungen die Verpflichtung festsetzten, desto schneller füllten sich ihre Reihen. Sehr rasch waren 100000 Mann für ein Jahr verpflichtet. Da viele dieser Freiwilligen des Südens bei den Übungen schon eine gewisse militärische Ausbildung genossen hatten, da sie bedürfnislos und an Unterordnung gewöhnt waren, so übertraf die Mannszucht die des Unionsheeres sehr

Digitized by Google

erheblich. Die Mannschaften brachten meist ihre Waffen mit und begnügten sich trotzdem mit sehr viel geringerem Solde als im Norden. Es fehlte im Anfange das Prämienunwesen der Union. An geistiger Bildung, daher wohl auch in der Ausführung größerer kriegstechnischer Arbeiten, waren die Milizen der Konföderation dem Feinde aber unterlegen.

Das Offizierkorps des Südens war dagegen viel einheitlicher als das der Union da fast alle seine Mitglieder aus der regulären Armee stammten und meist auf einer Militärschule vorgebildet waren. Auch ein höherer sittlicher Wert, bessere Kameradschaft und größere Autorität den Mannschaften gegenüber sind ihm zuzuerkennen. Die besonders anfangs weit überlegene Kavallerie des Südens übertraf die feindliche in der Aufklärung und Verschleierung sehr erheblich. Dagegen verfügte der Norden über eine stärkere und bessere Artillerie, obgleich die Bildung sehr beweglicher reitender Batterien durch Lee geeignet war, diesen Nachteil bis zu einem gewissen Grade auszugleichen. Mit ihrem ganzen Material aber abhängig vom Auslande, blieb die Artillerie stets das Sorgenkind der konföderierten Regierung.

Ähnlich wie in der Union unterschätzte man auch im Süden anfangs den Gegner und glaubte, mit kleinen Mitteln zum Ziele zu kommen. Das beweist die geringe Forderung der Regierung im März von 10000 Mann. Sobald sie aber sah, daß der Fall des Forts Sumter den Norden zu großen Anstrengungen anspornte, ging sie sofort weit über die ersten Pläne hinaus und wurde von den Einzelstaaten, überhaupt vom ganzen Volke, in hingebendster Weise unterstützt. Von allen Wehrfähigen des Südens hatten bis zum 1. März 1862 ungefähr 49 vH. die Waffen ergriffen, während im Norden bis zum Januar nur 26 vH. dem Rufe zur Fahne gefolgt waren. Niemals fehlte es der Konföderation an Mannschaften, oft an Gewehren, von denen Ende April zwar 197000 vorhanden waren, ein großer Teil aber als unbrauchbar ausgeschieden werden mußte. Der Süden hat sein Menschenmaterial also schon frühzeitig viel stärker in Anspruch genommen als der Norden, sein Heer stand aber von Hause aus weit mehr auf nationaler Basis als das der Union. Es kämpfte mit dem Bewußtsein, das Recht auf seiner Seite zu haben, für die Freiheit des Vaterlandes, für Haus und Herd. Eine verständnisvolle Führung und der Sinn für militärische Unterordnung arbeiteten hier den auseinanderstrebenden Neigungen dieses republikanischen Heeres in anerkennenswerter Weise entgegen. Die reguläre Armee spielte auch hier im Vergleich zu den Freiwilligen der Zahl nach eine sehr bescheidene Rolle.

Alles in allem darf man aber behaupten, daß beide Heere des Bürgerkrieges trotz der zahlreichen tiefgehenden Unterschiede in ihrem inneren Bau ihrer ganzen Natur nach in jeder Hinsicht typische Vertreter der Milizarmeen waren.

Bull Run. (1861.)

Der erste größere Zusammenstoß fand in Ostvirginien statt, wo sich auch später fast alle entscheidenden Kämpfe abspielten.


Digitized by Google

Man hatte die nordstaatliche Hauptstadt Washington mit einem Gürtel von Befestigungen umgeben, und bis zum Juli 1861 ein Korps von 35 000 Mann unter dem General Mac Dowell dort versammelt. General Patterson stand mit einem zweiten Korps, 20 000 Mann, bei Harpers Ferry. Auf südstaatlicher Seite hatte General Beauregard 30 000 Mann bei Manassas Junction, General Johnston 8000 Mann im Shenandoah-Tale gegen Patterson bereitgestellt.*)

Dem Drucke der öffentlichen Meinung nachgebend, die auf beiden Seiten von sofortigem Angriff einen leichten Sieg erwartete, befahl Lincoln am 9. Juli dem General Scott, „binnen acht Tagen die Offensive zu ergreifen". Den entscheidenden Schlag sollte Mac Dowell gegen Beauregard führen, während Patterson die Aufgabe zufiel, Johnston bei Winchester festzuhalten.

In Mac Dowells Armee gehörten nur ein Bataillon, wenige Eskadrons und Batterien dem stehenden Heere an. Alle übrigen Formationen bestanden aus Freiwilligen, die teils nach dreimonatiger Dienstverpflichtung dicht vor ihrer Entlassung standen, teils für länger geworben, soeben eingestellt waren, also beide jedes militärischen Wertes entbehrten. Dieser war auch nicht zu heben, denn sobald Mac Dowell die Truppen zu Übungszwecken vereinigte, beschuldigte man ihn diktatorischer Gelüste. Stäbe und Verwaltungsbehörden waren nicht eingearbeitet, Führer und Truppe kannten einander nicht. Das Gelände war niemandem bekannt, Karten gab es nicht.

Mac Dowell wollte zunächst eine nach Fairfax vorgeschobene Abteilung Beauregards schlagen, dann den Bull Run überschreiten und die feindliche Hauptmacht in Front und rechter Flanke angreifen. Schon der bloße Vormarsch, der am 16. Juli begann, erwies die völlige Unbrauchbarkeit der Unionsarmee. Als Staub, Hitze und Durst sich fühlbar machten, als der schwerbepackte Tornister und das Gewehr drückten, da riß eine heillose Unordnung in der Marschkolonne ein. Jede Wasserstelle hielt Scharen Durstiger fest, zahllose Nachzügler erreichten nach kaum 17 km Marsch erst gegen Mitternacht die Biwaksplätze. In zwei Tagen legte die Armee nur 24 km zurück, kam aber als ein wüster, unlenkbarer Haufen am Ziele an. Da die Leute die mitgeführten Lebensmittel fortgeworfen hatten, trat bereits jetzt solcher Mangel ein, daß man Kolonnen nachziehen mußte, die viel zu spät eintrafen, weil noch nichts für den Marsch vorbereitet war. Die vorgeschobene Stellung des Feindes war unterdes natürlich längst geräumt, so daß von einem Angriff auf sie nicht mehr die Rede sein konnte. Als aber eine der Divisionen Mac Dowells voreilig nachstieß, wurde sie vom Feinde mit leichter Mühe abgeschlagen und trotz geringer Verluste von völliger Panik ergriffen. Am nächsten Tage verließen mehrere Truppenteile die Armee, da ihre Dienstzeit abgelaufen war. Fast ohne Schwertstreich hatte Mac

*) Teilkräfte der Gruppe Beauregards schützten Richmond gegen 5000 Mann des unionistischen Generals Butler, der bei Fort Monroë in Virginien gelandet war.


Digitized by Google

Dowell 2000 Mann verloren, und der innere Halt seines Heeres war aufs schwerste erschüttert. Trotzdem griff er, allerdings erst am 21. Juli, also fünf Tage nach seinem Abmarsch aus Washington, den hinter dem Bull Run stehenden Feind an, jetzt aber auf Grund neuer Erkundungen mit Umfassung seines linken Flügels. Gegen diesen machte er auch gute Fortschritte, da Beauregard mit dem eigenen rechten Flügel zur Offensive übergegangen war und daher den anderen schwach gehalten hatte. Es gelang ihm aber noch rechtzeitig, Verstärkungen nach der bedrohten Stelle zu werfen. Als sich trotzdem der Sieg den Unionstruppen zuzuneigen schien, wurden diese plötzlich unerwartet von rückwärts her durch Johnstons Truppen angegriffen und mit Hilfe dieser endgültig und vollständig geschlagen. Patterson hatte nämlich seinen Auftrag, Johnston bei Winchester festzuhalten, nicht ausführen können, da 16000 von seinen 20000 Mann ebenfalls nach Ablauf der Dienstzeit die Fahnen verließen. So führte Johnston mit Hilfe der Bahn 3000 bis 4000 Mann heran und setzte sie rechtzeitig an entscheidender Stelle ein.*)

Solange der Sieg winkte, hatten die Milizen der Union im allgemeinen ihre Schuldigkeit getan, aber der Angriff des Feindes gegen den eigenen Rücken löste alle Bande der bisher mühsam bewahrten Ordnung. Binnen kürzester Frist verwandelten sich die Divisionen in zuchtlose Horden, die sich unter Preisgabe der Geschütze und Gewehre mit wildem Geschrei rückwärts wälzten. Allein das reguläre Bataillon ermöglichte durch tapfere Haltung einen kurzen Aufenthalt am Bull Run, aber es war zu schwach. In toller Panik fluteten die Trümmer des Heeres bis Alexandria und Washington. Hunderte von Flüchtlingen eilten bis New York, wo sie Schauergeschichten von den Schrecken der Schlacht und vom Verrat ihrer Führer erzählten. Diese vervollständigten das düstere Bild durch gegenseitige Vorwürfe.

Die Sorge der Union, den Feind jetzt vor den Toren der Hauptstadt erscheinen zu sehen, war nicht unberechtigt. Aber auch die Milizen des Südens waren am Ende ihrer Kraft. Schwache Gemüter hatten im Kampfe auch hier zur Flucht geneigt, ein wüstes Durcheinander herrschte überall, niemand ahnte die Größe des Sieges. An eine sofortige Verfolgung war nicht zu denken, weil das doch auch recht lockere Gefüge des Südheeres für den Augenblick jeder Operationsfähigkeit beraubt war. Eine spätere Ausnutzung des Sieges unterblieb dann ebenfalls, weil es dem Milizheere für einen Angriff auf Washington an Kampfmitteln und an jeder Ausbildung im Festungskriege, für eine weitere Offensive im freien Felde an dem nötigen Fuhrwesen fehlte. Der Norden hatte bei Bull Run 481 Tote, 1011 Verwundete, 1216 Gefangene, 28 Geschütze und 10 Fahnen verloren, denen auf südstaatlicher Seite 378 Tote und 1489 Verwundete gegenüberstanden. Auf beiden Seiten wurden die Operationen für lange Zeit eingestellt, und man benutzte die so gewonnene Zeit eifrig zu Rüstungen.

---

*) 2000 Mann sollen schon am 19. bei Beauregard eingetroffen sein.

Digitized by Google

Betrachtungen. Bei Bull Run waren zwei gleichsam aus der Erde gestampfte Armeen in den Kampf gezogen, beide in völlig unfertigem Zustande, wie es bei Milizformationen zu Beginn des Krieges niemals anders sein kann. Die Kriegsunbrauchbarkeit des Nordheeres war allerdings noch bedeutend größer als die des Südheeres, das über tüchtige, aus dem stehenden Heere hervorgegangene Führer verfügte. Wenn irgendwo, so mußten hier die Vorteile des Milizsystems zutage treten. Was geschah aber, nachdem das schlechtere Heer des Nordens ebenso geschlagen war, wie es in einem Kampfe zwischen stehenden Heeren der Fall gewesen wäre? Anstatt den geschlagenen Feind zu vernichten, die Hauptstadt Washington zu nehmen und damit den Krieg nach einigen Wochen zu seinen Gunsten zu beenden, wie es mit einem stehenden Heere leicht möglich gewesen sein würde, blieb das Milizheer des Südens, fast ebenso zum Tode erschöpft, wie das des Besiegten, auf dem Schlachtfelde stehen und war nicht imstande, aus dem Siege irgendwelchen Nutzen zu ziehen. Gewiß haben auch manche Truppenteile stehender Heere nach dem Siege nicht verfolgt. Viele andere haben es aber oft mit entscheidendem Erfolge getan, Milizen dagegen noch niemals. Es läßt sich kaum ermessen, welche Opfer an Menschen und Werten bei energischer Ausnutzung des Sieges erspart worden wären. Man werfe nicht ein, daß der Norden nicht nachgegeben hätte. Allerdings war sein Gebiet ungeheuer groß, aber gerade darum auch schwer einheitlich zu organisieren, wenn der Sitz der Zentralregierung in Feindes Hand gefallen wäre, um so schwerer, als eine starke Partei innerlich auf Seite des Südens stand und das Freiwilligenheer ja kein einheitliches Nationalheer war, sondern aus lauter Kontingenten der Einzelstaaten bestand. Die Unruhen, die 1863 trotz des Sieges bei Gettysburg in den großen Städten des Nordens ausbrachen, weil das Volk kriegsmüde war, beweisen, wie schwerwiegend ein Mißerfolg wie der Verlust Washingtons auf die Bevölkerung des Nordens gewirkt haben würde. Natürlich würde der Norden von einem stehenden Heere den entsprechenden Nutzen gehabt haben. Man darf sogar annehmen, daß ein solches den Krieg überhaupt verhindert hätte, sofern es treu zur Unionssache stand. Tatsächlich aber lag hier der ganze praktische Erfolg des Sieges in der Erkenntnis des Südens, daß auch er mit solchen Kampfmitteln nicht zum Ziele kommen könne, daß er sich ein besseres Kriegsinstrument schaffen müsse, und aus den wenigen Wochen, in denen man den Krieg hätte beenden können, wurden vier lange, unsagbar schwere, blutige Jahre. Zunächst aber entstand auf dem virginischen Kriegsschauplatze eine fast einjährige Pause, in der Freund und Feind bemüht waren, ihr Milizheer in ein Heer ausgebildeter Soldaten umzuformen, sich also ein Heer zu schaffen, das einem stehenden Heere möglichst ähnlich war. Wird ein moderner Krieg dem in den ersten Schlachten Unterlegenen die gleiche Möglichkeit gewähren wie hier der Union? Nimmermehr! Was im Frieden versäumt ist, holt heute kein Staat und kein Heer im Kriege mehr nach, dazu sind diese zu kurz, die ersten Schläge zu wuchtig. Nur im Frieden ausgebildete, stets kriegsbereite

Digitized by Google

heere können in einem europäischen Zukunftskriege siegen. Niemals können das aber Milizheere sein, weil diesen anfangs stets der Charakter des Unfertigen anhaftet. — Bei dem noch schlechteren Nordheere erfolgte der Vormarsch zum Kampfe gegen die bessere Einsicht und den Willen des Führers. Da aber in einer Republik sachliche Einwendungen gegen die öffentliche Meinung meist nutzlos sind, diese vielmehr das unabänderliche Schicksal verkörpert, so mußte der Feldherr nicht auf Grund einer taktischen Lage, sondern „binnen acht Tagen“ zum Angriff schreiten. Was der Feind inzwischen tat, war Nebensache. So nahm das Verhängnis seinen Lauf. Für die Größe der Katastrophe beim Nordheere geben die Verluste, 5 bis 6 v. H. der Gefechtsstärke, in keiner Weise eine genügende Erklärung. Völlige Auflösung der Truppe nach verhältnismäßig so geringen Verlusten, die Preisgabe von 28 Geschützen und zehn Fahnen sind unwiderlegliche Beweise für die Haltlosigkeit und die ungenügende Organisation der Milizen. Aus dem Unabhängigkeitskriege hatte man nicht einmal die Lehre gezogen, daß die Anwerbung der Mannschaften nach dem Kalender ein Unding ist, weil diese dann stets im Augenblicke der Gefahr die Fahne verlassen.

Die beiderseitigen Rüstungen bis zum Frühjahr 1862.

Im Süden litten auch die jetzt beginnenden Rüstungen unter den geringen materiellen Mitteln und dem Mangel einer starken Zentralgewalt. Viel williger aber als im Norden folgten im allgemeinen die wehrfähigen Bürger dem Rufe zur Fahne. Ende Juli 1861 standen 200 000 Mann im Felde, 42 000 andere in den Übungslagern. Als die Regierung aber auf immer ältere Jahrgänge zurückgriff, sah sie sich doch auch genötigt, ähnliche Lockmittel, wie die Prämien der Union, anzuwenden. Ferner mußte sie sich zur Bewilligung eines jährlichen Heimatsurlaubes von ein bis zwei Monaten verstehen. Am 1. August 1861 hatte der Kongreß in Richmond die Aufstellung eines Heeres von 400 000 Mann beschlossen, und die zu stellenden Kontingente auf die Staaten verteilt. In jedem Departement*) leitete ein General die Organisation. Auf diese Weise gelang es, bis Ende März 1862 eine südstaatliche Armee von 337 500 Mann aufzustellen. Zwei Monate später wurde dann die allgemeine Wehrpflicht für alle Weißen eingeführt. Hervorzuheben ist, daß in dem Präsidenten Jefferson Davis ein energischer, praktischer, auf der Militärschule von West Point militärisch gebildeter Mann an der Spitze stand, der, ausgerüstet mit weitgehenden kriegsherrlichen Vollmachten, eine einheitlichere und kraftvollere Leitung des Krieges gewährleistete, als man sonst in einer Republik gewöhnt ist. Über die Rüstungen des Südens in bezug auf Bewaffnung, Bekleidung und Verwaltung fehlen nähere Angaben.

Der Norden war mit seiner schon erwähnten Forderung einer Armee von 500 000 Mann trotz der Ausgabe von 500 Millionen Dollars um 100 000 Mann

*) Einer oder mehrere Bundesstaaten.

Digitized by Google

über die Anträge Lincolns hinausgegangen. Dieser betraute jetzt den erst 35jährigen General Mac Clellan*) mit der Führung der Potomac-Armee. Von ihren 50 000 Mann mit 30 Geschützen konnte nur eine Brigade, die unter Mac Dowell in den Forts des westlichen Potomac-Ufers lag, Anspruch auf den Namen einer Truppe erheben. Alle übrigen Mannschaften lagen in Regimentsverbänden ohne Rücksicht auf Befehlsgliederung oder ihre Verwendung auf dem östlichen Ufer da, wo es gerade den Kommandeuren gefiel. Vorbereitungen für die Verteidigung der Hauptstadt waren nicht getroffen. Völlige Zuchtlosigkeit herrschte unter Offizieren und Mannschaften, bis der zum Generalprofoß von Washington ernannte Oberst Porter etwas Ordnung in das Chaos brachte. Bei jeder der drei Hauptwaffen sorgte ein General für möglichste Einheitlichkeit der Ausbildung. Die Notwendigkeit aber, alle Befestigungen des westlichen Potomac-Ufers mit schlagfertigen Truppen gegen einen Handstreich zu sichern, entzog den auf dem Ost-Ufer zusammentretenden Neubildungen alles Ausbildungspersonal. Die Infanterie wurde zu Brigaden, die Kavallerie zu Regimentern, die Artillerie zu Batterien formiert. Fertige Truppenteile traten allmählich in den Verband der gemischten Brigaden auf dem West-Ufer ein. Später wurden auch Divisionen gebildet.

Fast alle Rekruten der Infanterie zeigten geringe militärische Anlagen. Ihre Marschfähigkeit war ungenügend, den Tornister wollten sie nicht tragen. Die sehr mangelhafte Schießfertigkeit war nicht zu heben, „weil ganz Europa seinen Ausschuß an Waffen in die Hände der Freiwilligen abgeladen hatte". Die berittenen Waffen litten unter minderwertigem Pferdematerial und schlechter Stallpflege. Rekruten drängten sich massenhaft zur Kavallerie, aber nur, weil sie dort auf bequemeres Leben hofften. Ihre Ausbildung in den viel zu starken Regimentern (zehn Kompagnien) war recht schwer, namentlich auch, weil es an älteren Offizieren fehlte. Unter diesen Umständen war für absehbare Zeit nur auf die regulären Kavallerie-Regimenter zu rechnen, die, mit einem guten Karabiner ausgerüstet, zu großer Bedeutung gelangten. Am besten war die Artillerie, bei der die Leute gern eintraten, und mit der die reguläre Armee ziemlich reichlich versehen war. Trotz mancher Schwierigkeiten gelang es, diese Waffe in der Zeit von Juni 1861 bis März 1862 von neun Batterien mit 30 Geschützen auf 92 Batterien mit 520 Geschützen zu heben. Minderwertiges Geschützmaterial war allerdings reichlich dabei vertreten.

An die technischen Truppen stellte die Natur des Kriegsschauplatzes oft recht hohe Anforderungen, die bei der Neigung und Vorbildung der Leute für diesen Dienst aber gut erfüllt wurden. Dadurch gelangten diese Truppen zu einer bis dahin unbekannten Bedeutung. Telegraph und Fesselballon traten hier zuerst in den Dienst des Krieges.

*) Er hatte den mexikanischen Krieg mitgemacht und im französischen Lager dem Krim-Kriege beigewohnt. Durch die erwähnten Erfolge im Westen war er populär geworden.

Digitized by Google

Die Ausrüstung und Bekleidung der Freiwilligen ging glatt von statten, aber mit ungeheuren Preisen bezahlte der Staat oft ganz schlechtes Material. Trotz sehr reichlich bemessener Verpflegungsportionen war der Gesundheitszustand schlecht*), weil so viele Untaugliche eingestellt waren, weil in der Truppe niemand etwas von Gesundheitslehre verstand, und weil das Sanitätspersonal nicht für den Krieg geschult war.

Allmählich begann es im Osten an Ersatz zu fehlen. In den westlichen Staaten stellten sich genügend Mannschaften mit sehr guter Körperbeschaffenheit, aber dort fehlte es an Kriegsmaterial und einer geordneten Verwaltung. Da die ungeheuren Entfernungen die Kontrolle erschwerten, hatten Nachlässigkeit, Unordnung und Betrug ein schwer zu lösendes Chaos geschaffen.

Trotz der geringen Zahl der Mannschaften des stehenden Heeres, trotz des dort herrschenden Offiziermangels und der Abneigung des Amerikaners gegen diese monarchische Einrichtung überwog sein innerer Wert den des Freiwilligenheeres sehr bedeutend.

Brachten die beiderseitigen Rüstungen im Osten einen völligen Stillstand der Kriegshandlung mit sich, so hatten im Gegensatz hierzu am Mississippi, Tennessee und Cumberland zahlreiche Kämpfe stattgefunden, in denen der Norden überall im Vorteil blieb. Im allgemeinen trugen die Kämpfe im Westen aber während des ganzen Krieges mehr ein irreguläres Gepräge.

1862. Im Jahre 1862 unternahm die Union dreimal den Versuch, die Südstaaten durch Eroberung ihrer Hauptstadt Richmond zur Unterwerfung zu bringen. Schon seit dem letzten Oktober drängte die öffentliche Meinung auf eine Offensive gegen die unter Johnston in verschanzter Stellung bei Centreville und Manassas stehenden Hauptkräfte der Südstaaten. Als Mac Clellan sich anfangs mit Rücksicht auf die seinem Heere noch mangelnde Schlagfertigkeit widersetzte, wurde ihm ein „Komitee zur Untersuchung und Überwachung der Kriegführung“ an die Seite gestellt, dessen Mitglieder, unbeengt durch militärische Kenntnisse und frei von jeder Verantwortung, nur Unheil stifteten. Wohl mit unter ihrer Einwirkung faßte Mac Clellan im Januar 1862 den Plan, mit der Potomac-Armee unter Mitwirkung der Flotte die Entscheidung im äußersten Südosten Virginiens zu suchen. Hierfür wünschte er die Armee auf 273 000 Mann gebracht zu sehen, und forderte für Nebenzwecke noch 38 000 Mann.**) Die Flotte sollte das Heer nach dem Fort Monroë an der Südostspitze der Virginischen Halbinsel führen; von dort war ein Angriff auf Richmond mit Unterstützung von Washington her beabsichtigt.

*) Von Ende 1861 bis März 1862 durchschnittlich 13 000 bis 15 000 Kranke.

**) Die Potomac-Armee sollte enthalten: 250 Infanterie-, 28 Kavallerie-, 5 Ingenieur-Regimenter und 100 Feldbatterien. Von den für Nebenzwecke geforderten 38000 Mann sollten verwendet werden: 20000 zum Schutz Washingtons, 5000 bei Baltimore; 10000 am Potomac, 3000 im Fort Monroë.



Lincoln lehnte diesen Plan zuerst ab und befahl für den Gedenktag der Gründung Washingtons (22. Februar) den Beginn der allgemeinen Offensive auf dem Landwege.*) Nur mit Mühe gelang es Mac Clellan, diese einem historischen Gedenktage zuliebe unternommene Offensive zu verhindern. Sein Plan wurde jetzt durch eine Kommission geprüft, die daran gerade das einzige beanstandete, was zweifellos richtig war, nämlich den Einsatz aller verfügbaren Kräfte. Der Kommission schien Washington nicht genügend gesichert. Auch als der Feind am 9. März seine Stellungen bei Centreville und Manassas räumte, eine Bedrohung der Hauptstadt also gar nicht mehr bestand, hielt sie an ihrer Ansicht fest. Die Regierung sonderte daher für allerlei rein defensive Nebenzwecke nicht 38 000, sondern 73 000 Mann ab und stellte Mac Clellan für seine Offensive auf der virginischen Halbinsel nur 150 000 Mann zur Verfügung.**) Weitere Abstriche zu Lande und zu Wasser folgten. Das Ergebnis war schließlich, daß Mac Clellan, statt mit 273 000 Mann, unterstützt von der Flotte, überraschend vorzugehen, nicht halb so stark zu Lande und ohne die Flotte einen stark verschanzten Gegner angreifen mußte, dem jede seiner Bewegungen frühzeitig bekannt war.

Auf südstaatlicher Seite hatte Johnston ursprünglich mit seinen 50 000 Mann bei Manassas ebenfalls offensive Absichten gehegt. Als er vom stetigen Anwachsen des Feindes hörte, selbst aber keine Verstärkungen erhielt, weil viele Freiwillige sich weigerten, fern von ihrer bedrohten Heimat zu kämpfen, zog er sich näher an Richmond heran und ging hinter den Rappahannock zurück. Daß ihm dieser Rückzug ohne nennenswerte Verluste glückte, wirft wieder ein ungünstiges Licht auf die Aufklärung der nordstaatlichen Reiter. Sie sollten noch öfter versagen.

Obwohl Mac Clellans Lage auf der virginischen Halbinsel durch das Eingreifen der Regierung sehr verschlechtert war, konnte er seinem dort mit etwa 11 000 Mann stehenden Gegner, dem General Magruder, doch noch eine vielfache Überlegenheit entgegenführen. Der Vormarsch begann am 4. April vom Fort Monroë aus und erfolgte teils zu Lande, teils zu Wasser auf dem York-Fluß. Sehr schwierige Geländeverhältnisse, bei dem Mangel an Karten doppelt fühlbar, ließen aber die Truppen nur schrittweise vorwärts kommen. Überall leistete der Gegner Widerstand und zwang sogar zur zeitraubenden Belagerung von Yorktown. Als er die Stadt endlich räumte, um auf Williamsburg zurückzugehen, bemerkten Mac Clellans Truppen dies wieder zu spät. Die jetzt noch zunehmende Wegearmut des Landes veranlaßte den Oberbefehlshaber, noch mehr Truppen als bisher beabsichtigt, zu Wasser nach West Point zu senden. Durch diese veränderten Dispositionen entstand bei der Schwerfälligkeit der ungeübten Führer ein übles Durcheinander in der Befehlserteilung. Die weiteren

*) Von Washington aus gegen den Feind bei Centreville und Manassas.
**) Es hatten sich gegen 80000 Freiwillige weniger gemeldet, als man erwartet hatte.

Digitized by Google

Folgen waren eine heillose Verwirrung in der Truppe, unliebsame Marschkreuzungen, und ein in aller Eile planlos angesetzter Angriff gegen den Feind am Queens Creek. Nach einem Verlust von 2000 Mann und fünf Geschützen erkannte Mac Clellan, daß er in diesem Gelände seine numerische Überlegenheit doch nicht zur Geltung bringen konnte, und sandte noch zwei Divisionen über Yorktown zu Wasser nach West Point.

Mehr als einen Monat hatten die Williamsburger Linien den Feind aufgehalten, der nun noch bis zum 21. Mai Zeit brauchte, um fünf Korps in der Gegend westlich White House*) zu versammeln. Die sehr günstig am Fluß gelegene Stadt wurde Etappen-Hauptort und die Basis der ganzen Operation.

Infolge der Gefechtsverluste und des heftig auftretenden Sumpffiebers zählte die Potomac-Armee jetzt nur noch etwa 80 000 Mann. Mac Clellans Wunsch, seinen Angriff auf Richmond von Washington aus unterstützt zu sehen, ging nicht in Erfüllung, weil es inzwischen dem südstaatlichen General Jackson im Shenandoah-Tale gelungen war, mit seiner nur 15 000 Mann starken Division durch sehr geschicktes Operieren auf der inneren Linie und mit sehr großen Marschleistungen einen dreifach überlegenen Feind, der ihn rings umstellt hatte, in fünf Gefechten**) zu schlagen. Man hielt daher Washington für so stark bedroht, daß man dort für die entscheidende Operation keinen Mann entbehren zu können meinte. Statt dessen trafen zur See Ende Mai Verstärkungen von anderer Stelle bei Mac Clellan ein, so daß dieser jetzt über 126 000 Mann und 280 Geschütze verfügte, mit denen er langsam den Chickahominy in Richtung auf Richmond überschritt.

Johnston hatte vom 6. Mai an sein Heer aus den Williamsburger Linien in die mittlerweile sehr geförderten Befestigungen von Richmond zurückgeführt. Für Ende Mai ist seine Stärke dort auf 60 000 bis 70 000 Mann zu veranschlagen. Johnston glaubte an ein konzentrisches Vorgehen Mac Clellans und Mac Dowells***), wie es ja tatsächlich beabsichtigt war, und hoffte, durch schnellen Angriff beide Feinde vereinzelt schlagen zu können. Am 31. Mai warf er sich auf die Armee Mac Clellans bei Seven Pines†) und gab sehr zweckmäßige Anordnungen für den Angriff. Unerfahrenheit der Führer und der Truppe verhinderten aber im Verein mit ungünstigen Geländeverhältnissen die nötige Einheitlichkeit des Angriffs und retteten die Potomac-Armee vor dem Untergange. Während der Nacht führte Mac Clellan ein ganzes Korps über den stets steigenden Chickahominy zur Unterstützung heran; trotzdem wäre er aber am nächsten Tage sicher vernichtet worden, wenn die Konföderierten jetzt wenigstens einen mit aller Kraft ge-

*) 30 km östlich Richmond am Pamunkey-Fluß.

**) Am 9. Mai westlich Harrisonburg, am 23. Mai bei Front Royal, am 25. Mai bei Winchester, am 8. Juni bei Croß Keys, am 9. Juni nördlich Port Republic. Am 23. März hatte er allerdings gegen große Überzahl erfolglos bei Kernstown gekämpft.

***) Dieser von Washington her.

†) Auch Fair Oaks genannt.

Digitized by Google

führten, einheitlichen Stoß geführt hätten. Aber die Anstrengungen des vorhergegangenen Tages und die Unbilden der Witterung hatten auch Johnstons Milizen gelähmt, und der Führer selbst war verwundet worden. Zu einer hohen Kraftleistung konnte es gar nicht kommen, weil auch beim südstaatlichen Heere der milizartige Charakter jetzt noch vorherrschend war. So blieb die Schlacht unentschieden, während Lee später mit kriegsgewohnten Truppen wiederholt eine größere Übermacht besiegt hat. Am Tage nach der Schlacht blieb die Potomac-Armee im allgemeinen stehen, die Konföderierten gingen nach Richmond zurück.

Hier übernahm Robert Edward Lee an Johnstons Stelle den Oberbefehl. Aus einer reichen angesehenen Familie Virginiens stammend, hatte er die Adoptivtochter eines Sohnes von Washington geheiratet und stand jetzt im 56. Lebensjahr. In West Point vorgebildet, war er anfangs Ingenieur-Offizier, im mexikanischen Kriege Generalstabschef des Generals Scott und danach Oberstleutnant eines Kavallerie-Regiments gewesen. Obgleich selbst Gegner der Sezession, hatte er ohne Zögern die Partei seiner Heimat ergriffen, als Virginien aus dem Bunde schied. Zunächst organisierte er dort die Miliz, führte dann erst im westlichen Berglande, später an der Küste die Verteidigung und war militärischer Berater des Präsidenten Davis, als die Verwundung Johnstons ihn an die Spitze der Armee von Nord-Virginien rief. Wie einst George Washington, übernahm er ein schweres Amt. Lee aber war ein wirklicher Feldherr im besten Sinne des Wortes, mit seltenen Führereigenschaften, dabei eine machtvolle, Ehrfurcht gebietende Persönlichkeit von anerkannter Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit. Alle diese Eigenschaften, zu denen noch ein scharf ausgeprägtes Pflichtgefühl und große Einfachheit hinzukamen, sichern ihm zweifellos einen Ehrenplatz unter den größten Helden des Krieges.

Den Stillstand nach dem Gefecht bei Seven Pines benutzte Lee zur Reorganisation des Heeres und zur Aufklärung, deren Seele der kühne Reiterführer Stuart war. Dieser führte rund um die feindliche Armee herum einen Raid aus, auf Grund dessen Lee sich entschloß, den General Jackson aus dem Shenandoah-Tale heranzuziehen und mit ihm gemeinsam zu erneuter Offensive gegen die Potomac-Armee zu schreiten. Der drohende Angriff gegen Front und rechte Flanke veranlaßte Mac Clellan zum Rückzuge. Da ein solcher auf der bisherigen Vormarschlinie schon durch Jackson bedroht war, so schlug er eine südliche Richtung ein und verlegte seine Basis zu Schiffe von White House nach dem James-Fluß. Während dieser Maßnahmen, die bei dem Zustande der Miliztruppen sehr zeitraubend waren, blieb die Armee den Schlägen des beweglichen Feindes ausgesetzt. Er säumte nicht, sie zu führen. Am Chickahominy kam es vom 26. Juni an zu siebentägigen blutigen Kämpfen*), in denen

*) Die Hauptkämpfe fanden statt am 26. Juni bei Mechanicsville, am 27. bei Cool Harbor, am 29. und 30. bei Fraziers Farm, und am 1. Juli bei Malvern Hill.

Digitized by Google

es Lee trotz mancher Rückschläge gelang, den Feind mit einem Verlust von mehr als 20000 Mann bis an seine Schiffe im James-Fluß zurückzutreiben. Damit war die seit Monaten vorbereitete, von hohen Erwartungen begleitete erste Offensive der Nordstaaten gescheitert.

Gewiß lag ein nicht unerheblicher Teil der Schuld an der Vielköpfigkeit der leitenden Stellen der Republik, aber die geringe Leistungsfähigkeit der Truppen, die unzähligen Reibungen in der oberen und unteren Führung, kurz, die Mängel des Milizheeres sind doch in erster Linie für den Mißerfolg verantwortlich zu machen.

Ein voller Erfolg war allerdings auch dem Süden nicht beschieden. Immer wieder fehlte den Milizen die Kraft zur Vernichtung des Feindes. Unausrottbar waren auch hier die Reibungen in der Führung, so daß es trotz sehr tapferer Teilhandlungen fast nie zu einem einheitlichen Angriff kam. Dabei mußte Mac Clellan mit seiner schwerfälligen Armee nicht nur angesichts des Feindes eine Rechtsrückwärtsschwenkung ausführen, sondern vorher noch 4600 Fahrzeuge und 2500 Stück Vieh durch sumpfiges, wegearmes Waldgelände auf die neue Basis zurückgehen lassen. Ein vollwertiger Gegner hätte die Potomac-Armee nie und nimmer entkommen lassen.

Durch den erlittenen Mißerfolg ließen sich die leitenden Persönlichkeiten des Nordens aber nur zu erhöhter Tätigkeit anspornen. Der Kongreß bewilligte 300000 neue Freiwillige mit dreijähriger Dienstzeit und ebensoviel Milizen*) für 9 Monate, von denen allerdings nur etwa 87000 zur Einstellung gelangten. Dadurch wuchsen die Kriegskosten der Union auf täglich acht Millionen Mark.

Mac Clellan hatte vor Mitte Juli seine Armee bei Harrisons Landing wieder auf 90000 Mann gebracht, davon aber bezeichnenderweise 20000 Mann beurlaubt. Da außerdem der Gesundheitszustand schlecht war, da ferner Desertionen in erschreckender Zahl stattfanden, so wird Mac Clellan für den Kampf kaum mehr als 60000 Mann bereit gehabt haben. Er wollte jetzt über Petersburg gegen Richmond vorgehen. Eine Republik verzeiht aber einem Feldherrn eine Niederlage nicht; wohl aber gewinnen nach solchen Rückschlägen militärische Dilettanten überraschend leicht einen maßgebenden Einfluß. Hier waren dies der bisherige Oberkommandierende im Westen, General Halleck, dem Lincoln jetzt das Oberkommando über alle Streitkräfte der Union anvertraute, und General Pope, der am Osthange der Blue Ridge die etwa 50000 Mann starke „Armee von Virginien“ bildete. Prahlerisch hatte dieser die Einnahme Richmonds als ein Leichtes hingestellt, und Halleck war nicht der Charakter, solchen lockenden Einflüssen zu widerstehen. So erhielt Mac Clellan Befehl, die Potomac-Armee zur Unterstützung Popes zu Schiffe vom Fort Monroë auf dem Potomac-Fluß nach Aquia zu führen. Dies gelang verhältnismäßig rasch, dann aber zeigten sich die verderblichen Folgen des operativen Dilettantismus. Man übersah, daß die

* Wie sie bisher neben dem bestehenden Heere bestanden hatten. Vgl. Seite 88.

Digitized by Google

Armee tropfenweise und in keineswegs operationsfähigem Zustande eintreffen mußte. Die Befehlsverhältnisse waren derart geregelt, daß Pope den Befehl über die Armee in Virginien behielt, General Burnside*) die Versammlung bei Aquia leitete, und Mac Clellan die Potomac-Armee weiterführen sollte, tatsächlich aber nur Transportführer war. Von irgendwelcher Neuregelung der Verhältnisse im Rücken der Armee war nicht die Rede. Die Anordnungen der drei Generale kreuzten sich mit denen Hallecks, jede Einheitlichkeit des Handelns hörte auf, und einer schob stets die Verantwortung auf den anderen.

Auf südstaatlicher Seite hatte Lee schon vier Wochen nach den Kämpfen bei Richmond dort wieder 50000 Mann, 20000 andere bei dem Eisenbahnknotenpunkt Gordonsville versammelt. Diese fochten mit Vorteil am 9. August gegen einen vorgeschobenen Teil von Popes „Armee von Virginien" am Cedar Run Mountain. Mißgestimmt über die schlechte Führung verließen die nordstaatlichen Milizen scharenweise die Fahnen. Auf ihre Marschdisziplin wirft ein Bericht des Generals Schurz**) ein interessantes Licht: „Der Tag war entsetzlich schwül, kein Wölkchen am Himmel, kein Luftzug. Der Staub hüllte die marschierenden Kolonnen in dichte Wolken ein. Ich hatte Befehl gegeben, die Reihen möglichst dicht geschlossen zu halten, damit die Drückeberger nicht so leicht entschlüpfen konnten. Als aber die Sonne höher stieg, und die Hitze unerträglich wurde, lockerte sich die Disziplin. Die mit Tornister, Mantel, Gewehr und Munition beladenen Soldaten waren in Schweiß gebadet und schleppten sich nur so dahin. Wo ein Bach oder Brunnen angetroffen wurde, stürzten die Leute in Masse zugleich darauf los, um sich zu laben. Hunderte warfen Tornister und Mäntel weg. Viele blieben völlig erschöpft am Wege liegen."

Sobald Lee die Einschiffung der Potomac-Armee erfuhr, ließ er den General D. H. Hill mit nur 20000 Mann zum Schutze Richmonds zurück und suchte mit 53000 Mann in nördlicher Richtung die Entscheidung gegen Pope, der das linke Ufer des Rappahannock besetzt hielt. Mehrere Tage hatten die Heere nahe Fühlung, während aber Lee seine Truppen zielbewußt zu kräftiger Offensive bereitstellte, zog die föderierte Armee, im Dunkeln tappend und sich dem Willen des Feindes völlig unterordnend, dauernd auf einer 20 km langen Strecke hin und her, bald mit der Absicht anzugreifen, bald sich zu verteidigen. Zu den großen Anstrengungen der Truppe kam das Gefühl, unsicher geführt zu werden. Als dann noch Stuarts Reiter im Rücken der Armee die Bagage eroberten und die sowohl für den Antransport von Verstärkungen als für Verpflegung unentbehrliche Eisenbahn zerstörten, löste sich die Armee fast auf. Allein der durch Gewitterregen jetzt hoch anschwellende Fluß wurde zum Retter, weil er dem Feinde den Übergang verwehrte. Lee sandte nun drei

*) Er hatte bisher 11000 Mann bei New Berne und Beaufort am Pamplico Sound befehligt und war mit diesen ebenfalls zu Schiff nach Aquia befördert worden.

**) Deutscher Revolutionär von 1848, später amerikanischer General und Staatsmann.

Digitized by Google

Divisionen unter Jackson und Stuarts Reiter in Gewaltmärschen über die Bull-Run-Berge in den Rücken des Feindes und bedrohte seine Verbindungen mit Washington. Popes Bestreben, diese Verbindungen zu erhalten, führte am 29. August zum Gefecht bei Groveton, das ihm in zahlreichen, schlecht geleiteten Einzelangriffen ohne jeden Erfolg 7000 bis 8000 Mann Verlust brachte. Tausende seiner Milizen verließen wieder die Fahnen. Die Verpflegung versagte. Seit zehn Tagen waren die Artilleriepferde nicht aus dem Geschirr gekommen, von 4000 Pferden der Kavallerie konnten nur noch 800 einen Reiter tragen. Die Munition wurde knapp. Trotzdem wollte Pope am nächsten Tage weiter kämpfen, weil er sich bisher für den Sieger hielt und in einigen Bewegungen feindlicher Truppen, die sich vereinigen wollten, einen Rückzug zu sehen glaubte. Bei Manassas wurde er nun aber von dem um 10000 Mann schwächeren Lee völlig geschlagen*). Nur die gute Haltung der regulären Brigade Buchanan, der sich allerdings einige Miliztruppen anschlossen, ermöglichte ihm, einen nennenswerten Teil seines Heeres nach Centreville zu retten. Sobald die Mannschaften den Rückzug erkannten, verließen sie zu Hunderten ihre Verbände und riefen die gröbste Unordnung hervor. Das Dunkel der Nacht und die Erschöpfung wehrten aber auch der konföderierten Armee wieder die Verfolgung, und am nächsten Tage suchten Popes Trümmer Schutz unter den Kanonen von Washington, wo Lee ihnen ohne schwere Artillerie wieder nichts anhaben konnte.

Nach dem Mißlingen dieser zweiten Offensive, die Pope 30000 Mann gekostet haben soll, bemächtigte sich völlige Entmutigung der nordstaatlichen Armee**). Der prahlerische Pope verschwand, von neuem trat Mac Clellan an die Spitze der Armee und bemühte sich redlich, sie wieder operationsfähig zu machen.

Der öffentlichen Meinung des Südens folgend, fiel Lee jetzt mit 43000 Mann in Maryland ein, indem er den Potomac nördlich Leesburg überschritt und bis Frederick vorging. Er selbst sagt über diesen Plan: „Obgleich die Truppen nicht eigentlich für eine Invasion ausgerüstet waren, da ihr Kriegsmaterial und ihre Transportmittel ungenügend und ihre Bekleidung sehr mangelhaft waren, indem u. a. Tausende sich ohne Schuhzeug befanden, glaubte ich mich doch stark genug, den Feind solange an seiner Nordgrenze festzuhalten, bis der Eintritt des Winters für ihn ein Vorgehen in Virginien schwierig, wenn nicht unmöglich machte." Da Lee seine Verbindungen jetzt in das Shenandoah-Tal verlegen mußte, so schloß er die Stadt Harpers Ferry, die jenes Tal beherrschte, aber mit 12000 Mann Unierter besetzt war, ein und sicherte das Einschließungskorps gegen Osten.

General Mac Clellan ließ auf die Nachricht von der feindlichen Invasion 60 000 Mann bei Washington und führte 90 000 Mann bis zum 13. September nach

*) Etwa 50000 gegen 60000 Mann.

**) Lees Verlust wird dagegen nur auf 8000 bis 12000 Mann geschätzt. Für Popes Verlust geben andere Quellen wenig mehr als 20000 Mann an.

Digitized by Google

Frederick, wo eine aufgefangene Depesche ihn über die feindlichen Absichten genau unterrichtete. Er entschloß sich zum Entsatz von Harpers Ferry und wollte gleichzeitig mit seinen Hauptkräften die Deckungstruppen angreifen. In verlustreichen Kämpfen gewann er die Pässe über zwei Bergketten, die sich zwischen Frederick und Sharpsburg in südnördlicher Richtung erstrecken. Trotz seiner selten genauen Kenntnis über den Feind sind aber Zögern und unsicheres Tasten auch hier die Merkmale seiner Führung. So kam es, daß Harpers Ferry kapitulierte, bevor der Entsatz heran war, und daß Lee Zeit gewann, die freigewordenen Belagerungstruppen rechtzeitig nach Sharpsburg am Antietam heranzuziehen, wo er sich — allerdings mit dem Potomac unmittelbar im Rücken — im Vertrauen auf die Zähigkeit seiner Milizen in der Verteidigung in starker Stellung schlagen wollte. Die sehr starken Märsche veranlaßten Lee zu der Klage, daß mehr als ein Drittel der anmarschierenden Verstärkungen unterwegs liegen geblieben sei. Die marschfähigeren Truppen aber, namentlich die Division A. Hill, griffen trotz ihrer Ermüdung kräftig und geschickt ein.

Anstatt seine dreifache Überlegenheit zu sofortigem Angriff auszunützen, namentlich da er doch das Eintreffen von Lees Verstärkungen genau berechnen konnte, ließ Mac Clellan fast zwei Tage verstreichen und griff erst am 17. September, aber auch dann nicht mit allen seinen 87 000, sondern nur mit 57 000 Mann, und noch dazu tropfenweise, an.*) Den Rest von 30 000 Mann Reserven wagte er überhaupt nicht einzusetzen. Hätte er es getan, so konnte ihm ein großer Sieg nicht entgehen. Nur bei solcher Führung vermochte Lee mit seinen 41 000 Mann alle Angriffe abzuschlagen. Er verlor fast 10 000, der Angreifer 12 400 Mann. Dieser wagte am 13. nicht, den Kampf zu erneuern. In der folgenden Nacht zog Lee — wieder einmal völlig unbemerkt — über den Potomac ab und führte sein Heer nach Martinsburg, wo er sich bis zum 20. Oktober wieder auf 68 000 Mann verstärkte.

Hatte die Potomac-Armee den Feind unter solchen, für sie besonders günstigen Umständen wieder einmal entkommen lassen, so fehlte ihr natürlich auch noch für längere Zeit die innere Festigkeit zu neuem Vorgehen nach Virginien. Mißhelligkeiten zwischen Armeeführung und Regierung sowie ein Raid Stuarts, diesmal nach Pennsylvanien und Maryland, erzeugten neue Unsicherheit und neues Zögern. Die Truppenstärken sanken durch Desertion und Krankheit um die Hälfte. Seuchen und schlechte Stallpflege hatten den ohnehin mangelhaften Pferdebestand der Union sehr geschwächt. Stuart hetzte nun ihre noch brauchbare Kavallerie vollends ab und entriß ihr viele Hunderte von Beutepferden. Die Remontierung konnte mit solchen Verlusten nicht Schritt halten; zusehends sank der Wert der Kavallerie. Die ganze Arme bedurfte aber zur Ergänzung von Personal und Material dringend der Ruhe.

*) Die Stärkeangaben beider Heere schwankten sehr bedeutend und gehen bei Mac Clellan bis auf 60 000, bei Lee auf 30 000 Mann herunter. Jedenfalls waren die Unierten etwa doppelt überlegen.

Digitized by Google

Als Mac Clellan dann in den ersten Novembertagen zu einer dritten Offensive gegen Richmond ansetzte, wurde er wieder seines Postens enthoben, diesmal, weil Lincoln in ihm einen Rivalen für die nächste Präsidentenwahl erblickte. Sein Nachfolger Burnside fühlte sich selbst seiner Aufgabe nicht gewachsen, brauchte daher besonders viel Zeit, um sich in die neue Lage zu finden. Die Armee war endlich nach Überschreitung des Potomac bis Warrenton gelangt. Von hier aus führte Burnside die begonnene Offensive nach Südosten zunächst auf Fredericksburg fort. Dort mußte er aber den 200 m breiten Strom angesichts des Feindes überschreiten, während ein Festhalten an der bisherigen, mehr südlichen Vormarschrichtung ihn in die Lage versetzt hätte, zwar mehrere Wasserläufe, aber nur solche von viel geringerer Breite und wahrscheinlich außerhalb des feindlichen Machtbereichs zu überwinden. Er versäumte dann, sich durch rasches Zugreifen in Besitz der Stadt Fredericksburg und der sie beherrschenden Höhen des rechten Ufers zu setzen, was sehr wohl gelungen wäre, da die Besatzung anfangs nur schwach war. Der Transport des in Harpers Ferry befindlichen Brückenmaterials und Verpflegungsschwierigkeiten verursachten erneuten Aufenthalt. Endlich vom 19. November ab stand Burnside mit 127 500 Mann nördlich der Stadt zum Angriff bereit.

Lee hatte in richtiger Beurteilung der feindlichen Absichten seine ganze, inzwischen wieder auf 75 000 Mann angewachsene Armee über Culpeper C. H. auf die „Maryes Heigths" zusammengezogen und verstärkte nun diese natürliche Festung durch Erdarbeiten noch sehr erheblich. Vom nördlichen Ufer aus sahen die Föderierten die Werke entstehen, die sie später stürmen sollten. Auf lange Regenzeit folgte Winterwetter mit Nachtfrösten, täglich schwoll der Rappahannock mehr an, immer grundloser wurden die Wege, und die Verpflegungszufuhr stockte. Das war etwas viel für Milizsoldaten. Burnside hätte am liebsten auf jede Unternehmung verzichtet. Aber die öffentliche Meinung! Er war doch der Feldherr einer Republik! Tat er gar nichts, so verfiel er dem Schicksal seiner Vorgänger ohne jeden Zweifel. Ein Sieg war zwar unwahrscheinlich, aber für ihn das einzige Rettungsmittel, und doch nicht unmöglich. So befahl er gegen seine bessere Überzeugung und ohne Hoffnung auf Gelingen für den 13. Dezember den reinen Frontalangriff gegen die starken Maryes Heights. Daß unter diesen Umständen seine Anordnungen von Hause aus den Stempel der Halbheit und Unentschlossenheit trugen, kann nicht überraschen. Dem entsprach der Erfolg, obwohl man Freund und Feind die Anerkennung nicht versagen darf, tapfer und andauernd gefochten zu haben. Mit mehr als 12 000 Mann Verlust wurde die unierte Armee zurückgeworfen. Burnside konnte von Glück sagen, daß Lee, der kaum 5000 Mann verloren hatte, ihm gestattete, seine entmutigten Trümmer über den Fluß zurückzuführen*). Borcke beschreibt den Zusammenbruch des Angriffs

*) Borcke gibt bei Burnside 14 000, bei Lee nur 1800 Tote und Verwundete an.

Digitized by Google

mit den Worten: „Sie flohen, und alle Anstrengungen ihrer Offiziere, die ihre Degen gegen ihre eigenen Leute gebrauchten, um ihrer eiligen Flucht Einhalt zu tun, waren vergeblich. Für den Augenblick war alle Disziplin gelöst und diese Tausende von Truppen, die wir noch eine Stunde zuvor in vortrefflicher Ordnung hatten vorgehen sehen, boten jetzt den Anblick eines wirren haltlosen Haufens." Eine Verfolgung bis an den Fluß hätte Lees Truppen in den Bereich der jenseitigen schweren Geschütze geführt, also noch manches Opfer gefordert. Deshalb unterließ er es wohl, aber wahrscheinlich hätten sich diese letzten Opfer auch reichlich bezahlt gemacht.

Die Operationen des Jahres 1862 haben damit in Virginien ihr Ende erreicht. Burnside bat vorsichtigerweise selbst um Enthebung vom Kommando. In seiner Armee nahmen Niedergeschlagenheit und Kriegsunlust in erschreckender Weise zu. Mehr als 1500 Offiziere und 40 000 Mann hatten sich heimlich den Strapazen des Winterlagers von Fredericksburg entzogen. Begünstigt wurde die Desertion allerdings dadurch, daß die Regierung weder an die Angehörigen der Milizen die zugesagte Unterstützung, noch an die Armee den seit sechs Monaten rückständigen Sold zahlte. Die längst von Grund aus unterwühlte Disziplin verschlechterte sich infolgedessen noch in hohem Grade.

Im Gegensatz hierzu war Lee im konföderierten Heere mit Erfolg bemüht, die Mannszucht zu befestigen. Seine Siege stärkten mehr und mehr den Halt der Verbände und gaben ihm allmählich den Charakter eines stehenden Heeres. Der Fahnenflucht aber konnte auch er nicht in vollem Umfange steuern.

Im Westen waren die Unternehmungen der nordstaatlichen Truppen unter dem Oberbefehl des Generals Halleck 1862 anfangs vom Glück begünstigt worden. Der Mississippi gelangte von Cairo bis Memphis in ihre Gewalt, mehrere Forts am Cumberland-Fluß kapitulierten. In der Nähe von Corinth überfiel dann aber der südstaatliche General Beauregard am 6. April mit 40 000 Mann einen Teil des Feindes unter Grant bei Shiloh*) und schlug ihn an diesem Tage völlig. Gegen 14 000 Mann ließ dieser auf dem Platze. „Noch am nächsten Morgen lagen Tausende von Flüchtlingen an den Steilhängen des Tennessee-Ufers. General Buell schätzte die Zahl der Flüchtlinge, die er am Morgen am Ufer antraf, auf über 10 000 Mann, d. h. ein Drittel des Heeres."**) Völliger Vernichtung entging Grant hier nur deshalb, weil das Heer der Konföderierten ebensowenig wie in Virginien den Grad innerer Festigkeit besaß, der zu solchen Höchstleistungen nötig ist. Einen schweren Verlust erlitt die Konföderation bei Shiloh durch den Tod des Generals Johnston.***)

*) Eine einsame Waldkirche.

**) W. Kaufmann a. a. O. S. 278. Bem. 3.

***) Sidney A. Johnston, nicht zu verwechseln mit dem General Joseph E. Johnston, der bei Seven Pines verwundet wurde.

Digitized by Google

Bis zum 7. früh hatte Grant dann so viel Verstärkung erhalten, daß er zum Angriff überging und Beauregard, dessen Armee nur noch 22 000 Mann zählte, auch zurückdrängte. Dieser General bezog eine feste Stellung bei Corinth, die er vor der allmählich noch immer wachsenden Überlegenheit, wie gewöhnlich vom Feinde völlig unbemerkt, räumte. Die Verluste der Föderierten bei Shiloh betrugen gegen 13 000, die des Gegners wenig über 10 000 Mann. Grant verlor am 6. April 33 v. H. seiner beteiligten Truppen. Beauregard wurde dann durch General Bragg ersetzt, und dieser nahm mit den Hauptkräften Aufstellung bei Chattanooga. Schwächere Kräfte hielten bei Vicksburg am unteren Mississippi die südliche Bahnverbindung mit dem äußersten Westen offen. Auch dort, bei Arkansas, hatten die Föderierten einen größeren Erfolg, ohne nennenswerten Nutzen daraus zu ziehen.

Als Halleck den Oberbefehl über die gesamten Kräfte der Union übernahm, trat Grant dauernd an die Spitze der im Westen kämpfenden Unionstruppen.

Gleichzeitig mit Lees Offensive nach Maryland*) unternahm Bragg eine ebensolche mit zwei Korps gegen Mitte und linken Flügel der Föderierten, die von westlich Chattanooga bis Memphis standen. Am 3. und 4. Oktober griff das westliche Korps den Gegner bei Corinth in verschanzter Stellung tapfer, aber vergeblich an. Wenige Tage später, am 8. und 9. Oktober, wurde die östliche Kolonne Braggs, die eine weite Umgehung des feindlichen linken Flügels unternommen hatte, um Kentucky auf die Seite des Südens zu ziehen, bei Perryville geschlagen. In beiden Fällen waren wieder die locker gefügten Scharen der Föderierten zu wirksamer Verfolgung nicht zu bewegen.

Gegen Ende des Jahres 1862 standen Grant mit dem Gros seiner Kräfte bei Corinth, General Rosecranz mit etwa 40 000 Mann bei Nashville, Shermann bei Memphis. Allen diesen Truppen hatte die Konföderation außer einigen zerstreuten Detachements und der Besatzung von Vicksburg und Port Hudson nur 45 000 Mann unter Bragg bei Murfreesborough entgegenzustellen. Hier kam es um die Jahreswende zwischen Bragg und Rosecranz noch zu einer blutigen Schlacht, in der am 31. Dezember die Südstaatler mit einem Verlust von 10 300 gegen 11 600 Mann beim Feinde siegten. Shermanns Division verlor über 40 vH. ihrer Stärke. Trotz der Niederlage blieb der inzwischen eingetroffene Grant dem Sieger gegenüber stehen, der am 2. Januar die nun befestigte Stellung angriff, aber abgeschlagen wurde. So war aus der anfänglichen Niederlage der Unionisten noch ein Sieg geworden.

Betrachtungen.

Entscheidende Erfolge hatte das Jahr 1862 weder der Union noch den Südstaaten gebracht, weil auf beiden Seiten die gleichen, von Milizheeren untrennbaren Mängel bestanden, wenn sie auch in sehr verschiedener Stärke zum Ausdruck kamen.

---

*) Vgl. S. 107.

Digitized by Google

Die volle Kraftentfaltung eines Staates ist nur möglich unter einer starken Regierung, mit einer für den Krieg gebildeten Wehrverfassung und ernster Erziehung des Volkes für den Krieg. Für die Erfüllung jener Bedingungen ist die Staatsform theoretisch nicht ausschlaggebend. In der heutigen republikanischen Schweiz haben die geographische Beschaffenheit des Landes, der stete Kampf seiner Bewohner mit der Natur, eine ruhmreiche alte Geschichte, scharf ausgeprägte Liebe zum Vaterlande und schließlich ein hoher Begriff von nationaler Unabhängigkeit und Waffenehre ein Volk geschaffen, dessen Heer wahrscheinlich allen Aufgaben, die ihm erwachsen können, voll gewachsen sein wird. Diese Aufgaben sind aber völlig anderer Art, als sie voraussichtlich den Heeren der europäischen Großmächte einst gestellt werden. Je mehr deren Heere anwachsen, je höher der Einsatz in einem Kriege zwischen Großmächten wird, desto weniger können sie eine einheitliche kraftvolle Spitze entbehren. Tatsächlich gibt die Monarchie für die Einheitlichkeit der Kriegführung eine ungleich größere Gewähr, als die vielköpfige Regierung einer Republik. Wie wenig eine solche in großen Verhältnissen die Kriegshandlung zu meistern vermag, zeigt das Jahr 1862 in überzeugender Weise. Sowohl Einleitung als Durchführung der ersten Offensive Mac Clellans scheiterten an der Geltendmachung unverantwortlicher, oft sehr dilettantenhafter Einflüsse in politischer und operativer Hinsicht, und an der stets beobachteten Rücksichtnahme auf die ewig wechselnde öffentliche Meinung. Ähnlich erging es Pope und Burnside. Die straffer organisierte und militärisch tüchtigere Zentralgewalt der Konföderierten war der Union gegenüber hierin im Vorteil, aber, wie wir später sehen werden, nur so lange, bis in Grant dem Norden ein Diktator erstand. Der öffentlichen Meinung hat sich schließlich auch ein Lee gegen seine eigene bessere Überzeugung gefügt, als er die Invasion nach Maryland unternahm. In höchstem Maße nachteilig für den Norden war es, daß mehrfach in entscheidenden Augenblicken auf Grund politischer oder sogar rein persönlicher Motive ein Wechsel in der obersten Führung eintrat. Daß der Süden hiervon bewahrt blieb, ist in erster Linie der überragenden Persönlichkeit Lees zu danken, der trotz eines tragischen Geschickes die Leitung des Krieges bis zuletzt in fester Hand behielt. Er bewies aber auch im Kampfe, wie sehr solche starken Charaktere über Wert und Unwert von Milizen entscheiden, und zwar in höherem Grade, als über den Wert stehender Truppen, weil bei diesen die zur Gewohnheit gewordene Disziplin oft auch über schwere Krisen hinweghilft. Hielt doch in der Schlacht bei Manassas die reguläre Brigade Bushanan allen Angriffen stand, obwohl General Pope durchaus keine Persönlichkeit war, für die eine Truppe sich begeistern konnte. Daß, wie neuere Forschungen ergeben haben, auch einige Miliztruppenteile standhielten, ändert nichts an der Tatsache, daß die gute Disziplin des stehenden Heeres das beste Mittel gegen schwere Krisen des Kampfes ist.

Der Süden war um diese Zeit noch ungleich reicher an machtvollen Persönlichkeiten als der Norden. Die Generale Jackson, Johnston und Stuart traten würdig

Digitized by Google

an Lees Seite. Die Marsch- und Gefechtsleistungen der Division Jackson im Shenandoah-Tale würden auch Truppen eines stehenden Heeres zu hoher Ehre gereichen. „Fußkavallerie“ nannte man seine kleine Schar. Man darf aber nicht vergessen, daß die Division nur 15 000 Mann zählte, daß dies ausgewählte Leute waren, und daß an ihrer Spitze ein Mann stand, dessen Bedeutung aus folgendem Urteil hervorgeht:*) „Sein rascher taktischer Blick, seine Kunst, die Truppen fortzureißen, sichern ihm im Verein mit seiner unbeugsamen Energie und seiner vor nichts zurückschreckenden Kühnheit für alle Zeiten einen Platz unter den großen Soldaten. Die Kriegsgeschichte weist kaum einen General auf, der mit einem neuformierten Volksaufgebot gegen eine dreifache Übermacht solche Erfolge zu verzeichnen hat, und die ungelenken Truppen eines Volksheeres mit solchem Geschick zur Schlacht einzusetzen verstand, wie Jackson 1862 im Shenandoah-Tale.“

Wohl vermögen also einzelne hervorragende Führer, wie wir es am besten bei Napoleon sehen, die Mängel der Truppe bis zu einem gewissen Grade auszugleichen. Sie sind aber so selten, daß ihre Leistungen nicht als Maßstab für die Gesamtheit gelten dürfen. Gewiß soll man tüchtige Führer an die Spitze der Truppen stellen, aber auch der beste unter ihnen kann auf die Dauer mit ungeschulten Volkshaufen gegen Soldaten keine Siege erfechten. Sobald er verschwindet, ist es mit den Leistungen der Milizen vorbei. Bei Seven Pines waren sie nicht mehr zum einheitlichen Angriff in Bewegung zu setzen, als Johnston verwundet war. Der Tod des gleichnamigen konföderierten Generals bei Shiloh verschaffte den Verteidigern eines Hohlweges, „des Hornissennestes“, eine volle Stunde Erholung; als dann schließlich der Angriff von neuem angesetzt wurde, fehlte ihm der nötige Schwung. Wir werden später sehen, daß auch Jacksons Truppen nach seinem Tode nicht die alte Tüchtigkeit bewahrten.

Eine auf beiden Seiten besonders häufig auftretende Erscheinung waren die Reibungen in der Führung der Milizheere, bei weitem am größten allerdings auf seiten der Union. Hier griffen die obere und untere Führung nicht ineinander, Befehlsübermittelung, Verbindung der Truppenkörper untereinander und mit der leitenden Stelle versagten oft. Fast niemals glückte es auf beiden Seiten, einen einheitlichen Angriff planmäßig durchzuführen. Die föderierten Führer wagten auch keinen hohen Einsatz, weil sie im Angriff ihrer Truppe nicht sicher waren. Alle diese Übelstände verminderten dort das gegenseitige Vertrauen zwischen Führern und Mannschaften. Dazu kam auf nordstaatlicher Seite die Unsicherheit, die durch das Versagen der eigenen Kavallerie in der Aufklärung hervorgerufen wurde. Aber auch die südstaatliche Armee focht im fremden Lande nicht mit der Begeisterung, wie bei der Verteidigung von Haus und Herd. General D. H. Hill sagt über die vielen Nach-

*) Frhr. v. Freytag-Loringhoven a. a. O. Heft II, S. 68.

Digitized by Google

zügler in den Kämpfen am Antietam:*) „Sicherlich haben fehlendes Schuhzeug, Mangel an Nahrung und körperliche Erschöpfung manchen braven Soldaten zurückbleiben lassen, aber Tausende von diebischen Drückebergern hatten sich aus bloßer Feigheit abgesondert."

Die überall hervortretende Kühnheit der Bewegungen Lees gründet sich durchaus auf die Minderwertigkeit des feindlichen Heeres und seiner Führer. So groß aber seine Erfolge auch waren, niemals wurde auch von seinen Milizen ein Sieg voll ausgenutzt; der stets geforderte „letzte Hauch von Mann und Roß" ist schon aus festgefügten Truppen schwer herauszuholen, aus Milizen niemals.

Immer wieder gelang es den Konföderierten auch in den mißlichsten Lagen, aus nächster Nähe des Feindes völlig unbemerkt abzumarschieren. Neben dem Mangel an einer guten Kavallerie war wohl auch eine lässige Betreibung des Wachdienstes daran schuld.

Das Jahr 1862 hatte zwar der Union im Westen eine Reihe schöner Erfolge gebracht, die aber alle, wie erwähnt, nicht die Entscheidung herbeiführten. Im Osten aber waren ihre Heere von einer schweren Niederlage zur anderen geschritten. Mag der besseren Führung des konföderierten Ostheeres ein großer Teil dieses Verdienstes angerechnet werden; zum anderen Teil lag es daran, daß die Südstaatler im Westen auf ebenbürtige, für den Krieg schon einigermaßen vorbereitete Gegner gestoßen waren. Unverkennbar ist die zunehmende Zähigkeit der Kämpfe. Hatten bei Bull Run schon 5 bis 6 vH. Verlust eine völlige Panik der nordstaatlichen Milizen erzeugt, so hielten sie bei Shiloh und Murfreesborough nicht nur sehr viel höhere Verluste aus**), sondern gingen in den nächsten Tagen, allerdings verstärkt, zum erfolgreichen Angriff über. Die Schule des Krieges erzieht also, wie nie bestritten werden wird, auch Milizen zu Soldaten, der moderne Krieg aber erfordert fertig ausgebildete Soldaten in den ersten Schlachten.

Beim Erscheinen des Südheeres vor Washington zeigte sich ebenso wie nach Bull Run, daß die hier entscheidende Besitznahme der Hauptstadt ohne die Kampfmittel des stehenden Heeres, in diesem Falle ohne genügend starke Artillerie, nicht herbeizuführen war.

Überraschen muß schließlich das geringe kriegsgeschichtliche Interesse im Unionsheere, das sich durch das Fehlen aller Karten des Geländes bei Yorktown ausspricht, wo im Unabhängigkeitskriege ihre Fahnen reichen Lorbeer geerntet hatten.

Ein von kriegerischem Geiste beseeltes Heer hätte nie versäumt, diese Taten der Väter und den Kriegsschauplatz den späteren Geschlechtern in Wort und Bild vor Augen zu führen.

---

*) Pollard: Lee and his lieutenants. New York 1867.

**) Bei Shiloh zum Teil über 30 vH., bei Murfreesborough die Division Sheridan über 40 vH.

Digitized by Google

Die im Jahre 1862 auf dem entscheidenden östlichen Kriegsschauplatze erlittenen schweren Niederlagen der Union bedingten neue und gesteigerte Kriegsrüstungen mit ungeheuren Kosten. Das ganze Volk des Nordens bewies aber im Gegensatz zu seinen Vorfahren im Unabhängigkeitskriege jetzt in finanzieller Hinsicht eine hohe Gesinnung. Kein Opfer schien zu groß, niemand machte sich Sorge darüber, daß die Staatsschuld vom Ausbruch des Krieges bis zum 1. Juli 1862 von etwa 70 auf 517 Millionen angewachsen war, und binnen Jahresfrist auf 900 Millionen stieg.

1863.

Mit dem 1. Januar 1863 trat die schon im September des Vorjahres von Lincoln angekündigte Sklavenbefreiung in Wirksamkeit. Namentlich im Nordosten wurden Neger-Regimenter gebildet. So wuchsen die Armeen des Nordens nicht unerheblich, aber die beabsichtigte Gesamtzahl von 900000 Mann ist niemals erreicht worden. Bemerkenswerte Fortschritte machte man mit der Kavallerie. Mann und Pferd wurden aus dem Westen entnommen, und allmählich gelang es, die Reiterwaffe auf eine der feindlichen fast ebenbürtige Stufe zu heben. Ein Anfang Mai unter dem General Stonemann zwischen Rappahannock und James ausgeführter längerer Raid hatte zwar keinen Einfluß auf den Verlauf des Krieges und nutzte das Pferdematerial sehr ab, kostete aber auch den Konföderierten viele Hunderte von Pferden. Ein Teil ihrer Bahnen wurde außerdem für mehrere Wochen betriebsunfähig gemacht und, was die Hauptsache war, der Geist und das Selbstvertrauen der nordstaatlichen Kavallerie erfuhren eine sehr erwünschte Stärkung.

Auch die konföderierte Armee war bemüht, sich zu verstärken, aber es gelang ihr im Jahre 1863 nicht, mehr als 250000 bis 300000 Mann aufzustellen.

Bis gegen Ende April standen sich die Hauptarmeen auf je einem Flußufer bei Fredericksburg untätig gegenüber. Das Nordheer zählte etwa 125000, das feindliche dagegen nur etwa 60000 Mann. Hookers Plan ging dahin, einen Teil der Heeres unter dem General Sedgwick südöstlich Fredericksburg einen Scheinangriff gegen Lees rechte Flanke ausführen zu lassen, während ein Korps die feindliche Mitte bei der Stadt selbst fesseln sollte. Mit der Hauptmacht wollte Hooker dann den Rappahannock und Rapidan oberhalb Fredericksburg überschreiten und Lee im Rücken und in der linken Flanke angreifen. In dem dichten Waldgelände bei Chancellorsville gelang nur mühsam die Versammlung dieser Hauptmacht. Ohne jede Aufklärung, ohne Karten, völlig im Dunkeln tappend, wagte Hooker dann aber von dort keinen weiteren Vormarsch und ließ fast zwei Tage unbenutzt verstreichen, die Lee zugute kamen. Schnell entschlossen führte dieser dem Feinde 50000 Mann von den Marnes Heights entgegen*) und teilte sich dann mit unerhörter Kühnheit, indem er, selbst mit 20000 Mann den Feind in der Front beschäftigend, ihn durch 30000 Mann

*) 10000 bis 12000 Mann blieben auf den Maryes Heights gegen die beiden Nebenkolonnen des Feindes stehen.



unter Jackson umgehen ließ. Dieser überfiel am 2. Mai Nachmittags ein Korps Hookers und zersprengte es völlig. Zahlreiche Meldungen von Jacksons Umgehung waren an Hooker und seine Unterführer gelangt, aber nicht geglaubt worden. Schließlich kündete das aufgescheuchte, flüchtende Wild das Nahen des Feindes an, aber es war zu spät. Die mangelhaft geschulte, schlecht geführte Miliz des überfallenen Korps war nicht zur Entwicklung zu bringen, völlige Panik ergriff sie. Vergeblich schlugen die Offiziere mit den Säbeln auf die Flüchtlinge ein. Verstärkungen wurden herangeführt, konnten aber bei der Unübersichtlichkeit des Waldgeländes und beim Fehlen jeder einheitlichen Führung das Geschick des Tages nicht wenden. Erst gegen 8° Abends stand Jackson, dessen Truppen durch den weiten Umgehungsmarsch sehr ermüdet waren, von weiterem Vordringen ab. Er erkundete dann persönlich gegen den Feind. Bei seiner Rückkehr durch die Vorposten wurde er mit seiner Begleitung für einen Trupp feindlicher Kavallerie gehalten, beschossen und dabei selbst so schwer verwundet, daß er nach etwa einer Woche starb. Mit ihm fiel eine der Säulen der Konföderation.

Am 3. Mai fand die Hauptschlacht bei Chancellorsville statt. Hookers dortige Stellung wurde von den Konföderierten von drei Seiten umfaßt und nach blutigen Kämpfen unter schweren Verlusten von ihm geräumt. Rückwärtige Kräfte nahmen die Geschlagenen auf. Sie hätten, an richtiger Stelle eingesetzt, durch kräftige Offensive sehr wohl einen völligen Umschwung im Verlauf der Schlacht herbeiführen können, aber die Zerfahrenheit in der Führung der Potomac-Armee war grenzenlos. Als Hooker, durch den einstürzenden Pfeiler eines Hauses verletzt, den Befehl für kurze Zeit abgab, wußte niemand, wer zu befehlen hatte. Zwar erholte der General sich bald, aber geistig und körperlich gebrochen, wagte er keinen Einsatz mehr. Volle 37000 Mann kamen überhaupt nicht mehr zur Verwendung, während beim Feinde der letzte Mann von früh an im Kampfe stand. Während der Nacht und des nun folgenden Tages blieben Freund und Feind schwer erschöpft mit Gewehr im Arm einander gegenüber stehen. Hooker hoffte noch immer auf ein Eingreifen Sedgwicks, der am 3. Mai eine auf den Maryes Heights zurückgelassene Division angegriffen und nach Westen gedrängt hatte. Aber Lee hatte auch hier vorgesorgt, rechtzeitig Truppen aus dem Hauptkampf gezogen, sobald dessen Ausgang nicht mehr zweifelhaft war, und Sedgwick am 3. Mai Halt geboten. Am folgenden Tage warf er ihn unter schweren Verlusten über den Rappahannock zurück, während Hooker einige Meilen westlich davon untätig stehen blieb. Gegen Abend berief dieser dann einen Kriegsrat, dessen Ergebnis der Rückzug nach dem linken Ufer war, obwohl die Mehrzahl der Generale dagegen gestimmt hatte. Hooker scheute sich später nicht zu behaupten, daß er sich nur der Stimmenmehrheit gefügt habe.

Der große Kampf bei Chancellorsville kostete dem Norden 17000, den Südstaaten 13000 Mann. Starke Erschöpfung und das lockere Gefüge seines Miliz-

Digitized by Google

Heeres hinderten Lee auch hier an ausgiebiger Verfolgung. Zunächst mußte wieder Ordnung in den Verbänden geschaffen werden, und trotz des Sieges mußte Lee Rücksicht nehmen auf die schwankende Stimmung und den mehr oder minder guten Willen seiner Milizen. Einem preußischen Offizier gegenüber äußerte er damals: „Geben Sie mir nur preußische Formen und preußische Disziplin, so würden Sie ganz andere Erfolge erleben."

Nach dem Siege von Chancellorsville trat der Gedanke einer neuen Invasion in nordstaatliches Gebiet wiederum hervor. Konnte bei der großen materiellen Überlegenheit des Nordens seine wirkliche Niederwerfung auch kaum erreicht werden, so erhoffte man im Süden von einer neuen Offensive auf feindliches Gebiet doch die Einnahme einer großen Stadt und damit vielleicht den Frieden. Nur mit Widerstreben ging Lee auf diesen Plan ein, aber wieder beugte sich der Feldherr der Republik schließlich vor der öffentlichen Meinung. Zunächst brachte er sein Heer durch Nachersatz und Heranziehung aller erreichbaren Kräfte auf fast 80000 Mann. Es waren kriegsgewohnte Truppen, das beste Heer, das die Konföderation je besessen hat. Der frische Siegeslorbeer seiner Fahnen erzeugte ein felsenfestes Vertrauen zu den Führern und gab die Hoffnung auf ein Gelingen des bevorstehenden kühnen Zuges. Lee teilte das Heer in drei Korps zu je drei Divisionen und schickte sich nach kleineren Erfolgen bei Brandy Station und Winchester Mitte Juni zum Vormarsch durch das Shenandoah-Tal zum oberen Potomac an.

Die Potomac-Armee war nach dem Mißgeschick von Chancellorsville untätig bei Fredericksburg stehen geblieben. Im Gegensatz zum Feinde hatte sie dauernd an Zahl abgenommen, weil einmal im Laufe von 2 Monaten 15000 ausgebildete Soldaten nach Ablauf ihrer Dienstzeit die Fahnen verließen, weil die Desertion dauernd zunahm, und weil schließlich schlechtes Wetter und Anstrengungen auch ihren Tribut forderten. Bei dem Fehlen von Ersatztruppenteilen sank die Stärke der Infanterie bald auf 80000 Mann. Der erwähnte Raid Stonemanns hatte die daran beteiligte Kavallerie so mitgenommen, daß sie mehrerer Wochen bedurfte, um wieder leistungsfähig zu werden. Schließlich aber hörten auch die unmittelbaren Eingriffe der Regierung nicht auf. Indem sie stärkere Kräfte im Bereiche der Armee der Einwirkung Hookers entzog, war dieser außerstande, die unheilvolle Kräftezersplitterung zu beseitigen. So blieb die schädliche Halbheit des Handelns durch die Schuld der Regierung fortbestehen, aber die Verantwortung für Mißerfolge wurde stets Hooker zugeschrieben. Dazu kam, daß die Truppen nach der letzten Niederlage jedes Vertrauen zu dem Oberfeldherrn verloren hatten. Dieser beschränkte sich denn auch auf die reine Defensive, die für lange Zeit unter dem Zeichen völligster Unsicherheit stand.

Lees Offensive nach Pennsylvanien führte von Fredericksburg in großem, nach Westen ausholendem Bogen über Culpeper C. H., Front Royal nach Winchester. Der Potomac wurde bei Sheperdstown und Williamsport überschritten. Von Hagers-

Digitized by Google

town aus ging der Marsch zunächst nach Chambersburg und dann östlich nach Gettysburg. Zu seinem Unglück ließ Lee den Vormarsch auf der dem Feinde zugekehrten Seite nicht von Stuart begleiten, sondern dieser blieb anfangs südlich des Potomac, überschritt ihn dann dicht westlich Washington, umritt den Feind über Westminster—Carlisle und stieß erst bei Gettysburg wieder zur Armee. So war diese ihres Auges beraubt und ihr Führer nicht so gut wie sonst über den Feind unterrichtet.*) Hookers Absicht, sich gegen die Verbindungen Lees, aber nicht gegen ihn selbst zu wenden, führten zu Mißhelligkeiten mit Halleck und veranlaßten ihn, um Enthebung vom Kommando zu bitten. An seine Stelle trat der tüchtige General Meade, der sich zunächst von der Regierung die Verfügung über alle in Maryland und Pennsylvanien stehenden Truppen zusichern ließ, und damit sein Heer auf 105000 Mann brachte. Im Gegensatz zu seinem Vorgänger wollte er mit den feindlichen Hauptkräften abrechnen, aber auch nur in der Defensive. Auf der Sehne des von Lee eingeschlagenen Bogens marschierte Meade nach Gettysburg, wo seine Truppen nur sehr allmählich eintrafen, weil einzelne später formierte Regimenter mit den besser einmarschierten nicht Schritt halten konnten und zurückblieben.

In den Tagen vom 1. bis 3. Juli kam es bei Gettysburg zu einer der blutigsten Schlachten des ganzen Krieges, in der Meade mit 100000 Mann den mit nur 70000 Mann unternommenen, doppelt umfassenden Angriff Lees siegreich abschlug.**) Abgesehen von ungenügender Aufklärung, waren diesmal auch bei Lees Unterführern, namentlich bei Longstreet, Reibungen und Mißverständnisse aller Art entstanden, so daß wieder keine Einheitlichkeit in den Angriff zu bringen war. Demgegenüber hatte die lange Dauer des Krieges die nordstaatlichen Milizen für die Verteidigung ausreichend gefördert, ihre Offiziere waren zu Führern geworden. Schließlich spielte das Glück in diesen Tagen eine große Rolle, und immer stellte es sich auf die Seite der Union. Schwer fühlbar machte sich auch, daß Jackson seit 7 Wochen im Grabe schlummerte. Lee hat später behauptet, daß er mit Jackson schon am 1. Juli einen entscheidenden Sieg erfochten hätte. Tatsächlich wurde die größte Feldschlacht des Bürgerkrieges zu einer Niederlage des konföderierten Heeres und zum entscheidenden Wendepunkt der Kriegshandlung. Alter Gewohnheit treubleibend, nutzte aber der Feind seinen Sieg nicht aus, wie man von einem festgefügten Heere hätte erwarten dürfen. Lees Lage war verzweifelt. Geschlagen, zum Teil mit verwandter Front, sollte er den hoch angeschwollenen Potomac überschreiten. Obwohl der Übergang erst in der Nacht zum 14. Juli, also nach 11 Tagen, begonnen werden konnte, gelang er doch. Es ruhte sich bei Gettysburg so gut auf den so selten errungenen

*) Die schwachen Kavallerie-Abteilungen, die bei der Armee geblieben waren, versagten in der Aufklärung völlig, sobald sie den heimatlichen virginischen Boden verlassen hatten.

**) Die Stärkeangaben schwanken. Kaufmann nennt 100000 gegen 80000, andere 90000 gegen 70000 Mann.

Digitized by Google

Lorbeeren, und Meade wollte sich möglichst wenig den Schlägen des verwundeten Löwen aussetzen. Schließlich forderten gerade jetzt wieder eine ganze Anzahl von Regimentern nach abgelaufener Dienstzeit ihre Entlassung. Beide Heere verloren etwa 23000 Mann*), aber statt der in den Nordstaaten mit Recht allgemein erwarteten Waffenstreckung des Feindes bestand die ganze Beute des Siegers in 2000 Gefangenen, 3 Fahnen und 2 Geschützen.

Lee führte sein Heer über Culpeper C. H. auf das rechte Rapidan-Ufer. Meade folgte ihm nur bis Warrenton, weil Unruhen in mehreren großen Städten des Nordens wegen der langen Dauer des Krieges und der damit verbundenen Konskription ihn mit seinem Heere zurückriefen. Diese Unruhen trotz eines erfochtenen Sieges beweisen, wie richtig Lee die Schwächen der vielköpfigen Regierungsform beim Feinde erkannt hat, und welchen großen Erfolg ein Sieg seines Heeres gehabt haben würde. Obwohl man bald die Ruhe wiederherstellte, machte die Konskription doch keine Fortschritte. Um entlassene Mannschaften erneut zum freiwilligen Eintritt zu bewegen, wurden sehr hohe Prämien geboten; aber die Leute zögerten mit ihrer Zusage, weil sie — nicht mit Unrecht — dadurch eine Steigerung dieser Prämien zu erringen hofften. Da die Kavallerie der Potomac-Armee völlig neu remontiert werden mußte, da bei allen Waffen zahlreiche Beurlaubungen von Offizieren und Mannschaften stattfanden, und da schließlich die Regierung dem General Meade wieder Truppen für andere Kriegsschauplätze entzog, so sah dieser sich zu längerer Muße gezwungen.

Auch die südstaatliche Armee konnte Atem schöpfen. Lee machte ebenfalls Zugeständnisse an den Geist des Milizheeres und bewilligte umfangreiche Beurlaubungen für mehrere Wochen. Eine längere Pause in der Kriegshandlung trat ein. Anfang Oktober hatte Lee dann mit 50000 Mann gegen 60000 Mann des Feindes doch wenigstens eine Art numerischen Gleichgewichtes wiederhergestellt. Seit der Niederlage bei Gettysburg mußte er aber im wesentlichen auf die offensive Kriegführung verzichten. Eine Zeitlang wurde noch ein ergebnisloser Manöverkrieg geführt, der damit endete, daß beide Heere, bei Culpeper C. H. und Orange C. H. stehend, zur Winterruhe übergingen.

Unterdessen waren auf dem westlichen Kriegsschauplatze wichtige Ereignisse eingetreten. Vicksburg und Port Hudson, beide seit Beginn des Jahres von Grant belagert, hatten Anfang Juli kapituliert. Damit waren die nordwestlichen Staaten der Union wieder fester mit den Oststaaten verbunden worden, weil ihnen der Zugang zum Meere wieder offen stand. Im Gegensatz hierzu war das Machtgebiet der Konföderation durchbrochen, der Weg zu ihren kornbauenden Weststaaten wesentlich erschwert. Zwar erfochten die konföderierten Truppen vom 18. bis 21. September noch einen großen Sieg am Chickamauga, der dem Norden

*) Beim Unionsheer 23 vH., beim konföderierten Heer 33 vH. ihres Bestandes.

Digitized by Google

einen Verlust von 16 000 Mann und 60 Geschützen, dem Südheere nicht ganz 12 000 Mann kostete. Die Schlacht zeichnete sich wieder aus durch die Zähigkeit und Erbitterung, mit der auf beiden Seiten gekämpft wurde. Danach belagerten die Konföderierten Chattanooga. Mit dem am 23. Oktober erfolgten Erscheinen Grants trat aber hier ein Umschlag ein. Einen Monat später siegten dessen Truppen in der Umgebung der Stadt in sehr gut geführten schwierigen Angriffen gegen die allerdings an Zahl erheblich unterlegenen Konföderierten, die auf den Höhenzügen südlich Chattanooga standen. Sie verloren gegen 9000, Grant etwa 7000 Mann. Ganz Tennessee war damit von der Union erobert, der große Krieg hier im wesentlichen vorüber. Die Reste der Konföderierten gingen auf Dalton zurück. Kennzeichnend für den Wert kriegerischer Schulung ist, daß diese letzten Kämpfe bei Chattanooga auf beiden Seiten durchaus das Gepräge von Schlachten mit ausgebildeten stehenden Heeren trugen. Die Verteidiger des Missionary Ridge*) erlagen einem doppelt umfassenden Angriff mit gleichzeitigem scharfen Vorgehen in der Front, wobei das rechtzeitige Ineinandergreifen der einzelnen Abteilungen und die Selbständigkeit der Unterführer Grants hervorzuheben sind. Die Verteidigung unterlag, weil der Angreifer weit überlegen und weil die gewählte Stellung für die Zahl der Verteidiger zu groß war. Hier verfolgte auch endlich der Sieger, erlitt allerdings dabei schwere Verluste.

Betrachtungen. „Die Schmach von Chancellorsville“ nennt ein Schriftsteller**) nicht mit Unrecht jene viertägige Wildnisschlacht, in der 125 000 Unionssoldaten von 60 000 „Rebellen“ geschlagen wurden. Eine Schmach für die Truppe war es allerdings, sich am hellen Tage so völlig überfallen zu lassen, aber im ganzen ist doch die ungeübte obere Führung für die Niederlage verantwortlich zu machen. Prahlerisch hatte Hooker in einer Proklamation gesagt: „Ich habe nun den General Lee in der einen und Richmond in der anderen Hand.“ Dabei vermochte er nicht einmal für die nötigste Aufklärung zu sorgen, so daß er südlich des Rapidan ganz im Dunkeln tappte. Daraus ergab sich die völlige Untätigkeit und Verzagtheit an Stelle der Initiative, die nötig war, um den kühnen Lee zu besiegen. Schließlich konnten sich Hooker und auch andere Generale um keinen Preis von ihrer vorgefaßten Meinung freimachen, daß der sie umgehende Jackson auf Gordonsville abziehe. Kommt dieser Fehler bis zu einem gewissen Grade auch bei geschulten Führern stehender Heere vor,***) so übertraf hier die Starrköpfigkeit der unierten Generale doch die erlaubten Grenzen. In der Schlacht selbst finden wir auf nordstaatlicher Seite wieder die gewohnte Verwirrung in und hinter der Front, die Scheu vor dem Einsatz der Reserven und

*) Gebirge bei Chattanooga.

**) W. Kaufmann: Die Deutschen im amerikanischen Bürgerkriege 1861 bis 1865. München—Berlin 1911.

***) Vgl. VIII. Jahrgang, 1911, 4. Heft, S. 536 und 537. „Cannae“.

Digitized by Google

schließlich den für Milizheere besonders typischen Kriegsrat mit negativem Ergebnis, — dem Rückzuge.

Das hohe Verdienst einzelner Führer auf südstaatlicher Seite ist es, hier wieder dieser Verwirrung durch die Macht ihrer Persönlichkeit und das hohe Maß ihres Könnens rechtzeitig gesteuert zu haben. Neben Lee stand Jackson dabei an erster Stelle. Beide Männer haben bei Chancellorsville die zahlenmäßige doppelte Überlegenheit des Feindes mehr als ausgeglichen.

Lees dann einsetzende Offensive litt vor allen Dingen darunter, daß zur Befriedigung der öffentlichen Meinung vorzeitig in den Zeitungen die Absicht zu solchem Vorgehen besprochen worden war. Wenn der Feind trotzdem anfangs keine wirksamen Gegenmaßregeln traf, so ändert das nichts an der Tatsache, daß solche Rücksichten auf die öffentliche Meinung den Operationen meist zum Verderben gereichen. Ein weiterer Nachteil war, daß Stuart, sonst stets das Auge der Armee, den Marsch nicht feindwärts begleitete, sondern von Lee die Erlaubnis zu einer Sonderunternehmung erhielt, die mit der Hauptoperation kaum in Einklang zu bringen war. Man wird nicht fehlgehen, wenn man hier auch dem Milizcharakter des Heeres die Schuld gibt. Stuart hatte zwar zahlreiche Beweise eines guten operativen Verständnisses gegeben, war aber auch der Liebling des Volkes und sich dessen mit Stolz bewußt. So mag es gekommen sein, daß Lee dem unternehmungslustigen Manne mit Rücksicht auf seinen großen Namen — also wieder mit Rücksicht auf die öffentliche Meinung — hier einen weiteren Spielraum gelassen hat, als es im Rahmen eines stehenden Heeres der Fall gewesen wäre.

In der Schlacht bei Gettysburg befremdet die Schwerfälligkeit des südstaatlichen Heeres im Begegnungsgefecht. In nur einer sehr langen Kolonne anmarschierend, konnte es sich nicht schnell genug nach der Flanke entwickeln.

Beim Hauptkampf finden wir diesmal bei den Konföderierten Fehler, die wir sonst in viel höherem Grade vom Gegner gewöhnt sind, nämlich fehlende Einheitlichkeit im Angriff und ungenügende Unterstützung der Waffen. Jacksons Fehlen machte sich bemerkbar. Tapfer war die Armee ohne Zweifel, aber ein Angriff gegen einen feuerkräftigen Feind in offenem Gelände ist eine Aufgabe, die an Führer und Mannschaften doch noch höhere Anforderungen stellt, als sie auch diese Miliz zu erfüllen vermochte. So sehr die Schule des Krieges das kühne Draufgehen beim ersten Angriff fördert, das Ausharren des offensiven Geistes, das die Truppe auch dem fast sicheren Tode entgegen immer wieder vorwärts treibt, wird doch in erster Linie in langer Friedensarbeit und auf dem Boden ruhmvoller Überlieferung gedeihen. Wenn Lees Heer zu solchem Angriff nicht befähigt war, so ist es überhaupt keine Miliz, und da ein Krieg ohne Angriff nicht zu glücklichem Ende geführt werden kann, so ist die Miliz kein Kriegswerkzeug im vollen Sinne.

Auf nordstaatlicher Seite wieder ein Kommandowechsel kurz vor entscheidenden

Digitized by Google

Schlägen! Meade galt als tüchtiger Soldat, aber der vielen Glücksumstände, die ihm bei Gettysburg zum Siege verholfen hatten, zeigte er sich nicht wert, weil er nicht verfolgte. Niemals durfte Lee entkommen. Waren die inneren Zustände des Unionsheeres auch gewiß schlecht, hier durfte Meade nicht an dessen Leistungsfähigkeit verzweifeln, wie er es tat, und auch den anderen Generalen gegenüber mußte er mit seiner Autorität durchdringen, mochten sie ihm noch so große Schwierigkeiten in den Weg legen. Freudiger Gehorsam auch einem Befehl gegenüber, von dem man nichts Gutes erwartet, ist aber nicht Sache der Milizoffiziere. Ihnen trotzdem den eigenen Willen aufzuzwingen, ist schwer, aber notwendig; dazu gehört eine stärkere Persönlichkeit, als Meade es war, dazu gehört ein im Befehlen geübter Soldat, der keinen Widerspruch duldet, aber kein Milizgeneral, der auch, wenn er den tüchtigsten zuzurechnen ist, mit seinen Unterführern mehr oder weniger parlamentiert.

1864 u. 1865. Nach den Erfolgen bei Vicksburg, Gettysburg und Chattanooga stellte der Norden immer höhere Bedingungen für einen Friedensschluß. So stark aber auch die materielle Einbuße der Südstaaten war, ihre moralische Kraft hielt stand, sie blieben ihrer Losung „Sieg oder Untergang“ treu bis zum Schluß.

Ende März 1864 wurde Grant zum Oberbefehlshaber der gesamten Streitkräfte der Union ernannt. Von Anfang an ließ er sich mit sehr viel ausgedehnteren Vollmachten versehen, als je einer seiner Vorgänger sie besessen hatte. Er war 1822 im Staate Ohio als Sohn eines Farmers geboren, in West Point militärisch vorgebildet, und hatte sich sowohl im mexikanischen Feldzuge, als auch, wie oben erwähnt, während des Bürgerkrieges ausgezeichnet. „Grant war eine kalte, zähe, durch und durch nüchterne und praktische Natur, von einer unbeugsamen Energie des Willens,“ *) daher hier der Mann, den die Lage forderte. Nur sachlichen Rücksichten zugänglich, bemühte er sich ebensowenig um die Gunst der Machthaber in Washington, wie er gleichgültig war gegen die Huldigungen der Menge. Als Feldherr war er seinem großen Gegner Lee zweifellos unterlegen, aber anzuerkennen ist der offensive Geist seiner Kriegsführung, die Beharrlichkeit, mit der er daran festhielt, und die Rücksichtslosigkeit, mit der er ein sich gestecktes Ziel bis zum Schluß verfolgte.

Das Kommando über die nordstaatliche West-Armee erhielt gleichzeitig General Shermann, der mit dem ihm engbefreundeten Grant manchen verwandten Zug hatte; aber sehr lebhaft und reizbar, besaß er nicht die Geduld und Willensstärke wie jener. Als Sohn eines Richters 1820 im Staate Ohio geboren, leistete er im Gegensatz zu Grant in West Point Vortreffliches. Seine bessere Bildung und Erziehung verliehen ihm überhaupt ein geistiges Übergewicht diesem gegenüber; auch besaß er in höherem Maße als Grant die Gabe des Wortes und des Einflusses auf den ge-

*) Frhr. v. Freytag-Loringhoven a. a. O. Heft III, S. 5.

Digitized by Google

meinen Soldaten. Es fehlte trotzdem nicht an Stimmen, die an seiner Befähigung für das ihm übertragene Amt zweifelten, aber Shermann wuchs mit seinen Aufgaben, leistete am meisten und war am ruhigsten und klarsten inmitten größter Gefahren. Kraft der selbst ausbedungenen Machtbefugnis ernannte Grant den General Sheridan zum Führer der Kavallerie der Potomac-Armee. Ebenfalls ein Farmersohn aus Ohio und in West Point ausgebildet, hatte er in den Indianerkämpfen des Westens seine kriegerische Schulung genossen und zu Beginn des Bürgerkrieges sich sowohl als Organisator, wie als Führer bewährt. Mit diesen drei Persönlichkeiten waren die rechten Männer an die rechte Stelle gelangt, aber die Republik hatte sich notgedrungen von dem Diktator Grant den Willen vorschreiben lassen, wie von einem Monarchen. Sie tat es, weil sie einsah, daß es ohne solchen einheitlichen Willen im Kriege nicht geht.

Die Union verfügte Ende März 1864 über etwa 534 000 Mann, von denen aber mehr als 100 000 weit verzettelt und fast ebenso viele Rekruten waren, die erst später den Armeen zugeführt wurden.

In Virginien standen drei größere Heere: die Potomac-Armee unter Meade bei Culpeper C. H., einschließlich des Korps Burnside 150 000 Mann stark; im Shenandoah-Tale unter Sigel 24 000 Mann, und östlich Richmond auf der Virginischen Halbinsel 31 000 Mann unter Butler; zusammen also auf dem östlichen Kriegsschauplatz 205 000 Mann. Dazu kamen im Westen 100 000 Mann unter Shermann bei Chattanooga in Tennessee, 57 000 Mann unter Banks in den Golfstaaten und 28 000 Mann in Missouri und Arkansas.

Diesen 390 000 Feldtruppen der Union hatte der Süden trotz äußerster Anstrengungen nur 220 000 bis 240 000 Mann entgegenzustellen, bei denen sich schon viele ältere Männer und auch 16jährige Knaben befanden. Auch diese Truppen waren arg verzettelt. Gegen die Potomac-Armee und gegen Shermann standen je 50 000 bis 60 000 Mann unter Lee und Johnston,*) je 15 000 Mann im Shenandoah-Tale und in Richmond. Der Rest von etwa 90 000 Mann war anfangs zerstreut, stieß aber in einzelnen Teilen allmählich zu einem oder dem anderen der beiden Hauptheere.

General Grant beabsichtigte, mit allen vier großen Heeresteilen Anfang Mai offensiv zu werden und nach Überwindung der ihm gegenüberstehenden Armeen konzentrisch auf Richmond zu marschieren. Dieser Plan zur allmählichen Einschnürung des Feindes, bekannt unter dem Namen „Anaconda-Plan", war schon zu Beginn des Krieges von der Union erstrebt worden, aber mangels einheitlicher, zielbewußter Leitung nicht zur Ausführung gekommen. Mit den an Meade gerichteten Worten:

*) Johnston hatte Anfang Mai nur 43 000 Mann, wurde aber im Laufe des Monats um 20 000 Mann verstärkt.

Digitized by Google

„Wohin Lee geht, dahin werden auch Sie sich begeben," zeigte Grant, daß die feindliche Hauptarmee sein Operationsziel, daß der Berufssoldat in der Schule des Krieges zum tüchtigen Führer geworden war.

Shermann eröffnete die Operationen von Chattanooga her durch eine mit mehr als doppelter Überlegenheit geführte Offensive gegen den bei Dalton stehenden Johnston, der an Stelle Braggs wieder den Oberbefehl im Westen übernommen hatte. Sein Zug zeichnete sich aus durch sorgfältige Vorbereitungen in bezug auf Verpflegung, Sanitäts- und Nachrichtenwesen, sowie Mitführung von Brückenmaterial. Nur sehr langsam und unter steten Kämpfen ging Shermanns Offensive vorwärts. An jedem der vielen Abschnitte leistete Johnston in der Front stets erfolgreich Widerstand und war erst durch zeitraubende Umgehung eines Flügels zum Abzuge zu bewegen, der stets rechtzeitig und sehr geschickt erfolgte. So rückte Shermann unter schweren Verlusten bis Mitte Juli an die Stadt Atlanta heran. Da wurde auf südstaatlicher Seite der verdiente Führer Johnston durch den General Hood ersetzt, weil man in diesem einen mehr offensiven Charakter zu sehen glaubte. Er griff allerdings an, wurde aber abgewiesen. Seiner jetzt notwendig werdenden Verteidigung suchte er zwar auch später einen beweglichen und aktiven Charakter zu geben, aber abgesehen von seinem mittelmäßigen eigenen Geschick besaßen seine Milizen nicht den für ein so schwieriges Verfahren erforderlichen inneren Wert, weil der Ersatz der großen Verluste immer schwerer wurde und viele schlechte Elemente umfaßte, die in Massen desertierten. So gelangte Shermann am 3. September in den Besitz von Atlanta, der Eingangspforte von Georgien und gleichzeitig Hauptarsenal des Südens mit zahlreichen wichtigen Werkstätten. Von hier aus bedrohte er, wenn auch aus weiter Ferne, den Rücken Lees. Hood entzog sich nun dem Machtbereich seines Gegners, um sich für einen erneuten Vorstoß nach Tenessee vorzubereiten. Gegen 35 000 Mann hatten die Südstaaten bei diesen Kämpfen verloren, und dieser Verlust wog deshalb so viel schwerer als der fast ebenso hohe des Nordens, weil dieser über unerschöpfliche Ersatzquellen an Menschenmaterial verfügte.

In Nord-Virginien überschritt Grant*) mit der Potomac-Armee am 4. Mai den Rapidan, um an dem gegenüberstehenden Lee vorbei unbemerkt durch die verhängnisvolle „Wildernesß" in das offene Gelände südlich davon zu gelangen und dort mit seiner mehr als doppelten Überlegenheit die Entscheidung zu suchen. Butler**) sollte südlich des James auf Richmond, Sigel im Shenandoah-Tale und westlich auf Gordonsville marschieren. Für später war die Vereinigung aller dieser Heeresteile geplant. Es gelang Grant nicht, den Gegner zu überraschen. Lee wurde durch seine Kavallerie

*) Meade war zwar Armeeführer. Da aber Grant bei der Potomac-Armee anwesend war, führte er sie tatsächlich. Durch diesen doppelten Oberbefehl entstanden schwere Reibungen.

**) Vgl. S. 123.

Digitized by Google

über die feindlichen Bewegungen stets frühzeitig und gut unterrichtet und instand gesetzt, am 5. Mai mit seinen 62 000 Veteranen, die auf vielen Schlachtfeldern meist siegreich gekämpft hatten, die rechte Flanke Grants überraschend anzugreifen. Drei Tage wurde ohne einheitliche Leitung auf beiden Seiten im dichten Buschwalde gerungen. Meist waren es Einzelkämpfe von Brigaden und Divisionen, oft wurde Freund und Feind verwechselt; ganze Regimenter verirrten sich und wurden abgeschnitten. Die Verwendung der Artillerie war fast unmöglich. Im allgemeinen waren in diesen Einzelkämpfen die größere Ordnung, tatkräftigere Führung und bessere Geländekenntnis auf seiten Lees, so daß er dem Feinde mehr als 15 000 Mann Verlust beibrachte, selbst aber kaum halb so viel einbüßte und das Schlachtfeld behauptete. Wie im Vorjahre Jackson, so wurde jetzt in derselben Gegend der konföderierte General Longstreet versehentlich von seinen eigenen Leuten so schwer verwundet, daß er ausschied. Auch der General Stuart war am 8. Mai in einem Gefecht gegen nordstaatliche Kavallerie gefallen. Obwohl der Kampf für Grant entschieden ein Mißerfolg war, so bewahrte er sich infolge seiner stärkeren Truppe und seines tatkräftigen Charakters das Gefühl der Überlegenheit und die Initiative. Dauernd blieb er im Vorschreiten nach Süden bis in die Gegend südöstlich Richmond. Lee sah mit bewundernswertem Geschick stets die bevorstehenden Maßnahmen des Feindes voraus und viermal gelang es ihm, sich dem Feinde rechtzeitig in guten Verteidigungsstellungen vorzulegen. Volle zwölf Tage mußte Grant bei Spottsylvania C. H. kämpfen. Dabei erlitt er 18 000 Mann Verlust, Lee wieder weniger als die Hälfte. Diese Verluste Grants erhöhten sich durch neue Kämpfe am 25. Mai bei Hannover C. H. und einige Tage später am Totopotomoy.*) Ende des Monats zog Grant 16 000 Mann des Generals Butler, der südlich des James-Flusses vorging, an sich heran, und griff mit diesen vereint am 3. Juni den Feind in gut verschanzter und angelehnter Stellung bei Cool Harbor an.**) Grant hatte auf den dem Kampfe vorhergegangenen Gewaltmärschen seine schwere Artillerie nicht schnell genug mitführen können. Die Infanterie war stark ermüdet und sollte nun gegen rasch, aber geschickt angelegte Schanzen stürmen. Vergebliches Bemühen! Über 6000 Unionssoldaten deckten nach dem Kampfe die Wahlstatt, während der Feind nur geringe Verluste hatte. Noch mehrere Tage blieben die beiden Armeen einander gegenüberstehen, das Unionsheer größtenteils im Sumpfgebiete des Chickahominy, wo Tausende seiner Leute am Fieber erkrankten. Am 13. Juni entschloß sich Grant dann zum Linksabmarsch mit Verlegung seiner Basis auf White House, um später das südliche James-Ufer zu erreichen. In der so gewonnenen Zeit sollte das Sigelsche Korps, jetzt unter Hunter, aus dem Shenandoah-Tale auf Lynchburg***) marschieren.

*) Ein kleiner Nebenfluß des Pamunkey.

**) Wo Lee ein Jahr vorher ebenfalls erfolgreich gefochten hatte.

***) Am James-Fluß 150 km westlich Richmond.

Die Verluste der Potomac-Armee seit Beginn der Operationen Grants betrugen gegen 50 000 Mann, also ein Drittel ihres Bestandes, die der Armee Lees sind auf etwa 22 000 Mann zu schätzen.*) Sobald Lee den Linksabmarsch Grants erkannte, wandte er sich auf Richmond und verstärkte sich dort wieder auf 60000 Mann. Der innere Wert der jetzt noch eingestellten Mannschaften wurde naturgemäß dauernd geringer, da außer den schon oben angeführten Gründen auch die Altersgrenzen nach oben und unten stetig erweitert werden mußten.

General Butler war mit mehr als 31000 Mann am 5. Mai an der Mündung des Appomattox-Flusses in den James gelandet, und hatte die von nur 6000 Mann besetzten Werke von Richmond einnehmen sollen. Zögernd ließ er aber so viel Zeit verstreichen, daß sein Gegner Beauregard sich auf 22000 Mann verstärkte, ihn zurückdrängte und schließlich in den Verschanzungen von Bermuda Hundred festlegte. Der ganze Vorteil dieser Operation für die Union bestand darin, daß 16000 Mann zur Unterstützung Grants nach Cool Harbor hatten marschieren können.

Sigel war schon am 1. Mai von Winchester südwärts aufgebrochen, hatte aber, sei es durch eigene Schuld oder die Grants, seine Kräfte verzettelt und wurde am 15. Mai bei New Market von Breckinridge und Imboden geschlagen. Ungenügende Aufklärung der Sigelschen Kavallerie scheint den Konföderierten Gelegenheit zum überraschenden Angriff gegeben zu haben. Mißverständnisse und Reibungen in der unteren Führung kamen hinzu, und Teile der nordstaatlichen Infanterie versagten im Kampfe völlig. Sigel selbst berichtet darüber: „Ich befahl zwei Kompagnien des 12. Westvirginia-Regiments zum Schutze einer Batterie vorzurücken, aber trotz aller Drohungen und Ermahnungen rührten sich diese Soldaten nicht von der Stelle.“ Später versuchten dieselben Kompagnien sich eigenmächtig „aus der vorderen Kampflinie nach rückwärts zu sammeln,“ d. h. sie flohen.

Sigel wurde des Kommandos enthoben. Sein Nachfolger, General Hunter, marschierte, wie erwähnt, in das James-Tal, überschritt Mitte Juni den Fluß oberhalb Lynchburg und griff den dort stehenden General Breckinridge von Liberty aus vergeblich an. Da traf, gerade rechtzeitig von Lee aus der Gegend von Richmond gesandt, der General Early mit 20000 Mann bei Lynchburg ein, ging sofort gegen den abgeschlagenen Hunter vor, und drängte ihn weit nach Westen zurück. Offen lag das ganze Shenandoah-Tal vor ihm, und wieder faßte ein kühner Führer der Konföderierten den Plan, durch dieses Tal die Hauptstadt Washington anzugreifen. Dieser Entschluß war ein neues Zeichen für den ungebrochenen Mut der Südstaaten, aber auch für das Vertrauen der Führer in die Leistungsfähigkeit ihrer durch den Krieg zu Soldaten erzogenen Truppen. Mit ungeschulten Milizen wäre ein solcher

*) Für diese Schätzung liegen sichere Unterlagen nicht vor. Man kann annehmen, daß die Verluste der Konföderierten nicht ganz ein Drittel ihres Bestandes betragen haben, da auch sie mehrfach Verstärkung erhalten hatten.


Digitized by Google

Zug die Tat eines Abenteurers gewesen. Early gelangte, von kleineren Abteilungen nordstaatlicher Truppen einige Tage aufgehalten, nach starken Märschen am 11. Juli bis dicht vor Washington. Sein Plan, jetzt die Hauptstadt zu stürmen, scheiterte aber daran, daß Grant von der Virginischen Halbinsel zu Wasser Verstärkungen zu Hilfe geschickt hatte, die gerade rechtzeitig eintrafen, um das Blatt zu wenden. Sie ergriffen, wenn auch anfangs zögernd, die Offensive und drängten Early zurück.

Um der Bedrohung der nordstaatlichen Hauptstadt ein Ende zu machen, betraute Grant Anfang August den General Sheridan mit dem Kommando am Shenandoah und unterstellte ihm eine Armee von 57000 Mann, darunter 15000 Reiter. Mit dieser Schar ergriff Sheridan sofort die Offensive. Dreimal schlug er Earlys Truppen*), zog dann vor Petersburg und kam bei der Schlußkatastrophe zur Geltung.

Richmond und Petersburg bildeten jetzt eine zusammenhängende provisorische Festung der Konföderierten. Ihr gegenüber entstanden bei Bermuda-Hundred gewaltige Erdwerke der Union, die den Ausgangspunkt bildeten für die förmliche Belagerung der Festung. Zehn Monate mußte Grant vor Richmond liegen. Erst durch das Erscheinen Shermanns nach seinem Zuge durch Georgien, erst nachdem im Westen Hood bei Nashville, im Norden Early geschlagen waren, gelang es ihm, sich zum Herrn von Richmond und Petersburg zu machen.

War Shermann im September auch in Atlanta eingezogen, so mußte er dort seinem erschöpften Heere eine Ruhepause gönnen, während deren sein Gegner Hood in enger Fühlung mit ihm blieb und ihn ständig bedrohte. Bis Ende Oktober wurde zwischen Atlanta und Resaca mit wechselndem Erfolge gekämpft. Dann rückte Hood nach Tennessee, wohin Shermann ihm drei Korps unter Thomas nachsandte. Dieser schlug Hood am 16. Dezember bei Nashville so völlig, daß sein Korps nach einem Verlust von 15000 Mann und Auflösung der Reste völlig vom Kriegsschauplatze verschwand. Inzwischen hatte Shermann schon am 15. November seinen berühmten Zug nach dem Osten angetreten und am 10. Dezember Savannah erreicht, das am Weihnachtstage übergeben wurde. Bei den Streifzügen der das Heer begleitenden Beitreibungs-Kommandos ist es trotz Shermanns energischer Gegenmaßnahmen ohne vielfache und schwere Bedrückung der Landeseinwohner nicht abgegangen. Soweit die Rücksicht auf die eigene Truppe solche bedingen, ist nichts dagegen einzuwenden. Wenn aber der Reiterführer Killpatrick aussprach, daß die Trümmer einstiger Wohnstätten den künftigen Geschlechtern noch Zeugnis ablegen sollten vom Durchzuge seiner Reiter, so wurde damit der Raublust seiner schon von selbst zu Zügellosigkeiten neigenden Milizen natürlich nur Vorschub geleistet. In Savannah basierte Shermann sein Heer auf die bereitgehaltene Flotte und marschierte dann in einer Entfernung von

*) Bei Winchester, Fishers Hill und am Cedar Creek.

Digitized by Google

rund 100 km von der Küste nordwärts auf Goldsboro. Dort wurde er durch Truppen verstärkt, die unter Thomas mit bei Nashville gefochten und mit der Bahn herangeführt worden waren. Durch sie erreichte Shermanns Armee eine Stärke von 90000 Mann.

In Nord-Carolina hatte Johnston sich Shermann entgegengeworfen, aber seine dem Feinde an Zahl unterlegenen Truppen waren wohl durch das drohende Verhängnis demoralisiert und hielten dem Feinde nicht stand.

Nur widerwillig war Lee nach Richmond gegangen. In offener Feldschlacht lag seine eigene und die Stärke seines Veteranenheeres. Deshalb wollte er schon im Januar die Stadt preisgeben, im freien Felde siegen oder fallen. Bis Ende Februar wäre ein Ausfall wohl erfolgreich und die Vereinigung mit Johnston möglich gewesen. So auf 90000 Mann verstärkt, hätte er hoffen dürfen, den Sieg noch einmal an sich zu reißen. Der Präsident Davis aber fürchtete, durch die Preisgabe Richmonds das südliche Volk zur Verzweiflung zu treiben. So blieb Lee, auch diesmal der Volksstimmung nachgebend, in den Werken der Hauptstadt. Dort gestaltete sich aber nicht nur die operative, sondern auch die materielle Lage des Heeres dauernd schlechter. In der dürftigen, völlig abgetragenen Kleidung litten die Truppen durch hartes Winterwetter ungemein. Der dauernde Vorpostendienst erschöpfte ihre Kräfte. Auch dem gemeinen Mann wurde klar, daß die Katastrophe nicht mehr abzuwenden sei, und das Bewußtsein der schwer geprüften Farmersöhne, daß ihre Familien zu Hause darben und verkommen mußten, ließ die Desertion in bedenklichem Maße anwachsen. Bald zogen dann von Westen her 12000 Reiter unter Sheridan heran, denen die Infanterie auf dem Fuße folgte. Aus südlicher Richtung näherte sich Shermann mit 90000 Mann, um sich mit dem vor der Festung stehenden Heere Grants, 125000 Mann, zu vereinigen. Noch ehe diese Vereinigung stattfand, versuchte Lee Ende März 1865 zum ersten Male auszubrechen, wurde aber am 1. April bei Five Forks von Sheridan geschlagen. An diesem und dem folgenden Tage ließ Grant die nur schwach besetzten Werke Petersburgs stürmen. Nachdem es in der Nacht zum 2. April Lee gelungen war, mit seinem Heere in der Richtung auf Amelia Courthouse abzuziehen, flatterte endlich am 3. April das Sternenbanner auf den Wällen Richmonds.

Lees Absicht, sich mit Johnston bei Lynchburg zu vereinigen, gelang nicht, weil verlustreiche Gefechte ihn aufhielten und die Standhaftigkeit der ihm noch verbliebenen kleinen Heldenschar auf neue harte Proben stellten. Namentlich der Mangel an Verpflegung machte sich in entscheidender Weise fühlbar. Den Verfolgern glückte es allmählich, Lees kleines Heer von allen Seiten zu umstellen. Am 9. April endlich kapitulierten nach den Listen 2862 Offiziere, 25500 Mann der konföderierten Armee bei Appomattox C. H. Tatsächlich waren davon aber nur 8000 Mann bewaffnet, der Rest war schon vorher aus Ermattung liegen geblieben oder hatte sich unter Preis-

Digitized by Google

gabe der Waffen heimlich entfernt. Am 17. April kapitulierte auch Johnston vor Shermann, und die letzten Reste des tapferen Heeres, das buchstäblich bis zur letzten Patrone gekämpft hatte, ergaben sich wenig später im Süden.

Betrachtungen.

Die ungeheure Überlegenheit der Union in der Zahl der Streiter und auch an materiellen Machtmitteln hat in dem vierjährigen Ringen zwischen Nord und Süd schließlich den Sieg davongetragen. In den Jahren 1861/62 focht der Süden etwa gegen die doppelte Zahl von Feinden, Jackson im Shenandoah-Tale sogar gegen dreifache Überzahl. Im folgenden Jahre hatte das Heer der Südstaaten meist eine mehr als doppelte, 1864 und später stellenweise eine noch höhere Übermacht zu bekämpfen. Dazu kam, daß die lange Dauer des Krieges auch die nordstaatlichen Milizen allmählich zu Soldaten erzogen hatte. Während also die Anzahl der Feinde mehr und mehr wuchs, schwand gleichzeitig der dem Südheere anfangs innewohnende Vorteil der festeren Organisation und der besseren militärischen Ausbildung. Auch die Führer und das Offizierkorps des Nordens kamen im Laufe des Krieges allmählich denen des Südens an Wert näher. So rächte sich in schwerster Weise die Unfähigkeit der Südstaaten, nach dem Siege von Bull Run den geschlagenen Feind zu vernichten. Die militärischen Anstrengungen und die Größe der Opfer, die der Norden dann brachte, verschafften diesem, wie es bei der Verschiedenheit der materiellen Mittel nicht anders sein konnte, die kriegerische Überlegenheit, wenn auch der Charakter des Improvisierten dem Heere noch lange Zeit anhaftete. Bis zur Schlacht bei Gettysburg blieb im allgemeinen die kriegerische Überlegenheit noch auf seiten des Südens. Von diesem großen Wendepunkt an begann aber für die Konföderation infolge völliger Erschöpfung der Niedergang, der nach dem Erscheinen Grants ein beschleunigtes Tempo annahm. Dieser Berufssoldat setzte an die Stelle der verhängnisvollen Zerfahrenheit in der Leitung des Krieges eine energische und zielbewußte Offensive, an der er trotz aller politischer, militärischer und persönlicher Gegenströmungen in Washington unentwegt festhielt. Ihm zuerst war die feindliche Armee das Hauptoperationsobjekt. Vortrefflich unterstützt wurde er durch Shermann und Sheridan. Auch die übrigen Unterführer und die Truppen hatten zweifellos im Kriege viel gelernt. Während bei Bull Run und später bis Chancellorsville oft sogar eingebildete Gefahren eine Panik unter den Unionsmilizen hervorriefen, ertrug 1864 Grants Heer in sechs Wochen einen Verlust von 50000 Mann*), ohne sich in seiner Offensive aufhalten zu lassen. Das leistet nur ein kriegsgewohntes Heer. Aus den anfänglichen Milizen des Nordens waren Soldaten geworden. Führer und Stäbe zeigten sich auf diesem Zuge und später den taktischen und technischen Anforderungen der Befehlsgebung voll gewachsen; auch die Trains wurden jetzt sowohl hier im

*) Ohne den durch Krankheiten verursachten Abgang.

Digitized by Google

Osten als im Westen unter Shermann zweckmäßig geführt. Alles dies ist bei den Geländeverhältnissen des amerikanischen Kriegsschauplatzes und bei dem Mangel an Karten besonders hoch zu bewerten. Trotzdem aber barg die große nordstaatliche Armee noch manchen höheren Offizier vom Typus des Bürgergenerals, der für die Truppe nur eine Last, aber nicht zu beseitigen war. Unter den Mannschaften blieben Mißmut, Indisziplin und geringe Leistungsfähigkeit noch immer in bedenklicherem Maße vertreten, als sich mit den Anschauungen eines stehenden Heeres vereinigen läßt.

Solchen unausrottbaren Nachteilen des Heeres gegenüber aber verdient hervorgehoben zu werden, daß der Staat und auch die obere Führung des Krieges durch Übertragung des erfinderischen Geistes des Volkes auf die Verhältnisse des Krieges allmählich sehr gute Ergebnisse erzielten. Gelang es doch der Union, durch Nutzbarmachung der Eisenbahnen in einem bisher unbekannten Maßstabe ihre Kraft sehr wesentlich zu steigern und schließlich sogar die Erfolge des westlichen Kriegsschauplatzes für die Entscheidung im Osten zu verwerten. Auch in den Anordnungen für die Verpflegung, wobei Eisenbahn und Flotte oft in glücklichster Weise ineinandergriffen, treffen wir zwar von Anfang an auf groß gedachte, aber im Gegensatz zum Beginn des Krieges erst in den späteren Jahren auf praktische Anordnungen.

Als die nordstaatliche Armee nach der Schlacht bei Gettysburg im allgemeinen zur strategischen Offensive übergegangen war, griff sie auch auf dem Schlachtfelde an, wo die Gelegenheit sich bot. Dabei erlitt sie anfangs aber recht ernste Rückschläge, weil der Angriff auf den keineswegs entmutigten Gegner noch immer ihre Kräfte überschritt. Sofort litt auch wieder der Geist des Heeres, weil wahrer kriegerischer Wert doch nur eine Frucht längerer Erziehung und Schulung ist und bleiben wird. Dazu kam, daß jetzt die Zeitungen das Wort „der unnützen Menschenschlächtereien“ prägten, das bei den Truppen, deren Nachersatz natürlich immer minderwertiger wurde, auf fruchtbaren Boden fiel. Sobald ein Gefecht ungünstig verlief, gaben sich auch jetzt noch die Mannschaften haufenweise freiwillig gefangen. Nach der Einnahme von Atlanta sah Shermann sich zu längerer Untätigkeit gezwungen, weil seine Armee durch Ablauf der Dienstzeit mehrerer Regimenter fast um ein Drittel geschwächt war. Viele Offiziere forderten Urlaub, um anderweitigen dienstlichen oder häuslichen Geschäften, sowie den Vorbereitungen für die Präsidentenwahl obliegen zu können. Trotz aller Mühen und Opfer waren also die inneren Zustände der nordstaatlichen Armee auch gegen Ende des Krieges teilweise noch immer recht mißlich. Nur die ungewöhnliche Zähigkeit Grants, die Kraft seines Charakters und die Macht seiner Persönlichkeit befähigten dieses Heer zu immer neuen Angriffen, die ja endlich auch zum Ziele führten, wenn auch viel später, als ihr Führer gehofft hatte. Den Geist der Armee von Nord-Virginien hatte Grant doch wohl nicht richtig eingeschätzt. „Durch mehrjährige, gemeinsam mit ihrem gefeierten Führer ertragene Entbehrungen

Digitized by Google

und überstandene Gefahren hatte diese Armee jenen inneren Halt gewonnen, der sie befähigte, auch dem mehr als doppelt überlegenen, jetzt keineswegs mehr verächtlichen Feinde zu widerstehen."*) Trotzdem besaß ihr heldenhafter Führer in diesem Heere kein Instrument des Krieges mehr, das den Feind durch größere Schulung wesentlich übertraf, ihn daher, wie es Friedrich dem Großen einst im Siebenjährigen Kriege gelungen war, noch bis zuletzt vor seinen Offensivschlägen zittern machte. Abgesehen von einem Häuflein Getreuer wurde schließlich die Erschöpfung auch der südstaatlichen Milizen Herr, so groß ihre kriegerische Überlegenheit im Anfange auch gewesen war.

Die durch den Sezessionskrieg auf beiden Seiten verursachten Verluste waren ungeheuer.**) An Gefallenen und Gestorbenen werden auf seiten der Union zwischen 303 500 und 340 000 Mann angegeben. Die Kosten der Unionskriegführung werden auf 3225 Millionen Dollars berechnet, denen aber die noch immer bestehende Pensionslast***) zuzurechnen ist. Bis zum Jahre 1909 wurden 3686 Millionen Dollars an Kriegspensionen bezahlt. Da soeben durch Annahme des Sherwoodschen Pensionsgesetzes die Pensionen für die Veteranen des Bürgerkrieges nochmals erhöht worden sind, so werden die Gesamtpensionen zweifellos weit über 5000 Millionen Dollars verschlingen, bis die letzte Veteranenwitwe verschieden sein wird. Damit würden sich die Gesamtkriegskosten der Union auf etwa 9000 Millionen Dollars, also auf mehr als 36 000 Millionen Mark belaufen.

Da die Konföderation bei ihrem Zusammenbruch alle Akten vernichtet hat, lassen sich die Verluste des Südens nur annähernd schätzen. Etwa 200 000 Konföderierte mögen gefallen oder an den Wunden gestorben sein.†) Die Kriegskosten der Konföderation werden auf etwa 1500 Millionen Dollars Gold geschätzt, wobei die Befreiung der Neger, deren Geldwert 2500 Millionen Dollars betragen haben soll, außer Betracht gelassen ist. Die durch Verwüstung weiter Gebiete des Südens verursachten Schäden sind unberechenbar.

Der Bürgerkrieg hat also im ganzen mindestens 500 000 Menschenopfer gefordert und, abgesehen von der Befreiung der Sklaven, fast 11 000 Millionen Dollars oder mehr als 44 Milliarden Mark für beide Parteien gekostet. Wenn solche Opfer und Kosten auf den unendlichen Gebieten Nordamerikas entstanden sind, die damals

*) Nach Frhr. v. Freytag-Loringhoven a. a. O. Heft III, S. 55.

**) W. Kaufmann a. a. O. S. 576/77.

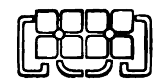
***) W. Kaufmann schreibt im Jahre 1911: „Das Unterhaus des Kongresses hat 1910 ein Gesetz angenommen, wodurch die Kriegspensionen von rund 160 auf über 200 Millionen Dollars im Jahre gesteigert werden würden. Am 31. Oktober 1910 waren noch 555 481 Bürgerkriegs-Veteranen pensionsberechtigt. Die Pension wird jedem Veteranen bezahlt, einerlei ob er bedürftig ist oder nicht.

†) W. Kaufmann a. a. O.: „Einer allerdings nicht genügend beglaubigten Mitteilung des „Confederate Handbook" zufolge sind in den Schlachten 52 954 Mann gefallen und 21 570 an Wunden gestorben."

Digitized by Google

zum großen Teil noch Wildnis und sehr dünn bevölkert waren, und im ganzen doch nur eine verhältnismäßig geringe Industrie aufzuweisen hatten, so würde heute ein solcher Krieg in unserem dicht bevölkerten, hoch kultivierten und mit unschätzbaren Industriewerten angefüllten Vaterlande Summen verschlingen, von denen man sich nur schwer eine Vorstellung machen kann. Auch der widerwilligste Steuerzahler und der erbittertste Gegner des stehenden Heeres wird zugeben müssen, daß der Unterhalt eines solchen nur eine verschwindend kleine Versicherungssumme darstellt gegen die Schäden eines modernen Krieges.

v. Zimmermann,
Oberst a. D.



Digitized by Google

Artilleristische Wünsche für Anlage und Verteidigung von Festungen.

Je größer die Schußweite der Geschütze wird, desto größer müssen auch, falls im Innern der Festung aus irgendwelchen Gründen eine Sicherheitszone bleiben soll, der Durchmesser und Umfang der Festung, und damit auch die Ausrüstung an Truppen und Gerät werden, die zu ihrer Besetzung und Behauptung erforderlich sind. Desto größer wird aber anderseits auch das Einflußgebiet der Festung, das im Wirkungsbereich ihrer Besatzung und unter dem Feuer ihrer Geschütze liegt. Der erweiterte Machtbereich ermöglicht der Festung ein besseres Eingreifen in die allgemeine Landesverteidigung und ein leichteres Zusammenwirken mit den Bewegungen und Unternehmungen des Feldheeres. Die stärkere Besatzung bringt den offensiven Charakter der Festungsverteidigung deutlicher zum Ausdruck und kann ihn mit größerem Nachdruck und weiter über die Linie der Werke hinaus geltend machen.

Die Schußweiten der Geschütze sind dauernd gewachsen. Ein Nachlassen dieser Erscheinung ist vorläufig wohl kaum zu erwarten, zumal da die Schußweiten der Landgeschütze gegen die der Küstengeschütze noch verhältnismäßig gering sind. So erreicht z. B. die Kruppsche 30,5 cm Schnelladekanone L/45 in Nickelstahl-Drehscheibenturm für zwei Rohre nach den Veröffentlichungen der Firma vom Jahre 1910 mit einem 350 kg schweren Geschoß schon eine größte Schußweite von 20350 m, während die neueren Küstengeschütze von 34,3, 35,5 und 38 cm mit ihrer Schußweite noch beträchtlich über diese Zahl hinausgehen.

Die anfangs erwähnten Nachteile des vergrößerten Festungsumfanges können aber auf artilleristischem Gebiet durch eine geänderte Artillerieausrüstung und -verteilung, sowie durch eine beweglichere Verteidigung zum Teil wieder ausgeglichen werden.

Die erste Artillerieaufstellung soll zunächst als Sicherheitsausrüstung gegen überraschende Infanterie- und Artillerieangriffe, sowie auch gegen alle Sturmversuche im Laufe der Belagerung dienen. Diese an den Platz gebundene und von der Gestaltung des Geländes hinsichtlich Geschützzahl und -art abhängige örtliche Verteidigung braucht daher auf allen Fronten nur so stark zu sein, daß sie allen Angriffen, und zwar

Digitized by Google

bis zum Eintreffen von Verstärkungen zunächst allein, gerade gewachsen ist. Dieser Teil der ersten Artillerieaufstellung darf daher auch im Laufe der Belagerung nicht geschwächt werden, weil bei der heutigen Beweglichkeit auch der schweren Belagerungsgeschütze (Radgürtel für schwere Kanonen und Mörser, bespannte Munitionskolonnen) überraschende Artillerieangriffe durchaus nicht mehr ausgeschlossen sind, und zwar auf allen Fronten auch im weiteren Verlauf der Belagerung, selbst nach Eröffnung des Feuers der Angriffsartillerie. Diese bodenständige und daher unbewegliche Sicherheitsausrüstung, zu der je nach den örtlichen Verhältnissen Flachfeuer- und Steilfeuerbatterien, Ballon- und Sturmabwehrgeschütze, Graben- und Zwischenraumstreichen gehören, und die je nach den wahrscheinlichen Angriffsfronten in kürzerer oder längerer Frist nach Beginn des Krieges, u. U. aber auch sofort kampfbereit sein muß, kann somit schon im Frieden aufgestellt werden. Sie ist dann aber zum Ausgleich dafür, daß ihre Aufstellung in diesem Falle auf die Dauer wohl nicht geheim gehalten werden kann, unter Beton- oder Panzerschutz zu stellen.

Da dieser Teil der ersten Artillerieaufstellung in erster Linie eine rein defensive Aufgabe zu erfüllen hat, so kann man infolge des Panzerschutzes die Anzahl der Geschütze wesentlich herabsetzen und infolgedessen auch an Besatzung sparen. Auch eine kleinere Anzahl von Panzergeschützen wird bei überraschenden Angriffen nicht sofort niedergekämpft, sondern kann sich genügend lange Zeit bis zum Eintreffen von Verstärkungen halten. Diese passive Überlegenheit im Kampf gegen eine Übermacht ungepanzerter Geschütze des Angreifers rechtfertigt auch das Anlegen des höheren Preises für die Panzergeschütze, namentlich wenn man erwägt, daß außer durch Verringerung der Zahl der Geschütze und der Stärke der Besatzung auch durch Verkleinerung der Batterieanlagen und durch Ersparnis an Unterkunftsräumen noch ein gewisser Kostenausgleich eintritt.

Der Panzerschutz für die schweren Geschütze der ersten Artillerieaufstellung wird sich auch insofern bezahlt machen, als die Panzerung diese Geschütze nach Erfüllung ihrer anderen Aufgaben auch für den Artilleriekampf außerordentlich befähigt, weil sie bis zum Nahkampf gefechtsfähig bleiben können oder aber den Angreifer zur Bereitstellung besonderer Angriffsmittel zwingen und dadurch ebenfalls eine erhebliche Verlangsamung des ganzen Angriffsverfahrens herbeiführen. Auch die Möglichkeit, bei den heutigen großen Schußweiten mit den Panzergeschützen noch aus den Nachbarabschnitten erfolgreich und lange in den Kampf eingreifen zu können, erhöht deren Bedeutung. Sie verringert dadurch gleichzeitig auch die Anzahl der Geschütze, die sich infolge ihrer örtlichen Gebundenheit als Sicherheitsarmierung nicht an der Verteidigung beteiligen können, die also gewissermaßen ein totes Kapital darstellen und nur insofern als eine Art Versicherungsprämie zu betrachten sind, als sie den Angreifer vielleicht veranlassen, eine hinsichtlich der Bodenbeschaffenheit und Geländegestaltung sonst günstige Front für die Belagerung nicht zu wählen.

Digitized by Google

So wünschenswert die Panzerung dieser schweren Geschütze demnach auch ist, so wird sich diese Maßregel wegen der recht beträchtlichen Kosten im allgemeinen kaum auf sämtlichen Fronten durchführen lassen. Man wird sich deshalb oft aus Ersparnisrücksichten mit der Panzerung dieser Geschütze auf den wahrscheinlichen Angriffsfronten begnügen und sich in den anderen Abschnitten mit offenen Batteriestellungen behelfen müssen und dies meist auch ohne Bedenken können. Der Bau und die Bestückung dieser Batteriedeckungen werden dann aber auf diesen weniger wichtigen Fronten in der Regel erst bei der Armierung erfolgen können, da die Batterien ja nach Erfüllung ihrer anderen Aufgaben später u. U. auch noch den ganzen Artilleriekampf durchhalten müssen. Die Wahrscheinlichkeit, daß sie aber bei Herstellung der Kampfanlagen schon im Frieden auch dem Feinde bekannt werden, ist, wie erwähnt, sehr groß und würde nur bewirken, daß diese offenen Batterien der Verteidigungsartillerie den Artilleriekampf unter ungünstigeren Bedingungen aufnehmen müssen, als die der Angriffsartillerie. Nur auf solchen wenig wahrscheinlichen Angriffsfronten, die, wie z. B. bei Grenzfestungen, sofort bei Beginn des Krieges wenigstens überraschenden Artillerieangriffen mit Mitteln des Feldheeres ausgesetzt sind, wird man sich vielleicht zur Beschleunigung der Armierung dazu verstehen müssen, für diese Batterien schon im Frieden Batteriedeckungen herzustellen oder Deckwälle bereitzuhalten.

Sind für die Panzerung der schweren Kaliber mehr wünschenswerte, technische Rücksichten maßgebend, so ist der Beton- oder Panzerschutz für die leichten Geschütze aus taktischen Gründen dringend erforderlich, damit sie auch tatsächlich bis zur unmittelbaren Sturmabwehr gefechtsfähig bleiben. Selbstverständlich dürfen sie sich am Artilleriekampf nicht beteiligen.

Bisher waren in der ersten Artillerieaufstellung Flachfeuerbatterien nötig, die den Schutz gegen die feindliche Luftaufklärung übernahmen. Nachdem nun die Luftfahrzeuge aber auch als Angriffs- und Zerstörungswaffe vervollkommnet sind, sind Ballonabwehrgeschütze notwendig in unmittelbarer Nähe und zum dauernden Schutz von wertvollen Anlagen unserer Festungen, wie Brücken, Bahnhöfen, Ballonhallen. Die windstillen Zeiten der Morgen- und Abenddämmerung sind für Aufstiege und Unternehmungen der Luftfahrzeuge besonders geeignet, die Sichtigkeit der Luft wird aber zu diesen Stunden selten so groß sein, daß die Ballonbatterien aus der Hauptstellung der Festung einen ausreichenden Schutz dieser gewöhnlich im Innern der Festung liegenden Anlagen mit übernehmen können. Und selbst in Mondscheinnächten wird sich z. B. die durch Bahnlaternen längs des Schienenstranges erleuchtete Brückenbahn von dem dunkleren Wasserspiegel für die Luftfahrzeuge deutlich genug abheben, um nicht ohne Aussicht auf Erfolg einen Versuch zur Zerstörung von Anlagen unternehmen zu können, deren Erhaltung teils zur Aufgabe der Festung gehört, oder deren Zerstörung nicht ohne Einfluß auf die Dauer ihrer Widerstandsfähigkeit bleiben kann.

Bisher war die schwächste Seite dieser Unternehmungen die Schwierigkeit des

Digitized by Google

Treffens mit den während des Fluges geschleuderten Geschossen. Aber auch hier sind schon wesentliche Fortschritte zu verzeichnen und weitere werden ihnen folgen. So erzielte in Frankreich auf dem Flugfelde von Mourmelon bei Chalons-sur Marne bei dem im Sommer 1911 abgehaltenen Wettbewerb um den Michelin-Preis der Sieger mit 15 Wurfbomben 12 Treffer gegen eine Scheibe von 20 m Durchmesser aus einer Höhe von 200 m. Auch auf dem Flugzeugturnier in Gotha wurden gegen die allerdings weit größeren Ziele, ein Truppenbiwak und ein Zeppelinluftschiff, sehr günstige Ergebnisse erreicht. Ebenso wird aus Amerika von erfolgreichen Versuchen berichtet, bei denen ein Flieger z. B. die Tätigkeit einer Küstenbatterie dadurch lahmlegte, daß er ihren Entfernungsmesser durch mit Mehl gefüllte Gipsgeschosse außer Gefecht setzte.

Zum Schutze wichtiger Anlagen gegen diese drohende Gefahr, die in Zukunft zweifelsohne noch zunehmen wird, namentlich wenn es gelingt, auch Flugzeuge herzustellen, die sich längere Zeit bewegungslos an einem bestimmten Punkte in der Luft halten können, wird der hohe strategische, taktische und Geldwert dieser Bauten es stets rechtfertigen, auch besondere Maßnahmen zu treffen.*) In artilleristischer Hinsicht, die hier allein in Frage kommt, wird es sich um Bereitstellung von besonderen Ballonabwehrgeschützen in fester Aufstellung und in unmittelbarer Nähe der zu schützenden Anlagen handeln.

Die zweite Aufgabe der ersten Artillerieaufstellung ist, die Einschließungslinie weit abzuhalten, und zwar zunächst auf allen Fronten. Soweit die Sicherheitsausrüstung diese Aufgabe nicht miterfüllen kann, ist sie zu diesem Zweck durch weittragende Flachfeuerbatterien zur Beschießung der Ausladestellen, Bahnanlagen, Parks usw. zu verstärken. Dies kann aber, da diese Geschütze in der Regel beweglich, also ohne Panzerschutz bleiben müssen, nicht schon im Frieden erfolgen, sondern muß als erste artilleristische Tätigkeit der Armierung vorbehalten bleiben. Die Aufgabe dieser Batterien ist nämlich keine dauernde. Sobald die Angriffsrichtung erkannt ist, ist die Fortziehung dieser Geschütze auf den nichtangegriffenen Fronten unbedenklich, selbst wenn dadurch jetzt ein näheres Heranschieben der Einschließungslinie auf diesen Fronten möglich wird. Ein Wechsel der Angriffsfront kann bei der Menge und Schwere der heutigen Angriffsmittel und bei der verbesserten Beobachtung aus Luftschiff und Flugzeug nicht unbemerkt bleiben und wird auch nach vorbereitetem oder teilweise schon erfolgtem Aufmarsch der Belagerungsartillerie ohne wirklich zwingenden Grund kaum erfolgen. Überraschenden Angriffen aber, selbst durch bespannte Mörser-Bataillone, muß die unter Umständen gepanzerte Sicherheitsausrüstung der ersten Artillerieaufstellung gewachsen sein, jedenfalls so lange, bis eine Unterstützung erfolgen kann.

---

*) Vgl. Kriegstechnische Zeitschrift, Jahrgang 1912, Heft 8: „Zur Bekämpfung von Luftschiffen und Flugzeugen."


Digitized by Google

Die Aufstellung auch dieses über die Sicherheitsausrüstung hinausgehenden Teils der ersten Artillerieaufstellung schon im Frieden, also ebenfalls unter Panzerschutz, muß selbstverständlich nach den örtlichen Verhältnissen entschieden werden. Solche Batterien sind aber natürlich nur auf den wahrscheinlichen Angriffsfronten nötig. Sie sollen einerseits die Kampfbereitschaft und die Widerstandsfähigkeit der Festung erhöhen, anderseits aber auch gestatten, die Stärke der Besatzung und die Zahl der Geschütze noch weiter herabzusetzen. Ungünstig ist für die Panzerung dieser weittragenden Flachbahngeschütze jedenfalls der Umstand, daß hierfür entweder schwerere Kaliber, längere Rohre oder größere Erhöhungen in Frage kommen, daß daher in jedem Fall die Panzerung und infolgedessen auch die Kosten entsprechend groß ausfallen werden. Nicht ganz so vorteilhaft wie bei der Sicherheitsarmierung ist die Panzerung dieser Geschütze auch insofern, als die Aufgabe dieses Teils der ersten Artillerieaufstellung in der Hauptsache eine offensive ist und daher die Anzahl der Geschütze und mit ihr die Besatzung trotz Panzerung nicht in dem Maße herabgesetzt werden können wie bei der Sicherheitsarmierung mit ihrer hauptsächlich defensiven Aufgabe. Gewiß würde es für die erste Aufgabe dieser Batterien, das Fernhalten der Einschließungslinie, noch allenfalls genügen, die Feuergeschwindigkeit von wenigen Schnellfeuergeschützen durch Bereitstellung reichlicher Munition voll auszunutzen; für den Artilleriekampf aber darf die Geschützzahl der Verteidigungsartillerie trotz Panzerung nicht erheblich schwächer sein wie die der Angriffsartillerie. Der verstorbene General v. Müller urteilt in seiner Geschichte des Festungskrieges über diese Frage folgendermaßen:

„Noch anders gestaltet sich die Sache, wenn ein Artilleriekampf im Großen durchgeführt wird, wobei der Verteidiger viele Aufgaben nebeneinander zu gleicher Zeit lösen und eine Massenwirkung erzielen muß. Hier hat von vornherein das Panzergeschütz artilleristisch immer nur den Wert eines Geschützes, denn es ist nicht zu einer größeren Leistung, als ein gleichwertiges, freistehendes befähigt; es kann unter Umständen nur länger wirksam bleiben. Die Zeit tritt also als wesentlicher Faktor für die Wertbestimmung ein."

Diese Grundsätze sind zwar schon 1892 geschrieben, treffen aber auch heute noch zu. Allerdings ist die Frage durch die inzwischen erfolgte allgemeine Einführung der Schnellfeuergeschütze und durch den hierdurch bedingten größeren Munitionsverbrauch und Munitionsbedarf zweifelsohne etwas verwickelter geworden.

Im allgemeinen dürfte sich daher die Panzerung dieser Geschütze selbst bei verfügbaren Geldmitteln nicht empfehlen. Dazu kommt noch, daß infolge Wechsels der politischen und infolgedessen auch der Kriegslage nicht nur die Bedeutung der Festung für die allgemeine Landesverteidigung eine wesentlich andere werden kann, sondern ebenso auch die einer bestimmten Front für die Verteidigungsfähigkeit der ganzen Festung. Zudem ist auch heute der Angreifer in mancher Hinsicht unabhängiger von dem Gelände auf bestimmten Fronten geworden, wie denn auch die einzelnen Fronten infolge

Digitized by Google

der stetig fortschreitenden Kulturerschließung des Landes hinsichtlich ihrer Bedeutung für einen Angriff ebenfalls einem steten Wechsel unterliegen. Es ist also durchaus nicht ausgeschlossen, daß infolge Wechsels der wahrscheinlichen Angriffsfronten die Panzerung dieser Geschütze nur totes Kapital bleibt. Von einzelnen Ausnahmen abgesehen, namentlich in Festungen, deren Lage einen solchen Wechsel kaum befürchten läßt, ist daher daran festzuhalten, daß dieser über die Sicherheitsausrüstung überschießende Teil der ersten Artillerieaufstellung auch auf den wahrscheinlichen Angriffsfronten ungepanzert bleiben muß und infolgedessen erst bei der Armierung in Stellung gebracht werden kann.

Sämtliche anderen Geschütze sind zunächst als Reserve zurückzuhalten, möglichst mit eigener Bespannung, um nach Bedarf eingesetzt zu werden. Ob sie in der Fußartilleriereserve zusammenzuhalten sind, hängt von den Größenverhältnissen der Festung ab. Es wird sich jedoch meist empfehlen, der Hauptreserve, die in großen Festungen wohl stets aus einem geschlossenen Truppenverband bestehen wird, für ihre Außenunternehmungen bespannte Steilfeuer- und auch Kanonenbatterien dauernd unmittelbar zu unterstellen. Eine solche Maßregel entspricht den Verhältnissen beim Feldheere und bringt die für den Kampf aufeinander angewiesenen Führer und Truppen einander näher.

Die erste Verstärkung der ersten Artillerieaufstellung für ihre dritte Aufgabe, für die Durchführung des Artilleriekampfes, erfolgt auf dem Kampffelde nach Erkennen der Angriffsrichtung durch die Fußartilleriereserve, eine zweite dann gleichzeitig oder spätestens bis zur Feuereröffnung der Belagerungsartillerie durch die Heranziehung der jetzt verfügbaren, über die Sicherheitsarmierung überschießenden Batterien der ersten Artillerieaufstellung der nicht angegriffenen Fronten; eine dritte schließlich durch Umstellung von nicht entbehrlichen, aber auf das Kampffeld schlagenden offenen Batterien der Sicherheitsarmierung der Nachbarfronten. Gerade in der Zeit des Sturmes können solche offenen und gepanzerten, wie Zwischenraumstreichen wirkenden Batterien von großer Bedeutung werden.

Auch die schweren Batterien der Hauptreserve jetzt schon für den Artilleriekampf zu bestimmen und einzusetzen, empfiehlt sich nicht. „Der Beginn des Artilleriekampfes ist zugleich der Beginn des entscheidenden Infanterieangriffs" sagt Ziffer 142 in K. u. F., und dem Sinne nach ähnlich lautet auch Ziffer 342. Um die eigene Infanterie bei Abwehr dieses Infanterieangriffs wirksam unterstützen zu können, müssen die Batterien der Verteidigungsartillerie in unmittelbarem Zusammenwirken mit der Infanterie kämpfen. Zu diesem Zweck Batterien der ersten Artillerieaufstellung oder der Fußartilleriereserve aus dem planmäßigen Bekämpfen der Angriffsartillerie herauszuziehen, erscheint in mehr als einer Beziehung unvorteilhaft. Einmal ist es selbst unter günstigen Verhältnissen sehr zeitraubend, da Abschnitts- und Artilleriekommandeur benachrichtigt und um ihre Zustimmung gebeten werden müssen. Dann sind aber

Digitized by Google

auch die Batterien vielfach über die augenblickliche Gefechtslage nicht hinreichend unterrichtet, müssen vielleicht die Beobachtungsstellen wechseln und werden sogar unter Umständen aus einem aussichtsvollen Fernkampf herausgerissen. Zweckmäßiger erscheint es, daß die schwere Artillerie der Hauptreserve diese Aufgabe übernimmt. Bisher schon bei den Außenunternehmungen zusammen mit der Hauptreserve verwendet, die jetzt ganz oder zum Teil auf dem Kampffelde eingesetzt ist, wird die schwere Artillerie hier eine ähnliche Verwendung wie früher finden. Nicht nur Kanonenbatterien werden bei Abwehr des Infanterieangriffs mit Vorteil verwendet, sondern auch Steilfeuerbatterien zur Bekämpfung der die Angriffsinfanterie unmittelbar unterstützenden Artillerie. Werden diese Batterien der Hauptreserve auf dem Kampffelde den Kommandeuren der Unterabschnitte unterstellt, so wird die Infanterie niemals ohne Artillerieunterstützung bleiben, und die artilleristische Feuerleitung zur planmäßigen Bekämpfung der Angriffsartillerie wird weit weniger gestört werden. Dieser Vorteil erscheint jedenfalls größer als der Nachteil, daß diese Batterien zeitweise oder dauernd für den artilleristischen Fernkampf ausfallen. Unter diesem Gesichtspunkt ist sogar eine Zuteilung von schweren Batterien von vornherein zur Abschnittsreserve, wenigstens für die wahrscheinlichen Angriffsfronten zu erwägen, besonders dann, wenn man unter Berücksichtigung der Ziffer 689 des Exerzier-Reglements für die Fußartillerie für alle Überraschungen und Wechselfälle des Kampfes noch eine Reserve an schweren Batterien in der Hand haben will und zu diesem Zwecke die der Hauptreserve zugeteilten Batterien ganz oder teilweise noch zurückhält, oder die schon eingesetzten nach Erfüllung bestimmter Gefechtsaufträge aus dem Kampfe wieder herauszieht. Die schweren Batterien der Abschnittsreserve würden in diesem Falle von vornherein zur unmittelbaren Unterstützung der Verteidigungsinfanterie Verwendung finden.

Um nun das schnelle Einsetzen dieser zahlreichen bespannten Artillerie zu erleichtern, können schon im Frieden und dann bei der Armierung viele Vorbereitungen getroffen werden. Die Auswahl und das genaue Festlegen der Beobachtungs- und Feuerstellungen für Stäbe und Batterien auf allen Fronten, schon im Frieden, ist durchaus erforderlich, ebenso aber auch die Fertigstellung und Bereithaltung des Planmaterials für sämtliche als Reserve zurückgehaltenen Batterien. Daneben sind dann noch zu nennen Bereitlegen der Munition, Verteilung der vorhandenen und Anlage von neuen Anmarschwegen, um ein Kreuzen der Batterien beim Aufmarsch zu vermeiden, u. U. auch Maskieren von eingesehenen Wegestrecken durch Baumanpflanzungen. Auch das Legen von wichtigen Telegraphen- und Fernsprechleitungen zur Verbindung der Befehlsstellen kann schon im Frieden erfolgen. Dagegen muß der Bau von Batteriedeckungen aus demselben Grunde wie bei den offenen Batterien der ersten Artillerieaufstellung der Armierung vorbehalten bleiben. Nicht ganz so bedenklich ist es mit der Anlage von Untertret- und Munitionsräumen. Aber auch hier muß in jedem Falle erwogen werden, ob nicht aus ihrer Lage ein

Digitized by Google

Schluß auf die Lage der Batteriestellungen gezogen werden kann. Hiernach ist zu bestimmen, welche Anlagen schon im Frieden hergestellt werden können, welche Arbeiten dagegen erst bei der Armierung vorzunehmen sind.

Von anderen Maßnahmen, die ebenfalls erst der Armierungszeit angehören, seien erwähnt: das Strecken von Bettungen bzw. Legen von Unterlagen für die Geschütze, Einrichten der Befehls- und Beobachtungsstellen, Vervollständigung des Wegenetzes durch Anlage von Kolonnenwegen; Strecken der Förderbahnen sowie das Legen der Fernsprechleitungen für die noch in der Reserve zurückgehaltenen Batterien. Diese Arbeiten sind ebenfalls wieder auf allen Fronten auszuführen, auf den wahrscheinlichen Angriffsfronten sogar für mehr als eine Feuerstellung. Über die Reihenfolge der Arbeiten entscheiden neben den zur Verfügung stehenden Arbeitskräften und Materialien die verfügbare Zeit und in erster Linie die Wahrscheinlichkeit des Angriffs. Je mehr Batterien als bewegliche Reserve zurückgehalten werden, desto mehr Vorbereitungen sind erforderlich, und um so sorgfältiger müssen sie jedenfalls im Frieden und bei der Armierung getroffen werden.

Die Bereitstellung der nötigen Gespanne für sämtliche Batterien erfordert naturgemäß eine große Anzahl Pferde. Es wird nun in Zukunft voraussichtlich beim Feldheere durch Einstellung von Lastkraftwagen ein Teil der Pferde verfügbar, die dann vorteilhaft in den Festungen zur Bespannung der Verteidigungsartillerie Verwendung finden können. Da es sich in der Festung aber in der Regel nur um geringe Entfernungen handeln wird, und da das Wegenetz im Frieden ausgebaut und meist gut in Stand gehalten sein wird, so werden bei Pferdemangel, mit Ausnahme der für die Hauptreserve bestimmten Batterien, vier Pferde zur Bespannung eines Fahrzeuges im allgemeinen genügen. Ebenso könnte u. U. auch für die in der Festung zu verwendenden Batterien von der Bespannung von Munitionswagen in der Gefechtsbatterie und Staffel sowie von der Aufstellung bespannter Munitionskolonnen Abstand genommen werden, da die Ausrüstung mit Munition auch in der Weise sichergestellt werden kann, daß der erste Munitionsbedarf für sämtliche oder einen Teil der Batterien der Reserve bei der Armierung in die Munitionsräume der Batteriedeckungen niedergelegt wird, und der weitere Ersatz dann durch die Förderbahn aus weiter rückwärts gelegenen Munitionsräumen und Magazinen erfolgt. Im übrigen kann auch nach Beendigung der Armierungsarbeiten die Bespannung der Batterien durch die dann frei werdenden Pferde der Armierungsfuhrparks entsprechend vervollständigt werden.

Beansprucht dieses Verfahren auch einen erheblichen Bedarf an Pferden, so ermöglicht es doch anderseits eine weit nachhaltigere Verteidigung. Es gestattet zunächst, abgesehen von den Außenunternehmungen der Hauptreserve, den Wirkungskreis der Festung zu vergrößern durch eine schnelle und gesicherte Verwendung von über die Hauptstellung hinaus vorgeschobenen Batterien, im Sinne der Ziffer 290 von

Digitized by Google

K. u. F. Es gestattet ferner nach Erkennen der Angriffsrichtung ein schnelles Einsetzen der Fußartilleriereserve und ein schnelles Heranziehen der auf den nicht angegriffenen Fronten verfügbar werdenden unbespannten Batterien der ersten Artillerieaufstellung. Vor allen Dingen gestattet es dann aber während des Artilleriekampfes auch den schweren Batterien eine Bekämpfung des Angreifers aus wechselnden Stellungen, da die zahlreiche Bespannung der als Reserve zurückgehaltenen Geschütze sowohl den eigenen Batterien wie den unbespannten Batterien der ersten Artillerieaufstellung jederzeit während der Nacht einen Stellungswechsel ermöglicht und so auch die offenen Batterien der Verteidigungsartillerie gegen ein frühzeitiges Niederkämpfen schützt. Voraussetzung hierfür ist natürlich die rechtzeitige Herstellung mehrerer Batteriedeckungen für jede Batterie, wenigstens auf den wahrscheinlichen Angriffsfronten. Da diese Art der Verteidigung es somit auch erlaubt, den Artilleriekampf gegen eine Überzahl mit Erfolg aufzunehmen, so ist auch hierdurch eine Möglichkeit gegeben, die Anzahl der Batterien und damit die Stärke der Kriegsbesatzung und die Ausrüstung mit Gerät weiter herabzusetzen.

Noch eine andere Erscheinung hat die Entwicklung der Geschütze gezeitigt, nämlich die Übertragung der verdeckten Artilleriestellungen des Feldkrieges in den Kampf um Festungen, und zwar auch für die gepanzerten Geschütze der Verteidigung.

Die Gründe hierfür sind folgende. Die Durchschlagskraft und die Wirkung der Geschosse der Belagerungsartillerie sind als Parallelwirkung zu den vergrößerten Schußweiten und durch die Anwendung schwererer Geschosse gestiegen. Auf der anderen Seite gestattet dem Verteidiger die Verbesserung der Richtmittel das Schießen aus verdeckter Stellung und damit eine entsprechende Aufstellung seiner Panzerbatterien, um sie der gesteigerten Wirkung der Angriffsartillerie zu entziehen. Zugleich wird dem Verteidiger auch die Möglichkeit gewährt, die Panzerung seiner Geschütze leichter und damit ihre Kosten in wirtschaftlich angemessenen Grenzen zu halten. Der Panzer hat sich also zur Zeit dem uralten Kampf zwischen Schild und Speer durch einen Rückzug etwas entziehen können, aber er wird dadurch nicht auf die Dauer Schutz finden, da ihm der Angreifer auch dorthin folgen wird: Beobachtung und Photographie aus Luftschiff und Flugzeug werden die Treffergebnisse gegen verdeckte Ziele wesentlich steigern und dadurch den Panzer zwingen, sich dem Angreifer wieder zum Kampf zu stellen.

Je mehr aber infolge der gesteigerten materiellen Wirkung der Angriffsartillerie Flachfeuer- und Steilfeuerbatterien durch verdeckte Lage im Zwischengelände oder in den Werken Schutz suchen, um so mehr muß betont werden, daß die Augen der Batterie nicht verbunden werden dürfen. Wenn auch die Geschütze verdeckt stehen können und die Richtkanoniere das Zielgelände nicht zu sehen brauchen, so muß doch der Batterieführer unbedingt sehen und beobachten können. Es ist deshalb durchaus

Digitized by Google

notwendig, daß sich die beherrschenden und Aussicht in das weitere Vorgelände gewährenden Höhen im Besitz der Festung befinden, also in oder rückwärts der Hauptstellung liegen, damit sie der Artillerie für ihre Beobachtungszwecke dauernd zur Verfügung stehen. So gute Treffergebnisse das Planschießen auch liefern kann, so würde man doch von vornherein den Fernkampf mehr oder minder ausschalten, zum mindesten aber einen wesentlichen Teil der Artilleriewirkung preisgeben und dadurch der Artillerie die Erfüllung ihrer Aufgaben ungemein erschweren, wenn man beim Fernkampf auf das Streuschießen verzichten oder es unnötig einschränken und den artilleristischen Fernkampf hauptsächlich auf das Planschießen begründen wollte. Außerdem gewähren solche beherrschenden Geländepunkte, die nicht weit vor der Hauptstellung liegen, der feindlichen Infanterie und mit ihr der Belagerungsartillerie die Möglichkeit, ohne große Schwierigkeiten und ohne wesentliche Verluste nahe heranzukommen. Schon deshalb müssen solche Punkte in die Hauptstellung einbezogen werden, selbst wenn man dadurch gezwungen wird, trotz anderer Bedenken und Nachteile mit ihr weiter vorzugehen. Welche Wichtigkeit die Vorschrift K. u. F. diesen Verhältnissen beimißt, beweist Ziffer 329, in der es zum Schluß heißt: „Ein Vorteil ist es aber schon, wenn die feindliche Infanterie gezwungen wird, sich weit von der Festung entfernt zu halten, weil auch die Belagerungsartillerie dann weiter abbleiben muß." Auch die Beobachtung aus Ballon und Flugzeug wird bei der Abgeschlossenheit der Festung bei dem Verteidiger stets früher versagen als beim Angreifer. Sie wird daher in der Festung stets nur als Ergänzung der unmittelbaren Gelände- und Zielbeobachtung, niemals als Ersatz für gänzlich fehlende in Rechnung gestellt werden können.

Die Bestrebungen des Verteidigers, sich gegen die vernichtende Wirkung der Angriffsartillerie außer durch Panzer und Beton auch durch Deckung im Gelände zu schützen, sind nicht ohne Einfluß auf den Gang der Belagerung geblieben. Der Verteidiger erreichte tatsächlich dadurch, ähnlich wie im Feldkriege, eine taktische Abschwächung der Artilleriewirkung, so daß gegen gut verteidigte Festungsfronten erst der Infanterieangriff zur Entscheidung führt. Wenn dieser daher auch nicht mehr das Ergebnis des Artilleriekampfes abwarten darf, sondern ebenfalls mit Beginn und unter dem Schutz des Artilleriefeuers einsetzen muß, die zeitliche Trennung beider Angriffe also fortgefallen ist, so kann der Verteidiger doch durch eine streng durchgeführte örtliche Trennung der Kampfanlagen für Infanterie und Artillerie und der Fern- und Nahkampfgeschütze wenigstens eine räumliche Trennung des Infanterie- und Artillerieangriffs und dadurch wieder eine Erschwerung und Verzögerung der Belagerung erreichen.

In den sogenannten Einheitswerken mit Kampfanlagen für Infanterie und Artillerie, mit Fern- und Nahkampfpanzern wird bei ihrer dauernden Beschießung durch die Angriffsartillerie (K. u. F. Ziffer 146) nicht nur die Infanteriebesatzung arg in Mitleidenschaft gezogen, sondern die Gefahr ist auch sehr groß, daß wenigstens

Digitized by Google

ein Teil der Sturmabwehrgeschütze und Zwischenraumstreichen, selbst ohne sich überhaupt am Kampf beteiligt zu haben, durch Zufallstreffer schon lange vor der Zeit des Sturmes außer Gefecht gesetzt wird. Beim Festungsbau gibt man allen Befestigungsanlagen möglichst geringe Zielabmessungen nach Breite und Tiefe, um das Erkennen der Werke und ihre Beobachtungsfähigkeit zu erschweren. Infolgedessen werden in den Einheitswerken die Kampfanlagen für Infanterie und Artillerie so dicht zusammengedrängt, daß durch die Streuung eine erhebliche Nebenwirkung erzielt wird, ohne daß dafür aber die Nichterkennbarkeit oder auch nur die Nichtbeobachtungsfähigkeit auf längere Dauer erreicht wird. Fernkampfbatterien finden daher ihre Aufstellung vorteilhaft entweder in Panzergruppen oder, mit einer Nahverteidigung durch Gewehr zu ihrem eigenen Schutz versehen, im Zwischengelände der Werke. In den Panzergruppen liegen die Verhältnisse insofern bedeutend günstiger wie in den Einheitswerken, als dort die verschiedenen Kampfanlagen räumlich so weit voneinander getrennt sind, daß von einer Nebenwirkung nicht mehr gesprochen werden kann, daß vielmehr zur Zerstörung jeder einzelnen Kampfanlage auch ein besonderes Schießen erfolgen muß. Anderseits liegen für die Beobachtung auf den heutigen großen Kampfentfernungen die Nullinien für die Beobachtung gegen die einzelnen Kampfanlagen in den Panzergruppen doch so nahe hintereinander, daß ihre sichere Unterscheidung Schwierigkeiten genug bereiten wird. Der noch größeren räumlichen Trennung der verschiedenen Kampfanlagen steht bei Unterbringung der Fernkampfpanzer im Zwischenfeld der Nachteil der größeren Gefährdung bei feindlichen Unternehmungen entgegen. Für die Aufstellung der Zwischenraumstreichen gilt das Gleiche, bei Verlegung in das Zwischengelände können sie aber nicht nur zur Bestreichung des Zwischenfeldes, sondern mit großem Vorteil auch zur Abwehr eines Sturmes gegen die Werke selbst verwandt werden.

In die Werke gehören außer den Kampfanlagen für die Infanterie nur Grabenstreichen und Sturmabwehrgeschütze für das Werk selbst, unter Umständen natürlich auch Zwischenraumstreichen, also nur Nahkampfgeschütze, von denen selbst bei stark verringerter Bedienung noch eine hohe Feuergeschwindigkeit verlangt werden muß, für die also nur Selbstladekanonen und Maschinengeschütze in Frage kommen. Im Gegensatz zu den Fernkampfbatterien muß bei diesen Geschützen stets ein direktes Richten erfolgen; ferner muß die Gefechtskraft dieser Geschütze, sollen sie ihren Zweck erfüllen, unter allen Umständen bis zur unmittelbaren Sturmabwehr erhalten bleiben.

Diesen beiden sich zum Teil einander widersprechenden Anforderungen kann man durch eine zweckentsprechende Aufstellung nachkommen: für die Sturmabwehrgeschütze durch Einbauen in versenkbare Panzertürme, für die Graben- und Zwischenraumstreichen durch Aufstellung in Betonkasematten. Falls durch diese aber bei ungünstigen Geländeverhältnissen ausnahmsweise keine Deckung gegen Sicht von vorn — um die es sich hier natürlich nur handeln kann — erreicht wird, so wird man

Digitized by Google

sich trotz der höheren Kosten entschließen müssen, auch die Zwischenraumstreichen unter Panzerschutz zu stellen. Dieser Entschluß wird um so leichter fallen, wenn man erwägt, daß in der Regel die erste artilleristische Abwehr von Sturmversuchen gegen die Werke jetzt weniger aus den Werken selbst, sondern weit häufiger aus dem Zwischengelände erfolgen wird, und daß die Zwischenraumstreichen die Hauptträger dieser Sturmabwehr sind. Das andere Mittel zur Erhaltung der Gefechtskraft der Nahkampfgeschütze besteht, wie schon erwähnt, darin, daß sich diese Geschütze unter keinen Umständen an dem Fernkampf beteiligen dürfen, damit dem Angreifer weder ihre Anzahl noch ihre Lage vorzeitig bekannt wird. So selbstverständlich diese Anordnung auch erscheint, so kann in unseren Vorschriften doch nicht deutlich genug auf dieses Verbot hingewiesen werden, das übrigens auch durch eine zweckentsprechende Ausrüstung nur mit Nahkampfgeschossen in geeigneter Weise unterstützt werden kann. Wenn einer Beteiligung am Artilleriekampf seitens der Sturmabwehrgeschütze in Senkpanzern auch durch die Senkstellung, in der sie während des Fernkampfs dauernd verharren müssen, vorgebeugt ist, so sind trotzdem noch mechanische, aber leicht wieder auszuschaltende Sperrvorrichtungen erforderlich, um auch ein vorzeitiges, nicht im Sinne der Feuerleitung liegendes Auftauchen dieser Türme zu verhindern.

Ist durch eine solche Anlage der Werke die vollständige örtliche Trennung der Fern- und Nahkampfgeschütze durchgeführt, so wird auch für letztere die Trennung der Befehlserteilung insofern schärfer hervortreten, als sie dadurch von selbst aus der artilleristischen Feuerleitung ausscheiden und ebenso wie die die Infanterie unmittelbar unterstützenden Fernkampfgeschütze gleichfalls unter den unmittelbaren Befehl des örtlichen Infanterieführers treten müssen. Der Angreifer anderseits wird gezwungen, entweder ihre Niederkämpfung nacheinander vorzunehmen, oder zu ihrer gleichzeitigen Bekämpfung weit mehr Angriffsmittel bereitzustellen.

Zusammenfassend würden sich folgende Maßnahmen ergeben:

1. Anwendung von Panzerschutz und Aufstellung einer bespannten Verteidigungsartillerie, um bei dem durch die Steigerung der Schußweite bedingten größeren Umfange der Festung eine Erhöhung der Artillerie-Kriegsbesatzung und der Geschützausrüstung zu vermeiden;

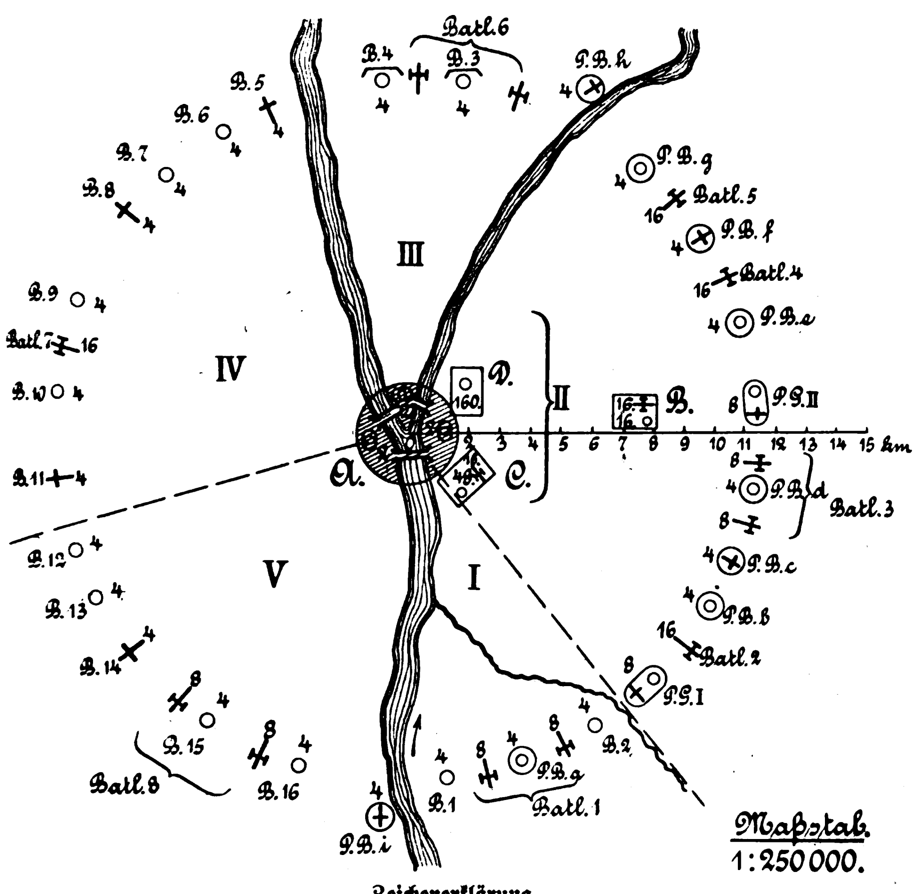
2. verdeckte Artillerieaufstellung, aber unter voller Berücksichtigung der durchaus notwendigen Geländebeobachtung und Trennung der Fern- und Nahkampfanlagen nach Ort und Befehlserteilung, um die gesteigerte Artilleriewirkung abzuschwächen.

Sämtliche Maßnahmen dienen gleichzeitig zur längeren Erhaltung der Verteidigungsartillerie und dadurch zur Verlangsamung der Belagerung und steigern durch erhöhte und länger dauernde Widerstandsfähigkeit die Bedeutung der Festung für die Landesverteidigung.

Eine schematische Skizze der Verteilung der Fernkampfartillerie einer Festung und einige zahlenmäßige Berechnungen mögen zur Erläuterung des Gesagten dienen.

Digitized by Google

Schematische Skizze der Verteilung der Fernkampfartillerie einer Festung.



Zeichenerklärung.

P.G. I und II — Panzergruppe mit 4 Flach- und 4 Steilfeuergeschützen,

oder P.B. a–i — Panzerbatterie mit 4 Flach- oder 4 Steilfeuergeschützen,

oder B. 1–16 — offene Batterie mit 4 Flach- oder 4 Steilfeuergeschützen,

oder Batl. 1–8 — 1 oder ½ Flachfeuerbataillon,

Deckwall,

A. — Sicherheitszone der Festung (1½ km Radius) mit zu je 2 als Brückenschutz aufgestellten Ballonabwehrkanonen,

B. — Artillerie der Reserve des Abschnitts II (16 Flach- und 16 Steilfeuergeschütze),

C. — Artillerie der Hauptreserve (16 Flach- und 48 Steilfeuergeschütze),

D. — Fußartilleriereserve (160 Steilfeuergeschütze).

Digitized by Google

Beurteilung der Festungsfronten.

Abschnitt I:	Haupt- und Nebenangriff möglich, Nebenangriff wahrscheinlich,	Überraschende Angriffe mit Mitteln des Feldheeres möglich.
" II:	Haupt- und Nebenangriff wahrscheinlich, sehr günstiges Angriffsgelände,	
" III:	Haupt- und Nebenangriff unwahrscheinlich, Gelände eben, zum Teil sumpfig und überschwemmt,	
" IV: " V:	überraschende Angriffe zu Beginn des Feldzuges durch die Landesverteidigung ausgeschlossen, im späteren Verlauf Nebenangriff möglich, namentlich gegen Abschnitt V, im allgemeinen aber ungünstiges Angriffsgelände.	

Einteilung der Fernkampfartillerie.

A. Erste Artillerieaufstellung.

1. Sicherheitsarmierung gegen überraschende Angriffe.

	a. im Frieden (unter Panzer)				b. bei der Armierung (offen)				Summe		
Abschnitt	Kampfanlage	Flach- feuergeschütze	Steil- feuergeschütze	Summe (Sp. 3 u. 4)	Kampfanlage	Flach- feuergeschütze	Steil- feuergeschütze	Summe (Sp. 7 u. 8)	Flach- (Sp. 3 u. 7) feuergeschütze	Steil- (Sp. 4 u. 8) feuergeschütze	Summe a u. b (Sp. 5 u. 9)
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
I	P. B. a	—	4	4	B. 1, 2.	—	8	8	—	12	12
II	P. G. I, II, P. B. b, d, e, g.	8	24	32		—	—	—	8	24	32
III	P. B. h (2 Deckwälle)	4	—	4	B. 3, 4.	—	8	8	4	8	12
IV		—	—	—	B. 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11.	12	16	28	12	16	28
V	P. B. i	4	—	4	B. 12, 13, 14, 15, 16.	4	16	20	8	16	24
I—V	Summe 1a.	16	28	44	Summe 1b.	16	48	64	32	76	108

2. Zum Fernhalten der Einschließungslinie.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
I		—	—	—	Bataillon 1.	16	—	16	16	—	16
II	P. B. c, f	8	—	8	" 2, 3, 4, 5.	64	—	64	72	—	72
III		—	—	—	" 6.	16	—	16	16	—	16
IV		—	—	—	" 7.	16	—	16	16	—	16
V		—	—	—	" 8.	16	—	16	16	—	16
I—V	Summe 2a.	8	—	8	Summe 2b.	128	—	128	136	—	136
I—V	Summe 1a u. 2a.	24	28	52	Summe 1b u. 2b.	144	48	192	168	76	244

		7	8	9	10	11	12
B. in der Reserve des Abschnitts II,	1 Flach-, 1 Steilfeuerbatl.	16	16	32	16	16	32
C. in der Hauptreserve,	1 " 3 "	16	48	64	16	48	64
D. in der Fußartilleriereserve.	10 "	—	160	160	—	160	160
	Summe B, C, D (Reserve)	32	224	256	32	224	256
	Summe A, B, C, D.	176	272	448	200	300	500

Digitized by Google

Bei dieser Artillerieverteilung können von den 500 Kampfgeschützen der Festung, unter denen sich Flach- und Steilfeuergeschütze wie 2 zu 3 verhalten, gegen einen Angriff verwendet werden z. B. beim

	Hauptangriff gegen Front P. G. I bis P. G. II des Abschnitts II, Nebenangriff gegen Abschnitt I			Haupt- und Nebenangriff gegen Abschnitt II		
	Flach- feuergeschütze	Steil- feuergeschütze	Summe	Flach- feuergeschütze	Steil- feuergeschütze	Summe
1. Erste Artillerieaufstellung des Abschnitts	(12) 60	(20) 28	(32) 88	(16) 80	(24) 24	(40) 104
2. Verstärkung von den nicht angegriffenen Fronten	80	—	80	64	—	64
3. Abschnittsreserve des Abschnitts II	16	16	32	16	16	32
4. Hauptreserve	16	48	64	16	48	64
5. Fußartilleriereserve	—	160	160	—	160	160
6. Mitwirkung der Nachbarfronten (Umstellung der Batterien)	(8) 8	(4) 8	(12) 16	(8) 8	(4) 12	(12) 20
Summe	(20) 180	(24) 260	(44) 440	(24) 184	(28) 260	(52) 444

Bemerkung. Die eingeklammerten kleinen Zahlen bezeichnen die Anzahl der Panzergeschütze und sind in den großen Zahlen mitenthalten.

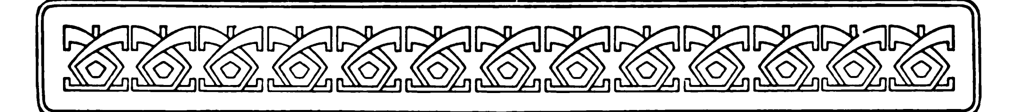
Bedarf an Zugpferden für die Bespannung der Verteidigungsartillerie.

Hauptreserve = 4 Bataillone = 16 Batterien zu je rund
100 Zugpferden . . . . = 1600 Zugpferde,
4 l. Mun. Kol. zu je rund 150 Zugpferden . = 600 „
Abschnittsreserve = 2 Bataillone = 8 Batterien zu je rund
50 Zugpferden . . . . = 400 „
Fußartilleriereserve = 10 Bataillone = 40 Batterien zu je rund
50 Zugpferden . . . . = 2000 „
Summe . . 4600 Zugpferde.

Bei Ausstattung der Batterien der Abschnitts- und Fußartilleriereserve mit je 50 Zugpferden läßt sich nicht nur die Bespannung der Geschütze mit je sechs Pferden ermöglichen, sondern auch die von der Hälfte der Munitionswagen. Die Anzahl der Pferde würde somit auch vollauf genügen, um mit verringerter Bespannung oder unter Verzichtleistung auf die Bespannung der Munitionswagen auch die sämtlichen unbespannten offenen Batterien der ersten Artillerieaufstellung für einen Stellungswechsel mitbespannen zu können.

Marbach,
Hauptmann und Artillerieoffizier vom Platz in Breslau.

Digitized by Google



Die englischen Armeemanöver 1912.

In England haben vom 16. bis zum 18. September 1912 Armeemanöver stattgefunden. Vier Infanterie-Divisionen und fast die ganze reguläre Kavallerie-Division, d. h. mehr als zwei Drittel der in der Heimat stehenden regulären Truppen, nahmen daran teil; außerdem eine Anzahl von Truppenteilen der Territorial-(Miliz-)Armee. Die Gesamtstärke der beteiligten Truppen betrug rund 48 000 Mann. Manöver in diesem Umfange haben in England zum ersten Male im Jahre 1909 und darauf im Jahre 1910 stattgefunden. Im vorigen Jahre fielen sie wegen der anhaltenden Dürre aus.

Die diesjährigen Armeemanöver spielten sich in der Umgebung von Cambridge in dem Gelände ab, das für die ausgefallenen Manöver des vergangenen Jahres ausgesucht worden war. Sie erhielten in der englischen öffentlichen Meinung eine besondere Bedeutung dadurch, daß sie zum ersten Male in Gegenwart des Königs stattfanden.

Skizze 17.

Die Benutzung von Landesteilen für Manöver ist in England von der Genehmigung des Parlaments abhängig. Meist wird, wie auch in diesem Jahre, nur ein verhältnismäßig kleiner Geländeraum zur Verfügung gestellt. Außerhalb der Grenzen dürfen die Truppen die Wege nicht verlassen. Das diesjährige Manövergelände war besonders in seiner Ausdehnung von Osten nach Westen sehr beschränkt. Zwischen der Nordwestgrenze und der Linie Brandon—Cambridge liegt zudem eine von zahlreichen Gräben durchzogene und vielfach sumpfige Tiefebene, die für Truppenbewegungen wenig geeignet ist. Für das Manöver kam somit in der Hauptsache nur das südöstlich der genannten Linie gelegene Gelände in Betracht. Dieses kennzeichnet sich als ein flaches Hügelland ohne ausgesprochene Höhenzüge. Die Übersicht wird durch zahlreiche Wallhecken, mit denen die Viehkoppeln umgeben sind und die auch vielfach die Wege zu beiden Seiten einfassen, stark behindert. Für die berittenen Waffen bilden diese Hecken gleichzeitig ein bedeutendes Bewegungshindernis. Gute Straßen und Wege durchziehen das Land nach allen Richtungen. Der Gesamtcharakter des Geländes ist der des östlichen Holsteins.

Digitized by Google

Die Leitung der Manöver lag in den Händen des Chefs des Reichs-Generalstabes, Generals Sir John French. Die blaue Partei (Kriegsgliederung Seite 150) wurde von dem Kommandierenden General des Südkommandos*), Generalleutnant Sir J. M. Grierson geführt. Ihm waren die 3. und 4. Division, eine aus einer regulären und einer Territorial-Brigade zusammengesetzte Kavallerie-Division, eine gemischte Territorial-Brigade und Armeetruppen unterstellt. Die rote Partei (Kriegsgliederung Seite 151) führte der Generalleutnant Sir D. Haig, Kommandierender General des Aldershot-Kommandos.*) Zu ihr gehörten die 1. und 2. Division, die Masse der regulären Kavallerie-Division und Armeetruppen. Die Parteien waren somit annähernd gleich stark. Blau hatte eine geringe Überlegenheit an Infanterie und Artillerie, Rot an Kavallerie. Beide Parteien verfügten über ein Luftschiff; bei Blau befanden sich vier, bei Rot sechs Flugzeuge.

Kriegslage.

Nach der Kriegslage bildete die Ostküste Englands die Grenze zwischen einem in der Nordsee angenommenen roten Staate und dem blauen Staate England. Die rote Armee hatte die Grenze zwischen Hunstanton und Wells überschritten und war im Vormarsch auf London. Am 15. September Abends erreichte sie die aus Skizze 17 ersichtlichen Stellungen. Dem Führer war vom Feinde bekannt, daß je eine marschbereite Division bei Aldershot und Salisbury versammelt war, daß Cambridge von Territorial-Truppen besetzt war, und daß eine schwache Kavallerie-Division bei Baldock stand.

Blau war am 15. September Abends im Begriffe, seine beiden bei Aldershot und Salisbury versammelten Divisionen mit der Bahn nach Norden zu befördern, um den Feind am weiteren Vordringen auf London zu verhindern. Die Ausladungen sollten bei Hitchin und nordwestlich bis zum Abend des 16. September beendet sein. Am 15. Abends stand die blaue Kavallerie-Division bei Baldock; bei Cambridge war eine gemischte Territorial-Brigade versammelt. Dem Führer war vom Feinde bekannt, daß am 15. Abends zwei Infanterie-Divisionen und eine Kavallerie-Division die Gegend von Brandon erreicht hatten.

Die Lage ließ beiden Führern scheinbar völlige Freiheit in ihren Entschlüssen. In Wirklichkeit aber war ihre Bewegungsfreiheit doch ziemlich beschränkt. Wegen der geringen Breite des Manövergeländes und infolge des Sumpfgebietes nördlich und nordwestlich Cambridge konnten beide Parteien nur in allgemeiner Richtung auf diesen Ort und östlich davon vormarschieren. Der bei Cambridge stehenden blauen Territorial-Brigade war durch die Kriegslage der Auftrag erteilt, diesen Ort unter allen Umständen zu halten. Vermutlich wollte man den Territorial-Truppen damit eine Aufgabe zuweisen, für die ihre Ausbildung zur Not ausreicht, und ihnen Anstrengungen

*) Das vereinigte Königreich ist in acht Militär-Kommandos eingeteilt. An ihrer Spitze stehen Kommandierende Generale, die die Oberaufsicht über alle in ihrem Bereich stehenden regulären und Territorial-Truppenteile haben. Der höchste Truppenverband ist in England die Division.


Digitized by Google

Kriegsgliederung von Blau.

Führer: Generalleutnant Sir J. M. Grierson.
Gen. St.: Brigade-General H. A. K. Montgomery.

4. Division.[1])

Führer: Generalmajor T. D'O. Snow.

12. J. B.	11. J. B.	10. J. B.
2 Komp. beritt. Inf.		
4 12,8 cm Kan.	11,7 cm Haub.	8,4 cm Kan.
San. Abteil.	Verpfl. Kol. Lastkraftwag.	1½ Pi. Komp.	Sign. Komp.

3. Division.[1])

Führer: Generalmajor Sir H. S. Rawlinson.

9. J. B.	8. J. B.	7. J. B.
Terr. Radfahrer-Abt.	1 Komp. beritt. Inf.	
4 12,8 cm Kan.	11,7 cm Haub.	8,4 cm Kan.
San. Abteil.	Verpfl. Kol. Lastkraftwag.	1 Pi. Komp.	Sign. Komp.

Zusammengesetzte Kavallerie-Division.[2])

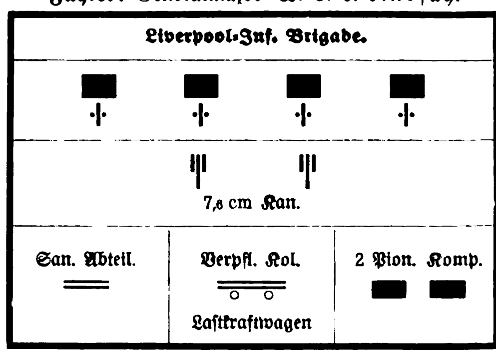
Führer: Oberst E. J. Briggs.

Reguläre beritt. Brig.	Beritt. Terr. Brig.
1 beritt. Inf. Batl.	Terr. Kav. Regt.
Kav. Regt.	Terr. Kav. Regt.
Kav. Regt.	Terr. Kav. Regt.
7,6 cm Kan. / Sign. Trupp	7,6 cm Kan. / Sign. Trupp

San. Abteil.	Verpfl. Kol. Lastkraftwg.	Pion. Zug	3 Terr Radf. Batl.	Feld-Sign. Abteil.

Gemischte Territorial-Brigade.[1])

Führer: Generalmajor W. B. L. Lindsay.



Armeetruppen.

4 15 cm Haub.	3 Sign. Komp.	1 Lenkluftschiff (Gamma)	4 Flugzeuge Zweidecker

[1]) Jedes Infanterie-Bataillon hat einen Maschinengewehrzug zu zwei Gewehren.
[2]) Jedes Kavallerie-Regiment, Bataillon berittener Infanterie und Radfahrer-Bataillon hat einen Maschinengewehrzug zu zwei Gewehren.

Digitized by Google

Kriegsgliederung von Rot.

Führer: Generalleutnant Sir D. Haig.
Gen. St.: Brigade-General F. J. Davies.

2. Division.[1])

Führer: Generalmajor H. M. Lawson.

6. J. B.	5. J. B.	4. J. B.
2 Eskadr.		
4 12,5 cm Kan.	11,7 cm Haub.	8,4 cm Kan.
San. Abteil.	Verpfl. Kol. Lastkraftwag.	2 Pion. Komp.	Sign. Komp.

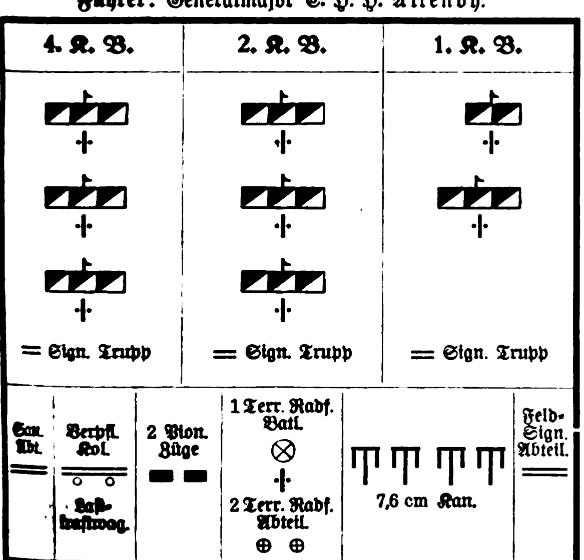
1. Division.[1])

Führer: Generalmajor S. H. Lomax.

3. J. B.	2. J. B.	1. J. B.
2 Eskadr.		
4 12,8 cm Kan.	11,7 cm Haub.	8,4 cm Kan.
San. Abteil.	Verpfl. Kol. Lastkraftwag.	2 Pion. Komp.	Sign. Komp.

Kavallerie-Division.[2])

Führer: Generalmajor E. H. H. Allenby.



Armeetruppen.

4 15 cm Haub.	3 Sign. Komp.	1 Lenkluftschiff (Beta)	6 Flugzeuge Zweidecker

[1]) Jedes Infanterie-Bataillon hat einen Maschinengewehrzug zu zwei Gewehren.
[2]) Jedes Kavallerie-Regiment und Radfahrer-Bataillon hat einen Maschinengewehrzug zu zwei Gewehren.

Digitized by Google

ersparen. Aus welchem Grunde die Brigade gerade an den Ort Cambridge gebunden wurde, ist nicht bekannt.

Verlauf des 16. September.

Skizze 18.

Der rote Führer entschloß sich, am 16. September den Vormarsch nach Süden anzutreten. Seine Kavallerie-Division erreichte bis gegen 5° Nachmittags über Mildenhall die Gegend von Brinkley. Während des Vormarsches war ihr die Anwesenheit feindlicher Kavallerie mit Artillerie nordöstlich Abington gemeldet worden. Dies waren vorgeschobene Teile der blauen Kavallerie-Division, die in der Nacht vom 15. zum 16. und am 16. bis in die Gegend von Abington vorgegangen war, wo sie im Anschluß an die gemischte Territorial-Brigade die Versammlung der blauen Hauptkräfte sichern sollte. Von 5° Nachmittags an standen beide Kavallerie-Divisionen einander unmittelbar gegenüber, ohne daß sich einer der Führer zum Angriff entschloß. Insbesondere machte Rot, obwohl es erheblich stärker war, keinen Versuch, den feindlichen Schleier zu durchbrechen und gegen die anmarschierenden blauen Hauptkräfte aufzuklären. Die Nachrichten über die beiderseitigen feindlichen Hauptkräfte, die bei den Führern eingingen, stammten infolgedessen in der Hauptsache von Fliegern; diese leisteten sehr Gutes und meldeten jede einzelne Marschkolonne.

Von den roten Hauptkräften erreichte die 1. Division Mildenhall, die 2. in zwei Kolonnen marschierend Culford; dorthin ging auch das Armee-Oberkommando. Die blauen Hauptkräfte wurden im Laufe des 15. und 16. September kriegsmäßig mit der Bahn von Aldershot und Salisbury in die Gegend von Hitchin und nordwestlich befördert. Bis zum 16. Abends hatten beide Divisionen ihre Ausladung beendet und waren noch eine kurze Strecke nach Osten vormarschiert. Am Abend biwakierte die 4. Division um Royston, die 3. um Wimpole. Ausladung und Vormarsch waren durch die auf Abington vorgesandte Kavallerie-Division und die gemischte Territorial-Brigade gesichert und verschleiert worden. Diese Brigade befestigte im Laufe des Tages eine sehr ausgedehnte Stellung östlich und nördlich von Cambridge. Das Armee-Oberkommando ging nach Royston.

Verlauf des 17. September.

Skizze 19.

Der Führer von Rot beschloß, am 17. September mit seinen Hauptkräften bis in die Linie Cowlinge—Hundon vorzugehen, um eine Umfassung des südöstlich von Cambridge vorausgesetzten rechten blauen Armeeflügels vorzubereiten. Die Kavallerie-Division, die seit dem 16. Nachmittags der feindlichen Kavallerie-Division unmittelbar gegenüberstand, sollte den Marsch gegen den Feind bei Cambridge decken und den Eindruck hervorrufen, als ob Rot in Richtung auf diesen Ort vorgehen wolle. Hierzu wurde eine verstärkte Infanterie-Brigade der 1. Division vorausgesandt und dem Kavallerie-Führer 9° Vormittags bei Brinkley unterstellt. Die Kavallerie-Division stellte sich am Morgen zunächst westlich von Dullingham bereit. Gegen 11³⁰ Vormittags ging sie, wohl in Ausführung ihres Auftrages, dem Gegner ein Vorgehen der roten Hauptkräfte auf Cambridge vorzutäuschen, in westlicher Richtung vor. Sie traf auf eine schwache vorgeschobene Abteilung der blauen Territorial-Brigade und warf

diese zurück. Auf die Meldung vom Auftreten feindlicher Infanterie (den Vortruppen der blauen 3. Division) in ihrer linken Flanke nordöstlich Abington ging die Division nach Osten auf Bradley zurück und bezog hier Biwak. Die der Kavallerie-Division unterstellte verstärkte Infanterie-Brigade blieb während des ganzen Tages bei Brinkley stehen. — Von den roten Hauptkräften marschierte die 1. Division (ohne eine verstärkte Infanterie-Brigade) 6⁰ Vormittags von Mildenhall über Gazeley nach Cowlinge, wo sie 11⁰ Vormittags eintraf und verblieb. Die 2. Division marschierte in zwei Kolonnen auf Hundon; 2⁰ Nachmittags stießen die Vorhuten beider Kolonnen zwischen Thurlow und Hundon auf die blaue Kavallerie-Division und warfen sie nach kurzem Kampf nach Westen zurück. Die 2. Division bezog Biwaks bei Thurlow und Hundon. Das Armee-Oberkommando ging nach Wickhambrook. Der rote Führer erhielt bis zum Abend genaue Nachrichten über den Vormarsch der blauen 3. Division dadurch, daß ein feindlicher Meldereiter, der den Divisions-Befehl der 3. Division bei sich führte, der roten Kavallerie in die Hände fiel. Aus dem Befehl war auch zu entnehmen, daß die blaue 4. Division rechts neben der 3. eingesetzt werden sollte; wo die 4. Division am 17. Abends stand, blieb dem roten Führer unbekannt.

Blau ließ die Territorial-Brigade um Cambridge stehen. Die blaue Kavallerie-Division sollte zunächst den Anmarsch der 4. und 3. Division verschleiern und dann die Vormarschrichtung der roten Hauptkräfte feststellen. Sie blieb zunächst in ihrer Stellung vom 16. Abends nordöstlich Abington stehen. Als sie den Abzug der roten Kavallerie-Division erkannte, ging sie 10⁰ Vormittags in zwei Kolonnen in östlicher Richtung vor. Östlich Thurlow stieß die Division nach 1⁰ Nachmittags auf die Vorhuten der roten 2. Division und griff sie im Fußgefecht an. Nachdem sie den feindlichen linken Flügel festgestellt hatte, ging die Division nach Süden zurück und setzte sich auf den rechten Armeeflügel. Die 3. Division ging bis in die Höhe der Territorial-Brigade vor. Die 4. Division erreichte Saffron Walden, blieb also rechts rückwärts gestaffelt. Beide Divisionen erreichten ihre Marschziele nach einem Marsch von rund 20 km gegen 9⁰ Vormittags und blieben für den Rest des Tages stehen. Das Armee-Oberkommando ging nach Saffron Walden. Offenbar wollte der blaue Führer dem Gegner den Angriff zuschieben. Er hoffte wohl, daß Rot die vorgeschobene 3. Division und die Territorial-Brigade mit seinen gesamten Kräften angreifen würde. Dann wollte er mit der zurückgehaltenen 4. Division gegen die rote linke Flanke vorstoßen. Um den Vormarsch dieser Division vor der feindlichen Luftaufklärung verborgen zu halten, waren besondere Maßregeln getroffen: Zum großen Teil wurde bei Dunkelheit marschiert; die Marschkolonne war in kleinere Teile zerlegt, die einander mit größeren Abständen folgten; kam ein Flugzeug in Sicht, so wurde gehalten, und die Mannschaften suchten Deckung an den den Weg einfassenden Hecken; Geschütze und Fahrzeuge waren mit Heu und Stroh bedeckt worden. Da die rote Kavallerie-Division an diesem Tage auf ihrem rechten Armee-

Digitized by Google

flügel war und die Luftaufklärung infolge der geschilderten Maßnahmen versagte, blieb dem roten Führer der Verbleib der blauen 4. Division tatsächlich bis zum 18. Vormittags verborgen. Der blaue Führer war über den Gegner am Abend des 17. ziemlich genau unterrichtet. Seine Kavallerie-Division hatte den Vormarsch der östlichsten roten Kolonne festgestellt; Flieger meldeten am Nachmittage Biwaks bei Cowlinge und südlich Dullingham.

Verlauf des 18. September.

Skizze 20.

Der rote Führer hielt am 18. an seinem Entschluß, den feindlichen rechten Flügel zu umfassen, fest, obwohl er über dessen Verbleib auch am Morgen dieses Tages noch keine Nachricht hatte. Die 1. Division, der die am 17. abgezweigte verstärkte 2. Infanterie-Brigade nunmehr wieder unterstellt wurde, sollte über Bradley auf West Wickam, die 2. Division in zwei Kolonnen auf Shudy Camps vorgehen. Die Kavallerie-Division sollte sich vor der Front entlang auf den linken Flügel ziehen und gegen die rechte feindliche Flanke einwirken. — Blau blieb in Ausführung seiner Absicht, dem Gegner den Angriff zuzuschieben, bis 8⁰ Vormittags in seinen bisherigen Stellungen stehen. Als aus den eingegangenen Nachrichten hervorging, daß Rot nicht gegen die 3. Division vormarschierte, sondern weiter östlich ausholte, trat Blau den Vormarsch in nordöstlicher Richtung an, um nun selbst anzugreifen. Die 4. Division sollte gegen die Linie Olmstead Green—Stevington End, die 3. gegen die Linie Shudy Camps—Horseheath vorgehen. Die Territorial-Brigade hatte schon bei Tagesanbruch den Befehl erhalten, sich nach ihrem rechten Flügel zu versammeln; sie wurde nun — 8⁰ Vormittags — auf Linton in Marsch gesetzt. Die Kavallerie-Division sollte gegen den feindlichen linken Flügel vorgehen.

Diese Anordnungen führten zwischen 10⁰ und 11⁰ Vormittags zu einem im wesentlichen frontalen Aufeinandertreffen beider Parteien in der Linie West Wickam—Horseheath—Olmstead Green. In dem sehr unübersichtlichen Gelände und wohl auch teilweise infolge fehlender einheitlicher Führung zerfiel das Gefecht in eine Reihe von Einzelkämpfen. Gegen 1³⁰ Nachmittags waren die Truppen in der aus Skizze 20 ersichtlichen Weise eingesetzt. Die rote 2. Infanterie-Brigade, die zunächst hinter dem rechten Flügel der 1. Division zurückgehalten worden war, wurde gegen Mittag hinter der Front entlang auf den bedrohten linken Flügel der Division gezogen, obwohl sie anscheinend schneller und wirksamer auf dem rechten Flügel zur Umfassung hätte verwandt werden können. Die Kavallerie-Divisionen, die sich beide auf dem Südflügel befanden, gingen sich aus dem Wege und suchten gegen Flanke und Rücken der feindlichen Infanterie einzuwirken.

Skizze 21.

Im Laufe des Nachmittags gelang es auf dem nordwestlichen Flügel der blauen 3. Division, den rechten Flügel von Rot allmählich zurückzudrängen. Auf ihrem eigenen rechten Flügel, gegen den sich die rote 2. Infanterie-Brigade zum Angriff entwickelt hatte, vermochte die blaue Division jedoch keine Fortschritte zu machen. Der Angriff der roten 2. Brigade kam erst zum Stehen, als gegen ihren linken

Digitized by Google

Flügel die blaue Territorial-Brigade vorging. Diese hatte erst nach 2° Nachmittags Linton erreicht und dort Befehl erhalten, schleunigst in Richtung auf Horseheath in das Gefecht einzugreifen.

Auch auf dem südlichen Flügel machte Blau am Nachmittage Fortschritte. Gegen 3° Nachmittags gelang es dem rechten Flügel der blauen 4. Division, mit Hilfe der Kavallerie-Division den roten linken Flügel bei Olmstead Green zu umfassen und zurückzuwerfen. Hierbei wäre es dem roten Führer, General Sir D. Haig, beinahe ebenso ergangen, wie dem General Marion bei den französischen Manövern. Er entging nur mit knapper Not mit seinem ganzen Stabe der Gefangenschaft. Infolge der Umfassung ihres linken Flügels nahm die rote 2. Division gegen 3° Nachmittags auch ihren rechten Flügel bis Shudy Camps zurück. Die rote Kavallerie-Division hatte um den blauen rechten Flügel herumgegriffen und schickte sich gegen 5° Nachmittags an, gegen den Rücken der erfolgreichen 4. Division vorzugehen.

Als um 5¹⁰ Nachmittags die Manöver abgebrochen wurden, standen die beiderseitigen Truppen in den in Skizze 21 angegebenen Stellungen. Blau war auf beiden Flügeln erfolgreich gewesen und entschieden im Vorteil, wenn es auch in der Mitte etwas zurückgedrängt war. Seine Lage hätte sich wohl noch günstiger gestaltet, wenn der blaue Führer die Territorial-Brigade nicht in der Mitte, sondern auf dem nördlichen Flügel eingesetzt hätte, und wenn auch die 10. Infanterie-Brigade, die bis zuletzt in Reserve blieb, noch zur Umfassung auf dem Südflügel eingesetzt worden wäre. Beide Führer haben, soweit sich das beurteilen läßt, ihre Maßnahmen wohl etwas zu sehr von den Maßnahmen des Gegners abhängig gemacht. Die rote Kavallerie-Division kam nach ihrer weiten Umgehung nicht mehr zum Eingreifen. Einen entscheidenden Einfluß hätte ihr Angriff gegen den Rücken der blauen 4. Division wohl nicht ausgeübt, da diese noch eine ganze Infanterie-Brigade geschlossen zur Verfügung hatte und das Gelände für eine Attacke großer Kavalleriemassen sehr ungeeignet war.

Schluß-betrachtungen.

Die Armeemanöver sollten ursprünglich noch einen weiteren Tag (bis zum 19. September) dauern. Ihr etwas unerwarteter vorzeitiger Abbruch hat die Presse vielfach zu Erörterungen veranlaßt, die nicht den Tatsachen entsprechen. Die Nachricht, daß die Leitung als Grund für den Abbruch der Manöver die zu guten Meldungen der Flieger angegeben habe, ist eine Erfindung einiger Zeitungsberichterstatter. Ferner wurde behauptet, daß infolge der Ungeschicklichkeit der Führer bei der Schlacht am 18. September ein derartiges Durcheinander entstanden wäre, daß eine Entwirrung unmöglich gewesen wäre, und die Übung hätte abgebrochen werden müssen. Die Verwirrung mag wohl an einzelnen Punkten des Gefechtsfeldes in dem außerordentlich unübersichtlichen Gelände sehr groß gewesen sein. Trotzdem wäre es der Leitung sicher möglich gewesen, die rote Partei zum Zurückgehen zu veranlassen und die blaue vorläufig festzuhalten. Der Grund für den vorzeitigen Abbruch liegt


Digitized by Google

möglicherweise darin, daß man ursprünglich beabsichtigt hatte, nach zwei Tagen eine neue Lage zu geben, auf Grund deren sich zwei weitere Manövertage abspielen sollten. Da nun infolge des langsamen Vorgehens der Führer die erste Lage erst am dritten Manövertage zum Abschluß kam, mag die Leitung die Ausgabe einer neuen Lage für einen weiteren Tag nicht für lohnend gehalten und daher auf den zweiten Manöverabschnitt ganz verzichtet haben.

Da den englischen Generalen und dem Generalstabe erst seit wenigen Jahren Gelegenheit gegeben wird, sich in der Handhabung großer Truppenverbände zu üben, ist es nicht wunderbar, daß der Führung noch vielfach Mängel anhaften. Ein Fortschritt war während der diesjährigen Manöver insofern erkennbar, als die englischen Generale ihre Vorliebe für Stellungskämpfe und eine gewisse Abneigung gegen das Begegnungsgefecht, die bei früheren Übungen vielfach hervortrat, anscheinend überwunden haben. Der Gefechtsführung fehlte es noch an Einheitlichkeit; es kam daher nicht zu geschlossenen Angriffsbewegungen der Brigaden und Divisionen, sondern zu einer Reihe von einander ziemlich unabhängiger Einzelgefechte; teilweise lag dies allerdings auch an dem sehr unübersichtlichen Gelände.

Die regulären Truppen aller Waffen sind gut ausgebildet; ihre Marsch- und Gefechtsdisziplin läßt nichts zu wünschen übrig. Sehr ungünstig machte sich die geringe Stärke aller Verbände bemerkbar. Die Doppelkompagnien der Infanterie (vier Doppelkompagnien bilden ein Bataillon) zählten während der diesjährigen Manöver nur etwa 80 Mann; ebenso stark waren die Schwadronen; die Batterien waren nur mit drei Geschützen (anstatt sechs) ausgerückt. Der Grund liegt darin, daß in England während des ganzen Jahres Rekruten angeworben und den Truppenteilen zugeführt werden. Diese haben daher stets eine große Zahl nicht genügend ausgebildeter Mannschaften, die nicht mit ausrücken können. Außerdem werden auf dem Friedensstand der Truppen viele krank aus den Kolonien zurückgekehrte, zeitweise dienstunfähige Mannschaften geführt. Reservisten zur Verstärkung der schwachen Verbände hatte man in diesem Jahre nicht eingezogen.

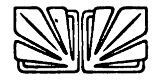
Die Ausbildung der Territorialtruppen ist bei der kurzen jährlichen Übungsdauer (8 bis 15tägige Lagerübung und 10 bis 20 einzelne Dienststunden) nach wie vor unzureichend. Mit Ausnahme der Radfahrer-Bataillone bei den Kavallerie-Divisionen, die besonders auf blauer Seite gute Dienste geleistet haben, kamen die Territorialtruppen während der Manöver wenig zur Geltung. Während des 16. und 17. September stand die Territorial-Brigade ziemlich untätig bei Cambridge; am 18. wurde das Manöver abgebrochen, als sie sich eben zum Angriff entwickelte.

Zum ersten Male wurden bei den Manövern dieses Jahres Lenkluftschiffe und Flugzeuge in größerem Umfange verwendet. Bei den letzten Armeemanövern 1910 verfügte nur die eine Partei über ein Lenkluftschiff und zwei Flugzeuge. In diesem Jahre waren der blauen Partei das Lenkluftschiff „Gamma" und vier Flugzeuge, der

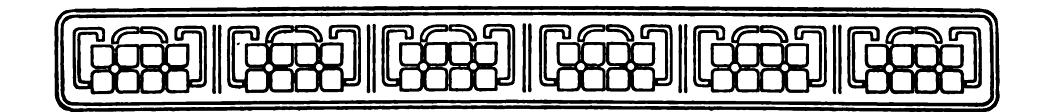
Digitized by Google

roten das Lenkluftschiff „Beta“ und sechs Flugzeuge zugeteilt. Beide Luftschiffe sind unstarren Systems und tragen fünf bis sechs Personen. Die Flugzeuge waren sämtlich Doppeldecker; die ursprünglich den Parteien zugewiesenen Eindecker wurden nachträglich zurückgezogen, nachdem auf dem Wege ins Manövergelände vier Offiziere auf zwei Eindeckern tödlich verunglückt waren. Lenkluftschiffe und Flieger sollen während der Manöver Gutes geleistet haben; beschossen wurden sie nicht, da ihre Parteizugehörigkeit nicht zu erkennen war. Beide Luftschiffe erlitten auf dem Rückwege vom Manövergelände nach dem Truppenübungsplatz Salisbury Unfälle, bei denen sie ernstlich beschädigt wurden.

Da in England die Truppen während der Manöver grundsätzlich biwakieren, müssen den Verbänden stets Verpflegungskolonnen zugeteilt werden. In diesem Jahre wurde den Truppen die Verpflegung ausschließlich durch Kraftwagenkolonnen zugeführt. Es handelte sich dabei um die erste praktische Erprobung des vor kurzem neu geregelten Nachschubwesens für das mobile Feldheer. Bisher waren die Kolonnen und Trains der mobilen Feldarmee in der Hauptsache mit Pferden bespannt. Nach der neuen Anordnung verfügt jede der sechs Infanterie-Divisionen und die Kavallerie-Division des Feldheeres über eine Kraftwagen-Verpflegungskolonne, die allein dauernd die Verbindung zwischen Eisenbahnendpunkt und Verpflegungsfahrzeugen der Truppen herzustellen hat. Auch die Munitionskolonnen sind zum größten Teil mit Lastkraftwagen ausgestattet. Für das Manöver war jeder Division, jeder der beiden Kavallerie-Divisionen und der gemischten Territorial-Brigade eine Kraftwagen-Verpflegungskolonne zugeteilt. Die Fahrzeuge — etwa 200 — waren ermietet. Die Kolonnen sollen sich sehr gut bewährt haben, irgendwelche bedeutenden Reibungen im Verpflegungsdienst sind nicht vorgekommen. Allerdings lagen auch günstige Verhältnisse vor: das Wetter war trocken, zahlreiche gute Straßen waren vorhanden und die täglich zurückzulegenden Strecken waren nicht zu groß.



Digitized by Google



Bekleidung, Ausrüstung und Feldfahrzeuge der französischen Infanterie.

I. Bekleidung.

Seit dem Burenkriege ist man in Frankreich bemüht, eine Felduniform einzuführen, die den neuen Kriegserfahrungen, namentlich den Forderungen einer geringeren Sichtbarkeit im Gefecht Rechnung trägt.

Das Hauptbekleidungsstück der feldmarschmäßigen Infanterieuniform (Bilder 1 und 2) war bisher ein stahlblauer Mantel (capote); unter ihm wurde bei kaltem Wetter eine Jacke (veste) getragen, die sonst im Tornister oder auf dem Kompagniepackwagen mitgeführt wurde. Der Waffenrock (tunique) diente nur zu Paradezwecken sowie als Wach- und Ausgehanzug. Zu erwähnen sind noch die Wahrzeichen des piou-piou: die rote Hose und das rote Käppi.

Bild 1. Bild 2.



Infanterist in bisheriger feldmarschmäßiger Uniform.

Französischerseits wurde nun an der bisherigen Uniform folgendes ausgesetzt: das Käppi schütze weder Schläfen noch Nacken vor der Sonne, es sauge den Regen auf und sei, ebenso wie die rote Hose, zu weit sichtbar; der Mantel sei zu lang und schwer, er hindere beim Marschieren,

Digitized by Google

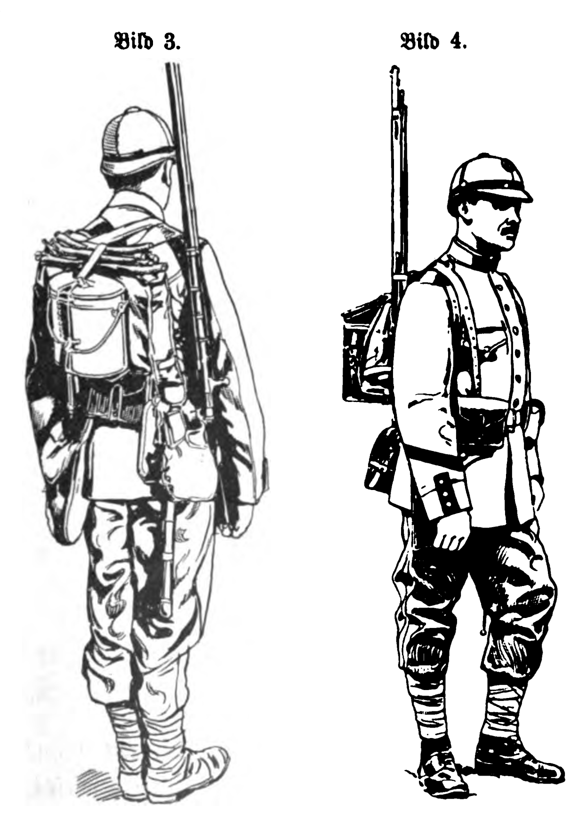
trotzdem er vorn aufgeschlagen wird; die Jacke sei zu kurz und schütze den Unterleib nicht; der Waffenrock sei überflüssig, da er ins Feld nicht mitgenommen werde.

Es wurden zunächst in den Jahren 1903 bis 1905 Uniformversuche mit einem blusenartigen, graublauen Waffenrock, gleichfarbiger Hose und Burenhut, 1906 mit einem Helm vorgenommen, die jedoch zu keinem Ergebnis führten.

Nachdem bei den deutschen Kaisermanövern 1910 von einem großen Teil der Truppen eine neue Felduniform getragen worden war, wurde auch in Frankreich der Frage erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet. Im Oktober 1910 wurde vom Kriegsminister eine Kommission unter dem Vorsitz des Generals Dubail mit der Lösung der Uniformfrage beauftragt. Die Arbeiten dieser Kommission schufen eine graugrüne Uniform für alle Waffengattungen, die in der französischen Presse als „Reseda“-Uniform bezeichnet wird. Da diese in der Presse viel besprochen worden ist und bis in die jüngste Zeit hinein einen heftigen Kampf für und wider ihre Annahme hervorgerufen hat, so soll hier eine kurze Schilderung gegeben werden.

Der Schnitt dieser Uniform (Bilder 3 und 4) ist dem bisher gebräuchlichen ähnlich, die Farbe ist durchweg graugrün, die Knöpfe bestehen aus mattfarbigem Metall. Der Infanteriemantel hat zwei Vordertaschen, einen Klappkragen und eine Reihe Knöpfe. Der bisherige Waffenrock (tunique) sollte abgeschafft werden, ebenso die kurze Jacke (veste). Der dafür einzuführende Feldrock (vareuse) gleicht dem Blusenrock der Alpenjäger, hat jedoch anstatt des Klappkragens einen Stehkragen und vier Vordertaschen; er sollte im Sommer anstatt des Mantels, im Winter unter dem Mantel getragen werden. Die Epauletten der Mannschaften sollten fortfallen, zum Parade- und Ausgehanzug gehört eine Art von Achselstücken, die beim Feldanzug weggelassen werden. Beinkleider, Wickelgamaschen und der rucksackartige Tornister waren gleichfalls aus graugrünem Stoff

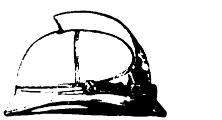
Bild 3. Bild 4.



Graugrüne Felduniform (Reseda), Versuch 1911.

Digitized by Google

Bild 5.




Korkhelm (Reseda-Uniform).

gefertigt, das Lederzeug naturfarbig. An Stelle des Käppis sollte ein Korkhelm mit Vorder- und Hinterschiene treten, der mit Tuch von graugrüner Farbe bezogen war. Im Frieden sollte er mit einem abnehmbaren Metallzierat, im Kriege mit der Nationalkokarde versehen sein. (Bild 5.) Die Uniform der Offiziere wurde von der der Unteroffiziere und Mannschaften nur durch den feineren Stoff und die Abzeichen am Ärmel unterschieden, die schon auf geringe Entfernung nicht mehr auffallen. (Bild 6.) Die Waffengattungen sollten sich durch die Farbe der Tuchspiegel am Kragen und andere kleine Merkmale voneinander unterscheiden. (Bild 7.)

Bild 6.



Offizier in graugrüner Felduniform (Reseda), Versuch 1911.

Bild 7.



Graugrüne Felduniform. Dragoner-Unteroffizier im Ausgehanzug.

Diese Reseda-Uniform wurde bei den Manövern des VI. Armeekorps im Jahre 1911 erprobt und hat sich als praktisch erwiesen, weil sie im Gelände wenig auffällt. Sie fand jedoch ihres schmucklosen Aussehens wegen nicht den Beifall des französischen

Digitized by Google

Volkes. Trotz mannigfacher Vorzüge der neuen Uniform konnte man sich doch nicht dazu entschließen, der Armee die nationalen Farben blau und rot zu nehmen.

Derartigen Gründen entsprach auch der Weg, der nunmehr beschritten wurde. Der Schlachtenmaler Détaille wurde beauftragt, eine Felduniform zu entwerfen, die den Wünschen des Volkes besser Rechnung trug.

Am 14. Juli 1912 bei der Parade von Longchamp wurden drei verschiedene Uniformen vorgeführt. Zunächst trugen zwei Kompagnien die oben beschriebene graugrüne Reseda-Uniform. Dann kamen zwei Kompagnien in der vom Maler Détaille entworfenen graublauen Felduniform. (Bilder 8 u. 9.) Bei dieser waren die her-



Bild 8. Bild 9.



Versuchsuniform Détaille (Mantel mit lederüberzogenem Käppi).



Versuchsuniform Détaille (Feldrock mit Helm).

kömmlichen roten Beinkleider beibehalten; sie bestand im übrigen aus einem graublauen Mantel, weitem Feldrock und Wickelgamaschen von gleicher Farbe. Als Kopfbedeckung wurde ein Helm oder ein Käppi mit Lederüberzug getragen, der das Eindringen des Regens verhüten sollte. Eine fünfte Kompagnie trug eine ebenfalls von Détaille entworfene Paradeuniform mit Helm, roten Beinkleidern und einem Waffenrock, der dem bisherigen ähnlich sieht.

Digitized by Google

Die Versuche sind in den diesjährigen Manövern fortgesetzt worden und haben nunmehr zu einer wenigstens in der Hauptsache endgültigen Lösung der Uniformfrage geführt. Im großen und ganzen ist die frühere Uniform mit einigen Abänderungen beibehalten worden. An Stelle des bisherigen stahlblauen Mantels ist ein blaugrauer Mantel getreten. Er erhält einen Umlegekragen, Vordertaschen und zwei Reihen Metallknöpfe, die im Felde nicht geputzt werden dürfen, um ihre Sichtbarkeit zu vermindern. Die kurze Tuchjacke wird abgeschafft. An ihre Stelle tritt ein blaugrauer Feldrock, der im Sommer anstatt des Mantels, im Winter unter dem Mantel getragen werden kann. Da die Uniform für Krieg und Frieden die gleiche sein soll, so wird voraussichtlich auch der Waffenrock abgeschafft werden. Für die Hosen ist die rote Farbe beibehalten; man nimmt an, daß sie durch Mantel und Gamaschen größtenteils verdeckt wenig sichtbar sein werden. Als Fußbekleidung sind Schnürschuhe und Ledergamaschen für die gesamten Fußtruppen angenommen, nur die Alpenjäger behalten die Wickelgamaschen bei. Die Frage der Kopfbedeckung scheint noch nicht endgültig entschieden zu sein. Um die großen Bestände an roten Käppis aufbrauchen zu können, erhalten diese zunächst einen blaugrauen Überzug. Nebenher scheinen die Versuche mit einem Helm fortgesetzt zu werden.

Der Wunsch des französischen Volkes ist somit erfüllt: die französische Armee wird auch fernerhin mit ihren nationalen Farben blau und rot ins Feld rücken. — Die vorgenommenen Änderungen vermindern zwar die Sichtbarkeit der Uniform im Felde, sie können aber, wie die France Militaire zugibt, nicht als eine befriedigende Lösung der Bekleidungsfrage gelten.

II. Ausrüstung.

Unabhängig von der Uniformfrage ist die französische Heeresverwaltung seit dem Jahre 1904 bestrebt, die Infanterieausrüstung zu erleichtern, und zwar mit dem allgemeinen Ziel, ihr Gewicht von 26,5 kg (einschließlich Bekleidung) auf rund 20 kg herabzusetzen.

Infanteriegepäck.

Zur feldmarschmäßigen Ausrüstung des französischen Infanteristen gehören der Tornister mit Kochgeschirr (Bilder 1 und 2), Leibriemen mit drei Patronentaschen, Schanzzeug, Brotbeutel, Feldflasche, Verbandpäckchen und Erkennungsmarke.

Der bisher im Gebrauch befindliche Tornister besteht aus wasserdichter schwarzer Leinwand. Man hat ihn durch Herausnehmen des Holzrahmens erleichtert. In ihm trug der Mann eine Tuchjacke (veste), zwei eiserne Portionen, ein Hemd, Taschentuch, Seife, Löffel, Nähzeug, Putzzeug, 1/3 Wischstock, Gewehrputzzeug, ein Paar Leinwandgamaschen und den Militärpaß. Am Tornister sind befestigt: Schuhe in Leinwandhülle, Kochgerät, tragbares Schanzzeug und Fleischkonservenbüchse. Das Gesamtgewicht des gepackten Tornisters betrug rund 8,5 kg.

Digitized by Google

Die Heeresverwaltung ist nun bestrebt, die Gesamtbelastung des Mannes herabzusetzen, indem ein Teil der bisher getragenen Gegenstände auf Wagen kommt, ein anderer Teil durch leichtere Modelle ersetzt wird.

Der an Stelle der Tuchjacke (veste) eingeführte Feldrock (vareuse) kommt auf den Kompagnie-Packwagen, ebenso eine eiserne Portion, so daß der Mann nur noch eine Portion trägt. Die großen Fleischbüchsen mit mehreren Portionen Inhalt (1 kg Gewicht), die von einzelnen Leuten getragen wurden, sind durch kleine Einzelportionsbüchsen ersetzt. Außerdem werden für jede Korporalschaft zwei Säcke für Lebensmittel, zwei Wassereimer aus Segeltuch und eine Laterne für die Ortsunterkunft mitgenommen, die auf die einzelnen Leute verteilt im Tornister getragen werden.

Diese im Jahre 1908 beschlossenen Maßnahmen stehen also in engem Zusammenhang mit der Organisation der Feldfahrzeuge (siehe Abschnitt III, Feldfahrzeuge). Nach ihrer völligen Durchführung soll das Gepäck des französischen Infanteristen sich folgendermaßen zusammensetzen:

Tornister mit Zubehör etwa	0,750 kg
Hemd	0,335 „
Taschentuch	0,050 „
Seife	0,150 „
Schuhe mit Hülle	0,630 „
Eiserne Portion	0,770 „
Kochgeschirr	0,400 „
Sonstiges	0,590 „
Summe . . .	3,675 kg.

Nebenher sucht die französische Heeresverwaltung eifrig zu einem leichteren und praktischen Tornistermodell zu gelangen. Über die Versuche, die in dieser Richtung in den Jahren 1904 bis 1908 mit dem sac Niox, sac Brugère und sac Bruzon gemacht worden sind, ist in den Vierteljahrsheften für Truppenführung und Heereskunde eingehend berichtet worden (Jahrgang 1905, Manövererfahrungen in Frankreich, und Jahrgang 1909, Erfahrungen aus den französischen Manövern 1908). Sie haben zu keinem greifbaren Ergebnis geführt.

Ferner sind Versuche gemacht worden, um die großen Bestände der bisherigen Ausrüstung bei entsprechender Umänderung verwerten zu können. Eine Erfindung des Hauptmanns Beringer will den festen Rahmen zum großen Teil entfernen und durch ein Riemenzeug ersetzen, das eine bessere Verteilung der Last und eine leichte und schnelle Zweiteilung des Gepäcks ermöglicht. Der Mann behält den Tornister mit den nötigsten Sachen bei sich; ein Beutel, der die „nicht unentbehrlichen" Dinge enthält, kann leicht herausgeschnallt und auf die Packwagen verladen werden.

Digitized by Google

Das Kriegsministerium scheint sich jetzt zur Einführung einer Gepäckart entschlossen zu haben, die aus einem englischen Gewebe, tissu Mills genannt, hergestellt wird. Der Name rührt von seinem Erfinder, einem amerikanischen General Mills, her. Dieses Gepäck wird aus schiefergrauer Baumwolle gefertigt. Der Tornister hat die Form einer rechteckigen Tasche mit zwei Seitenklappen, einer unteren und einer oberen Klappe, die die drei anderen bedeckt. Im Innern sind eine Tasche für die Leibwäsche und eine kleine Tasche für die eiserne Portion angebracht.

Kochgeschirr und Schanzzeug werden mit Riemen und Schlaufen an der Tasche befestigt. Das Gepäck wird an breiten weichen Gurten — ebenfalls aus tissu Mills — getragen, die in Ringe an der unteren Kante der Tasche eingehakt sind.

Die Tragevorrichtung besteht aus dem Tragegerüst und dem Koppel mit Patronentaschen, die mittels drei Schnallen mit den unteren Enden des Tragegerüsts verbunden sind. Seitengewehrtasche, Brotbeutel und Feldflasche werden am Leibriemen getragen.

Tragegerüst, Leibriemen, Seitengewehrtasche und Brotbeutel sind gleichfalls aus Baumwollgewebe hergestellt. Auch Patronentaschen und Gewehrriemen scheinen aus tissu Mills verfertigt zu werden.

Soweit sich nach den bisher vorliegenden Nachrichten urteilen läßt, scheint dieses neue Infanteriegepäck dem Gepäck Bruzon ähnlich zu sein, das im Jahre 1908 in der französischen Armee erprobt, aber nicht angenommen wurde (siehe Jahrgang 1909, Erfahrungen aus den französischen Manövern 1908).

Munitionsausrüstung.

Die Taschenmunition des Infanteristen ist von 120 auf 88 Patronen herabgesetzt worden. Die dem Manne abgenommenen Patronen werden fortan auf den Patronenwagen verladen.*) Nur die Infanterie der Grenzkorps (VI., VII., XX. Armeekorps) und sämtliche Jäger-Bataillone tragen 120 Patronen.

Schanzzeugausrüstung.

Auch die Schanzzeugausrüstung der französischen Infanterie hat eine Umwandlung und durch Einführung der Schanzzeugwagen eine beträchtliche Vermehrung an Großem Schanzzeug erfahren. Unter dem tragbaren Schanzzeug ist die Spatenhacke (seurre) hervorzuheben, die als Spaten für das Eingraben im Liegen in der Schützenlinie bestimmt ist. Sie hat zwischen Stiel und Spatenblatt eine Öffnung, durch die ein Holzgriff gesteckt werden kann, wenn sie als Spitzhacke verwendet werden soll.

Die folgende Zusammenstellung gibt eine Übersicht über die frühere und die jetzige Ausrüstung einer französischen Infanterie-Kompagnie mit tragbarem Schanzzeug im Vergleich zur deutschen.

*) Vgl. Seite 166.

Digitized by Google

Ausrüstung mit tragbarem Schanzzeug.

Frankreich früher	Frankreich jetzt	Deutschland
112 Spaten	80 kleine Spaten	100 kleine Spaten
32 Kreuzhacken	80 Spatenhacken (sourre).	24 Beilpicken
12 Beile	8 Beile	5 Beile
4 Äxte	—	—
16 Faschinenmesser	12 Faschinenmesser	—
4 Drahtscheren	4 Drahtscheren	4 Drahtscheren
1 zusammenlegbare Säge	1 zusammenlegbare Säge	—
181 Werkzeuge	185 Werkzeuge	133 Werkzeuge

Außerdem führen in Frankreich die Regimentssappeure*) 6 Äxte, 6 Spitzhacken und eine zusammenlegbare Säge mit sich.

Das Große Schanzzeug ist das tragbare Pioniermodell. Es wird auf zwei Regiments-Schanzzeugwagen verladen (s. den folgenden Abschnitt „Feldfahrzeuge").

Die nachstehende Zusammenstellung gibt eine Übersicht über die Ausrüstung eines französischen und eines deutschen Infanterie-Regiments mit Großem Schanzzeug.

Ausrüstung mit Großem Schanzzeug.

Auf Schanzzeugwagen oder bei der Gefechtsbagage werden mitgeführt	in Frankreich	in Deutschland
Große Spaten	260	260
Hacken	130	80
Beile	—	45
Äxte	30	54
Handsägen	—	6
Schrotsägen	4	14
Brechstangen	4	—
Reservestiele	80[1])	—
Zusammen	428[1])	459

[1]) Die Reservestiele sind in der Endsumme nicht mitenthalten.

III. Feldfahrzeuge.

Im vorstehenden Abschnitt ist bereits erwähnt worden, daß in Zukunft ein Teil der bisher vom Manne getragenen Ausrüstung auf den Feldfahrzeugen befördert werden wird.

Die zweite eiserne Portion, die Tuchjacke (veste) oder der statt ihrer neu einzuführende Feldrock (vareuse) und das Gewehrreinigungs-Material sollen auf den Kompagnie-Packwagen verladen werden; die Taschenmunition ist von 120 auf

*) Jedes Regiment verfügt über einen für besondere technische Arbeiten ausgebildeten Trupp von einem Gefreiten, 12 Mann.

Digitized by Google

88 Patronen herabgesetzt worden; es muß daher fortan eine größere Patronenzahl auf den Wagen befördert werden.

Diese Maßnahmen machten die Einführung neuer Fahrzeuge nötig. Bisher hatte jedes Bataillon einen Bataillons-Patronenwagen. Außerdem wurden auf jedem Kompagnie-Packwagen 8000 Patronen befördert. Nunmehr mußten Kompagnie-Patronenwagen beschafft werden. Die alten Bataillons-Patronenwagen reichten zur Fortschaffung der Patronen nicht aus und wurden daher abgeschafft. Auf den Kompagnie-Packwagen konnten keine Patronen mehr mitgeführt werden, da auf ihnen die zweiten eisernen Portionen und die Feldröcke oder die Tuchjacken verladen werden mußten. Das bisher auf den Kompagnie-Packwagen befindliche Schanzzeug und die Sprengmunition werden nunmehr auf den neu eingeführten Schanzzeugwagen mitgeführt.

So trat eine Vermehrung der Fahrzeuge, vor allem der Gefechtsbagage, ein. Gleichzeitig ging man zu einer teilweisen Umänderung der alten Kompagnie-Packwagen und zur Annahme neuer, leichterer Wagenmodelle über.

1. Vergleichende Übersicht der alten und neuen Feldfahrzeuge.

Frankreich bisher	Frankreich in Zukunft	Deutschland
	Gefechtsbagagen:	
3 Batls. Patr. Wagen 6 sp. (caissons à munition)	12 Komp. Patr. Wagen 2 sp. (voitures à munition)	12 Komp. Patr. Wagen 2 sp.
12 Komp. Wag. . . . 2 = (voitures de compagnie)	3 Patr. Wag. f. M. G.[1][2] 4 = (caissons à munition)	
3 Fleischwagen . . . 2 = (voitures à viande)	12 Komp. Packwagen . . 2 = (voitures à vivres et bagages)	
3 Sanitätswagen . . 1 = (voitures médicales)	12 Feldküchen . . . . 2 = (cuisines roulantes)	13 Feldküchen . . . 2 = (einschl. 1 für M. G. K.)
	1 Packwag. } für den 2 = 1 Feldküche } Rgts. St. 2 =	
	3 Sanitätswagen . . 1 = (voitures médicales)	3 Sanitätswagen . . 2 =
	2 Schanzzeugwagen . . 2 = (voitures légères d'outil)	1 Vorratswagen[2] für die M. G. K. . . . 4 =
	1 Feldschmiede . . . 2 = (voiture forge)	
21 Wagen 51 Pfde.	47 Wagen 97 Pfde.	29 Wagen 60 Pfde.

Anmerk.: [1]) Nur die Regimenter der Grenzkorps führen 3 Masch. Gewehrzüge, die übrigen vorerst noch 2 Züge, also auch nur 2 Patr. Wag. für M. G.

[2]) Die Patronenwagen der Maschinengewehre gehören in Deutschland zu den Gewehren, in Frankreich zur Gefechtsbagage.

Digitized by Google

Frankreich bisher		Frankreich in Zukunft		Deutschland	
		Große Bagage:			
3 Bagagewagen . . . (fourgons à bagage)	2 sp.			17 Packwagen . . . (einschl. M. G. K.)	2 sp.
13 Lebensmittelwagen . (fourgons à vivres)	2 „	13 Lebensmittelwagen . (fourgons à vivres)	2 sp.	1 Futterw. (M.G.K.)	4 „
1 Gerätewagen . . . (voitures d'outil)	2 „	3 Fleischwagen[3]) . . (voitures à viande)	2 „	15 Lebensmittelwagen (einschl. 3 Market. Wag.)	2 „
				1 Schanzzeugwagen .	4 „
17 Wagen	34 Pfde.	16 Wagen	32 Pfde.	34 Wagen	72 Pfde.
		Zusammen:			
38 Wagen	85 Pfde.	63 Wagen	129 Pfde.	63 Wagen	132 Pfde.

Anmerk. [3]) Die Fleischwagen können der Gefechtsbagage oder der Großen Bagage zugeteilt werden.

Die Übersicht auf den Seiten 166 und 167 zeigt die Zusammensetzung der Bagagen eines französischen Infanterie-Regiments im Vergleich mit der bisher in Frankreich und der in Deutschland bestehenden Organisation.

Im ganzen wird hiernach die Bagage eines französischen Infanterie-Regiments um 25 Fahrzeuge vermehrt. Sie erreicht nunmehr an Zahl die Bagage des deutschen Infanterie-Regiments, das zwar keine Fleischwagen, keine Feldschmiede und nur einen Schanzzeugwagen hat, dafür aber einen Vorrats- und einen Futterwagen und eine größere Anzahl Pack- und Lebensmittelwagen führt als die Franzosen.

Dagegen wird die Gefechtsbagage durch Zuteilung der Kompagnie-Packwagen, die die zweite eiserne Portion und die Feldröcke enthalten, wesentlich größer als die deutsche.

Die Ausstattung der Truppen mit Feldküchen ist noch nicht erfolgt. Sie war bereits im Jahre 1908 beschlossen worden. Jedoch hatten sich Ende 1909 so starke Bedenken dagegen geltend gemacht, daß die im Etat für 1910 ausgeworfene Summe von 500 000 auf 200 000 Franken herabgesetzt worden ist. Man hatte sich über das einzuführende Modell nicht einigen können und scheute wohl auch vor der Vermehrung der Gefechtsbagage zurück. In dem Bericht des Berichterstatters der Kammer zum Militäretat 1910 wird zugegeben, daß sich die Feldküchen im russisch-japanischen Feldzuge außerordentlich bewährt hätten. Hier hätten aber Verhältnisse und Verpflegungsschwierigkeiten vorgelegen, wie man sie auf einem europäischen Kriegsschauplatz nicht voraussetzen dürfe. Die Verpflegungsschwierigkeiten hofft man durch starke Ausnutzung der Lastkraftwagen zu überwinden, die die Truppen rechtzeitig mit frischem Fleisch versehen können.

Die Fleischwagen sind zum Transport von frischem Fleisch besonders eingerichtet. Sie sind nötig, weil in Frankreich das Schlachten des Viehs hinter der

Digitized by Google

Front zentralisiert wird. Man rechnet nämlich nicht damit, den laufenden Bedarf an Fleisch regelmäßig aus den Unterkunftsräumen der Truppe decken zu können, auch will man die Truppe von dem Schlachten entlasten. Anderseits soll die Truppe möglichst täglich frisches Fleisch erhalten.

Zur Zeit verfügt man zur Deckung des Fleischbedarfes im Felde über einen 7-tägigen Bestand an Fleischkonserven (zwei bei den eisernen Portionen, eine Portion auf der Reservegruppe der Lebensmittelwagen, zwei Portionen auf den Kolonnen des Armeekorps, zwei auf den Kolonnen der Armee) und außerdem über einen 4-tägigen Bestand an Vieh in lebenden Häuptern. Hiervon marschieren ein 2-tägiger Bedarf (troupeaux de ravitaillement) in der Regel bei der Großen Bagage der Division, je ein eintägiger Bedarf (parc de bétail de corps d'armée und parc de bétail d'armée) bei den Kolonnen des Armeekorps und der Armee.

Von den troupeaux de ravitaillement der Division soll in der Regel ein eintägiger Bedarf durch die zugehörige Schlächterabteilung (groupe d'exploitation) geschlachtet werden. Auf besonderen zum Fleischtransport eingerichteten Fleischwagen (für jedes Bataillon, Divisions-Artillerie-Regiment, Korps-Kavallerie-Regiment ein vierrädiger zweispänniger Wagen) wird das Fleisch der Truppe zugeführt. Die gefüllten Fleischwagen marschieren bei der Gefechtsbagage, damit das Fleisch für den Abend und den folgenden Vormittag sofort nach Beendigung des Marsches an die Truppe ausgegeben werden kann. Bei Truppen, die mit Feldküchen ausgestattet sind, befördern die Fleischwagen das Fleisch von den Feldschlächtereien zu den Feldküchen und marschieren nach Wiederfüllung am folgenden Tage bei der Ausgabegruppe der Großen Bagage. Soweit die Armeekorps im Mobilmachungsfalle mit Fleischkraftwagen ausgestattet sind, werden die troupeaux de ravitaillement der Division von vornherein mit den Viehparks des Armeekorps oder der Armee vereinigt und dort der Schlachtbetrieb einheitlich geregelt.

Der Transport frischen Fleisches auf anderen als dazu besonders hergerichteten Fahrzeugen soll grundsätzlich vermieden werden. Muß das Fleisch ausnahmsweise — z. B. zur Verkürzung der Marschleistungen der Fleischwagen — streckenweise auf anderen Fahrzeugen verladen werden, so soll es durch vorheriges leichtes Einsalzen genußfähig erhalten werden. Auch bei großer Hitze sucht man auf diese Weise das Fleisch vor dem Verderben zu schützen.

Es war ursprünglich geplant, mit Einführung der Feldküchen die Fleischwagen abzuschaffen. Es hat sich aber bei Versuchen mit Feldküchen im Manöver 1910 herausgestellt, daß auch nach Einführung der Feldküchen die Fleischwagen zum Abholen des Fleisches von den Ausgabestellen nötig sein werden. Immerhin hält man durch die bisherigen Maßnahmen eine regelmäßige Versorgung der Truppe — besonders während der Märsche — mit gutem frischem Fleisch nicht für hinreichend gesichert. Die Fleischversorgung durch das abgetriebene Vieh der nachgeführten Viehtrupps wird

Digitized by Google

für unzureichend gehalten. Man beabsichtigt, statt dessen den Fleischbedarf in immer größerem Umfange durch Nachschub von Kühl- und Gefrierfleisch zu decken.

Nach dem Bericht des Abgeordneten Clémentel über das Kriegsbudget 1913 haben die seit 1910 betriebenen Versuche bewiesen, daß eine Versorgung der Truppen mit gekühltem Fleisch auch auf große Entfernungen möglich sei, zumal da die Leistungsfähigkeit der Privatgefrieranstalten dauernd zunehme.

2. Einteilung der Feldfahrzeuge auf dem Marsche und im Gefecht.

Die Feldfahrzeuge werden eingeteilt in die Gefechtsbagage (train de combat) und die Große Bagage (train régimentaire).

Marsch.

Die Vorschriften über den Marsch der Gefechtsbagagen haben durch die Einführung der neuen Fahrzeuge eine wesentliche Änderung erfahren; ihre Einteilung auf dem Marsche ist davon abhängig, ob der Marsch „weit ab vom Feinde" oder „in der Nähe des Feindes" ausgeführt wird.

Beim „Marsch weit ab vom Feinde" marschieren die Fahrzeuge der Gefechtsbagage hinter ihrem Bataillon in folgender Reihenfolge: Sanitätswagen, Kompagnie-Patronenwagen, Kompagnie-Packwagen, Feldküchen, Handpferde. Ferner marschieren am Ende des hinteren Bataillons des Regiments: Schanzzeugwagen, Patronenwagen der Maschinengewehr-Züge, Packwagen und Feldküche des Regimentsstabes, Fleischwagen (falls zugeteilt), Feldschmiede, Wagen für Verwundete (wenn zugeteilt).*)

Die Große Bagage wird im ganzen oder zum Teil in die Marschkolonnen eingeschoben. Die eingeschobenen Teile (Gruppen) folgen dem Truppenteil, dem sie angehören, damit die Ausgabe der Lebensmittel sofort erfolgen kann. Die Lebensmittelwagen der Großen Bagage sind nicht, wie bei uns, kompagnieweise beladen, sondern gliedern sich innerhalb des Regiments in drei Gruppen:

Ausgabegruppe (section de distribution),
Empfangsgruppe (section de ravitaillement),
Reservegruppe (section de réserve).

Die beiden ersten Gruppen enthalten je eine volle Verpflegungsportion ohne Fleisch und je eine Ration; sie geben abwechselnd die Lebensmittel an die Truppe aus. Die Reservegruppe enthält die Lebensmittel (Fleisch- und Suppenkonserven, Zucker, Kaffee), die mit dem Inhalt einer der beiden anderen Gruppen zusammen zur Ergänzung einer verbrauchten eisernen Portion dienen können. Die Beladung der Lebensmittelwagen ist mithin derart bemessen, daß aus den gesamten bei der Großen Bagage mitgeführten Lebensmitteln gleichzeitig die laufende Tagesverpflegung ohne

*) Es kann nämlich jedem Infanterie-Regiment während der Märsche aus dem Krankenträgertrupp der Division ein vierrädriger Wagen für Verwundete zur Aufnahme der Marschkranken zugeteilt werden.

Digitized by Google

Fleisch (vivres du jour) und der Ersatz einer verbrauchten eisernen Portion (vivres de réserve) bewerkstelligt werden kann.

Beim „Marsch in der Nähe des Feindes“ wird die Gefechtsbagage in zwei Staffeln (échelons) eingeteilt, die gewöhnlich folgende Fahrzeuge enthalten:

I. Staffel:

Sanitätswagen, Kompagnie-Patronenwagen (soweit sie noch gefüllt sind), Patronenwagen der Maschinengewehr-Züge, Schanzzeugwagen, Handpferde.

Die Sanitäts- und Patronenwagen marschieren je nach Befehl entweder in einer einzigen Gruppe hinter dem Regiment, oder sie werden in drei Gruppen zerlegt und folgen ihren Bataillonen; die Schanzzeugwagen marschieren im letzteren Fall hinter den Wagen des letzten Bataillons. Wenn ein Zusammenstoß mit dem Feinde gewiß ist, wird der Inhalt der Patronenwagen an die Mannschaften ausgegeben. Die entleerten Patronenwagen marschieren so lange in der II. Staffel, bis bekannt ist, wohin die Kolonnen zur Munitions-Ergänzung vorgezogen werden.

II. Staffel:

Die zweite Staffel bildet eine einzige Gruppe und enthält folgende Fahrzeuge: Kompagnie-Packwagen, Feldküchen, Feldschmiede, leere Patronenwagen, Handpferde. Beim Marsch im höheren Verband folgen die II. Staffeln geschlossen hinter der fechtenden Truppe in der Reihenfolge der Truppenteile.

Die Großen Bagagen marschieren in der Nähe des Feindes meist für sich in einer geschlossenen Kolonne. Bei guten Straßenverhältnissen wird mit einer Marschgeschwindigkeit von 4 km in der Stunde gerechnet. Längere Kolonnen werden in Gruppen zu 10—15 Wagen zerlegt. Es können jedoch im Bedarfsfalle die Ausgabe- und Reservegruppen hinter der II. Staffel der Gefechtsbagage eines jeden Truppenteils eingeschoben werden.

Gefecht.

Bei Beginn des Gefechtes wird die Munition der noch gefüllten Patronenwagen sofort ausgegeben. Die leeren Wagen treten nach dem Vorbeimarsch der ganzen Marschkolonne zur II. Staffel. Nicht entleerte Patronenwagen verbleiben bei der zur Verfügung des Regimentskommandeurs zurückgehaltenen Truppe, von wo aus nach Bedarf entweder Wagen vorgesandt werden oder Munition vorgetragen wird.

Der II. Staffel der Gefechtsbagage wird ein Punkt bestimmt, den sie nicht zu überschreiten hat. Bei kurzem Aufenthalt bleibt sie auf der Straße (rechte Seite), bei längerem Aufenthalt stellt sie sich im Gelände in der Nähe der Straße auf. Ihr Führer soll Gefechtspausen und die Dunkelheit ausnutzen, um wieder Anschluß an seine Truppe zu gewinnen, besonders mit den Feldküchen.

Die Großen Bagagen werden bei Gefechtsberührung rückwärts angehalten oder zurückgesandt.

Digitized by Google

Vergleich der Einteilung der Fahrzeuge in Frankreich und Deutschland.

Der wesentliche Unterschied in der Einteilung der Fahrzeuge in der französischen und der deutschen Armee besteht darin, daß in Frankreich die hauptsächlich zur Entlastung des Mannes dienenden Kompagnie-Packwagen der Gefechtsbagage, in Deutschland die Kompagnie-Packwagen dagegen der Großen Bagage zugeteilt sind. Die Gefechtsbagage in Frankreich ist daher erheblich stärker. Um jedoch in der Nähe des Feindes die Marschkolonne der fechtenden Truppe nicht unnötig zu verlängern, ist die französische Gefechtsbagage in zwei Staffeln geteilt: das für den Kampf Erforderliche (Patronen-, Sanitäts- und Schanzzeugwagen) folgt in der I. Staffel unmittelbar dem Truppenteil, der Rest (Feldküchen, Feldschmieden und Packwagen) marschiert in einer II. Staffel zusammengefaßt am Ende der fechtenden Truppen.

Um die Marschkolonne der fechtenden Truppe nicht allzusehr zu verlängern, hat man in Frankreich die Feldküchen der II. Staffel der Gefechtsbagagen zugeteilt, während sie in Deutschland unmittelbar ihrem Truppenteil folgen. Eine rasche Verpflegung der französischen Truppe während einer Rast, in Gefechtspausen oder nach Beendigung des Marsches ist dann aber nicht möglich.

3. Beladung, Bau und Ausrüstung der französischen Fahrzeuge.

Bezeichnung des Wagens*)	Gewicht in kg des	
	Wagens ohne Ausrüstung	kriegsmäßig ausgerüsteten Wagens
Kompagnie-Patronenwagen Modell 1909	380	1 300
Kompagnie-Packwagen Modell 1890/1909	425	1 325
Kompagnie-Packwagen Modell 1909	380	1 280
Sanitätswagen Modell 1888	420	770
Schanzzeugwagen Modell 1909	370	1 070**)
Fleischwagen Modell 1897	950	1 450
Lebensmittelwagen Modell 1897	850	1 500
Lebensmittelwagen Modell 1874	750	1 400
Patronenwagen des Maschinengewehrzuges Modell 1858	1 100	1 900
Feldküche, System Kochkiste	600	1 140
Feldschmiede Modell 1909	380	1 130

Anmerkungen: *) Der Patronenwagen des Maschinengewehrzuges ist mit vier Pferden, der Sanitätswagen mit einem Pferd, alle übrigen Fahrzeuge sind mit zwei Pferden bespannt, die vor oder nebeneinander gespannt werden können. — **) Ohne Sprengmunition; durch Mitnahme von Sprengmunition erhöht sich das Gewicht um 30 bzw. 40 kg.

Die vorstehende Zusammenstellung zeigt, daß die Franzosen ihre zweispännigen Fahrzeuge erheblich belasten. Es erscheint daher zweifelhaft, ob die Fahrzeuge in der Lage sein werden, der Truppe auch bei schlechten Wegeverhältnissen und in bergigem Gelände überall zu folgen.

Der Kompagnie-Patronenwagen (Modell 1909) ist zweirädrig, mit zwei Pferden

Digitized by Google

bespannt und hat nur einen Führer. Er enthält bei gewöhnlicher Packung zwei große Kasten zu je 12 928 Patronen, also im ganzen 25 856 Patronen. In jedem Kaste befinden sich 202 Päckchen zu je 64 Patronen. Der Wagen enthält ferner 200 leere Patronenbeutel zum Vortragen der Munition, sowie Hafer für die Bespannung. Die Munition kann auch unmittelbar in Beuteln verpackt und verladen werden; dann faßt der Wagen statt 404 aber nur 370 Päckchen mit 23 680 Patronen, also 2176 Patronen weniger.

Bei 200 Gewehren in der Kompagnie entfallen daher auf einen Mann

an Taschenmunition	88	Patronen
aus den Kompagnie-Patronenwagen	129	"
zusammen . . .	217	Patronen.

Der Kompagnie-Packwagen ist in drei Modellen vorhanden:

a) das umgebaute Modell 1887/1891/1909,

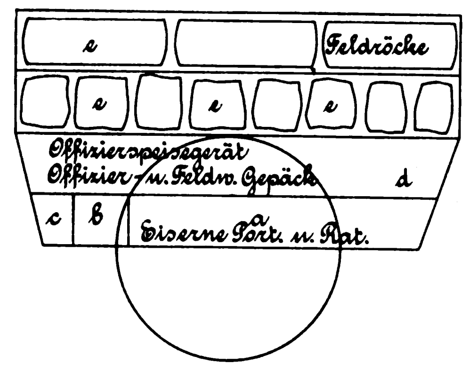
b) das umgebaute Modell 1891/1909,

c) eine Neukonstruktion 1909, die im Gegensatz zu den älteren Modellen gefedert ist.

Der Kompagnie-Packwagen Modell 1909 enthält: 16 Ballen mit Feldröcken (vareuses) oder Jacken (vestes) (also einen Ballen für jede Korporalschaft), eine eiserne Portion, Hafer für das Pferd des Kompagniechefs und die Wagenpferde, eine Branntweinportion in einem Fäßchen, Offiziergepäck und Decken, Kantinenbedarfsartikel für Offiziere und Feldwebel, Gewehrreinigungsstöcke, Flickmaterial für Schneider und Schuster, Akten und Bücherkasten.

Die Beladung ist aus Bild 10 zu ersehen.

Bild 10.



Beladung des Kompagnie-Packwagens.

Erläuterungen:

a) Eiserne Portionen und Rationen,
b) Flickmaterial,
c) Akten und Bücherkasten,
d) Offiziergepäck und Speisegeräte,
e) Säcke mit Feldröcken, von denen acht längs und acht quer gepackt werden.

Die Gewehrreinigungstöcke sind auf dem Boden des Wagens verpackt.

Die Zuteilung dieser neuen Kompagnie-Packwagen zur Gefechtsbagage ist dadurch bedingt, daß man den Mann von der zweiten eisernen Portion und dem Feldrock entlastet hat. Letzterer wird nur im strengen Winter unter dem Mantel, im Sommer an Stelle des Mantels getragen, der dann auf dem Wagen verladen wird. Beides

Digitized by Google

soll rasch zur Hand sein. Das übrige Kompagniegepäck ist offenbar sehr eingeschränkt. Packwagen für Bataillonsstäbe sind nicht vorhanden, das Gepäck dieser Stäbe wird auf die vier Kompagnie-Packwagen verteilt. Allerdings ist der französische Kompagnie-Packwagen im Vergleich zum deutschen erheblich mehr belastet. In Deutschland haben jeder Regiments- und Bataillonsstab und jede Kompagnie einen Packwagen, obwohl der Mann die zweite eiserne Portion und den Mantel selbst trägt.

In bezug auf die Wahl des Modells der Feldküchen schwankt man zwischen den beiden Systemen Kochherd und Kochkiste.

Der Kochherd*) ähnelt der deutschen Feldküche, ist mit zwei Pferden bespannt, die vor- und nebeneinandergespannt werden können. Die Lafettierung ist verschieden: im Versuch sind zwei- und vierrädrige Wagen; die zweirädrige Feldküche soll indessen schlecht ausbalanziert sein. Der Herd besteht aus Eisenblech. Es sind vorhanden: zwei Kessel mit Feuerungsraum, von denen der eine für die Zubereitung von Fleisch und Suppe, der andere für Kaffee bestimmt ist; eine Kiste mit Heizmaterial und Kochgeräten; ein Vorratsraum unter dem Sitz, in dem außer Werkzeugen ein Tagesbedarf an Lebensmitteln aufbewahrt wird. Geheizt wird mit Holz und Kohlen. Da die Kessel nicht in einem Flüssigkeitsbade hängen, das die Hitze festhält, so muß beständig gefeuert werden. Dieses strengt die Bedienung sehr an. Es sind der Kompagnie dauernd zwei Mann entzogen; die starke Rauchentwicklung belästigt die Truppe und verrät sie schon auf weite Entfernungen. Der große Kessel faßt je nach dem Modell 140 bis 225 Liter, der kleinere 50 Liter. Die Zubereitung der Speisen dauert drei Stunden.

Bei der Kochkiste**) System de la Taille wird die Mahlzeit auf einem beliebigen Biwaks- oder Herdfeuer angekocht und dann in die isolierende Holzkiste hineingelegt, in der sie von selbst fertigkocht. Das hauptsächlich erprobte Modell hat acht bis zehn Kessel von je 65 Liter Fassungsvermögen. Ein Kessel genügt für die Beköstigung eines Zuges. In acht Kesseln können also zwei Mahlzeiten bereitgehalten werden; in zwei weiteren Kesseln wird Kaffee gekocht. — Das Ankochen erfordert etwa eine Stunde. Die Mahlzeit kocht in vier Stunden fertig und hält sich 36 Stunden warm. Das Gewicht der Kochkiste beträgt leer 600 kg, mit einer Mahlzeit 880, mit zwei Mahlzeiten 1140 kg. Der Wagen ist zweirädrig und mit einem oder zwei Pferden bespannt.

Die Kochkiste bietet den Vorteil, daß die Mahlzeiten nur angekocht und hineingelegt werden und dann von selbst weiterkochen. Im Vergleich zum Kochherdsystem bedeutet das eine erhebliche Kräfteschonung der Bedienung, für die ein Mann genügt. Es ist anzunehmen, daß man sich zur Kochkiste entschließen wird, wenn man ein brauchbares Modell gefunden hat.

*) Vgl. VIII. Jahrgang 1911, Seite 395.
**) Vgl. VIII. Jahrgang 1911, Seite 396.

Digitized by Google

Der zweirädrige Medizinkarren (Sanitätswagen Modell 1888) bleibt unverändert. Er ist zunächst noch einspännig. Indessen ist allen Truppenteilen eine Weisung des Konstruktionsbureaus in Vernon zugegangen, wonach sämtliche Medizinkarren so einzurichten sind, daß sie „éventuellement" mit zwei Pferden voreinander bespannt werden können. Demnach würde sich die Anzahl der Pferde in den Zusammenstellungen auf den Seiten 166 und 167 um drei Pferde erhöhen.

Der Schanzzeugwagen (Modell 1909) ist zweirädrig und zweispännig. Er enthält 130 lange Spaten, 65 große Spitzhacken, 15 Äxte, 20 Reservestiele für lange Spaten, 20 Stiele für Hacken oder Äxte, zwei Sägen, zwei Brechstangen, einen Werkzeugkasten.

Dieses Schanzzeug ist das „Große Schanzzeug" (outil de grand modèle). Es ist stärker und widerstandsfähiger als das tragbare Schanzzeug der Infanterie und ist dasselbe wie das tragbare des Genies. Außerdem ist der eine Wagen eines Regiments noch mit 108 Sprengpatronen, der andere mit 46 Zündern und einer Reserve-Fernsprechausrüstung beladen.

Eine Feldschmiede (Modell 1909) wird für nötig gehalten, da das Infanterie-Regiment in Zukunft einschließlich der Pferde der Maschinengewehrzüge, der berittenen Aufklärer, der Offizier- und Handpferde über 180 Pferde und 60 Fahrzeuge verfügt. Sie ist zweirädrig und zweispännig.

Als Patronenwagen der Maschinengewehrzüge (caissons à munition mod. 1858 transformé) werden vorläufig noch die alten umgeänderten Bataillons-Patronenwagen gebraucht, die mit vier Pferden bespannt sind. Sie enthalten im Hinterwagen 18000 Patronen auf Gurten, in der Protze 1500 Patronen auf Gurten und 2400 Patronen in 8 Kästen, im Ganzen 21900 Patronen. Als Führer dienen zwei besonders dafür ausgebildete Reservisten. Es ist aber wohl anzunehmen, daß auch diese gänzlich veralteten Wagen demnächst durch neue zweispännige Wagen ersetzt werden.

Die Lebensmittelwagen bleiben unverändert. Es bestehen drei Modelle: 1874, 1874/1879 und 1887. Die Wagen sind vierrädrig und mit zwei Pferden bespannt. Das Modell 1887 ist im Gegensatz zu den beiden älteren gefedert. Die Lebensmittelwagen eines Infanterie-Regiments enthalten einen zweitägigen Bedarf an Brot, Salz, Speck, Kaffee und Zucker, einen eintägigen Bedarf an Reis und Dörrgemüse, eine Branntweinportion, zwei Haferrationen, eine Portion Fleisch- und Suppenkonserven, d. h. also zwei volle Portionen für den laufenden Bedarf (ration forte) ohne Fleisch, sowie einen Überschuß an Lebensmitteln, durch den eine dieser Portionen zu einer eisernen Portion (ration de réserve) ergänzt werden kann.

4. Kosten der Umänderung und ihre Durchführung.

Die Gesamtkosten der Umänderung — ausschließlich der Kosten für die Feldküchen — belaufen sich auf rund 7000000 Franken. Hiervon entfallen 4000000

Digitized by Google

auf die Feldtruppen, 2000000 auf Reservetruppen, 1000000 auf die Territorial-Infanterie. Die Ausstattung der gesamten Armee (Feldtruppen, Reservetruppen und Territorialarmee) mit Feldküchen erfordert einen weiteren Kredit von 9700000 Franken.

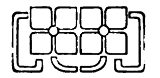
Nach dem Bericht Clémentel zum Heereshaushalt 1913 soll die Ausstattung der Feldarmee mit den neuen Wagen bis Ende 1913 durchgeführt sein. Ob dies gelingt, muß dahingestellt bleiben.

5. Beurteilung der neuen Feldfahrzeuge in Frankreich.

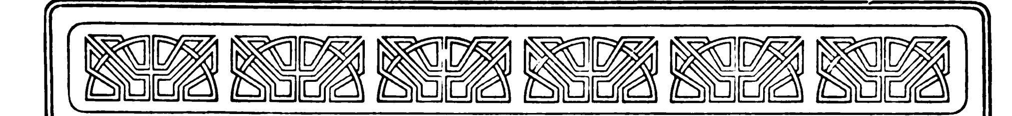
Wenn auch im allgemeinen die französische Fachpresse die Gepäckerleichterung des einzelnen Mannes begrüßt, so werden doch neuerdings Bedenken gegen die Vermehrung der Fahrzeuge überhaupt und insbesondere der Gefechtsbagage erhoben.

Diese Bedenken richten sich erstens gegen die Verlängerung der Marschkolonne, besonders der fechtenden Truppe, und zweitens gegen die Behinderung der Truppenbewegungen durch die zahlreichen Fahrzeuge. Betrage doch die Stärke der Gefechtsbagagen der acht Infanterie-Regimenter eines Armeekorps 480 Fahrzeuge mit 916 Zugpferden. Die Gefahr liege nahe, daß diese die Wege für die fechtende Truppe versperren, vor allem, wenn mehrere Divisionen auf einer Straße marschieren. Im Falle des Sieges würden sie ein Bleigewicht bilden, unter Umständen den Sieger an der rücksichtslosen Ausnutzung des Erfolges hindern können. Für den Rückzug böten sie eine nicht zu unterschätzende Gefahr. Man habe bereits bei Manövern und Truppenübungen feststellen können, welche Schwierigkeiten die Bewegung so zahlreicher Staffeln und Fahrzeuge in der Nähe des Schlachtfeldes ergeben.

Trotz dieser Bedenken ist die französische Heeresverwaltung offenbar entschlossen, die geplante Änderung durchzuführen. Mit dieser Neuordnung der Feldfahrzeuge wird der Hauptzweck, das Gepäck des einzelnen Mannes zu erleichtern, jedenfalls erreicht werden.



Digitized by Google



Taktisches vom thrazischen Kriegsschauplatz.

Die Kriegserklärungen Bulgariens, Serbiens und Griechenlands am 17. und 18. Oktober trafen die türkische Armee ganz ungenügend vorbereitet.

Die fortwährenden Unruhen und kriegerischen Verwicklungen der letzten Jahre im Hauran, Yemen und in Albanien hatten das erst 1909 begonnene Werk der Reorganisation des Heeres erschwert und den Bestand an aktiven Truppen gelichtet. Was im Herbst 1912 zur Auffüllung der schwachen Friedensstämme zur Verfügung stand, waren Soldaten des alten Regimes, das weder eine Ausbildung im Felddienst und Manöver, noch überhaupt in der Handhabung der Feuerwaffen gewünscht hatte.

Das türkische Offizierkorps, zahlenmäßig weit unter dem Stande, nicht gleichwertig, dagegen von politischen Interessen in Anspruch genommen, entbehrte größtenteils praktischer Diensterfahrung, soldatischen Pflichtgefühls und des Vertrauens der Truppe.

Der Generalstab war der schwierigen Aufgabe der Mobilmachung und des Aufmarsches einer erst seit kurzem umorganisierten Armee nicht gewachsen. Die Auffüllung auf Kriegsstärken wurde durch die Entlassung von 120 000 Reservisten noch Ende September erschwert. Mangelhaft vorbereitet und verspätet eingeleitet sind Mobilmachung und Aufmarsch auch ohne Nachdruck gefördert worden.

Die höhere Führung und der Generalstab besaßen weder theoretisch noch praktisch die erforderliche Vorbildung für die Anforderungen, die ein Krieg an sie stellen mußte. Willenskräftige rasche Entschlußfähigkeit — an sich dem osmanischen Wesen fremd — war ebensowenig entwickelt, wie das Vermögen, die einmal gefaßte Absicht sogleich in Befehle kleiden zu können. Die Einrichtung des Aufklärungs-, Nachrichten- und Verbindungsdienstes wurde nicht beherrscht. Heeres- wie Truppenbewegungen konnten unter solchen Verhältnissen nur langsam und schwerfällig erfolgen. Am nachteiligsten aber haben sich im Kriege die unzulängliche Fürsorge und das mangelnde Verständnis für das Wohl und die Erhaltung der Truppen fühlbar gemacht. In dem Versagen, vor allem des Verpflegungsdienstes, der Munitionsergänzung und des Sanitätswesens liegen die Hauptursachen für den Zusammenbruch auf türkischer Seite.

Digitized by Google

Unter all diesen Verhältnissen mußte sich die türkische Armee namentlich bei Beginn der Feindseligkeiten als ein sehr dürftiges Kriegsinstrument erweisen. Mit dem Maßstabe moderner Anschauungen ist sie nicht zu messen.

Demgegenüber hatte Bulgarien den Vorteil einer seit langem planmäßig durchgeführten, abgeschlossenen Kriegsvorbereitung.

Ausbildung und Organisation auch dieses Heeres wiesen indessen gewichtige Nachteile auf. Die zweijährige Dienstzeit der Fußtruppen war durch spätere Einstellung, Beurlaubungen und frühe Entlassung auf anderthalb Jahre verkürzt. Hiervon fielen nur ein bis zwei Monate im Jahre auf die Ausbildung in höherem, als dem Zugverbande. Reservisten wurden selten und nur zu kurzen Waffenübungen einberufen.

Die Mobilmachung brachte die vorhandenen 72 Friedensbataillone von je vier Kompagnien zu je 107 Mann auf 217 Kriegsbataillone zu je vier Kompagnien zu je 250 Mann, — versiebenfachte somit die Armee. Nicht inbegriffen in diese Berechnung sind zahlreiche, während des Balkankrieges dem Feldheere zugeteilte Neuformationen aus überzähligen Reservisten, Mannschaften der Volkswehr und Kriegsfreiwilligen. Durch frühes Einsetzen zahlenmäßig starker Überlegenheit hoffte man gleichwohl, und mit Recht, in rascher Offensive die über weites Gebiet zerstreuten türkischen Truppen zu schlagen.

So trat ein Volksheer im wahren Sinne des Wortes unter die Waffen. Jeder waffenfähige Mann bis zum Alter von 45 Jahren war ausgenützt. Der innere Wert eines derart gebildeten Heeres mußte aber große Mängel aufweisen.

Wenn trotzdem rasche und glänzende Erfolge erzielt wurden, so waren sie neben den Schwächen beim Feinde der hohen nationalen Begeisterung des in jeder Hinsicht gesunden, anspruchslosen Volkes für den Kampf mit dem verhaßten Feinde zu danken. Die junge Nation war von dem festen Willen beseelt, den Krieg bis zum äußersten Ziele, der Verdrängung der Türken aus Europa, zu führen und alle Opfer hierfür auf sich zu nehmen.

Die Berichterstattung über den Balkankrieg ist bis jetzt unvollständig. Die nach dem Kriegsschauplatz entsendeten Offiziere aller Heere sind von den Gefechtsfeldern ferngehalten und außerdem in ihrer Berichterstattung scharfer Zensur unterworfen worden. Sie, und in höherem Maße noch die Zeitungsberichterstatter, waren daher vorwiegend auf das angewiesen, was ihnen von den fechtenden Parteien als zur Veröffentlichung bestimmt mitgeteilt wurde. Daß dieses Material unzuverlässig sein muß, bedarf keiner Begründung. Über die Ereignisse auf türkischer wie bulgarischer Seite sind daher zuverlässige Einzelheiten nur in geringem Maße bekannt geworden. Zur Zeit ist es also nur möglich, wenige Schlüsse aus den bekannt gewordenen Tatsachen zu ziehen.

Vom Standpunkte des Kriegführenden aus müssen die Fernhaltung der Berichterstatter jeder Art von den Gefechtsfeldern und deren Nähe, sowie die Zensur ihrer

Digitized by Google

Berichte als sehr praktische, gar nicht streng genug durchzuführende Maßregeln bezeichnet werden. Es liegt durchaus im Interesse des Kriegführenden, wenn von den Ereignissen nur das bekannt und namentlich durch die Presse verbreitet wird, was er selbst für geeignet hält.

Die Kämpfe bei Kirk-Kilisse.

Skizze 22. Am 21. Oktober waren Mobilmachung und Aufmarsch der für die Operationen in Thrazien berufenen türkischen Kräfte noch in vollem Gange. Der Aufmarsch erfolgte in dem sehr weit vorgeschobenen Raum: Kirk-Kilisse—Adrianopel—Baba-Eski. Die türkische Armee mußte daher aller Voraussicht nach in die Lage kommen, entweder in völlig unfertigem Zustande die erste Schlacht anzunehmen oder die Operationen mit einem Rückzuge zu beginnen.

Im einzelnen standen am 21. Oktober Abends:

- Die Kavallerie-Division — etwa 2000 Pferde — südlich Sejmen,
- III. Armeekorps (7., 8., 9. Infanterie-Division, etwa 20 000 Mann) um Kirk-Kilisse,
- I. Armeekorps (komb. 1., 2., 3. Infanterie-Division, etwa 20 000 Mann) um Jenidze,
- II. Armeekorps (4., 5. Infanterie-Division, etwa 12 000 Mann) um Kavakli,*)
- IV. Armeekorps (12. Infanterie-Division, Redif-Divisionen Ismid und Uschak etwa 20 000 Mann) um Bustanli und Hasköj,
- 10., 11. Infanterie-Division, drei Redif-Divisionen (etwa 40 000 Mann) in Adrianopel.

Die bulgarischen Armeen hatten am 18. Oktober die Grenze überschritten. Ihr nächstes Operationsziel bildeten die in der Linie Kirk-Kilisse—Adrianopel stehenden türkischen Kräfte.

- Die Zweite Armee (Führer Generalleutnant Iwanow; Truppen: eine Brigade der 2. Division, zwei Brigaden der 3. Division, 8. und 9. Division) war zur Abschließung von Adrianopel bestimmt;
- die Erste Armee (Führer Generalleutnant Kutinschew; Truppen: 1. und 6. Division und die aus Abgaben dieser beiden Divisionen gebildete 10. Division) sollte gegen den Raum zwischen Adrianopel und Kirk-Kilisse vorgehen;
- die Dritte Armee (Führer Generalleutnant Dimitriew; Truppen: 4., 5., 1/2 3. Division) war gegen Kirk-Kilisse und zu östlicher, operativ äußerst wirksamer Umfassung angesetzt.

Über die Stärke und Kräftegruppierung des Feindes bestand, dank eines aus-

---

*) Das Korps war am 21. Oktober durch telegraphischen Befehl von Baba-Eski herangezogen worden.

Digitized by Google

gebildeten Agenten- und Kundschafterdienstes durch die vorwiegend bulgarische Bevölkerung, vollkommene Kenntnis.

Auf türkischer Seite wußte man von dem Vormarsch feindlicher Kolonnen auf Adrianopel, Hanli Jenidze, Hadzi Talisman, Vassal und Devletliagac. Am 21. Oktober nahm das Armee-Oberkommando drei bulgarische Divisionen nördlich der Linie Sulioglu—Kajpa an, hinter deren linkem Flügel eine Staffel folgte. Mit dem Übergang einer weiteren Division bei Fikel auf das östliche Tundza-Ufer wurde gerechnet. Das Vorgehen der östlichen bulgarischen Flügelkolonnen — 5. und 1/3 3. Division — war nicht bekannt, wurde auch, da man das Istrandza-Gebirge zu militärischen Operationen für ungeeignet hielt, nicht in den Bereich der Möglichkeit gezogen. Dies mußte zu schwerwiegenden Folgen führen.

Am 21. Oktober entschloß sich der Führer der türkischen Ostarmee, Abdullah Pascha, gedrängt durch den Kriegsminister Nasim Pascha, zur Offensive. Sie war, angesichts der ungenügenden Ausstattung der Armee mit Kolonnen und Trains, nicht als größere Operation gedacht. Es sollte vielmehr aus der Linie Kirk-Kilisse—Adrianopel lediglich ein kurzer Vorstoß gegen die östlich der Tundza vorgehenden bulgarischen Kolonnen erfolgen.

Die Marsch- und Angriffsziele, die der Armeebefehl für den 22. Oktober gab, waren:

für das III. Armeekorps: Petra (eine Division zum Flankenschutz nach Erikler),
für das II. Armeekorps Keremetlija, Sejmen,
für das I. Armeekorps Sulioglu und Kükiler,
für das IV. Armeekorps Musulča und Gebeler.

Die Kavallerie-Division hatte links vom IV. Armeekorps vorzugehen. Aus Adrianopel sollten die 10. und 11. Nisam- sowie eine Redif-Division östlich der Tundza gegen die rechte Flanke und den Rücken des Feindes vorstoßen.

Am 22. Oktober Nachmittags stießen die 7. Infanterie-Division des III. Armeekorps südlich Erikler auf die bulgarische 5. Division, die Hauptkolonne des III. Armeekorps (8. und 9. Infanterie-Division) bei Petra auf zwei Brigaden der bulgarischen 4. Infanterie-Division, die beiden Divisionen des I. Armeekorps bei Sulioglu und Kükiler auf die bulgarische 1. und Teile der 4 Division, das IV. Armeekorps und die Kavallerie-Division nordwestlich Gebeler auf die bulgarische 6. Division, die aus Adrianopel vorbrechenden Truppen bei und westlich Kajpa auf die bulgarische 3. Division. Das II. Armeekorps ist untätig geblieben.

In der Nacht vom 22. zum 23. Oktober brach infolge des Nachtangriffs eines bulgarischen Bataillons bei der 2. Infanterie-Division eine Panik aus. Das ganze I. Armeekorps flutete zurück. Dieselbe Katastrophe trat am 23. Oktober Vormittags bei der 8. und 9. Infanterie-Division sowie bei einer Redif-Division des IV. Armeekorps ein. Am Nachmittage des 23. Oktober befand sich die gesamte türkische Armee

Digitized by Google

in fluchtartigem Rückzuge auf Viza (III. Armeekorps) und Baba-Eski (II., I., IV. Armeekorps). Die Deckung übernahmen bei Kirk-Kilisse die 7. Infanterie-Division, bei Jenidže wiedergesammelte Teile des I. Armeekorps.

Die seitens der Bulgaren angesetzte Umfassung des rechten türkischen Flügels durch die 5. und 1/3 3. Division ist infolge von Geländeschwierigkeiten und mehr noch wegen des frühzeitigen Rückzuges der Türken nicht zur Einwirkung gelangt. Eine Verfolgung fand nicht statt. Der ganze bulgarische Ostflügel schob sich bei Kirk-Kilisse zusammen. Die beiden bulgarischen Armeen (Dritte und Erste) haben am 24. und 25. Oktober mit ihren Gros die Höhen südlich und östlich dieses Ortes, sowie die Straße Kirk-Kilisse—Adrianopel nicht überschritten. Die Fühlung mit dem abziehenden Gegner riß vollständig ab. —

Die türkische Armee ist bei Kirk-Kilisse nicht den feindlichen Waffen, sondern ihrer eigenen minderwertigen Verfassung erlegen. Es hat sich erwiesen, daß sie — wenigstens zu Beginn des Krieges — auch zu einer kurzen taktischen Angriffsbewegung nicht befähigt war. Von der Führung waren die notwendigen Anordnungen für Aufklärung, Sicherung und Wegeerkundung, für die Befehls- und Nachrichtenverbindung zwischen Stäben und Truppen unterlassen worden. Ohne Zusammenhang und Orientierung ging die Armee vor und blieb so in den Gefechten und auf dem Rückzuge.

Die nicht einmarschierte Truppe kam in dem wegearmen, durch andauernden Regen aufgeweichten Gelände nur mühsam vorwärts. Ihre Gefechtskraft hatte schon vor Beginn der Operation unter der fehlenden Friedensvorbereitung für die Verpflegung im Aufmarschgebiete gelitten. Während der Kämpfe am 22. und 23. Oktober haben Verpflegungs- und Munitionsergänzung gänzlich versagt. Stark durchsetzt mit unausgebildeten Reservisten, nicht geübt, in größeren Verbänden zu fechten, erlagen die Truppen nach den vorausgegangenen Anstrengungen und Entbehrungen den moralischen Einwirkungen des Gefechtes.

Bei einigermaßen objektiver Einschätzung der Armee dürften die in ihr liegenden Mängel der türkischen Heeresleitung nicht verborgen gewesen sein. Daß diese trotzdem ihre Truppen in gewagter, vorzeitiger Offensive auf das Spiel setzte, muß als unverantwortlicher Fehler bezeichnet werden.

Die Gefechte am 22. Oktober kennzeichnen sich als Begegnungsgefechte, zugleich als Einzelgefechte der verschiedenen Divisionen ohne höhere Leitung. Über die beiderseits angewandten Kampfformen fehlen bisher sichere Nachrichten.

Die Schlacht bei Bunarhisar—Lüle-Burgas.

Skizze 23. Die über Baba-Eski—Lüle-Burgas zurückgegangene Gruppe der türkischen Ostarmee (II., I., IV. Armeekorps und Kavallerie-Division) hatte seit dem 26. Oktober hinter dem Karagač deresi, in der Linie Karagač—Lüle-Burgas erneut Front gemacht.

Digitized by Google

das III. Armeekorps sammelte sich bei Viza; bei Juvali war das XVII., bei Saraj das XVIII. Armeekorps in der Bildung begriffen.

Mit Rücksicht auf den immer noch unfertigen Zustand der Armeekorps und auf ihren bei Kirk-Kilisse bewiesenen geringen Wert wollte das Armee-Oberkommando eine zweite Schlacht erst hinter dem Ergene-Fluß annehmen und ordnete dementsprechend den weiteren Rückzug an. Da aber im Falle weiterer Rückmärsche die kommandierenden Generale erneute Auflösung ihrer Truppen befürchteten, verfügte auf ihre Vorstellungen hin Nasim Pascha über das Armee-Oberkommando weg, daß die Südgruppe der Armee noch in der Karagač-Stellung zu verbleiben hätte. Hierdurch kam es am 29. und 30. Oktober zu einer anscheinend geplanten, tatsächlich aber doch improvisierten Verteidigungsschlacht des II., I. und IV. Armeekorps, für die ein klarer Befehl nicht ergangen war.

Der Verbleib der Südgruppe in der Karagač-Stellung hat zu ihrer Unterstützung die Mitwirkung des III., XVII. und XVIII. Armeekorps notwendig gemacht, die gleichfalls weiterer Zeit für die Herstellung und Ordnung ihrer Verbände dringend bedurft hätten. Die Schlacht zerfällt daher in zwei, räumlich und teilweise auch zeitlich getrennte Kampfhandlungen auf einem südlichen und einem nördlichen Kampfflügel.

Der südliche Flügel.

Auf dem südlichen Flügel ist die von dem II., I. und IV. Armeekorps eingenommene Stellung von Natur sehr stark. Der fast völlig deckungslose Hang fällt glacisartig zum Karagač ab und bietet im Verein mit der Niederung des tief eingeschnittenen Flusses ein schwieriges Angriffsfeld. Auf der plateauartigen Hochfläche zwischen dem Karagač und dem Kamur deresi waren die türkischen Infanterielinien so weit vorgeschoben, daß sie den ganzen Hang bestreichen konnten. Nachlässig ausgehobene Schützengräben boten nur ungenügende Deckung, dafür um so bessere Anhaltspunkte für die feindliche Artillerie. Die türkische Artillerie hat im allgemeinen 500 bis 600 m rückwärts, teilweise auch näher hinter ihrer Infanterie in offener Feuerstellung gestanden.

Die Frontausdehnung der türkischen Verteidigungslinie betrug etwa 22 km, war mithin für drei, je 15 000 Mann zählende Korps, zumal bei der geringen Gefechtskraft vieler Truppenteile, sehr ausgedehnt.

Gegen die türkische Front hinter dem Karagač richtete sich am 29. und 30. Oktober der Angriff von vier bulgarischen Divisionen. Die bulgarische Erste und Dritte Armee hatten am 27. Oktober den Vormarsch in südlicher Richtung angetreten. Am 28. Oktober erfolgte um die den Drehpunkt bildende 5. Division eine Schwenkung nach Südosten. Auf schlechten Wegen, nach zeitraubenden Marschkreuzungen trafen die Divisionen zu verschiedenen Zeiten vor der Karagač-Stellung ein.

Am 29. Oktober sind die 4. und 6. Division gegen das II. und I. türkische Armeekorps, wahrscheinlich auch südlich von ihnen weitere Teile der Ersten Armee


Digitized by Google

gegen das IV. Armeekorps vorgegangen. Die in breiter Front erfolgenden Angriffe der Divisionen entbehrten der einheitlichen Leitung.

Hauptsächlich unter der moralischen Wirkung des bulgarischen Artilleriefeuers brach am 29. Oktober die türkische 4. Infanterie-Division zusammen und ging zurück. Ihre Stellung konnte indes durch Einsatz frischer Kräfte, der zur Verfügung des Armee-Oberkommandos stehenden Redif-Division Tschanak Kale, gehalten werden. Bereits früher hatte auf dem rechten Flügel die gleichfalls zurückgehaltene 3. Infanterie-Division eingesetzt werden müssen. Der bulgarische Infanterieangriff gelangte an diesem Tage nirgends, auch nicht der türkischen 4. Infanterie-Division gegenüber auf die nahen Entfernungen heran. Er hat aber den Erfolg erzielt, daß sämtliche türkischen Armeereserven in vorderster Linie eingesetzt werden mußten. In der Nacht vom 29. zum 30. Oktober arbeiteten sich die bulgarischen Divisionen unter Zuhilfenahme des Spatens näher an den Feind heran und setzten am 30. Oktober den Angriff fort. Erst an diesem Tage traf die Erste Armee von Baba-Eski her mit sämtlichen Teilen rechts der Dritten Armee auf dem Schlachtfeld ein und ging sofort zum Angriff über.

Das Vorgehen der bulgarischen Armee erfolgte rein frontal und konnte daher zu einer Vernichtung des Feindes nicht führen. Die Absicht des Armee-Oberkommandos, den türkischen linken Flügel bei Lüle-Burgas zu umfassen, hätte ein weiteres Ausholen der Ersten Armee nach Süden erfordert.

Die Stärke einer bulgarischen Division zu Beginn des Krieges betrug etwa 22 000 Mann. Bringt man Gefechts- und Marschverluste sowie Entsendungen mit 10 v. H. in Ansatz, so ergibt sich am 30. Oktober eine Stärke des Angreifers von 60 000 Mann.*) Da die Gefechtsstärke der türkischen Truppen aus nachfolgend erwähnten Gründen während der Schlacht auf etwa 20 000 Mann sank, hat der Angreifer in der Linie Karagac—Lüle-Burgas zweifellos mit großer zahlenmäßiger Überlegenheit gekämpft.

Am 30. Oktober Abends begannen unter dem planmäßigen feindlichen Artilleriefeuer das türkische II. und IV. Armeekorps zu wanken. In zunehmendem Maße verließen die Leute die Gefechtslinie. Noch bevor die feindliche Infanterie den Angriff durchführte, flutete gegen Abend das ganze IV. Armeekorps zurück. Ähnlich war die Zerrüttung des II. Armeekorps, doch wurden seine Stellungen noch gehalten. Eine Entlastung der beiden Flügelkorps durch einen Vorstoß des durch den Kampf wenig gefesselten I. Armeekorps wurde nicht versucht, da dessen geringe Offensivkraft bekannt war.

Die Südgruppe der türkischen Armee ist durch die Nordgruppe unmittelbar nicht unterstützt worden. Das Vorgehen von deren linkem Flügel erfolgte über

*) Die 10. Division ist in dieser Berechnung nicht in Ansatz gebracht, da sie aus Abgaben der 1. und 6. Division gebildet war.


Digitized by Google

Čongara auf Bunarhisar und nahm dadurch an das II. Armeekorps keinen Anschluß. Aus diesem Grunde unterblieb das von der türkischen Führung ursprünglich beabsichtigte Vorgehen des II. Armeekorps zum Gegenangriff.

Am 30. Oktober Abends hatte das zurückgegangene IV. Armeekorps hinter dem Kamur deresi erneut Front gemacht, da der Feind nicht gefolgt war. Bei der nördlichen Armeegruppe stand die Gefechtslage durchaus günstig. Trotzdem ordnete das Armee-Oberkommando in der Nacht vom 30. zum 31. Oktober das Zurückgehen des II. und I. Armeekorps zunächst hinter den Jürük deresi an. Die Kommandierenden Generale hatten gemeldet, daß ihnen die Truppen aus der Hand kämen, da zahlreiche Leute fortwährend die Stellungen verließen. Außerdem war in der ganzen Front Mangel an Artilleriemunition eingetreten; ein Teil der Batterien hatte bereits das Feuer einstellen müssen. Die nächsten Munitionsbestände lagen auf den Bahnstationen; für ihre Heranschaffung fehlten die erforderlichen Kolonnen.

Die höhere Führung gab somit die Schlacht verloren. Was sie dazu zwang, war — wie bei Kirk-Kilisse — das mangelnde Vertrauen in sich und die Haltung der Truppen. Auch an dem Versagen der letzteren trug die Führung die Schuld. Durch ungenügende Fürsorge hatte sie es dahin gebracht, daß selbst der vorbildlich genügsame türkische Soldat nahezu verhungerte. Mit dem physischen Zusammenbruch der Truppen aber mußte auch der moralische Halt schwinden.

Der nächtliche Rückzug der Armee artete großenteils in ungeordnetes Zurückfluten aus, bei dem die höheren Führer jede Einwirkung verloren. Ein Halten in den beabsichtigten Stellungen hinter dem Jürük und Kamur deresi erwies sich als unmöglich. Seitens des Armee-Oberkommandos ergingen daher Weisungen für die Fortsetzung des Rückmarsches, der dann bis in die Čataldža-Stellung geführt hat.

Einem seitens der bulgarischen 4. Division in der Nacht vom 30. zum 31. Oktober mit Teilen unternommenen Angriff, der zur Besetzung wahrscheinlich geräumter türkischer Schützengräben führte, ist wenig Bedeutung beizumessen.

Der nördliche Flügel.

Der türkische Nordflügel sollte am 28. Oktober in der allgemeinen Richtung auf Bunarhisar vorgehen, um entweder den rechten Flügel der Südgruppe zu verlängern oder, wenn der Feind sich als schwach erweisen sollte, anzugreifen. Der Führer dieser Kampfgruppe Mahmud Muktar Pâscha hat seinen Auftrag offensiv durchgeführt. Das III. und XVIII. Armeekorps wurden von Viza im allgemeinen nördlich, das XVII. Armeekorps von Juvali über Topčiköj und Čongara südlich der Straße Viza—Bunarhisar angesetzt.

Die türkischen Korps sind am 29. Oktober bei und südlich Bunarhisar auf die in verstärkter Stellung befindliche 5. bulgarische Division gestoßen und haben sie angegriffen. Ein bulgarischer Gegenangriff brach unter großen Verlusten zusammen. Am 30. und 31. drängten die Türken östlich umfassend den linken bulgarischen Flügel zurück und bedrohten die bulgarische Verbindung mit Kirk-Kilisse. Inzwischen waren

Digitized by Google

die beiden vor Adrianopel stehenden Brigaden der bulgarischen 3. Division aus der Einschließungslinie freigemacht, über Kirk-Kilisse auf den linken bulgarischen Flügel in Marsch gesetzt und der 3. Armee unterstellt worden. Teile dieser Truppen können noch an den Kämpfen bei Bunarhisar teilgenommen haben. Über die dort erzielten Erfolge ist noch nichts Näheres bekannt. Durch das Zurückgehen der Südgruppe und die Erschöpfung der Truppen gezwungen, trat auch der türkische Nordflügel am 1. November den Rückzug an.

Die Stärke der türkischen Truppen hat am 29. Oktober etwa 12 000, in den folgenden Tagen nach Eintreffen aller Verbände etwa 25 000 Mann betragen. Die beiderseitigen Kräfte waren somit in den Gefechten bei Bunarhisar einander zahlenmäßig annähernd gleich.

Über die Einzelheiten der Kämpfe fehlen Nachrichten. In dem unübersichtlichen Gelände, in dem sie sich abspielten, scheint es vielfach zu Feuergefechten auf ganz nahe Entfernungen, vielleicht auch zu Bajonettkämpfen gekommen zu sein.

Die am äußersten Flügel der bulgarischen Dritten Armee befindliche verstärkte Brigade der 3. Division hat auch bei Bunarhisar in die Kämpfe nicht eingegriffen. Obgleich operativ äußerst günstig angesetzt, fällt sie doch in den ersten beiden Feldschlachten des Krieges vollständig aus.

Eine Verfolgung hat nach den Kämpfen bei Bunarhisar—Lüle-Burgas ebensowenig stattgefunden wie bei Kirk-Kilisse. Die Gründe hierfür liegen in der Erschöpfung der Bulgaren und in den großen Verlusten, die insgesamt 15 000 bis 20 000 Mann betrugen.

Der Kampf um die Čataldža-Stellung.

Skizze 24.

Die Čataldža-Stellung erstreckt sich von Karaburnu über Derkos, dann westlich Delijunus über die Höhen östlich des Katarci- und Karasu-Flusses sowie des Büj.-Čekmedže-Sees zum Marmara-Meer.

Glacisartig ansteigend überragen diese Höhen stark die vorgelegene breite, teilweise sumpfige Niederung und bieten der Infanterie des Verteidigers auf 2000 m Schußfeld ohne tote Winkel. Die Stellung besitzt daher eine große natürliche Stärke, die noch dadurch erhöht wird, daß es für den Angreifer schwierig ist, starke Artillerie auf entscheidenden Entfernungen einzusetzen.

Die Flügel der Stellung sind durch die Anlehnung an das Meer gesichert. Dem Zusammenwirken von Heer und Flotte war eine besonders günstige Gelegenheit geboten, die von türkischer Seite auch ausgenützt wurde. Der schwächste Teil der Stellung ist ihr rechter Flügel, gegen den der vorgelagerte, allerdings schwer zu durchschreitende Buschwald gedeckte Annäherung ermöglicht. Auch hier bieten sich jedoch

Digitized by Google

sowohl in der Niederung des Derkos-See-Zuflusses nordwestlich Lazarköj als auch auf den Höhen östlich der Waldzone gut verteidigungsfähige Abschnitte. Ein Nachteil der gesamten Stellung liegt darin, daß der Übergang zur Offensive dem Verteidiger äußerst erschwert ist.

Die auf den Höhenlinien befindlichen, nach dem Kriege 1877/78 erbauten Forts sind Schanzen mit hohem Aufzuge, die für eine moderne Verteidigung keinen Wert haben. Sie wurden daher als Stützpunkte der Verteidigung außer Betracht gelassen und nur als Beobachtungsstände, Aufstellungsplätze für Scheinwerfer usw. benutzt. Die türkische Heeresleitung legte eine neue Verteidigungslinie fest, die seit dem Eintreffen der Armee in der Stellung ständig weiter ausgebaut wurde. Die Anlage der geschickt geführten Schützengräben erfolgte in mehreren Stockwerken. Schulterwehren, Annäherungs- und Deckungsgräben, Drahthindernisse erhöhen jetzt die Widerstandskraft. In gleich vorteilhafter Weise erfolgte der Ausbau der verdeckten Batteriestellungen. Für die Verpflegung der Truppen, den Sanitätsdienst und die Munitionsergänzung wurden hinreichende Maßnahmen ergriffen.

Die Neugliederung der Armee umfaßte drei, durch asiatische Nisam-Truppen verstärkte Armeekorps: Das III. Armeekorps erhielt den Abschnitt Karaburnu—Derkos—Jasojren, das II. Armeekorps anschließend jenen bis Bahčeisköj, das I. Armeekorps das Gelände bis zum Marmara-Meer zugewiesen. Zwei aus frischen Truppen zusammengestellte Redif-Korps bildeten die Reserven des Armee-Oberkommandos. Insgesamt mögen Mitte November etwa 80 000 bis 100 000 Mann und 280 Geschütze — darunter eine Batterie 12 cm Kanonen und zwei Batterien 15 cm Haubitzen — in der Čataldža-Stellung vereinigt gewesen sein.

Vierzehn Tage nach der Schlacht bei Bunarhisar—Lüle-Burgas trafen die bulgarische Erste und Dritte Armee unter General Dimitriew vor der Čataldža-Stellung ein.

Gegen den Willen der Obersten Heeresleitung, die ein Vorgehen gegen diesen Abschnitt erst Ende November, d. h. nach Heranziehung der in Mazedonien und vor Adrianopel stehenden aktiven Truppen beabsichtigte, griff Generalleutnant Dimitriew am 17., 18. und 19. November die Čataldža-Stellung entscheidend an. Die Erste Armee ist zwischen dem Marmara-Meer und Ezetin, die Dritte Armee nördlich anschließend vorgegangen.

Am 17. November Morgens begann die gesamte, längs der Straße Plaja—Čataldža, dann westlich Ezetin bis Kastania aufgefahrene bulgarische Artillerie aus verdeckter und halbverdeckter Stellung die Beschießung der türkischen Batterien. Das Feuer war nahezu wirkungslos. Anderseits schoß die türkische Artillerie sehr gut und zwang ihren Gegner, mit den bei Kastania stehenden Gruppen, das Feuer einzustellen. Die Feuerüberlegenheit der türkischen Batterien ist während der dreitägigen Kämpfe stetig größer geworden. Sie haben eine wirksame artilleristische Unterstützung

Digitized by Google

der bulgarischen Infanterieangriffe verhindert und sich mit entscheidender Wirkung gegen diese gewendet.

Am 17. November ist nur der türkische rechte Flügel mit Nachdruck angegriffen worden. Gegen 9° Vormittags nahm die bulgarische 3. Division Lazarköj. Diese und rechts von ihr die 9. Division*) gingen hierauf aus der Linie Kastania—Lazarköj gegen die türkischen Befestigungen westlich und nordwestlich Jasojren vor. Wiederholt unternommene Sturmangriffe scheiterten. Das 17. Infanterie-Regiment der 9. Division, das infolge ungenügender Erkundung in dichten Kolonnen in feindliches Flankenfeuer geriet, verlor 300 Tote und 700 Verwundete.

Die mittleren bulgarischen Divisionen (10., 6., 4.) waren in der Nacht vom 16. zum 17. November in das Tal des Karasu- und Katarci-Flusses hinuntergestiegen und hatten sich eingegraben. Sie haben auf mittleren Entfernungen am 17. November ein stehendes Feuergefecht gegen die türkische Infanterie geführt. In der folgenden Nacht gingen diese Divisionen auf etwa 600 bis 800 m an den Gegner heran und gruben sich östlich der Niederungen ein. Das türkische Feuer gegen die bulgarischen Schützengräben war am 18. November so wirkungsvoll, daß deren Besatzung starke Verluste erlitt und Angriffe nicht unternahm. Auf dem Nordflügel fanden Vorstöße von Truppenteilen der 3. und 9. Division gegen das türkische III. Armeekorps statt. Ein einheitlicher Angriff scheint nicht mehr in Gang gekommen zu sein. Das 4. Infanterie-Regiment der 9. Division hat aus der Gegend südlich Lazarköj am Vormittage einen Vorstoß unternommen, der hauptsächlich durch die türkische Artillerie abgewiesen wurde. Der Rückzug des Regiments in konzentrischem Infanterie- und Artilleriefeuer vollzog sich panikartig. Zur Unterstützung gingen hierauf eine Brigade der 4. Division und das Infanterie-Regiment Nr. 29 der 3. Division vor, ohne jedoch das Gefecht wiederherstellen zu können.

Am 19. November beschränkten sich die Bulgaren auf die Beschießung des Feindes durch Artillerie und auf das Festhalten ihrer Stellungen.

In der Nacht zum 20. November räumten sie das Angriffsfeld und gingen in die Linie: Čataldža—Čiftlikköj zurück.

An den Angriffen am 17., 18. und 19. November haben, nach den Uniformen Gefallener zu schließen, sechs Divisionen teilgenommen. Ihre Verluste betrugen etwa 10 000 Mann.

Der Versuch erneuten Vorgehens ist nicht mehr gemacht worden.

Die türkische Flotte hat während der dreitägigen Kämpfe das Angriffsgelände der äußersten feindlichen Flügel unter Feuer gehalten.

---

*) Die 9. Division war Anfang November vor Adrianopel freigemacht und für den Angriff auf die Čataldža-Linie herangezogen worden.


Digitized by Google

Betrachtungen.

Der Balkankrieg liefert Erfahrungen, die auch für die großen Militärmächte Europas volle Beachtung verdienen.

Die eingangs erwähnte, zu Beginn und im weiteren Verlaufe des Feldzuges erfolgte äußerste Ausnützung der gesamten bulgarischen Volkskraft für Kriegszwecke hat tatsächlich eine zahlenmäßige Überlegenheit über den Gegner ergeben, die zu den Erfolgen bei Kirk-Kilisse und Lüle-Burgas wesentlich beitrug. Es darf jedoch nicht übersehen werden, daß eine geschickte und entschlossene türkische Heerführung, die sich auf vollwertige Truppen stützte, diese Überlegenheit der Zahl wohl hätte ausgleichen können. Der Hinweis auf die Operationen der Deutschen gegen die französischen Volksheere im Jahre 1870/71 liegt nahe.

Die Mängel derartiger Improvisationen, wie jene des bulgarischen Volksheeres, treten in den Operationen in Thrazien klar zutage. Aus ihnen erklärt sich zum großen Teil, daß keine Verfolgung nach den Schlachten bei Kirk-Kilisse und Lüle-Burgas möglich war, daß, wohl auch infolge ungenügender Schulung der Massen, in den Schlachten sehr schwere Verluste eintraten, endlich daß entscheidende Angriffe auf die nunmehr gefestigteren Truppen der Türken vor der Čataldža-Stellung zusammenbrachen und nicht erneuert werden konnten.

Die Ableitung von Gefechtslehren aus den bulgarisch-türkischen Kämpfen ist bei der Dürftigkeit der Nachrichten mißlich. Nur eines scheint sicher: auch nicht der Schatten eines Beweises dafür liegt vor, daß die Durchführung des Angriffes gegen einen in Stellung befindlichen Feind anders möglich wäre, als durch Herantragen des Feuers gegen diesen. (Exerzier-Reglement für die Infanterie, Ziffer 324.) Die zumeist von Zeitungsberichterstattern geäußerten Ansichten, daß die Bulgaren durch die Schnelligkeit und elementare Wucht ihrer, in Kolonnen oder dichten Schützenlinien vorgetragenen Angriffe und durch das Bajonett die Schlachten gewonnen hätten, sind, zum mindesten in dieser allgemeinen Fassung, falsch und verdienen keine Beachtung. Allerdings sind die bulgarischen Waffenerfolge dem Geiste rücksichtsloser Offensive zuzuschreiben, der der Armee anerzogen war. Der im Reglement der bulgarischen Infanterie festgelegte Grundsatz: „Das Kampfverfahren der Infanterie ist der Angriff und nur besondere Verhältnisse können sie zwingen, auch in der Verteidigung zu fechten“ hat in allen Kämpfen seine Anwendung gefunden. Selbst da, wo bulgarische Truppen auf überlegenen Gegner stießen, wie die 5. Division bei Bunarhisar, griffen sie entschlossen an.

Nur in besonderen Verhältnissen aber ist von der Infanterie in der Kolonne angegriffen und das Bajonett gebraucht worden, so bei den Kämpfen gegen die schwachen und erschütterten türkischen Nachhuten am 23. und 24. Oktober, bei den

Digitized by Google

Gefechten in dem unübersichtlichen Gelände von Kirk-Kilisse und Bunarhisar und bei Nachtangriffen. Da bei den Türken in der Regel der Sicherungsdienst ganz versagte, kam es namentlich bei Nacht zu Nahkämpfen geschlossener Abteilungen.

Beim Angriff im Begegnungsgefecht und auf einen in Stellung befindlichen Feind hat sich die bulgarische Infanterie geschlossener Kampfformen nicht bedient. Der Spaten ist beim Angriff nach zuverlässigen Berichten sogar in den Begegnungsgefechten am 22. Oktober in reichlichem Maße benützt worden. Die Anlage der Schützengräben geschah, wo immer der Gegner in starker Feuerstellung stand, für stehende Schützen und in durchaus sachgemäßer Weise.

Was die angebliche Unwiderstehlichkeit des bulgarischen Infanterieangriffs betrifft, so muß hervorgehoben werden, daß bei den Kämpfen um die türkische Karagač-Stellung — jene gegen die Čataldža-Linie seien außer Betracht gelassen — die bulgarische Infanterie den Feuerangriff wohl bis zu den entscheidenden Entfernungen heranzutragen, nicht aber aus diesen erfolgreich durchzuführen vermocht hat.

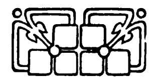
Der Grund hierfür ist zum großen Teil in dem Umstand zu suchen, daß der bulgarische Infanterieangriff in den Schlachten eine wirkungsvolle Artillerieunterstützung nicht gefunden hat. Gerade diese Tatsache wird neuerdings in verschiedenen Berichten hervorgehoben. Die vor Čataldža zutage getretene Überlegenheit der türkischen Artillerie dank ihres Materials und ihrer Verwendung hat sich anscheinend schon in den Kämpfen bei Lüle-Burgas geltend gemacht. Hier trafen die bulgarischen Batterien, die schlecht bespannt waren, verspätet auf dem Gefechtsfelde ein; ihr Einsatz erfolgte, gleich wie bei Čataldža, an der äußersten Grenze ihrer Wirksamkeit. Erst als die türkischen Batterien infolge Munitionsmangels das Feuer einstellten oder durch eine überlegene feindliche Geschützzahl niedergehalten wurden, trat die bulgarische Artillerie als entscheidender Kampffaktor auf den Plan,

Der Angriff gegen eine Befestigung, wie die Čataldža-Linie, stellte auch bei zahlenmäßiger Überlegenheit Anforderungen, denen die Bulgaren nicht gewachsen waren. Es muß nach den bis jetzt vorliegenden Berichten als ausgeschlossen gelten, daß unter dem Schutze einer sachgemäßen Artillerieentfaltung der Aufmarsch mit klaren Angriffszielen erfolgt ist, und daß sich eine planmäßige Entwicklung der Infanterie angeschlossen hat, planmäßig *zeitlich* wie *örtlich*, ohne die derartige Angriffe selten auf Erfolg rechnen dürfen. Im Gegenteil, es ist in keinem der bis jetzt bekannt gewordenen Berichte die Rede von geordnetem Ineinandergreifen der einzelnen Befehlsstellen von oben nach unten. Wie die Artillerieziele verteilt, wie die Gefechtsstreifen gegliedert, wohin der eigentliche Hauptdruck des Angriffs gelegt werden sollte, davon ist nicht allein nicht die Rede, der Verlauf der Dinge beweist auch, daß die elementaren Grundsätze des Angriffs gegen einen in Stellung befindlichen Feind keine Anwendung gefunden haben. Ohne dieses war aber unter den hier vorliegenden

Digitized by Google

Verhältnissen nicht wohl ein Erfolg zu erwarten. Mit dem einfachen Vorwärtsstürmen ist eine nur einigermaßen zähe verteidigte Stellung nicht zu nehmen, wenn man nicht gleichzeitig durch Umfassung der Flanken den Gegner vernichten oder wenigstens stark bedrohen kann. Das war bei der beiderseits angelehnten Čataldža-Linie unmöglich. Es kam nur der einfache Angriff geradeaus in Frage. Daß die Bulgaren diesen beherrschten, daß ihre unbestrittene Opferwilligkeit die Mängel der Führung und der Ausbildung hätte ergänzen oder verdecken können, dafür sind sie den Beweis schuldig geblieben.

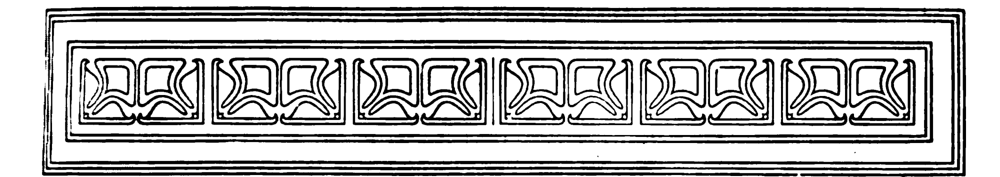
Graf Podewils,
Hauptmann im K. Bayerischen Generalstabe,
kommandiert zum Großen Generalstabe.



Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68, Kochstr. 68–71.

Digitized by Google

Digitized by Google



Nachdruck, auch unter Quellenangabe, untersagt. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Generalfeldmarschall Graf v. Schlieffen.

Bei der Enthüllung des Moltke-Standbildes auf dem Königsplatze in Berlin, am 26. Oktober 1905, schilderte Graf Schlieffen in klassischer Rede das Wesen und die Taten des Mannes, der unter dem Großen Kaiser Wilhelm „in die Tat übersetzte, was Bismarck und Roon eingeleitet und vorbereitet hatten." Der zweite Nachfolger Moltkes sagte weiter, als dieser berufen worden sei, etwas für die Unsterblichkeit zu tun, wäre er vom Schreibtisch, aus der Einsamkeit des Arbeitszimmers gekommen, wenige hätten ihn gekannt. Diese Worte treffen gewissermaßen auch auf den Redner von damals zu. Auch Graf Schlieffen hat gleich Moltke das „Selbst" und das „Ich" nicht gekannt, hat, gleich ihm, stets „für einen Höheren gearbeitet", seinen Ehrgeiz nur darauf gerichtet, „nicht der erste, sondern der treueste Diener seines Königs zu sein". Wie Moltke war auch er „ein Mann der Karte, des Zirkels, der Feder", gleich ihm aber hat er auch gelernt, „aus dem Buche der Vergangenheit herauszulesen, was da kommen wird und was da kommen muß."

Wem vergönnt gewesen ist, Graf Schlieffens Wirken als Chef des Generalstabes der Armee aus der Nähe zu betrachten, wer seine Lehren auf sich hat wirken lassen, der ist nicht darüber im Zweifel, daß in ihm in der Stunde der Gefahr gleich dem Helden der Jahre 1866 und 1870 dem Vaterlande ein echter Feldherr erstanden wäre. Das künden schon die von echter kriegerischer Leidenschaft eingegebenen Worte, die der Graf, der Schlacht von Königgrätz gedenkend, an dem Tage sprach, da er auf eine fünfzigjährige Dienstzeit zurückblickte: „Ich habe doch einmal das beseligende Gefühl empfunden, eine große Schlacht, einen glänzenden Sieg, einen unübertroffenen Triumph preußischer Waffen mitgemacht zu haben."

Nicht lange nach dieser Enthüllungsfeier, um die Jahreswende 1905/06, schied Graf Schlieffen aus der Stellung des Chefs des Generalstabes der Armee, die, wie er in seiner Abschiedsrede an die Offiziere des Generalstabes sagte, „vor 40 Jahren noch nichts war, die aber seit dem 3. Juli 1866 die ehrenvollste der Welt ist." Er hatte „die Grenze, die dem menschlichen Leben normalmäßig gesetzt ist, bereits fast

um drei Jahre überschritten", es sei daher Zeit, daß eine frischere Kraft an seine Stelle trete.

Graf Alfred v. Schlieffen konnte mit hoher Befriedigung auf ein langes Leben zurückblicken.

Jugend und Dienstzeit bis zum Regimentskommandeur.

Am 28. Februar 1833 wurde im Hause Luisenstraße 9 zu Berlin dem Major im 2. Garde-Regiment zu Fuß, Grafen Magnus v. Schlieffen, ein zweiter Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Alfred erhielt. Als ob es im Leben dieses Knaben, des späteren Feldmarschalls, keine versäumte Stunde geben sollte, erhielt er bereits mit vier Jahren den ersten Unterricht. Sein Vater nahm im Jahre 1837 krankheitshalber den Abschied und zog mit seiner Familie nach einem Zwischenaufenthalt in der Landeshuter Gegend 1838 auf das Rittergut Groß-Krausche bei Bunzlau, das sein Schwiegervater, Herr v. Schönberg, zuletzt Oberpräsident von Pommern, vom Bruder seiner Frau, dem Grafen Anton Stolberg, erworben hatte und dessen Bewirtschaftung nunmehr Graf Magnus Schlieffen übernahm.

Behütet von Eltern und Großeltern, verlebte der kleine Graf Alfred auf Groß-Krausche in ländlicher Freiheit vier glückliche Jahre im Kreise seiner Geschwister.*) Unterrichtet wurde er sowohl wie sein um zwei Jahre älterer Bruder Theodor von Hauslehrern. 1842 wurden beide Knaben der Erziehungsanstalt der Brüdergemeinde zu Niesky übergeben. Mit Wehmut sahen die Schwestern den erst neunjährigen Alfred aus dem Elternhause scheiden. Die Wahl war auf Niesky gefallen, da mannigfache Beziehungen die Bewohner von Groß-Krausche mit der Brüdergemeinde verknüpften. Schon räumlich waren sie ihr dadurch nahe, daß eine Herrnhuter-Gemeinde, Gnadenberg, auf ihrem Gebiet lag. Ferner war ein früherer Besitzer von Groß-Krausche, Graf Dohna, ein Schwager der Frau v. Schönberg, geborenen Gräfin Stolberg, der Enkel des Grafen Zinzendorf.

*) Es waren im ganzen neun Kinder. Davon sind außer dem Grafen Alfred vier in Berlin, darunter drei Schwestern, geboren, in Groß-Krausche drei Brüder, eine Schwester, von diesen starben ein Bruder, eine Schwester im zartesten Kindesalter. Der älteste Bruder Graf Theodor trat bei den Gardes du Corps ein, war Kommandeur des 8. Garde-Ulanen-Regiments und des Regiments der Gardes du Corps und starb 1900 als General der Kavallerie à la suite Seiner Majestät des Kaisers und Königs und Vorsitzender des Heroldsamtes. Der dritte Bruder, Graf Arthur, trat beim 1. Garde-Regiment ein, wurde bei St Privat verwundet, war Adjutant des Kronprinzen, Kommandeur des Infanterie-Regiments Nr. 55, zuletzt Kommandant von Koblenz und lebt zur Zeit, als Generalleutnant z. D. in Berlin. Der jüngste Bruder, Graf Henrich, trat beim Garde-Schützen-Bataillon ein, wurde als Leutnant bei St. Privat schwer verwundet und starb in Gorze am 2. September 1870. Von den Schwestern heiratete die älteste den Grafen Calofsstein-Arklitten. Die zweite war Obergouvernante der drei Prinzessinnen-Töchter des Prinzen Friedrich Karl, zuletzt Äbtissin von Drübeck im Harz. Die dritte Schwester heiratete den Freiherrn von Welck auf Riesa in Sachsen.

Digitized by Google

Graf Alfred Schlieffen, der im Frühjahr 1847 in Niesky eingesegnet worden war, vertauschte im Herbst desselben Jahres die dortige Anstalt mit dem Joachimstalschen Gymnasium in Berlin, wohin ihm sein älterer Bruder bereits vorausgegangen war. Diese Lehranstalt befand sich damals in der Burgstraße. Die beiden jungen Grafen besuchten sie als Externe. Sie wohnten bei einem Bruder ihres Vaters, dem Grafen Albert Schlieffen*) am Leipziger Platz. Dort haben sie die Märztage des Jahres 1848 erlebt. Später zogen sie zu dem jüngsten, unverheirateten Bruder ihres Vaters, Grafen Ernst, Geheimen Rat im Kultusministerium.

Nachdem er im März des Jahres 1853 die Reifeprüfung bestanden hatte, bezog Graf Alfred Schlieffen die Universität Berlin und trat gleichzeitig am 1. April desselben Jahres als Einjährig-Freiwilliger beim 2. Garde-Ulanen-Regiment ein. Noch vor Ablauf des Dienstjahres entschied er sich dauernd für den soldatischen Beruf. Im Dezember 1853 wurde er zum Portepeefähnrich und ein Jahr darauf zum Sekondlieutenant im 2. Garde-Ulanen-Regiment befördert.

Damit begann für ihn eine fröhliche Leutnantszeit, von der, als er bereits Chef des Generalstabes der Armee war, noch alte Offiziere der Berliner und Potsdamer Garnison zu erzählen wußten. Graf Theodor war damals Leutnant beim Regiment der Gardes du Corps. Wenn im Regimentshause des 1. Garde-Regiments die beiden Brüder Schlieffen zu Tische erwartet wurden, wußte man, daß ein besonders vergnügter Abend bevorstand. Aus dieser Zeit ist dem nachmaligen Feldmarschall der Sinn für Humor erhalten geblieben. Bei dem gemessenen, zurückhaltenden Wesen, das er in späteren Jahren hatte, und bei der steten Beschäftigung mit der auf ihm lastenden Arbeit wollte er freilich zur Heiterkeit angeregt sein, dann aber gab er sich völlig zwanglos, zeigte offensichtlich Freude, andere genießen zu sehen, und genoß gern mit ihnen.

Auf einer der Reisen des Großen Generalstabes, auf denen wir öfter zu geistiger wie leiblicher Stärkung auf einen einzigen Gasthof beschränkt waren, der zugleich dem Chef als Quartier diente, halfen wir uns einst über die Reizlosigkeit des Ortes durch lustige Geschichten hinweg. Unser Lachen drang bis in das Arbeitszimmer des Chefs. Auf die Frage des Adjutanten, ob er nicht das Fenster schließen oder noch besser uns zur Ruhe ermahnen solle, erwiderte Graf Schlieffen: „Lassen Sie nur, es tut mir nur leid, daß die Herren doch noch zu weit absitzen, als daß ich die schönen Geschichten mit anhören könnte."

Graf Schlieffen ist nicht wie so mancher andere in reiferen Jahren, und vollends im Alter, zum Pharisäer geworden, vielmehr hat er für jugendliche Torheiten und frischen Übermut stets ein nachsichtiges Urteil gehabt. Es ist bezeichnend, daß er als Chef gelegentlich zu seinem Adjutanten von einem vorbeireitenden Generalstabsoffizier

*) Zuletzt Wirklicher Geheimer Rat im Ministerium des Auswärtigen.

Digitized by Google

sagte, daß dieser ihm nicht gefalle, und als der Adjutant die Tüchtigkeit des Betreffenden rühmend hervorhob, diese zwar zugab, jedoch hinzufügte: „Der Mann ist mir zu brav.“

Diese seine Abneigung gegen Musterknaben entsprang dem Gefühl, daß ein Sichaustoben zum Vorrecht der Jugend gehöre, und daß, wenn diese davon Gebrauch mache, es eine Äußerung natürlichen Kraftgefühls und ausgeprägter Individualität sei, die dem reinen Musterknaben gemeinhin abgeht. Voraussetzung blieb freilich, daß dieses gelegentliche Austoben sich in gewissen Grenzen hielt, wie sie durch Pflicht und Sitte gezogen wurden.

Graf Schlieffen hat sich frühzeitig den hohen und ernsten Seiten seines Berufs zugewandt. In den Jahren 1858 bis 1861 besuchte er die Kriegsakademie, wobei seine Studien durch die Mobilmachung von 1859 unterbrochen wurden, während welcher er den Posten eines Adjutanten des 2. Garde-Landwehr-Kavallerie-Regiments versah. Nachdem er 1862 zum Premierlieutenant aufgerückt und eine Zeitlang Adjutant der 1. Garde-Kavallerie-Brigade gewesen war, wurde er 1863 bis 1865 zur Topographischen Abteilung des Großen Generalstabes, 1865 zu diesem selbst kommandiert. Ein im März 1866 erfolgtes Kommando nach Paris zur Erlernung der französischen Sprache wurde bereits nach zwei Monaten durch den Krieg unterbrochen. Graf Schlieffen hat den Feldzug gegen Österreich als Generalstabsoffizier beim Kavalleriekorps der Ersten Armee, das unter Befehl des Prinzen Albrecht Vater stand, mitgemacht. Er nahm an den Gefechten von Münchengrätz und Gitschin sowie an der Schlacht bei Königgrätz teil und rückte während des Krieges zum Rittmeister auf.

Nach dem Kriege wurde er endgültig als Hauptmann in den Generalstab übernommen und zur Botschaft nach Paris kommandiert. Nachdem er im März 1868 zum Generalstabe des X. Armeekorps nach Hannover gekommen war, wurde er im Dezember 1869 als Rittmeister und Eskadronschef in das 1. Brandenburgische Dragoner-Regiment Nr. 2 nach Schwedt versetzt.

Der Ausbruch des Krieges 1870 brachte ihm die Rückversetzung in den Generalstab, damit aber zunächst eine arge Enttäuschung, indem er dem Generalkommando über die mobilen Truppen in den Küsten-Provinzen zugeteilt wurde. Die Grenzschlachten und die großen August-Schlachten um Metz hat er somit nicht mitgemacht. Dennoch sollte ihm Gelegenheit zum Erwerb reicher Kriegserfahrung in einem überaus abwechslungsreichen Feldzuge geboten werden. Nachdem er zum Stabe des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin übergetreten war, hat er nicht nur der Zurückweisung des Ausfalls der französischen Rhein-Armee bei Noisseville beigewohnt, sondern auch den Belagerungen von Toul und Soissons sowie zeitweilig der Belagerung von Paris. Vor allem aber war es der mühevolle und langwierige Winter-Feldzug an der Loire, den er mit der Armee-Abteilung, dann dem XIII. Armeekorps des Großherzogs durch-

Digitized by Google

focht, der dem Grafen Schlieffen vielfache Gelegenheit zur Betätigung bot. An dem Erfolge der schwierigen Operationen der Armeeabteilung hat er, der Ende Dezember 1870 zum Major befördert wurde, reichen Anteil. Die Teilnahme an den Schlachten von Loigny-Poupry und Orleans, dem Gefecht von Meung, der Schlacht von Beaugency-Cravant und den langwierigen Kämpfen von Le Mans hat ihm das Eiserne Kreuz erster Klasse eingetragen. Mit Befriedigung konnte Graf Schlieffen auf diese kriegerische Betätigung in großer Zeit an der Seite eines fürstlichen Führers, dessen Initiative und Tatkraft er stets hohe Anerkennung gezollt hat, zurücksehen.

Nach dem Frieden trat er im März 1871 zum Generalstabe des neugebildeten XV. Armeekorps in Straßburg im Elsaß, von wo er zwei Jahre später zum Generalstabe des Gardekorps übertrat.

Die Straßburger Zeit bildet für den Grafen einen tief einschneidenden Abschnitt seines Lebens. Ein kurzes Eheglück ging hier für ihn zu Ende.

Seiner am 8. Oktober 1868 erfolgten Verheiratung mit der Gräfin Anna v. Schlieffen, Tochter des vorgenannten Grafen Albert Schlieffen und seiner Gemahlin, Gräfin Marie zu Stolberg-Wernigerode, hatten lange Jahre hindurch Hindernisse entgegengestanden. Den Geschwisterkindern ist es dann selbst in ihrer kurzen Ehe nicht vergönnt gewesen, dauernd vereinigt zu bleiben. Nachdem sie ihrem Gemahl im September 1869 eine Tochter*) geboren hatte, folgte ihm die Gräfin Schlieffen nach Schwedt. Ein halbes Jahr darauf riß der Krieg 1870/71 die Gatten wieder auseinander, und wenig über ein Jahr nach ihrer Wiedervereinigung, im Juli 1872, verschied die Gräfin in Vendenheim bei Straßburg, vier Tage nachdem sie einer zweiten Tochter**) das Leben geschenkt hatte.

Dieser schwere Schlag hat seinem Wesen jenen Ernst gegeben, durch den nur gelegentlich die ursprüngliche Heiterkeit seiner Natur hindurchbrach. Er ist für ihn zugleich der Anstoß zu einer Richtung des Geistes und Gemüts gewesen, die ihn über die Dinge dieser Welt erhaben machte, die ihn alles, auch das Kleine von der großen und hohen Seite sehen ließ.

Sich in diesem Sinne wirksam zu betätigen, wurde dem im September 1876 zum Oberstleutnant aufgerückten Grafen Schlieffen beschieden, als er am 11. November desselben Jahres zum Kommandeur des 1. Garde-Ulanen-Regiments ernannt wurde.

Kommandeur des 1. Garde-Ulanen-Regiments.

„Sieben Jahre habe ich das Glück gehabt, Regimentskommandeur zu sein und mich in einer Stellung zu befinden, welche von allen Stellungen in der militärischen

*) Gräfin Elisabeth, jetzige Frau v. Hahnke.

**) Gräfin Maria Schlieffen.

Digitized by Google

Hierarchie die beneidenswerteste ist," so sprach Graf Schlieffen am Morgen seines fünfzigjährigen Dienst-Jubiläums im Generalstabs-Gebäude. In seiner Antwort auf die Rede des Kommandeurs des 1. Garde-Ulanen-Regiments bei Gelegenheit des Festes, das ihm vom Regiment aus demselben Anlaß bereitet wurde, sagte der Gefeierte: „Meine Dankesschulden gegen das Regiment sind heute um eine neue vermehrt worden. Worin die alten bestanden, habe ich öfters ausgesprochen und möchte ich gern wiederholen. Sie gründen sich darauf, daß, als ich dem Frontdienst völlig entfremdet hierher kam, mir die damaligen etatsmäßigen Stabsoffiziere, die Eskadronschefs und das ganze Offizierkorps über alle Schwierigkeiten hinweggeholfen haben, daß ich hier die glücklichste Zeit meines Lebens zugebracht habe, und daß ich nie meine gegenwärtige Stellung erreicht, nie diesen Tag erlebt hätte, wenn ich nicht einmal Kommandeur des 1. Garde-Ulanen-Regiments gewesen wäre."

Gewiß, diese schöne Truppe hat ihrem Kommandeur unendlich viel gegeben, er ihr aber sicherlich nicht weniger. So wird es stets dort sein, wo in der Ausbildung Hervorragendes geleistet wird, und das war hier der Fall. Allerdings war Graf Schlieffen seit Jahren aus der Front, als er die Führung des Regiments übernahm, und noch dazu fast nur ein halbes Jahr Eskadronschef gewesen.

Ein früherer Offizier der 1. Garde-Ulanen schreibt: „Bei Übernahme des Regiments hatte er gesagt, er sei dem Frontdienst lange entfremdet und würde sich oft als Zuschauer einstellen, um sich über die verschiedenen Dienstzweige zu orientieren. Oft erschien er um vier Uhr Morgens in den Ställen und bei Lampenlicht in den Reitbahnen, aber niemand hatte das Gefühl, daß er dies tat, um seine Untergebenen zu kontrollieren. Wohl aber sah sich mancher indirekt dazu veranlaßt, früher aufzustehen als er es gewohnt gewesen war, und die Früchte dieses Betriebes wurden bald sichtbar." In dieser Beziehung äußert ein ehemaliger Wachtmeister des Regiments sich folgendermaßen: „Das stets sachliche und vorsichtige Eingreifen des Herrn Grafen bei allen Dienstverrichtungen und seine häufige Gegenwart im Dienste der Eskadrons ermöglichten es ihm, nicht nur alle Unteroffiziere und Gefreiten, sondern auch die meisten Ulanen bezüglich ihrer dienstlichen Fähigkeiten und Charaktereigenschaften genau kennen zu lernen. Dasselbe galt infolge der häufigen Anwesenheit des Kommandeurs beim Abteilungsreiten auch von vielen Pferden, die er genau zu beurteilen wußte, so daß er bei Besprechungen durch seine genaue Kenntnis der Leute und Pferde die Eskadronschefs nicht selten in Verlegenheit brachte. Den Wachtmeistern, auch wenn sie noch so gewandt waren, machte der Graf es ganz unmöglich, ihm ohne weiteres etwas vorzuspiegeln."

Kaum ist jemals die in der Truppe so vielfach verbreitete Ansicht, daß ein Generalstäbler den praktischen Dienst doch eigentlich niemals richtig beherrschen könne, gründlicher Lügen gestraft worden als durch das Wirken des Grafen Schlieffen an der Spitze des 1. Garde-Ulanen-Regiments. Dazu erwies sich dieser Mann, der seit

Digitized by Google

Jahren in Krieg und Frieden bei höheren Stäben nur in operativen, taktischen und Mobilmachungsfragen gewirkt hatte, als ein Meister in allen wirtschaftlichen Angelegenheiten. Nichts war ihm auf diesem Gebiete zu gering. Ein früherer Unterzahlmeister des Regiments schreibt: „Ich erinnere mich noch, daß eines Abends die vom Zahlmeister geprüften Kammerbücher der Eskadrons in seine Wohnung gebracht wurden. Am anderen Morgen früh kamen sie mit einem Bogen voll Bemerkungen zurück. Z. B.: Die 1. Eskadron hat 136 Pferde, aber nur 132 Sättel in der 2. Garnitur; oder: Was ziehen die Leute der 3. Eskadron, die 140 Mann stark ist, für Stallhosen 3. Garnitur an? Diese weist davon nur 132 Stück auf?"

Nicht nur zur größten Genauigkeit in den bestehenden Einrichtungen wurden alle Untergebenen von ihrem Kommandeur angehalten, er ist in wirtschaftlicher Hinsicht schöpferisch vorgegangen. Wie er für sein Haus und die Familie im weiteren Sinne vortrefflich zu sorgen wußte, so auch für seine Ulanen. Hierbei kam ihm zugute, daß zu jener Zeit der Regimentskommandeur noch nicht durch Bestimmungen zugunsten Gewerbetreibender, wie es jetzt der Fall ist, eingeschränkt war. Eine Kantine in eigenem Betriebe des Regiments wurde eingerichtet, deren Überschüsse den Mannschaften zugute kamen; Schweine wurden mit Hilfe von Küchenabfällen und Speiseresten gemästet. Alle 8 oder 14 Tage konnten infolgedessen einige fette Schweine geschlachtet werden, eine nicht unwesentliche Kräftigung der Mittags- und Abendkost von Unteroffizieren und Mannschaften. Zu Festtagen erhielt jeder verheiratete Unteroffizier seinen Schinken. Durch einen mit den Obstzüchtern in Werder abgeschlossenen Vertrag wurde für den Dünger ein wesentlich höherer Ertrag als bisher gewonnen. Dafür pachtete das Regiment Wiesen und verteilte sie auf die Eskadrons zur eigenen Bewirtschaftung. So war es diesen möglich, in einem Sommer bis zu 1000 Zentner gutes Heu zu ernten und dadurch einen nicht zu unterschätzenden Futterzuschuß für die Pferde zu gewinnen. Diese waren denn auch beim Regiment in vortrefflichem Stande und von großer Leistungsfähigkeit.

Graf Schlieffen verlangte viel von Leuten und Pferden, aber er konnte es. „Seine Untergebenen waren stolz auf ihn", schreibt der erwähnte Offizier, „und trotz einer gewissen ehrfurchtsvollen Scheu hatten alle vollstes Vertrauen zu ihm. Man wußte, dieser schweigsame, verschlossene Mann sorgt für uns." Das tat er im weitesten Maße; freilich auch das schweigsam im Sinne des Bibelwortes, daß die linke Hand nicht wissen soll, was die rechte tut. Am Heiligen Abend fand sich der Kommandeur im Lazarett bei den Kranken des Regiments ein, gefolgt von einer Ordonnanz, die in einem Korbe Geschenke mit sich führte. Aus eigenen Mitteln hat Graf Schlieffen Zeit seines Lebens bedürftigen Witwen und Waisen ehemaliger Wachtmeister und Zahlmeister des Regiments namhafte Unterstützungen gewährt. Er hat eine stille Wohltätigkeit von großer Ausdehnung geübt. Die Unterbringung seiner alten Unteroffiziere in Zivilstellen hat er sich später in rührender Weise angelegen sein lassen.

Digitized by Google

Wenn ihm hierbei einerseits seine weit verbreiteten Beziehungen und seine hohe Stellung zu Hilfe kamen, so hat er doch anderseits weder Zeit noch Mühe gescheut, diesen Leuten die Wege zu ebnen.

Es war keine Übertreibung, wenn Graf Schlieffen seine Regimentskommandeur-Zeit als „die glücklichste seines Lebens" gepriesen hat. Die reichste innere Befriedigung hat er während seiner Dienstzeit jedenfalls bei seinen Ulanen gefunden. Er hat ihnen Treue bis zuletzt gehalten. Noch am 20. Dezember 1912, zwei Wochen vor seinem Tode, weilte er zur Weihnachtsfeier inmitten des Offizierkorps. Als hier einer der alten Herren des Regiments den kameradschaftlichen Geist im Offizierkorps und die seit Jahren bestehende Gleichmäßigkeit seiner Zusammensetzung hervorhob, stimmte der Feldmarschall lebhaft bei und fügte hinzu, es sei das schönste Kompliment, das man dem Regiment machen könne.

Was Graf Schlieffen einst an der Spitze des 1. Garde-Ulanen-Regiments geleistet, hat Kaiser Wilhelm I. in der Kabinettsorder, die ihn von dieser Stelle abrief, zum Ausdruck gebracht. Sie lautet:

„Ich ernenne Sie hierdurch, unter Zurückversetzung in den Generalstab der Armee, zum Abteilungschef im Großen Generalstabe und verleihe Ihnen zugleich, in Anerkennung Ihrer hervortretenden Leistungen in Ihrer bisherigen Stellung, den Rang als Brigade-Kommandeur sowie den anbei erfolgenden Königlichen Kronenorden zweiter Klasse.

Berlin, den 25. März 1884.

(gez.) Wilhelm.

Graf Schlieffen trat, sonach mit einer Auszeichnung bedacht, wie sie kaum sonst einem Regimentskommandeur beim Scheiden von seiner Truppe wird, in den Generalstab zurück.

Chef des Generalstabes der Armee.

Graf Schlieffen hat — seit dem 4. Dezember 1886 als Generalmajor, seit dem 4. Dezember 1888 als Generalleutnant — bis zu seiner am 7. Februar 1891 erfolgten Ernennung zum Chef des Generalstabes der Armee, im Großen Generalstabe zuerst als Chef der 3., später der 2. Abteilung, dann als Oberquartiermeister gewirkt. Mit seinem Vorgänger in der Stellung des Chefs des Generalstabes der Armee, dem General der Kavallerie Grafen Waldersee, verbanden ihn langjährige Beziehungen. Vor dem Kriege 1870, während des Kommandos des Grafen Schlieffen nach Paris, war Graf Waldersee dort Militär-Attaché gewesen. Beide hatten sie gleichzeitig dem Generalkommando in Hannover angehört. Im Loire-Feldzug wirkten sie zusammen, als Graf Waldersee zeitweise Generalstabschef beim Großherzog von Mecklenburg war. Während er an der Spitze des Generalstabes stand, fand Graf Waldersee in seinem späteren Nachfolger einen von ihm besonders hochgeschätzten Berater und trefflichen Ge-

Digitized by Google

hilfen. Die Anwartschaft des Grafen Schlieffen auf die Stellung des Chefs des Generalstabes der Armee war jedoch schon älteren Ursprungs. Bereits Feldmarschall Graf Moltke hat ihn als geeignet, entweder für diese Stellung oder für die des Chefs des Militärkabinetts, bezeichnet. Er war längst als eine Persönlichkeit bekannt, die für die verantwortungsreichsten Stellungen in Frage kam.

Graf Schlieffen hat sein hohes Amt angetreten mit dem festen Entschluß, es im Sinne Moltkes zu verwalten. Der Pietät, die er für den großen Chef des Generalstabes Kaiser Wilhelms I. hegte, trug er schon äußerlich dadurch Rechnung, daß er in seiner Dienstwohnung die Möbel fast durchweg an denselben Plätzen ließ, an denen sie zu Moltkes Zeit gestanden hatten. Moltkes Schreibstuhl blieb unbenutzt, sein Schreibtisch diente höchstens gelegentlich dazu, eine Karte auszubreiten.

In organisatorischer Hinsicht hat das wachsende Arbeitsgebiet des Großen Generalstabes freilich dahin geführt, daß die zu Moltkes Zeit bestehenden Einrichtungen einer teilweisen Abänderung unterworfen werden mußten. Schon Graf Waldersee hatte hiermit begonnen. Als Graf Schlieffen an die Spitze des Generalstabes trat, zählte der Große Generalstab elf Abteilungen, darunter die drei der Landesaufnahme. Die Zahl der Abteilungen ist unter ihm nach und nach auf 16 herangewachsen, wobei die drei der Landesaufnahme bestehen blieben. Zu den drei Oberquartiermeisterstellen, die Graf Waldersee geschaffen hatte, trat eine vierte, darunter der Chef der Landesaufnahme, der seit 1894 ebenfalls diesen Titel führt. Eine fünfte Stelle ist noch vom Grafen Schlieffen beantragt, aber erst 1908 bewilligt worden. Die Zahl der die Uniform des Generalstabes tragenden Offiziere im Großen Generalstabe ist unter Graf Schlieffen von 50 auf 162 gestiegen unter Aufhebung des früheren Nebenetats des Großen Generalstabes, der im Jahre 1898 mit dem Hauptetat in der Art verschmolzen wurde, daß an die Stelle des Nebenetats eine beschränkte und nicht durch den Etat festgesetzte Zahl von zugeteilten Offizieren des Großen Generalstabes trat. Gleichfalls im Jahre 1898 traten zu diesen für besondere, vorzugsweise wissenschaftliche Zwecke zwei inaktive, zur Disposition stehende Offiziere, deren Zahl beim Ausscheiden des Grafen Schlieffen acht betrug.

Die gesteigerten Anforderungen an die Offiziere des Truppen-Generalstabes machten deren Vermehrung ebenfalls erforderlich. Vom Jahre 1898 ab wurde nach und nach bei jedem Grenz-Korps eine zweite Hauptmannsstelle des Generalstabes geschaffen. Jetzt besitzen zehn Armeekorps etatsmäßig deren zwei. Die große Zahl von Stellen, die im Mobilmachungsfalle mit Generalstabsoffizieren zu besetzen sind, veranlaßten den Grafen Schlieffen ganz besonders, auf diese Vermehrungen zu bringen. Auch die im Jahre 1900 begonnene und bis zum Jahre 1902 durchgeführte Schaffung von neun etatsmäßigen Lehrerstellen an der Kriegsakademie, wenn sie auch im wesentlichen den Zwecken dieser Anstalt diente, lieferte für den Kriegsfall eine vermehrte Anzahl von Generalstabsoffizieren. Die Zahl der zum Großen General-

Digitized by Google

stabe kommandierten Oberleutnants ist unter Graf Schlieffen um 42 erhöht worden. Die Beamtenschaft wuchs unter ihm beim eigentlichen Großen Generalstabe von 53 auf 69, bei der Landesaufnahme von 252 auf 302 an.

Drückt sich in diesen Zahlen schon rein äußerlich der große Umfang der dem Chef des Generalstabes der Armee zufallenden Dienstgeschäfte aus, so ist in Betracht zu ziehen, daß die Wirksamkeit und Weiterbildung des Truppen-Generalstabes ihm gleichfalls zufällt. Die auf ihm lastende vielseitige Arbeit kann man aber erst dann richtig würdigen, wenn man bedenkt, daß im Generalstabe eine weit höhere Zentralisation obwaltet und auch der Einheit halber erforderlich ist, als sie bei anderen hohen Behörden, die vorzugsweise Verwaltungsgeschäfte zu versehen haben, stattfindet. Mit Ausnahme des Chefs der Landesaufnahme können die Oberquartiermeister wohl Gehilfen des Chefs sein, denen er bestimmte Arbeitsgebiete zuweist, nicht aber nach außen hin Instanzen mit teilweise selbständiger Verantwortlichkeit. Die ungeheure Arbeitskraft des Grafen Schlieffen war dieser Leistung nicht nur durchaus gewachsen, sondern er steigerte sie noch über das an sich erforderliche Maß hinaus derart, daß er jeglichem Tun der Glieder des Generalstabes sozusagen sein persönliches Gepräge gab.

Graf Schlieffen stieg in der Regel um 8⁰ Morgens zu Pferde, nicht ohne vorher bereits einige Stunden der Arbeit obgelegen zu haben. Nach dem Ritt trat eine kurze Ruhe- und Frühstückspause ein; alsdann erledigte der Chef meist eine Reihe von Angelegenheiten auf dem Bureau der Zentralabteilung und im Adjutantenzimmer, hierauf folgten bis etwa 4⁰ Nachmittags in ununterbrochener Reihe die Vorträge der Oberquartiermeister und Abteilungschefs. Nach dem Tee arbeitete Graf Schlieffen bis zum Essen um 7 Uhr allein. Nach dem Essen nahm die Arbeit, oft mit einem der Adjutanten, ihren Fortgang und erstreckte sich mit kurzer Tee-Pause gewöhnlich bis gegen Mitternacht. Dann las der Graf noch ein bis zwei Stunden seinen Töchtern vor, meist aus Klassikern oder aus einer Weltgeschichte, häufig auch aus Werken der Kriegsgeschichtlichen Abteilungen, die er auf diese Weise am besten nach Stil und Inhalt kennen lernte. Diese Tageseinteilung erlitt naturgemäß Unterbrechungen durch andere Inanspruchnahme des Chefs, vor allem durch die regelmäßigen Vorträge bei Seiner Majestät. Auch hat der Graf den Verkehr in der großen Welt nicht gemieden. Seinen gesellschaftlichen Verpflichtungen lag er mit derselben peinlichen Gewissenhaftigkeit ob wie allen sonstigen. Diese Ablenkungen von der Arbeit haben bei ihm stets nur deren Last vermehrt, nicht sie vermindert.

An seine Adjutanten stellte Graf Schlieffen sehr hohe Ansprüche. Sie haben ihnen gleichwohl stets mit jener Selbstverständlichkeit genügt, die sich aus dem Wesen und dem Vorbilde des Grafen ergab. Einer seiner Adjutanten schreibt: „Wenn er zur Zeit einer Operationsstudie — und diese waren in den letzten Jahren eigentlich die Regel — Abends das Bureau verlassen hatte, pflegten seine Adjutanten noch die

Digitized by Google

Ausarbeitungen und Einzeichnungen in die Karten fertig zu machen und auf seinen Tisch zu legen. Mochte es noch so spät geworden sein, am nächsten Morgen vor dem Reiten war alles durchgearbeitet, oft, wenn er nicht einverstanden war, alles neu geschrieben." Gehörte er doch zu den Menschen, die nicht müßig sein können. Er genügte sich selbst niemals ganz, daraus entsprang die Gewohnheit dauernd an allem zu bessern.

Nur die Fähigkeit, mit sehr wenig Schlaf auszukommen, hat es dem Grafen Schlieffen ermöglicht, eine solche an das Wunderbare grenzende Arbeitsleistung zu vollbringen, ohne daß seine Nervenkraft Schaden litt, und dabei fast 80 Jahre alt zu werden. Auch sein großes Vorbild, Moltke, hatte gesunde Nerven, aber sie äußerten sich bei ihm anders. Er suchte auch im Felde allabendlich Ableitung bei einer Partie Whist. Eine solche, die vor der Schlacht von Sedan abgebrochen war, wurde nach der Waffenstreckung der französischen Armee wieder aufgenommen. Moltke hat sogar im Kriege fast stets sieben Stunden zu schlafen gewußt.

Es lag in der Natur der Sache, daß mit Ausnahme des Bureauvorstehers und einiger Beamten der Zentralabteilung der Chef des Generalstabes hauptsächlich mit den Offizieren dienstlich zu verkehren hatte. Wie wir den Grafen Schlieffen aus seiner Regimentskommandeurzeit kennen, ist es jedoch ohne weiteres klar, daß er sich auch der Beamten in vollstem Maße annahm. „Er liebte es", schreibt ein langjähriger Beamter des Generalstabes, „persönlich mit ihnen in Verbindung zu treten. Nicht nur aus Anlaß von Beförderungen usw. nahm Seine Exzellenz persönliche Meldungen entgegen, sondern auch während der täglichen Dienstgeschäfte suchte der Chef oft das Geschäftszimmer der Zentralabteilung auf, um sich Akten oder Schriftstücke persönlich zu holen, erledigte Sachen zurückzubringen und neue Eingänge mitzunehmen. So kurz und gemessen er im dienstlichen Verkehr war, um so mehr zeigte sich bei Unglücksfällen und bei Not sein warmes Herz durch tatkräftige und schnelle Hilfe. Kaum dürfte jemand zu finden sein, der vergeblich an seine Tür geklopft hätte, niemand aber, dessen Sorgen und Schmerzen er nicht verständnisvolles und wohlwollendes Interesse entgegengebracht und wo er, soweit es möglich war, nicht helfend und fördernd eingegriffen hätte. Bei Beerdigung von Beamten, auch solchen in bescheidensten Dienststellen, legte der Graf stets persönlich einen Kranz nieder."

Er hat seiner Beamtenschaft beim Scheiden aus dem Dienst die schönen Worte gewidmet: „Ich bin stolz darauf, fünfzehn Jahre hindurch an der Spitze einer Beamtenschaft gestanden zu haben, die noch nicht berührt ist von der modernen Richtung, in der noch der alte preußische Geist herrscht, und die, wie ich oft Gelegenheit hatte mich zu überzeugen, jederzeit mit Freuden bereit war, ihr Bestes für den Königlichen Dienst einzusetzen."

Der friedensmäßige Geschäftsbetrieb im Großen Generalstabe ist während der Amtsführung des Grafen Schlieffen niemals unterbrochen worden, aber zweimal

Digitized by Google

ging daneben her ein annähernder Kriegsbetrieb, und zwar zur Zeit der chinesischen Expedition 1900/1901 und während des südwestafrikanischen Aufstandes 1903 bis 1905.

Graf Schlieffen hat niemals eine politische Betätigung erstrebt, die ihm nicht zukam, aber wo er gelegentlich um seine Ansicht befragt wurde, hat er sie nachdrücklich im Sinne entschiedenen kriegerischen Handelns geltend gemacht. Die Vorstellung von einer kühnen und folgerichtigen auswärtigen Politik, wie sie in ihm lebte, kommt zum Ausdruck in den Worten des Artikels „Bismarck"*) im Altenschen Handbuch für Heer und Flotte, wenn er dort sagt: „Die Bismarck gewordenen Anerkennungen gehörten dem Diplomaten des Blutes und des Eisens, dem Staatsmann, der die Knäuel der Politik auf dem Schlachtfelde mit dem Schwert durchhauen hat. Der Rufer im Streit, der gewaltige Recke, der mit mächtiger Stimme Deutschlands Söhne zum Kampfe gegen die Feinde der Freiheit und der Größe des Vaterlandes entflammte, war Soldat, wenn er auch der Armee nur der Form nach angehörte. In keinem anderen Kleide als in dem des Soldaten, mit der Hand auf dem Schwert, ist seine Erscheinung auf die Nachwelt übergegangen."

So hohe Sprache konnte auf die chinesische Expedition nicht Anwendung finden. Immerhin waren wir an dieser mit ansehnlichen Streitkräften beteiligt. Wenn dem Chef am Morgen die zusammengestellten Nachrichten vom ostasiatischen Kriegsschauplatze überbracht wurden, warf er oft, wie General v. Beseler sagt, die Frage auf, was zu geschehen habe; seine Gedanken gingen meist auf sehr viel weitere Ziele, als sie mit der damals von uns vertretenen Politik vereinbar waren. Graf Schlieffen hat sich im übrigen in die Führung in China in keiner Weise eingemischt, sich vielmehr darauf beschränkt, dem Höchstkommandierenden, Feldmarschall Grafen Waldersee, in der Heimat jede Unterstützung zuteil werden zu lassen, die zu leisten er imstande war.

Es waren nicht nur die oben erwähnten freundschaftlichen Beziehungen zum Grafen Waldersee, die ihn Zurückhaltung üben ließen. Diese entsprang vielmehr seiner klaren Überzeugung. Während des Aufstandes in Südwestafrika hat er, obwohl ausdrücklich mit Leitung der Operationen betraut, es gleichfalls stets vermieden, dem Oberkommandierenden auf 10 000 km Entfernung Vorschriften zu erteilen. Dafür hat er hier, wo deutsche Ehre in hohem Maße in Frage kam, allerdings das Seinige getan, um unsere auf afrikanischem Boden fechtenden Truppen nach Kräften zu unterstützen. Sein eigenstes Verdienst ist es, daß, entgegen der Ansicht anderer maßgebender Stellen in der Heimat, nach den ersten Mißerfolgen sofort ansehnliche Verstärkungen hinausgesandt wurden. Er hat dauernd der fechtenden Truppe die

*) Abgedruckt im II. Bande der Gesammelten Schriften des Grafen Schlieffen.

Digitized by Google

größte Fürsorge zugewandt, auf rechtzeitigen Nachschub gedrängt und die Auswahl tüchtiger Persönlichkeiten für die leitenden Stellen sich angelegen sein lassen. Nicht immer ist es ihm leicht gemacht worden, das Erstrebte zu erreichen, aber seine ruhige, zähe Beharrlichkeit führte doch meist zum Ziel.

Der damals für die Bearbeitung der südwestafrikanischen Angelegenheiten verantwortliche Generalstabsoffizier schreibt: „Für Südwest war er immer zu haben. Abgesehen von den regelmäßigen Vorträgen erschien er in kritischer Zeit noch abends zu vorgerückter Stunde persönlich auf dem Bureau und machte auch am Hochzeitstage seiner Tochter hiervon keine Ausnahme. Das Geringste war ihm von Bedeutung, und wenn der den Dienst versehende Offizier nicht ganz genau über die kleinen Gefechte der letzten Wochen, einschließlich der Verlustziffern, Bescheid wußte, oder wenn er Häuptlinge mit falschem Namen nannte, konnte der Chef mit seiner weiteren Fragestellung sehr unbequem werden. So präparierten wir uns immer auf dieses Examen und waren froh, wenn es glücklich überstanden war. Als Vorstand des Bureaus Südwest hatte ich jederzeit Zutritt zum Chef. Meine Vortragszeiten pendelten über den ganzen Tag, und ich bin selbst um Mitternacht von ihm empfangen worden."

Die eingegangenen Telegramme ließ er sich nach erfolgter Entzifferung stets auch bei Nacht sofort vorlegen und diktierte dann persönlich dem Bureau-Vorsteher der Zentralabteilung die hierauf abzusendenden Telegramme an Seine Majestät den Kaiser, den Reichskanzler, das Kriegsministerium und den Admiralstab. Es konnte darüber 2—3 Uhr Morgens werden. Dieses Verhalten des Grafen Schlieffen läßt darauf schließen, was er im Kriege geleistet haben würde. An ihm hätte sich in vollstem Maße bestätigt, was von Gneisenau berichtet wird, daß er zu jeder Nachtstunde, auch mitten aus dem Schlafe gerissen, stets alles habe übersehen und sofort disponieren können.

So hat denn die in Südwest vor dem Feinde stehende brave Truppe dem Chef des Generalstabes in der Heimat vieles zu danken. Er freute sich damals herzlich ihrer Taten, pries sie als glänzende Leistungen, die manche der Japaner in den Schatten stellten, von denen jetzt alle Welt so viel spräche. Jeden von Südwest heimkehrenden Offizier, der sich bei ihm meldete, lud der Graf mit einigen Herren des Generalstabes zum Frühstück und ließ sich von den Afrikanern eingehend berichten. Er trug Sorge, daß einlaufende Gefechtsberichte bald bearbeitet und veröffentlicht wurden, und stimmte freudig dem Vorschlage zu, noch während der kriegerischen Begebenheiten mit ihrer Geschichtschreibung zu beginnen und sie in den Vierteljahrsheften für Truppenführung und Heereskunde sowie später in Sonderabdrücken zur Kenntnis weiterer Kreise zu bringen. Das Verständnis für das stille Heldentum unserer Kämpfer in Südwest ist dadurch erst eigentlich im Volke geweckt worden.

Digitized by Google

Graf Schlieffen betrachtete diese Arbeit als eine Dankespflicht gegen die im Felde stehenden deutschen Truppen. Wer in diesen Monaten dienstlich mit ihm zu tun hatte, der wurde so recht inne, welch großes deutsches Herz in ihm schlug.

Zu dem ohnehin sehr ausgedehnten Geschäftsbereich des Chefs des Generalstabes der Armee gehörte bis zum Jahre 1899 auch noch die obere Leitung der Verkehrstruppen. Erst mit diesem Jahre wurden sie einer besonderen Inspektion unterstellt. Graf Schlieffen hatte bis dahin unter seinem Befehl die Eisenbahn-Brigade — seit 1893 drei Regimenter — und die 1887 aus dem bei einem von diesen zu Versuchszwecken zusammengestellten Ballon-Detachement gebildete Luftschiffer-Abteilung. Die Weiterentwicklung insbesondere dieser Truppe hat er dauernd im Auge behalten. 1892 fand sie zuerst Verwendung beim Manöver des Gardekorps, 1893 wurde sie auf 140 Mann erhöht und zwei Jahre darauf als selbständiger Truppenteil unmittelbar der Eisenbahn-Brigade unterstellt.

Seinen technischen Truppen wandte er lebhafte Fürsorge zu. Gern und häufig erschien er zu den Festlichkeiten ihrer Offizierkorps, zu den Bällen auch in Begleitung seiner Töchter. Er fand viel Gefallen an der Unterhaltung mit den wohl unterrichteten Offizieren der Verkehrstruppen, mit denen ihn keineswegs ein nur äußerliches Verhältnis verband. So lange sie ihm unterstellt waren, blieb er in vollem Sinne ihr höchster Vorgesetzter. Als solcher versäumte er nicht, sie gelegentlich auf ihre hohen Ziele hinzuweisen. Am fünfundzwanzigjährigen Stiftungsfest des I. Eisenbahn-Bataillons streifte er diese mit den Worten: „Es werden jedenfalls an die Eisenbahntruppen im Kriege Aufgaben herantreten, welche mehr als gewöhnliche Ansprüche erheben an die Intelligenz, die Entschlußfähigkeit, die Ausbildung und Entsagung von Offizieren und Mannschaften. Soll sie dem genügen, so muß die modernste Waffe etwas von dem Stempel ihrer Zeit tragen, in welcher sie geboren, derjenigen des rastlosen Vorwärtsstrebens." Der frühere Kommandeur der Luftschiffer-Abteilung, Generalmajor Klußmann, schreibt: „Er liebte die Truppen, die seine waren, als ob er stolz darauf wäre, daß er überhaupt Truppen unter sich hatte. Insbesondere uns Luftschiffern war er ein väterlicher Freund und wurde von uns geliebt, nicht gefürchtet. Sein klares Wesen, seine ruhige, überlegte Sprache, die immer das Ergebnis seines scharfen Denkens war, hatte es uns angetan. Der sonst so Schweigsame fragte sehr viel. Seine Fragen gingen aber stets auf ein bestimmtes Ziel hinaus. Er hörte nicht eher auf zu fragen, als bis er das bei sich verarbeitet hatte, was er wissen wollte. Gern und oft kam er zu unseren Geländeübungen herausgeritten."

Die Lebhaftigkeit, mit der sein stets reger Geist sich allen neuen Erscheinungen zuwandte, erklärt dieses Interesse des Grafen am Luftschifferwesen. Die Wichtigkeit, die er diesem schon damals beilegte, prägte sich auch darin aus, daß er 1893 an die Spitze der Luftschiffer-Abteilung einen Generalstabsoffizier, den damaligen Major,

Digitized by Google

späteren Vorsitzenden des Deutschen Luftschiffer-Verbandes Generalleutnant v. Nieber, berief. Das Ergebnis der Tätigkeit dieses Förderers der Luftschiffertruppe faßte bei dessen Ausscheiden 1897 der Chef des Generalstabes dahin zusammen, daß er aus einem Spielzeug eine Kriegstruppe gemacht habe. Der großartigen Erfindung des Grafen Zeppelin brachte Graf Schlieffen später volles Verständnis entgegen und hat sie nach Kräften gefördert, was ihm der geniale Erfinder durch aufrichtige Freundschaft vergalt. Er fehlte nicht beim Begräbnis des Feldmarschalls.

Außerhalb des Generalstabes unterstand dem Grafen Schlieffen ferner noch die Kriegsakademie. Der Förderung, die er dieser durch Einführung etatsmäßiger Lehrerstellen angedeihen ließ, ist bereits gedacht worden. Ohne in den Dienstbetrieb der höchsten militärischen Bildungsanstalt einzugreifen, hat er ihr dauernd sein Interesse zugewandt und auf ihren Studiengang sowie auf die Auswahl der Lehrer entscheidenden Einfluß geübt. Von dem Fortgange der Studien überzeugte er sich alljährlich durch gelegentliche Hörsaalbesuche. Da die Arbeit des späteren Generalstabsoffiziers und höheren Truppenführers sich nicht auf das Zimmer beschränken darf, betonte Graf Schlieffen nachdrücklich, daß den Besuchern der Kriegsakademie eine gute Reitausbildung zuteil werden müsse. Damit gab er die erste Anregung zu der 1907 ins Leben gerufenen Reitanstalt der Akademie, die in ganz anderer Weise, als es bis dahin möglich war, die Ausbildung im Gelände fördert.

Bei dem fortgesetzt steigenden Zudrang zur Aufnahme-Prüfung und dem dadurch erschwerten Eintritt in die Kriegsakademie stellte der Graf die Forderung, daß den Regimentskommandeuren eine strengere Auswahl der zu dem Kommando einzugebenden Offiziere zur Pflicht zu machen sei. „Im übrigen" führte er 1899 in einer längeren, eigenhändig niedergeschriebenen Denkschrift aus, „könnten die meisten Offiziere bei ernstlichem Willen hingelangen. . . . Abgesehen von der geistigen Ausbildung, welche die Offiziere in dieser Weise gewinnen, wird durch die hartnäckige Arbeit auch ihr Charakter eine durchaus heilsame Stärkung erfahren." So stellt er bereits für den angehenden Kriegsakademiker Fleiß und Charakter als die Grundbedingungen hin für eine spätere Verwendung in verantwortungsvollen Stellen.

Sehr bezeichnend sagt einer seiner treuesten Gehilfen: „Er, der wie wenige andere den Wert der Arbeit kannte, der selbst die höchsten Ansprüche an seine eigene Arbeitsleistung stellte, er schätzte die Arbeitsleistung anderer wohl gebührend ein, aber er stand zu hoch über der Sache, um in der Arbeit den Maßstab für die Beurteilung zu sehen. Er suchte Persönlichkeiten, Charaktere und traf in der Auswahl meist die Richtigen. Wenn er in seinem kleinen Arbeitszimmer Offiziere empfing, saß er tief in seinem Stuhl im Schatten und las in dem dem Lichte zugewandten Gesichte des Besuchers. Manchen hat er fast zur Verzweiflung gebracht, indem er sich vortragen ließ, ohne auch nur durch ein Wort seine Ansicht zu verraten."

Digitized by Google

Obwohl ihm seine große Kurzsichtigkeit oft störend war, und er sich stets eines Einglases bedienen mußte, besaß Graf Schlieffen doch eine große Personenkenntnis, die nicht nur äußerlich blieb, sondern sich häufig in überraschender Weise auf das Innere der Menschen erstreckte. Sein vortreffliches Gedächtnis kam ihm hierbei zu Hilfe.

Das Beispiel eines Mannes von der Art des Grafen Schlieffen mußte auf die Durchbildung des Generalstabes von großer und bleibender Wirkung sein. Er hat denn auch in hohem Maße Schule gemacht.

Schon in rein körperlicher Hinsicht wirkte sein Vorbild ein. So beschämte er uns jüngere, wenn er auf Generalstabsreisen kilometerlange Strecken sein Pferd bergab führte. Noch im hohen Alter saß er mit seiner schlanken Gestalt auf seinen vortrefflichen Pferden wie ein Jüngling. Große Ritte legte er ohne jede Spur von Ermüdung zurück. Es war, als ob dieser sehnige Körper völlig vom Geiste beherrscht würde. Noch auf der letzten von ihm geleiteten Generalstabsreise spielte er gleichzeitig drei Kriegslagen, jede in größtem Rahmen gehalten, durch. Der Vorbereitung auf die Schlußbesprechungen von Generalstabsreisen und Kriegsspielen widmete er meist eine ganze Nacht. „Diesen Schlußbesprechungen zuzuhören", schreibt einer seiner früheren Oberquartiermeister, der jetzige General der Infanterie z. D. von Beseler, „war nicht nur eine große Bereicherung militärischen Wissens, sondern geradezu ein ästhetischer Genuß; die Logik, Schärfe und Klarheit seiner Entwicklungen erinnerten an Moltkesche Kritiken, und meist waren seine Betrachtungen absolut überzeugend. In der Kritik war er oft scharf, ja er konnte absprechend urteilen und verschmähte dabei nicht die Waffen des Sarkasmus, ja gelegentlich selbst eines feinen Spottes. Sein Urteil über die Leistungen der Führer und ihrer Unterführer war streng und er ließ seine Ansichten darüber nicht durch das ihm sonst für seine Untergebenen in hohem Maße innewohnende persönliche Wohlwollen beeinflussen."

Wer sich dieses persönlichen Wohlwollens bewußt blieb, wer sich vorhielt, daß der Chef sich in seinem Urteil lediglich durch sachliche Gründe beeinflussen ließ, fühlte sich denn auch durch seine Kritik nicht eigentlich verletzt, erkannte vielmehr dankbar an, daß er vielfache Anregung erfahren hatte und vor ihm eine Reihe großer Gedanken entwickelt worden war.

Wie allen hochbegabten Menschen von ausgeprägter Verstandesschärfe ist auch dem Grafen Schlieffen eine gewisse Vereinsamung nicht erspart geblieben. Nicht jeder erfaßte seine Eigenart, nicht überall fand er sofort verständnisvolles Eingehen auf seine Absichten. Seine gewohnheitsmäßige Zurückhaltung wurde bei zunehmendem Alter noch größer. Nur wenige ließ er an seinem Denken und Arbeiten teilnehmen. Sein Herz erschloß er nur den Wenigsten Diese aber konnten dann ganz ermessen, wieviel reine Herzensgüte in dem hochbedeutenden Manne wohnte. Auf solche, die ihn nicht näher kannten, wirkte dagegen seine Natur in vielen Fällen erkältend, und seine

Digitized by Google

vollendet weltmännische Höflichkeit trug dann nur noch dazu bei, etwa vorhandene Gegensätze zu vermehren. Von einer gewissen Menschenverachtung, die früher oder später jeden Hochgestellten überkommt, hat auch Graf Schlieffen sich nicht freihalten können, doch hat sie sich bei ihm nicht in Ungerechtigkeit geäußert. Davor bewahrte ihn seine vornehme Denkungsart. Freilich hat er gerade deshalb niemals dienstliche und außerdienstliche Taktlosigkeiten verziehen. Unerträglich war ihm jede, auch nur die geringste Unfreundlichkeit gegen Damen. Wie weit er selbst in der Höflichkeit gegen das andere Geschlecht ging, mögen zwei Vorfälle erläutern.

Die Frau eines erkrankten Offiziers hatte den Chef zu sprechen gewünscht. Da dieser gerade behindert war, hatte der Adjutant sie gebeten, am anderen Tage zu einer bestimmten Zeit wiederzukommen. Als der Graf davon erfuhr, äußerte er, das sei aber eigentlich recht unhöflich. Noch an demselben Nachmittage setzte er sich die Czapka auf und fragte bei der Dame selbst nach ihrem Begehr.

Nach einem anstrengenden Tage fuhr er, wie meist der Zeitersparnis halber, durch die Nacht nach Berlin zurück. Kaum war er in seinem bestellten Abteil I. Klasse eingerichtet, als eine Dame mit zahlreichem Handgepäck hereinstürmte. Der begleitende Adjutant legt sich vor und bedeutet sie, dies sei ein bestelltes Abteil. Graf Schlieffen dagegen erhebt sich mit den Worten: „Erlauben Sie mal", hilft der Dame ihr Handgepäck ordnen und sucht anderswo Platz.

Vollends in Dingen, die auch nur entfernt an Pflichtversäumnis streiften, blieb er unerbittlich. Dafür vertraute er aber auch, wo er hierzu Grund fand, rückhaltslos und konnte dann für seine Untergebenen von einer wahrhaft väterlichen Güte, ja Nachsicht sein, die auch bei etwaigen Meinungsverschiedenheiten stets die gleiche blieb. Er schätzte beim Untergebenen eine eigene Meinung und trat ihr willig, wenn auch oft erst nach längerem Nachdenken bei, wenn sie ihm gut begründet schien. Seine durchdringende Verstandesschärfe ließ ihn überall die Stärke und Schwäche von Gründen und Gegengründen erkennen. Eigensinn war ihm fremd.

Darum blieb er von Einseitigkeit im strengen Sinne, wo es sich um praktische Ziele des Lebens handelte, verschont. Davor schützte ihn schon seine ausgesprochene geistige Regsamkeit, die auf einer umfassenden Bildung bei ausgesprochenem Schönheits- und Kunstsinn fußte. „Sein reicher Geist", schreibt der erwähnte Gehilfe, „wußte genau, daß einseitige Wissenschaft tot ist, daß nur der befruchtend arbeiten und seinem Volke nutzen kann, dem das ganze große politische und soziale Getriebe nicht fremd ist. Mit großem Interesse und offenem Auge verfolgte er daher alle Vorgänge des öffentlichen Lebens."

Wenn es seinem Amte entsprach, daß er mit besonderer Vorliebe großen operativen Gedanken nachhing, so hat er doch darüber die eigentliche Kampfstaktik nicht vernachlässigt. Es war erstaunlich, welches Verständnis dieser Stratege und Kavallerist den kleinen Fragen der Infanterietaktik entgegenbrachte. Seine ins Große gehende Phantasie

Digitized by Google

hinderte nicht, daß er sofort im Bilde war, wenn ihm gelegentlich im Rahmen einer größeren Operationsstudie infanteristische Entwicklungen geschildert wurden. In Bekleidungsfragen nahm er einen durchaus fortgeschrittenen Standpunkt ein. Auf die Einführung der feldgrauen Uniformen hat er nachdrücklich hingewirkt.

Diese Vielseitigkeit hat den Grafen Schlieffen auch befähigt, die Erscheinungen der neuesten Kriege unbefangen zu würdigen. Er hat aus ihnen nicht, wie mancher andere, sofort extreme Folgerungen gezogen. Er teilte, wie schon erwähnt, nicht die Überschätzung der Leistungen der Japaner im Mandschurischen Kriege, die sich seinerzeit vielfach bei uns breit machte, verwahrte sich vor allem dagegen, daß man ihre Führung als genial bezeichnete. Er riet, sich auch weiterhin nach Friedrich dem Großen, Napoleon und Moltke, als den besseren Vorbildern, zu richten. In die so vielfach während des Burenkrieges gehörten Verdammungsurteile über die englische Führung stimmte er nicht unbedingt ein. Die von den Engländern nach ihren anfänglichen Mißerfolgen gezeigte Energie, wie sie vor allem in der Aufstellung und Überführung ansehnlicher Massen nach Südafrika zutage trat, fand vielmehr seine volle Anerkennnng.

General der Infanterie von Beseler schreibt: „Die Verdienste des Grafen Schlieffen um die Verbreitung wahren Verständnisses für die Kenntnis des großen Krieges und die Leitung moderner Operationen sind unvergänglich und unermeßlich; sein Ziel blieb immer der Sieg, und zwar so schnell und so entscheidend wie immer möglich.“ Dieser Wille zum Siege, der ihn wie jeden echten Kriegsmann leidenschaftlich beseelte, führte ihn naturgemäß dahin, der ersten Waffenentscheidung das Hauptgewicht beizulegen. Für diese galt es ihm so stark als möglich zu sein und alle verfügbaren Kräfte einzusetzen. Der Unterschied zwischen den heute im großen Kriege zur Verwendung gelangenden Heeresmassen und den von Moltke bewegten ist größer als der Unterschied zwischen diesen und den Heeresstärken, mit denen Napoleon zu rechnen hatte. Hieraus folgerte Graf Schlieffen die Notwendigkeit, nicht nur sich mit den heutigen Massen abzufinden, sondern die heutige Heer- und Truppenführung mit der Kunst der Versammlung, Führung, Versorgung und Verwendung dieser Massen in der Schlacht völlig vertraut zu machen. Nachdrücklich hat er darauf hingewirkt, daß auch bei Korps- und Verwaltungs-Generalstabsreisen dem Rechnung getragen wurde. Diese Weiterbildung Moltkescher Kriegsweise ist sein eigenstes Verdienst. Es ist ein solches von unermeßlicher Tragweite für die Armee.

In seiner Studie über die Operation von 1806 sagt der Feldmarschall: „Ebenso wie es heute viele verständige Leute gibt, welche in den Millionenheeren eine Verirrung der Kriegskunst erblicken, gab es vor hundert Jahren nicht weniger verständige Leute, welche die Hunderttausendheere mit äußerstem Mißtrauen betrachteten.“ Dieses Mißtrauen auch der „verständigen Leute“ hat Graf Schlieffen zu beseitigen unternommen, mit zäher Energie, in unermüdlicher lehrender Tätigkeit in

Digitized by Google

operativen Kriegsspielen und auf Generalstabsreisen, in dauerndem Bemühen auf dem Gebiete der Kriegsvorbereitung.

Um sein Ziel zu erreichen, hielt er es für notwendig, daß sich schon jüngere Leute mit der Lösung großer operativer Fragen befaßten. Er ist bei Stellung der Aufgaben für die zum Generalstabe kommandierten Oberleutnants hierin gelegentlich zu weit gegangen, aber unzweifelhaft ist sein Grundgedanke richtig. Wer sich nicht von langer Hand her auf die Heerführung vorbereitet hat, der wird ihr, wenn er im reiferen Alter dazu berufen wird, sei es als Führer, sei es als Gehilfe, nicht gewachsen sein.

Dem Zuge der heutigen Zeit, die überall das Große und Massenhafte hervortreten läßt, mußten auch die Festungen folgen. Graf Schlieffen war von der Notwendigkeit durchdrungen, die Kenntnis von der Bedeutung der Festungen zu verbreiten, das Studium des Festungskrieges zu vertiefen und es der heutigen Waffenwirkung anzupassen. Maß er sonach einerseits den Festungen vollauf die Bedeutung bei, die ihnen zukommt, so beherrschte ihn anderseits durchaus der Napoleonische Grundsatz: „Wie die Kanonen, so sind auch die Festungen nur Waffen, die ihren Zweck nicht allein erfüllen können. Sie müssen richtig angewendet und gehandhabt werden.“ Gleich Napoleon bemaß er den Wert einer Festung nur nach ihrer operativen Bedeutung, vor der die Rücksichten der örtlichen Verteidigung zurückzutreten hatten. Die Festungen galten ihm nur als Sperr- oder Manövrierplätze. In diesem Sinne hat er sie für die Landesverteidigung nutzbar zu machen gesucht.

Einen weiteren wichtigen Faktor der Landesverteidigung hat er dauernd im Auge behalten: den Ausbau unseres Eisenbahnnetzes. Er hat ihn nachdrücklich und mit voller Einsetzung seiner Autorität betrieben.

Hohes Verdienst hat sich ferner Graf Schlieffen um die Entwicklung unserer Artillerie erworben. Bei Einführung des Rohrrücklaufgeschützes, wie schon des vorhergehenden Geschützes der Feldartillerie ist seine Stimme mit entscheidend geworden. General der Artillerie v. Deines, der langjährige Berater des Grafen Schlieffen in allen artilleristischen Fragen und in solchen des Festungskrieges, schreibt:*) „Die Einführung der leichten Haubitze für die Feldartillerie ist dem Betreiben des Grafen Schlieffen allein zu danken . . . . . . Wie sehr ihn die Sache beschäftigte, mag daraus hervorgehen, daß er nach mehrfach vorausgegangenen Erörterungen einen Ostermorgen dazu benutzte, um die Fragen zu stellen: Kann die Feldartillerie allein mit Sicherheit auch gegen befestigte Feldstellungen alles leisten, was gefordert werden muß? Die Antwort konnte nur nein lauten, und ferner: Können wir erwarten, daß die schwere Artillerie überall da rechtzeitig zur Stelle ist, wo die Unterstützung der Feldartillerie durch Steilfeuer nötig wird? Die Frage war

*) Nr. 11 des „Tag“, Illustrierter Teil, 14. 1. 1913.

Digitized by Google

unter den damaligen Verhältnissen ebenfalls glatt zu verneinen. Als Folgerung ergab sich der noch an demselben Tage verfaßte Antrag auf Einführung einer leichten Feldhaubitze. Mit wenig Freude wurde sie zunächst innerhalb und außerhalb ihrer Waffe begrüßt; ich glaube aber, es wird heute nicht viele Artilleristen mehr geben, die dieses vortreffliche Geschütz, namentlich seitdem es ebenfalls Rohrrücklauf erhalten hat, wieder missen möchten.

Weit schwerer als alles dies ist es indes dem Grafen Schlieffen geworden, die Einführung der schweren Artillerie des Feldheeres, so wie sie heute besteht, durchzusetzen. Ihre Anfänge gehen auf die Zeit zurück, in der Graf Waldersee Chef des Generalstabes der Armee war, und mit Recht hat es der Generalinspekteur der Fußartillerie in einem Glückwunschtelegramm zum Jubiläum des Grafen hervorgehoben, daß die Fußartillerie ihm den ersten kräftigen Anstoß zu ihrer Neuentwicklung verdanke. Auch der Kaiser, der schon 1887 als Regimentskommandeur zu einer von ihm geleiteten Truppenübung mehrere Batterien der Festung Spandau bespannt herangezogen hatte, brachte der schweren Artillerie großes Interesse entgegen und hat später oft seiner Befriedigung darüber Ausdruck gegeben, daß er als einer der ersten ihren Wert richtig eingeschätzt und sie gefördert habe.

Indes hatte es sich vorläufig im wesentlichen nur um die Erreichung größerer Beweglichkeit bei den damals für den Angriff auf Sperrforts bestimmten kleinen Artilleriebelagerungstrains und um die Möglichkeit gehandelt, einzelne ihrer Batterien bespannt auch für andere gelegentliche Aufgaben zu verwenden. Die Widerstände wuchsen, als Graf Schlieffen forderte, die Fußartillerie, soweit sie überhaupt verfügbar gemacht werden konnte, außer zum Angriff auf Sperrforts, auch für jeden anderen Gebrauch im Felde bereitzustellen, und der Widerstand fand sich überall.

Im Kriegsministerium standen den neuen Forderungen zunächst die Artilleriressorts ablehnend gegenüber. Bezeichnend für die damaligen Auffassungen ist eine Randbemerkung, die sich mit dreifachen Frage- und Ausrufungszeichen in einer vom Generalstab verfaßten Denkschrift, als sie vom Kriegsministerium zurückkam, noch vorfand. Sie stammte von der Hand eines später sehr verdienten Offiziers und lautete: „Der Chef des Generalstabes der Armee will wohl eine Fußartillerie zur Feldtruppe machen?“ Darunter hatte, ebenfalls am Rande, Graf Schlieffen einfach und klar zugesetzt: „Allerdings“. Zur Erläuterung ist hinzuzufügen, daß die Fußartillerie damals noch nicht zu den eigentlichen Feldtruppen, sondern zum Besatzungsheer oder zu den sonstigen Formationen gezählt wurde. Bei der Forderung eines neuen geeigneten Geschützes aus Stahl für die schwere Artillerie war in einer ferneren Randbemerkung sogar noch auf die Bronze verwiesen worden.

Das Kriegsministerium als solches kam den Wünschen des Grafen Schlieffen trotzdem in sehr wesentlichen Punkten entgegen, und besonders muß hier noch erwähnt werden, daß die Artillerieprüfungskommission, nachdem sie vom Kriegsministerium

Digitized by Google

den Auftrag zur Herstellung des geforderten Geschützes erhalten hatte, mit klarer Einsicht in die Sache und in außerordentlich kurzer Zeit eine Stahlhaubitze für die schwere Artillerie des Feldheeres in Vorschlag bringen konnte, die jahrelang als das Muster eines derartigen Geschützes betrachtet werden durfte.

Auch die Feldartillerie sah anfangs sauer zu, als die Fußartillerie, die bisherige arme Verwandte, sich anschicken wollte, nun ebenfalls an gedeckter Tafel Platz zu nehmen. Ihr war ein gewisser Mißmut allerdings am wenigsten zu verdenken, denn die immer wiederholte Beweisführung: Die Feldartillerie kann ihre Aufgaben nicht mehr allein erfüllen, sie bedarf mithin der Unterstützung durch die schwere Artillerie, war wohl geeignet, verdrießlich zu stimmen.

Die Offiziere des Ingenieurkorps standen der Frage zum kleinen Teil freundlicher, im großen ganzen kühl, aber zum Teil auch schroff ablehnend gegenüber. Selbst ein leichter Spott fehlte hier nicht ganz über den Kollegen, der als „reitender Belagerungsartillerist" aus der Hürde auszubrechen drohte, die ihm die damaligen Theorien des Festungskriegs weislich errichtet hatten.

Am schlimmsten war indes der Widerstand in der Fußartillerie selbst, die vorerst den frischen Zug nicht erkannte, der sie vorwärtsbringen sollte, und in der großen Mehrzahl ihrer älteren Offiziere zweifelnd oder grollend beiseite stand. Oft hat Graf Schlieffen seine Verwunderung darüber ausgesprochen, auf diese Gegnerschaft gerade in der Fußartillerie selbst zu stoßen.

Ihrem völligen Scheitern standen die Bestrebungen des Chefs des Generalstabes der Armee wohl am nächsten, als er äußerte: „Ich weiß nicht, ob wir uns gegenüber diesem allgemeinen Widerstand auf dem richtigen Wege befinden." Eine Erwiderung, daß eben weiter nichts nötig sei als der eiserne Wille, das durchzusetzen, was man als richtig erkannt habe, traf aber doch wohl mit der Auffassung des Grafen Schlieffen selbst zusammen.

Der Kampf ging fort, und die Widerstände wurden einer nach dem anderen überwunden, in der Fußartillerie selbst namentlich unter dem General v. der Planitz als Generalinspekteur, dessen unermüdlich werbender Tätigkeit es auch gelang, das Interesse der Generalkommandos und der übrigen Truppen für die schwere Artillerie weiter zu entwickeln.

Niemand wird die neue Waffe heute mehr entbehren wollen. Manche der oben erzählten Vorgänge sind kaum noch bekannt und einzelne vielleicht mit mehr oder weniger Befriedigung vergessen worden. Ich weiß auch, daß der Graf Schlieffen stets den Standpunkt des Faustschen Verses geteilt hat: »Die Tat ist alles, nichts der Ruhm«, aber mich hat's doch gefreut, daß ich seine Verdienste um die Artillerie hier klar legen konnte.

Darum auch ist hier der auf diesem Gebiete berufensten Feder der Vorrang gelassen worden.

Digitized by Google

Es war nur natürlich, daß bei den stets unmittelbar auf den Krieg gerichteten Bestrebungen des Feldmarschalls, der gewohnt war, immer mit den größten Verhältnissen zu rechnen, die Friedensmanöver seinem Gedankenkreise sich nicht recht einpaßten. Wohl bemühte er sich auch hier, in der Anlage den Verhältnissen des heutigen großen Krieges möglichst nahe zu kommen, aber in der eigentlichen Manöverleitung sah er sich immer wieder durch Friedensverhältnisse eingeengt. Können doch selbst die Kaisermanöver höchstens einen Ausschnitt aus einer größeren Kriegshandlung heutiger Massen darstellen. Gleichwohl waren die auf dem Manöverfelde tätigen Truppenmengen so groß, daß sie der Leitung von einer Stelle Schwierigkeiten entgegensetzten. Graf Schlieffen verfügte noch nicht über den Apparat, der in Gestalt der seitdem sehr vervollkommneten Nachrichtenmittel jetzt der Manöverleitung zur Verfügung steht.

Für ihn bestand außerdem kein Zweifel, daß die auf dem Manöverfelde und auf Truppenübungsplätzen gewonnenen Erfahrungen mancherlei Täuschung bergen, daß sie bei länger andauerndem Frieden stets gegen diejenigen der Kriegsgeschichte abgewogen werden müssen. Nicht ohne Absicht hat er bei Gelegenheit der Jahrhundertfeier der Kriegsakademie am 15. Oktober 1910 die Worte gesprochen: „Vor jedem, der Feldherr werden will, liegt ein Buch, »Kriegsgeschichte« betitelt, das mit dem Zweikampfe zwischen Kain und Abel anhebt und mit dem Sturm auf die Lissaboner Klöster noch lange nicht abgeschlossen ist. Die Lektüre ist, ich muß es zugeben, nicht immer pikant. Durch eine Masse wenig schmackhafter Zutaten muß man sich durcharbeiten. Aber dahinter gelangt man doch zu Tatsachen, oft zu herzerwärmenden Tatsachen, und auf dem Grunde findet sich die Erkenntnis, wie alles gekommen ist, wie es kommen mußte und wie es wieder kommen wird. . . . . Wir müssen in die Vergangenheit hinabsteigen und die Erfahrungen, die uns die Gegenwart versagt, bei dem suchen, was vor kürzerer oder längerer Zeit geschehen ist.“ Es ist nichts anderes, das hier Graf Schlieffen anrät, als was Napoleon in die Worte zusammenfaßt: „Führt den Krieg angriffsweise wie Alexander, Hannibal, Cäsar, Gustav Adolf, Turenne, Prinz Eugen und Friedrich. Leset die Geschichte ihrer 83 Feldzüge, leset sie nochmals, ahmt ihnen nach, es ist der einzige Weg, ein großer Feldherr zu werden und die Geheimnisse der Kriegskunst zu ergründen.“*)

Graf Schlieffen ist allezeit ein Vorkämpfer militärischen Studiums gewesen. Es kam das so recht zum Ausdruck, als ihm ein Entwurf vorgelegt wurde, der für eine von ihm erbetene Vorrede zur Neu-Auflage des berühmten Werkes „Vom Kriege“ von Clausewitz als Grundlage dienen sollte. Er äußerte bei dieser Gelegenheit, daß man sich doch noch mit mehr Wärme über Clausewitz ausdrücken müsse. Wir hätten ihm unendlich viel zu verdanken. Nicht nur Moltke habe sich an ihm gebildet, sondern

*) Corr. XXXI. S. 347.

Digitized by Google

alle Generale, die 1866 und 1870/71 als Führer besonders hervorgetreten seien. Als der Feldmarschall nach seiner Verabschiedung Zeit für eingehende kriegsgeschichtliche Studien fand, bedauerte er lebhaft, daß diese Zeit ihm nicht, bevor er Chef des Generalstabes wurde, in solchem Maße zur Verfügung gestanden habe, er lerne täglich überraschend viel Neues aus der Kriegsgeschichte. Dennoch besaß er schon vorher in ihr bedeutende Kenntnisse. Das ergab sich aus der Art, wie er gelegentlich nach Einzelheiten auf diesem Gebiet fragte; sie ließ erkennen, daß ihm vermöge seiner wunderbaren Gedächtniskraft die Ereignisse der Vergangenheit in großen Zügen und in ihrer Wirkung durchaus geläufig waren. Den Arbeiten der beiden Kriegsgeschichtlichen Abteilungen des Großen Generalstabes wandte er lebhaftes Interesse zu. Auf die Geschichte des Siebenjährigen Krieges legte er großen Wert. Er hat in seinen späteren Schriften bewiesen, daß auch aus den Kriegen einer mehr zurückliegenden Zeit sich unvergängliche Lehren schöpfen lassen. Die ihm vor der endgültigen Drucklegung unterbreiteten Veröffentlichungen des Generalstabes las er sorgfältig durch und knüpfte bei Erteilung der Genehmigung zum Druck daran häufig lehrreiche Bemerkungen. Dadurch hat er, insbesondere für die Geschichtschreibung der neueren und neuesten Kriege viele wertvolle Anregungen gegeben.

Dem Bestreben, das dem Generalstabe zufließende reichhaltige Material einem weiteren Leserkreise innerhalb der Armee zugänglich zu machen, sind schließlich die Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde entsprungen. Sie sollten Anregung und Förderung auf allen Gebieten des militärischen Wissens bringen.

Auch den Arbeiten der Landesaufnahme folgte Graf Schlieffen mit regem Interesse, das sich durch Besichtigungen der Feldarbeiten sowie besonderer wissenschaftlicher Arbeiten bekundete. Seiner Initiative entsprang die Buntdruckkarte 1:200000, desgleichen die Beschaffung neuen Planmaterials für die Festungen. An den ersten Versuchen, die Photographie den Interessen der Kriegführung dienstbar zu machen, nahm er lebhaften Anteil.

Wirksame Anregungen sind von ihm ausgegangen hinsichtlich einer zweckmäßigen Benutzung der Karten zur Veranschaulichung von Truppenbewegungen. Durch die Anforderungen, die er auf dem Gebiete der graphischen Darstellung von Heeresbewegungen stellte, hat er die Fähigkeit der Generalstabsoffiziere nach dieser Richtung wesentlich gesteigert. Damit ist ein Hilfsmittel gewonnen, ohne das sich in großen Verhältnissen die Truppen gar nicht mehr übersehen lassen, und das bei der jetzigen Fechtweise sich auch im kleineren Rahmen nützlich erweist.

Fünfzigjähriges Dienstjubiläum und Verabschiedung.

Die langjährige Tätigkeit des Grafen Schlieffen als Chef des Generalstabes der Armee, während welcher er bis zum Generaloberst mit dem Range eines Generalfeldmarschalls aufstieg, ist von Seiner Majestät dem Kaiser und Könige durch eine

Digitized by Google

Reihe von Ehrungen anerkannt worden, so vor allem 1892 durch die Ernennung zum Generaladjutanten, 1896 durch Stellung à la suite des 1. Garde-Ulanen-Regiments und 1897 durch Verleihung des Schwarzen Adler-Ordens. Die höchsten Ordensauszeichnungen Bayerns und Sachsens, der St. Hubertus-Orden und der Orden der Rautenkrone, sind ihm gleichfalls zuteil geworden. Besonderen Ausdruck fand die Allerhöchste Anerkennung in der Feier des fünfzigjährigen Dienstjubiläums des Grafen am 1. April 1903. Seine Majestät erschien um 10⁰ Vormittags im Generalstabsgebäude, wo sich die Offiziere des Großen Generalstabes, die Chefs und Vertreter der Generalstäbe von Bayern und Sachsen sowie die Chefs der Generalstäbe der Armeekorps und Gouvernements versammelt hatten. Seine Majestät beglückwünschte den Jubilar warm und ließ sodann durch den Chef des Militär-Kabinetts, Generalleutnant Grafen von Hülsen-Haeseler, folgende Kabinettsorder verlesen:

„Mein lieber General! Ich spreche Ihnen zum 1. April d. J., an dem Sie auf eine fünfzigjährige ehrenvolle militärische Laufbahn zurückblicken, Meine aufrichtigsten und herzlichsten Glückwünsche aus. Sie haben während dieses langen Zeitraumes Ihren Königen und dem Vaterlande die vortrefflichsten Dienste geleistet und sich in den verschiedensten Stellungen im Kriege wie im Frieden, stets gleich bewährt. Insonderheit aber haben Sie sich in Ihrer hochwichtigen, verantwortungsvollen Stellung als Chef des Generalstabes der Armee hohe Verdienste erworben. Das volle Vertrauen Ihres Königs und der Armee, das Sie nunmehr über zwölf Jahre genießen, ist die beste Anerkennung Ihrer Tätigkeit. Mit besonderer Freude nehme Ich daher Veranlassung, Ihnen Meinen warmen Dank und Meine hohe Wertschätzung Ihrer Leistungen dadurch zu betätigen, daß Ich Ihnen das beifolgende Kreuz der Großkomture Meines Königlichen Hausordens von Hohenzollern verleihe. Ich verbleibe immer Ihr wohlgeneigter und dankbarer

(gez.) Wilhelm.

Berlin, den 31. März 1903."

Nachdem der diensttuende General-Adjutant, General der Infanterie v. Plessen, dem Grafen Schlieffen das Ordenskreuz mit der Kette angelegt hatte, hielt der älteste Oberquartiermeister, Generalmajor Beseler, namens der Generalstabsoffiziere eine Ansprache, während welcher das Jubiläumsgeschenk der deutschen Generalstabsoffiziere, eine Verkleinerung des Standbildes des Feldmarschalls Grafen Moltke von Professor Uphues, wie es auf dem Königsplatze steht, enthüllt wurde. General Beseler sagte u. a.: „Eure Exzellenz haben die Arbeiten des Generalstabs mit nie versagender, für uns alle vorbildlicher Arbeitskraft und Freudigkeit geleitet. . . . . Geziemt es uns auch nicht, die hohen Verdienste Eurer Exzellenz zu würdigen und zu rühmen, so dürfen wir doch in einem Augenblick des Rückwärtsschauens dessen gedenken, was uns

Digitized by Google

in den langen Jahren Ihrer Wirksamkeit an Anleitung und Belehrung, an Wohlwollen und Fürsorge zuteil geworden ist. Und für dies alles seinen tief empfundenen Dank auszusprechen, ist am heutigen Tage die schönste Pflicht des Generalstabes."

Graf Schlieffen sprach zunächst seinen Dank aus, warf einen Rückblick auf seine Laufbahn und fuhr dann fort: „Zuletzt und vor allem hat mich die Gnade Eurer Majestät aus dem Dunkeln und Verborgenen herangezogen und mich an den Platz des großen Mannes gestellt, dessen Namen noch heute die Feinde Deutschlands in Schrecken setzt und der noch jetzt an den Grenzen des Reichs gegen Ost wie West Wache hält. Nicht nur haben mich Eure Majestät auf diesen Platz gestellt, sondern mich auch zwölf Jahre auf ihm erhalten, nicht nur auf ihm erhalten, sondern auch mit Auszeichnungen bis auf den heutigen Tag überhäuft.

Die volle Dankbarkeit für so große und viele Gnade kann nicht jemand empfinden, der auf seine Leistungen und Verdienste zu pochen vermag, sondern nur derjenige, der sich seiner Schwächen und Unvollkommenheiten bewußt ist, und als ein solcher wage ich es, Eurer Majestät meinen alleruntertänigsten und ehrfurchtsvollsten Dank darzubringen."

Auch zu dem abendlichen Festmahl im großen Saale der Kriegsakademie erschien Seine Majestät. Hier brachte zuerst der Jubilar den Trinkspruch auf den Allerhöchsten Kriegsherrn aus. Er äußerte dabei: „Feldmarschall Graf Moltke ist bis zu seinem Lebensende oberster Generalstabsoffizier geblieben. Er war nicht Feldherr, sondern nur Chef des Generalstabes, nicht Befehlshaber, sondern nur Ratgeber, er kommandierte nicht, sondern führte nur aus, und doch hat er in das Buch der Geschichte unter dem Namen des Großen Kaisers seinen eigenen Namen inmitten der Namen der größten Heerführer aller Zeiten gesetzt.

Viel leisten, wenig hervortreten, mehr sein als scheinen, muß sich somit jeder Generalstabsoffizier zum Wahlspruch nehmen und kann doch gewiß sein, daß ihm zur Befriedigung seines Ehrgeizes noch Raum genug bleibt."

Generalmajor Beseler feierte in schönen Worten den Grafen Schlieffen, dessen hohe Verdienste er in allen wesentlichen Teilen zu streifen wußte. Graf Schlieffen sprach in seiner Antwort aus, daß der sonst über die ganze Armee zerstreute Generalstab, dessen Offiziere sich, auch wenn sie in Berlin arbeiteten, nur selten sehen, sich heute einmal „als Gemeinschaft, als Familie, als Korps" fühlen könnte, und daß man sich daher „in dem ungewöhnlichen und selten vernommenen Rufe vereinigen möge: Der Generalstab Hurra!"

Das 1. Garde-Ulanen-Regiment hatte es sich nicht nehmen lassen, dem Jubilar noch eine besondere Ehrung durch ein Reiterfest in Potsdam angedeihen zu lassen. Hierbei betonte der Graf, daß er anfänglich fest entschlossen gewesen sei, jede Feier abzulehnen, und sprach die launigen Worte: „Wenn mir auch gesagt wurde, daß ein fünfzigjähriges Dienstjubiläum ein schönes Fest sei, so konnte ich mir doch keinen

Digitized by Google

besonderen Genuß von einem Tage versprechen, in welchem dem Jubilar mit einer gewissen Feierlichkeit bescheinigt wird, daß er sich im Greisenalter befindet, daß er sich über Gebühr lange in der Armee aufgehalten habe, und daß es die höchste Zeit sei, sich in die Verborgenheit zurückzuziehen . . . ."

Keiner seiner Untergebenen vermutete damals, daß dieser Zeitpunkt bei der unverminderten geistigen und körperlichen Frische, deren sich Graf Schlieffen noch erfreute, bald eintreten würde. Im Sommer 1905 erlitt er auf dem Hippodrom im Berliner Tiergarten von dem Pferde eines vorbeireitenden Offiziers einen schweren Schlag gegen den rechten Unterschenkel. Dem Kaisermanöver dieses Jahres mußte er fernbleiben, doch genas er nach monatelangem Krankenlager, das seine rastlose Tätigkeit im übrigen nur vorübergehend unterbrochen hatte, soweit, daß er, wie zu Eingang dieser Lebensskizze erwähnt, die Rede bei der Enthüllung des Moltke-denkmals zu halten vermochte. Dennoch haben der erwähnte Unfall und die durch ihn verminderte Felddienstfähigkeit sein Ausscheiden aus dem Dienst beschleunigt.

Graf Schlieffen hat die zahlreichen Ehrungen und Anerkennungen, die ihm während seiner langen Dienstzeit zuteil geworden sind, nicht gesucht, sie sind ihm als wohlverdienter Lohn zugefallen. Außer seinen militärischen Würden war er seit dem Januar 1900 Domherr beim Domstifte zu Brandenburg, seit dem Januar 1904 lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses. Aus Anlaß ihrer Jahrhundertfeier verlieh ihm ferner im Jahre 1910 die Universität Berlin die Ehrendoktorwürde. In Genehmigung seines Abschiedsgesuchs vom 1. Januar 1906 hatte ihn Seine Majestät der Kaiser und König unter Weiterführung in der Dienstaltersliste der Generale und Belassung als General-Adjutant und à la suite des 1. Garde-Ulanen-Regiments zur Disposition und zugleich auch à la suite des Generalstabes der Armee gestellt. Am 1. Januar 1911, zwei Jahre vor seinem Tode, ist ihm dann noch der Feldmarschallstab geworden, den im Felde zu führen, ihm nicht vergönnt gewesen ist.

In kurzen, ergreifenden Worten hatte der Graf sich am 30. Dezember 1905 mündlich von den Offizieren des Generalstabes, von den Beamten schriftlich verab-schiedet. Am 25. Januar 1906 vereinigte dann ein Abschiedsessen in der Kriegs-akademie noch einmal den Generalstab um seinen alten Chef, der auch diesesmal wieder durch die Anwesenheit Seiner Majestät des Kaisers und Königs geehrt wurde. Graf Schlieffen stellte hier in einer Ansprache, die in ein Hoch auf den Allerhöchsten Kriegsherrn ausklang, dem Generalstabe das schöne Zeugnis aus, daß er ein Offizierkorps bilde, bei dem rastloser Fleiß, selbstlose Pflichterfüllung und stetes Streben nach Vervollkommnung die hervortretenden Eigenschaften seien. Sein Nachfolger, Generalleutnant v. Moltke, schilderte in warm empfundenen Worten, wie der scheidende Chef es verstanden habe, sich das Vertrauen seines Kaiserlichen Herrn, des Generalstabes und der gesamten Armee zu erwerben und es durch fünfzehn

Digitized by Google

Jahre zu bewahren, wie er die Notwendigkeit erkannt habe, den Generalstab in der Handhabung moderner Heeresmassen zu üben. General v. Moltke schloß: „Den einen einheitlichen Willen zur Tat werden zu lassen durch das Werkzeug von Millionen von Menschen, das, Eure Exzellenz, haben wir von Ihnen gelernt. Wir haben gelernt, was Eure Exzellenz erstrebten: nicht Teilerfolge zu erzielen, sondern große vernichtende Schläge. Eure Exzellenz wollten keinen Krieg, der sich endlos hinziehen mußte, bis die eine Volkskraft an der anderen erlahmte. Sie wollten große entscheidende Schläge, und Ihr Ziel war die Vernichtung des Gegners. Auf dieses höchste Ziel sollten alle Kräfte gerichtet sein, und der Wille, der sie lenkte, war der Wille zum Siege. Dieser unbeugsame leidenschaftliche Wille zum Siege ist das Vermächtnis, das Eure Exzellenz dem Generalstabe hinterlassen; es wird an uns sein, es heilig zu halten. Wir, die wir alle Eurer Exzellenz Schüler gewesen sind, wir, die wir zu Ihnen aufblicken in Dankbarkeit und Verehrung, wir bringen Ihnen als unserem Meister mit dreifachem Hurra unsere Scheidegrüße dar."

Dieses Hurra brachte Seine Majestät Allerhöchstselbst aus, als einen Ausfluß „vor allem des Dankes dafür, daß Graf Schlieffen die alte Moltkesche Tradition aufrecht erhalten, das Vertrauen und Zutrauen der Armee auf den Generalstab erhalten habe." „Wir vereinigen", so schloß der Kaiser, „unsere Gefühle in den Worten: Solche Führer wie er, gebe der Himmel uns mehr. Seine Exzellenz Generaloberst Graf Schlieffen Hurrah!"

Letzte Lebensjahre. Schriftstellerische Tätigkeit.

Die Beziehungen, die fünfzehnjährige gemeinsame Arbeit zwischen dem Generalstabe und seinem scheidenden Chef geknüpft hatte, sind mit dessen Rücktritt nicht abgerissen. Schon äußerlich brachte Graf Schlieffen das zum Ausdruck, indem er, den wir als Chef des Generalstabes stets in der Ulanenuniform zu sehen gewohnt waren, sich jetzt bei größeren Gelegenheiten in der Uniform des Generalstabes zeigte. Bei seiner Stellung à la suite des Generalstabes war es selbstverständlich, daß jeder, der den Generalstab verließ, in diesen zurückversetzt oder befördert wurde, sich bei ihm meldete. Graf Schlieffen trug Sorge, daß dieses keine leere Form blieb, daß vielmehr jeder dieser Pflicht gern und dankbar nachkam. Gab ihre Erfüllung ihm doch Gelegenheit zu einer Aussprache mit dem verehrten alten Chef. Alljährlich fand an einem von ihm bestimmten Tage die Meldung der in den Generalstab versetzten jungen Hauptleute statt. Der Feldmarschall empfing sie in Uniform und ließ sich von jedem Einzelnen über seine bisherige Dienstlaufbahn berichten. Wiewohl ihn diese Meldungen fast zwei Stunden in Anspruch nahmen, hatte er an dem Nachwuchs des Generalstabes stets Freude und äußerte sich in diesem Sinne.

Es hatte etwas von der Art der Regimentschefs aus friderizianischer Zeit, wie Graf Schlieffen mit dem Generalstabe und dem Offizierkorps des 1. Garde-Ulanen-

Digitized by Google

Regiments verkehrte. Wer ihm während seiner Dienstzeit näher getreten war, der durfte stets unaufgefordert bei ihm erscheinen und sein Besuch war stets willkommen. Bei aller seiner persönlichen Bedürfnislosigkeit und Einfachheit hatte der Feldmarschall von jeher Freude daran gehabt, es anderen in seinem Hause behaglich zu machen. So versammelte er denn, wie sonst am Königsplatz, jetzt in seiner Wohnung am Kurfürstendamm, von Zeit zu Zeit einen Kreis seiner alten Untergebenen bei sich an ausgesuchter Tafel. Seine innere Heiterkeit und Freundlichkeit äußerten sich hierbei in wahrhaft rührender Zuvorkommenheit für seine Gäste.

Jeder zog aus einem Besuch beim Feldmarschall reichen Gewinn, nicht nur an Belehrung, wie sie der Umgang mit einem Weisen unseres Handwerks naturgemäß mit sich brachte, sondern vor allem an Förderung seines Inneren. Man verließ dieses Haus nicht ohne die dankbare Empfindung, einem Menschen gegenübergestanden zu haben, zu dem man unbedingt aufsah. Dazu fühlte jeder freudig, daß er dem alternden Grafen doch einigermaßen Entgelt für seine Güte bot, wenn er mit dazu beitrug, ihn nicht der Abgeschlossenheit verfallen zu lassen, ihm die fernere Anteilnahme an allen geistigen Strömungen der Welt im allgemeinen und der Armee im besonderen zu erleichtern. Vor allem sorgte in dieser Hinsicht für ihn sein Schwiegersohn und ehemaliger erster Adjutant, Major v. Hahnke, der älteste Sohn des Generalfeldmarschalls v. Hahnke.

Für einen Mann, dessen ganzes Leben eine angespannte Arbeit gewesen ist, birgt das Scheiden von einer so verantwortungsvollen Stellung stets die Gefahr raschen geistigen und körperlichen Verfalls. Graf Schlieffen ist dieser Gefahr entgangen, indem er unermüdlich weiterarbeitete, und das in einer Weise, die für einen Mann, der nahe an achtzig Jahre zählte, in Erstaunen setzt. Eine von ihm in diesem Zeitraum seines Lebens verfaßte Geschichte des Gräflich Schlieffenschen Hauses zeigt, mit welcher Leichtigkeit er einen Stoff zu durchdringen vermochte, der seiner sonstigen Tätigkeit völlig fern lag. Man staunt, wie hier mit der Gründlichkeit eines gewiegten Forschers selbst das Mittelalter erfaßt ist. Seine Tochter, Gräfin Maria, war ihm im Laufe der Jahre immer mehr zu einer treuen Gehilfin in seinem vielseitigen Arbeitsgebiet geworden, dem sie ein feines Verständnis entgegenbrachte.

Vornehmlich aber haben ihn nach seiner Verabschiedung kriegsgeschichtliche Studien beschäftigt. So entstand jene Reihe großgedachter Abhandlungen von unerreichter Klarheit und Schärfe des Ausdrucks, die in der Mehrzahl in den „Vierteljahrsheften für Truppenführung und Heereskunde“ des Generalstabes erschienen. Auch für das „Handbuch für Heer und Flotte“ des verstorbenen Generalleutnants von Alten hat Graf Schlieffen vielfache Beiträge geliefert. Diesem großen Unternehmen schenkte er lebhaftes Interesse. Die umfangreiche militär-wissenschaftliche Betätigung des Feldmarschalls hat eigentlich erst die Erzeugnisse seines reichen Geistes über die Kreise des Generalstabes hinaus zum Gemeingut der Armee werden lassen.

Digitized by Google

In die breite Öffentlichkeit gedrungen ist hauptsächlich ein im Januar 1909 in der „Deutschen Revue" erschienener Artikel des Grafen militär-politischen Inhalts: „Der Krieg in der Gegenwart". Hier sind die grundlegenden Anschauungen des Verfassers in zusammengedrängter Form entwickelt.

Lange, sich hinschleppende Kriege, so wird ausgeführt, sind jetzt unmöglich. Industrie und Handel können nicht lange in ihrer Tätigkeit unterbrochen sein. Eine Ermattungsstrategie ist ausgeschlossen, daher ein Angriff von zwei oder drei Seiten anzustreben. Bei einer Überzahl ist das leicht, auf eine solche aber kann jetzt nicht mehr gerechnet werden. Somit muß man zu der Auskunft greifen, nur schwache Kräfte gegen die feindliche Front zu verwenden, wenn der Angriff gegen die Flanke wirksam werden soll. Bedingung ist dabei freilich, daß eine wirkliche Fesselung des Feindes in der Front möglich bleibt. Die Feuerwirkung unserer Zeit ist derartig gesteigert, daß die Infanterie nur noch in lockerer Linie, etwa ein Mann auf den Meter, zu kämpfen vermag. Eine unmittelbare Folge der verbesserten Schußwaffe ist sonach eine größere Ausdehnung der Gefechtsfront..... Die Gewalt der Verhältnisse, das natürliche Streben, sich zu decken und doch die vorzüglichen Waffen zur Wirksamkeit zu bringen, hat die langen Gefechtsfronten hervorgebracht..... Ein Armeekorps kann bei der jetzigen Bewaffnung das Zehnfache leisten als zur Zeit der Vorderlader, und es ist keine Zersplitterung, wenn es die dreifache Breite von vor vierzig Jahren einnimmt. Die Schlachtfelder der Zukunft werden und müssen daher eine ganz andere Ausdehnung annehmen, als wir sie aus der Vergangenheit kennen..... Armeen in der Stärke derjenigen von Königgrätz und Gravelotte-St. Privat werden mehr als den vierfachen Raum von damals umspannen. Sie sind gering gegen die Massen, die in einem zukünftigen Kriege auftreten werden. Die Millionenheere werden freilich durch Abgaben der verschiedensten Art stark vermindert sein.

Über die Tätigkeit des Feldherrn in der heutigen Schlacht heißt es: „Er befindet sich weiter zurück in einem Hause mit geräumigen Schreibstuben, wo Draht- und Funkentelegraph, Fernsprech- und Signalapparate zur Hand sind, Scharen von Kraftwagen und Motorrädern, für die weitesten Fahrten gerüstet, der Befehle harren. Dort, auf einem bequemen Stuhle vor einem breiten Tisch hat der moderne Alexander auf einer Karte das gesamte Schlachtfeld vor sich, von dort telephoniert er zündende Worte und dort empfängt er die Meldungen der Armee- und Korpsführer, der Fesselballons und der lenkbaren Luftschiffe, welche die ganze Linie entlang die Bewegungen des Feindes beobachten, dessen Stellungen überwachen..... Die wesentlichste Aufgabe des Schlachtenlenkers ist damit erfüllt, daß er, lange bevor ein Zusammenstoß mit dem Feinde erfolgen kann, allen Armeen und Korps die Straßen Wege und Richtungen angibt, in welchen sie vorgehen sollen und ihnen die ungefähren Tagesziele bezeichnet."

Es berührt eigentümlich, daß gerade dieser Artikel von militärischer Seite mehr-

Digitized by Google

fach angefochten worden ist. Dabei ist gänzlich übersehen, daß Graf Schlieffen in einem für weitere Kreise geschriebenen Aufsatz unmöglich näher ausführen konnte, wie er sich das Verfahren im einzelnen gedacht hat, daß er offenbar geflissentlich die kennzeichnenden Merkmale des Krieges in der Gegenwart, die Unterschiede der Heerführung und Kampfweise von einst und jetzt stark hevorgehoben hat, denn nur so konnte mit wenigen Strichen ein plastisches Bild gegeben werden. Daß die Schilderung von der Tätigkeit des Feldherrn, der während der Schlacht im Zimmer bleibt, temperamentvollen Soldaten nicht recht gefällt, ist begreiflich, beweist jedoch nur, daß ihnen eine klare Vorstellung von dem Dienstbetriebe in heutigen Armeestäben abgeht, wohl aus Mangel an Verständnis für die Verwendung heutiger Nachrichtenmittel. Die Einwirkung eines höheren Führers ist heute vorwaltend geistiger Natur, je höher er steht, um so mehr. Aber Graf Schlieffen läßt ihn ausdrücklich „zündende" Worte telephonieren. Die Einwirkung des Feldherrn ist den Truppen nicht sichtbar, ist nicht so unmittelbar wie zur Zeit Napoleons, aber seine Persönlichkeit ist darum keineswegs ausgeschaltet. Seine Geisteskraft, Entschlußfähigkeit, Beharrlichkeit und Kühnheit werden schwereren Proben unterworfen sein als ehedem. Das wird von denen übersehen, die auch jetzt noch den Feldherrn dem Schlachtgewühl näher halten wollen.

Sodann braucht der Feldherr, wenn sein Anblick auch auf den heutigen Schlachtfeldern den Truppen entzogen ist, diesen darum doch kein Fremder zu sein. Er wird nicht versäumen, sie öfter auf dem Marsche und im Lager zu begrüßen, zumal ihn der Kraftwagen gegen früher viel beweglicher gemacht hat. Die Form hat sich geändert, das Wesen der Sache ist geblieben. Zu diesem Wesen aber gehören immer die gleichen Führereigenschaften, und kein anderer hat sie mehr betont, als Graf Schlieffen, keiner sie uns besser vorgelebt. Sprach er doch bei der Jahrhundertfeier der Kriegsakademie von dem „Etwas", das „in dem Feldherrn sein muß, ein göttlicher Funke, ein heiliges Feuer, das ihn in der Bedrängnis nach einem Leuthen zu führen vermag und unter einem Kunersdorf nicht zusammenbrechen läßt." Der das sprach, in dem regte sich die Seele eines echten Feldherrn. Wenn er daher den höchsten Führer in der Schlacht an das Zimmer band, hat er sicher dafür schwerwiegende Gründe gehabt. Auch haben ihm die neuesten Manöver- und Kriegserfahrungen unzweifelhaft recht gegeben.

Der Gedanke des Angriffs von zwei oder drei Seiten, den der Feldmarschall in dem Aufsatz „Der Krieg in der Gegenwart" als das höchste zu erstrebende Ziel des Heerführers hinstellt, wird in der Artikelreihe „Cannae" in den „Vierteljahrsheften für Truppenführung und Heereskunde" näher ausgeführt.

„Massenbildungen führen lediglich zu Angriffen gegen die Front mit unzureichenden Kräften, zu aufeinander folgenden, immer schwächer werdenden Stößen, die nahezu wirkungslos bleiben..... Dadurch wird die moderne Schlacht noch mehr als

Digitized by Google

die frühere zum Ringen um die Flanken..... In diesem Ringen um die Flanken siegt derjenige, dessen letzte Reserve sich nicht hinter der Mitte der Front, sondern auf dem äußersten Flügel befindet. Dorthin kann sie nicht erst gebracht werden, wenn der Adlerblick des Feldherrn im Toben der viele Quadratmeilen umspannenden Schlacht den Punkt der Entscheidung erkannt hat, sondern dorthin muß sie bereits durch den Anmarsch zur Schlacht, durch den Vormarsch von den Ausladestationen, ja durch den Eisenbahntransport geführt werden." Dieses bis zum Eisenbahntransport unserer Zeit durchgeführte Streben nach der Vernichtung des Feindes ist der leitende Gedanke, der das ganze „Cannae" durchzieht. Der Möglichkeit, ihn zu verwirklichen, galten die Untersuchungen des Feldmarschalls von der Schlacht am Aufidus bis zu der von Sedan.

Über die Schlacht bei Cannae hat der Feldmarschall geäußert: „Was muß das für ein welterschütterndes Ereignis gewesen sein, das noch nach mehr als zweitausend Jahren jedes Knabenherz höher schlagen läßt!" Auch sein Knabenherz hat einst darüber höher geschlagen, als ihm im Alter von acht Jahren durch seinen älteren Bruder und dessen Mitschüler die erste Kunde von Hannibals Siege am Aufidus frisch aus der Geschichtsstunde zugetragen wurde. Unter wildem Jubel lieferten die beiden Knaben dem jüngeren die erste Schilderung von einem wahrhaft großen Feldherrn und der Wirkung einer Vernichtungsschlacht. Dem Streben nach dieser gelten die Ausführungen im „Cannae" des Grafen Schlieffen. Woraus einst den Knaben Begeisterung floß, davon nahm der Greis den Ausgang für eine Betrachtung der Kriegsgeschichte, wie sie bisher noch niemand angestellt hatte.

Es konnte nicht ausbleiben, daß solcher unter einheitlichem Gesichtspunkte zusammengefaßten Schilderung bei aller packenden Wahrheit zugleich eine gewisse Einseitigkeit innewohnen mußte. Schon früher war dem Grafen Schlieffen diese fortgesetzte Betonung des Vernichtungsgedankens gelegentlich als einseitig vorgehalten worden. Er hatte darauf erwidert: „Ja, es mag ja langweilig sein; es kommt eben immer auf das dumme Gesiege heraus". Dennoch ist er sich wohl bewußt gewesen, daß er uns bei seiner Darstellungsweise nicht den ganzen Krieg gegeben hat. Dieser ist ein lebendiges Ding, sein Bild wechselt jeden Augenblick, und demgemäß wechseln die Eindrücke, die auf den Führer wirken. Mannigfache Faktoren sprechen bei der Durchführung des Entschlusses mit: Bewaffnung, Wert der Truppe, ihre Versorgung, vor allem auch die Geländeverhältnisse erzwingen sich Beachtung.

Treitschke hat einst die Einseitigkeit als den Fluch aller menschlichen Größe bezeichnet. Der Feldmarschall wollte uns Großes, ja das Größte, Entscheidende lehren, darum hat er diese Studien alles sonstigen Beiwerks entkleidet. Sein „Cannae" besteht aus operativen und taktischen Studien, die er auf geschichtlicher Grundlage aufbaut. Er zeigt uns in ihnen, wie in den Kriegen der Vergangenheit der Vernichtungsgedanke verwirklicht worden ist oder wie er doch hätte verwirklicht werden

Digitized by Google

können. Darum wollen auch diese Studien im Zusammenhange genommen sein und hintereinander gelesen werden. Der leitende Gedanke tritt alsdann weit klarer wie bisher hervor, wo dem Leser immer nur Bruchstücke des Ganzen in den „Vierteljahrsheften" geboten wurden. Erst das ganze Werk läßt erkennen, wie und warum Graf Schlieffen stets das denkbar Höchste ins Auge faßt, das überhaupt geleistet werden konnte.

Gleichwohl verweilt er nicht nur bei der höchsten Führung. Auch die Teilführung vermag aus „Cannae" reiche Belehrung zu ziehen. Ihr gilt die Warnung: „Noch immer ist es den getrennten Teilen einer Armee eine liebgewordene Gewohnheit, sich zunächst vor der feindlichen Front zusammenzudrängen, ehe sie zum Angriff übergehen. Um dem entgegenzuwirken, ist es Aufgabe der höheren Führung, den unvermeidlichen Zeitunterschied zwischen dem Eintreffen der einen Abteilung vor der Front, der anderen vor der Flanke oder im Rücken durch geeignete Anordnungen abzukürzen." Diese Bemerkung gilt dem Angriff Bennigsens auf das Korps Ney bei Guttstadt im Juni 1807, doch sieht sich der Feldmarschall veranlaßt, das Verhalten der Deutschen bei Beaumont am 30. August 1870 in ganz ähnlicher Weise zu beurteilen, indem er sagt: „Die Deutschen hätten den schwachen Feind überflügeln, umfassen, zerdrücken sollen. Sie hatten dieser Aufgabe am besten zu genügen geglaubt, indem sie sich möglichst eng zusammenschlossen. In dem Moment, in dem sie den zurückgehenden Feind in breiter Front vollständig abschließen sollten, hatten sie sich aufgestellt, als ob sie einen Stoß ins Herz hinein, einen Durchbruch durch eine eherne Mauer zur Ausführung zu bringen gehabt hätten."

Wie hier, so offenbart sich auch in der Schilderung der Einmarschkämpfe von 1866 das sichere taktische Empfinden des Feldmarschalls. Es ist nicht zutreffend, wenn gelegentlich von ihm gesagt worden ist, er sei gleich Moltke zwar ein bedeutender Stratege, aber eigentlich kein Taktiker gewesen. Schon Moltke, sein Vorbild, ist, wie auf operativem, so auch auf taktischem Gebiet den meisten seiner Zeitgenossen voraus gewesen, wie seine taktischen Aufsätze beweisen. Das gleiche läßt sich vom Grafen Schlieffen behaupten. Auch ist eine Strategie, die nicht in bloßer theoretischer Spekulation stecken bleibt, sich vielmehr auf praktische Ziele richtet, nur denkbar auf der Grundlage ganz bestimmter taktischer Anschauungen.

Dem operativen Gebiet gehört in „Cannae" die Darstellung des viel umstrittenen preußischen und österreichischen Aufmarsches von 1866 an. Wieviel Druckerschwärze ist nicht schon auf diese Periode verschwendet worden, und wie weiß Graf Schlieffen mit wenigen markanten Strichen uns klar zu machen, daß beide Parteien im Grunde gar nicht anders verfahren konnten als es geschah.

Wie für 1866, so wird auch für 1870/71 scharf betont, wie wenig Moltke im Grunde von den Unterführern verstanden worden ist. „Auch andere Feldherren haben mit Mangel an Verständnis, an Schulung und Entschlossenheit bei ihren Unterführern zu rechnen gehabt," so führt Graf Schlieffen am Ende seiner Be-

Digitized by Google

trachtungen über 1866 aus. „Sie haben diese Mängel durch die Unantastbarkeit ihrer Autorität und die Entschiedenheit ihrer Befehle zu beseitigen gesucht. Moltke, nicht Feldherr, sondern nur Chef des Generalstabes, entbehrte einer ausreichenden Autorität und war nicht befugt, mit der Sicherheit des Befehlshabers zu sprechen. Er mußte sich mit höflichen Ratschlägen, verbindlichem Anheimstellen, Direktiven und ähnlichen Auskunftsmitteln behelfen, konnte nur im äußersten Notfalle mit einem Königlichen »Ich befehle« die gröbsten Irrtümer abwenden. Die Macht seines Gedankens war indes beträchtlich genug, um, wenn nicht das Höchste, so doch immerhin Großes zu erreichen."

Es ist öfter gesagt worden, dieses „Cannae" sei interessant und lehrreich, es sei ausgezeichnet geschrieben, aber es sei doch nicht richtig, daß in dieser Weise die Taten unserer höheren Führer in großer Zeit bemängelt würden, um so mehr als Moltke gesagt habe:*) „Es ist eine Pflicht der Pietät und der Vaterlandsliebe, gewisse Prestigen nicht zu zerstören, welche die Siege unserer Armee an bestimmte Persönlichkeiten knüpfen." Darauf ist zu erwidern, daß die Gründe, die Moltke so sprechen ließen, für den Grafen Schlieffen nicht mehr bestanden. Ihm galt die Nutzanwendung für die Gegenwart, der Sieg in der Zukunft mit Recht mehr als der bloße geschichtliche Ruhm einzelner, auch wenn sie noch so hoch standen.

Die von unseren Führern 1870 begangenen Fehler hat er zudem selbst entschuldigt, indem er sagt: „Die Generation von 1870 lebte von Napoleonischen Überlieferungen." Gelegentlich bricht zwar in seinem „Cannae" etwas von dem ihm eigentümlichen Sarkasmus durch. Wer ihn aber näher gekannt hat, der weiß, daß sich im Grunde hier nur sein Humor hervordrängt. Diese Gottesgabe hat ihn nie verlassen. Sie hatte ihre Wurzel darin, daß er in allem in sich abgeschlossen über den Dingen stand. So fand er in ihnen stets menschliche Schwächen heraus, die seine Heiterkeit erregten. Diese ist ihm dann oft unwillkürlich in die Feder geflossen.

Wohin eine Armee gelangt, wenn sie sich nur in kritikloser Betrachtung ihrer vergangenen Großtaten gefällt, lehren mit erschreckender Deutlichkeit sowohl Jena wie Sedan. Davor hat uns Graf Schlieffen warnen wollen. Er war im übrigen viel zu sehr im innersten Herzen Soldat, um nicht der Tat stets die Anerkennung zu geben, die ihr gebührte. So sagt er über den Tag von Vionville: „Die Franzosen in dem Glauben an die Überlegenheit ihres Gegners erhalten und bestärkt zu haben, ist die große Tat des Generals v. Alvensleben und des III. Armeekorps. Das Mittel, mit dem der General seinen Zweck zu erreichen suchte, war, wie das fran-

*) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, III Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges. Vorrede.

Digitized by Google

zösische Generalstabswerk sagt, »eine brutale Offensive«. Hätten das Korps Alvensleben und die Halbdivision Schwarzkoppen klug und verständig eine gute Stellung eingenommen, so wären sie vernichtet worden, ohne durch einen großen Erfolg für ihre Opfer entschädigt zu werden. Angreifen, immer wieder angreifen, rücksichtslos angreifen hat ihnen beispiellose Verluste, aber auch den Sieg und, man kann wohl sagen, die Entscheidung dieses Feldzuges gebracht."

Die opferfreudige Tat stand dem Feldmarschall über alles. Er hat sich stets zu dem Satze von Clausewitz bekannt: „Wir mögen nichts hören von Feldherren, die ohne Menschenblut siegen".*) Als ihm einst eine Zusammenstellung der Verluste in den friderizianischen, napoleonischen und neueren Schlachten vorgelegt wurde, blieb er an Borodino haften mit dem Verlust von 28 000 Mann der Franzosen und ihrer Verbündeten und 52 000 Mann der Russen und sagte: „Das ist anständig"! Darüber, daß die Vernichtung des Feindes, die er wollte, nicht ohne schwere Opfer zu erreichen ist, hat er sich nicht getäuscht. So durchweht denn auch das ganze „Cannae" echt kriegerischer Geist. Es kann nicht anders sein bei einem Manne, der zum Stapellauf der „Gneisenau" die Worte sprach: „Einmal wird doch die Morgenröte anbrechen über dem Wasser, einmal wird doch der Tag erscheinen, der Tag des Zornes, und für diesen Tag wünsche ich Dir, edles Schiff, daß Du, würdig Deines Namens, das erste sein wirst im Angriff und daß Du, erst nachdem die Nacht sich herabgesenkt auf die schwarze Flut, wenn auch zerschossen, wenn auch aus vielen Wunden blutend, das letzte bist, welches wutschnaubend von der Verfolgung abläßt."

Feldmarschall Graf v. Schlieffen gehörte zu den „Menschen mit energischen, tief und versteckt liegenden Leidenschaften, zu den wenig beweglichen, aber darum tief bewegten Menschen, die sich zu den leicht erregbaren wie die Glut zur Flamme verhalten und die am meisten geeignet sind, mit ihrer Titanenkraft die ungeheueren Massen wegzuwälzen, unter welchen wir uns bildlich die Schwierigkeiten kriegerischen Handelns vorstellen können".**)

Der Ausgang.

Feldmarschall Graf Schlieffen verbrachte seine letzten Lebensjahre in reger Tätigkeit und, abgesehen von vorübergehenden Störungen, auch in guter Gesundheit. Wo ihn die Pflicht rief, erschien er auch jetzt noch bei öffentlichen Gelegenheiten. Alljährlich ging er für einige Wochen des Spätsommers nach Bad Elster. Auch dort ließ er die Arbeit niemals ruhen. Die gesunde Luft in mäßiger Höhe und die bequemen Waldspaziergänge taten ihm jedesmal sichtlich wohl. So fand ihn denn auch jeder, der ihn im Herbst 1912 aufsuchte, frischer als im voraufgegangenen Frühjahr,

*) Vom Kriege. IV. Buch, 11. Kapitel.
**) Vom Kriege. I. Buch, 3. Kapitel.

Digitized by Google

dieser für alte Leute in unserem Klima meist wenig zuträglichen Jahreszeit. Am 16. Dezember vergangenen Jahres vereinte er um sich etwa zwanzig jetzige und ehemalige Angehörige des Generalstabes. Seinen Gästen fiel hierbei seine geistige Regsamkeit und körperliche Elastizität auf. Jeden verwickelte er in ein Gespräch, zeigte sich ungemein aufgelegt und in alter Art für jeden Scherz zugänglich. Noch das Weihnachtsfest verlebte er in bester Stimmung, umgeben von seinen ständigen Hausgenossinnen, seiner Tochter Gräfin Maria und der früheren Erzieherin seiner Töchter, Fräulein Otto, zu denen sich aus Potsdam seine Tochter Elisabeth v. Hahnke mit Mann und Töchterchen gesellt hatten. Am Spiel der Enkelin fand Graf Schlieffen große Freude. Lange Stunden unterhielt er sich angeregt mit den Seinen. Ein bevorstehender Familientag, den er als Senior zu leiten hatte, beschäftigte ihn; desgleichen verschiedene wirtschaftliche Pläne, die sich auf das Brandenburger Domstift bezogen, bei dem er vor kurzem die Geschäfte des Dechanten übernommen hatte. Daneben trieb er Studien für einen Artikel über Moltke, den er für das Altensche Handbuch übernommen hatte.

Zu seinen ständigen Besuchern gehörten u. a. die Generale v. Hausmann und v. Zwehl. Noch am 28. Dezember suchte ihn Nachmittags General der Kavallerie v. Hausmann, sein ehemaliger Oberquartiermeister, auf, mit dem er ausführlich eine Operationsstudie besprach, die er kurz vorher in den Weihnachtstagen seinem Schwiegersohn diktiert hatte. Den Schluß dieser Studie schrieb alsdann der Feldmarschall noch selbst am Abend des 28. nieder. Am 29. Vormittags fühlte er sich nicht recht wohl bei etwas erhöhter Temperatur. Am 30. stellte sich Fieber ein, das sich im Laufe des Tages schnell steigerte. Es zeigten sich Schwellungen in der Augengegend. Der Arzt stellte unzweifelhafte Symptome von Gesichtsrose fest. Am letzten Tage des Jahres 1912 war der Kräfteverfall bereits so groß, daß trotz der an sich noch guten Herztätigkeit der Zustand von den Ärzten als hoffnungslos erkannt wurde. Darin änderte sich bis zum 3. Januar 1913 nichts. Unter der treuen Pflege des langjährigen Hausarztes, Sanitätsrats Dr. Wimmer, ist dann der Feldmarschall am 4. Januar kurz vor 2 Uhr Nachmittags sanft entschlafen.

In seine Fieberphantasien mischten sich Gedanken über Geschichtliches, Politik, Krieg, Schlachtbeschreibungen und die Familienstiftung. Dazwischen kamen lichte Momente. Seine Worte bekundeten Kenntnis der Krankheit, so sagte er gelegentlich: „Also Kopfrose", dann: „merkwürdig, dieser Kräfteverfall". Seine letzten Worte waren: „Kleine Ursachen, große Wirkungen".

Dem verschiedenen Feldmarschall sind noch im Tode die höchsten Ehrungen zuteilgeworden, die Liebe und Dankbarkeit einem Sterblichen zu erweisen vermögen.

Am Todestage gab Seine Majestät der Kaiser und König der Armee vom Ableben des Feldmarschalls durch folgenden Befehl Kenntnis:

Digitized by Google

Mein Generaladjutant, der Generalfeldmarschall Graf v. Schlieffen, à l. s. des Generalstabes der Armee und des 1. Garde-Ulanen-Regiments, ist aus einem an Arbeit und Erfolgen reichen Leben durch Gottes Fügung abberufen worden. Ich beklage tief bewegt das Hinscheiden dieses bedeutenden Mannes, der in fast 60jähriger Dienstzeit Mir und Meiner Armee in Krieg und Frieden die vortrefflichsten Dienste geleistet hat, insonderheit in der verantwortungsvollen Stellung als Chef des Generalstabes der Armee, die er nahezu 15 Jahre lang bekleidete. Sein großzügiges Wirken in dieser Zeit wird unvergessen bleiben; die Wissenschaft, die seinen bis in das hohe Alter fortgesetzten kriegsgeschichtlichen Forschungen viel verdankt, erleidet einen herben Verlust. Um das Andenken des Generalfeldmarschalls zu ehren, den Meine warme Anerkennung zu seiner letzten Ruhestätte geleitet, bestimme Ich: 1. Sämtliche Offiziere der Armee legen auf drei Tage Trauer an. 2. Bei den Offizieren des Generalstabes der Armee und beim 1. Garde-Ulanen-Regiment währt diese Trauer acht Tage. 3. An den Trauerfeierlichkeiten in Berlin haben teilzunehmen: a) der Chef des Generalstabes der Armee, b) die Oberquartiermeister, c) die Generalstabsoffiziere des Standorts Berlin, d) eine Abordnung des 1. Garde-Ulanen-Regiments, bestehend aus dem Kommandeur, einem Rittmeister und einem Oberleutnant oder Leutnant. 4. Die Trauerparade ist nach den Festsetzungen der Garnison-Dienstvorschrift zu gestellen.

Neues Palais, 4. Januar 1913.

(gez.) Wilhelm.

Der Trauerfeier in der Kirche des Invalidenhauses wohnte Seine Majestät persönlich bei. Mit Ihm erschienen die Königlichen Prinzen, Vertreter des Kaisers von Österreich-Ungarn und der deutschen Fürsten. Nicht weniger als 32 Ritter des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler haben dem langjährigen Chef des Generalstabes der Armee die letzte Ehre erwiesen. Der Generalstab war weit über seine augenblicklich in Berlin anwesenden jetzigen Mitglieder vertreten. Zahlreiche Generale und Stabsoffiziere, die ihm ehemals angehört hatten, und viele seiner jetzigen Mitglieder aus der Provinz waren anwesend. Über der zahlreichen Versammlung lag lautlose Andacht gebreitet. Es war, als wehte etwas vom Geiste des Verstorbenen in ihr.

Konsistorialrat Dr. Conrad legte seiner Trauerrede den 126. Psalm zugrunde. „Der Herr hat Großes an uns getan", so führte er aus, könnten wir im Sinne des Entschlafenen sprechen. Die Trauerfeier solle eine Dankesfeier sein. Der Geistliche gab in knapper Form ein Bild vom Lebenswerke des Grafen Schlieffen. Er betonte das wahrhaftige Christentum des Heimgegangenen und seine Beziehungen zur Brüdergemeinde, deren Losungen er stets neben dem Neuen Testament mit sich geführt habe.

Digitized by Google

Sein Charakter und seine Erfolge hätten ihre Wurzel in seinem Christentum gehabt. Mit dem Danke gegen Gott, der uns einen solchen Mann beschert habe, mit der Mahnung, dem Verewigten nachzueifern, und mit der Bitte zu Gott, daß es dem deutschen Vaterlande niemals an solchen Männern fehlen möge, schloß der Geistliche.

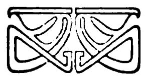
Zur Seite des Sarges schritten die ehemaligen Adjutanten des Feldmarschalls und seine alten Ulanenoffiziere bei der Überführung nach dem Invalidenkirchhof, wo unter den Ehrensalven der Geschütze und Gewehre neben so vielen Helden der ruhmvollen preußischen Kriegsgeschichte nun auch dieser, einer der besten Söhne des Vaterlandes, bestattet wurde.

Mit dem Grafen Schlieffen ist ein treuer Diener seines Kaiserlichen und Königlichen Herrn dahingegangen, ein echter altpreußischer Edelmann, vornehm im Wesen und im Denken, gleich ausgezeichnet durch Gaben des Geistes und Herzens, ein Mann von unermüdlicher Arbeitskraft, der höchsten Leistungen fähig.

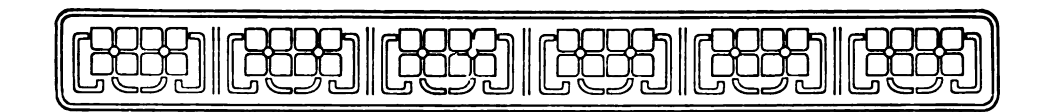
Als Graf Schlieffen sieben Jahre vor seinem Tode vom Generalstabe Abschied nahm, sprach er die Worte: „Im Auslande wagt sich keiner an den Generalstab heran, alle unsere Feinde sind überzeugt, daß der deutsche Generalstab das Vermächtnis des Mannes von Sedan geborgen hat und sich im sicheren Besitz des Geheimnisses des Sieges befindet." Wenn dem so ist, so wissen wir, daß wir solches keinem anderen als dem Grafen Schlieffen zu verdanken haben. Er hat „das Vermächtnis des Mannes von Sedan" nicht nur treu behütet, sondern weiter ausgestaltet.

Der Generalstab wird daher das Gedächtnis des Grafen Schlieffen am besten ehren, wenn er, ihm folgend, sich das „Viel leisten, wenig hervortreten, mehr sein als scheinen" zum Wahlspruch nimmt. Dann wird er auch dem Abschiedswunsche des Feldmarschalls nachleben und sich „der großen Ehre, aber auch großen Verpflichtung stets bewußt bleiben können, sich das Geheimnis des Sieges zu eigen zu machen."

Frhr. v. Freytag-Loringhoven,
Generalmajor und Oberquartiermeister im Generalstabe der Armee.



Digitized by Google



Das Luftfahrwesen in den französischen Armeemanövern 1912.

I. Die Organisation und das Gerät des Manöverluftfahrwesens.


Zum ersten Male war 1912 bei den Armeemanövern das Luftfahrwesen kriegsmäßig organisiert. Die Übersicht auf den Seiten 244 und 245 gibt einen Überblick über die Manöverluftstreitkräfte, ihre Verteilung und Gliederung.

Die Befehlsverhältnisse.

Bei der Manöverleitung befand sich als „Oberster Leiter des Luftfahrdienstes" (directeur supérieur du service de l'aëronautique) der Oberst Romazotti, zugeteilt der Inspektion des Militärluftfahrwesens. Ihm war unter anderen Offizieren der Oberstleutnant Breton, zurzeit Kommandeur des 2. Luftfahrbezirks in Reims, als Gehilfe zugeteilt. Eingriffe der Leitung in den Luftfahrdienst der Armeen sind nicht bekannt geworden. Sie hat sich scheinbar auf die Manövervorbereitungen, die Regelung der Zuteilung der in Reserve gehaltenen Luftstreitkräfte und Verwaltungsfragen beschränkt. Außer dem Sanitätsflugzeug des Senators und Arztes Reymond wurden Flugzeuge im Dienste der Manöverleitung nicht verwendet. Reymond hat im Manöver Versuche angestellt, das Flugzeug zum Aufsuchen von Verwundeten nutzbar zu machen.

Beim Armee-Oberkommando jeder Armee befand sich ein „Leiter des Flugwesens der Armee" (directeur du service de l'aviation). Er hatte den Armeeführer über die technische Verwendung der Luftstreitkräfte zu beraten und war gleichzeitig Kommandeur der Flieger-Abteilungen. Wahrscheinlich war ihm auch das Armee-Luftschiff unterstellt.

Im Flugdienste sind die eigentlichen Flieger-Abteilungen (escadrilles d'avions), der Armee-Fliegerpark (parc d'aviation d'armée) und der Ergänzungspark (parc de ravitaillement) zu unterscheiden.

Die Organisation der Flieger-Abteilung.

Planmäßig soll, nach Angaben des Kriegsministers im Senat am 13. Februar 1912, eine Flieger-Abteilung aus 6 Flugzeugen erster Linie, 2 Vorratsflugzeugen, 11 Kraftwagen, 7 Flugzeugführern (darunter der Abteilungsführer), 1 Zahlmeister, 4 Unteroffizieren (darunter ein Mechaniker) und 44 Mann, sowie 2 Unteroffizieren,

Digitized by Google

14 Mann als „personnel non spécialisé“ bestehen. Das sind ohne die Beobachtungsoffiziere zusammen 72 Militärpersonen.

Als Muster der Zusammensetzung einer Abteilung im Manöver wird angegeben:

1. Fliegende Staffel (échelon volant).

- 1 Hauptmann als Abteilungsführer,
- 6 Flugzeugführer,
- 6 Beobachtungsoffiziere (nur bei Zwei- oder Mehrsitzern),
- 36 Mann Bedienung;
- 6 Flugzeuge gleichen Typs,
- 1 Kraftwagen für den Führer,
- 1 Kraftrad zur Befehlsübermittelung,
- 6 Schleppkraftwagen (tracteurs),
- 6 Anhänger (remorques) zur Beförderung der zerlegten Flugzeuge.

2. Park-Abteilung (section de parc).

- 3 Vorratskraftwagen (camions de rechange), von denen einer Vorratsflügel und einen Vorratsanhänger mitführt,
- 1 Werkstättenkraftwagen (camion atelier),
- 1 Flügelbeförderungskraftwagen,
- 1 Lastwagen mit Verlängerungsstück zur Beförderung eines in einer Kiste verpackten Vorratsflugzeuges,
- ? Vorratsflugzeuge.

Es ist nicht bekannt, wie viel Bedienung zu der Abteilung gehörte. Die erwähnten 36 Mann sind anscheinend nur die zur Fliegenden Staffel gehörenden Mannschaften.

Die „Fliegenden Staffeln“ werden meist schlechthin „Flieger-Abteilungen“ genannt; sie bilden die „1. Linie“. Ihre Kraftfahrzeuge werden auch als „Gefechtsbagage“ (train de combat) bezeichnet. Die „Park-Abteilungen“ sämtlicher Flieger-Abteilungen der Armee bilden den „Armee-Fliegerpark“ (2. Linie) und den „Ergänzungspark“ (3. Linie), die je einem besonderen Führer (Hauptmann) unterstehen. Die Verteilung der Park-Abteilung auf die beiden Parks steht nicht einwandfrei fest. Wahrscheinlich gehören zum Armee-Fliegerpark die Vorratswerkstätten- und Flügelbeförderungskraftwagen, während die schweren Lastwagen für Vorratsflugzeuge und diese selbst zum Ergänzungspark gehören. Wahrscheinlich ist ferner die Zuteilung von Personenkraftwagen, Krafträdern an die Führer der Parks und von Lastkraftwagen an die Ergänzungsparks.

Die Fliegerparks sind beweglich und folgen den Flieger-Abteilungen, denen sie Betriebsstoffe und Vorratsteile nachführen. Sie stehen zu ihnen etwa im Verhältnis

Digitized by Google

der großen Bagage zur Truppe. Die Ergänzungsparks sind schwerer beweglich; sie werden an der Eisenbahn (Eisenbahnendpunkte) angelegt und in großen Sprüngen der Armee nachgeschoben. Sie liefern den Nachschub und sind gewissermaßen Etappenanstalten.

Das Gerät der Flieger-Abteilung. a. Flugzeuge.

Aus der Übersicht auf den Seiten 244 und 245 geht hervor, daß in den Abteilungen stets die gleiche Flugzeugart und meist Flugzeuge derselben Firma vertreten waren. Von den Flugzeugen 1. Linie — einschließlich 6 Artillerieflugzeugen — waren:

	Eindecker	Doppeldecker	Summe
Einsitzer	19	—	19
Zweisitzer	12	18	30
Dreisitzer	4	2	6
Summe	35	20	55

Die Zusammenstellung zeigt ein erhebliches Überwiegen der Eindecker. Das liegt hauptsächlich daran, daß man den schnellen, kleinen, leicht zerlegbaren, einsitzigen Eindecker namentlich als Kavallerie- und Artillerie-Flugzeug vorzog. Unter den eigentlichen Aufklärungsflugzeugen dagegen zeichneten sich besonders die Farman-Doppeldecker aus, die unseren Albatros-Doppeldeckern ähneln. Deutlich tritt die Bevorzugung von Zweisitzern als Aufklärungsflugzeuge hervor. Die 100pferdigen Dreisitzer der gemischten Flieger-Abteilung sind die im Militärwettbewerb 1911 preisgekrönten Modelle. Sie werden wegen ihrer Bequemlichkeit und Zuverlässigkeit gerühmt.

Als Motor fand am meisten der vorzüglich bewährte Gnome-Motor, ein Umlaufmotor mit Luftkühlung, Verwendung. Im allgemeinen hatten Einsitzer 50 PS, Zweisitzer 70 PS, Dreisitzer 100 PS. Die größte Spannweite hatten die M. Farman-Doppeldecker mit 20 m.

Wie die auf den Seiten 244 und 245 bei den einzelnen Abteilungen aufgeführten Reserveflugzeuge verwendet worden sind, steht nicht fest. Es ist ganz unwahrscheinlich daß sie mit den Reserveflugzeugführern als „Vorrats"-Flugzeuge bei den Ergänzungsparks geblieben sind. Vielmehr ist anzunehmen, daß dort Flugzeuge ohne Führer bereit lagen. Die Reserveflugzeuge dagegen sind scheinbar mit den Flieger-Abteilungen eingesetzt worden. Dafür spricht, daß mehrfach Flüge von Reservefliegern gemeldet wurden.

Die Unterbringung der Flugzeuge erfolgte in den mitgeführten Zelten. Teilweise aber wurden sie nur mit Pikettpfählen verankert, Schraube und Motor durch eine Plane geschützt, und blieben im Freien. Mehrfach wird diese Art als grundsätzlich bezeichnet.

Digitized by Google

b. Kraftfahrzeuge.

Die im folgenden gegebene Beschreibung der Kraftwagenausrüstung bezieht sich größtenteils auf die in der 4. Luftfahrtausstellung in Paris ausgestellte Ausrüstung einer Muster-Flieger-Abteilung, die auch das Manöver mitgemacht hat. Es sind aber auch andere, etwas abweichende Modelle im Versuch und im Gebrauch. Teilweise sind ermietete Fahrzeuge verwendet worden.

Der Kraftwagen des Abteilungsführers ist ein schneller viersitziger Doppelphaetonwagen.

Der Schleppkraftwagen ist breakartig gebaut, hat etwa 16 bis 20 PS, kann mit acht Mann, 800 kg Gerät und dem Flugzeug im Anhänger belastet 40 km in der Stunde zurücklegen. Er führt alles mit sich, was das Flugzeug zu seiner Bedienung, Unterkunft, zum Betriebe und zur Hilfeleistung bei Unfällen nötig hat. Im Innenraum befindet sich ein Kasten mit 50 l Benzin und mit Vorratsteilen. Auf dem Kasten liegt das 200 kg schwere Schutzzelt des Flugzeuges, das in 20 bis 30 Minuten aufgeschlagen werden kann. Die Sitzplätze bilden ebenfalls Kästen mit Handwerkszeug und Vorratsteilen. An den Außenseiten des Wagens sind unter anderem eine Vorratsluftschraube, Pikettpfähle, ein Vorratslandungsgestell und zwei Krankentragen angebracht. Der Wagen kann durch aufgesteckte Eisenträger und die Krankentragen in einen sehr bequemen Krankenwagen verwandelt werden. Am hinteren Ende befindet sich der Protzhaken für den Anhänger. Dieser ist sehr leicht und kann gänzlich auseinandergenommen werden. Er besteht nur aus einem leichten, gefederten, auf zwei Pneumatikrädern laufenden Rahmen, der von einer von Reifen getragenen Plane überspannt wird. Es gibt besondere Anhänger für Ein- und Doppeldecker.

Die Fahrzeuge der Park-Abteilung haben im allgemeinen 20 km Stundengeschwindigkeit. In den Vorratskraftwagen befindet sich das umfangreichere und schwere Vorratsgerät. Es sind Planwagen mit 4,50 m langer Plattform, die 3000 kg tragen; der Führersitz ist zur Raumersparnis über dem Motor angebracht. Die mitgeführten Vorratsflügel werden an der Längsseite des Wagens festgeschnallt. Weil sie aber hier leicht durch Stoß verletzt werden können, hat man besondere Flügelwagen konstruiert, die die Flügel in einer großen Kiste auf dem Dache des Wagens befördern. Die Kiste ruht auf Schienen und kann mit Hilfe von Ketten und einer Kurbel leicht und ohne Stoß herabgelassen werden. Außer der Flügelkiste trägt der Wagen 1500 bis 2000 kg, zum großen Teil Benzin und Öl. Der bei der Abteilung mitgeführte Vorratsanhänger ist zerlegt an der Außenseite eines der Vorratskraftwagen angeschnallt. Beide Arten von Wagen sind mit Protzhaken versehen, um die schweren Anhänger schleppen zu können, die in Kisten verpackte Vorratsflugzeuge befördern.

Diese vierräderigen Lastwagen können von 6 auf 9 m verlängert werden. Die

Digitized by Google

beiden Längsbalken des Hinterwagens sind U-förmige Eisenschienen, in denen die hölzernen Längsbalken des Vorderwagens sich teleskopartig verschieben lassen. Diese Wagen können auch mit Pferden bespannt werden.

Sehr sinnreich und zweckmäßig sind die Werkstättenwagen eingerichtet. Es sind kastenartige Wagen von den größten zulässigen Abmessungen. Sie enthalten: Drehbank, Bohrmaschine, Bandsäge, Schraubstock-Feilmaschine, Schleifstein usw., alles mit elektrischem Antrieb. Zwei Hobelbänke bilden gleichzeitig Schränke für Werkzeuge und Zubehör. Auch eine tragbare Schmiede mit Ambos ist vorhanden und ein tragbarer Werktisch. Um Raum zu gewinnen, sind die Seiten- und Rückwände zum Herausklappen eingerichtet. Sie ruhen auf Stützen und vergrößern Fußboden und Dach der Werkstatt. Der Motor des Wagens kann mit einer Dynamomaschine gekuppelt werden und mit einer Winde, die hinten am Wagen angebracht ist. Die Dynamomaschine liefert den elektrischen Strom zum Antrieb der Maschinen und für die Beleuchtung; die Winde ermöglicht es, den im Felde oder auf schlechten Wegen eingesunkenen Wagen mit eigener Kraft flott zu machen. Auch dieser Kraftwagen vermag noch einen Anhänger mit mehreren Tonnen Nutzlast zu schleppen.

Die Artillerie-flugzeuge.

Während sonst grundsätzlich beim Flugwesen Kraftfahrzeuge verwendet wurden, waren die Fahrzeuge der Artillerie-Flieger-Abteilung mit Pferden bespannt*)

Die Zusammensetzung dieser Abteilung steht nicht einwandfrei fest. Auch über ihre Tätigkeit ist nichts bekannt geworden. Nach einer Zeitungsmeldung befanden sich in den Fahrzeugen der Abteilung „sechs nicht mehr vollwertige (déclassés) Flugzeuge", die lediglich zu Ausbildungszwecken mitgeführt wurden (à titre purement instructif), ohne jemals zu fliegen. Im ganzen sind für das Luftfahrwesen von der 19. Feldartillerie-Brigade 200 Vorspannpferde gestellt worden, die außer bei der Artillerie-Abteilung wahrscheinlich bei den Ergänzungsparks verwendet worden sind.

Die Funkenstation.

Bei der Flieger-Abteilung 2 war auf dem Flugzeuge des Leutnants Mauger-Devarennes eine Funken-(Sende-)Station System Rouzet eingebaut. Dieses Gerät wiegt nur 30 kg, ist 27 cm breit, ebenso lang und 65 cm hoch. Als Antenne dient ein 50 m langer Draht, der abgerollt vom Flugzeuge herabhängt. Zum Betriebe ist 1/2 PS nötig, die der Flugzeugmotor liefert. Der Flieger-Abteilung war eine Empfangsstation System Tissot-Pellin auf einem Kraftwagen beigegeben, mit der das Flugzeug bis 100 km weit verkehren konnte.

Die in der Presse abgedruckten Funkenmeldungen beweisen, daß die Verständigung gelungen ist. Es sind, scheinbar um das Gerät zu prüfen, sehr zahlreiche Meldungen, zum Teil militärisch nicht wesentlichen Inhalts, gegeben und richtig aufgenommen worden.

*) Vgl. X. Jahrgang 1913, 1. Heft, Seite 62.

Digitized by Google

Die Flugzeugführer waren:

Die Flugzeugführer und Beobachter.

	Offiziere	Reserve-offiziere	Unteroffiziere	Gemeine	Summe
bei Einsitzern	19	1	—	1*)	21
bei Zweisitzern	38	2	8	8	56
Summe . .	57	3	8	9	77
	60		17		

Bei weitem die meisten Flugzeugführer (78 v. H.) waren Offiziere. Die immerhin zahlreichen Flieger des Unteroffizier- und Mannschaftsstandes wurden mit einer Ausnahme als Führer von Zwei- oder Dreisitzern verwendet. Die Gemeinen waren wohl alle oder fast alle Zivilflieger, die ihre Dienstzeit oder eine Reserveübung ableisteten.

Der Auswahl der Beobachter wurde und wird die größte Wichtigkeit beigemessen. Es wurden Generalstabsoffiziere bevorzugt, die eine besondere Ausbildung durchgemacht hatten. Sie sollen sich sehr gut bewährt haben. Auch als Führer von Einsitzern sollen einige Generalstabsoffiziere verwendet worden sein. Generalstabsoffiziere der am Manöver beteiligten Stäbe wurden nicht als Beobachter kommandiert, sondern blieben in ihren Dienststellen.

Die Luftschiffe.

Über die Luftschiffe enthält die Übersicht auf den Seiten 244 und 245 kurze Angaben**). Der „Adjudant-Réau" und der „Dupuy-de-Lôme" befanden sich bei den Ergänzungsparks ihrer Parteien, wo Hallen erbaut waren. Die Unterbringung in den Ergänzungsparks ist als friedensmäßig anzusehen; jedenfalls gehören sie nicht grundsätzlich dorthin.

II. Der Verlauf des Manövers.

Die Versammlung.

Die Aufstellung der Flieger-Abteilungen war planmäßig am 25. August in den Aufstellungsorten beendet. Die Flieger und die Luftschiffe begaben sich auf dem Luftwege in das Manövergelände.

Skizze 25.

Die roten Luftstreitkräfte versammelten sich bei Tournon-St. Pierre, die blauen bei Poultegon. Dort hatte die Manöverleitung das Gelände vorbereiten, Luftschiffhallen und Flugzeugschuppen aufstellen lassen. Die Einrichtungskosten sollen für Tournon-St. Pierre allein 90 000 Franken betragen haben. Die Reise der Flieger verlief fast durchweg glatt. Von den Luftschiffen legte der „Adjudant-Réau" am 9. September die 310 km von Issy-les-Moulineaux bei Paris nach Tournon-St. Pierre in $4^1/_2$ Stunden zurück. Bei der Landung brach aber das Steuer; es wurde in Chatellerault schnell instandgesetzt. Der „Dupuy-de-Lôme" mußte am

*) Reserveflieger.

**) Vgl. auch X. Jahrgang 1913, 1. Heft, Seite 72.

Digitized by Google

8. September den Versuch der Abreise wegen zu starken Windes aufgeben, kam aber am 9. September glatt nach Voultegon.

Als Beispiel sei die Aufstellung der roten Luftstreitkräfte am 10. September wiedergegeben. In 1. Linie standen 5 km nördlich Tournon-St. Pierre an der Straße nach Yzeures die fliegenden Staffeln der Flieger-Abteilungen auf freiem Felde, die Schleppkraftwagen bei ihren Flugzeugen. In 2. Linie standen in Tournon-St. Pierre die Vorrats- und die Werkstättenkraftwagen auf dem Marktplatz. In 3. Linie standen in vorbereitetem Park (Ergänzungspark) das Luftschiff in seiner Halle, Vorratsflugzeuge und -Motoren in vier großen Zelten.

Der erste Manöverabschnitt vom 11. bis 13. September.

Es ist nicht möglich, die Flugleistungen im einzelnen zu besprechen; auch von den Ergebnissen der einzelnen Flüge und ihrem Einfluß auf die Führung ist nur wenig bekannt geworden. Die folgende Schilderung des Verlaufes der einzelnen Tage beschränkt sich deshalb auf die Wiedergabe des Gesamteindruckes der Leistungen unter Hervorhebung wichtiger und lehrreicher Einzelheiten. Als allgemein darf hingestellt werden, daß die Flieger, wenn das Wetter das Fliegen zuließ, ihre Armeeführer über die Bewegungen der feindlichen Hauptkräfte dauernd auf dem laufenden hielten.

Der 11. September.

Am ersten Manövertage war die Aufklärungstätigkeit der Flieger besonders wichtig; denn es galt, den etwa 100 km entfernten Feind aufzusuchen und die Richtung seines Vormarsches festzustellen. Das Wetter war ruhig und den Fliegern sehr günstig. Infolgedessen wurde fleißig geflogen. Die Flüge begannen 3⁰ Vormittags. Da erst 5⁰ Vormittags die Bewegungen der Truppen begannen, scheinen die ersten Flüge kein Ergebnis über den feindlichen Vormarsch gebracht zu haben. Hieraus wird die Lehre gezogen, daß die Flieger nach und nach einzusetzen sind und ihre Tätigkeit über den ganzen Tag zu verteilen ist.

Der Führer von Blau, General Galliéni, teilte seiner Kavallerie-Division, die nicht mit Fliegern ausgestattet war, die Flieger-Abteilung A (einsitzige Eindecker) zu. Die Abteilung siedelte bereits am 10. September nach Doué la-Fontaine — 50 km — über und blieb anscheinend bis zum 15. September der Kavallerie-Division zugeteilt. Diese Abteilung meldete bis 9⁰ Vormittags den 8⁰ Vormittags erfolgten Übergang feindlicher Infanterie bei Dangé über die Vienne. Später meldete sie den Verbleib der feindlichen Kavallerie-Division. Sie verlegte ihren Standort um 35 km nach Bas-Orbé. Zwei Flieger der Abteilung legten je 220 km zurück, einer machte zwei Flüge.

Die anderen Abteilungen behielt der Armeeführer in seiner Hand. Er teilte ihnen bis zur Vienne reichende, fächerartig übereinandergreifende Aufklärungsstreifen zu, während das Luftschiff das Vormarschgelände des Feindes in seiner ganzen Breite von Norden nach Süden überfliegen sollte. Die Fliegermeldungen gaben dem Armee-Oberkommando ein klares Bild des feindlichen Vormarsches über die Vienne. Der Standort der Abteilungen wurde um 30 km nach Riblaire vorgeschoben.

Bei Rot war der Kavallerie-Division ständig eine besondere Fliegerformation

Digitized by Google

zugeteilt. Das Armee-Oberkommando verwendete zunächst sämtliche Flieger-Abteilungen selbst, im Laufe des Tages traten jedoch die Abteilung 4 zum zusammengesetzten, die Abteilung 5 zum 9. Korps über. Die Flieger des Kavallerie-Zuges „überwachten" den Vormarsch der blauen Kavallerie-Division, andere Flieger beobachteten den Anmarsch der blauen Divisionen in der Gegend von Bressuire—Airvault.

Von der 4. Abteilung (Deperdussin-Eindecker) stürzten am 11. September zwei Flugzeuge ab; zwei Flieger landeten im Bereiche des Feindes. Im Ernstfalle hätte diese Abteilung am Abend des ersten Tages nur noch zwei Flugzeuge gehabt. Da aber im Manöver Gefangene wieder frei kommen und außerhalb des Bereichs der eigenen Truppen beschädigte Flugzeuge wieder herangezogen werden können, hatte die Abteilung am 12. wieder vier, am 15. wieder fünf Flugzeuge. Ob Vorratsflugzeuge eingestellt worden sind, ist unbekannt.

Die 4. Abteilung wurde in die Gegend von Doussais verlegt (60 km). Die 5. Abteilung kam nach Jaulnay-Clan, wohin sie schon 3° Morgens einen Teil ihres Fuhrparkes zur Aufnahme frühzeitig dort landender Flieger vorausſandte. Die Flieger dieser Abteilung legten am 11. September im ganzen 1200 km zurück.

Die Luftschiffe wurden in der Absicht, ihnen die Aufklärungstätigkeit während der den Fliegern ungünstigen Mittagsstunden zuzuweisen, erst in den späten Morgenstunden eingesetzt. „Dupuy-de-Lôme" soll acht, „Adjudant-Réau" sechs Stunden in der Luft geblieben sein. Ihr Verhalten hat nur geringe Anerkennung gefunden: sie flogen in der unkriegsmäßigen Höhe von nur 200 m, kamen nur langsam und mit Mühe gegen den Wind vorwärts und kreuzten sich, ohne die geringste Rücksicht aufeinander zu nehmen.

Der 12. September.

Auch am zweiten Manövertage wurden die Armeeführer von den Fliegern gut bedient. Am Abend des 12. meldete General Galliéni an die Manöverleitung, seine Nachrichten habe er größtenteils von den Fliegern und zwar zwischen 7° und 10° vormittags erhalten. Es machte sich auch schon eine gewisse Anpassung der Truppen an die Luftaufklärung bemerkbar. Soweit als möglich wurde beim Marsche Deckung gesucht, die Stäbe vermieden Besprechungen oder Befehlsausgabe im Freien.

Bei Blau wurden von drei Fliegern Strecken von 250 km zurückgelegt. Einem Flieger gelang es, eine feindliche Division im Walde von Scévolle festzustellen; bei Mirebeau, Lencloître und Monts-sur-Guesnes wurden feindliche Truppen gemeldet.

Die Flieger-Abteilung 2 wurde im Biwak bei Riblaire von einer feindlichen Patrouille überrascht. Sie hatte sich nicht gesichert; nur durch das Eingreifen des Oberstleutnants Bouttieaux, der zufällig im Kraftwagen hinzukam, gelang es, die Patrouille durch Gewehrfeuer abzuweisen.

Die Abteilungen behielten ihre Standorte bei Bas-Orbé (A) und bei Riblaire (1., 2., 3.) bei.

Bei Rot zeichneten sich besonders die Kavallerieflieger aus. Jeder Flieger führte mehrere Flüge aus; sie landeten jedesmal dicht bei der Division, um zu melden. Ein Flugzeug der gemischten Abteilung fiel wegen Benzinmangels in Feindeshand. Der

Digitized by Google

Führer (ein Unteroffizier) war auf Befehl des Beobachtungsoffiziers weiter geflogen, als sein Brennstoffvorrat zuließ.

Am Abend befanden sich: Abteilung 4 bei Mirebeau, Abteilung 5 bei Jaulnay-Clan, Abteilung B und die gemischte Abteilung bei Antran, 3 km nordwestlich Chatellerault. Es waren also die beiden den Korps zugeteilten Abteilungen in die Front der Armee vorgezogen und wahrscheinlich die beiden anderen etwa 25 km weiter zurückgehalten.

Über die Leistungen der Luftschiffe an diesem Tage ist nur bekannt, daß bei der Landung des „Adjudant-Réau“ am Nachmittage sich eine Explosion ereignete, durch die drei Mann verletzt wurden. Es mußten Ersatzteile aus Paris geholt werden. Bis zum Manöverschluß ist keine weitere Fahrt des Schiffes gemeldet worden.

Der 13. September.

Am dritten Manövertage herrschte prachtvolles Wetter. Die Windstärke betrug in mittleren Höhen nicht über 10 sm; dennoch sah sich der „Dupuy-de-Lôme“, der von 6° Vormittags ab fahrbereit war, veranlaßt, in der Halle zu bleiben. Die Flieger flogen bis 1° Nachmittags. Für diesen Tag, an dem die Armeen auf der ganzen Front in gegenseitige taktische Berührung traten, teilte auch General Galliéni jedem seiner Korps eine Flieger-Abteilung zu. Die blauen Abteilungen behielten ihre Standorte bei.

General Marion, der Führer von Rot, zog seine Flieger-Abteilungen nach Bellien, 8 km nordwestlich Mirebeau, nahe der Front der Armee zusammen. Die Flugzeuge landeten zum Teil in der Nähe des Standortes des Armeeführers, der sich nur 500 m hinter der vorderen Gefechtslinie befand. Sie machten dadurch den Feind auf den Standort des Stabes aufmerksam. So kam es zu der bekannten Attacke der 1. Kavallerie-Division, der im Falle des Gelingens außer dem Armee-Oberkommando vier Flugzeuge zum Opfer gefallen wären. Die Anwesenheit der Kavallerie-Division war von den Fliegern richtig gemeldet worden.

Am Abend wurden alle roten Abteilungen bei Doussais vereinigt.

Die Verluste während des ersten Manöverabschnittes.

Während des ersten Manöverabschnittes einschließlich der Reise zur Versammlung sollen die Flieger im ganzen 50 000 km, einzelne Flieger 1500 km zurückgelegt haben. Von den 49 Flugzeugen der 1. Linie — abgesehen von den Artillerieflugzeugen, die nicht flogen, — sind in dieser Zeit, soweit nachweisbar, vier (davon drei unbeschädigt) in Feindeshand gefallen, vier schwer, sechs leicht beschädigt worden. Drei Motorpannen sind vorgekommen, von denen zwei zu Beschädigungen der Flugzeuge führten. Dauernd gebrauchsfähig blieben also 35 Flugzeuge. Die leichten Schäden an den Flugzeugen und den Motoren hätten wohl auch im Kriege bei den Abteilungen selbst in kurzer Zeit ausgebessert werden können. Den kriegsmäßigen, dauernden Verlust — ohne den durch feindliches Feuer — kann man demnach auf acht Flugzeuge, also auf ein Sechstel des Bestandes der ersten Linie berechnen. Im Frieden war er noch geringer, da die „Gefangenen“ zurückkehrten und auch einige schwerer beschädigte Flugzeuge, wenn auch unter Mitwirkung von Zivilarbeitern der Privatfirmen, noch während des Manövers instandgesetzt wurden.

Digitized by Google

Man muß dieses Ergebnis als günstig bezeichnen. Denn es ist dabei zu berücksichtigen, daß es sich um Flüge in unbekanntem Gelände und um Landungen auf nicht vorbereitetem, teilweise auch nicht vorher erkundetem Gelände handelte, die an die Umsicht und Geschicklichkeit der Flieger große Anforderungen stellten. Alte und junge Flieger haben sich gleich gut bewährt.

Der 14. September.

Auch am Ruhetage, dem 14. September, fanden einige Flüge statt. General Galliéni, der Führer der blauen Armee, nahm an einem Fluge teil. Wenn es sich dabei auch nicht um eine kriegsmäßige Erkundung handelte, so ist doch die Gewohnheit der höheren französischen Offiziere, gelegentlich mitzufliegen, wertvoll für die Entwicklung des Flugwesens. Abgesehen davon, daß sich die höheren Führer selbst ein Urteil über die Leistungsfähigkeit und Zuverlässigkeit der Fliegeraufklärung bilden, wird durch das ihnen bewiesene Vertrauen und Interesse die Dienstfreudigkeit der Flieger wesentlich erhöht. Oberstleutnant Bouttieaux flog während des Manövers jedesmal auf dem Flugzeug eines anderen Fliegers zum neuen Standort. Er glaubte dadurch am besten die Leistungsfähigkeit von Flugzeug und Flieger kennen lernen zu können.

Der zweite Manöverabschnitt 15. bis 17. September.

Während des zweiten Manöverabschnittes blieb trotz der veränderten Kriegsgliederung die bisherige Verteilung der Luftstreitkräfte bestehen. Nur ist die Artillerie-Flieger-Abteilung wahrscheinlich mit dem 9. Korps zu Blau übergetreten.

Der 15. September.

Skizze 26.

Der 15. September war für die Flieger der lehrreichste Manövertag. Bis gegen Mittag herrschte ungünstiges Wetter: Nebel, zeitweise durchdringender, feiner Regen, aber kein Wind. Vereinzelte Flugversuche am Vormittage blieben ergebnislos. Erst als sich nachmittags das Wetter aufgeklärt hatte, konnte die Luftaufklärung wieder einsetzen. Die Armeen waren infolgedessen an diesem Tage hauptsächlich auf die Aufklärungstätigkeit ihrer Kavallerie-Divisionen angewiesen, denn die Nachmittagsmeldungen der Flieger kamen für den Verlauf des Tages nur noch wenig in Betracht. Die Kavallerie scheint sich aber — wenigstens bei Rot — teilweise doch etwas zu sehr auf die Flieger verlassen zu haben, so daß das Fehlen von Nachrichten sich empfindlich fühlbar machte.

Die blauen Flieger-Abteilungen hatten Befehl, ihren Standort nach Mirebeau zu verlegen. Wegen des Nebels beschloß der Führer der Flieger-Abteilung A, die sich bei der Kavallerie-Division befand, den 35 km weiten Weg mit verpackten Flugzeugen zurückzulegen. Das Zerlegen und Verpacken der Zelte und Flugzeuge dauerte anderthalb Stunden, der Marsch eine Stunde. Die anderen Abteilungen warteten in Riblaire das Aufklaren des Wetters ab und begaben sich dann auf dem Luftwege nach Mirebeau (37 km).

Nachmittags wurden noch einige Erkundungsflüge gemacht. Oberstleutnant Bouttieaux brachte zur Sprache, daß des unsichtigen Wetters wegen die Flieger höchstens 350 m hoch fliegen könnten und das Fliegen mit einer gewissen Gefahr verbunden sei. Das Armee-Oberkommando entschied aber, daß trotzdem die Flieger

Digitized by Google

einzusetzen seien: zweifellos ein kriegsmäßiger Entschluß. Die Flüge verliefen glatt. Auf einem Flugzeug der Abteilung 2 machte der russische General Kaulbars den Flug nach Mirebeau und anschließend einen Aufklärungsflug mit.

Die roten Abteilungen gingen von Doussais nach Ste. Maure (55 km) zurück. Des Nebels wegen konnten sie erst zwischen 12⁰ und 2⁰ Nachmittags abfliegen. 2⁰ Nachmittags verließen die letzten roten Truppen, die den Ordnungsdienst bei den Fliegerparks versehen hatten, den schon von dem Feinde erreichten Ort. Das war zweifellos unkriegsmäßig; die Abteilungen durften deshalb auch keine Erkundungen ausführen. 5⁰ nachmittags waren alle Flieger in Ste. Maure. Ein Fliegeroffizier landete ungeschickt, beschädigte zwei fremde Flugzeuge schwer, sein eigenes leicht. Menschen kamen nicht zu Schaden. Auf dem Marsche nach Ste. Maure fielen bei Dangé mehrere Schlepp- und Vorratskraftwagen der 4., gemischten und B-Abteilung der blauen Kavallerie in die Hände. Die Bedienung verteidigte sich mit dem Gewehr. Später wurden sie befreit, als Dangé erneut von Rot besetzt wurde.

Ein Flieger der Abteilung 5 wurde 5⁰ Nachmittags, bei schon beginnender Dämmerung, ausgesandt, um der roten Kavallerie-Division, deren Aufenthalt unbekannt war, einen Befehl des Armeeführers zu überbringen. Er traf eine Kavalleriemasse, landete und erkannte Feind; es gelang ihm gerade noch wieder hochzukommen. In etwa 500 m Höhe flog er weiter, fand die Division, warf seine Meldung ab und kehrte bei Dunkelheit 7¹⁵ Abends nach Ste. Maure zurück. Das ist einer der zurzeit noch selteneren Fälle der Verwendung der Flieger zum Aufrechterhalten der Verbindung und zur Befehlsübermittelung. Auch die Abgabe der Meldung durch Abwerfen ist als Ausnahmefall zu betrachten.*)

Der Luftkreuzer „Dupuy-de-Lôme“ unternahm einen mehrstündigen Aufstieg. Er blieb aber unter 100 m Höhe und über dem Bereiche der eigenen Armee.

Der 16. September.

Am nächsten Tage herrschte wieder schönes Wetter. Es wurde den ganzen Tag über, auch Mittags bei 10 bis 12 sm Wind, viel geflogen. Für Blau trafen sieben, für Rot sechs Reserveflieger ein. (Vgl. Übersicht auf den Seiten 244 und 245) Sie waren teils bei Poitiers, teils in Buc**) und Villacoublay**) von der Leitung bereitgehalten worden und wurden jetzt eingesetzt, um den Fliegern Gelegenheit zur Betätigung zu geben.

Die blauen Abteilungen begaben sich nach Chatellerault, wohin auch der Ergänzungspark verlegt wurde, die roten blieben — nunmehr nahe der Front — in Ste. Maure.

Der 17. September.

Auch am 17. September herrschte prachtvolles Wetter, das die Flieger fleißig ausnützten. Bei Blau standen der Kavallerie-Division die halbe Abteilung A, dem 10. Korps die Abteilung 2, dem 9. Korps die 4. Reserveflieger-Abteilung zur Verfügung. Die Abteilungen standen bei La Haye-Descartes, wo der Landungsplatz wegen plötzlich eintretenden Nebels zeitweise durch Strohfeuer kenntlich gemacht wurde. Die roten Abteilungen blieben bei Ste. Maure.

---

*) Vgl. Seite 240. **) Flugzeughäfen bei Paris.

Digitized by Google

Abschluß des Manövers.

Nach der Beendigung des Manövers begaben sich fast sämtliche Flieger auf dem Luftwege nach Villacoublay. Dort nahm am 27. September der Kriegsminister eine Parade über die an den Manövern beteiligten Flieger-Abteilungen ab und bereitete damit den Fliegern einen ihrer Leistungen würdigen, glänzenden Manöverabschluß. 72 Flugzeuge mit ihrem gesamten Kraftwagenpark nahmen an der Parade teil.

Nach der Parade begaben sich die Abteilungen meist auf dem Luftwege, teils aber auch auf ihren Fahrzeugen nach ihren in der Übersicht auf den Seiten 244 und 245 genannten Standorten.

Im ganzen sollen während des Manövers mit Einschluß der Marschflüge 70 000 km geflogen worden sein. Im Vergleiche zu diesen Leistungen sind die vorgekommenen Unfälle*) gering. Selbst wenn man annimmt, daß ein Teil der am Gerät vorgekommenen Schäden nicht öffentlich bekannt geworden ist, so ist doch das gänzliche Fehlen schwerer Unglücksfälle ein Beweis für die Güte des Geräts und die treffliche Ausbildung der Flieger.

III. Die Taktik des Flugdienstes.

Aus der Schilderung der Fliegertätigkeit an den einzelnen Manövertagen und den daran in der Presse geknüpften Besprechungen, läßt sich erkennen, daß im Manöver nach folgenden Verwendungsgrundsätzen verfahren worden ist.

Bei der Armee Galliéni wurden die Flieger-Abteilungen im allgemeinen geschlossen zusammengehalten. Nur in besonderen Fällen wurde einer unterstellten Einheit eine Abteilung zugeteilt, z. B. der Kavallerie-Division an den ersten Tagen, an denen die Fernaufklärung es wünschenswert machte, den Korps am 13. und 17. September, bei taktischer Berührung mit dem Gegner.

Die Flieger-Abteilungen wurden in Gefecht und Unterkunft mit ihren Fliegern und Beobachtungsoffizieren unter dem Befehl des Leiters des Flugdienstes der Armee in der Nähe des Armee-Oberkommandos, aber von diesem getrennt, gehalten. Ihr Aufstellungsort (centre de renseignements) lag damit an zentraler Stelle, hinter der Front der Armee und weit vom Feinde; er wurde möglichst selten gewechselt. Jeden Abend fand für sämtliche Flieger- und Beobachtungsoffiziere eine gemeinsame Besprechung der Lage statt, die dann innerhalb der Abteilungen ergänzt wurde.

Die Befehle des Armee-Oberkommandos wurden dem Leiter des Flugdienstes durch einen eigens dazu bestimmten Offizier des Armeestabes übermittelt. Dieser hielt sich meist bei den Flieger-Abteilungen auf und vermittelte jeglichen Verkehr zwischen Flugdienst und Armee-Oberkommando. Er nahm die eingehenden Meldungen entgegen, sichtete sie und gab sie durch Fernsprecher, Kraftwagen, Krafträder, Melde-reiter usw. an das Armee-Oberkommando weiter. Er gab auch auf Grund der eingehenden Meldungen selbständig neue Aufträge.

---

*) 3 Motorpannen; 7 Flugzeuge schwer, 9 Flugzeuge leicht beschädigt; 2 Offiziere leicht verletzt; 4 Flieger in Feindeshand gefallen.

Digitized by Google

Der Leiter des Flugdienstes verteilte die Aufträge, indem er entweder den Abteilungen Aufklärungsstreifen zuwies, in die sie Flieger entsandten, oder eine Abteilung zur gleichzeitigen Lösung der verschiedenen Aufgaben bestimmte. Er hatte die zweckmäßige Ausführung der erhaltenen Aufträge zu überwachen, leitete den technischen Dienst und die Verwaltungsangelegenheiten des Flugdienstes. Es wurden weite (100 bis 250 km), wenn auch langsame Flüge und planmäßiges Absuchen der Aufklärungsstreifen gefordert. Die Flieger wurden nach und nach eingesetzt, so daß stets einige verfügbar waren, um die eingegangenen, wichtigen Meldungen nachprüfen oder weiter verfolgen zu können. Die Meldungen wurden grundsätzlich am Standort der Abteilung abgegeben.

War ein Ortswechsel befohlen, so begaben sich die Flieger auf dem Luftwege nach dem neuen Standorte, die Fahrzeuge der Gefechtsbagage folgten. Die vor dem Ortswechsel zur Aufklärung entsandten Flugzeuge trafen nach Ausführung ihrer Aufträge ein. Der neue Landungsplatz wurde am frühen Morgen durch Offiziere erkundet und bezeichnet. Große weiße Stoffbahnen wurden T-förmig ausgebreitet. Der mittlere Streifen war mit einem breiten schwarzen Strich versehen, der den Flugzeugen die Richtung gegen den Wind, in der sie landen mußten, angab. Bei Dunkelheit wurden an den Längsseiten des Landungsplatzes Feuer angezündet, bei Nebel Rauchfeuer.

In einiger Entfernung vom Standorte der Flieger-Abteilungen wurde der Armee-Fliegerpark eingerichtet. Hier wurde der von rückwärts eintreffende Ergänzungsbedarf gesammelt und von hier aus den Abteilungen zugeführt; hier waren die fahrenden Werkstätten in ständiger Tätigkeit. Sie wurden, wenn nötig, auch vorgezogen, um unterwegs zu Schaden gekommene Flugzeuge an Ort und Stelle auszubessern.

Besonders scheint sich das ganze Verfahren für die strategische Aufklärung bewährt zu haben; es wird allgemein als mustergültig bezeichnet. Der Dienst spielte sich mit großer Ruhe, Ordnung und Sicherheit ab. Bezeichnend ist folgendes Urteil eines sachverständigen Beobachters: „Zu jeder Stunde sah ich seine Flugzeuge in der Luft, ihn selbst (den Leiter des Flugdienstes) sah ich nie, sah auch nie, selbst nicht von weitem, die Zelte seiner Flugzeuge, das Nest seiner Vögel."

Eine andere Taktik befolgte der Leiter des roten Flugdienstes. Hier wurden häufiger Abteilungen an Armeekorps abgegeben, so daß sie seltener einheitlich verwendet wurden. Die Beobachtungsoffiziere blieben im Armeestabe, während die Abteilungen und ihre Führer, ohne über die Lage unterrichtet zu sein, meist fern vom Armee-Oberkommando häufig weit vorne, den Vorposten nahe, untergebracht waren. Am Morgen wählten sie sich, ohne besonderen Befehl des Armee-Oberkommandos zu erhalten, einen Standort, der meist einige Kilometer von dem des Armeeführers entfernt lag. Der Armeeführer gab seine Aufträge unmittelbar an die Beobachter;

Digitized by Google

diese begaben sich im Kraftwagen zu ihren Abteilungen und nach dem Fluge zum Armee-Oberkommando zurück, um persönlich zu melden. Teilweise landeten sie auch in der Nähe des Armeestabes.

Das Verfahren beabsichtigte schnelle, kurze Flüge zur raschen Ausführung eines eng umschriebenen Auftrages. Es eignet sich mehr zur taktischen als zur strategischen Aufklärung, also mehr für Truppenflieger als für Armeeflieger.

Die häufig den Standort wechselnden, im Bereiche der Truppen sich bewegenden Fahrzeuge der Abteilungen, störten den Verkehr, zumal da bei ihnen scheinbar nicht genügend auf Marschdisziplin gehalten wurde. Sie befanden sich öfters zwischen den Parteien und waren durch den Feind gefährdet.

Im allgemeinen sollen die Flieger nicht hoch genug geflogen sein; die meisten nicht über 800 m, wenige 1000 m, viele nur 400 bis 600 m hoch, während als kriegsmäßige Mindesthöhe 1000 m angenommen wird. Ohne Zweifel muß man das bei der Beurteilung der Aufklärungsergebnisse in Betracht ziehen. Sicherlich ist es aber nicht dem Mangel an Flugtüchtigkeit zuzuschreiben, sondern dem Streben nach guten Meldungen, dem auch der Patrouillenführer nachgibt, der im Manöver näher an den Feind heranreitet, als er es im Kriege tun würde.

IV. Die Weiterentwicklung.

Mit großem Eifer und dem ernsten Bestreben, der Weiterentwicklung der „fünften Waffe“ zu dienen, sucht die französische Presse die Erfahrungen dieses groß angelegten und als gelungen betrachteten Manöverversuchs nutzbar zu machen. Die Lehren, die man daraus in Frankreich zieht, lassen sich wie folgt zusammenfassen.

Flugwesen. Einfluß auf die Kriegführung.

Man ist fast allgemein der Ansicht, daß durch den Einfluß des Flugwesens auf die Kriegführung ein Umsturz der heutigen Strategie und Taktik nicht zu erwarten sei. Die Flieger bilden vielmehr nur eine neue, wichtige Hilfswaffe. Oberstleutnant Estienne bezeichnet das treffend: „Das letzte Wort bleibt immer der Infanterie. Wenn die Infanteristen dächten, das Flugzeug sei ein Allheilmittel gegen die Niederlage, und wenn diese Ansicht ihren Schneid und Mut lähmte, würde ich lieber sofort meine Flugzeuge verbrennen.“

Die Flieger hält man zu umfangreicher strategischer und taktischer Aufklärung für geeignet. Die Führung wird dadurch einerseits erleichtert, weil sie erheblich genauer über die Lage beim Feinde unterrichtet ist. Anderseits muß sie aber auch beim Gegner auf diesen vermehrten Überblick rechnen; begangene Fehler werden sich daher eher und bitterer rächen als früher. Man wird deshalb auch seine Kräfte mehr zusammenhalten, alle Bewegungen schnell ausführen müssen. Nachtmärsche werden häufiger, die Truppe wird auf dem Marsche, in der Ruhe, im Gefecht (namentlich Reserven, Geschütze und Stäbe) Deckung gegen die Luftaufklärung suchen. So erhöht die Luftaufklärung, trotz des „Spieles mit aufgedeckten Karten“ den

Digitized by Google

Einfluß des Wertes der Führerpersönlichkeit auf den Ausgang der Kriegshandlung. Als falsch muß man daher die Anschauung des Generals Bruneau bezeichnen, es sei nunmehr der Krieg nur noch ein „Kriegsspiel, aus dem alles Unvorhergesehene verschwunden sei", nicht mehr die Folgerungsgabe (combinaisons savantes) und das Genie des Feldherrn, sondern nur die taktische Tüchtigkeit der Truppe entscheide den Sieg.

Auf alle Fälle bildet schon heute das Flugwesen einen unentbehrlichen Teil der Wehrmacht. Seine Verwendung muß gelernt, seine zweckmäßige Gliederung studiert werden. Daß man nicht unbegrenzt auf die Luftaufklärung sich verlassen kann, zeigte der 15. September, der Nebeltag. „Auch nicht eine Aufklärungs-Eskadron darf man weglassen im Vertrauen auf die Flieger."

Gliederung des Flugdienstes.

Die Flieger sind zunächst ein Organ der Armee für die strategische Aufklärung. Sie ersetzen darin mehr und mehr die kleineren Luftschiffe. Aber auch die Truppe braucht Flieger: die Kavallerie, die Artillerie, schließlich die großen Infanterieverbände. Sie dienen dort der Verbindung, der Zielaufklärung und Beobachtung des Feuers und taktischen Erkundungen.

So wird sich eine Zweiteilung des Flugdienstes entwickeln: der Armee-Flugdienst und der Truppen-Flugdienst. Auch für die höheren Stäbe (Generalkommandos) werden Flugzeuge gefordert; doch bleibt die Frage offen, ob ihnen die Armee zeitweise von ihren Abteilungen abgeben soll, oder ob sie ähnlich wie die Truppe ausgestattet werden sollen.

Eine weitere Aufgabe bleibt zu lösen: der Kampf vom Flugzeuge aus. „Das Zeitalter der Luftkämpfe ist nahe. Es gilt sich darauf vorzubereiten, auch hier den Vorrang zu behaupten." Zunächst kommt der Kampf gegen die feindlichen Luftstreitkräfte, später vielleicht auch gegen Ziele auf der Erde in Betracht. Man hat hauptsächlich den Kampf gegen die deutschen Z-Schiffe im Auge und den Schutz gegen ihr Feuer. Man fordert deshalb einstimmig bewaffnete und gepanzerte Flugzeuge. Als Waffen kommen Maschinengewehre und Abwurfbomben in Betracht.

Des Kampfes gegen die Flugzeuge von der Erde aus geschieht seltener Erwähnung. Man hält sie für wenig verwundbar, falls sie genügend große Höhen aufsuchen. Als Ballonabwehrgeschütz ist ein 75 mm-Geschütz auf Kraftwagenlafette vorhanden. Im Manöver ist es nicht verwendet worden.*)

Die Kampfflugzeuge werden, wie man annimmt, keine besondere Klasse bilden; sie sind gleichzeitig die Armeeflugzeuge. Es sind große, stark gebaute Flugzeuge mit 160 bis 400pferdigen Motoren und großem Aktionsradius. Sie tragen drei oder mehr Personen, sind gepanzert, bewaffnet und mit einer Funkenstation versehen. Es sei bemerkt, daß zurzeit in Frankreich bereits ein siebensitziges Privatflugzeug mit 200 PS-Motor fliegt.

Die Truppenflugzeuge sind leicht, schnell, können rasch zerlegt und am besten auf mit Pferden bespannten Wagen der Truppe überallhin nachgeführt werden. Sie

*) Vgl. X. Jahrgang, 1913, 1. Heft, Seite 67.

Digitized by Google

sollen Einsitzer sein und kurze, schnelle Flüge machen. Doch muß man berücksichtigen, daß für die Artillerie eigentlich nur der Zweisitzer geeignet ist. Auch für die Stäbe ist die Möglichkeit erwünscht, einen Offizier des Stabes mit dem Flieger zur Erkundung entsenden zu können.

Als Vorläufer für die schweren Armeeflugzeuge kann man die Dreisitzer der gemischten Abteilung, als die der leichten Truppenflugzeuge die einsitzigen Blériot-Eindecker bezeichnen.

Zusammensetzung der Flieger-Abteilung.

Für den bedeutendsten im Manöver zutage getretenen Fortschritt hält man mit Recht die den Forderungen des Ernstfalles angepaßte Zusammensetzung und Gliederung der Abteilungen. Unter Hinweis hierauf kennzeichnet ein sachverständiger Berichterstatter, der 1912 die deutschen Kaiser- und die französischen Armeemanöver mitgemacht hat, den Vorsprung Frankreichs mit den Worten: „Nous sommes loin, bien loin de ce qu'ont nos rivaux d'Allemagne, il-y-a un abîme!“

Auch hier werden noch Verbesserungen vorgeschlagen. Die Abteilung zu sechs Flugzeugen ist mit ihren Parkfahrzeugen etwas zu schwerfällig. Die Abtrennung der Park-Abteilungen und deren Zusammenfassung zum Armee-Park raubt den Flieger-Abteilungen einen großen Teil wünschenswerter Selbständigkeit. Deshalb wird vorgeschlagen, die Abteilung zu vier Flugzeugen, vier Schlepp-, einem Werkstätten- und einem Vorrats-Kraftwagen zu bilden. Nach den Manövererfahrungen soll diese Ausstattung genügen; sie würde die Beweglichkeit der Abteilung erheblich erhöhen.

Um die schnelle Übermittlung von Befehlen und Meldungen zu gewährleisten, wird vorgeschlagen, den Aufstellungsort der Flieger-Abteilungen grundsätzlich durch eine Funkenstation mit dem Armee-Oberkommando zu verbinden.

Luftschiffe.

Die Urteile der Presse über die Luftschiffe im Manöver sind großenteils vernichtend. Sie haben „schlechte Figur“ gemacht; es ist „besser, nicht darüber zu sprechen“. Sie „haben sich selbst ihr Grab gegraben“. Vier bis fünf Flugzeuge, fächerartig entsandt, brachten in zwei Stunden dasselbe Ergebnis, das ein Luftschiff in zehn Stunden brachte. Die Hallen, die sie brauchen, kann man unmöglich der Armee nachführen.

Ihren Hauptvorzug sieht man in ihrer Verwendbarkeit bei Nacht und gibt auch zu, daß sie für weitere Fahrten und für den Festungskrieg brauchbar sind. Man will deshalb auch die Luftschiffe nicht aufgeben. Im Jahre 1913 sollen 7 bis 8 große Schiffe von 20 000 cbm nach dem Schottensystem gebaut werden, die große Geschwindigkeit erreichen sollen. Man hat sich aber nicht entschließen können, das unstarre System aufzugeben, obwohl man sich der unbestreitbaren Überlegenheit der starren Z-Schiffe klar bewußt ist. Es fehlt infolgedessen auch nicht an Stimmen, die den Bau starrer Luftschiffe fordern, selbst auf die Gefahr hin, etwas anzunehmen, was aus Deutschland kommt. Man darf deshalb auch auf den Ausfall der Probefahrten des starren Luftschiffes „Spieß“ gespannt sein.


Digitized by Google

Übersicht über die

Bei der

Oberster Leiter des Luftfahrdienstes: Oberst Romazotti,
Zugeteilt: Oberstleutnant Breton,
Im ganzen standen zur Verfügung

Blau. (Westarmee, Führer: General Galliéni.)

1. Flugwesen. 24 Flugzeuge 1. Linie, 13 Reserve-Flugzeuge, 1 Luftschiff.
Leiter des Flugwesens der Armee: Oberstleutnant Bouttieaux, Kommandeur des 1. Luftfahrbezirks (Versailles).

Flieger-Abteilung 1:[1]) Hauptmann Schneegans.
Flugzeuge: 6 H. Farman-Doppeldecker, Zweisitzer mit 80 PS-Gnome-Motor.
Aufstellungsort: Camp de Chalons. Standort nach dem Manöver: Toul.

Flieger-Abteilung 2: Hauptmann Michaud.
Flugzeuge: 6 M. Farman-Doppeldecker, Zweisitzer mit 70 PS Renault-Motor, davon 1 Flugzeug mit Funkenstation.
1 Reserve-Flugzeug.
Bei der Abteilung befand sich eine fahrbare Funkenstation als Empfangsstation.
Aufstellungsort: Buc. Standort nach dem Manöver: Verdun.

Flieger-Abteilung 3: Hauptmann Bellenger.
Flugzeuge: 6 Blériot-Eindecker, Zweisitzer mit 70 PS-Gnome-Motor.
2 Reserveflugzeuge.
Aufstellungsort: Camp d'Avor. Standort nach dem Manöver: Belfort.

Flieger-Abteilung A[1]): Hauptmann Casse.
Flugzeuge: 3 Borel- } 3 Blériot- } Eindecker, Einsitzer mit 50 PS-Gnome-Motor.
3 Reserveflugzeuge (anscheinend 1 Borel, 2 Blériot).
Aufstellungsorte: Chateaufort-Etampes. Standorte nach dem Manöver: ?

Dazu vom 16. September ab: 3. Reserve-Flieger-Abteilung: Leutnant Chevreau.
Flugzeuge: 3 Deperdussin-Eindecker, Zweisitzer mit 70 PS-Gnome-Motor.
4. Reserve-Flieger-Abteilung: Hauptmann Duperron.
Flugzeuge: 4 M. Farman-Doppeldecker, Zweisitzer.

2. Armee-Fliegerpark: Hauptmann Ludman.
(parc d'aviation d'armée.)
3. Ergänzungspark: Hauptmann Jaillet.
(parc de ravitaillement.)
4. Luftschiff: „Dupuy-de-Lôme" (System: Clément-Bayard, Prallschiff von 9000 cbm, 88 m lang, 2 Motoren zu 140 PS, Funkenstation).
Führer: Hauptmann Réant.
Besatzung: 10 Personen.
Manöverstandort: Voultegon, sonst: Maubeuge.

Nichts ist bekannt über die Verwendung der

Besondere Verwendung fand: Senator Reymond

Reserve-Luftschiff der Leitung: „Adjudant-Vincenot" (System: Clément-Bayard,
Manöverstandort: Issy-les-Moulineaux,

Anmerkung: [1]) Die Einsitzer-Abteilungen sind mit Buchstaben (A, B),
" Zweisitzer- " " " Zahlen (1, 2 usw.) bezeichnet.



Manöver-Luftstreitkräfte.

Manöverleitung:
zugeteilt der Inspektion des Militärluftfahrwesens.
Kommandeur des 2. Luftfahrbezirkes (Reims).
78 oder 79 Flugzeuge,
3 Luftschiffe.

Rot. (Ostarmee, Führer: General Marion.)

1. Flugwesen. 25 Flugzeuge 1. Linie, 5 bis 6 Artillerie-Flugzeuge, 6 Reserve-Flugzeuge, 1 Luftschiff.
Leiter des Flugwesens der Armee: Oberstleutnant Estienne, Kommandeur des 3. Luftfahrbezirks (Lyon).

Flieger-Abteilung 4: Hauptmann Carlin.
Flugzeuge: 6 Deperdussin-Eindecker, Zweisitzer mit 70 PS Gnome-Motor.
Aufstellungsort: Reims. Standort nach dem Manöver: Douai.

Flieger-Abteilung 5: Hauptmann Leclerc.
Flugzeuge: 6 M. Farman-Doppeldecker, Zweisitzer mit 70 PS Renault-Motor.
Aufstellungsort: St. Cyr. Standort nach dem Manöver: Epinal.

Flieger-Abteilung B: Hauptmann Francezon.
Flugzeuge: 4 Hanriot-Eindecker, Einsitzer.
Aufstellungsort: Reims. Standort nach dem Manöver: Reims.

Gemischte Flieger-Abteilung: Hauptmann Etévé.
Flugzeuge: 2 Deperdussin-Eindecker, 2 Breguet-Doppeldecker, 2 Nieuport-Eindecker } Dreisitzer mit 100 PS Motoren verschiedener Konstruktion.
Aufstellungsort: Reims. Standort nach dem Manöver: ?

Kavallerie-Flieger-Zug:
Flugzeuge: 3 Blériot-Eindecker, Einsitzer mit 50 PS Gnome-Motor.
Aufstellungsorte: ? Standort nach dem Manöver: ?

Artillerie-Flieger-Abteilung: Hauptmann Badet.
Flugzeuge: wahrscheinlich 6, nach anderen Angaben 3 + 2 Ref. Blériot-Eindecker. Einsitzer mit 50 PS Gnome-Motor.
Aufstellungsort: Vincennes. Standort nach dem Manöver: ?

Dazu vom 16. September ab: 2. Reserve-Flieger-Abteilung: Schiffsleutnant l'Escaille.
Flugzeuge: 4 Nieuport-Eindecker, Zweisitzer oder wahrscheinlich Dreisitzer mit 100 PS Motor.

5. Reserve-Flieger-Abteilung:
Flugzeuge: 2 Breguet-Doppeldecker, Zweisitzer (oder Dreisitzer)?

2. Armee-Fliegerpark: Hauptmann Sourdeau.

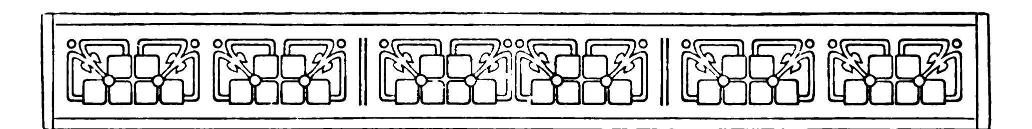
3. Ergänzungspark: Hauptmann Palard.

4. Luftschiff: „Adjudant-Réau" (System: Astra, Prallschiff von 8950 cbm, 86,8 m lang, 1 Motor zu 120 PS, Funkenstation).
Führer: Hauptmann Renaux.
Besatzung: 11 Personen.
Manöverstandort: Tournon-St. Pierre, sonst: Belfort.

1. Reserve-Flieger-Abteilung: Hauptmann Maurice.
Flugzeuge: 4 Rep-Eindecker, Zweisitzer.
auf Blériot-Eindecker, Einsitzer: Sanitätsflugzeug.

Prallschiff von 9000 cbm, 88 m lang, 2 Motoren zu 200 PS); wurde nicht eingesetzt.
sonst Toul.

Digitized by Google



Der Aufmarsch der Belagerungsartillerie.

Der Aufmarsch der Belagerungsartillerie im ungebrochenen Feuer der Festung ist eine der schwierigsten Aufgaben des Belagerers. Von ihrem Gelingen hängt der Fortgang des Angriffs so wesentlich ab, daß alles darangesetzt werden muß, sie schnell und vollständig durchzuführen. Da Kriegserfahrungen, die wir den heutigen Verhältnissen zugrunde legen könnten, wegen der veränderten Waffenwirkung auf diesem Gebiete kaum vorhanden sind, ist es natürlich, daß die Ansichten über die zweckmäßigste Art des Artillerieaufmarsches nicht überall übereinstimmen. Voraussichtlich werden die maßgebenden Verhältnisse in jedem Falle so verschiedenartig sein, daß es überhaupt ein in allen Fällen anwendbares Verfahren nicht geben kann. Unsere Vorschriften vermeiden daher jedes Schema und lassen der freien Erwägung über die zweckmäßigste Art der Durchführung vollen Spielraum.

Die Vorbereitungen.

Der Aufmarsch der gewaltigen Artilleriemassen, die zur Belagerung einer großen Festung erforderlich sind, bedingt zunächst umfangreiche Vorbereitungen. Nur die Eisenbahn vermag diese große Zahl von Geschützen, und vor allem das ungeheure Gewicht ihrer Munition auf größere Entfernungen nach dem Orte ihrer Verwendung zu befördern. Neben dem Umfang dieser Eisenbahntransporte fällt das, was auf Landstraßen, selbst unter Verwendung von Lastkraftwagen, vor die Festung befördert werden kann, nur verhältnismäßig wenig ins Gewicht.

Auch bei günstigen Eisenbahnverhältnissen wird es meist Wochen dauern, bis die Heranziehung der Belagerungsartillerie so weit fortgeschritten ist, daß deren Aufmarsch vor sich gehen kann. Noch weit mehr Zeit muß vergehen, wenn die Bahnen zerstört sind oder gleichzeitig durch den Nachschub der Feldarmee in Anspruch genommen werden. Die Belagerung von Straßburg wurde am 13. August 1870 angeordnet. Am 18. August traf der erste Zug mit Belagerungsgerät ein, und am 30. August eröffneten 123 schwere Geschütze das Feuer. Hier lagen aber besonders günstige Eisenbahnverhältnisse vor, und die Zahl der Geschütze war gering. Sehr viel länger dauerte die Beförderung der Belagerungsartillerie nach Paris, weil hier die eine zur Verfügung stehende Eisenbahn in erster Linie der Zufuhr für die Feldarmee diente. Die Transporte begannen am 23. September nach dem Fall von

Digitized by Google

Toul und waren erst am 26. Oktober beendet. An diese Eisenbahnbeförderung schloß sich aber dann wegen der Zerstörung des Tunnels von Nanteuil noch ein außerordentlich mühsamer und weiter Landtransport, so daß das Feuer erst am 5. Januar eröffnet werden konnte. Allerdings ist dabei nicht zu übersehen, daß bei der Wahl der Angriffsrichtung zu wenig Rücksicht auf die Eisenbahnverbindungen genommen worden war. Vor Port Arthur war die Abschließung am 30. Juli durchgeführt. Am 9. August trafen die ersten Belagerungsgeschütze ein, und am 19. August konnte das Feuer eröffnet werden. Allerdings zählte die Belagerungsartillerie nur 156 Geschütze, dennoch ist die Transportleistung gut, denn die Ausladestelle lag etwa 16 km hinter den Feuerstellungen und die Wege dahin waren wohl sehr viel schlechter, als wir sie auf einem europäischen Kriegsschauplatze zu erwarten haben.

Wenn auch der heutige Eisenbahnbetrieb leistungsfähiger ist als der von 1870, so sind doch anderseits die zu verwendenden Geschützzahlen ganz bedeutend gestiegen, und dementsprechend ist auch das Munitionsgewicht gewachsen. Die Dauer der Transporte wird daher kaum geringer sein als damals. Sie hängt sehr wesentlich von der Zahl der vorhandenen oder herzustellenden Ausladerampen ab, denn für die Zugfolge ist maßgebend, wieviel Züge täglich entladen werden können. Wegen dieses bedeutenden Zeitbedarfs ist es notwendig, den Entschluß zum Heranziehen der Belagerungsartillerie möglichst frühzeitig zu fassen, denn die Zeit, die hierbei verloren wird, kann später nie wieder eingeholt werden.

Unternehmungen bis zum Eintreffen der Belagerungsartillerie.

Der beträchtliche Zeitraum bis zum Aufmarsch der Belagerungsartillerie darf aber nicht ungenutzt verstreichen. Er ist in erster Linie zur Ergänzung der Erkundungen zu verwenden, denn die nun festzustellenden Einzelheiten bilden die Grundlage für das zweckmäßige Einsetzen der Belagerungsartillerie. Deshalb werden in erster Linie die Generale und Regimentskommandeure der Fußartillerie und der Pioniere, die Offiziere der Verkehrstruppen und die Luftschiffer herangezogen. Aber deren Erkundungen allein genügen nicht, es ist vielmehr besonderer Wert darauf zu legen, daß sämtliche Truppen der Belagerungsarmee dabei mitwirken, denn oft ergibt sich erst aus der Masse der Eindrücke ein zutreffendes und hinreichend genaues Bild vom Gegner. Besonders wertvolle Erkundungsmittel sind die Lenkluftschiffe und Flugzeuge, denn je mehr der Verteidiger bestrebt ist, seine Befestigungsanlagen durch niedrigen Aufzug und geschicktes Anpassen an das Gelände der Sicht von vorn zu entziehen, um so wichtiger ist es, sie von oben aufzusuchen. Dagegen wird der Fesselballon bei der Schußweite der heutigen Geschütze in diesem Abschnitt der Belagerung kaum nahe genug an die Festung herangehen können.

Die bei der Belagerungsarmee zunächst vorhandene schwere Artillerie des Feldheeres wird meist an Zahl so schwach sein, daß sie allein keine Aussicht hat, gegenüber gut ausgestatteten Festungen im Artilleriekampfe irgendwelche Erfolge zu erzielen. Sie würde sich sicher einer unerwünschten Teilniederlage aussetzen, wenn sie

Digitized by Google

sich vereinzelt in einen ernsten Kampf einlassen wollte. Daraus folgt indessen keineswegs, daß man auf ihre Mitwirkung während dieser Vorbereitungszeit zu verzichten hätte. Sie wird im Gegenteil, geschickt verwendet, die Erkundung außerordentlich erleichtern und den späteren Einsatz der Belagerungsartillerie vorbereiten. Wenn sie beweglich bleibt und über genügend Munition verfügt, ist sie in der Lage, günstige Gelegenheiten überraschend auszunutzen, um sofort wieder zu verschwinden, wenn das Feuer der Festung herausgelockt ist und überlegen wird. Sie muß dabei aber immer in der Wahl der Feuerstellungen überaus vorsichtig sein und deshalb gut gedeckt und auf großer Entfernung von der feindlichen Stellung auffahren, weil dadurch ein Stellungswechsel erleichtert wird. Daß beim Feuer auf Entfernungen, die an der Grenze der wirksamen Schußweite liegen, auch die eigene Wirkung herabgesetzt wird, spielt dabei keine wesentliche Rolle, denn es handelt sich ja nicht um einen entscheidenden Kampf.

Wegnahme vorgeschobener Stellungen.

Vor allem hat die schwere Artillerie des Feldheeres die spätere Durchführung des entscheidenden Angriffs dadurch zu erleichtern und vorzubereiten, daß sie bei der Wegnahme der vorgeschobenen Stellungen des Gegners mitwirkt und es so der Masse der Belagerungsartillerie ermöglicht, gleich auf wirksame Entfernung an die Festung heranzugehen. Dadurch kann viel Zeit gespart werden. Diese Aufgabe ist so wichtig, daß es sich empfiehlt, die schwere Artillerie recht bald durch bespannte Teile der Belagerungsartillerie zu verstärken.

Auf vorgeschobene Stellungen wird man bei einem künftigen Festungsangriff ohne Zweifel stoßen. Nur selten wird der Verteidiger nach den einleitenden Kämpfen freiwillig auf seine Hauptstellung zurückgehen, er wird vielmehr bestrebt sein, das Vorgelände mit Zähigkeit zu halten. Wir müssen uns deshalb darauf einrichten, ihm das für den Aufmarsch der Belagerungsartillerie notwendige Gelände erst in mühsamen und zeitraubenden Kämpfen zu entreißen.

Die „Anleitung für den Kampf um Festungen" unterscheidet zwischen vorgeschobenen Stellungen, die außerhalb des wirksamen Artillerieschutzes der Festung liegen, und solchen, die kräftige Feuerunterstützung aus der Festung haben. Erstere sollen frühzeitig genommen, letztere im allgemeinen erst angegriffen werden, wenn die Masse der Angriffsartillerie feuerbereit ist und die feindliche Artillerie niedergehalten werden kann.

Die außerhalb des artilleristischen Wirkungsbereichs der Festung liegenden vorgeschobenen Stellungen werden sehr oft schon durch Umfassung genommen werden können. Sie erfordern einen ernsten Kampf im allgemeinen nur dann, wenn sie, wie die auf der Landenge von Kintschou, auf beiden Flügeln angelehnt sind. Keinesfalls darf man aber auch im letzteren Falle mit dem Angriff bis zum Eintreffen der Belagerungsartillerie warten, denn das würde einen unnötigen Zeitverlust bedeuten und namentlich die Erkundung gegen die Hauptstellung verzögern. Deshalb muß der

Digitized by Google

Infanterieangriff auf solche Stellungen durch ausgiebige Feuertätigkeit der schweren Artillerie so vorbereitet werden, daß er frühzeitig und ohne allzu große Verluste durchgeführt werden kann.

Kann die vorgeschobene Stellung von der Hauptstellung aus unterstützt werden, so sind wohl die beiden Fälle zu unterscheiden, ob sie das Infstellunggehen der Belagerungsartillerie gegen die Hauptstellung verhindert oder nicht. Beherrscht sie das für die Entwicklung der Belagerungsartillerie notwendige Gelände, so wird man nur sehr ungern mit der Wegnahme bis zum Eintreffen und bis zum Einsatz der gesamten Belagerungsartillerie warten, denn wenn das geschieht, hat der Verteidiger seinen Zweck erreicht, weil der nach der Wegnahme der vorgeschobenen Stellung notwendige Stellungswechsel der Artillerie mit allen seinen Vorbereitungen für den Munitionsersatz umständlich und zeitraubend ist. Man wird also bestrebt sein, sie vorher zu nehmen. Allerdings genügt die zunächst bei der Belagerungsarmee vorhandene schwere Artillerie des Feldheeres zur Vorbereitung und Unterstützung eines derartigen Angriffs sicher nicht. Man wird deshalb den Kampf erst dann aufnehmen, wenn eine hinreichende Zahl bespannter Batterien der Belagerungsartillerie eingetroffen ist. Die Artillerie muß dabei Stellungen wählen, die außerhalb des Wirkungsbereiches der feindlichen Hauptstellung liegen. Ferner sind für den Munitionsersatz sorgsame Vorbereitungen zu treffen, denn meist werden solche Stellungen schon bei der Armierung der Festung stark ausgebaut worden sein und deshalb den Einsatz von viel Munition fordern. Unter dem intensiven Artilleriefeuer aber wird die Besatzung der vorgeschobenen Stellung bald schwer leiden und zu nachhaltigem Widerstande nicht fähig sein.

Ist der Sturm auf solche Stellungen gelungen, so wird umgekehrt nun die Infanterie des Angreifers durch die Artillerie der Hauptstellung schwere Verluste erleiden, bis es ihr gelungen ist, sich einzugraben. Sie bedarf deshalb der sofortigen Unterstützung durch ihre eigene Artillerie. Wenn diese nicht in der Lage ist, aus ihren bisherigen Stellungen das Feuer sofort auf die Artillerie der Hauptstellung zu verlegen, und das wird die Regel sein, so muß eine Anzahl von Batterien nach dem Sturm sofort in geeignete Stellungen vorgehen und ohne Scheu vor Verlusten den Gegner zwingen, von der Infanterie abzulassen, bis diese Zeit gefunden hat, sich einzugraben.

Wesentlich einfacher ist die Lage, wenn die vorgeschobene Stellung den Aufmarsch der Belagerungsartillerie nicht verhindert. Dann wird ihre Wegnahme besser verschoben, bis es der Belagerungsartillerie gelungen ist, das Übergewicht über die Festungsartillerie zu gewinnen. Aber auch in diesem Falle wird man die Besatzung vorgeschobener Stellungen dadurch schwer zu schädigen vermögen, daß man ständig mit schwerer Artillerie, die sich außerhalb des Wirkungsbereichs der Hauptstellung hält, dagegen feuert. Das stellt an die moralische Kraft ihrer Besatzung hohe Anforderungen, denn diese muß untätig das Feuer der Angriffsartillerie über sich ergehen

Digitized by Google

lassen, ohne von der Artillerie ihrer eigenen Hauptstellung wirksam dagegen geschützt werden zu können.

Durch das frühzeitige Anfassen mit bespannter Belagerungsartillerie, nicht nur auf der künftigen Angriffsfront, sondern überall da, wo die Möglichkeit eines Angriffs besteht, hält man den Verteidiger in steter Unruhe und erweckt in ihm Zweifel über die Richtung des entscheidenden Angriffs. Der Zweck wird am besten erreicht, wenn in jedem der für einen Angriff in Frage kommenden Abschnitte der Eindruck erweckt wird, daß sich der entscheidende Angriff gegen ihn richten werde. Vor allem entlastet man dadurch aber auch die eigene Infanterie, die in der Einschließungsstellung im wirksamen Feuerbereich der Festung steht. So wird der ungleiche Zustand aufgehoben, daß der Angreifer längere Zeit hindurch untätig das Feuer der Festung über sich ergehen lassen muß, während der Verteidiger ungeschädigt bleibt und ungestört seine Rüstung zu vollenden vermag. Die Verluste, die die schwere Artillerie dabei erleidet, müssen im Interesse des Ganzen als unvermeidlich in Kauf genommen werden.

Meist wird es nützlich sein, wenn auch die Feldartillerie bei diesen einleitenden Kämpfen mitwirkt. Ihre Schutzschilde befähigen sie heute, ohne Schwierigkeiten in verdeckter Stellung im Schrapnellfeuer schwerer Kanonenbatterien auszuhalten. Diese Möglichkeit muß sie unbedingt zur Entlastung der übrigen Waffen ausnutzen.

Einschränkung der Luftaufklärung.

Von höchster Bedeutung ist in diesem Zeitraum die Einschränkung der Luftaufklärung der Festung, damit die Stellungen der vereinzelten Artilleriegruppen und die Vorbereitungen für die Entwicklung der Belagerungsartillerie möglichst nicht entdeckt werden. Deshalb müssen schwere Kanonenbatterien und Ballonabwehrgeschütze auf dem ganzen Umkreise der Festung bereitstehen, um aus gut gedeckten Stellungen das Feuer zu eröffnen, wenn ein Luftschiff oder ein Flieger in ihren Wirkungsbereich gelangt. Zuweilen wird es auch möglich sein, mit weittragenden Batterien bereits die im Inneren der Festung befindlichen Ballonhallen zu erreichen und so den Luftschiffen den unentbehrlichen Zufluchtsort zu entziehen. Die für derartige Zwecke bestimmten Batterien feuern zweckmäßig nicht gegen andere Ziele, damit sie ihre Stellungen nicht vorzeitig verraten und dann vereinzelt niedergekämpft werden.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß sich die den Aufmarsch der Belagerungsartillerie einleitenden Kämpfe in Zukunft voraussichtlich in ganz anderer Weise abspielen werden als früher. Damals verhielt sich der Belagerer bis zum Augenblick der Feuereröffnung seiner Artillerie im allgemeinen völlig defensiv und ließ das Feuer der Festung unerwidert über sich ergehen. Der Mangel einer bei genügender Beweglichkeit hinreichend wirksamen Artillerie zwang ihn dazu. Heute wird das Feuer der schweren Artillerie und immer stärker werdender Teile der bespannten Belagerungsartillerie zwar nicht fortlaufend unterhalten werden, aber doch aus wechselnden Stellungen immer wieder beginnen, bis schließlich die Masse der Belagerungsartillerie in den entscheidenden Kampf eintritt.

Digitized by Google

Sicherstellung des Munitionsersatzes.

Während dieser Zeit werden die Vorbereitungen für den Aufmarsch getroffen. Es handelt sich dabei vor allem um die Sicherstellung des Munitionsersatzes und die Herstellung der Deckungen. Der Munitionsverbrauch der modernen Belagerungsartillerie kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Soll ihre Wirkung eine durchschlagende sein, so muß sie unbedingt in der Lage sein, ihr Feuer ohne jede Pause fortzusetzen. Es genügt nicht, daß sie, wie vor Port Arthur, jedesmal erst kurze Zeit vor dem Beginn eines neuen Unternehmens in Tätigkeit tritt. Es wäre deshalb ein schwerer taktischer Fehler, wenn man in den entscheidenden Kampf eintreten wollte, ehe man über eine völlig ausreichende Menge von Munition verfügt. Die Folge würde sonst wahrscheinlich eine den Erfolg weit hinausschiebende Niederlage sein. Die begreifliche Ungeduld des Belagerers hat gegen diesen Grundsatz schon oft verstoßen, aber fast immer hat sich die vorzeitige Feuereröffnung gerächt. Die Wirkung zersplitterte und verzögerte sich, und das Ergebnis war nicht ein Zeitgewinn, sondern ein Zeitverlust und eine moralische Stärkung des Verteidigers.

Das Hauptmittel für die Heranbeförderung der Munition von den Ausladestellen der Vollbahn nach den Feuerstellungen bilden die Feld- und Förderbahnen. Feldbahnen mit Lokomotivbetrieb können nur außerhalb des Feuerbereichs der Festung verwendet werden, an ihre Stelle treten von hier ab die Förderbahnen mit Pferdebetrieb. Ihr Bau muß, wenn irgend angängig, vor der allgemeinen Feuereröffnung mindestens soweit fortgeschritten sein, daß der Anschluß der Feuerstellungen schnell hergestellt werden kann. Allerdings vermögen auch Munitionskolonnen und entbehrliche Verpflegungskolonnen erhebliche Munitionsmengen zu befördern, und vor allem haben wir heute in den Lastkraftwagen ein sehr leistungsfähiges Hilfsmittel, aber deren Leistungen genügen doch nicht zur Bewältigung größerer Festungen. Sie dienen also hier nur zur Ergänzung der Leistungen der Feldbahnen. Auch ist zu berücksichtigen, daß der ständige Verkehr der Lastkraftwagen die Straßendecke auf die Dauer außerordentlich anstrengt. Bekanntlich hat schon der bloße Fuhrwerkverkehr bei der Belagerung von Paris die Straße zwischen der Ausladestation und dem Belagerungspark schließlich fast völlig unfahrbar gemacht.

Gegenmaßregeln des Verteidigers.

Nur bei ausgesprochener artilleristischer Überlegenheit besteht für den Belagerer die Aussicht, den Artilleriekampf schnell zu beenden und frühzeitig ausreichende artilleristische Kräfte für die Vorbereitung des Infanterieangriffs einsetzen zu können. Deshalb muß man damit rechnen, daß der Verteidiger alles daransetzt, den Aufmarsch der Belagerungsartillerie durch ausgiebigsten Gebrauch der Feuerkraft seiner Artillerie und der Offensivkraft seiner Hauptreserve zu stören. Sollen diese Gegenmaßregeln nicht unangenehme Rückschläge für den Angreifer herbeiführen, so empfiehlt es sich für ihn, sich frühzeitig ein Bild von dem zu machen, was er zu erwarten hat.

Der Verteidiger wird bei gut eingerichtetem Nachrichtendienst meist nicht darüber

Digitized by Google

im Zweifel sein, aus welcher Richtung er den entscheidenden Angriff zu erwarten hat, denn die dazu notwendigen Vorbereitungen sind so umfangreich, daß sie kaum verborgen bleiben können. In demselben Maße nun, wie der Angriff gegen eine bestimmte Front wahrscheinlicher wird, verstärkt der Verteidiger hier seine erste Artillerieaufstellung durch Abgaben nicht bedrohter Fronten und schließlich auch durch den Einsatz seiner Fußartillerie-Reserve. Nötigenfalls wird er durch kräftigen Vorstoß die Einschließungsstellung zu durchbrechen suchen, um Einblick in das Gelände hinter dieser Stellung zu gewinnen, unter Umständen auch den bereits eingeleiteten Aufmarsch der Belagerungsartillerie zu stören. Ein solcher Angriff wird um so wahrscheinlicher, je mehr sich der Aufmarsch der Vollendung nähert, denn um so größer ist der Erfolg, der erzielt werden kann. Der Belagerer wird also namentlich nachts auf ausreichenden Schutz seiner Artillerie bedacht sein müssen.

Streufeuer gegen den Aufmarsch.

Hat die Festungsartillerie vom beginnenden Aufmarsch Nachricht erhalten, so wird sie heftiges Feuer gegen die wichtigeren Wege, namentlich aber gegen Brücken und Wegeengen, die schwer zu umgehen sind, schließlich auch gegen das voraussichtliche Aufmarschgelände richten. Allerdings kann das im wesentlichen nur ein Streufeuer sein, und wenn man bedenkt, gegen wie ausgedehnte Räume es sich richten muß, wird es ohne weiteres klar, daß sehr große Munitionsmengen eingesetzt werden müssen und auch nur dann eine im richtigen Verhältnis zum Munitionsaufwand stehende Wirkung erreicht werden kann, wenn es sehr sorgfältig geleitet wird. Der Verteidiger von Port Arthur, dem nur verhältnismäßig wenig Munition zur Verfügung stand, verzichtete deshalb ganz auf den Versuch, den Aufmarsch der japanischen Belagerungsartillerie zu verhindern. Aber das ist eine Ausnahme. Normal ausgestattete Festungen werden sich die Gelegenheit, den Gegner bei der Entwicklung nachdrücklich zu schädigen, nicht entgehen lassen. Wenn die Festung auch nicht darauf hoffen kann, den Aufmarsch der Belagerungsartillerie ganz zu verhindern, so wird sie doch danach streben, ihn zu verzögern und wenigstens Teile der feindlichen Artillerie an der rechtzeitigen Feuereröffnung zu hindern, um sich auf diese Weise günstige Vorbedingungen für den nunmehr beginnenden, entscheidenden Artilleriekampf zu schaffen.

Die Kräfteverteilung der Belagerungsartillerie.

Die Verteilung der Belagerungsartillerie im einzelnen und die Auswahl der Stellungen für die Bataillone oder gar Batterien ist heute nicht mehr die Aufgabe des Oberkommandos der Belagerungsarmee noch des ihm zugeteilten Generals der Fußartillerie. Nach unseren jetzigen Grundsätzen gibt das Oberkommando jedem Abschnitt, im allgemeinen also jeder Division, einen selbständigen Gefechtsauftrag und teilt ihm die zu dessen Lösung erforderliche Belagerungsartillerie zu. Dabei muß die Absicht, an der entscheidenden Stelle schnell die Feuerüberlegenheit zu gewinnen und später den Infanterieangriff wirksam vorzubereiten, in der Zahl und Art der zugeteilten Bataillone zum Ausdruck kommen. Deshalb wird meist die Ausstattung der

Digitized by Google

Abschnitte mit Artillerie je nach ihrer Bedeutung sehr verschiedenartig sein. Vor allem müssen die wirksamsten Steilfeuerbatterien den Abschnitten zugeteilt werden, in denen besonders starke Werke zu nehmen sind, wogegen man auf den Flügeln des Angriffsfeldes mit weniger wirksamen Batterien auskommen, dafür aber hier weittragende Kanonen zur Flankierung langer Linien der Verteidigungsstellung oft mit besonderem Vorteil verwenden wird.

Im übrigen wird das Oberkommando in den Befehlsbereich der Abschnitte nur soweit eingreifen, als es zum Erreichen der Einheitlichkeit des Angriffs erforderlich ist. Hierzu müssen die allgemeinen Grundsätze für die Verwendung der Artillerie, der voraussichtliche Zeitpunkt der Feuereröffnung sowie zur Erzielung einheitlicher Kampfbedingungen und des Flügelanschlusses der Abschnitte auch die allgemeine Linie angegeben werden, in der die Belagerungsartillerie zu entwickeln ist.

Wahl der Feuerstellungen.

Innerhalb dieser Grenzen verfügt der für die Lösung seines Auftrages verantwortliche Abschnittskommandeur nach Anhörung des ihm unterstellten Brigadekommandeurs der Fußartillerie völlig frei über seine Artillerie. Meist wird es sich empfehlen, der Artillerie des Abschnitts schon jetzt die von ihr zu lösenden Aufgaben so genau wie möglich zuzuteilen, denn danach richtet sich die Wahl der Feuerstellungen sehr wesentlich. Dabei dürfen jedoch nicht nur die zunächst vorliegenden Forderungen berücksichtigt werden, sondern es ist der ganze voraussichtliche Verlauf des Angriffs mit dem dadurch später notwendig werdenden näheren Herangehen starker Teile der Belagerungsartillerie vorauszubedenken. Die Artillerie muß von vornherein so angesetzt werden, daß Kreuzungen der für den Munitionsnachschub unentbehrlichen Förderbahnen beim späteren Vorgehen vermieden werden.

Nach Festlegung dieser Aufgaben wird der Kommandeur der Fußartillerie-Brigade jedes Abschnitts den ihm unterstellten Regimentern ihren Entwicklungsraum zuweisen und ihnen die Anordnungen für die Art des Aufmarsches geben. Dabei ist er nicht an die bereits bestehende Zusammensetzung der Regimenter gebunden, sondern er wird die Bataillone so einsetzen, wie es dem taktischen Bedürfnis entspricht. Die Bataillone werden dann zum Zwecke einheitlicher Feuerleitung neu in Regimenter zusammengefaßt, die der nunmehrigen Verwendung entsprechen. Nun vermögen die Regimentskommandeure, Bataillonskommandeure und Batterieführer ihre Stellungen im einzelnen mit den An- und Abmarschwegen zu erkunden. Dadurch bleibt, genau so wie im Feldkriege, jedem Dienstgrade die wünschenswerte Selbständigkeit, und es ist die sorgfältigste Ausnutzung des Geländes gewährleistet. Die daraufhin vorzulegenden Vorschläge der Regimenter prüft der Brigadekommandeur, um die zur Erreichung des Zwecks nötige Einheitlichkeit zu sichern. Selbstverständlich kann die zur Durchführung dieser Erkundungen verfügbare Zeit nur kurz sein, denn das Heranziehen der Belagerungsartillerie darf dadurch nicht verzögert werden. Nicht selten wird es auch notwendig sein, daß das hierzu erforderliche Gelände erst von der Abschnitts-


Digitized by Google

besatzung in Besitz genommen wird, wozu entsprechende Anträge an den Abschnittskommandeur zu richten sind. Der Zeitraum während dieser Kämpfe wird dann für die Durchführung der Erkundung besonders geeignet sein, weil sich dabei die feindlichen Stellungen schärfer hervorheben werden.

Als dichte zusammenhängende Linien wird man sich die Artilleriestellungen auf dem Angriffsfelde nicht vorzustellen haben, denn wenn die Batterien dicht nebeneinander stehen, erleichtert man dem Gegner ihre Erkundung und Bekämpfung wesentlich. Der Angreifer muß vielmehr den Vorteil, daß er in der Wahl seiner Feuerstellungen sehr viel weniger beschränkt ist als der Verteidiger, voll ausnutzen. Er wird daher seine Artillerie in Gruppen auf verschiedenen Entfernungen, und auch innerhalb der Gruppen wieder gestaffelt, aufstellen. Nach den Flügeln hin wird die Aufstellung meist lichter werden, auch hält man sich hier vielleicht in etwas größerer Entfernung, um dem Verteidiger einen Erfolg gegen einen Flügel des Angriffs zu erschweren, denn es ist damit zu rechnen, daß dieser einen Teil seiner Fußartilleriereserve zunächst noch zurückhält, um sie nach der Feuereröffnung der Belagerungsartillerie gegen einen schwachen Punkt, meist wohl einen Flügel, einzusetzen.

An- und Abmarschwege.

Wenn irgend möglich, wird jedem Bataillon ein besonderer An- und Abmarschweg zugewiesen, um Stockungen zu vermeiden, die im wirksamen feindlichen Feuer verhängnisvoll werden können. Dazu wird man nicht nur die vorhandenen Wege ausnutzen, gegen die sich das feindliche Feuer um so nachdrücklicher richtet, je besser sie sind, sondern mit Hilfe der Pioniere eine ganze Anzahl neuer Wege anlegen, die den Vorteil haben, daß der Gegner sie nicht kennt. Die Batterien mittleren Kalibers müssen sich meist mit einfachen Feld- und Kolonnenwegen begnügen, so daß die besseren Wege den schwereren Kalibern vorbehalten bleiben. Die besten Straßen dürften häufig ganz unbenutzbar sein, weil sie aus der Festung am nachdrücklichsten beschossen zu werden pflegen. Es empfiehlt sich daher wohl, den hierauf verwiesenen Batterien noch Nebenwege offenzuhalten.

Durchführung des Aufmarsches.

Für die Art des Instellunggehens der Belagerungsartillerie zum entscheidenden Kampfe kann es ein allgemein gültiges Verfahren wohl nicht geben. Das geht auch aus dem Wortlaut der „Anleitung für den Kampf um Festungen" hervor. Diese bezeichnet die einheitliche Artillerieentwicklung und dementsprechend die gleichzeitige Feuereröffnung sämtlicher Batterien als wünschenswert. Sie weist aber gleichzeitig darauf hin, daß das nicht immer zu erreichen sein wird, weil die damit verbundenen Verluste unter Umständen unverhältnismäßig groß sein würden. Die Vorschrift sagt, daß es in solchen Fällen zweckmäßig sein wird, zunächst einen Teil der Artillerie auf großer Entfernung zu entwickeln, um das feindliche Feuer von dem Aufmarsch der übrigen Batterien abzulenken und diesen so das Herangehen auf wirksame Entfernung zu ermöglichen. Demnach würde in jedem Falle zu erwägen sein, wie man den Zweck am schnellsten und sichersten erreicht.

Digitized by Google

Der Aufmarsch zu gleichzeitiger Feuereröffnung kann nicht in einer einzigen Nacht durchgeführt werden. Die Massen, die sich bei einem solchen Versuche auf den Anmarschwegen zusammendrängen würden, sind so groß, daß Stockungen mit schwerwiegenden Folgen kaum zu vermeiden wären. Man wird also mehrere Nächte für den Aufmarsch brauchen und dabei zunächst die schwersten und die am besten gedeckten Batterien in Stellung bringen, die schwersten deshalb, weil man bei nicht vollständigem Erreichen der Feuerstellung dann noch eine weitere Nacht zur Vollendung des Angefangenen zur Verfügung hat. Die leichteren Batterien werden in der letzten Nacht auch dann, wenn der Gegner den begonnenen Aufmarsch entdeckt hat, in Stellung gelangen können, weil sie sich nötigenfalls ganz außerhalb der Wege halten können.

Zur Verminderung der Verluste ist es anderseits erwünscht, den Aufmarsch möglichst schnell durchzuführen. Deshalb müssen alle für die Feuereröffnung notwendigen Vorbereitungen beendet sein, ehe die Batterien in Stellung gehen. Vor allem müssen die Beobachtungsstellen eingerichtet und besetzt und die Erddeckungen widerstandsfähig ausgebaut sein. Wichtig ist es, daß alle diese Anlagen so gut wie möglich gegen die feindliche Erkundung geschützt, also auch gegen die Sicht von oben während des Tages zugedeckt werden. Die Arbeit an ihnen wird daher im allgemeinen nur während der Nacht möglich sein, denn eine vorzeitige Entdeckung des Zeitpunktes des Aufmarsches vervielfältigt dessen Schwierigkeiten.

Bei der Ausarbeitung der täglichen Befehle für die Durchführung des Aufmarsches wird es sich empfehlen, die Art des feindlichen Streufeuers zu berücksichtigen und solche Stellen, gegen die es sich mit besonderer Heftigkeit richtet, von der Benutzung auszuschließen. Häufig wird auch ein selbständiges Abweichen vom Befehl bei der Truppe notwendig werden. Man darf sich auch wohl nicht scheuen, nötigenfalls mit einer Anzahl von Batterien zunächst auf größerer Entfernung, als ursprünglich beabsichtigt war, aufzufahren, wenn ein näheres Herangehen nicht ausführbar scheint. Dann müssen Deckungen einfachster Art, wie sie in wenigen Stunden hergestellt werden können, genügen. Wenn dann die Beobachtungsstellen dort, wo sie ursprünglich eingerichtet waren, verbleiben, sind dennoch eine gute Beobachtung und einheitliche Feuerleitung gewährleistet. Die Batterien selbst können, sobald es die Lage gestattet, näher herangezogen werden.

Ohne Zweifel bietet die gleichzeitige Feuereröffnung unter der Voraussetzung, daß sie ohne unverhältnismäßig große Verluste erreichbar ist, Vorteile. Die Wirkung ist einheitlich und schlagartig, deshalb auch stärker, als wenn das Feuer schwach einsetzt und sich allmählich verstärkt. Dem stehen aber Nachteile gegenüber, deren Gewicht mit der Entwicklung der modernen Technik gewachsen ist.

Zunächst läßt das Verfahren dem Gegner volle Freiheit, seine Stellung auf der Angriffsfront ungeschädigt und mit allen verfügbaren Mitteln zu verstärken, nachdem er über die Richtung des entscheidenden Angriffs Klarheit gewonnen hat. Es wider-

Digitized by Google

spricht aber dem Grundgedanken des Angriffs, daß man durch den Umfang und Zeitbedarf der eigenen Vorbereitungen dem Gegner Zeit läßt, sich zu Gegenmaßregeln an der entscheidenden Stelle zu rüsten, ohne daß man ihn an anderer Stelle festhält. Schon ein gut entwickelter Nachrichtendienst wird die Absichten des Angreifers rechtzeitig erkennen lassen. Vor allem aber ist es im Zeitalter der Luftaufklärung nicht mehr wahrscheinlich, daß der Verteidiger in dieser Beziehung im Zweifel erhalten wird. Die Fliegernachrichten werden ihm auch dafür genaue Unterlagen bringen, wie das Feuer gegen den Aufmarsch zu leiten ist, denn das Netz der Feld- und Förderbahnen, die Baustofflager, die Ausholzungen in den Wäldern und der Beginn des Deckungsbaus lassen sich kaum völlig verbergen. Auch die zuerst in Stellung gebrachten Batterien, die zunächst nicht feuern dürfen, werden selbst dann, wenn sie maskiert sind, nicht selten aufgefunden und bekämpft werden. Dem gleichzeitigen Aufmarsch ohne Feuerschutz stellen sich daher heute Schwierigkeiten entgegen, die es früher in diesem Umfange noch nicht gab. Kommt dann noch dazu, daß das Gelände den gedeckten Aufmarsch auf wirksamer Entfernung nicht begünstigt, und daß der Gegner große Munitionsmengen dagegen einsetzt, so darf man wohl nicht darauf rechnen, daß er so gelingt. Vor starken, gut ausgerüsteten Festungen wird man daher in Zukunft immer häufiger zu dem Ergebnis kommen, daß der Feuerschutz für den Aufmarsch nicht zu entbehren ist. Auch im Feldkriege läßt sich ja der gleichzeitige Aufmarsch der gesamten Artillerie, den man früher stets anstrebte, heute nicht mehr immer erreichen. Vor starken Stellungen zieht man es oft vor, zunächst die schwere Artillerie auf großen Entfernungen in Stellung zu bringen und unter deren Feuerschutz die Feldartillerie auf wirksame Entfernung herangehen zu lassen. Wollte man auf ein entsprechendes Verfahren im Festungskriege grundsätzlich verzichten, so würden die Verluste, die mit Sicherheit zu erwarten sind, so erheblich sein, daß entweder eine beträchtliche Verzögerung der Feuereröffnung oder ein infolge der Verluste ungünstiges Stärkeverhältnis im Artilleriekampf die unausbleibliche Folge sein würde. Das vermeidet man, wenn man in diesen Fällen bewegliche weittragende Batterien gut gedeckt auf großen Entfernungen in Stellung gehen läßt, die das feindliche Feuer auf sich ziehen und dadurch von der aufmarschierenden Masse der Belagerungsartillerie ablenken. Damit verbindet sich zugleich der Vorteil, daß auch der Gegner von vornherein Feuer erhält und dadurch bei der Verstärkung seiner Artilleriestellungen ebenfalls schon Verluste erleidet. Es ist sogar bei schnellem Handeln nicht ausgeschlossen, daß man dem Gegner in der Entwicklung zuvorkommt.

Allerdings muß zugegeben werden, daß die Gefahr besteht, daß unter Umständen die den Feuerschutz übernehmenden Batterien von der zunächst überlegenen Festungsartillerie überwältigt werden, ehe die übrigen Batterien einzugreifen vermögen. Dagegen schützt, wie bei den bereits erwähnten einleitenden Unternehmungen der schweren Artillerie, eine auf großer Entfernung liegende, gut gedeckte und lichte Aufstellung,

Digitized by Google

die auch einen ungesehenen Stellungswechsel gestattet. Einer entscheidenden Niederlage dürfen sich diese Batterien allerdings nicht aussetzen, denn es handelt sich hier nur um einen hinhaltenden Kampf. Deshalb wird es sich wohl empfehlen, daß solche Batterien, gegen die sich der Gegner eingeschossen hat, so bald wie möglich ihre Stellung wechseln. Läßt das feindliche Feuer dies nicht zu, so genügt es auch, das eigene Feuer einzustellen und den Stellungswechsel erst dann vorzunehmen, wenn der Feind sich anderen Zielen zuwendet, weil er das bisherige für niedergekämpft hält. Damit ferner die Batterien nicht durch ihr Nachtfeuer erkannt und festgelegt werden, müssen an zahlreichen anderen Stellen Kanonenschläge abgebrannt werden, deren Feuererscheinung der des scharfen Schusses ähnlich ist. Dennoch sind Verluste der den Feuerschutz bildenden Batterien unvermeidlich, aber sie werden kaum so groß sein, wie wenn der Aufmarsch der gesamten Belagerungsartillerie im unerwiderten feindlichen Feuer vor sich geht. Vor allem werden die Opfer lohnen, wenn der Zweck erreicht wird.

Es fragt sich nun, welche Teile der Belagerungsartillerie diesen Feuerschutz auszuüben haben. Ganz ohne Zweifel müssen es in erster Linie besonders bewegliche und zugleich möglichst weittragende Steilfeuer- und Kanonenbatterien mittleren Kalibers sein. Ihre Anzahl darf nicht zu gering bemessen werden, denn wenn ihr Feuer die Festungsartillerie nicht zwingt, sich dagegen zu wehren, so erreichen sie ihren Zweck nicht. Die Festungsartillerie wird ja nicht ohne weiteres geneigt sein, das Feuer gegen die Anmarschwege und das Aufmarschgelände einzustellen oder es erheblich abzuschwächen und so das zu tun, was der Angreifer erstrebt. Das Feuer muß also lebhaft und so wirksam sein, daß der Verteidiger sich dagegen wehren muß. Eine geringe Zahl von Batterien genügt dazu nicht. Wichtig ist auch vor allem die Wahl der Ziele, gegen die es sich richtet. Das mittlere Kaliber hat weder gegen Festungswerke noch gegen Panzerbatterien irgend eine Wirkung. Es hat deshalb auch keinen Zweck, gegen solche Ziele zu feuern, auch wenn z. B. das Feuer der Panzerbatterien besondere Verluste bringt. Dagegen wird man mit gutem Erfolge gegen sichtbare offene Batterien und gegen solche verdeckten Batterien feuern, deren Stellung genau festgelegt ist. An solchen Zielen wird bei sorgfältig durchgeführter Erkundung kein Mangel sein. Besonders nutzbringend ist dabei die Bekämpfung der weittragenden Kanonenbatterien des Verteidigers, deren Schrapnellschuß den Artillerieaufmarsch am meisten erschwert. Ihre Stellung wird, da sie schon seit längerer Zeit feuern, meist hinreichend genau bekannt sein. Unter Umständen besteht auch die Aussicht, die anmarschierenden Verstärkungsbatterien des Verteidigers bei ihrem Instellunggehen zu behindern. Hierzu wird man solche Stellen der aus dem Inneren der Festung herausführenden Straßen unter Feuer halten, die schwer zu umgehen sind.

Unter allen Umständen erleidet auf diese Weise auch der Verteidiger Verluste, während er bei der gleichzeitigen Feuereröffnung ungestört bleibt. Sein Feuer wird

Digitized by Google

deshalb weniger ruhig und sicher sein. Es dürfte unter diesem Feuerschutz gelingen, die Masse der Belagerungsartillerie auf wirksame Entfernung an die Festung heranzuführen. Sollten dabei die schwersten und deshalb an die besten Wege gebundenen Batterien zunächst noch zurückbleiben, so schadet das nicht viel. Sie können nach der Aufnahme des entscheidenden Artilleriekampfes um so sicherer in Stellung gebracht werden. Es ist ja nicht erwünscht, von vornherein auf die Mitwirkung eines Teils der Artillerie zu verzichten, aber der Artilleriekampf wird sicher nicht innerhalb eines Tages entschieden. Es werden ohnehin viele Stunden vergehen, bis es der Mehrzahl der Batterien gelungen ist, sich einzuschießen.

Die den bisherigen Feuerschutz bildenden Batterien werden meist schon in der Nacht nach der allgemeinen Feuereröffnung in ihre endgültigen Stellungen vorgezogen werden können. Sie brauchen hierzu ihr Nachtfeuer nicht zu unterbrechen, sondern gehen staffelweise vor.

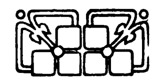
Die Tätigkeit der Feldartillerie.

Auf die Verwendung der Feldartillerie wird man auch in diesem Abschnitt der Belagerung nicht verzichten. Wenn auch ihre Gefechtskraft zu einem entscheidenden Kampfe mit der Festungsartillerie nicht ausreicht, so vermag sie doch eine ganze Reihe von Hilfsaufgaben zu lösen und dadurch die Belagerungsartillerie ganz erheblich zu entlasten. Die Bedeutung dieser Unterstützung darf daher nicht unterschätzt werden. Das Schrapnellfeuer des heutigen Feldgeschützes reicht so weit, daß es in vielen Fällen gegen die Stellungen der Festungsartillerie mitzuwirken vermag. Allerdings ist auf diesen großen Entfernungen der Fallwinkel der Schrapnellgarbe groß, aber das ist nur erwünscht, da es sich um Ziele hinter Deckungen handelt. Auch die geringe Treffähigkeit darf nicht von dieser Verwendung abhalten, weil diese beim Streufeuer gegen verdeckte Ziele keine große Rolle spielt. Wenn auch durch dieses Feuer keine entscheidende Wirkung erreicht werden wird, so genügt es doch zur Beschäftigung solcher Artilleriestellungen, gegen die andere Kräfte nicht verfügbar gemacht werden können. Es belästigt den Gegner unter allen Umständen stark und behindert seinen Verkehr außerhalb der Deckungen. Vor allem sind aber auch die feindlichen Beobachtungsstellen ein sehr geeignetes Ziel für die Feldartillerie. Sie können von ihr stark geschädigt und in ihrer Tätigkeit durch den Rauch der einschlagenden Geschosse beeinträchtigt werden. Mit der Beobachtung wird aber auch die Wirkung des feindlichen Feuers unsicher. Endlich ist es auch erwünscht, daß die gesamte Feldartillerie stets bereit steht, sich gegen die feindlichen Infanteriestellungen zu wenden, wenn sich darin ein geeignetes Ziel zeigt. Auf solche Ziele ist mit Sicherheit zu rechnen, denn sobald die Infanterie des Belagerers nach der Feuereröffnung der Belagerungsartillerie ihre Vorwärtsbewegung beginnt, wird sich die feindliche Infanterie dagegen wenden müssen. Es muß daher stets Artillerie zur Unterstützung der eigenen Infanterie verfügbar sein und dazu eignet sich, solange der Artilleriekampf noch unentschieden tobt, ganz besonders die Feldartillerie.

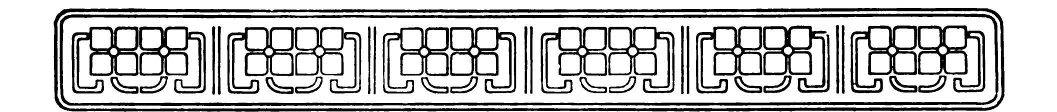
Digitized by Google

Zum Schluß sei besonders darauf hingewiesen, daß man in der Form des Aufmarsches nicht das Wesentliche sehen darf. Der Erfolg hängt in erster Linie von der Zähigkeit und Tatkraft der Truppe ab, in der der unbeugsame Wille herrschen muß, ihr Ziel unter allen Umständen zu erreichen. Man darf sie daher vor allem nicht durch das Festhalten an einem Schema binden und in ihrer Energie lähmen. Die richtige Einschätzung der jeweiligen Lage wird davon abhalten, ein nicht zweckmäßiges Verfahren anzuwenden. Sie führt zu dem richtigen Wege, eine überlegene Geschützzahl auf wirksame Entfernung an den Gegner heranzuführen.

Ludwig,
Major im Großen Generalstabe.



Digitized by Google



Das deutsche Geldwesen im Kriege.

Außer einem wohlgerüsteten Heere gehören zur Kriegsbereitschaft eines Staates noch zwei andere Dinge volkswirtschaftlichen Charakters, nämlich die Ernährung von Heer und Volk und die Kostendeckung. Stehen uns für die rein militärischen Vorbereitungen reiche Lehren vergangener Kriege bis in die neueste Zeit hinein zur Verfügung, so sind alle Lehren der Kriegsgeschichte für die Verpflegungs- und finanzielle Kriegsbereitschaft nur sehr bedingt brauchbar. Dies liegt sowohl daran, daß sich in der letzten langen Friedensperiode die wirtschaftlichen Bedingungen des deutschen Volkslebens völlig verändert, daß Handel und Industrie in dem früheren Agrarstaate das Übergewicht erhalten haben, als auch daran, daß ein künftiger europäischer Krieg einen ganz anderen Charakter tragen wird, als die Kriege der letzten 50 Jahre, aus denen wir zur Not noch Erfahrungen auf volkswirtschaftlichem Gebiete verwenden könnten.

Es kann sich in einem künftigen Kriege europäischer Großmächte nicht mehr wie in früheren Kriegen um Grenzverschiebungen auf der Karte Europas handeln, wenngleich solche wie die elsaß-lothringische Frage als willkommener Stoff zur Entflammung der kriegerischen Begeisterung einer Nation dienen mögen, sondern nur um die Weltstellung, um die Weltmacht der Großstaaten, deren diese alle gleichmäßig bedürfen, um eine gedeihliche Entwicklung fortführen zu können. Es ist daher undenkbar, daß die Großstaaten einer kriegerischen Verwicklung, auch nur zweier von ihnen, gleichgültig welche äußere Veranlassung diese dazu geführt hat, tatenlos abwartend zuschauen werden. Es werden sich nach wirklichen oder anscheinenden Interessengemeinschaften zwei Staatengruppen bilden, die diesen gewaltigen Kampf untereinander ausfechten. So hat eine gewisse Interessengemeinschaft den erst jüngst wieder erneuerten Dreibund und ihm gegenüber den Zweibund geschaffen, dem in den letzten Jahren auch England aus seiner bisherigen „splendid isolation“ heraus sich genähert hat.

Wie die Verhältnisse zur Zeit liegen, muß daher Deutschland bei einem Zukunftskriege mit mehreren Gegnern rechnen. Dieser Umstand muß natürlich die Frage der wirtschaftlichen Kriegsbereitschaft ganz erheblich beeinflussen. Da alle europäischen Staaten volkswirtschaftlich gleichmäßig stark angespannt sein werden, werden sie unter-

Digitized by Google

einander austauschende Hilfen nur in geringem Maße leisten können. Ganz besonders aber werden die Dreibundmächte auf sich selbst angewiesen sein, da bei einem wenigstens zeitweilig möglichen Verluste der Seeherrschaft auch auf wirtschaftliche Unterstützung von den Kolonien, Amerika oder Asien nicht sicher gerechnet werden kann.

Wir wissen, daß in der Ernährungsfrage das Deutsche Reich sehr wohl auf eigenen Füßen zu stehen vermag.*) Doch werden auch hier weitgehende Vorbereitungen nötig sein, um einerseits dem gesteigerten Augenblicksbedarf beim Kriegsausbruch genügen zu können, anderseits das Hereinbringen der vielleicht noch auf dem Halme stehenden Ernte und die Neubestellung des Feldes zu sichern. Dies erweist sich um so notwendiger, als die ländlichen Kreise unseres Vaterlandes den weitaus größten Teil seiner Verteidiger stellen und darum bei Kriegsausbruch dem schon im Frieden vorhandenen Mangel an Arbeitskräften unbedingt durch entsprechende gesetzliche Vorschriften, z. B. Aufstellung von Landarbeiter-Formationen von unausgebildet gebliebenen Mannschaften aus den Städten, abgeholfen werden muß.

Die finanzielle Leistungsfähigkeit und Bereitschaft Deutschlands für einen Krieg ist im Auslande, besonders in Frankreich, gelegentlich der Marokkokrise stark angezweifelt worden. Man konnte in französischen Blättern lesen, daß es nur des Zurückziehens der französischen Gelder bedürfe, um das arme verschuldete Deutschland zum Staatsbankrott zu treiben und damit wehrlos zu machen. Dieser weitübertriebenen Darstellung unserer Finanzlage im Sommer 1911, die leider auch unter deutschen Staatsbürgern Beunruhigung und ernste Besorgnisse hervorgerufen hat, haben die Ereignisse inzwischen selbst unrecht gegeben. Nicht nur ist während der Marokkokrisis der Kurs der deutschen Staatspapiere an der Berliner Börse weniger gefallen als die französische 3prozentige Rente in Paris oder die 2½prozentigen englischen Konsols in London, nicht nur war der Privatdiskont bei uns widerstandsfähiger als in Frankreich und die Zurückziehung von Einlagen bei Banken und Sparkassen geringer**), sondern es gelang der deutschen Finanzwirtschaft ohne erhebliche Schädigungen, zunächst allerdings mit amerikanischer Hilfe, den weitaus größten Teil bisher in Deutschland investierten französischen und englischen Kapitals abzustoßen und sich so mehr auf eigene Füße zu stellen.

So konnte bis zum Oktober 1912 der deutsche Markt trotz der ungewöhnlich großen Ansprüche, die infolge des wirtschaftlichen Aufschwunges von Industrie und Handel gerade in diesem Jahre an ihn gestellt wurden, mit Diskontsätzen auskommen, die nicht über 5 v. H. hinausgingen, während gleichzeitig noch die Barbestände der Reichsbank eine langsame, aber stete Steigerung erfuhren. Auch bei der neuesten

*) Vgl. IX. Jahrgang 1912, 3. Heft, Gisevius: „Die Sicherstellung der Verpflegung des deutschen Volkes und seiner Armee im Mobilmachungsfalle."

**) „Bank-Archiv" vom 15. Oktober 1912. Deutschlands Finanzkraft in der Marokko-Krisis von Dr. Karl Helfferich.

Digitized by Google

Kraftprobe, der infolge des Balkankrieges die deutsche Geldwirtschaft ausgesetzt wurde, hat der deutsche Geldmarkt bis jetzt entschieden eine größere Widerstandsfähigkeit gezeigt als jemals früher in ähnlicher Lage.

Diese durch eine drohende Kriegsgefahr heraufbeschworenen Krisen haben aber trotz ihrer glücklichen Überwindung doch allenthalben die oft bange Frage aufwerfen lassen: „Sind wir wirklich finanziell auch völlig kriegsbereit, und wie ist diese Bereitschaft zu erhöhen und zu vervollständigen."

Zur Beantwortung dieser Fragen müssen wir zunächst klarzulegen suchen, welche Anforderungen ein Zukunftskrieg an den deutschen Geldmarkt stellen wird.

Kriegskosten.

Für die Kosten eines zukünftigen Krieges können natürlich nur Annäherungswerte gefunden werden, die auf mehr oder weniger unsicheren Schätzungen beruhen. Um uns vor Trugschlüssen zu bewahren, müssen wir daher diese Annäherungswerte lieber zu hoch als zu knapp bemessen, da Fehler in dieser Hinsicht das Endresultat höchstens ungünstiger erscheinen lassen.

Schon über die Dauer eines Zukunftskrieges gehen die Meinungen weit auseinander. Während vielfach die Ansicht vertreten wird, daß Massen- und Volksheere eine Entscheidung in kürzester Frist kategorisch erforderten, neigen wieder namhafte Persönlichkeiten, die sich eingehend mit dieser Frage beschäftigt haben, wie General v. Blume und Generalleutnant v. Liebert, der entgegengesetzten Meinung zu. Wenn nun auch eine vieljährige Dauer wenigstens für einen allgemein und intensiv geführten Krieg der europäischen Großmächte ausgeschlossen erscheint, so muß doch mit der Dauer eines Jahres unbedingt gerechnet werden, wenn man Fehlschlüsse nicht ziehen will. Da sich nun die Kriegskosten außer nach der Zeit auch nach der Größe des im Felde stehenden Heeres richten, so müssen wir hier ebenfalls eine Zahl festsetzen. Sie wird mit drei Millionen einschließlich der Etappen- und Besatzungstruppen zur Zeit noch nicht zu niedrig gegriffen sein. Die Frage lautet also: „Wie hoch sind voraussichtlich die Kosten eines Kriegsjahres bei einer Heeresstärke von drei Millionen Köpfen?"

Wenn wir zu ihrer Beantwortung den letzten, allerdings außerhalb Europas geführten Krieg einer europäischen Großmacht heranziehen, so finden wir, daß Rußland die zehn Kriegsmonate des Jahres 1904 in der Mandschurei, abzüglich der für Eisenbahnbauten ausgegebenen Summen, rund 500 Millionen Rubel gekostet haben.*) Da Rußland gegen Ende des Jahres 1904 einschließlich der Etappentruppen und der noch im Antransport befindlichen Kräfte 300 000 Mann unter Waffen gehabt hat, so würde sich für den Kopf und Tag eine Durchschnittsausgabe von 10 Mark ergeben. Allerdings ist hierbei wohl in Betracht zu ziehen, daß sich die Kosten durch den langen Eisenbahntransport zum Fernen Osten und durch die ganze Organisation der russischen

*) Karl Helfferich. „Das Geld im russisch-japanischen Kriege". Berlin 1904.

Digitized by Google

Kriegsverwaltung*) nicht unerheblich gesteigert haben werden, anderseits bildet aber auch der Umstand, daß das Mandschureiheer erst allmählich seine Stärke erreichte, hierfür einen gewissen Ausgleich. Ziehen wir zum Vergleich die Kriegskosten des Deutsch-französischen Krieges heran, so berechnet Geheimrat Riesser diese für Kopf und Tag mit 6 Mark, wobei die nach dem Kriege vom Staate zu tragenden Lasten, wie Kriegsleistungen, Invaliden- und Witwenpensionen, Retablissements- und Entschädigungskosten nicht eingerechnet sind.**) Zieht man nun die inzwischen eingetretene namhafte Steigerung in den Kosten für Bewaffnung (Munition) und Verpflegung in Betracht, so dürfte ein Ansatz von 10 Mark für Mann und Tag nicht übermäßig ungünstig gerechnet sein.

Es ergibt sich damit für einen zukünftigen Krieg von einjähriger Dauer bei einer Heeresstärke von drei Millionen Köpfen eine Kostensumme von 10 950 Millionen, also rund 11 Milliarden Mark.

Kosten der Mobilmachung.

Diese Kriegskosten verteilen sich nun nicht gleichmäßig auf die ganze Kriegsdauer. Es werden vielmehr die ersten Wochen der Mobilmachung, der Armierung der Festungen und des Aufmarsches einen verhältnismäßig größeren Teil beanspruchen. Wenn wir für die ersten drei Kriegswochen somit etwa ein Achtel der Gesamtsumme, also 1350 Millionen Mark einstellen, so erscheint diese Schätzung eher zu hoch als zu niedrig gegriffen.***) Zu diesen rein militärischen Mobilmachungskosten treten jedoch in den ersten Kriegswochen noch andere außergewöhnliche Bedürfnisse hinzu, die vom Geldmarkte befriedigt werden müssen. Zunächst ist dies der außerordentliche gesteigerte Geldbedarf bei Handel, Industrie und Landwirtschaft. Für eine richtige Schätzung dieses Bedarfes gibt es kaum einen Anhalt, doch dürfte er wohl nicht größer sein als das Zweifache des Mehrbedarfs, den die Reichsbank bei sogenannten schweren Terminen, d. h. Zeiten, an denen Miet-, Hypotheken-, Schuldverschreibungszinsen, Versicherungsprämien, Gehälter und Pensionen, Schulgelder usw. fällig zu werden pflegen, gegenüber den leichten Terminen aufweist. Danach wäre eine Summe von rund 1000 Millionen hierfür einzustellen.

Wenn die genannten Zahlen zu hoch gegriffen erscheinen, so kommt ein Fehler in der Schätzung dem der Gesamtsumme von 2350 Millionen hinzuzurechnenden Angstbedarf zugute. Dieser entsteht durch das plötzliche Zurückziehen von Guthaben und Depositen, Diskontierung von Wechseln, Lombardierung von Papieren in einer Zeit, wo neue Kredite nicht zu eröffnen sind. Dieser Ansturm, der eine rein psychologische Angsterscheinung ist, wird sich um so eher beruhigen, je weniger Zahlungsunfähigkeit oder auch nur Verzögerung an irgendeiner Stelle eintritt. Er wird

*) Die vor einiger Zeit erfolgte Verurteilung des Chefs des Transportwesens der Mandschurei-Armee, General Uchatsch Ogorowitsch wirft hierauf interessante Lichter.

**) „Finanzielle Kriegsbereitschaft und Kriegsführung" von Dr. J. Riesser. Berlin 1904.

***) Riesser a. a. O. berechnet nur 1200 Millionen Mark für die ersten sechs Wochen.


Digitized by Google

jedoch kaum länger als zwei bis drei Wochen anhalten, da selbst im Jahre 1870 in Frankreich die Panik trotz der Niederlagen von Weißenburg, Wörth und Spicheren nur etwa drei Wochen währte. Ströll schätzt diesen Angstbedarf auf 250 Millionen Mark*), so daß damit der Mobilmachungsbedarf mit 2600 Millionen Mark für die ersten drei Kriegswochen angenommen werden kann.

Volksvermögen und Volkseinkommen.

Das deutsche Volksvermögen hat sich in der hinter uns liegenden langen Friedensperiode außerordentlich gesteigert und dürfte mit 240 Milliarden Mark heute nicht zu hoch eingeschätzt sein, wenn man bedenkt, daß Schmoller 1902 zu einer Schätzung von 200, Wernicke 1906 auf 225, Evert 1908 auf 200 Milliarden gekommen sind.**) Dabei ist zu beachten, daß Schmoller schon 1886 eine jährliche Zunahme des deutschen Vermögens um 2,5 Milliarden allein durch reale Ersparnisse, ohne die durch Wertzuwachs entstehende Steigerung zu rechnen, annahm, während Steinmann-Bucher 1909 gleichfalls ohne Wertzuwachs zu wenigstens 9 Milliarden gelangte. Bei der günstigen Fortentwicklung unserer Volkswirtschaft seit 1886 erscheint heute die Schmollersche Schätzung von 2 bis 3 Milliarden Mark ganz gewiß nicht zu hoch gegriffen.

Das Gesamteinkommen des deutschen Volkes läßt sich bei Zugrundelegung der preußischen Veranlagung zur Einkommensteuer mit 30 Milliarden Mark berechnen. Auch diese Schätzung erscheint fast zu niedrig im Vergleich mit Schmoller, der 1902 bereits 25 Milliarden angibt

Die Gesamtkosten eines einjährigen Krieges würden demnach sicher nicht über 5 v. H. des Volksvermögens oder 37 v. H. des jährlichen Volkseinkommens betragen und durch die Ersparnisse von 4 bis 5 normalen Friedensjahren gedeckt werden können.

Steuerbelastung und Staatsschulden.

Einen weiteren Anhalt für die Beantwortung unserer Frage gibt ein Vergleich der Steuerbelastung und der Staatsschulden Deutschlands mit denen anderer Länder. Für erstere stehen allerdings nur Zahlen, die vor der deutschen Finanzreform liegen, zur Verfügung, so daß sich hier inzwischen das Verhältnis etwas zuungunsten Deutschlands verschoben hat.

Es betrug die Steuerlast pro Kopf in

England 1904/05	95,76 Mark,
Frankreich 1908	83,41 „
Italien 1906/07	48,42 „
Deutschland 1908	48,00 „
Rußland 1908	18,43 „

*) Moritz Ströll, „Das deutsche Geldwesen im Kriegsfall".

**) Die Angaben sind größtenteils entnommen aus: „Denkschriftenband betreffs Änderungen im Finanzwesen 1908, II". Eine ausführliche begründete Schätzung von Arnold Steinmann-Bucher. 1909 mit 350 Milliarden Mark erscheint allerdings bedeutend zu hoch gegriffen, seine Schätzung von 1908 mit 314 Milliarden wird denn auch bei der Anwendung der gleichen Methode von Ballod auf 251 Milliarden zurückgeschraubt, der zu einem Gesamtbetrage von 256 bis 266 Milliarden gelangt.

Digitized by Google

Im Jahre 1911 betrug die Staatsschuld des Deutschen Reiches 4823656700 Mark. Zu dieser Reichsschuld sind die Schulden der Einzelstaaten hinzuzurechnen, die gleichfalls 1911 15570395900 Mark betrugen, so daß sich eine Gesamtschuldenlast von 20394052600 Mark ergibt. Diesem gegenüber hat Großbritannien eine Staatsschuld von 733072610 Pfund Sterling*) = 14954680244 Mark, Frankreich eine solche von 25410254833 Franken**) = 20328203865 Mark aufzuweisen. Bei diesem Vergleich ist aber zu beachten, daß über die Hälfte der deutschen Staatsschulden, nämlich vor allem die Preußens in produktiven Unternehmungen, wie Eisenbahnen und Bergwerken angelegt sind und so durch ihre Anlage hohe Überschüsse abwerfen. Sie können daher als Staatsverschuldung im eigentlichen Sinne nicht gerechnet werden.

Noch günstiger erscheint die Verschuldung des deutschen Volkes gegenüber anderen Ländern, wenn die Schuldenlast auf den Kopf der Bevölkerung berechnet wird. Wenn solche auf die Kopfzahl zurückgeführten Vergleiche auch kein unbedingt richtiges Bild ergeben können, so lassen sie doch ganz allgemeine Schlüsse zu.

Deutschland	309,49	Mark***),
Großbritannien	330,73	„
Frankreich	513,32	„

Ein Vergleich der Durchschnittskurse der Staatsanleihen dieser drei Länder scheint allerdings in Widerspruch mit dieser günstigen Beurteilung der deutschen Vermögenslage zu stehen. Sie betrugen in den Jahren 1910 und 1911:

			1910	1911
3½	prozentige	Deutsche Reichsanleihe	93,71	93,32
3½	„	Preußische Konsols	93,18	93,31
3	„	„ „	84,36	83,54
3	„	Französische Rente	99,18	97,56
2½	„	Englische Konsols	81,07	79,32

Dieser auffallend niedrige Kurs der deutschen Staatspapiere gegenüber den englischen und französischen ist jedoch keineswegs damit zu erklären, daß die Kapitalanlage in ihnen weniger gesichert erschiene. Das würde ja z. B. bei den preußischen Konsols am allerwenigsten zutreffen. Der Grund liegt vielmehr in ganz anderen und teilweise sogar für die Volkswirtschaft nicht ungünstigen Verhältnissen. Es sei nur darauf hingewiesen, daß die schnelle Folge, mit der das Deutsche Reich seine Anleihen herausbrachte, und die daraus folgende stete Erwartung neuer Anleihen die

*) Am 31. März 1911: The Exchange Officiel Intelligence 1912.

**) Am 1. Januar 1911: Annuaire des Valeurs admises à la Cote Officielle de la Bourse de Paris 1911.

***) Errechnet nach der Volkszählung vom 1. Dezember 1910 zuzüglich 1 Million Zuwachs.

Digitized by Google

Kurse der Staatspapiere herabdrücken mußten, und daß anderseits die in Deutschland besonders starke Konkurrenz höher verzinslicher Industriewerte und die durch den raschen Aufschwung von Industrie und Handel übermäßig starke Kapitalnachfrage hierbei erheblich mitwirken. Daß die Sicherheit der Anlage bei diesen Kursunterschieden nicht mitspricht, beweist der Umstand, daß sowohl während der Marokkokrise als auch bei der letzten Balkankrise die deutschen Staatspapiere fester geblieben sind, als die Englands und Frankreichs.*)

Wenn so das deutsche Finanzwesen, nicht nur für sich betrachtet, stark genug erscheint, um in seiner Gesamtheit auch die ungeheuren Summen, die ein moderner Krieg verschlingen wird, aufbringen zu können, sondern auch im Verhältnis zu den anderen Großmächten nicht ungünstig dasteht, so ist ein Vergleich der Kriegskosten mit dem Betrag der ausländischen Werte, die sich in Händen des deutschen Publikums befinden, ganz besonders geeignet, pessimistischen Auffassungen entgegenzuwirken. Nach einer Denkschrift des Reichs-Marine-Amtes wurden diese Auslandswerte, die eine Schuld fremder Staaten an das deutsche Volksvermögen darstellen, 1905 mit 16 Milliarden bewertet.**) Diese Zahl wird sicherlich nicht geringer geworden sein, da die Inanspruchnahme des deutschen Geldmarktes durch die Anlage in ausländischen Effekten 1911: 630 Millionen, 1912 trotz des ganz besonders gesteigerten Bedarfs der eigenen Industrie und trotz der Balkanwirren noch 381 Millionen betrug.

Wenn nun auch die Besitzer dieser Werte nicht gezwungen werden können, sie, sei es während, sei es bald nach einem Kriege, voll abzustoßen und durch deutsche Staatsanleihen zu ersetzen, so gewährt ihr Vorhandensein doch die Aussicht, daß bei vaterlandsliebender Gesinnung des Volkes eine Kriegsanleihe in genügender Höhe gezeichnet werden würde.

Die Reichsbank.

Bevor wir nun auf die eigentliche Mobilmachung des deutschen Kapitals einzugehen vermögen, müssen wir noch einen kurzen Blick auf das deutsche Bank- und Börsenwesen werfen. Es ist ohne weiteres klar, daß die deutsche Reichsbank infolge ihres für den Kriegsfall geradezu idealen Aufbaues (privates Stammvermögen, staatliche Aufsicht und elastisches Notenausgaberecht) die berufene finanzielle Führerin darstellt. Sie vor allem wird auf Grund ihrer Organisation und kraft der Vorsicht, Energie und Einsicht ihrer Verwaltung besonders in den ersten kritischen Wochen eines Krieges beruhigend und unterstützend zu wirken vermögen. Sie ist hierzu in ganz besonderer Weise befähigt durch das Recht, nach Bedürfnis ihres Verkehrs Banknoten auszugeben, welche jederzeit zu mindestens einem Drittel in kursfähigem deutschen Gelde, Reichskassenscheinen, Gold in Barren oder in ausländischen Münzen, für den Rest in sicheren, diskontierten, kurzfristigen Wechseln gedeckt sein müssen. Da die so

*) Seite 261.

**) Denkschrift des Reichs-Marine-Amtes: „Die Entwicklung der deutschen Seeinteressen im letzten Jahrzehnt".


Digitized by Google

gedeckte Reichsbanknote nun viel mehr geeignet ist, das bare Goldgeld in kritischen Lagen zu ersetzen, als es das lediglich durch die Steuerkraft der Staatsangehörigen nur indirekt gedeckte Staatspapiergeld vermag, so ist es für den Krieg von höchster Wichtigkeit, den Goldschatz der Reichsbank auf einer Höhe zu erhalten, der den notwendigen Spielraum in der Notenausgabe gewährt.

Der Reichsbankausweis vom 23. Dezember 1912 zeigt einen Goldbestand von 770 076 000 Mark gegen 774 997 000 Mark zur gleichen Zeit im Jahre 1911. Demgegenüber betrugen die Goldbestände anderer europäischer Staatsnotenbanken Ende des Jahres 1912:

Russische Reichsbank (wahrscheinlich unter Anrechnung der Goldguthaben im Ausland)	3 540 000 000		Franken
Bank von Frankreich . . .	3 195 000 000	(2. 1. 1913)	"
Österreichisch-ungarische Bank	1 270 000 000		"
Bank von Italien	1 022 000 000		"
Deutsche Reichsbank . . .	971 000 000		"
Bank von England . . .	781 000 000	(2. 1. 1913)	"

Schon der bloße Vergleich dieser Zahlen zeigt, daß eine Erhöhung des Goldbestandes der deutschen Reichsbank wünschenswert ist. Nun ist der niedrige Stand des Goldguthabens bei der Reichsbank und der Bank von England darin begründet, daß Deutschland und England im Gegensatz zu den übrigen Staaten die Goldwährung allein voll durchgeführt haben, während die Bank von Frankreich bimetallistisch organisiert ist, die Banken von Rußland, Frankreich und Italien nicht gezwungen sind, ihre Banknoten stets in Gold einzulösen. Es werden daher bei allen Krisen die Goldbestände der Reichsbank und der Bank von England, die zur Einlösung in Gold verpflichtet sind, auch vom Auslande stark in Anspruch genommen. Eine bedeutende Verstärkung des Goldbestandes der Reichsbank würde diese aber auch gegen die Goldentziehungen des Auslandes unempfindlicher machen. Nun ist im Deutschen Reiche noch ein sehr hoher Prozentsatz von Goldgeld im Umlauf. Dieses kann durch sachgemäße Erweiterung des Giro- und Scheckverkehrs und Vermehrung der Ausgabe von Banknoten über kleine Beträge, die das Goldgeld abzulösen imstande sind, allmählich eingezogen und der Zentralstelle der Reichsbank zugeführt werden, so daß deren Zahlungsfähigkeit durch Notenausgabe in Gefahrzeiten um das Dreifache des abgelösten Geldbetrages gesteigert werden könnte.

Zur Verteidigung ihres Goldbestandes besitzt die Reichsbank zwei Mittel, nämlich die im Friedensverkehr empfindlich bemerkbare Erhöhung des Diskonts und die Verwertung ihres Bestandes an Auslands-Devisen (im Ausland in Gold zahlbare kurz-

Digitized by Google

fristige Wechsel und Schecks). Für einen großen Besitz an solchen Devisen ist daher dauernd Sorge zu tragen, um den Goldbestand in der einer Mobilmachung meist vorhergehenden Krisenzeit zu schützen.

Die Privatbanken.

Nicht so befähigt, helfend in eine Kriegskrise eingreifen zu können, sind die übrigen Notenbanken des Deutschen Reiches.*) Ihnen fehlt hierzu entweder ein genügend elastisches Notenrecht oder die notwendige Metallgrundlage. Sie sind jedoch durch ihre gesetzlich festgelegte Liquidität in der Lage, wenn im ersten Abschnitt eines Krieges das Vertrauen zur Privatbanknote erhalten bleibt, auf die Hilfe der Reichsbank, die sie sonst durch Abstoßung eines großen Teiles ihrer Wechselbestände in Anspruch nehmen müßten, verzichten zu können. Sie werden im allgemeinen auf eigenen Füßen zu stehen und damit den Goldbestand der Reichsbank zu schonen vermögen.

Anders steht es mit den übrigen deutschen Privatbanken. Sie werden bei Kriegsausbruch und vielleicht schon bei der diesem vorausgehenden Krise zur Beschaffung genügend flüssiger Mittel auf die Bestände der Reichsbank durch Diskontierung ihrer Wechselbestände und Lombardierung von Effekten zurückgreifen müssen. Es ist daher wünschenswert, daß der Flüssigkeitsgrad ihrer Bilanzen, d. h. das Verhältnis der rasch verwertbaren Aktiven zu den in kurzer Frist fälligen Verpflichtungen, auch im Frieden ein möglichst hoher sei. Jedoch wird eine völlige Kriegsbereitschaft der Banken in dieser Hinsicht durch die Notwendigkeit ausgeschlossen, die bei ihnen zusammenströmenden Kapitalien möglichst nutzbringend anzulegen. Die Liquidität unserer Großbanken hat sich — nachdem sie sich besonders durch die Grundstückspekulation Jahre hindurch dauernd verschlechtert hatte — in letzter Zeit unter dem Einfluß des Reichsbankdirektoriums wieder zu heben begonnen. So zeigt eine Gegenüberstellung der Zweimonatsbilanzen von acht unserer Großbanken vom 31. August und 31. Oktober 1912 folgendes Bild:

	31. 8. 12	31. 10. 12
	in Millionen	Mark
Kasse, Sorten und Kupons . . .	104,5	144,9
Guthaben bei Notenbanken . . .	87,4	105,3
Wechsel und Schatzanweisungen . .	1 668,2	1 724,8
Nostroguthaben bei Banken usw. .	330,4	323,8
Staatsanleihen usw.	188,1	184,9
	2 378,6	2 483,7

Es war demgemäß in diesen zwei Monaten eine Vermehrung der leicht greifbaren Mittel allein bei diesen Banken um 105,1 Millionen eingetreten.

Ein Mittel gegen die übermäßige Beanspruchung der Reichsbank in kritischen Zeiten liegt für die Banken gleichfalls in einem starken Bestand von Golddevisen und

*) Es sind dies: Die Bayerische und Württembergische Notenbank, Sächsische und Badische Bank.

Digitized by Google

von Wertpapieren, die einen internationalen Markt besitzen. Sie werden hieraus die Mittel schöpfen können, die in Spannungszeiten erfolgenden Kündigungen ausländischer Guthaben an ihre Kunden, starken Auslandsverkäufen deutscher Effekten im Inlande und anderen ausländischen Zahlungsanforderungen zu genügen, ohne den Geldbestand der Reichsbank übermäßig in Anspruch zu nehmen.

Die Sparkassen.

Wenn im ganzen genommen die Liquidität unserer Großbanken bei ihrer dauernden Steigerung wieder eine genügende zu werden verspricht, so ist dies bei den Sparkassen entschieden nicht der Fall. Von den rund 10 Milliarden deutschen Volksvermögens, die von den deutschen Sparkassen verwaltet werden, sind ungefähr 39 v. H. in städtischen, 21½ v. H. in ländlichen Hypotheken, 24 v. H. in Inhaberpapieren, 11 v. H. in Darlehen und 7 v. H. in Wechseln angelegt. Als liquid kann hiervon, abgesehen von der Lombardierungsfähigkeit der Inhaberpapiere, zunächst nur die Wechselanlage bezeichnet werden. Es erscheint daher dringend notwendig, daß die Aufsichtsbehörden, sei es Staat oder Kommune, hier energisch eingreifen, und zwar in erster Linie durch endgültige Beseitigung der Vorschriften in den Statuten, die einen Teil der Sparkassen noch zwingen, den größten Teil der Einlagen in Hypotheken anzulegen. Diese Notwendigkeit ist denn auch in der preußischen Volksvertretung erkannt worden. Doch kann der im vergangenen Herbste in 2. Lesung angenommene Kompromißantrag zu dem § 1 des Gesetzentwurfs, betreffend die Anlegung von Sparkassenbeständen in Inhaberpapieren, den zu stellenden Anforderungen nur in beschränktem Maße genügen. Der Einwurf, daß in den Sparkassen gerade das Geld des kleinen Mannes liege und dies ganz besonders fest, also höher verzinsbar angelegt werden müsse, darf hierbei nicht hemmend wirken, da für den kleinen Mann die unbedingte Liquidität seiner Sparkasse in schweren Krisen, besonders aber bei Kriegsbeginn ganz besonders wichtig ist. Er wird nicht nur einen Teil seines kleinen Guthabens selbst mit ins Feld nehmen, einen anderen Frau und Kindern als Notpfennig belassen wollen, sondern der kleine Handwerker und Kaufmann wird seiner auch bedürfen, um in einer Zeit, wo sein Kredit zunächst versagt, seinen Betrieb aufrecht zu erhalten, die eigenen Angestellten befriedigen zu können.

Die Börsen.

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine mannhafte patriotische Börse im Kriegsfalle dem Lande sehr wertvolle Dienste zu leisten vermag, indem sie die Aufbringung der für die Kriegführung erforderlichen Geldmittel und die Überwindung der aus dem Kriegszustande erwachsenden volkswirtschaftlichen Schwierigkeiten erleichtert. Aber nicht jede Börse ist hierfür geeignet, sondern nur eine solche, die Ansehen und festbegründetes Vertrauen im eigenen Lande und im Auslande genießt. Und beides muß sie durch ihr Tun und Lassen, besonders durch ihre Haltung in kritischen Zeiten, selbst erwerben."*) Wenn wir hierauf das Verhalten der wichtigsten deutschen Börse, der

*) General der Infanterie z. D. v. Blume im „Tag" vom 20. Oktober 1912.

Digitized by Google

Berliner Börse, in den Zeiten der Marokkokrise und während des ersten Teiles des Balkankrieges im Vergleich mit den Börsen des Auslandes betrachten, so kann dieser Vergleich für sie nur günstig ausfallen. So löste z. B. die Entsendung des „Panther" nach Agadir bei der Pariser und Berliner Börse folgende Wirkungen aus: „Am Sonnabend, den 1. Juli, als noch niemand etwas ahnte, stand die 3prozentige Reichsanleihe in Berlin auf 83,60. Am Abend dieses Tages wurde die Entsendung des „Panther" bekannt. Am Montag, den 3. Juli, notierte die 3prozentige Reichsanleihe in Berlin unverändert 83,60; dagegen ist die 3prozentige Rente in Paris von 95,10 (Anfangskurs) bis 94,975 (Schlußkurs) am 1. Juli, auf 94,45 bis 94,5 am 3. Juli zurückgegangen; sie hat also von einem Börsentag auf den anderen etwa 1/2 v. H. verloren."*) Auch eine Gegenüberstellung der Schwankungen des Privatdiskonts innerhalb der kritischen Zeit gegen das Vorjahr zeigt deutlich die ruhigere Haltung der Berliner Börse:

	Berlin			Paris		
	1911	1910		1911	1910	
Juli	2,46	3,03	— 0,57	2,13	2,08	+ 0,05
August	3,03	3,33	— 0,30	2,68	2,13	+ 0,55
September	4,16	3,85	+ 0,31	3,08	2,38	+ 0,70
Oktober	4,32	4,15	+ 0,17	3,50	2,88	+ 0,62

Dabei ist zu bedenken, daß gerade in diesen Monaten ein großer Teil der in Deutschland stehenden kurzfristigen Auslandsgelder, und zwar hauptsächlich französischer, zurückgezogen wurde.

Auch in dem ersten Teile der noch schwebenden Balkankrise hat die Berliner Börse eine Haltung gezeigt, die jedenfalls bis jetzt hinter den Börsen des Auslandes nicht zurückstand. Daß starke Kursstürze und schwere Erschütterungen stattfanden, war bei der übertriebenen Aufregung und Kopflosigkeit weiterer Kreise des Publikums nicht zu vermeiden, trotzdem „die Großbanken und großen Privatbankfirmen während der kritischen Tage des Bekanntwerdens der Mobilmachung und der Kriegserklärung der Balkanstaaten sowohl durch Mahnung an die Kundschaft wie besonders durch umfangreiche Interventionskäufe alles Denkbare zur Beruhigung des Publikums getan haben". Sogar in den unmittelbar betroffenen Balkanwerten war der Berliner Markt Anfang Oktober wesentlich besser als der Pariser, es verloren in Berlin die 4 1/2 prozentigen Serben 11 v. H., die 4prozentigen Serben in Paris 21,25 v. H.

Daß die Berliner Börse diese immerhin befriedigende Haltung bewahren konnte, ist als wohltuende Folge der Novelle zum Börsengesetz vom 18. Mai/1. Juni 1908 zu betrachten. Das Börsengesetz von 1897 hatte durch Lahmlegung des Termin-

*) Dr. Karl Helfferich: „Deutschlands Finanzkraft in der Marokkokrisis im ‚Bank-Archiv' vom 15. Oktober 1912". Diesem Aufsatz sind auch die folgenden Angaben größtenteils entnommen.

Digitized by Google

geschäfts, ohne das eine starke berufsmäßige Spekulation an der Börse nicht möglich ist, die deutsche Börse stark geschwächt. Da das reine Kassageschäft nämlich die Festlegung bedeutender Mittel erfordert, kann es im großen nur von den Banken betrieben werden. Infolgedessen trat gleichzeitig eine starke Verminderung der Zahl der kleinen und mittleren Bankiers ein, deren Geschäfte von den Großbanken übernommen wurden. Erstere sind aber für eine gesunde Spekulation und die damit verbundene Bedeutung und Widerstandskraft der Börsen unentbehrlich, da die Großbanken selbst einen Teil der Börsentätigkeit ausüben und dieser dadurch bedeutende Umsätze entziehen. Die Novelle zum Börsengesetz hat nun infolge der grundsätzlichen Wiederzulassung des Zeitgeschäftes eine allmähliche Neukräftigung des kleinen und mittleren Bankierstandes und der Spekulation begünstigt, so daß die Hoffnung besteht, daß hierdurch die deutschen Börsen nach und nach ihre alte Aufnahmefähigkeit und Bedeutung voll wieder erlangen werden. Von besonderer Wichtigkeit ist dies aber für die Unterbringung von Kriegsanleihen. Als Beispiel mag hierfür die Tatsache gelten, daß die großen französischen Anleihen während und nach Beendigung des Krieges von 1870/71 von der Spekulation übernommen und erst nach 7 bis 8 Jahren im Publikum wirklich untergebracht waren.*)

Mobilmachung.

Zur Deckung der Kriegskosten sind nun spätestens mit dem Beginn der Mobilmachung die im Volksvermögen vorhandenen Mittel flüssig zu machen. Von den durch die Mobilmachung erhöhten Kosten der ersten drei Kriegswochen, die mit den 2600 Millionen Mark unserer Schätzung wohl gewiß nicht zu niedrig gegriffen sind, braucht ein Teil zunächst nicht in Zahlmitteln flüssig gemacht zu werden. Es sind dies alle die Lieferungen für die Armee, die auf dem Kriegsleistungsgesetz beruhen und daher gestundet werden. Rechnungsmäßig läßt sich dieser Betrag jedoch kaum schätzen, wenngleich er auch im Verhältnis zu der hohen Kostensumme nicht unbedeutend sein dürfte. Abgesehen von diesen zu stundenden Beträgen, kommt für die Deckung der Mobilmachungskosten zunächst die Menge an Zahlungsmitteln in Betracht, über die die deutschen Notenbanken verfügen können. Da der deutsche Geldmarkt sich seit Oktober 1912 in einer Krise befindet, die alle Merkmale einer Mobilmachungskrise nur in langsamerer Entwicklung trägt, und somit ein Teil des gesteigerten Realbedarfs von Handel, Industrie und Landwirtschaft und sicherlich auch ein Teil des Angstbedarfes allmählich dem Markte entzogen sind, so kann für die Berechnung nur der Stand der deutschen Notenbanken vor dem Einsatz dieser Krise, also im September 1912 in Betracht kommen.

Der Metallbestand der deutschen Notenbanken vom 23. September betrug 1 333 074 000 Mark, wozu als Grundlage für Notenausgabe noch 40 596 000 Mark an Reichskassenscheinen hinzuzurechnen sind. Nun wird mit dem Augenblick der Mobil-

*) Riesser a. a. O.


Digitized by Google

machung der im Juliusturm zu Spandau lagernde Kriegsschatz des Deutschen Reiches mit 120 Millionen sicherlich der Reichsbank zur Stärkung ihres Goldbestandes überwiesen werden, so daß sich damit ein Gesamtbestand von 1 493 670 000 ergeben würde. Auf diesen Bestand an Metall und Reichskassenscheinen sind die Notenbanken gesetzlich in der Lage, einen Betrag von 4 481 010 000 Mark in Banknoten auszugeben, von dem jedoch der bereits im Umlauf befindliche Notenbestand abzuziehen ist. Dieser betrug gleichfalls am 23. September 1912 1 863 626 000 Mark, so daß eine Vermehrung von 2 617 384 000 Mark mit dem Augenblicke der Mobilmachung eintreten könnte. Diese Vermehrung, die für die ersten drei Wochen nach unseren Schätzungen wohl bestimmt ausreichen würde, ist natürlich nur dann in diesem Umfange möglich, wenn es gelingt, den Goldbestand der Bank zu wahren. Eine lange, schleichende Krise vor Ausbruch des Krieges ist hierfür nicht günstig, wie dies der bis Ende November 1912 auf 1 124 767 Mark herabgegangene Metallbestand der deutschen Notenbanken zeigt. Dabei ist jedoch auch wieder zu bedenken, daß infolge der Krise sich Großbanken, Sparkassen und Lebensversicherungsgesellschaften liquider zu halten geneigt sind und dadurch der Umfang der im Augenblick der Mobilmachung eintretenden Ansprüche vermindert wird. Von diesem Augenblicke an lassen sich jedoch eine Reihe von Maßnahmen treffen, die geeignet sind, teils den Goldbestand der Reichsbank zu schützen, teils die Zahlungsmittel und die Flüssigkeit der Vermögensobjekte zu steigern.

Bei Betrachtung dieser Maßnahmen müssen wir von dem Gesichtspunkte ausgehen, daß jede außergewöhnliche Maßregel die Aufregung und Kopflosigkeit des Publikums zu vermehren geeignet ist und so eine Verlängerung des Angstzustandes im Gefolge haben wird, wodurch dann wieder ein größerer Bedarf an Zahlungsmitteln eintritt und der Rückfluß der Angstreserven gehemmt wird.

Zum Schutze des Goldbestandes der Notenbanken würden zunächst die Großbanken *anzuweisen* sein, in ihrem eigensten Interesse sich größtmögliche Beschränkung in dessen Inanspruchnahme aufzuerlegen. Dies wird ihnen dadurch bedeutend erleichtert, daß durch das Gesetz vom 1. Juni 1909 die Reichsbanknoten zum gesetzlichen Zahlungsmittel erhoben sind. Mit den Reichskassenscheinen muß dies gleichzeitig mit dem Ausspruche der Mobilmachung durch entsprechende Änderung des Reichsgesetzes über ihre Ausgabe erfolgen. Hieraus wird sich dann wahrscheinlich auch bald die Notwendigkeit ergeben, die Pflicht der Reichsbank „ihre Noten sofort auf Präsentation zum vollen Nennwerte, und zwar in kursfähigem, deutschem Gelde (Gold), einzulösen", ebenfalls aufzuheben. Schließlich würden in gleicher Weise die Vorschriften des Münzgesetzes, nach denen von bestimmten Kassen jederzeit Reichssilbermünzen in Beträgen von mindestens 200 Mark, alle übrigen von mindestens 50 Mark in Gold eingewechselt werden müssen, zu suspendieren sein. Durch diese Maßregeln wäre der Zwangskurs erklärt, den wohl kein europäischer Staat, selbst England nicht, bei einem großen europäischen

Digitized by Google

Kriege wird vermeiden können, „weil er seines Goldschatzes als Notpfennig bedarf und die Vorsicht dessen Konzentrierung für alle Fälle erheischt“.

Die Einführung des Zwangskurses wird aber nur dann ohne großen nachteiligen Einfluß für die baldige Überwindung der Mobilmachungskrise bleiben können, wenn die Forderung der Dritteldeckung für die Reichsbanknoten-Ausgabe und die Öffentlichkeit der Reichsbankbilanzen wie im Frieden bestehen bleiben. Tatsächlich tritt durch die Suspendierung der oben angeführten gesetzlichen Bestimmungen eine Änderung im Verkehr nicht ein, da im deutschen Publikum in Friedenszeiten niemand daran denkt, jemals die Auszahlung einer Summe in Banknoten zu verweigern, sondern sie sogar meist der Goldzahlung vorzieht. Mit der Aufhebung der Drittelbeckung würde jedoch die Sicherheit der Banknote als Zahlungsmittel in den Augen des Publikums erheblich verlieren und dadurch ihre Annahme als vollwertiges Zahlungsmittel erst tatsächlich zum Zwange werden. Desgleichen würde die Aufhebung der Öffentlichkeit der Reichsbankbilanzen sogleich das Gefühl erwecken, daß hier etwas unsicher, etwas zu verschleiern sei, und damit das Vertrauen zu den Banknoten erheblich erschüttert werden. Es wird jedoch nur dadurch, daß das Vertrauen erhalten bleibt, möglich sein, die Angstperiode schnell zu überwinden und dann die in der ersten Kopflosigkeit überall vom Publikum zusammengerafften und ängstlich zurückgehaltenen Reserven wieder dem Verkehr zuzuführen.

Durch diese Aufrechterhaltung der Drittelbeckung bleibt natürlich auch die Notenausgabe der Reichsbank beschränkt. Da nun nicht zu übersehen ist, wieviel von den Angstreserven alsbald wieder auf dem Markt angeboten wird, so muß sofort an eine weitere Vermehrung der Zahlmittel noch über den unter Festhaltung des Grundsatzes der Drittelbeckung größtmöglichen Banknotenumlauf hinaus gesorgt werden. Als zweckmäßige Maßregel hierfür hat sich schon im Jahre 1870 die Einrichtung von Kriegslombardkassen bewährt. Solche Kriegslombardkassen haben den Zweck, einerseits die Reichsbank in der Lombardierungstätigkeit zu entlasten, anderseits aber auf Grund der bei ihnen lombardierten Effekten vom Staate garantierte Schuldscheine auszugeben, was die Reichsbank nach ihrer gesetzlichen Organisation nicht vermag. Diese Einrichtung muß natürlich bereits im Frieden beschlossen und sorgfältig vorbereitet sein, sie würde zweckmäßig im Anschluß an die Stellen der Reichsbank und unter deren Aufsicht erfolgen. Um den Umfang der leicht greifbaren Mittel zu steigern, könnten die Bedingungen für die Lombardfähigkeit erweitert und z. B. auf mündelsichere ländliche und städtische Hypotheken ausgedehnt werden.

Als Zahlmittel der Kriegslombardkassen wird von Ströll die vermehrte Ausgabe von Reichskassenscheinen zu 5 und 10 Mark vorgeschlagen. Dieser Vorschlag hat insofern viel für sich, als dadurch das Publikum kein neues Papiergeld erhielte, das zunächst jedenfalls immer mehr oder weniger mißtrauisch aufgenommen werden wird. Auch der geringere Betrag der zur Zeit im Umlauf befindlichen Reichskassenscheine

Digitized by Google

von nur 120 Millionen Mark würde für eine erweiterte Ausgabe sprechen. Schließlich wäre die Reichsbank auf Grund der Überweisung von einem Teil dieser Reichskassenscheine ihrerseits auch in der Lage, den Banknotenumlauf zu erhöhen.

Nun spricht aber gegen die Benutzung der Reichskassenscheine als Zahlmittel der Kriegslombardkassen und gegen die Steigerung ihres Ausgabeumfangs der Umstand, daß die zur Zeit im Umlauf befindlichen Reichskassenscheine eine besondere Deckung außer der Staatsgarantie nicht besitzen. Ihre starke Vermehrung würde daher im Publikum leicht Mißtrauen erwecken, ob diese gleichfalls ohne eine besondere Deckung oder jedenfalls nicht im Verhältnis zu dieser erfolge. Das Vertrauen zu den Reichskassenscheinen würde schwinden, und, wenn sie dann als Grundlage für die Ausgabe von Reichsbanknoten dienen sollten, auch das Vertrauen zu diesen. Es erscheint daher zweckmäßiger, ein neues Papiergeld durch die Kriegslombardkassen ausgeben zu lassen, das die doppelte Garantie durch den Staat und durch die im Lombardverkehr hinterlegten Werte besitzt und diese Eigenschaft auch im Ausdruck ausspricht. Auch dieses Papiergeld müßte die Geltung eines gesetzlichen Zahlmittels erhalten.

Während dennoch die Einführung des Zwangskurses unter den oben geschilderten Formen sich kaum wird umgehen lassen, wenn der Goldbestand der Reichsbank geschützt werden soll, so erscheint die Verfügung eines Wechselmoratoriums für Deutschland jedenfalls bei Beginn eines Krieges nicht zweckmäßig.

Da nur die Wechselschulden durch ein solches Moratorium aufgeschoben werden, so würden sowohl die Banken als auch große Handelshäuser, Sparkassen und Lebensversicherungs-Gesellschaften sowie industrielle Unternehmungen dadurch in eine sehr schwierige Lage geraten. Der größte oder doch sicherlich ein großer Teil der leicht greifbaren Mittel dieser Unternehmen besteht in kurzfristigen Wechseln. Sie wären durch das Moratorium nun gezwungen, ihre Gläubiger, die zum Teil ja keine Wechselgläubiger sind, Angestellte und Arbeiter auszahlen zu müssen, ohne ihre eigenen in Wechseln bestehenden Aktiven verwerten zu können, und das in einer Zeit, wo neue Kredite nicht oder nur unter sehr schweren Bedingungen zu eröffnen sein werden. So kann für einen modernen Großstaat mit hoch entwickeltem Handel und Industrie ein Moratorium zu Beginn eines Krieges nur erschütternd wirken und gleichzeitig zur Folge haben, daß gerade der gewünschte Ersatz von Geld durch Zahlungssurrogate, zu denen Wechsel, Schecks usw. doch zu rechnen sind, erschwert wird.

Daß das in Serbien gleich nach Kriegsbeginn ausgesprochene Wechselmoratorium dort schweren Schaden nicht gebracht hat, liegt wohl daran, daß Serbien in erster Linie Agrarstaat und die Wechselgläubigerschaft dort mehr konzentriert ist. Für Deutschland käme ein Wechselmoratorium wohl erst in Betracht, wenn durch zeitweilige Rückschläge oder als Folge eines nach zwei Fronten geführten Krieges Teile des deutschen Staatsgebietes vorübergehend vom Feinde besetzt wären. Dann dürfte diese Maßregel aller-

Digitized by Google

dings zur Vermeidung umfangreicher geschäftlicher Katastrophen unumgänglich notwendig werden können.

Die mit der Mobilmachung getroffenen besonderen finanziellen Maßnahmen bilden die Grundlage für die weitere Beschaffung der zur Kriegführung notwendigen Mittel. Diese wird um so leichter sein, je mehr der Geldmarkt sich wieder beruhigt hat, je glücklicher der Verlauf des Krieges ist. Bei allgemein günstigem Verlauf des Feldzuges werden die Angstreserven durch hohe Zinsangebote sehr bald wieder auf dem Kapitalmarkte erscheinen und durch die Ausgabe von Kriegsanleihen dem Staate nutzbar gemacht werden können. Es kommt hierbei darauf an, daß die Anleihen nicht zu früh, d. h. nicht bevor sich der Markt von der Mobilmachungskrise erholt, und in einem günstigen Moment schließlich zu einem sorgfältig den bestehenden Verhältnissen angepaßten Kurse herausgebracht werden. Wenn die Kriegsanleihe 1870, die am 26. Juli, am siebenten Tage nach der Kriegserklärung, also zu früh und zu einem nach Ansicht der Bankfachverständigen um 3 v. H. zu hohen Kurs, nämlich zu 88 v. H. ausgegeben wurde, nicht den gewünschten Erfolg hatte, so ist das in erster Linie auf diese Ursachen zurückzuführen. Daß heute die Unterbringung einer unter zweckmäßigen Bedingungen herausgebrachten Kriegsanleihe keine unüberwindlichen Schwierigkeiten haben würde, ist nach der Ausdehnung und der Geschlossenheit unseres Bank- und Börsenwesens und der Neuerstarkung der Privatspekulation wohl sicher zu erwarten. Es kann jedenfalls angenommen werden, daß bei einem günstigen Kriegsverlauf zwei Drittel der Kriegskosten durch Anleihen ohne Schwierigkeit gedeckt werden können. Das letzte Drittel wäre durch Ersparnisse im Staatshaushalt und Steuern aufzubringen. Inwieweit Ersparnisse im Staatshaushalt z. B. durch Zurückstellung reiner Kulturaufgaben, inwieweit die Erhöhung bestehender und die Einführung neuer Steuern und in welchem Umfange hierfür in Betracht kommen, die Frage bedarf schon in Friedenszeiten der eingehendsten Erwägungen der einschlägigen Behörden, wenn fertige, den Umständen angepaßte und nicht durch die dringende Not übereilte Vorschläge an die Volksvertretung gelangen sollen.

Weitere Kriegführung.

Ungleich schwieriger wird sich die Aufbringung der Kriegskosten bei auch nur vorübergehenden stärkeren Rückschlägen gestalten. Die vorhandenen Kapitalien und Bargeld werden ängstlicher zurückgehalten, so daß es zur Aufbringung der notwendigen Mittel entweder besonderen Anreizes oder sogar des Zwanges bedürfen kann. Da eine Zwangsanleihe wohl nur als äußerstes Mittel in Betracht kommen dürfte, ist ein von amerikanischer Seite gemachter Vorschlag zu beachten, der auf Erfahrungen des amerikanischen Sezessionskrieges beruht. Es würde ein Papiergeld ausgegeben werden, das sich von selbst nach kurzer Zeit in ein Anleihepapier verwandelt. Es wären dies zinstragende Schatznoten, die anfangs als gewöhnliches Papiergeld gelten, nach vielleicht drei Jahren mit 10 v. H. Aufschlag vom Staate einzulösen sein würden. In der Zwischenzeit wäre aber dies Geld allezeit von allen Staatskassen zu dem

Digitized by Google

vollen Zahlungswerte anzunehmen, so daß es niemals unter Pari zu fallen vermöchte. Bei den einleuchtenden Vorzügen hat dieser Vorschlag jedoch das Bedenken, daß der schon mit Papiergeld überschwemmte Markt durch neues Papiergeld weiter belastet wird, das zwar weniger Deckung besitzt, freilich dafür größere Vorteile bietet.

Es erübrigt sich auf die Geldbeschaffung im weiteren Verlauf eines allgemeinen europäischen Krieges oder nach seiner Beendigung noch näher einzugehen, da hierfür alle Grundlagen fehlen. Jedoch dürfte es von Interesse sein, den Verlauf der Kriegskrise in Deutschland und Frankreich 1870/71 einander kurz gegenüberzustellen.*)

„Zuerst also das Kriegsbild der preußischen Bank von 1870; alles in Millionen Talern und die Ziffern nach unten abgerundet. Am 15. Juli ernste Kriegsbefürchtung; Zinsfußerhöhung für Wechsel auf 5 v. H., für Lombard auf 6 v. H. Am 19. offizielle Kriegserklärung; schon tags vorher, am 18., Zinserhöhung auf 8 v. H. und 9 v. H. Höhepunkt des Andranges zwischen Mitte Juli und den ersten Augusttagen, dann bereits Beginn des Rückflusses noch vor entscheidenden militärischen Ereignissen. Andrang überhaupt gemildert durch kulante Kreditgabe und durch das Vertrauen auf das elastische Notenrecht der Bank. Höchster Notenumlauf 6. August 202 Millionen gegen 171 Millionen Mitte Juli; höchste Wechselziffer 30. Juli 121 Millionen gegen 105 Millionen Mitte Juli. Lombardziffer überhaupt nicht wesentlich steigend, wohl infolge konkurrierender Tätigkeit der lombardierenden Darlehnskassen. Hilfeleistung für Staat durch Übernahme von Staatspapieren zu Anfang August 26 Millionen Bankbarschatz nicht abnehmend, im Gegenteil zunehmend, weil Wechselkurse für Berlin günstig und Ausschüttung des Kriegsschatzes der Bank Metall zuführte. Höchster Barbetrag 15. August 99 Millionen gegen 87 Millionen Mitte Juli. Ab 30. Juli bzw. 6. August Wechselziffer und Notenumlauf wesentlich abnehmend, Rückfluß der Angstreserven. Während der Krise Zunahme der Guthaben von Staat und Privaten, Steigerung ab Mitte Juli bis Mitte August um 8 Millionen. Abnahme der sonstigen Depositengelder nur unbeträchtlich und durch außerhalb der Kriegsumstände liegende Verhältnisse bewirkt. Während der ganzen Krise keine Spur von Mißtrauen gegen Bank oder Banknote. Schon am 19. August wieder Zinsherabsetzung auf 6 v. H. und 7 v. H. möglich. Im September Banklage bereits wieder normal; am 5. September Zinsherabsetzung auf 5 v. H. und 6 v. H. Dauer der eigentlichen Kriegskrise kaum länger als knappe drei Wochen.

Und nun das französische Gegenstück; die Ziffern in Millionen Franken und nach unten abgerundet. Am 19. Juli Kriegserklärung; am 23., 30. Juli und 9. August Zinsfußerhöhungen, schließlich auf 6 v. H. für Wechsel, 6½ v. H. für Lombard. Zwischen 14. und 21. Juli Hauptandrang des Privatpanik- und Realbedarfs, sich fortsetzend bis 11. August, von da ab abnehmend. Bank tut sich in Ermangelung

*) Nach Ströll a. a. O.

eines Kriegsschatzes sofort als Staatskriegsbank auf. Abnahme des Barfonds vom 16. Juni bis 22. August um 416 Millionen, zumeist infolge staatlicher Inanspruchnahme. Sofort nach den ersten Niederlagen die Kriegsnotmaßregeln: Zwangskurs 11. August; Wechselmoratorium 13. August; Aufhebung der Bankpublizität 9. September. Immobilisierung des Portefeuilles durch Moratorium und hieraus folgernde Steigerung desselben bis zum dreifachen der Friedenshöhe. Erhöhung des Notenausgaberechtes von 1800 Millionen 11. August 1870 etappenweise bis 3400 Millionen. Niedrigste Stückelung anfangs 20, dann auch 10 und 5 Franksnoten. Niedrigster Barschatz Februar 1871 = 398 Millionen gegen bei Beginn der Krisis 1318 Millionen. Höchster Notenumlauf 1873 = 3072 Millionen gegen 1374 Millionen vor Kriegsausbruch. Barschatzabnahme und Banknotenumlaufssteigerung illustrieren, in welch hohem Grade allmählich das bei der Bank ruhende und das zirkulierende Edelmetall zu Staatszwecken und Milliardenzahlung geopfert und durch Papier — und zwar durch immer kleinere Stücke — ersetzt werden mußten. Gesamtschuld des Staates an die Bank, kontrahiert innerhalb Jahresfrist ab Beginn der Krise, 1470 Millionen. Durch die Kriegsanleihen staffelweise Abtragung der Staatsschuld, hierdurch Stärkung des Barschatzes, der 1876 schon auf 1987 Millionen emporgebracht war. Allmähliche Zurückziehung der kleinen Abschnitte und Wiedersättigung des Verkehrs mit Metall. 1878 wird der Zwangskurs ohne Sang und Klang beseitigt. Gesamtkriegsschuld des Staates an die Bank ist 1879 vollständig getilgt. Banklage wieder normal und hinsichtlich des Bankschatzes weit kräftiger als vor dem Kriege. Dauer der durch den Krieg für Bank und Staat veranlaßten Krisis bis zur vollen finanziellen Rekonstruktion gegen neun Jahre."

Wenn die vorstehenden Zeilen in dem beschränkten Rahmen eines Aufsatzes auch nur einen Überblick über die wichtigsten Hauptfragen für das deutsche Geldwesen im Kriegsfalle zu geben vermochten, so hat sich doch klar ergeben, daß das deutsche Volk nach dem Stande seines Einkommens und Vermögens die Lasten eines Krieges sehr wohl zu tragen vermag, und daß die vorhandenen Einrichtungen bei zweckmäßigen Maßnahmen auch die nötigen Mittel zu den richtigen Terminen werden flüssig machen können. Anderseits hat sich aber auch gezeigt, daß nur eine sorgfältige Vorbereitung und dauernde Beobachtung des Wirtschaftsmarktes die Anwendung der richtigen Mittel im richtigen Augenblick gewährleisten können. Der Vorschlag Riessers*), für diese Zwecke besondere Kommissionen etwa an das Kriegsministerium anzugliedern, erscheint sachgemäß. Sie hätten aus Vertretern des Heeres, der Marine, des Finanzministeriums und der Reichsbank, womöglich der Großbanken, des Handels und der Industrie, der Landwirtschaft, der Gewerbe und der Schiffahrt zu bestehen und die einschlägigen

---

*) Vergleiche „Finanzielle Kriegsbereitschaft und finanzieller Generalstab" von Dr. Riesser im Tag vom 23. Oktober 1912.


Digitized by Google

Fragen dauernd auf dem Laufenden zu bearbeiten, um sowohl im Frieden vorbeugende Maßnahmen rechtzeitig vorschlagen als bei Kriegsausbruch die nach der Lage nötigen Schritte sogleich einleiten zu können. Um hier schädigende Verzögerungen zu vermeiden, wäre es wünschenswert, wenn schon im Frieden der Reichskanzler die Ermächtigung erhielte, die mit Kriegsausbruch sofort notwendigen Maßnahmen dann selbständig anzuordnen.

Si vis pacem, para bellum. Nur wenn wir in der Kriegsvorbereitung unsere Pflicht nach jeder Richtung getan haben, können wir frohen und zuversichtlichen Mutes in die Zukunft blicken und fest und stetig, unbekümmert um Neid und Mißgunst weiter aufwärts den Weg nehmen zu Wachstum und Mehrung des Wohlstandes und Ansehens des deutschen Volkes und Vaterlandes.

Der vorstehende Aufsatz war bereits im Druck, als im Anschluß an die neuen Heeresvorlagen auch der Entwurf eines Gesetzes über Änderungen im Finanzwesen von der Regierung veröffentlicht wurde. Von einschneidender Bedeutung für die in der vorliegenden Arbeit behandelten Fragen sind die §§ 4, 5 und 6 dieses Gesetzentwurfes. Der Reichskanzler soll ermächtigt werden, einen zur Befriedigung außerordentlichen Bedarfs dienenden Bestand an Silbermünzen bis zur Höhe von 120 Millionen Mark zu beschaffen, dessen Verwaltung unter Aufsicht der Reichsschuldenkommission nach besonderen Bestimmungen erfolgt. Ferner soll eine Verstärkung des Kriegsschatzes um 120 Millionen Mark in gemünztem Golde in den Kellern der Reichsbank niedergelegt werden. Dieser Goldbestand soll dadurch beschafft werden, daß in einem Zeitraum von etwa 1½ Jahren neue Goldmünzen nicht zur Ausgabe gelangen und der Bedarf an Zahlmitteln dafür durch Neuausgabe von 120 Millionen Mark in Reichskassenscheinen gedeckt wird.

Was zunächst die Silberreserve betrifft, so soll diese zur Aushilfe in Krisen im Kriege wie im Frieden gleicherweise dienen. Im Gegensatz zu dem Kriegsschatze sollen die 120 Millionen Mark Silber auf die verschiedenen Stellen der Reichsbank über das ganze Reich verteilt werden, um so jederzeit, wenn es not tut, zweckentsprechende Verwendung finden zu können. Es ist hierbei zu beachten, daß es sich keineswegs um eine Erhöhung des Silbervorrates der Reichsbank handelt, worin man eine Gefährdung der reinen Goldwährung erblicken könnte, sondern daß die Verwendung der Silberreserve vor Ausbruch eines Krieges stets von einem Bundesratsbeschluß abhängig bleibt. Für die finanzielle Kriegsbereitschaft erscheint diese Maßnahme besonders zweckmäßig. Die Reichsbankstellen erhalten durch sie die Möglichkeit, dem ersten Ansturm bei einer Mobilmachung mit Hartgeld begegnen zu können, was noch eher als die Zahlung in Kassenscheinen zur Beruhigung der ersten Panik dienen wird. Es wird hierdurch auch in gewissem Umfange ein Ersatz für das durch die Angst

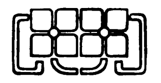
Digitized by Google

des Publikums dem Verkehr entzogene Hartgeld eintreten können. Die weite Verteilung der Silberreserve über das ganze Reich erscheint hierfür besonders günstig. Schließlich bietet sie ein Mittel, eine dem Kriegsausbruch vorangehende Krise ohne allzu große Schädigung des Goldbestandes der Reichsbank überwinden zu helfen.

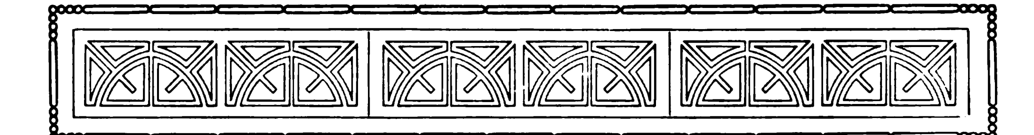
Die Erhöhung des Gold-Kriegsschatzes ist ganz besonders freudig zu begrüßen. Wird doch dadurch die Reichsbank befähigt, mit Ausbruch des Krieges ihre Notenausgabe unter Aufrechterhaltung der Drittelbeckung um weitere 360 Millionen zu erhöhen. Damit ist eine größere Sicherheit gegeben, daß Mangel an Zahlmitteln nicht eintreten kann, ehe eine völlige Beruhigung des Publikums erfolgt und dadurch die Möglichkeit gegeben ist, durch Anleihen oder Steuern neue Mittel für den Staat bereitzustellen. Die Art der Aufbringung dieser Goldrücklage erscheint gleichfalls zweckmäßig. Der deutsche Verkehr ist mit annähernd 2½ Milliarden Goldgeld unter allen Großstaaten am meisten mit Gold gesättigt. Die jährliche Neuprägung beträgt etwa 150 Millionen Mark. Von diesen kommen durchschnittlich 80 Millionen in den inländischen Verkehr, 50 Millionen sind für industrielle Zwecke bestimmt und etwa 20 Millionen gehen ins Ausland. Ein teilweiser Ersatz durch Ausgabe von Reichskassenscheinen kann daher keine großen Bedenken haben. Sie werden unzweifelhaft gern und rasch vom Verkehr aufgenommen werden, verlangt doch die Industrie schon seit einer Reihe von Jahren nach Zehnmarkscheinen für Lohnzahlungen, die allein einen wöchentlichen Geldbedarf von mehr als 150 Millionen darstellen.

Geht mit diesen Sondermaßnahmen eine weitere allmähliche Erhöhung des Goldbestandes der Reichsbank Hand in Hand, so wird die finanzielle Kriegsbereitschaft des Deutschen Reiches der durch die neue Vorlage erhöhten Schlagfertigkeit seines Heeres entsprechen und mit dieser zusammen seiner Regierung den notwendigen Rückhalt für eine ruhige und zielbewußte Führung der äußeren Politik gewähren.

Henke,
Hauptmann im Großen Generalstabe.



Digitized by Google



Die großen europäischen Kavallerie-Reitschulen.

Der Ruf, den eine Kavallerie in der Welt genießt, gründet sich nicht zum wenigsten auf die Gewandtheit des einzelnen Reiters im Sattel.

So galten die Kasaken Rußlands als gefürchtete Feinde, weil man wußte, daß sie der verwegensten Reiterstückchen fähig waren. Ein solches Prestige, begründet oder nicht, vermag sogar bis zu einem gewissen Grade die taktische Wertschätzung einer Reitertruppe zu ersetzen, indem es hemmend auf die Entschlüsse des Gegners wirken kann. Das mag z. B. 1866 gegenüber der berühmten Kavallerie Edelsheims anfänglich mitgesprochen haben. Und 1870/71 verschaffte die Geschicklichkeit mit ihrer Lanze den preußischen Ulanen jenen Nimbus, der hinreichte, daß eine schwache Patrouille allein schon Panik hervorrief, wo immer sie sich auch nur von weitem zeigen mochte.

Doch die Früchte, die man einst im Felde ernten will, müssen in Friedenszeiten schon sorgfältig gesäet werden. Die Reitplätze zu Trebnitz und Ohlau, wo Seydlitz seine Reiter tummelte, waren der Acker, aus dem die Erfolge der friderizianischen Reiterei herauswuchsen, die einzig in der Weltgeschichte bleiben sollten.

Die reiterliche Tüchtigkeit einer Kavallerie zeigt sich in besonderem Maße an der Pflanzstätte ihres Geistes, der Reithochschule des Landes selbst. Es ist deshalb mehr wie erklärlich, daß die verschiedenen Staaten mit dem größten Ehrgeiz auf reiterlichem Gebiet den Nachbar zu übertrumpfen und die Leistungen auf ihren Kavallerie-Reitschulen auf das denkbar höchste Maß zu bringen suchen. Eine vergleichende Betrachtung der Reiterschulen aller militärisch bedeutenden Mächte gestattet demnach, lehrreiche Schlüsse aus den verschiedenen Systemen zu ziehen und sie auf ihren Wert im Hinblick auf unsere eigenen Verhältnisse zu prüfen.

Beginnen mir mit unseren Nachbarn im Westen und im Osten, so haben wir zunächst die Kavallerieschulen von Saumur nebst Ypres und St. Petersburg zu betrachten.

Saumur verdankt gleich anderen berühmten Reitanstalten Frankreichs seine Entstehung dem Aufschwung der französischen Reitkunst in der zweiten Hälfte des

Digitized by Google

achtzehnten Jahrhunderts, zu dem nicht zum wenigsten der Eindruck der leichtbeweglichen Schwadronen Friedrichs des Großen den Anstoß gegeben hatte. Das Beispiel der preußischen Kavallerie wurde von der französischen Reiterei nachgeahmt.*) Doch bald fegte die große Revolution alle militärischen Reitinstitute als einen unnötigen Luxus von der Bildfläche, und erst nach der Restauration wurde Versailles, dann St. Germain und Saumur von neuem zur école de cavalerie gemacht. Entsprechend den wechselvollen Schicksalen des Landes wurde die Reitschule aber schon 1822 infolge einer entdeckten politischen Verschwörung aufgelöst, indessen nach Verlauf von zwei Jahren als école d'application de cavalerie neu errichtet. Die bedeutendsten Lehrer jener frühesten Epoche waren d'Abzacs, Rompelet und d'Aure, dessen Schüler L'Hotte man aber erst als den eigentlichen Vater der jetzigen französischen Reiterei bezeichnen kann.

Den logischen Entwicklungsgang der jetzigen französischen Reiterei eingehend beschreiben, hieße die Geschichte Saumurs erzählen.

Die Kavallerieschule liegt in einem schönen alten Schlosse im Loire-Tal und umfaßt einen großen Gebäudekomplex. Neben dem Schulstall und der Offizier-Reitschule sind auch eine Unteroffizier-Reitschule, die Kavallerie-Telegraphenschule, eine Veterinärschule, eine Sattlereischule und die Beschlagschule hier untergebracht. Ein im Stadtschloß befindliches Museum, das alles sammelt, was mit dem Pferd und der Reiterei zusammenhängt, besitzt einen in der ganzen Welt einzig dastehenden Reichtum an Anschauungs- und Belehrungsstoff für die Schüler.

Jeder Kavallerieoffizier kommt zweimal vor seiner Beförderung zum Capitaine nach Saumur. Auch einen Stabsoffizierkursus gibt es dort. Das erste der beiden Reitschuljahre absolviert der junge officier-élève als Vorbereitung zu seiner Verwendung als Pelotonführer in der Front, das zweite Jahr erst als Oberleutnant, nunmehr als officier-instructeur. Auch eine Anzahl Feldartillerieoffiziere nehmen an dem zweiten Kursus teil. Die Reitlehrer, écuyers genannt, unterstehen dem écuyer en chef und bilden das sogenannte cadre noir, so genannt wegen der kleidsamen schwarzen Uniform, zu der dienstlich eine schwarze Reitpeitsche mit Goldknopf und goldene Sporen getragen werden. Das cadre noir bildet in jeder Weise ein Elitekorps und genießt Generalstabsavancement. Die kommandierten Offiziere tragen die schwarze Reithose, das Abzeichen der Reitschulzugehörigkeit, nur während ihres Aufenthaltes in Saumur selbst. Die gesamte Kavallerieschule untersteht einem général en chef.

Reitjagden wie in Hannover gibt es hier nicht. Nur außerdienstlich nehmen einzelne Reitlehrer an den Parforcejagden benachbarter Meuten teil. Allgemein herrscht aber große Passion und Hingabe an den Reitdienst unter den soldatisch einfachen und

*) Vgl. notes d'équitation de l'école de cavalerie de Saumur.


Digitized by Google

anspruchslosen jungen Offizieren, die auch wissenschaftlich, meist an Vormittagen, sehr ausgiebig beschäftigt werden.

Die Schule besitzt fast 900, durchweg ausgesucht gute Pferde, von denen mehr als die Hälfte Vollblut sind. Die Reitabteilungen sind sehr stark, zu stark, um dem Reitlehrer ein individuelles Eingehen auf die Schüler zu erlauben. Ausgenommen das cadre noir, das auf seinen Schulpferden unter Leitung des an der Tete mitreitenden écuyer en chef ein geradezu wundervolles reiterliches Bild abgibt, bleiben die Leistungen weit hinter dem Erwarteten zurück und können im allgemeinen nicht besonders befriedigen, wobei man allerdings berücksichtigen muß, daß es sich in Saumur im Gegensatz zu Hannover nicht um ausgesuchtes Material, sondern um ein allgemeines obligatorisches Kommando bestimmter Jahrgänge von Offizieren handelt, und daß in Saumur nicht ausschließlich geritten wird.

Das Reiten erfolgt ganz nach klassischen Vorbildern mit langen Bügeln, langen, losen Zügeln und tief im Sattel ruhenden Gesäß. Die Schenkel umfassen das Pferd soweit wie möglich. Die Kandaren liegen sehr hoch und nach unseren Begriffen sehr durchfallend im Pferdemaul. Die Pferde sind aber dabei sehr weich und losgelassen in Maul und Unterkiefer. Die Hände des Reiters werden hoch und ziemlich dicht am Leibe getragen. Daher gehen die Pferde meistens etwas auseinandergelassen und ziemlich schwunglos mit absichtlich hochgerissenem Hals und mehr oder weniger weggedrücktem Rücken. Sie befinden sich dabei aber stets gut in der Gewalt der Reiter, die durchweg kurze Paraden und Wendungen sowie die beliebten fliegenden Galoppwechsel geschickt, doch nicht immer ruhig genug ausführen.

Auf ausgedehnten prachtvoll angelegten Reit- und Springplätzen (La Verrie, Breil, Chardonneret), die eine Unzahl schwerer Hindernisse aufweisen, wird das Geländereiten auf den sogenannten chevaux de carrière fleißig betrieben. Auch Rennreiten und Trainieren von Vollblutpferden gehören zum dienstlichen Programm der Schule. Alljährlich im Frühjahr findet ein sogenanntes Karussellreiten, öffentliche Waffenspiele vor einem zahlreichen Publikum statt, bei dem alle Leistungen zu Pferde gezeigt werden. Eine Eigenart von Saumur sind dabei die Schulspringpferde, sauteurs d'école, auf denen die Schüler, besonders auch die kommandierten Stabsoffiziere die Losgelassenheit und Weichheit ihres Sitzes und die Festigkeit ihres Schlusses ohne Bügel und Zügel bei Courbetten, Croupaden und Cabriolen zu erhärten haben.

Die Überlieferungen der alten französischen Schulreiterei werden in Saumur eifrig gepflegt. Die großen Reitbahnen tragen die Namen berühmter dort tätig gewesener Lehrmeister. Auch François Baucher, dieser vielleicht genialste Reitkünstler aller Zeiten, dessen System so unendlich viel Verwirrung angerichtet hat, hat hier seine Spuren hinterlassen. In der französischen Kavallerie ist sein System zwar nie offiziell eingeführt worden, doch wurde es auf der Reitschule in Saumur, wo er selbst den Unterricht leitete, dienstlich erprobt. Bauchers Methode war ziemlich verwickelt, sollte sie doch

Digitized by Google

in zwei Monaten die Dressur eines jungen, rohen Pferdes so vollständig gewährleisten, daß es willenlos dem Einfluß des Reiters unterworfen wäre. Er lehrte „die natürlichen Kräfte des Pferdes zerstören, um sie durch übertragene zu ersetzen“ und veröffentlichte berühmt gewordene Schriften darüber. Ihm trat Vicomte d'Aure, ein Schüler d'Abzacs, von 1847 bis 1855 écuyer en chef in Saumur, in Wort und Schrift entgegen, der, die Grundsätze der Schule von Versailles fortsetzend, mehr den Wert des Geländereitens betonte. Beide bekämpften sich lange auf das heftigste. Da erlitt Baucher im Jahre 1855 im Cirque de Paris einen furchtbaren Unfall, der seinem glänzenden Auftreten vor der Öffentlichkeit ein jähes Ziel setzen sollte. Der schwere Kronleuchter fiel plötzlich von der Zirkuskuppel herab, den berühmten Schulreiter unter sich begrabend. Niemals vermochte er die Folgen dieses Unfalls ganz zu überwinden. Zwar arbeitete Baucher nach einigen Jahren wieder für sich allein Schulpferde, doch konnte er sich nie wieder vor der Öffentlichkeit zeigen. Besonders tragisch und von Wichtigkeit für die spätere Gestaltung der Reitkunst war der Umstand, daß gerade in die auf seine Glanzperiode folgende Zeit die letzte und reiffste innere Entwicklung des Meisters fiel, die ihn völlig neue Wege finden und zur hohen Aufrichtung gelangen ließ, ihm aber nicht mehr vergönnte, die Änderung seines Systems selbst im Sattel zu beweisen und dadurch die Gegner zu entwaffnen. Es mag sein, daß Baucher sich theoretisch nicht mehr selbst in Widerspruch zu der Kunst stellen wollte, durch die er sich berühmt gemacht hatte; jedenfalls hat er ein Werk darüber nicht mehr hinterlassen. Um so wertvoller sind aber die mündlichen Lehren und Anweisungen die er seinem Schüler, dem nachmaligen General L'Hotte zu teil werden ließ und die dieser wiederum in seinen hinterlassenen Schriften „Un officier de cavalerie“ und „Questions équestres“ der französischen Reiterwaffe überliefert hat.

Baucher, der es fertig gebracht hatte, im Zirkus ein Pferd nur auf Schenkeldruck und ganz ohne Zügel in allen Lektionen der hohen Schule einschließlich des Rückwärtsgalopps auf drei Beinen vorzureiten, hatte nämlich gegen das Ende seines Lebens die früher bei ihm stets vorhandene Überzäumung gänzlich verworfen. Da man aus Wort und Bild nur den Baucher der Glanzperiode auf tief überrolltem Pferde dargestellt zu finden gewohnt war, wurde die Tatsache seiner Bekehrung zur hohen Aufrichtung bisher nur wenigen bekannt. Nach 1870 setzte sich Baucher nicht mehr zu Pferde und verlebte die letzten Jahre seines Lebens fast erblindet in größter Zurückgezogenheit und Armut in Paris, wo ihm am 14. März 1873 sein Lieblingsschüler L'Hotte die Augen zudrückte. Baucher hatte seinen alten Gegner, den Vicomte d'Aure, der in St. Cloud gestorben war, um fast sieben Jahre überlebt. Auch an dessen Totenbette hatte der junge L'Hotte gestanden, der sich umsonst lange bemüht hatte, die Gegensätze seiner beiden, von ihm gleich hochgeschätzten Reit-Lehrmeister auszugleichen.

Erst der Einfluß, den er selbst in seinen langjährigen Stellungen als écuyer

Digitized by Google

en chef und später als général en chef des ganzen Instituts von Saumur auszuüben Gelegenheit hatte, brachte es dahin, daß der französischen Reiterei das Beste, das Gesamtergebnis, das er aus den Lehren seiner beiden großen Lehrmeister gezogen hatte, dienstbar gemacht wurde.

Bezeichnend für die Lehren der Meister der französischen Schule mögen die häufig wiederholten Zurufe beim Reitunterricht sein, die den Kernpunkt ihrer Lehren darstellen. So war das Schlagwort d'Abzacs „assis!", Rompelet faßte einen ähnlichen Gedanken in das typische Wort „d'applomb", während d'Aures Losung stets gleich dem Rosenbergschen „Vorwärts" — „en avant" hieß. Von Baucher stammt das Wort „beaucoup de légèreté" und „moins on fait — mieux on fait". Seine hauptsächlichste Korrektur war: „poussez!" — L'Hotte, beider talentvollster und bester Schüler endlich, faßte seine reiterliche Erkenntnis in die drei Worte zusammen: „calme, — en avant, — droit".

Der Dienstbetrieb in Saumur ist äußerst rege. Von früh um 5⁰ oder 6⁰ bis Abends 6⁰ sind die kommandierten Offiziere mit kurzen Unterbrechungen in Anspruch genommen; davon mindestens fünf bis sieben Stunden des Tages zu Pferde. Daneben wird theoretischer Unterricht nicht nur in Pferdekunde, sondern vor allem über Kavallerietaktik und Kriegsgeschichte abgehalten, so daß der Besuch von Saumur dem Kavallerieoffizier gewissermaßen eine kriegsakademische Spezialbildung ersetzt.. Nach dem Dienst ziehen sich die Reitschüler, die meistens äußerst bescheiden auf einem Mietszimmer wohnen, außerordentlich schnell um, um sich womöglich noch in die verschiedenen Genüsse zu stürzen, die selbst ein kleines Städtchen wie Saumur seinen Marsjüngern in reichem Maße zu bieten weiß.

Von ganz den gleichen französischen reiterlichen Grundsätzen geleitet ist die belgische Reitschule von Ypres, einem Städtchen unweit der französischen Ostgrenze, das wir gleich im Anschluß an Saumur besuchen wollen.

Vielleicht noch mehr als in Saumur hat man hier dem Baucherschen „beaucoup de légèreté" ein „beaucoup de liberté" hinzugefügt und die Mehrzahl der allerdings äußerst durchlässigen Pferde in Ypres gehen infolgedessen womöglich noch auseinandergelassener im Hals und noch höher mit der Nase als in Saumur. Um so besser aber gebrauchen die belgischen Offiziere, gleich ihren französischen Vorbildern, die Schenkel. Sie betreiben eine völlige Gewichts- und Schenkelreiterei fast ohne jede Zügeleinwirkung, die vollendet sein würde, wären nicht die zu hoch aufgerichteten Pferde häufig des Schwunges beraubt. Selbst im freieren Galopp verhindern die Reiter die geringste Zügelanlehnung, die sie für fehlerhaft halten durch Saccaden und verstärktes aktives Aufrichten, das die Pferde zwar unbedingt auf die Hinterhand bringt, sie aber auch zerbricht. Bemerkenswert ist aber der weiche, elegante und losgelassene Sitz, besonders in den Hüften, der die französischen und belgischen Offiziere zu Pferde auszeichnet.

Digitized by Google

Eine Eigentümlichkeit hat Ypres in seinen Springpferden. Fast mehr noch als in Saumur wird hier das Springen in vorzüglichen Sprunganlagen dienstlich betrieben. Auf ausgesuchten Dienstpferden, deren Springvermögen z. T. bis über zwei Meter Höhe ausgebildet ist, sollen den Schülern Sitz und Gefühl im Hochsprung gelehrt werden. Es ist natürlich, daß die Offiziere auch auf ihren eigenen Pferden fleißig springen. Dieser Methode ist es zu verdanken, daß die verhältnismäßig kleine belgische Kavallerie gegen die großen Nachbarn, selbst gegen ihre früheren Lehrer, die Franzosen, auf internationalen Reiterturnieren glänzende Lorbeeren heimzutragen vermochte, die dem ausländischen kavalleristischen Ansehen der belgischen Armee außerordentlich zugute gekommen sind.

Über die russische Reitschule von St. Petersburg wäre wenig zu sagen, hätte nicht gerade dort ein Mann von der reiterlichen Bedeutung eines James Fillis nahezu zehn Jahre lang gewirkt. Die Russen gelten im allgemeinen als nicht sehr beanlagte und mehr oder weniger rohe Reiter, doch dürften die Spuren, die Fillis hinterlassen hat, immerhin genügen, um auch dort das Verständnis für eine weiche und feine Reiterei zu erhalten.

Fillis ist auch bei uns in Deutschland genugsam bekannt. Sein berühmtes, aus dem Französischen übersetztes Buch „Grundsätze der Dressur und Reitkunst" ist in der Vorrede von unseren beiden damaligen Kavallerieinspekteuren mit begeisterten Worten gepriesen und empfohlen worden. Heute wissen wir aber, daß eine Reiterei, die sich auf eine so hohe Aufrichtung gründet, für den praktischen Gebrauch der Truppe unbrauchbar ist, wenn sie gleichwohl beim Schulpferde auch den höchsten Grad der Versammlung bedingt. Aber Schulreiterei und Soldatenreiterei sind eben zweierlei. Das wird sich auch in Rußland bald zeigen. Immerhin vermag ein so großer Reitkünstler doch an dem Schulstall einer Reitakademie außerordentlich anregend und befruchtend zu wirken; und das ist zweifellos bei Fillis Tätigkeit in Rußland der Fall gewesen.

Auch bei Fillis stoßen wir wieder auf die Fäden der französischen hohen Schule, von der aus die Reiterei seit La Guerinière auf die übrige Welt ausgegangen ist. Fillis' Lehrer, François Caron, war ein Schüler Bauchers und unverkennbar ist auch der Einfluß, den der große französische Schulreiter auf Fillis ausgeübt hat. Anderseits aber hat Fillis auch bei Victor Franconi gelernt, der Bauchers gefährlichster zeitgenössischer Antipode und Rivale im Sattel war. Wenn Fillis in seinem bereits angeführten Werke auch die Baucherschen Lehren als irrig bekämpft, so muß er doch anderseits zugeben, daß er selbst gerade zu der für ihn typischen hohen Aufrichtung durch Baucher gekommen ist.

Daß Rußland auf jede Weise bemüht ist, für die Reitausbildung seiner Kavallerieoffiziere das denkbar beste Lehrmaterial zu gewinnen, beweist ferner die Berufung anderer vorzüglicher Reiter aus Frankreich, wie z. B. des ehemaligen Sousmaître an der Schule von Saumur, Capitaines Vertrep, an die Reitschule von St. Petersburg,

Digitized by Google

der auch beim Turnier in London Rußland erfolgreich vertreten hat. Auch die berühmte italienische Springreiterei hat sich Rußland zu Nutzen zu machen gewußt, indem es Offiziere nach Tor di Quinto schickte (Rodsjanko), die wieder das dort Gesehene und Gelernte auf die russischen Reitschüler übertrugen. Wenn auch auf diese Weise die reiterliche Ausbildung in Rußland gefördert und von außen genährt wird, so kann man doch von einem einheitlichen russischen Reitsystem nicht wohl sprechen.

Fast noch weniger Einfluß auf die militärische Reiterei besitzt im Heimatlande des Sports die englische Reitschule von Netheravon. Der Engländer schätzt nun einmal Schulreiten nicht besonders hoch. Und das hat seine historischen Gründe. Wo auch immer britische Offiziere weilen, huldigen sie dem Sport zu Pferde. Ihnen ist die Entstehung der Steeplechases ebenso wie der Croß Countries und Point to Point-Rennen zu danken. Auch das aus Indien stammende Polospiel findet viele Anhänger in den britischen Offizierkorps. Klima und Bodenkultur erlauben ihnen in ihrer Heimat, fast den ganzen Winter über zu Pferde hinter den Hunden dem Fuchse zu folgen, und dieser kavalleristisch wertvolle Sport ersetzt zweifellos manches, das anderswo erst künstlich geschaffen werden muß. Im Sommer muß sich der Hunter nach der anstrengenden Jagdsaison, die ganz andere Anforderungen an das Pferdematerial stellt, als wir sie in unseren Verhältnissen kennen, auf den Koppeln erholen. Man würde es für einen schlechten Scherz halten, wollte jemand dem Engländer zumuten, seinen Hunter schulgerecht zuzureiten. Dazu bleibt gar keine Zeit. Das Leben der jungen Offiziere in den fashionablen Kavallerie-Regimentern ist zudem so ungeheuer kostspielig, daß sich selten Mittel zur Anschaffung eines hervorragenden „Chargers“*) erübrigen lassen.

Trotz alledem beginnt man allmählich auch in England unter dem Einfluß der internationalen Pferdeschauen zu erkennen, welchen ungemeinen Vorteil das zugerittene Pferd zu allen Gebrauchszwecken vor dem rohen oder halbrohen Tier voraus hat, allein dem Engländer scheint die Dressur ein Buch mit sieben Siegeln bleiben zu sollen. Geradezu erheiternd wirkt es z. B., in der Londoner Olympia-Halle in der Konkurrenz der berittenen Schutzleute (mounted constables competition) die Pferde unter dröhnendem Applaus der tausendköpfigen Menge einige ganz einfache Seitwärts- und Rückwärtsbewegungen ausführen zu sehen. Das englische Publikum bestaunt eben jede nur einigermaßen schulmäßige Leistung wie ein Weltwunder, obgleich es merkwürdigerweise für sich im Grunde recht gering von dem praktischen Werte solcher „Kunststücke“ denkt.

Der englische Offizier ist aber auf jeden Fall ein hervorragender Reiter nur im Gelände, für das ihm lange Erfahrung im Jagdfelde einen sicheren Blick verleiht, und mit seinem durch vielen Sport gestählten Körper ist er ein beherzter

*) d. h. auch eigene, zum Dienstgebrauch bestimmte Pferde.


Digitized by Google

und ausdauernder Reiter. Aber er überläßt mehr oder weniger alles dem Pferde. Dabei ist das Dienstpferdematerial in der englischen Kavallerie durchaus nicht besonders gut und gleichmäßig, da fast alles brauchbare zu höherem Preise, als ihn die Remonteankaufskommission bezahlen kann, in den Handel kommt. Auch in der Truppe wird nicht viel schulmäßiges Reiten gepflegt. Selbst der gewöhnliche Reiter sitzt mit abgesperrten Unterschenkeln und zu langen Zügeln im Sattel, und nirgends wird mit so wenig feinem Gefühl geritten und besonders gesprungen als in England.

Das zeigt sich auch deutlich bei der alljährlich in London stattfindenden internationalen Olympia-Show, bei der die englischen Offiziere regelmäßig am wenigsten günstig abschneiden. Dieser, das stark ausgeprägte Nationalgefühl der Briten bitter verletzende Umstand mag mit der Zeit dahin führen, daß den immer lauter werdenden Stimmen Gehör gegeben wird, die eine völlige Reorganisation der englischen Militärreiterei im festländischen Sinne fordern. Vorläufig besteht auch in Netheravon lediglich ein Kavalleriekurs von halbjähriger Dauer zur Vervollkommnung von Reitlehrern und zur Ausbildung von Kavallerieoffizieren.

Ehe wir zur Schilderung der Reitinstitute Österreichs und Italiens übergehen, mag noch eine andere Reitschule Erwähnung finden, die in dem vergangenen Jahre die Aufmerksamkeit der ganzen Welt durch ihre hervorragenden Leistungen auf den olympischen Spielen zu Stockholm auf sich gelenkt hat. Es ist die schwedische Reitschule zu Strömsholm.

Die kleine schwedische Armee hat durch die hervorragenden Leistungen ihrer Vertreter auf allen Gebieten der Reiterei den Beweis erbracht, daß das sorgfältig durchgebildete Soldatenpferd auch in den mehr sportmäßigen Zweigen der Gelände- und Hindernisreiterei dem weniger durchlässigen Jagdpferde durch seine bessere Gymnastik und die sichere Beherrschung durch den Reiter, die wieder eine größere Schonung seiner Kräfte zur Folge hat, unbedingt überlegen ist. Nicht durch die Vorteile etwa, die die Schweden im eigenen Lande hatten, sondern zweifellos durch die Überlegenheit, die ihnen ihre schulmäßige Reitdressur vor den Vertretern sämtlicher anderer Nationen einschließlich der Deutschen und Franzosen gab, haben sie die wertvollsten Siege in den Reiterwettkämpfen der olympischen Spiele errungen. Die Schweden können in dieser Beziehung also auch größeren Staaten zum Vorbild dienen. Sie haben gelernt, wo es etwas zu lernen gab, haben Offiziere zu Reitkursen und Studien nach Wien, Hannover und Saumur geschickt, und auch die ungeahnte Entwicklung, die der Springsport in Italien nahm, ist nicht ohne Einfluß auf ihre Reiterei geblieben. Sie haben das Gesehene richtig verstanden und anzuwenden gewußt, ohne ihre Eigenart dadurch zu verlieren und dürfen daher stolz auf das erreichte Resultat zurückblicken.

Die Reitschule von Strömsholm, die Pflanzstätte nordischen Reitergeistes, ist mit einem Landgestüt und einem Remontedepot vereinigt, deren von Gräben und Zäunen durchschnittene Koppeln eine natürliche Hindernisanlage bilden, und liegt bei dem kleinen

Digitized by Google

Landstädtchen Strömsholm. Ein geeignetes Reitgelände unterstützt die Ausbildung der Schüler auf das beste. Im Winter werden Jagden auf dem schneebedeckten Eise der gefrorenen Seen geritten, die unweit von Strömsholm liegen.

Die Zusammensetzung der Schüler ist ähnlich wie in Saumur. Die kommandierten Offiziere bringen zwei Pferde mit und reiten Remonten zu, die später fertig zugeritten den Regimentern überwiesen werden. Außerdem überweist das Landgestüt der Schule dreißig Hengste zur Dressur, die meistens in der hohen Schule ausgebildet werden. Auf welcher Stufe aber neben der schulmäßigen Ausbildung auch das Geländereiten und Springen auf der Schule steht, beweist am besten, daß im letzten Sommer sämtliche Lehrer und Schüler des Instituts ausnahmslos in gutem Stil dieselben schweren Hindernisse nahmen, die dann bei den Preisbewerbungen im Stadion zu Stockholm bei den olympischen Spielen gesprungen wurden. Wer die Hindernisse gesehen hat, wird zugeben müssen, daß es eine ganz hervorragende Leistung war, die nur dort möglich ist, wo Fleiß und Energie mit so hohem Verständnis zusammentreffen, wie es in Strömsholm der Fall ist.

Wenden wir uns nunmehr Österreich-Ungarn zu. Dort hat man zunächst die Brigade-Offizierschulen, 18 an der Zahl, die meistens in den Standorten des Brigadestabs gelegen, der Leitung eines Stabsoffiziers unterstehen, dem ein Rittmeister oder Oberleutnant als Reitlehrer zugeteilt ist. Der Kursus, an dem immer zwölf Leutnants oder Kadetten teilnehmen, ist auf sechs Monate bemessen. Jeder Offizier muß mindestens zweimal die Schule mit gutem Erfolge besucht haben. Neben Reiten ist hier auch theoretischer Unterricht in den verschiedenen kavalleristischen Disziplinen im Ausbildungsprogramm vorgesehen. Die Reitschüler, die zum erstenmal kommandiert sind, reiten täglich ihr Chargenpferd und ein eigenes Pferd. Beim zweiten Kommando tritt an Stelle der bereits zugerittenen Dienstpferde eine Remonte. Auch zum Jagdreiten ist bei einzelnen Brigadeschulen des stehenden Heeres Gelegenheit gegeben; doch handelt es sich dort meistens um Privatmeuten, denen die Brigadereitschüler im Jagdfelde folgen dürfen. Diese neuerdings auch bei uns, wenn auch nur erst in beschränktem Maße (Paderborn) eingeführte Einrichtung solcher Reitvorschulen hat sich in der Nachbarmonarchie seit langem schon aufs beste bewährt.

Das ersehnte Ziel jedes Kavallerieoffiziers des österreichisch-ungarischen Heeres ist aber ein Kommando zum Militär-Reitlehrer-Institut in Wien. Da die hierzu gestellten reiterlichen Anforderungen sehr hoch sind, sehen nur verhältnismäßig wenige Offiziere ihren Wunsch erfüllt. Auch von diesen bleiben nur etwas mehr als die Hälfte ein zweites Jahr beim Institut. Die Diensteinteilung ist ähnlich wie auf den Brigadeschulen. Jeden Herbst siedeln Reiter und Pferde nach Holics einer kaiserlichen Besitzung über, die dem Reitinstitut zur Verfügung gestellt ist. Dort werden die Jagdpferde des Instituts, die Chargenpferde der Reitschüler sowie 40 Hengste und 12 Stuten aus den ungarischen Staatsgestüten hinter der Meute

Digitized by Google

des Instituts zu Hirschjagden trainiert, die bis gegen Weihnachten fortgesetzt werden. Nach Wien zurückgekehrt, widmet man sich wieder lediglich dem schulmäßigen Reiten, in dem der österreichische Kavallerieoffizier wohl unübertroffen bleibt. Die Grundsätze der Ausbildung sind nahezu dieselben wie im deutschen Reiche. Die Reiter haben einen geraden, gestreckten Sitz, ruhen tief im Sattel und führen das in hoher Beizäumung gerittene Pferd auf Kandare und Unterlegetrense. Die Rechte hält leicht das typische Reitstöckchen. Im ganzen ist der österreichische Sitz überhaupt noch etwas losgelassener und dadurch eleganter als man ihn in Deutschland durchweg zu sehen gewohnt ist. Auch die Tätigkeit des Unterschenkels ist lebhafter als bei uns.

Trotz der Jagden in Holics und des ausgezeichneten Schulreitens sind aber die Österreicher im Springen und Geländereiten keineswegs auf der Höhe, wie jedes internationale Reiterturnier der letzten zehn Jahre immer wieder von neuem gezeigt hat. Einseitig betriebene Schulreiterei und selbst Jagdreiten vermögen eben keineswegs eine systematische Einzelschulung über große Hindernisse zu ersetzen.

Einige der allerbesten Reitschüler werden zur Vollendung ihrer Ausbildung auf ein weiteres Jahr zur Spanischen Hofreitschule kommandiert, die die hohe Schule nach klassischem Muster pflegt, d. h. nach einem System, das alle das Auge blendenden, aber nicht auf reeller Arbeit beruhenden Zirkustricks verschmäht und sich nur auf die aus folgerichtiger Arbeit herleitende höchste Versammlung in den Grundgangarten beschränkt. Die Reitlehrer des Wiener Instituts haben durchweg auch die Hofreitschule besucht, wo mit besonderer Vorliebe Schulpferde der Lipizzanerzucht dressiert werden, deren Blut auf die in früheren Zeiten beliebte spanisch-andalusische Rasse zurückgeht.

Von der bereits Ende des 18. Jahrhunderts in Blüte stehenden Spanischen Hofreitschule in Wien gingen die Grundsätze aus, die auch für die deutsche Reiterei maßgebend werden sollten. Als bedeutendster Stallmeister jenes Zeitabschnittes der wissenschaftlichen Reiterei ist M. v. Wyrother zu nennen, dessen Schüler Louis Seeger war, der später Lehrer von Steinbrecht wurde. Sein Einfluß auf die heutige deutsche Reiterei ist unverkennbar.

Die Schulpferde der Hofreitschule werden im Gegensatz zu Saumur in den Pilaren abgerichtet. Sie sind infolgedessen nur in der Bahn zu gebrauchen. Selbst ein berühmter Schulreiter wie Fillis hält nicht allzuviel von ihnen. Es ist interessant, was er in seinem „Tagebuch der Dressur“ über die Schulpferde sagt, nachdem er Wien sowohl als auch Hannover und Saumur gesehen hatte.

Er schreibt: „Es gibt in Europa nur eine Schule, wo das wahre Schulpferd anzutreffen ist; das ist Saumur in Frankreich. Die Pferde werden dort in einer Weise abgerichtet, daß sie sich für jeden Dienst eignen, weil sie gut im Gleichgewicht sowie leicht und gehorsam auf Hand und Schenkel sind. Die Feinheit in der Ausbildung von Reiter und Pferd läßt nichts zu wünschen übrig; da gibt es keine heftige Be-

Digitized by Google

wegung und kein Herausgehen aus der Hand. Die Reiter sitzen ruhig im Sattel, man sieht keine Bewegung. Sie sind mit ihren Pferden durch die Geschmeidigkeit und Ungezwungenheit, die sie ihrer Haltung und ihrem Sitz verdanken, gut verbunden. Niemals habe ich in Saumur Gewalt anwenden sehen, noch stoßende Bewegungen bei Mensch oder Pferd beobachtet. Mit einem Wort, man kann behaupten, daß die wahre Reitkunst in Saumur ihre Zufluchtsstätte besitzt. Nur dort findet man das Schulpferd vor, wie ich ein solches verlange, d. h. in einer Weise abgerichtet, daß es von einem Tag zum anderen ohne weitere Vorbereitung zur Jagd, zum Rennen oder beim Felddienst zu verwenden ist.

Mit Bedauern muß ich konstatieren, daß das Schulpferd anderwärts zu nichts weiter taugt, als zur Ausführung verkürzter oder zusammengeschrobener Gangarten. Unter solchen Umständen erachte ich die hohe Schule für schadenbringend. Wenn die Schulpferde nicht zu allem verwendbar sind, nicht einmal die besten unten den guten, so beweist das, daß die Kunst fehlerhaft ist ...

Die französische Reitkunst will, daß man die Abrichtung der Pferde mit dem Maul beginnt, die deutsche hingegen bearbeitet zuerst den Hals! Dies ist der Grund, weshalb die deutsche Reitkunst neben der französischen hart und steif erscheint. Das Maul ist das Klavier, der Hals die Orgel. Ein durch das Maul dressiertes Pferd stellt sich in die Hand vermittels eines mit den Fingerspitzen gehaltenen dünnen Fadens. Für das durch den Hals dressierte Pferd bedarf es angespannter Zügel, und selbst kräftiger Arme. Die französische Reitkunst ist also eine solche der Feinheit, die deutsche eine solche der Kraft.

Was das militärische Reiten anbelangt, so steht dasselbe in Deutschland auf sehr hoher Stufe: die Pferde sind dort ebenso gehorsam, wie die Menschen. Ich halte dasselbe für eines der vollkommensten in Europa".

Außer den beiden Wiener Instituten ist noch die Közparti-Covas-Iskola, die Zentral-Kavallerie-Schule, in Budapest vorhanden. Hier soll der Oberleutnant vor seiner Ernennung zum Eskadronskommandanten nochmals praktisch und theoretisch für seine zukünftige Stellung vorbereitet werden. Die kommandierten Offiziere reiten neben ihren eigenen die dortigen Stammpferde sowie die von den ungarischen Staatsgestüten für die Jagdzeit geliehenen Hengste. Für die Schleppjagden steht eine eigene Meute zur Verfügung. Fuchs- und Hirschjagden werden im Herbst hinter der Budapester Meute geritten.

Völlig entgegengesetzte Auffassungen, wie wir sie aus den Schilderungen der österreichisch-ungarischen Reitakademien entnommen haben, finden wir in der italienischen Reiterei vertreten. Man hält dort alle Schulreiterei für gänzlich überlebt und vollkommen sinn- und zwecklos und beschränkt sich ausschließlich auf praktische Reitkunst, der ein Minimum von Dressur lediglich als Mittel zum Zweck dient. Dressurreiten, gar künstliche Schulen, die um ihrer selbst willen betrieben, zur Hauptsache werden,

Digitized by Google

gelten in Italien als veralteter Zopf. Dafür ist man im ursprünglichen Mutterlande der hohen Reitkunst des Mittelalters, der Heimat eines Frederico Griso, zu einer Vollkommenheit im angewandten Reiten im Gelände und über Hindernisse gelangt, wie sie in keinem anderen Lande auch nur annähernd erreicht wurde. Weder Schweden, noch Frankreich, noch Belgien erlangen, obwohl sie es im Springsport zu bedeutender Stufe gebracht haben, die Vollendung der italienischen Schule, die an Einfachheit und Klarheit, Natürlichkeit und Kühnheit alle anderen Methoden weit übertrifft.

Es ist nicht mehr wie natürlich, daß eine solche umstürzlerische Reform alles dessen, was gestern noch als unantastbar galt, gewaltige Wogen des Widerspruchs, ja der Entrüstung hüben wie drüben anschwellen ließ, daß man sich besonders dort, wo man sich im Besitz des Monopols für wahre Reitkunst wähnte, im Innersten getroffen, in seiner Vormachtstellung bedroht fühlte, und daß es infolgedessen nicht an glühenden Protestkundgebungen gegen die Italiener fehlte, ja bis zur Stunde nicht daran ermangelt.

Unterdessen aber hat in den letzten zehn Jahren der ungeahnte und unvergleichliche Siegeszug, den italienische Concoursreiter von Turin über San Sebastian und London bis Buenos-Aires gehalten haben, der Welt die große Überlegenheit der neuen italienischen Lehren handgreiflich vor Augen geführt.

Gleichwohl behaupten die Gegner, die Italiener verstünden nichts vom Reiten und trieben nur einseitigen Spezialsport, indem sie ihre Pferde lediglich springen ließen. Kein Einwand könnte sinnloser sein. Wenn die Italiener wirklich, wie ihre Feinde behaupten, so wenig von den Gesetzen der Reitkunst verstünden und ausschließlich sprängen, dann müßten ihre Pferde doch zum mindesten bald gänzlich verdorben und auf den Beinen verbraucht sowie ihre Reiter nicht imstande sein, sie wieder zur Vernunft zu bringen, um so mehr, als sie durchweg beim Springen Marterwerkzeuge, wie anderwärts beliebte scharfe Kandaren usw. verschmähen und sich allein der einfachen Trense bedienen. Sie müßten bald reumütig und hilfesuchend wieder an die Brüste der alten Mutter Reitkunst zurückkehren und ihre Zuflucht zu den wohl bewährten Regeln der Dressur mit ihren reichen Hilfsquellen nehmen.

Nichts von alledem ist aber der Fall. Während die Pferde der Italiener scheinbar mühelos und in der größten Ruhe die schwersten Hindernisse nehmen, ohne daß ihre Reiter je Gewalt anzuwenden brauchen, müssen wir erleben, wie die Vertreter der alten Schule mit ihren wundervoll durchgerittenen und in Gehorsam gesetzten Pferden beim Versuche, die gleichen Hindernisse zu nehmen, kläglichen Schiffbruch leiden. Wir müssen als objektive Zuschauer feststellen, daß die in der Bahn mühsam gewonnene Beizäumung, die durch kunstvolle Seitengänge erzielte Geschmeidigkeit allein nicht ausreichen, um draußen im entscheidenden Moment vor dem Hindernis ihren Zweck erfüllen, sondern häufig sogar dem Pferde die Mittel bieten, sich der Einwirkung des Reiters noch mehr zu entziehen. Ja, wir sehen die am

Digitized by Google

feinsten durchgerittenen Pferde sogar vor verhältnismäßig leichten Hindernissen in der ungezogensten Weise streiken und müssen feststellen, daß Pferde, die nie eine Reitbahn sahen, unter Reitern, die nichts zu tun scheinen, als leicht vornüber zu sitzen, die schwierigsten doppelten und dreifachen Sprünge nehmen, ohne je auf den Gedanken zu kommen, auszubrechen oder stehen zu bleiben.

Langsam erkennen wir die Gesetze, nach denen die Italiener so erfolgreich verfahren und gegen die jene sündigen, die sich im alleinigen Besitz der richtigen Reitkunst schätzen. Wenn wir näher zusehen, müssen wir zugeben, daß auch die Italiener ihre Pferde ins Gleichgewicht setzen und zum Gehorsam bringen, wenn auch auf anderen, als den bisher gewohnten Wegen, und daß sie praktisch dabei verfahren und zum Erfolge gelangen, indem sie das Geländereiten gleich von vornherein als einen wichtigen Faktor zur Erzielung des Gleichgewichts und des Gehorsams in ihr System der Gewöhnung aufnehmen, dabei allmählich vom Leichteren zum Schwereren übergehen und immer wieder dazwischen sich mühelos die unbedingte Herrschaft über das Pferd sichern. Ihre Mittel sind dabei einfach, natürlich und einleuchtend und befinden sich keineswegs im Gegensatz zu den Grundsätzen der Reitlehre.

Wer sein Pferd durch abwechselungsreiches Gelände reitet oder viel springt, wird immer wieder reiterlich einwirken müssen, sonst wird das beste Pferd bald verdorben sein. Man wird also immer wieder das Pferd gerade richten, wenden, vorwärtstreiben oder zurückhalten, am Seitwärtsausweichen verhindern und parieren, kurzum dasselbe tun müssen, was auch der Schulreiter macht, nur noch weicher und möglichst wenig unvermittelt, weil sich draußen in der Wirklichkeit jeder gemachte Fehler gleich deutlich rächt, auch das Gelände und Hindernisse mehr Vorsicht erheischen, als die Pferd und Reiter leicht abstumpfende Reitbahn.

Diese Gedanken kommen alsbald dem aufmerksamen Besucher der berühmten, in letzter Zeit so vielgenannten italienischen Reitschulen von Pinerolo und Tor di Quinto.

Pinerolo, in Piemont, unweit Turin gelegen, vereinigt die jungen, eben zum Unterleutnant ernannten Offiziere zu einem nahezu einjährigen Kursus. Obwohl die Schüler täglich fünf bis sechs Pferde zu reiten haben, erstreckt sich der Unterricht, ähnlich wie in Saumur, auch auf alle übrigen kavalleristischen Gebiete. Der Dienst dauert demnach, mit einer Stunde Mittagsunterbrechung, von 6⁰ früh bis 5⁰ Abends. Pinerolo verfügt über mehr als 800 Pferde, worunter sich sehr viel Vollblüter und Iren, aber auch ebensoviele Produkte der edlen italienischen Landeszucht befinden. Die Pferde werden hart herangenommen. Bandagen oder Gamaschen sieht man nicht. Es ist daher doppelt interessant, festzustellen, daß auch die älteren Stammpferde völlig frische und unverbrauchte Beine aufweisen.

Das gemeinsame Mittagsmahl wird im Kasino der Anstalt eingenommen. Im Treppenhause des Hauptgebäudes zeigt ein Reliefbild die energischen Züge des tödlich verunglückten Rittmeisters Caprilli, des genialen Schöpfers der modernen italienischen

Digitized by Google

Schule. Caprilli, den in Italien jedes Kind kannte und vor dem dort jedermann den Hut zog, hat mit seiner ruhigen Kühnheit, die vor keinem Hindernis zurückschreckte, seine Kameraden begeistert und sie durch seine gewinnende Persönlichkeit und Bescheidenheit mit fortgerissen. Er genoß das völlige Vertrauen des Kavallerieinspekteurs, Generals Berta, und wurde der Verfasser der heutigen italienischen Reitvorschrift.

Pinerolo vereinigt etwa siebzig Schüler, zu denen noch eine Anzahl von Unteroffizieren kommen, unter einem Chefreitlehrer (Rittmeister) und drei Reitlehrern (Oberleutnants), die noch durch sechs Unterreitlehrer ergänzt werden. An der Spitze des Instituts steht ein General als Chef. Das Lehrpersonal nebst Pferden siedelt gegen den Herbst auf mehrere Monate nach Tor di Quinto bei Rom über, das also mit Pinerolo im engsten inneren Zusammenhange steht.

Pinerolo, das ziemlich hochgelegen ist und im Winter häufig kalte Schneetage sieht, besitzt drei Reitbahnen von beträchtlichen Dimensionen. Hier werden die Remonten zugeritten und den Schülern die Anfangsgründe der Reiterei beigebracht. Während der ersten drei Monate kommen sie nicht aus der Bahn heraus und werden nur zurechtgesetzt, ohne mehr als höchstens ganz niedrige Hindernisse springen zu dürfen. Anfänglich wird auch viel ohne Bügel geritten und gesprungen. Auf Voltigieren wird großer Wert gelegt, weil es die Reiter geschmeidig macht und eine gute Vorübung bildet, sich bei späteren Stürzen geschickt zu benehmen. Die Reitlehrer erteilen den Unterricht meist vom Pferde aus, stets bereit, alles persönlich vorzumachen. Da nur junge und bewährte Kräfte als Reitlehrer genommen werden, genießen sie in hohem Maße das Vertrauen der ihnen unterstellten Schüler. Es wird fast ausschließlich auf Trense gearbeitet. Die Schüler lernen still und ohne das Pferd irgendwie zu behindern im Sattel zu sitzen und die Knie und Absätze herabzudrücken. Dadurch erhält der Schenkel seine ruhige und feste Lage und Einwirkung. Die Bügelschnallung ist heute nicht mehr so übertrieben kurz, wenn auch nicht so lang wie etwa in Saumur oder Hannover. Die Hände des Reiters sollen ebenfalls möglichst unbeweglich auf ihrem Platze und stets tief stehen bleiben. Jedes am Zügel Ziehen, womöglich mit steigender Faust und hintenübergeworfenem Oberkörper ist verpönt. Der Reiter hat mit elastisch angezogenem Kreuz stets weich in die Bewegungen des Pferdes einzugehen, beim Sprung sich also entsprechend der schnellen und kräftigen Bewegung des Pferdes stark vornüberzulegen. Von dem richtigen Grundsatz ausgehend, daß dieser zur Überwindung beträchtlicher Hindernisse durchaus erforderliche Sitz sich nicht von selbst gerade in schwierigen Momenten ergibt, wird er von vornherein auch bei leichteren Anfangshindernissen schon eingeübt. Der Erfolg dieser Methode spricht für sich. Infolge des niemals gekrümmten Rückens und des tiefen Kniees und Hackens befindet sich das Gesäß stets im Sattel vorgeschoben. Der Sitz ist, besonders im Sprung, weich und günstig.

Digitized by Google

Besonderer Wert wird darauf gelegt, daß die Pferde sich selbst tragen. Aktives Beizäumen mit der Hand ist verboten. Dagegen tragen die Pferde dort alle von selbst die Nasen tief bei aufgerichtetem Hals, weil sie eben weder festgehalten, noch im Rücken gestört werden und diese Haltung auch dem rohen Pferde unter einem nicht ungeschickten Reiter natürlich ist.

Im Sprung wird den Pferden die vollste Zügelfreiheit gelassen, so daß sie mit nach unten gestrecktem Hals und aufgewölbtem Rücken springen können. Die Reiter geben dabei mit dem ganzen Arm aus der Schulter heraus nach, ohne in der Regel die Zügel durch die Finger gleiten zu lassen, und haben so das Pferd gleich wieder in der Gewalt. Immer von neuem wird großer Wert auf völlige Durchlässigkeit der Pferde gelegt. Sobald ein Pferd eilt, wird es durch Wendungen, Volten oder Schlangenlinien wieder eingefangen, durch häufige ganze Paraden — sogar noch unmittelbar vor dem Hindernis — beruhigt und nötigenfalls ausgiebig rückwärts gerichtet. Bei allem bemerkt man kaum je andere Bewegungen an dem Reiter, als solche mit dem lebhaft-energischen Schenkel. Pferde, die auf dem Zügel liegen, überzäumte, überrollte Pferde oder solche, die den Hals zu tief tragen, sieht man bei den italienischen Reitschülern nicht. Ebensowenig gibt es hier die in Frankreich oft gesehenen Sterngucker. Alle Pferde finden sich vielmehr bald in eine ihnen zusagende, natürliche Gebrauchshaltung hinein, in der sie verbleiben, da der Reiter sie in keiner Weise zu stören versucht.

Sobald der inzwischen gefestigte und korrekt gewordene Sitz der Schüler und die Witterung es einigermaßen zulassen, wird ins Freie geritten, wo sich nun der ganze übrige Teil der Reitausbildung fast ausschließlich abspielt. Wohl nirgends in der Welt gibt es aber auch so ideale Hindernisparks wie bei Pinerolo. Eine königliche Domäne, Baudenasca, vereinigt allein auf mehreren Quadratkilometern Hunderte von Sprüngen aller Art, wie sie in der Natur nur irgend denkbar sind. Durch eine tägliche und stundenlange Praxis im Springen und Geländereiten erwerben die italienischen Reitschüler sich den hohen Grad von Routine, die sie allen anderen Nationen bis jetzt so weit überlegen macht. Die Hindernisse sind sämtlich fest, ihre Höhe übersteigt jedoch selten 1,20 bis 1,30 m.

Die Abteilungen reiten mit Abständen, Zwischenräumen oder gestaffelt, der Reitlehrer stets als erster über alle Hindernisse voran, dann aber verbessernd und belehrend. Zuweilen setzt er sich auf ein schwieriges oder ungehorsames Pferd eines Schülers. Immerhin wird täglich doch mehr als eine Stunde im Ganzen auf abrichtendes Reiten verwandt.

Die Pferde springen ruhig und fließend, d. h. infolge des ihnen zusagenden und naturgemäßen Sitzes ohne ihr Tempo durch Stutzen zu verlangsamen noch durch Drauflosstürmen zu beschleunigen. Man hat die Korrektheit des Sitzes im Sprung hier auf eine anderwärts nicht gekannte Höhe gebracht. Das Gesäß soll höchstens

Digitized by Google

mit dem Spalt den Sattel berühren, der Schenkel unter keinen Umständen vorgeworfen werden, weil das unwillkürlich jedesmal auch eine Veränderung der Lage der Mittelpositur bedingt und den Oberkörper nach hinten bringt, wodurch das Pferd im Rücken gestört wird; zumal da mit dem Hintenübersitzen und dadurch hinter die Bewegung Geraten unausbleiblich auch ein Rückwärtswirken der Hand verknüpft ist. Ebenso wie die Schenkel müssen auch die Hände beim Sprung ruhig gehalten werden und keine andere Bewegung machen, als dem Pferdemaul in seiner Richtung zu folgen und nach vorn und unten mitzugehen. Der hier verlangte Sitz ist nicht leicht zu erlernen und erfordert neben vollkommenster Unabhängigkeit von den Zügeln sehr viel Übung und ruhige Nerven. Auch beim Landen des Pferdes bleibt der Sitz des Reiters senkrecht zur Wirbelsäule des Pferdes, wenn nicht noch mehr vornübergebeugt. Man braucht nur anderswo Momentphotographien von Springpferdreitern zu betrachten, um festzustellen, wo sich während der einzelnen Phasen des Sprunges oft Gesäß, Hände und Schenkel herumtreiben! Ein vielgesehener Kardinalfehler ist auch das Hochziehen des Absatzes, meistens die Folge zu lang geschnallter Bügel oder nicht völlig durch den Bügel geschobener Füße. Dadurch verliert der Schenkel nicht nur alle Kraft, sondern das Knie auch seine ruhige und tiefe Lage. Es ist einleuchtend, daß durch solche Fehler der Sitz unruhig und für das Pferd schwer wird.

Auf den italienischen Reitschulen wird auch zuweilen in Sprunggärten — sog. Corridors — freigesprungen. Die Arbeit des Springpferdes an der Longe, in der es die Franzosen zu unbestrittener Meisterschaft gebracht haben, schätzt man hier nicht besonders. Man hat gute Gründe gegen diese schwierig auszuführende Arbeit, bei der die Pferde doch sehr leicht verdorben werden können. Im allgemeinen vollzieht sich die Springarbeit stets unter dem Reiter. Da hierbei langsam und systematisch vorgegangen wird, werden die Pferde auch nie überanstrengt und verdorben. Man gewinnt den Eindruck, daß alle Pferde willig und gern springen.

In Tor di Quinto bei Rom werden die Schüler von Pinerolo in zwei Hälften nochmals auf etwa drei Monate vereinigt, um hier die Vollendung ihrer Ausbildung als Kampagnereiter zu erfahren. Es gibt dort auch regelmäßig Kurse für ältere Oberleutnants. Tor di Quinto setzt ausgebildete Reiter voraus, und man betreibt hier ausschließlich angewandtes Reiten, nicht mehr die Vorbereitung dazu, das Dressurreiten. Hier gibt es weder Reitbahnen noch Unterrichtssäle. Die Arbeit spielt sich nur im Gelände ab. Auch das Trainieren von Rennpferden und Steeplechasereiten werden auf der Reitschule dienstlich gelehrt. Die Schüler wohnen im nahen Rom und werden täglich früh im Omnibus der Schule an der Piazza d'Espagna abgeholt und des Abends wieder heimgefahren. Gefrühstückt wird in der Mittagspause in Tor di Quinto, wo auch die Stallungen für sämtliche Pferde sich befinden.

Die Tagesration für das Pferd beträgt dort vierzehn Pfund Hafer, denen ein

Digitized by Google

Zusatz von Heuhäcksel und von Blutmelasse beigemischt wird. Auch die Heuration ist sehr reichlich bemessen.

Man ist gewohnt, von den Pferden Tor di Quintos als von etwas Fabelhaftem sprechen zu hören, Tieren, die die schwierigsten und gröbsten Hindernisse spielend nehmen und fast senkrechte Felswände hinabklettern, wie die Gemsen in Tirol. Gewiß springen und klettern die italienischen Reitschulpferde ausgezeichnet, aber nur allein deswegen, weil sie von energischen und geschickten Reitern gelenkt werden und weil sie systematisch und gründlich darauf dressiert sind. Nicht nachdrücklich genug kann die Legende zerstört werden, es handelt sich in Tor di Quinto etwa um besondere Spezialisten, etwa eigens dazu gekaufte Springpferde. Es sind vielmehr ausschließlich Pferde aus den Remontedepots, also Tiere von durchschnittlich 1500 Lire Wert, die unabhängig von ihrer Größe oder Schwere und dem Quantum von Blut, das ihre Abstammung aufweist, sämtlich zu jedem Dienst, zum Geländereiten, Springen, Klettern und Jagdreiten benutzt werden; alle Rassen und Typen sind darunter vertreten.

Der Hauptteil der Gebäude der Schule liegt auf einem vom Tiber steil aufsteigenden Hügel. Seine zerklüfteten Abhänge sind mit Hindernissen aller Art übersät, die bergauf wie bergab gesprungen werden. Sie dienen an ihren steilsten Stellen zu jenen bekannten Kletterübungen, die einen Teil der italienischen Schule ausmachen. Die Reiter bewahren auch beim Bergabreiten und -springen den zum Pferderücken senkrecht bleibenden, fast vorne übergebeugt erscheinenden Sitz. Das hat gegenüber dem Hintenüberlegen des Oberkörpers den außerordentlichen Vorteil, daß man das Pferd besser senkrecht geradeaus zu halten vermag, selbst weit sicherer sitzt und einwirken kann, und daß das Pferd nicht durch die Mehrbelastung der Hinterhand auf die Sprunggelenke herabgedrückt wird, wodurch es sich bei hartem oder steinigem Boden leicht verletzen kann. Im neuitalienischen Klettersitz dagegen vermag das Pferd unbehindert im Rücken und Maul Schritt für Schritt mit Ruhe und Überlegung zu klettern. Die scheinbare Mehrbelastung der Vorhand hindert das Pferd keineswegs, ähnlich wie beim Rennen der amerikanische Sitz über Schulter und Hals des Pferdes es nicht nur nicht behindert, sondern ihm seine Aufgabe noch wesentlich erleichtert.

Eines der verwegensten Reiterstückchen in Tor di Quinto bildet das Hinaufreiten auf einen ziemlich steilen Hügel, auf dessen schmalem Kamm eine 1 m dicke zementierte Mauer errichtet ist. Die Pferde nehmen das Hindernis, indem sie auf dem steilen Hange zum Sprunge ansetzen und dann auf der anderen Seite auf dem Schrägen landen und die steile Böschung bis zum Tiber hinabgaloppieren. Beliebt sind auch die Pianoforte genannten stufenartigen Hindernisse, die zum Teil noch mit Gräben besonders erschwert, hohe Anforderungen an die Geschicklichkeit und Beherztheit von Roß und Reiter stellen. Tor di Quinto kann mit Recht die Hochschule der Geländereiterei genannt werden; denn hier werden die Schüler wirklich systematisch auf alle Möglichkeiten vorbereitet, die ihnen einstmals im Gelände begegnen könnten.

Digitized by Google

Den Gipfelpunkt der Ausbildung aber bilden die Fuchsjagden in der römischen Campagna und die Hirschjagden bei Bracciano, an denen die Schüler gegen eine vom Staat gezahlte Vergütung an die privaten Parforce-Jagdgesellschaften dienstlich teilnehmen. Mindestens zweimal in der Woche finden Jagden statt, die die Teilnehmer oft den ganzen Tag über im Sattel halten.

Die Campagna Romana ist wohl das idealste Jagdterrain, das man sich denken kann. An landschaftlicher Schönheit dürfte sie der Smaragdinsel Irland wohl gleichkommen und ihr an Anzahl und Steifigkeit der Sprünge mindestens die Wage halten. Mit ihren kilometerlangen hohen und festen Staccionaten (feste Holzkoppelricks) und Steinwällen, die die Viehweiden untereinander abtrennen, den häufigen tief eingeschnittenen Schluchten und Bachläufen zwingt die Campagna jedermann, zu springen und zu klettern, und nur selten gibt es Durchschlupfe für Drückeberger. Das Tempo, in dem geritten wird, ist infolgedessen selten schneller, als mittlerer Jagdgalopp. Dafür gibt es aber nicht selten ununterbrochene Runs von einer Stunde und mehr, und man jagt an einem Tage nicht nur einen Fuchs und kommt stets auf 20 bis 40 km Ritt.

Weit schwerer aber noch sind die Hirschjagden am Bracciano-See, die unter der Ägide des Fürsten Odescalchi abgehalten werden. Hier sind die Staccionate noch höher und erreichen häufig 1,40 m, und auch die Mauern sind noch klobiger, die Schluchten womöglich noch steiler eingeschnitten als in der Campagna. Vor allem aber ist das Tempo hinter den flüchtigen Hirschhunden wesentlich schneller als hinter der Fuchsmeute, und es werden hier daher fast ausschließlich Vollblutpferde geritten. Die Teilnehmerzahl ist naturgemäß auf ein kleines Häuflein echter Sportsleute, unter denen auch einige Damen des italienischen Hochadels und der Diplomatie nicht fehlen, und auf die Offiziere von Tor di Quinto beschränkt. In diesem Gelände gibt es auch Hecken und Wasserläufe. Gräben sind seltener, dagegen ist die Gegend von Bracciano waldreich. Den Schülern von Tor di Quinto wird also genügende Gelegenheit geboten, sich mit jeder Art von Geländeschwierigkeiten abfinden zu lernen. Wer zurückbleibt, verliert die Jagd. Wer nicht über ein Hindernis kommt, muß umkehren; denn die Staccionata bricht nicht. Einmal in der vergangenen Jagdsaison wurde ein Damhirsch erst am Meeresstrande von den Hunden gedeckt. Die Reiter, die einen Galopp von 35 km mit nur wenigen und kurzen Stops, wie sie die Wildjagd stets mit sich bringt, hinter sich hatten, mußten noch den 45 km weiten Rückweg nach Rom antreten, wo sie erst Morgens gegen ein Uhr eintrafen. In Zukunft sollen die Jagden sechsmal in der Woche geritten werden: dreimal in der Campagna und dreimal in Bracciano.

Werfen wir noch einmal einen Rückblick auf alles Geschaute, so werden wir zu der naheliegenden Frage angeregt: was können wir für unsere deutschen Verhältnisse

Digitized by Google

vom Auslande lernen? Was können und wollen wir von dort annehmen? Wo fehlt es uns etwa noch? Was werden wir entschieden ablehnen?

Die deutsche militärische Reiterei gründet sich auf unsere neue, von modernem Geist getragene vorzügliche Reitvorschrift; sie steht in ihren Grundsätzen unverrückbar fest, hat es auch nicht nötig, ihre bewährten Grundlagen zu verrücken. Wir denken nicht daran, von den Franzosen etwa ihre hohe Aufrichtung, von den Belgiern die lose Zügelführung anzunehmen, und wir werden auch nicht sklavisch die italienische Springreiterei nachahmen. Aber überall läßt sich auf dem weiten, unerschöpflichen Gebiete der Reitkunst noch etwas lernen, neue Anregung schöpfen.

Saumur mag uns daran erinnern, die Pferdehälse nicht zu tief beizuzäumen und der Nachgiebigkeit des Pferdemauls erhöhte Aufmerksamkeit zu widmen. Ypres soll uns zu vorsichtiger Arbeit der Zügelhand mahnen. Beide Anstalten aber müssen uns zu Gedanken über einen ausgiebigeren Gebrauch der Schenkel bei der Dressur und beim Springen anregen. Auch die Hindernisanlagen der genannten Institute sind es wert, studiert und möglichst auch bei uns ähnlich angelegt zu werden.

Wien zeigt uns, wie sich mit unseren eigenen Grundsätzen ein noch eleganterer, losgelassenerer Sitz vereinigen läßt. Auch hier sieht man lebhaftere Schenkelarbeit als bei uns. Anderseits sehen wir dort auch, daß, wo nicht eine systematische Spezialausbildung im Springen und Geländereiten vorangeht, bloßes Jagdreiten allein nicht genügt, um Kavallerieoffiziere auf alle im Ernstfalle an sie möglicherweise herantretende Aufgaben im Gelände vorzubereiten und sie zu guten Lehrern im Springen und Geländereiten auszubilden. Die internationalen Reiterwettkämpfe haben das einwandfrei bewiesen. Schweden zeigt uns, daß es sich alles sehr wohl vereinigen läßt und dann zu wohlverdientem Erfolge und Anerkennung im reiterlichen Wettstreit der Völker führt.

Von den Italienern endlich hat die Welt erst gelernt, auf welche Stufe sich Geländereiten und -springen bringen lassen. Hat man doch früher die Grenzen dessen, was ein Pferd darin zu leisten imstande ist, einfach noch nicht gekannt. Die Italiener haben sich mit so großem Erfolge auf dieses militärisch wichtige Gebiet geworfen, daß wir getrost darin vieles von ihnen annehmen dürfen, ohne darum in den Fehler der Übertreibungen verfallen zu müssen, vor dem uns allein unsere höhere schulreiterliche Ausbildung schützen wird. Ohne allen Zweifel muß in der Geländereiterei und dem darauf vorbereitenden Springen sehr viel mehr geschehen, als bisher durchweg üblich war, allein schon, um den wesentlich darin erhöhten Anforderungen der neuen Reitvorschrift zu entsprechen. „Die Zeit dafür“, so heißt es in dieser Vorschrift, „muß eben gefunden werden“.

Aus diesen Betrachtungen ergeben sich für die Organisation unserer eigenen Reitinstitute folgende Wünsche:

Digitized by Google

1. Schaffung so vieler Offizier-Reitschulen in der Art von Paderborn, daß jeder Reiteroffizier dort zu Beginn seiner Laufbahn eine gründliche kavalleristische Vorbildung erhält.

2. Neueinrichtung einer Reit-Hochschule für nur besonders gut veranlagte Reiter, die auch taktisches Interesse bekunden und über eine gewisse Diensterfahrung verfügen. Reorganisation des dortigen Lehrganges dahin, daß der erfolgreiche Besuch dieses Instituts für den Kavallerieoffizier dem der Kriegsakademie gleichkommt und ebenso gerechnet wird.

3. Anstellung von jüngeren, besonders geeigneten Lehrkräften, die in der Lage sind, alles Verlangte ihren Schülern selbst praktisch vorzumachen. Entsprechend günstige Gestaltung ihres Avancements.

4. Schaffung von Springparks mit allen Arten von Hindernissen auf allen Reitschulen, wobei erhöhtes Gewicht auf die geländereiterliche Ausbildung zu legen ist.

5. Wesentliche Erschwerung der Schleppjagden durch entsprechende Maßnahmen: höhere und festere Hindernisse, abwechslungsreichere sowie längere Entfernungen.

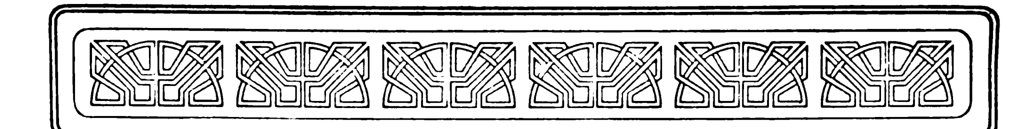
6. Einrichtung eines zweiten, kürzeren Reitschulkursus für alle Oberleutnants, die zur Beförderung zum Eskadronchef heranstehen, soweit sie nicht den zwei- bis dreijährigen Kursus der Reitakademie durchgemacht haben.

Je länger der Friede dauert, desto mehr müssen in der Reiterwaffe Passion, Mut und energisches Vorwärtsreiten über alle Hindernisse gefördert werden. „Nur so kann es gelingen, den Geist groß zu ziehen, der im Kriege den Erfolg verbürgt." (Einleitung zur Reitvorschrift.)

Frhr. v. Maercken zu Geerath,
Oberleutnant der Landwehr-Kavallerie I, kommandiert zur Dienstleistung beim Thüringischen Husaren-Regiment Nr. 12.



Digitized by Google



Die Manöver des I. französischen Armeekorps 1912.

Die größeren Truppenübungen des I. französischen Armeekorps im Jahre 1912 sind sowohl in bezug auf die operative Anlage, wie auf die taktische Durchführung von Interesse. Sie fanden vom 7. bis 17. September südlich von Lille statt und bestanden aus drei Brigade-, zwei Divisions- und vier Korpsmanövertagen. Bei letzteren übten an je zwei Tagen die Divisionen gegeneinander und das vereinigte Korps gegen markierten Feind. Den Divisionsmanövern der 2. Division und den Korpsmanövern wohnte General Laffon de Ladebat, Mitglied des Obersten Kriegsrates, bei. Außer den Truppen des I. Armeekorps nahm auch das in Maubeuge stehende, zu den Festungsbesatzungen gehörende Infanterie-Regiment 145 an den Manövern teil.

Skizze 27. Vom Beginn der Divisionsmanöver an war eine fortlaufende Kriegslage ausgegeben.

Zwischen Mezieres und Landrecies stand Rot im Kampfe mit einer von Osten her vorgegangenen blauen Armee. Eine rote Hilfsarmee landete bei Boulogne und Dünkirchen. Sie sollte bis Arras und Lens mit der Eisenbahn befördert werden und dann über Cambrai den Anschluß an die roten Hauptkräfte gewinnen. Blau sandte zur Deckung gegen die Hilfsarmee ein Armeekorps in den Raum zwischen Sambre und Schelde.

Bei den Divisionsmanövern wurden die Kämpfe der beiderseitigen Vortruppen dargestellt. Sie spielten sich durchaus im Rahmen der gegenwärtigen taktischen Anschauungen ab. Der Angreifer gliederte sich trotz der kleinen Verbände in mehrere Kolonnen, der Verteidiger hielt zwei bis drei Linien hintereinander und stellte einen verhältnismäßig großen Teil seiner Kräfte zum Gegenstoß bereit.

Für den Übergang zu den am 13. September beginnenden Korpsmanövern sammelte sich die blaue Partei (1. Division mit dem Infanterie-Regiment 145) um Cambrai, Rot (2. Division) südlich Arras.

Das blaue Deckungskorps sollte den Vormarsch der roten Hilfstruppen verzögern. Es hatte zunächst nur die 1. Division bis Cambrai vorgeschoben mit dem

Digitized by Google

Befehl, gegen die bei Arras ausgeladenen roten Kräfte aufzuklären und ihren etwaigen Vormarsch auf Cambrai aufzuhalten. Die andere Division des blauen Armeekorps blieb, offenbar aus Manöverrücksichten, zunächst ausgeschaltet; unter welcher Annahme, ist nicht ersichtlich. Die rote 2. Division war als zuerst eingetroffener Teil der Landungsarmee gedacht; sie sollte nach Cambrai vorgehen, die dortigen Fluß- und Kanal-Übergänge in Besitz nehmen und für das nachfolgende Gros offenhalten. Andere Teile der Landungsarmee (1. Division, Annahme) wurden bei Lens ausgeladen, waren aber etwa um einen Tag später bereit. Rote Truppen zweiter Linie standen bei Peronne (Annahme).

Die Ausführung beider Aufträge bietet Schulbeispiele der französischen Taktik, besonders hinsichtlich der außerordentlich tiefen Gliederung des Verteidigers.

Blau entsendet zunächst eine gemischte Abteilung (2—3—1) gegen Arras, um die Richtung des feindlichen Anmarsches festzustellen und ihn möglichst zu verzögern. Dahinter wird an einem starken Abschnitt eine Verteidigungsstellung vorbereitet und mit etwa der Hälfte der Division besetzt. 3 bis 4 km weiter rückwärts wird eine zweite Widerstandslinie angelegt und stark befestigt, und endlich hinter der Mitte dieser eine starke Reserve (6—1/2—3) zurückgehalten, um entweder die Verteidigungslinie zu verstärken oder zu „manövrieren".

Rot geht in drei Kolonnen vor: Hauptkolonne in der Mitte, schwächere Kolonnen auf beiden Seiten.

Das vorgeschobene blaue Detachement verhält sich geschickt und bereitet dem Gegner wiederholt Aufenthalt, ohne sich fassen zu lassen (sans se laisser accrocher). Es kommt daher an diesem Tage noch nicht zu ernsterem Gefecht. Der Führer von Blau erfährt am Abend, daß eine (angenommene) rote Kolonne sich von Peronne her auf etwa 12 km seiner linken Flanke genähert habe, und daß weitere rote Kräfte von Lens her anmarschierten. Da er erst am Abend des folgenden Tages auf Unterstützung rechnen kann, entschließt er sich, die erste Stellung zu räumen. In der zweiten will er, wenn er es nur mit den von Arras herankommenden Kräften zu tun hat, bis zum Äußersten halten. Wenn aber auch die gegen seine linke Flanke angesetzten Kräfte eingreifen, will er staffelweise hinter die Schelde zurückgehen, wo inzwischen durch vier Bataillone eine Aufnahmestellung bezogen wird.

Der Leitung mochte an der Herbeiführung eines allgemeinen Gefechts am 14. September gelegen sein. Sie nahm daher an, daß der von Peronne vorgegangene Gegner anderweitig gebunden sei. Das Auftreten dieses Gegners war offenbar nur mit Rücksicht auf die spätere Fortführung des Manövers erfolgt. Für den Zweck des Manövers am 14. September hatte es sich zu frühzeitig geltend gemacht.

Die rote 2. Division ging am 14. September in breiter Front zum Angriff vor und hatte dabei einen teilweise sumpfigen Bachgrund zu überschreiten. Diesen Augenblick benutzte Blau, um, dem französischen Verteidigungsverfahren entsprechend,

Digitized by Google

unter Einsatz der Reserve aus der Front vorzustoßen. Rot wurde über den Bach zurückgeworfen, wodurch Blau für den nunmehr gebotenen Rückzug freie Hand erhielt. Dieser wurde jedoch nicht mehr durchgeführt.

Eine Besprechung fand nicht statt. Beide Divisionen bildeten von jetzt ab die rote Partei und bezogen Unterkunft in und um Cambrai, wo sie am 15. September Ruhetag hielten. Aus einem Infanterie-Regiment, einem Jäger-Bataillon, drei Eskadrons und einer Artillerie-Abteilung wurde ein markierter Gegner (blaues Armeekorps) unter Führung des Gouverneurs von Maubeuge gebildet.

Es war angenommen, daß die vorgeschobene blaue Division zurückgeworfen sei. Der Führer des blauen Armeekorps beschloß daher, am 16. September unter Belassung von Nachhuten am Ereclin-Bach hinter die Selle zurückzugehen. und hier weiteren Widerstand zu leisten.

Die rote 2. Division hatte sich mit der von Lens herangekommenen 1. vereinigt. Das versammelte Korps bildete die Vorhut der roten Hilfsarmee und sollte im Anschluß an eine von Peronne eingetroffene Reserve-Division (Annahme) den Gegner von Landrecies und seinen Hauptkräften abschneiden. Noch weiter südlich war das rote XXV. Armeekorps (Annahme) im Begriff, in gleicher Höhe mit dem I. Armeekorps vorzurücken. Nähere Angaben über die bisherige Verwendung des XXV. Armeekorps fehlen. Es scheint, daß es zur unmittelbaren Mitwirkung mit dem I. Armeekorps berufen war.

Dem markierten Gegner scheint ziemlich freie Hand für seine Maßnahmen gelassen worden zu sein. Da aber der Kommandierende General des I. Armeekorps (Cremer), der die Führung des Korps neben der Manöverleitung übernommen hatte, die Aufgabe für beide Parteien selbst gestellt hatte, entbehrten jedenfalls die ersten Anordnungen des Generalkommandos der kriegsmäßigen Grundlage. Sie waren sorgfältig und schematisch vorbereitet, bieten aber gerade deshalb ein interessantes Beispiel für das französische Angriffsverfahren (siehe Skizze 27).

Der Vormarsch des roten Armeekorps erfolgt in vielen Kolonnen, tief gegliedert und gestaffelt. Dem Armeekorps voraus reitet das Korps-Kavallerie-Regiment, um aufzuklären und die eigenen Bewegungen zu verschleiern (formant sûreté de première ligne).

Dahinter folgt als erstes Treffen („avant-garde principale") die 1. Infanterie-Division, die ihrerseits wieder eine starke Vorhut (eine Infanterie-Brigade, eine Artillerie-Abteilung) vorschiebt. Der Rest der Division folgt rechts rückwärts gestaffelt und hat eine schwache Seitenkolonne zur Verbindung mit den Nebentruppen ausgeschieden.

In zweiter Linie marschiert die 2. Infanterie-Division, mit einer Brigade links rückwärts der 1. Infanterie-Division gestaffelt, die andere Brigade mit der Korpsartillerie, als Manövriertruppe bestimmt, hinter der Mitte des Armeekorps zur Verfügung des Kommandierenden Generals.

Digitized by Google

Das Generalkommando hält sich in der Nähe seiner Reserve auf.

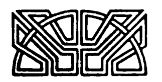
Die 1. Infanterie-Division vertrieb gegen Mittag die blauen Nachhuten und setzte sich östlich des Ereclin-Baches fest. Dann trat die übliche Manöverpause (etwa zwei Stunden) ein, die zur Ausgabe der Befehle für den entscheidenden Angriff auf die blaue Hauptstellung östlich der Selle verwendet wurde. Der Angriff selbst wurde nur mehr angesetzt; für die Nacht zum 17. September wurden die Gros in Ortsbiwaks am Ereclin-Bach zurückgezogen, die Vorposten biwakierten am Feinde. Südöstlich der 1. Infanterie-Division war das XXV. Armeekorps (Annahme) bei Neuvilly eingetroffen.

Die Erneuerung des Angriffs war für die ersten Morgenstunden in der Weise angeordnet, daß das Gros des I. Armeekorps im unmittelbaren Anschluß an das XXV. Armeekorps gegen die Front des Gegners, die Korpsreserve, verstärkt durch die vor der Front entbehrlich gewordene Korpskavallerie, gegen dessen nördlichen Flügel umfassend vorgehen sollte. Über die Tätigkeit der (angenommenen) Reserve-Division an den beiden letzten Tagen geben die vorliegenden Darstellungen keinen Aufschluß.

Der Gegner hatte jedoch schon während der Nacht den weiteren Rückmarsch nach Nordosten angetreten und nur Nachhuten an der Selle belassen. Sein Gros besetzte die starke Stellung nördlich des Ecaillon-Baches (westlich Le Quesnoy), wo es zwischen 8° und 10° Vormittags noch zu einem Artilleriekampf kam, während ein Angriff der Infanterie nicht mehr erfolgte. Schon um 10³⁰ Vormittags wurde das Manöver beendet.

Auch die beiden letzten Manövertage wurden an Ort und Stelle nicht besprochen. General Cremer stellte aber eine schriftliche Besprechung in Aussicht.

Die Anlage war geschickt und interessant. Sie wurde in den Monaten Oktober bis Dezember noch zum Gegenstand eines größeren operativen Kriegsspiels gemacht, an dem alle Generalstabsoffiziere und höheren Verwaltungsbeamten des I. Armeekorps teilnahmen. Einzelheiten hierüber sind nicht bekannt geworden.



Digitized by Google

Der türkisch-italienische Krieg.

(Schluß.)

Skizze 28.

achdem Mitte August die Kämpfe um den Besitz von Suara ein Ende gefunden hatten, trat, abgesehen von Dernah, auf dem gesamten Kriegsschauplatz ein mehrwöchiger Stillstand der Operationen ein.

Die endgültige Besetzung von Suara und Regdaline ließ nunmehr die Räumung von Sidi Said durch die Italiener zu, die am 27. August erfolgte. Dagegen wurde Forwa, der äußerste feste Platz an der tunesischen Grenze, nach wie vor besetzt gehalten, um die Zufuhr von türkischem Kriegsmaterial zu verhindern. Zu dieser Zeit wurde der Oberkommandierende, Generalleutnant Caneva, nach Rom berufen und am 5. September durch Königliches Dekret seines Kommandos enthoben. In Anerkennung seiner großen Verdienste wurde er bald darauf zum Armeegeneral ernannt. Es ist dies der höchste militärische Grad, der nur in Kriegszeiten verliehen wird. Exzellenz Caneva ist zur Zeit der einzige italienische General, der diesen Rang bekleidet.

Zur besseren Durchführung der weiteren Operationen auf den beiden räumlich weit getrennten und in der Bodengestaltung gänzlich verschiedenen Kriegsschauplätzen wurden nunmehr zwei selbständige Führer ernannt: Generalleutnant Ragni, der bisherige Kommandierende General des V. Armeekorps, für Tripolis und Generalleutnant Briccola für die Cyrenaika.

Gefecht bei Dernah.

Wie schon erwähnt, hatten die Kämpfe um Dernah keine Unterbrechung erfahren. Die italienischen Befestigungswerke, die nur 2 bis 3 km von dem Mittelpunkt der bewohnten Stadt entfernt lagen, gewährten dieser nicht den genügenden Schutz gegen die feindlichen Artilleriegeschosse. Und wenn auch die zehn türkischen Geschütze gegenüber der italienischen artilleristischen Überlegenheit keinen besonderen Schaden anrichten konnten, so war diese fortgesetzte Beunruhigung der Stadt doch auf die Dauer nicht zu ertragen, zumal da es den Italienern trotz ausgedehnter Luftaufklärung nicht gelang, die in dem durchschnittenen Gelände gedeckten und ihren Aufstellungsort häufig wechselnden Geschütze der Türken festzustellen und wirksam zu bekämpfen. Ein Vorschieben der italienischen Werke war daher geboten. Zu der

Digitized by Google

hierfür notwendigen Offensive reichten jedoch die Kräfte nicht aus; es mußten zunächst Verstärkungen, namentlich Gebirgstruppen, herangezogen werden. Nach deren Ankunft wurde für den 14. September der Angriff in drei Kolonnen festgesetzt.

Die Kolonne des Generalmajors Capello (fünf Infanterie-Bataillone) führte eine Scheinoperation in südwestlicher Richtung aus, blieb aber hierbei im Wirkungsbereich der Werke. Die beiden anderen Kolonnen unter Generalmajor Del Buono (fünf Infanterie-Bataillone, eine Pionier-Kompagnie) und unter Generalmajor Salsa (fünf Alpini-, zwei Askari-Bataillone, eine Eingeborenen-Kompagnie, zwei Gebirgsbatterien) machten einen Vorstoß nach Südosten. Diese Bewegungen wurden von den Türken-Arabern nur unwesentlich behindert. Es gelang daher der Gebirgsbrigade Salsa, unterstützt durch zwei Bataillone der Kolonne del Buono, die etwa 10 km südöstlich von Dernah gelegenen Höhen von Kasr Ras el Leben und Casa Aronne ohne Kampf in Besitz zu nehmen. Der Rest der Kolonne del Buono blieb weiter nordwestlich zurück.

Am 17. September griffen die Türken-Araber auf der ganzen Front, besonders aber auf dem äußersten linken italienischen Flügel, mit großer Heftigkeit an. Dieser Angriff wurde, namentlich durch einen italienischen Gegenangriff, der von General Salsa angeordnet wurde, nach tapferster Gegenwehr abgeschlagen. Der Führer dieses Unternehmens wurde späterhin durch bevorzugte Beförderung zum Generalleutnant ausgezeichnet.

Die Verluste der Türken-Araber waren außerordentlich groß; sie betrugen über 1200 Tote, die mit Sicherheit festgestellt wurden. Die Verluste auf italienischer Seite beliefen sich auf 61 Tote, darunter 5 Offiziere, und 135 Verwundete, darunter 7 Offiziere.

Diese Septemberkämpfe bei Dernah gestatteten den Italienern, ihre Verteidigungslinie auf der Süd- und Ostfront weiter vorzuschieben; ein Vorschieben der Westfront wurde erst am 8. Oktober in neuen Kämpfen erzwungen.

Zweites Gefecht bei Sansur.

Skizze 29.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatz sollte der 20. September, der italienische Nationalfeiertag, den letzten großen Kampf vor dem Friedensschluß bringen. Dieser Tag ist offenbar mit Absicht von dem italienischen Oberkommando für die erneute Offensive bei Sansur ausersehen worden. Sie sollte zur Erhöhung der Festesfreude beitragen durch einen weiteren Sieg über die Araber. Man dachte auf italienischer Seite wohl nicht, daß dieser Erfolg durch den blutigsten Kampf des ganzen Jahres 1912 errungen werden mußte.

Die Türken-Araber waren Tripolis gegenüber Mitte September im allgemeinen auf zwei Lager verteilt: 4500 Mann unmittelbar westlich der Oase von Sansur, rund 12 000 Mann etwa 25 km südlich der Stadt bei Bir Tobras (30 km südöstlich Tripolis) und Suani Beni Aden. Das türkische Hauptquartier befand sich in Asisieh (etwa 50 km südlich Tripolis). Den Italienern muß die Lage auf


Digitized by Google

feindlicher Seite genau bekannt gewesen sein, denn sie hatten mit ihren Erkundungen für die geplante Offensive schon tagelang vorher begonnen. Den Türken-Arabern mag zugute gekommen sein, daß die Absichten der Italiener in der Hauptsache in der Stadt Tripolis schon vor der Ausführung bekannt und ihnen durch ihre dort lebenden Spione übermittelt waren.

Für die Italiener kam es darauf an, die Stadt Tripolis mit genügenden Kräften zu schützen, im übrigen aber alle verfügbaren Kräfte zu ihrem Vorgehen heranzuziehen. Generalleutnant Ragni verfügte deshalb, daß in den Verschanzungen von Tripolis und den umliegenden Werken rund zweieinhalb Regimenter Infanterie sowie annähernd 40 Feldgeschütze und schwere Haubitzen verblieben, die gesamten übrigen Truppen aber für die Operation bereitgestellt wurden. Hierzu wurde folgende Truppeneinteilung befohlen:

1) Division De Chaurand;

Brigade Salazar: J. R. 82, ³/₄ J. R. 84, eine Abteilung Gebirgsartillerie mehrere Pionier-Kompagnien.

Brigade Tommasoni: ¹/₂ J. R. 93, ¹/₃ J. R. 23, ²/₃ J. R. 18, ²/₃ J. R. 52, zwei Eskadrons Cavalleggeri Lodi, eine Krupp-, zwei Gebirgsbatterien, Zweites Askari-Bataillon.

2) Brigade Magiotto als Reserve: ²/₃ J. R. 6, ²/₃ J. R. 40, zwei Krupp-Batterien, eine Finanzwächter- und mehrere Pionier-Kompagnien.

3) Fliegende Kolonne Coardi di Carpeneto: Bersaglieri-Regiment 11, vier Eskadrons Lancieri Firenze, ein Araber-Bataillon, im ganzen rund 12 000 Mann fechtender Truppen und 34 Geschütze.

Der Zweck des italienischen Vorgehens war die endgültige Besitznahme der Oase von Sansur, die nach der in dem ersten Gefecht bei Sansur erfolgten Besitzergreifung von Sidi Abd-el-Gilil noch nicht genügend gesichert erschien. Die Durchführung der Operation seitens der Italiener ist typisch für ihre stets sich wiederholende Gefechtsführung in diesem Kolonialkriege:

Vor dem Kampfe: genaueste Erkundung der feindlichen Stellungen besonders durch Luftaufklärung, wobei die von den Flugzeugen und den beiden Lenkluftschiffen P2 und P3*) aufgenommenen Photographien sich von hohem Werte erwiesen; erst nach eingehender Kenntnis der Lage beim Feind und des Geländes Entwurf des bis ins einzelne festgelegten Angriffsplanes.

Zum Kampfe: Bereitstellen der Truppen in durchaus gesicherter Stellung und Sammeln des überreichlich bemessenen Nachschubs im Schutz der Werke, was oft mehrere Tage beanspruchte, in diesem Falle aber durch die Bahn Tripolis—Gargaresch—Sidi Abd-el-Gilil sehr vereinfacht wurde; Heran-

*) P = piccolo, klein.

Digitized by Google

ziehen von Kriegsschiffen zum aktiven Eingreifen in das Gefecht. (Am **20.** September nahmen die Schiffe Etna, Solunto und Partenope gegenüber Sidi Bilal Aufstellung und verhinderten durch ihr Feuer ein Eindringen des Gegners in die Oase von Sansur von Westen her.)

Im Kampfe: volle Ausnutzung der großen artilleristischen Überlegenheit, Ansetzen der Truppen, unter Ausscheidung starker Reserven, gegen ein begrenztes, nahe der befestigten Basis gelegenes Angriffsziel, über das hinaus dann an dem betreffenden Gefechtstage nicht mehr disponiert wurde, und als Folge davon keine oder doch nur sehr begrenzte Verfolgung.

Nach dem Kampfe: Sicherstellung des gewonnenen Zieles durch ausgedehnte Befestigungsarbeiten und lediglich Abwehr feindlicher Angriffe bis zur Fertigstellung der technischen Verstärkungen. Dies erklärt die häufig recht langen Ruhepausen zwischen den einzelnen italienischen Operationen.

Nur ein Moment fehlt in diesem zweiten Treffen von Sansur, das sonst stets in die Erscheinung trat: eine Demonstration gegen den allerdings leicht zu täuschenden Gegner.

Das hauptsächliche Angriffsziel der Italiener am 20. September war die im Nordwesten der Oase von Sansur gelegene Höhe Sidi Bilal, die unter dem Schutze der Kriegsschiffe 10° Vormittags von zwei Bataillonen und zwei Feldbatterien der Brigade Salazar, ohne erheblichen Widerstand der Araber, besetzt werden konnte. Die Hauptkräfte der Division de Chaurand, die in westlicher Richtung vormarschieren sollte, namentlich die auf dem linken Flügel am Südrande der Oase von Sansur vorgehende Brigade Tommasoni, mußten zu dieser Zeit Front nach Süden nehmen, da von Suandi beni Aden her starke feindliche Kräfte heranrückten. Dies bedingte auch das Vorziehen der Brigade Magiotto nach dem 39-Hektometerhügel.

Um 1° Nachmittags war die ganze Division de Chaurand entwickelt und befand sich in derartig heftigem Kampfe mit den Türken-Arabern, daß nach und nach die gesamte Reserve Magiotto eingesetzt werden mußte. Als gegen 2° Nachmittags weitere, erhebliche arabische Kräfte aus der Richtung von Fonduk ben Gaschir in den Kampf eingriffen, mußte auch die Infanterie der fliegenden Kolonne Coardi di Carpeneto eingesetzt werden. Die Kavallerie dieser Kolonne wurde in südöstlicher Richtung vorgesandt, um das Herannahen weiterer feindlicher Kräfte festzustellen und zu verzögern.

Um 3° Nachmittags war der türkisch-arabische Angriff abgeschlagen.

Die Türken-Araber verloren an diesem Tage über 2000 Tote; die italienischen Verluste betrugen: 10 tote, 21 verwundete Offiziere, 84 tote, 411 verwundete, 21 vermißte Mannschaften.

Am 7. Oktober wurde noch der Küstenpunkt Bomba, halbwegs zwischen Dernah und Mirsa Tobruk gelegen, von den Italienern ohne Widerstand besetzt. *Besetzung von Bomba.*

Die Flotte entfaltete bis zum Friedensschluß keine besondere Tätigkeit mehr.

Digitized by Google

Anfang Oktober 1912 waren die italienischen Streitkräfte vermutlich derart verteilt, daß sich in Tripolitanien (Armee-Hauptquartier Tripolis) 60¼ Bataillone, 12¼ Eskadrons, 29 Feld- und Gebirgs-Batterien, acht Batterien 15 cm-Haubitzen, eine Batterie 21 cm-Mörser (zusammen 64 500 Mann) befanden, in der Cyrenaika (Armee-Hauptquartier Bengasi) 42¾ Bataillone, drei Eskadrons, 13 Feld- und Gebirgsbatterien, vier Batterien 15 cm-Haubitzen, eine Batterie 15 cm-Kanonen (zusammen 45 000 Mann), auf Rhodos fünf Bataillone, eine viertel Eskadron, vier Feld- und Gebirgsbatterien (zusammen 6000 Mann).

Kriegskosten. Die Kriegskosten bis zu diesem Zeitpunkt betrugen auf italienischer Seite 508 Millionen Lire für das Expeditionskorps und 72 Millionen Lire für die Marine, wobei die Aufwendungen für Materialschaden nicht voll berechnet sind. Die Türken sollen ungefähr 170 Millionen Mark für den Krieg verausgabt haben.

Verluste. Die offiziellen italienischen Verlustziffern werden wie folgt angegeben: an Wunden gestorben oder im Gefecht gefallen sind 88 Offiziere und 1023 Mannschaften. Die türkisch-arabischen Verluste sind bedeutend höher zu veranschlagen, aber nicht genau festzustellen.

Übersicht über das von den Italienern besetzte Gebiet. Die nachfolgende Übersicht veranschaulicht die Ausdehnung und den Flächeninhalt der von den Italienern in Tripolitanien und der Cyrenaika bis zum 10. Oktober 1912 beherrschten Gebietsteile:

Besetzte Gebiete	Küstenausdehnung	Tiefe im Durchschnitt	Flächeninhalt
Suara	75 km	9⅓ km	700 qkm
Tripolis	37 „	10½ „	388½ „
Homs	14 „	10 „	140 „
Masrata	11 „	15 „	165 „
Bengasi	10 „	12 „	120 „
Dernah	5 „	15 „	75 „
Bomba	?	?	unbedeutend
Tobruk	5 „	5	25 qkm

Ganz Lybien umfaßt 1213400 qkm, im italienischen Besitz waren beim Friedensschluß 1613½ qkm, es verblieben also noch 1 211 786½ qkm zu befrieden.

Friede zu Ouchy-Lausanne. Anfang Juli v. J. tauchte zuerst in der Presse die Nachricht von Friedensvorbesprechungen auf, die in zunächst unverbindlicher Form zwischen Italien und der Türkei in Ouchy bei Lausanne stattfinden sollten. Noch am 3. August brachte der halboffizielle Popolo Romano hierüber ein scharfes Dementi. Erst am 28. August gab Corriere della Sera diese Besprechungen offiziös zu.

Die größten Schwierigkeiten bei den Verhandlungen soll die von Italien am 3. November 1911 ausgesprochene und am 25. Februar 1912 zum Gesetz erhobene Erklärung über die Annektion von Lybien bereitet haben. Es galt eine Formel zu

Digitized by Google

finden, nach der Italien die Annektion aufrechterhalten konnte, ohne daß die Türkei zu deren offizieller Anerkennung gezwungen wurde. So wurden die Unterhandlungen bis Anfang Oktober schleppend weitergeführt, als die drohende Haltung der Balkanstaaten und die bestimmte Erklärung Italiens, die Verhandlungen am 15. Oktober abbrechen zu wollen, die Türkei veranlaßten, an diesem Tage den Friedensvertrag vorläufig und am 18. Oktober offiziell unterzeichnen zu lassen. Die Bestimmungen desselben sind im Auszug folgende:

Artikel 1. Die Feindseligkeiten werden sofort und gleichzeitig eingestellt.

Artikel 2. Die türkischen Offiziere, Truppen und Zivilbeamten werden aus Lybien zurückgezogen; danach räumt auch Italien die ägäischen Inseln.

Artikel 3. Die Kriegsgefangenen und Geiseln werden baldigst ausgetauscht.

Artikel 4. Beide Regierungen gewähren vollständige Amnestie, Italien in Lybien, die Türkei auf den ägäischen Inseln.

Artikel 5. Alle vor der Kriegserklärung geschlossenen Verträge treten sofort wieder in Kraft.

Artikel 6. Italien verpflichtet sich, mit der Türkei, bei Erneuerung ihrer Handelsverträge mit den anderen Mächten, einen Handelsvertrag abzuschließen, und willigt in eine 11 bis 15 prozentige Erhöhung der Zölle zugunsten der Türkei und Einführung neuer Monopole oder die Erhebung von Verbrauchssteuern auf Petroleum, Zigarettenpapier, Streichhölzer, Alkohol und Spielkarten unter der Bedingung, daß dieselbe Behandlung auch auf die Einfuhr der anderen Länder angewandt wird.

Artikel 7. Italien verpflichtet sich, die italienischen Postämter, zu derselben Zeit, in der die anderen Staaten den gleichen Schritt unternehmen, aufzulösen.

Artikel 8. Italien wird die Absicht der Türkei, die Aufhebung der Kapitulationen von den Großmächten zu erlangen, unterstützen.

Artikel 9. Die Türkei verpflichtet sich, alle Italiener, die in ihrer Verwaltung als Beamte angestellt waren, in den Stellungen, die sie infolge Ausweisung verlassen mußten, wieder anzustellen.

Artikel 10. Die italienische Regierung verpflichtet sich, jährlich an die Kasse der Dette publique für Rechnung der ottomanischen Regierung eine Summe zu zahlen, die durchschnittlich den Beträgen entspricht, die in jedem der drei der Kriegserklärung vorhergegangenen Jahre für den Dienst der öffentlichen Schuld aus den Einnahmen der beiden Provinzen bestimmt waren. Diese Summe darf nicht unter zwei Millionen Lire betragen und soll gezahlt werden, sobald es verlangt wird.

Artikel 11. Der Vertrag tritt am Tage seiner Unterzeichnung in Kraft.

Diesem Vertrage gingen zwei Dekrete voraus. Das von dem Sultan am 16. Oktober erlassene besagte, daß das Schicksal der Bevölkerung Lybiens ihr selbst überlassen und ein Vertreter des Kalifen zur Wahrung der türkischen und arabischen Interessen in Lybien ernannt würde. Der König von Italien sicherte in seinem

Digitized by Google

Erlaß vom 17. Oktober unter Betonung der Aufrechterhaltung der Annektion Lybiens dessen Bewohnern volle Amnestie und die Bestätigung des türkischen Erlasses zu.

Schluß-betrachtungen.

Italien hat mit seinem Tripolisfeldzug einen energischen Schritt unternommen, der durch seine Plötzlichkeit allgemein überrascht hat. Allerdings waren die Schwierigkeiten wohl größer, als man auf italienischer Seite zu Beginn des Krieges annahm. Die Beschränkung des Kriegsschauplatzes auf Lybien allein zog den Feldzug in die Länge, um so mehr, als die Italiener die Widerstandskraft der Türken und den Fanatismus der Araber zu gering eingeschätzt hatten. Es muß jedoch anerkannt werden, daß Italien nach Erkenntnis dieser Täuschung keine Kosten und Mittel gescheut hat, um sein Vorhaben bis zu Ende durchzuführen. Der anfängliche Plan, die neuzuerwerbende Kolonie in schneller Offensive zu erobern, mußte bald fallen gelassen werden. Es ist ein Verdienst, das sich General Caneva um sein Vaterland erworben hat, daß er den alsbald erkannten Schwierigkeiten Rechnung trug und auf einen Vormarsch ins Innere Verzicht leistete. Er hat dann unbekümmert um die öffentliche Meinung, die ihm mehrfach hart zusetzte, seinen neuen Operationsplan, schrittweise vorzugehen und sich zunächst der ganzen Küste zu bemächtigen, folgerichtig durchgeführt. Seine nie erlahmende Arbeitskraft wirkte vorbildlich auf die ihm unterstellten Truppen ein, so daß er dem Vertrauen, das seine Regierung auf ihn setzte, vollauf gerecht werden konnte.

Die Türken hatten zweifellos ihre Wehr in Tripolitanien stark vernachlässigt. Die Ausbildung und Bewaffnung der dort befindlichen Truppen standen nicht auf der Höhe; die Befestigungen waren gänzlich veraltet. Ihre Flotte war der machtvollen italienischen Flotte gegenüber zur Untätigkeit verdammt, so daß Truppenverstärkungen überhaupt nicht in Betracht kamen und der Nachschub an Verpflegung und Material nur unter großen Schwierigkeiten auf dem Landwege bewerkstelligt werden konnte. Dazu kam die große Unterlegenheit an Artillerie, die nach Wegnahme der sieben Krupp-Geschütze bei Ain-Sara im Dezember 1911 noch fühlbarer wurde. Alle diese Mißstände ließen von vornherein die Hoffnung auf einen endgültigen Sieg der türkischen Waffen als äußerst gering erscheinen. Um so ehrenvoller für die Ottomanen ist es, daß sie so lange und so hartnäckig Widerstand leisteten; ihr Bestreben trotz ihrer Unterlegenheit den Gegner durch stetige Angriffe zu erschüttern, verdient Anerkennung. Hierbei verfügten sie allerdings in den verschiedenen Araberstämmen über ein Menschenmaterial, das durch gemeinsamen Glauben in der Stunde der Gefahr an sie gekettet mit Fanatismus den Krieg aufnahm und keiner Gefahr aus dem Wege ging.

Besonders in der Cyrenaika war die türkische Kriegführung energisch und offensiv und brachte den Gegner bisweilen in Bedrängnis. Die ausgesprochene Persönlichkeit Enver Beys kam dort zur vollen Geltung. Sein großes organisatorisches

Digitized by Google

Talent hat einen Widerstand erstehen lassen, der an Zähigkeit und Kraft auch nach seinem Fortgange nur wenig eingebüßt hat und den Italienern auch nach dem Friedensschluß noch viel zu schaffen machte, um so mehr als das bergige und durchschnittene Gelände und die leichtere Zufuhrsmöglichkeit über Egypten ihn wirksam unterstützten. Die Tatsache, daß in den meisten Gefechten die Araber in der Front verwendet, die Türken aber zurückgehalten wurden, darf diesen nicht als Mangel an Mut ausgelegt werden. Vielmehr gebot die Klugheit den türkischen Führern, die türkischen Offiziere und Soldaten als Lehrmeister der Araber möglichst zu erhalten. Dies Verhalten hat aber mannigfachen Zerwürfnissen zwischen Türken und Arabern in Tripolis Vorschub geleistet und so die Angriffslust und den Schwung der Operationen auf dem westlichen Kriegsschauplatz geschädigt. Diese Zerwürfnisse mögen auch dazu beigetragen haben, daß die Araber des nördlichen Tripolis nach dem Friedensschluß die Waffen niederlegten und, durch Geldentschädigungen zufriedengestellt, unerwartet schnell die Italiener als ihre neuen Herren anerkannten.

Wenn nun auch der lybische Feldzug keine italienische Offensive in größerem Umfange gezeitigt hat, sondern als Kolonialkrieg in engbegrenztem Rahmen geführt werden mußte, so hat er doch die Kriegstüchtigkeit des italienischen Heeres erweisen können. Seine Erfolge verdankt dieses neben der zielbewußten Führung Canevas der erhöhten Friedensarbeit der letzten Jahre, die durch die Tätigkeit des vortrefflichen Kriegsministers Spingardi und den Ausbildungseifer des Generalstabschefs Generals Pollio, besonders angeregt war.

Schon die Vorbereitungen zu den Überseetransporten der Truppen, danach die Ein- und Ausschiffungen unter z. T. recht schwierigen Verhältnissen, sowie das harmonische Zusammenarbeiten von Heer und Marine bei den Ausschiffungen und den späteren Operationen lassen erkennen, daß Italien sich die großen Erfahrungen, die es auf diesen Gebieten seit seinen Kämpfen gegen Abessinien gesammelt, zunutze gemacht hat.

Die Disziplin im Expeditionskorps war gut; nur ganz vereinzelt kamen Insubordinationen vor. Dem Beispiel seiner Offiziere folgend erwies sich der italienische Soldat als mutig, willig, genügsam und geduldig. Und gerade seine Geduld wurde durch die oft langanhaltende Eintönigkeit des Lagerlebens auf eine harte Probe gestellt, aber durch den ihm angeborenen lebhaften Geist, der keine Langeweile aufkommen ließ, gestärkt. Viel Geduld mußte besonders auch den Carabinieri, die etwa unserem Gensdarmeriekorps entsprechen, zugemutet werden, da sie sich bei ihrem an und für sich schweren Dienste dem öfters wechselnden System in der Behandlung der Araber anpassen mußten. Ihre Leistungen verdienen volle Anerkennung.

Dem italienischen Soldaten ist zu Beginn des Krieges Grausamkeit vorgeworfen werden. Der gesamte Verlauf des Feldzuges hat diesen Vorwurf widerlegt. Selbst den eriträischen Kolonialsoldaten ist in dieser Beziehung nichts Belastendes nachzu-

Digitized by Google

sagen. Auch sonst hat sich diese Truppe in der Hauptsache durchaus bewährt. Die Askari zu Fuß haben beim Absuchen des Oasengeländes, aber auch im Kampf selbst und namentlich als Begleitung der Kavallerie wertvolle Dienste geleistet. Ihre Behendigkeit und Ausdauer sind so groß, daß sie mit der Reiterei auch im Wüstensande gleichen Schritt halten konnten, selbst bei erhöhter Gangart. Weniger brauchbar zeigten sich die Kamelreiter, die bei ihrer geringen Anzahl den beweglicheren Arabertrupps zu Pferde nicht gewachsen waren. Die Reitkamele wurden deshalb auch späterhin meistens als Lasttiere verwandt. Das an den Galopp im tiefen Sandboden gewöhnte Araberpferd zeigte sich auch dem italienischen Kavalleriepferde, das im allgemeinen zu schwer war, überlegen. General Caneva hat in Bewertung dieses Umstandes von Kriegsbeginn an keinen besonderen Wert auf Zuteilung größerer Kavalleriekörper gelegt. Trotz ihrer beschränkten Verwendungsfähigkeit hat die italienische Kavallerie aber die ihr zufallenden Aufklärungsaufgaben unermüdlich durchgeführt. Sie hat an einigen Gefechtstagen in kritischen Momenten des weiteren bewiesen, daß sie auch mit dem Karabiner zu fechten versteht.

Mit Befriedigung kann festgestellt werden, daß sich die italienischen Krupp-Geschütze in Lybien durchaus bewährt haben. Ihre Beweglichkeit in dem schwierigen Gelände genügte; ihre ballistischen Leistungen werden von den italienischen Artillerieoffizieren durchweg anerkannt. Auf sie und die ebenfalls recht leistungsfähigen Gebirgsbatterien waren die Italiener im Bewegungskampfe angewiesen. Diese Batterien wurden in der zweiten Hälfte des Feldzuges teilweise als Kamelbatterien formiert. Das 75 A(Stahl)-Material, sowie die 15 cm-Haubitzen (im ganzen 13 Batterien) fanden zumeist in den Werken geeignete Verwendung.

Eine besonders reiche Tätigkeit konnte die Geniewaffe entfalten. Sie hat durch den lybischen Feldzug eine Ausbildung erhalten, wie sie ihr im Frieden wohl nie zuteil geworden wäre. Ihre Technik erreichte schließlich den höchsten Grad der Vollendung.

In der Bedienung der Lenkluftschiffe und der Flugzeuge bewiesen die Italiener eine besondere Geschicklichkeit, so daß sie auch verhältnismäßig starken Wind nicht zu scheuen brauchten, trotzdem die Eigengeschwindigkeit ihrer Lenkluftschiffe nicht besonders groß ist. Die Leichtigkeit des Aufsteigens und Landens war bemerkenswert. Nur einmal wurde ein P-Schiff von türkischen Schrapnellkugeln getroffen, ohne jedoch außer Gefecht gesetzt zu werden. Die Flieger, fast durchweg ohne Begleitung von Beobachtungsoffizieren, zeigten großen Wagemut und trugen durch ihre meist summarischen Meldungen wesentlich zur Aufklärung bei. Die Wirkung der zu kleinen Wurfgeschosse war gering. Der Fesselballon fand die allgemein übliche Verwendung.

Uneingeschränktes Lob verdienten das Nachschub- und Sanitätswesen. Der Nachschub hatte zu Lande anfänglich mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, da die Kamele

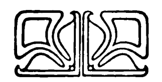
Digitized by Google

als Hauptlasttiere der Wüste nur spärlich vertreten waren und die an sich sehr leistungsfähigen Maultiere doch nur verhältnismäßig kleine Lasten tragen oder ziehen konnten. Die Indienststellung von Lastkraftwagen (1000 bis höchstens 2000 kg Tragfähigkeit) führte eine wesentliche Erleichterung des Transportverkehres herbei. Die Gewandtheit, mit der diese Kraftwagen selbst in tiefem Sandboden gesteuert wurden, war erstaunlich. Nach Fertigstellung von Eisenbahnen (0,95 m Spurweite) gestaltete sich der Nachschubdienst wesentlich einfacher.

Das Sanitätswesen war musterhaft geregelt. An der Spitze eines besonders pflichteifrigen Offizierkorps und im Verein mit den opferfreudigen Formationen des Roten Kreuzes konnte Generalmajor-Arzt Sforza einen Sanitätsdienst einrichten, der in kurzer Zeit die in Tripolis herrschenden Epidemien (Cholera, Malaria, Typhus) auszurotten oder einzuschränken imstande war und eine vortreffliche Fürsorge auch für die Zivilbevölkerung entfaltete. Die in großer Anzahl erbauten Döckerbaracken sind deutschen Ursprungs.

Die italienische Felduniform hat sich durchaus bewährt. Ihr gefälliger Schnitt und ihre graugrüne Farbe haben sich als praktisch erwiesen, ebenso der Gebrauch der allgemein getragenen Wickelgamaschen.

Die Erwerbung Lybiens wird von Italien noch mancherlei materielle Opfer erheischen, einmal durch Fortsetzung der schon eifrig in Angriff genommenen Kulturaufgaben, dann auch wegen der Notwendigkeit, einen vielleicht noch lange Zeit währenden Kolonialkrieg zur endgültigen Befriedung des Landes führen zu müssen. Ein materieller Gewinn wird aus Tripolis in der nächsten Zukunft wohl nicht zu erzielen sein. Dennoch dürfen die Italiener allein schon mit den gewonnenen moralischen Erfolgen zufrieden sein. Der lybische Feldzug hat eine erhebende, nationale Einigung des ganzen Landes geschaffen, die Bedeutung Italiens als Mittelmeermacht erhöht, und zuletzt nicht am wenigsten das berechtigte Selbstvertrauen des Heeres auf seine Tüchtigkeit neu gekräftigt.



Digitized by Google

Infanterie-Maschinengewehre beim Abbrechen von Gefechten.

Die wenigen Hinweise für die taktische Verwendung der Maschinengewehre beim Abbrechen von Gefechten im Exerzier-Reglement für die Infanterie machen es erwünscht, die hierfür maßgebenden Grundbegriffe näher zu untersuchen.

Da brauchbare Kriegserfahrungen auf diesem Gebiete noch nicht vorliegen, muß man auf rein theoretische Weise versuchen, sich mit dem Wesen der Maschinengewehr-Waffe und ihrer Verwendung beim Rückzuge, im großen Rahmen und in Verbindung mit den anderen Waffen, derart vertraut zu machen, daß man im Kriege vor Enttäuschungen bewahrt bleibt.

Zunächst erscheint die Warnung erforderlich, den Wert dieses neuen Kriegsmittels nicht zu überschätzen, in ihm nicht das in allen Fällen siegverheißende Instrument zu erblicken, wie es 1870/71 die Franzosen mit ihren Mitrailleusen taten. Es darf jedenfalls nicht dazu kommen, daß die schlachtentscheidende Waffe, die Infanterie, sich in schwierigen oder gar in weniger schwierigen Lagen, nach ihrer Hilfswaffe, den Maschinengewehren, umsieht, anstatt in sich selbst die Kraft zu finden, die schwierige Lage zu meistern. Trotzdem die Maschinengewehre sicher in einem kommenden Kriege ihre Daseinsberechtigung nachweisen werden, so können und werden Fälle vorkommen, in denen sie versagen, nicht verwendbar sind oder nicht zur rechten Zeit (z. B. wegen Geländeschwierigkeiten) eintreffen.

Es ist indessen festzustellen, daß die Maschinengewehre für das Abbrechen von Gefechten eine ganz besondere Eignung besitzen. Sie sind zur Entwicklung stärkster infanteristischer Feuerkraft befähigt und in der Lage, selbst verhältnismäßig kleine Deckungen mit Vorteil auszunutzen. Ihre geringe Sichtbarkeit gestattet ihnen ein Ausharren im heftigen feindlichen Feuer und infolge ihres großen Aktionsradius können sie das Gefechtsfeld in weiterem Umkreise und viel wuchtiger beherrschen als Infanterie-Abteilungen. Dazu kommt ihre recht erhebliche Beweglichkeit, die beim Abbrechen von Gefechten bei geeignetem Gelände im vollsten Maße zum Ausdruck

Digitized by Google

kommen muß und dadurch die Infanterie unabhängiger von der Artillerie macht, der bisher die Aufgabe der Aufnahme fast ausschließlich zufiel.

Wie sehen nun Maschinengewehre aus, wenn sie vor diese Aufgabe gestellt werden? Man darf sich da keinen Täuschungen hingeben, sondern muß sich klar darüber sein, daß der Gefechtswert der Maschinengewehre möglicherweise schon stark herabgemindert ist, weil jede geringste Unvorsichtigkeit beim Vorgehen vom Gegner zu gesteigertem und äußerst wirksamem Feuer gegen die Maschinengewehre ausgenutzt worden ist. Da es weiter nach Ziffer 427 des Exerzier-Reglements für die Infanterie falsch ist, sich eine Reserve zur Deckung des Rückzuges vorzubehalten, anstatt sie zur Erringung des Sieges zu verwenden, ist anzunehmen, daß die Maschinengewehre mit ihrer großen Feuerkraft meistens wohl schon längere Zeit eingesetzt waren, wenn sich die Notwendigkeit herausstellt, das Gefecht abzubrechen. Wenn man ferner bedenkt, daß die Maschinengewehre zweckmäßig an den bedrohtesten Punkten eingesetzt werden, so ist es klar, daß sie hier, an den Brennpunkten des Gefechts, auch ganz besonderen Verlusten an Personal und Material ausgesetzt waren. Bedenkt man schließlich, daß das Material nach längerem Feuergefecht nicht mehr so leistungsfähig ist wie am Anfang, und daß die bereits verschossene Munition verausgabte Gefechtskraft bedeutet, so hat man einen Eindruck von der voraussichtlichen Beschaffenheit der Maschinengewehre, wenn sie vor die neue Aufgabe gestellt werden, aus einer Aufnahmestellung heraus das Loslösen der Infanterie möglich zu machen.

Bei unseren Friedensübungen wird diese schwierige Anforderung von den Maschinengewehren wohl in allen Fällen gelöst, da die Einflüsse des Krieges, trotz Schiedsrichter, nicht oder nicht genügend zum Ausdruck kommen können. Auch Maschinengewehr-Kompagnien, die eigentlich nur noch Trümmer darstellen, treten beim Abbrechen eines Gefechtes gelegentlich so auf, als ob sie noch ihre volle Gefechtskraft besäßen, und ihre Tätigkeit wird voll bewertet.

Das Abbrechen eines Gefechtes nach einem Waffenerfolge, das nach Ziffer 433 des Exerzier-Reglements für die Infanterie sich leicht vollzieht, braucht nicht besprochen zu werden, wohl aber die schwierigere Aufgabe, wenn Erfolge nicht erzielt werden konnten, und wenn der Gegner im Sinne der Ziffer 422 unseres Exerzier-Reglements für die Infanterie bestrebt ist, durch Feuer und schärfstes Nachdrängen seinen Erfolg bis zur völligen Auflösung des Verfolgten zu steigern.

Um nun eine Grundlage für die Darstellung der Gefechtstätigkeit der Infanterie-Maschinengewehre beim Abbrechen von Gefechten zu gewinnen, erscheint es mir zweckmäßig, Beispiele aus der Kriegsgeschichte heranzuziehen und an ihnen nachzuprüfen, wie die Maschinengewehre nach den heutigen Gefechtsgrundsätzen hätten verwendet werden müssen.

Ich möchte hier das typische Abbrechen des Gefechtes der Vortruppen des Korps Werder bei Arcey, Ste. Marie und Chavanne am 13. Januar 1871 besprechen, unter

Skizze 30.

der Annahme, daß jedes der drei beteiligten Regimenter 30, 25 und 67 eine Maschinengewehr-Kompagnie besaß.

Dieses Gefecht hatte den Zweck, den Gegner zur Entwicklung größerer Kräfte zu zwingen, um seine Gefechtsstärke zu erkennen. Das Abbrechen sollte erfolgen, sobald dieser Gefechtszweck erreicht war.

Das Gelände war auf der ganzen Linie für einen nachhaltigen Widerstand nicht geeignet, wohl aber begünstigte es den Rückzug aus den vorderen Stellungen in nordöstlicher Richtung, da nicht nur zahlreiche Geländewellen für die Aufnahme vorhanden waren, sondern weil auch die vorhandenen Erhebungen es gestatteten, sich schnell dem feindlichen Feuerbereich zu entziehen.

Die Abteilung des Oberstleutnants Nachtigal stand bei Chavanne, Teile waren nach der Mühle la Savoye und nach Villers sur Saulnot vorgeschoben. Für die vorgeschobenen Abteilungen stellte sich schon gegen 11⁰ Vormittags die Notwendigkeit des Rückzuges heraus; die Aufnahme erfolgte aus der Hauptstellung bei Chavanne.

Ein Blick auf die Skizze zeigt, wie hier für die Verwendung der Maschinengewehre recht günstige Geländeverhältnisse vorliegen. Der hochgelegene Waldrand des Bois du Mont verläuft parallel zur Rückzugsrichtung des Infanterie-Regiments Nr. 30 und bietet bis zum Canal des Marais, also bis auf etwa 1200 m, zum Teil gutes, zum Teil brauchbares Schußfeld. Nur gegenüber den Orten Chavanne und Villers sur Saulnot wird dieses auf etwa 500 bis 600 m eingeschränkt.

Gerade ein derartig verlaufender Waldrand ist für die Gefechtstätigkeit der Maschinengewehre beim Abbrechen eines Gefechtes besonders günstig, indem die Aufnahmestellungen am Waldrande seitlich der Rückzugslinie gewählt werden können. Das bietet große Vorteile, weil der eigene Rückzug nicht durch die Maschinengewehre behindert, aber die feindliche Verfolgung flankiert wird. Ich bin der Überzeugung, daß man Maschinengewehre beim Abbrechen von Gefechten nur ungern in der geschlossenenen Kompagnie, sondern, wenn irgend möglich, zugweise verwenden wird, weil hierdurch dem Gegner das Auffinden und das Bekämpfen der einzeln an geeigneten Geländepunkten eingenisteten Maschinengewehr-Züge sehr erschwert wird. Jedenfalls kann der Gegner gegen derart eingesetzte Maschinengewehre kaum vernichtende Wirkung haben. Anderseits darf man den moralischen Eindruck auf den Gegner, der bald von hier, bald von dort Maschinengewehrfeuer erhält, nicht unterschätzen. Wenn man hierbei auch bewußt auf die einheitliche Feuerleitung verzichtet, so wird doch die Feuerwirkung auf den Gegner, die durchaus konzentrisch sein kann, für die Entlastung der zurückgehenden Infanterie genügen. Zudem wird beim zugweisen Abfahren der Maschinengewehre das Feuer gegen den Gegner nie ganz unterbrochen. Dieser sieht sich vielmehr plötzlich wieder aus einer ganz neuen Richtung von Maschinengewehren beschossen, was entschieden die Fortsetzung des Rückzuges günstig beeinflussen wird.

Ich denke mir also die Maschinengewehre des Infanterie-Regiments Nr. 30 am

Digitized by Google

Nordwestrande des Bois du Mont zugweise eingesetzt, derart, daß nach Maßgabe des Fortschreitens des Rückzuges stets der am nächsten am Feinde befindliche Zug zuerst die Stellung räumt. Er müßte dann, gedeckt im Walde zurückgehend, die beiden feuernden Züge gewissermaßen überspringen und sich nach gründlicher Instandsetzung des Materials von neuem am Waldrande einsetzen. Schließlich würden alle drei Züge sich in einer nordwestlich le Vernois liegenden letzten Aufnahmestellung vereinigen und hier den Gegner solange aufzuhalten haben, bis die rückgängige Bewegung im Bois de la Coupote Deckung gewonnen hat.

Die Fahrzeuge hätten von vornherein bei le Vernois belassen werden müssen. Von hier aus wäre die Munitions- und Wasserversorgung durchaus möglich. Hier stehen außerdem die Fahrzeuge unmittelbar hinter der letzten Aufnahmestellung in guter Deckung, so daß sie sofort auf Champey abfahren können, sobald die Tätigkeit der Maschinengewehre an dieser Stelle sich erübrigt. Auf den Höhen südwestlich Champey sind sie dann für eine etwa notwendig werdende weitere Aufnahme schnell wieder verfügbar.

Die Geländeverhältnisse bei Chavanne lassen es durchaus möglich erscheinen, daß die Maschinengewehre vom Waldrande aus sowohl am eigentlichen Feuergefecht teilnehmen, als auch das Loslösen der Infanterie aus dem Gefecht durch Feuer unterstützen konnten, zwei wichtige Aufgaben, die sich nur bei günstiger Geländegestaltung hintereinander aus einer Stellung heraus werden erfüllen lassen.

Man muß hier allerdings auch an die Eigenart der schwer passierbaren Wälder Frankreichs denken, doch meine ich, daß es freigemachten Maschinengewehren immer möglich sein muß, auch schlecht gangbare Waldstücke zu durchschreiten. Das Bois du Mont ist aber nicht unpassierbar gewesen, da die Franzosen gegen 11° Vormittags in die Südwestecke dieses Waldes eindrangen und dadurch das Zurücknehmen der bei der Mühle La Sapoye und bei Villers sur Saulnot eingesetzten deutschen Kompagnien veranlaßten. Hierbei ist noch zu erwähnen, daß Maschinengewehre, welche auf einem Flügel in unübersichtlichem Gelände eingesetzt werden, des Schutzes durch Infanterie deswegen nicht entbehren können, weil schon einige wenige sich bis auf nahe Entfernungen heranpürschende Schützen den Maschinengewehren außerordentlich gefährlich zu werden vermögen.

Die von der 11. und 12. Kompagnie Infanterie-Regiments Nr. 30 in den Wald geschickten Unteroffizierposten und der von der 5. Kompagnie in den Wald zur Sicherung der linken Flanke entsendete Zug hätten hierzu vollkommen genügt.

Erheblich schwieriger als auf dem rechten deutschen Flügel lagen die Verhältnisse in der Mitte bei Gonvillars und Arcey, wo das Regiment 25 kämpfte. Der Ort Gonvillars, der durchaus keinen Verteidigungswert hatte, war zur Verbindung mit der Abteilung Nachtigal durch zwei Kompagnien besetzt. Gonvillars und Arcey sind 2500 m voneinander entfernt, so daß es ausgeschlossen ist, für die Maschinengewehre

Digitized by Google

eine Stellung zu finden, aus der heraus sie den Rückzug beider Gruppen unterstützen konnten. Man muß sich daher darauf beschränken, den Wert einer Maschinengewehr-Kompagnie für die Hauptabteilung des Obersten von Loos bei Arcey zu untersuchen. Die beiden Kompagnien bei Gonvillars konnten übrigens ihren Rückzug ohne wesentliche Verluste bewerkstelligen.

Das Gelände ist bei Arcey den Maschinengewehren nicht sonderlich günstig. Zwar verlaufen auch hier die Ränder des Bois d'Arcey und des Bois de Désandans parallel zur Rückzugsrichtung, zwar ist auch hier vom hochgelegenen Waldrand das Schußfeld gut, aber er liegt zu weit ab, etwa 1000 bis 1200 m von der Chaussee Arcey—Désandans entfernt. Der Waldrand kommt also nicht für die Stellung der Maschinengewehre in Frage, weil der Gegner in südöstlicher Richtung ihrem Feuer ausweichen kann, ohne die Wirksamkeit seiner Verfolgung im geringsten zu beeinträchtigen.

Die Maschinengewehre in vorderster Linie bei Arcey zu verwenden, würde ich in Hinsicht auf den Gefechtszweck für falsch halten, denn auch nach Einsatz der Maschinengewehre würde Arcey dem weit überlegenen Gegner gegenüber nicht zu halten gewesen sein. Außerdem würden dann die Maschinengewehre wahrscheinlich für die wichtigere Aufgabe der Aufnahme ausgefallen sein. Und das ist die Aufgabe, die meines Erachtens hier für sie einzig und allein in Frage kommt.

Der Platz der Fahrzeuge wäre auf dem Wege Désandans—Chavanne im Waldrande gewesen, während die freigemachten Gewehre etwa 1 bis 2 km weiter südlich im Walde hätten bereitgehalten werden müssen, von wo aus sie in weiter vorwärts gelegenen, vorher gründlich erkundeten Stellungen bei Bedarf zugweise verwendet werden konnten. Schön sind diese Stellungen nicht, da das Gelände rückwärts nach dem Walde zu ansteigt, die Maschinengewehre also auf dem dem Feinde zugewendeten Hange liegen müssen. Um so wichtiger wird die zugweise Verwendung, da so die Maschinengewehre die sicher vorhandenen, wenn auch geringen Bodenfalten ausnutzen können, die auf der Karte wegen ihrer Geringfügigkeit nicht verzeichnet werden. Sonst käme nur eine Aufnahmestellung südwestlich Désandans in Frage, die aber entschieden noch ungünstiger beurteilt werden muß, weil sie genau in der Rückzugsrichtung liegt.

Von den empfohlenen Stellungen aus wird den Maschinengewehren unbedingt möglich sein, immer in nordöstlicher Richtung abzubauen und dabei den Schutz des Waldrandes für das Zurückgehen auszunutzen. Die weiteren Stellungen der drei Maschinengewehr-Züge würden immer zwischen dem Waldrande und der Chaussee Arcey—Désandans—Aibre seitlich zur Rückzugsrichtung — zu wählen sein.

Auf dem linken deutschen Flügel*) wurde die Besatzung von Ste. Marie nach und nach von drei Seiten mit großer Übermacht angegriffen. Nachdem der Feind

*) Von dem 8. Landwehr-Bataillon Goldap, das bei Presentevillers den äußersten linken Flügel bildete, wird hier abgesehen.

Digitized by Google

gegen Mittag bis auf etwa 300 Schritt an den Dorfrand herangekommen war, gab der Kommandeur des I. Bataillons Infanterie-Regiments Nr. 67 den Rückzugsbefehl, indem er durch die noch in Reserve befindliche 3. Kompagnie den Südwestrand des Bois de la Côte zur Aufnahme besetzen ließ. Unter ihrem Schutze gingen die drei anderen Kompagnien auf Echenans zurück. Trotz dieser Aufnahme drängten die außerordentlich überlegenen Franzosen so energisch nach, daß der Abzug sich recht verlustreich gestaltete. Hätte das I. Bataillon eine Maschinengewehr-Kompagnie zur Verfügung gehabt, so hätten die Maschinengewehre am Südwestrand des Bois de la Côte, dort wo die Aufnahmestellung der 3. Kompagnie lag, eine vorzügliche Aufnahmestellung gefunden.

Von hier aus fällt das Gelände zunächst ab, um alsdann nach dem hochgelegenen Orte Ste. Marie wieder anzusteigen. Ste. Marie selbst ist nur wenig mehr als 500 m von der Stellung der Maschinengewehre entfernt, die auf den durch das Dorf vordringenden Gegner eine große Wirkung hätten haben müssen. Die Maschinengewehre hätten sich naturgemäß starke Deckungen im Waldrande schaffen müssen, wodurch die Feuerwirkung des Verfolgers stark abgeschwächt worden wäre. Da auch gerade an dieser Stelle ein Weg in nordöstlicher Richtung von Ste. Marie nach St. Julien les Montbéliard führt, hätten hier die Maschinengewehre recht lange aushalten und alsdann gedeckt abfahren können, sobald das I. Bataillon in seiner neuen Stellung südlich Echenans angelangt war.

Bei solchen Aufnahmestellungen der Maschinengewehre ist es von besonderer Bedeutung, daß die Fahrzeuge in naher Deckung halten können, und daß das Abfahren ebenfalls gedeckt stattfinden kann. Ist dies nicht der Fall, so werden die Maschinengewehre, wenn sie bis zuletzt aushalten, außerordentliche Verluste erleiden, oder aber sie werden auch ihrerseits so zeitig das Gefecht abbrechen müssen, daß es noch gelingt, die Maschinengewehre mit Menschenkraft zurückzubringen. Dann kann aber, wie schon angedeutet, die volle Ausnutzung ihrer Wirksamkeit nicht erreicht werden.

Hier bei Ste. Marie lagen aber recht günstige Verhältnisse vor. Außer in der ersten Stellung hätte sich den Maschinengewehren noch einmal Gelegenheit geboten, aus dem Westzipfel des Bois de la Côte am Wege Echenans—St. Julien heraus, also etwa 400 m vorwärtsseitwärts der neuen vom I. Bataillon eingenommenen Stellung bei Echenans, die Verfolgung zu beschießen. Es hätten hierdurch recht erhebliche Teile der Verfolgung gefesselt werden können. Weiter rückwärts bot die gewaltige Höhe zwischen St. Julien und Issans nochmals eine sehr gute Stellung für die Maschinengewehre, in die sie ebenfalls völlig gedeckt gelangen konnten. Inzwischen wäre es Abend geworden, und ohne Schwierigkeit hätten alle am Gefecht beteiligt gewesenen Truppen herausgezogen werden können.

Daß das Gefecht bei Chavanne—Gonvillars—Arcey—Ste. Marie nicht zu einer völligen Vernichtung geführt hat, lag einerseits an dem sehr geschickten deutschen Rück-

zuge, anderseits daran, daß die französische Verfolgung nicht zielbewußt und energisch durchgeführt wurde.

Aber auch eine kraftvolle Verfolgung, wie ich sie in meiner Darstellung angenommen habe, wäre hier durch das Feuer der drei angenommenen Maschinengewehrkompagnien zum mindesten stark aufgehalten und in ihrer vernichtenden Wirkung abgeschwächt worden.

Die Gesichtspunkte, die sich für die taktische und technische Verwendung der Maschinengewehre beim Abbrechen von Gefechten aus diesem Beispiel ergeben, möchte ich noch einmal zusammenfassen.

Wenn das Gefecht von vornherein mit der Absicht begonnen wird, es nach einiger Zeit wieder abzubrechen, so dürfen die Maschinengewehre, wenn irgend möglich, nur für das Abbrechen des Gefechtes selbst in einer geeigneten Aufnahmestellung verwendet werden.

Stellt sich aber die Notwendigkeit, das Gefecht abzubrechen, erst heraus, nachdem die Maschinengewehre bereits ins Feuergefecht eingetreten sind, so sind sie so zeitig zurückzuziehen, daß sie sich in der Aufnahmestellung eingenistet haben, wenn die allgemeine Rückwärtsbewegung angetreten wird. Um das Abziehen der Maschinengewehre zu verschleiern, erscheint es mir neben sorgfältigster Geländebenutzung notwendig, daß von jeder Kompagnie etwa zwei Maschinengewehre in der Infanterielinie belassen werden.

Von besonderem Werte ist es, daß die Aufnahmestellung der Maschinengewehre flankierend liegt, denn dadurch vergrößert sich ihre Feuerwirkung, auch werden die eigenen Truppen nicht so leicht gefährdet. Die Stellung muß so gewählt werden, daß gerade der *erste* Augenblick des Zurückgehens wirksam durch Feuer unterstützt werden kann.

In größeren Verhältnissen wird es indessen oft vorkommen, daß man aus frontaler Stellung das Zurückgehen wird unterstützen müssen. Aber auch solchen Aufgaben werden die Maschinengewehre gerecht werden.

Es muß unbedingt empfohlen werden, die Maschinengewehre beim Abbrechen von Gefechten zugweise einzusetzen, weil hierdurch dem Gegner das Auffinden und das Bekämpfen der Maschinengewehre wesentlich erschwert wird. Ebenso muß das Zurückgehen der Maschinengewehre zugweise erfolgen, damit in dem betreffenden Gefechtsabschnitt das wertvolle Maschinengewehrfeuer nie ganz verstummt.

Für möglichst langes Aushalten in den Aufnahmestellungen ist es unerläßlich, diese so zu wählen, daß die Maschinengewehre beim Räumen der Stellung alsbald in Deckung sind und gedeckt mit den Fahrzeugen abfahren können. Dies ist bei der Auswahl der Stellung vorher eingehend zu erkunden.

In der Aufnahmestellung müssen sich die Maschinengewehre ausreichende Deckungen herstellen, die ihnen gestatten, nach allen Seiten zu wirken, und aus denen heraus

Digitized by Google

möglichst lange die Rückwärtsbewegung der eigenen Truppen durch Feuer unterstützt werden kann.

Von besonderer Bedeutung ist die Frage, wann die Maschinengewehre in der Aufnahmestellung das Feuer eröffnen sollen. Ich möchte es für einen Fehler halten, wenn das Feuer bereits eröffnet würde, sobald die Maschinengewehre in ihrer Aufnahmestellung feuerbereit sind. Dieses Verfahren wird aber vielfach geübt, weil hierdurch dem Führer des Ganzen angezeigt wird, daß die Maschinengewehre in ihrer Aufnahmestellung eingenistet sind, und daß nunmehr nichts mehr im Wege steht, den Rückzug zu beginnen. Ich meine, die Wirkung der Maschinengewehre auf den Gegner wird in einem solchen Falle vergrößert, wenn das Feuer ganz überraschend, überfallartig eröffnet wird. Das geht aus dem Beispiel des Gegners von Arcey-Ste. Marie klar hervor. Er hat immer neue Kräfte herangeführt, um die zähen Verteidiger aus den Ortschaften zu werfen, er ist auf ganz nahe Entfernung herangekommen. Fast ist der Augenblick gekommen, in dem die Entscheidung fallen muß, da gehen plötzlich die deutschen Schützen zurück. Im selben Augenblick aber schlägt Maschinengewehrfeuer wuchtig auf der ganzen Linie des Angreifers ein, und zwar aus einer neuen, ganz unerwarteten Richtung.

Die Zeitspanne, bis die Maschinengewehre aufgefunden, bis das Feuer wirksam gegen sie aufgenommen ist, kann genügen, um die Zurückgehenden in Sicherheit zu bringen. Solche Vorteile müssen ausgenutzt werden.

Verfrühte Feuereröffnung der Maschinengewehre aber gibt dem Gegner Gelegenheit, Gegenmaßnahmen zu treffen und die Maschinengewehrwirkung herabzudrücken, wodurch das Loslösen aus dem Gefecht sich schwieriger gestaltet. Ziffer 622 des Exerzier-Reglements für die Infanterie sagt: „Je überraschender und vorbereiteter die Feuereröffnung vor sich geht, um so größer ist der Erfolg."

Ebenfalls von hoher Bedeutung ist die Frage, gegen welche Ziele die Maschinengewehre beim Abbrechen eines Gefechtes ihr Feuer zu richten haben. Es muß Grundsatz sein, stets den gefährlichsten Teil des Gegners, also die schießende Schützenlinie und feuernde Maschinengewehre zu beschießen. Kolonnen und rückwärts der feindlichen Schützenlinie sich zeigende Abteilungen werden nicht beschossen, da sie das Abbrechen des Gefechtes zunächst nicht störend beeinflussen können, und da sie, wenn sie eingesetzt werden, von selbst in die Geschoßgarben der Maschinengewehre hineinlaufen.

Als weiterer Grundsatz muß hier aufgestellt werden, daß ein Zielwechsel nach Möglichkeit zu vermeiden ist. So verführerisch es auch sein mag, eine mächtige Kolonne zu beschießen, so groß auch die Wirkung des Maschinengewehrfeuers gegen derartig große und dichte Ziele sein mag, so muß doch darauf verzichtet werden.

Jeder Zielwechsel beansprucht Zeit. Der Stand des Gefechts verträgt eben keine Unterbrechung des Feuers, weil man den feuernden Teil das Gegners nicht zu Atem

Digitized by Google

kommen lassen darf. Es muß also jeder Zielwechsel im allgemeinen als unzweckmäßig bezeichnet werden.

Ein Einschießen kann den Maschinengewehren hierbei nicht zugebilligt werden. Da die Entfernungsermittlung hier in aller Ruhe gegen alle Teile der feindlichen Linie durch den Entfernungsmesser vorgenommen werden kann, kann füglich verlangt werden, daß sofort mit Wirkungsfeuer begonnen wird.

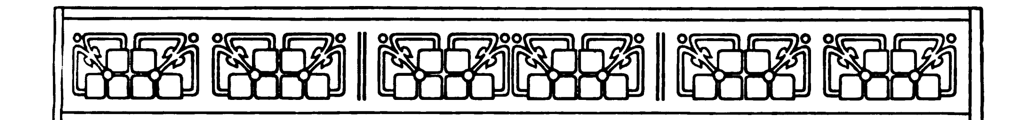
Die Vorbereitungen für die Feuereröffnung, besonders die Feuerverteilung müssen mit der größten Sorgfalt vorgenommen werden, damit kein Teil des Gegners unbeschossen bleibt. Es ist alles so gründlich vorzubereiten, daß im gegebenen Augenblick gewissermaßen nur „Los" kommandiert zu werden braucht.

Dem Munitions- und Wasserersatz müssen alle Dienstgrade dauernd die größte Aufmerksamkeit widmen.

Kretzschmar,
Hauptmann und Kompagniechef im
1. Ermländischen Infanterie-Regiment Nr. 150.



Digitized by Google



Die Eisenbahnen der Türkei und ihre militärische Bedeutung.

Unter Verwertung der Kriegserfahrungen von 1912.

Skizze 31.

Die Türkei verdankt die militärische Erhaltung Konstantinopels und seines Vorlandes der Anatolischen Bahn und der Transportflotte. Von den fast 350 000 Mann, die 1912 auf dem thrazischen Kriegsschauplatze auftraten, sind etwa 120 000 von Oktober bis Dezember auf der Anatolischen Bahn herangefördert worden. Während die Anatolische und Bagdad-Bahn bei rechtzeitiger Bereitstellung der Truppen zu noch günstigeren Leistungen befähigt gewesen wären, haben die Bahnen der Europäischen Türkei den Erwartungen nicht entsprochen. Die militärische Bedeutung der Eisenbahnen ist daher positiv wie negativ sichtbar geworden. Wohl hatten die Bahnen schon früher Massentransporte zu bewältigen, so 1909 beim Vormarsch der Jungtürken gegen Konstantinopel*), die erforderlichen Lehren daraus hatte man jedoch nicht gezogen. Das Jahr 1912 hat wirkliche, teuer bezahlte Kriegserfahrungen geliefert. Ihre gewissenhafte Verwertung bei Neugestaltung des Staats- und Heerwesens gehört zu den Lebensfragen für die Türkei.

Das Osmanische Reich ist in seinem voraussichtlichen neuen Zustande viel leichter zu verteidigen als früher. Mit dem schmalen, bis zur Adria reichenden, von beutegierigen Nachbarn rings umgebenen Gebiet wird der Türkei die Sorge und der militärische Aufwand für seine Erhaltung abgenommen. Die Grenze gegen Bulgarien wird höchstens 250 km lang sein, also etwa wie die Strecke Luxemburg—Straßburg. Auf europäischem Boden wird sich der erste Widerstand, der im letzten Kriege so verzettelt war, auf engen Raum beschränken können. Nur in dreitägigem Kampfe fiel die Stellung Wisa—Karagatsch—Lüle Burgas; wäre sie oder die Linie Saraï—Muradli planmäßig verteidigt worden, mit dem lange unbezwungenen Adrianopel vor der Front, wer weiß, ob das Kriegsglück sich nicht beizeiten gewendet hätte? Die nordöstlichen Grenzlande, Armenien und Kurdistan, auf denen ständig die Augen Rußlands

---

*) 30 000 Mann in 53 Zügen binnen 11 Tagen; die Leistung der Orientalischen Bahnen wurde dabei „als mustergültig anerkannt" (Löbells Jahresberichte 1909, S. 190).

Digitized by Google

ruhen, sind künftig vielleicht noch mehr gefährdet als bisher. Von den südlichen Provinzen sind Syrien und Mesopotamien an ihren festländischen Grenzen durch Unwegsamkeit gegen feindlichen Einmarsch ziemlich geschützt. Jemen und Hedschas, die Provinzen am Roten Meer, müssen als Außenländer betrachtet werden, so wichtig der Besitz des Hedschas auch ist wegen der heiligen Städte Mekka und Medina. Das innere Arabien ist überhaupt unabhängig. Die übrigen Grenzen bilden das Schwarze, Mittel- und Rote Meer sowie der Persische Golf, mit allen Vor- wie Nachteilen der Küstenverteidigung.

Die neue Türkei ist auch ohne Arabien und ohne die Syrische Wüste etwa doppelt so groß wie das Deutsche Reich. Die kürzeste Verbindung von der bulgarischen Grenze bis zum Persischen Golf beträgt fast 3000 km, soviel wie Paris—Konstantinopel oder Stockholm—Messina; 1877/78 brauchte die Division von Mosul mit Fußmarsch 7 Monate nach dem Kriegsschauplatz am Balkan. Auf diesem weiten Gebiet wohnen knapp 20 Millionen Menschen. Der Kern der osmanischen Macht lag schon bisher nicht in der europäischen Türkei mit ihrer unzuverlässigen Bevölkerung, sondern in Kleinasien mit seinem trefflichen Soldatenmaterial. Die große Menge der Ergänzungsmannschaften für die Truppen in Europa kam bisher und kommt künftig aus Kleinasien; außerdem stellt dieses etwa 20 Redif-Divisionen auf.

Insgesamt wird die künftige Türkei bei einem Friedensstande von kaum 200 000 Mann höchstens 500 000 Mann an Nisam- (Linien-) und Redif-(Landwehr-) truppen ins Feld stellen können. Hiervon werden 50 000 bis 100 000 zum Schutze der nicht unmittelbar bedrohten Grenzen und Küsten und zum Niederhalten von Aufständen dem eigentlichen Kriegsschauplatze fernbleiben müssen. Wenn die bisherigen Grundsätze für die Truppenverteilung im Frieden beibehalten werden, wie anzunehmen ist, so wird vom Friedensheer etwa 1/3 in Europa und an den Gestaden des Marmara-Meeres stehen, mehr als 1/4 in Armenien und Kurdistan, gegenüber den drei russischen Armeekorps in Transkaukasien, 1/4 in Syrien und Mesopotamien. In ganz Kleinasien lag bisher nur eine Nisam-Division in und um Smyrna; die Nähe der vielleicht in Zukunft griechischen Inseln und die ausgesprochene Absicht der Griechen, Kleinasien „dem Hellenismus zurückzugewinnen", wird hier wohl stärkeren Küstenschutz fordern.

In einem Kriege, der das ganze Reich in Mitleidenschaft zieht, wird es sich um eine Transportbewegung von über 300 000 Mann, bis zu 50 000 Pferden und Maultieren, dazu Fahrzeugen und Kriegsbedürfnissen handeln. Die Dauer der einzelnen Transporte wird vielfach über 5 Tage betragen.

Jedenfalls braucht der türkische Aufmarsch Zeit, viel Zeit, gleichviel, wohin er sich richtet. So war es 1877/78, so 1912, wo dieser Umstand viel zu wenig vorbedacht war, und so wird es bleiben. Die Zeit muß gewonnen werden durch nach-

Digitized by Google

haltigen Widerstand genügend starker Truppen in den gefährdeten Grenz- und Küstenbezirken. Die Sorge hierfür an den vier Enden des Reiches wird den Armee-Inspektionen in Konstantinopel, Ersingjan und Bagdad obliegen; letztere wird vielleicht künftig in Aleppo, dem Knotenpunkt der Bagdad- und Syrischen Bahn, zu suchen sein. Überall hin bereit sein, unter dem Schutze der Grenztruppen rasch aufmarschieren, dann erst zum Entscheidungskampf übergehen, auf dieser Grundlage kann und muß die Landesverteidigung des Osmanischen Reiches aufgebaut werden. Ein leistungsfähiges Bahnnetz ist hierfür Vorbedingung.

Die Erfahrungen von 1912 bieten ausreichende Grundlagen für eine Betrachtung über die Eisenbahnen der Türkei und ihre militärische Bedeutung, über ihre Leistungsfähigkeit und die Möglichkeiten, sie zu erhöhen.

Das Bahnnetz.

Die Eisenbahnen im Orient haben sich nach den Forderungen des Handels und öffentlichen Verkehrs entwickelt. Militärische Erwägungen haben dabei früher nur eine untergeordnete Rolle gespielt. Trug die Pforte doch erst 1909 dem Arbeitsministerium auf, vor Erteilung von Eisenbahnkonzessionen grundsätzlich mit dem Kriegsministerium in Verbindung zu treten. Neuerdings sind einzelne Bahnen, wie die Strecken Baba Eski—Kirk Kilisse, Soma—Panderma hauptsächlich aus militärischen Gründen erbaut worden. Auch bei der Linienführung sprechen militärische Forderungen jetzt entscheidend mit, so bei der Bagdadbahn, wenn sie von Adana nach Aleppo nicht über Alexandrette, wo sie von der See her gefährdet wäre, sondern auf weitem, kostspieligem Umwege durch den nördlichen Amanus geführt wird.

Die Erschließung der Asiatischen Türkei durch Bahnen begann schon um 1860 mit dem Bau von Stichbahnen von der Küste nach den näheren oder ferneren Hauptorten im Innern des Landes, meist mit englischem Gelde. Konstantinopel selbst wurde erst 1888 mit Fertigstellung der „Orientbahn" an das europäische Bahnnetz angeschlossen. Im gleichen Jahre erfolgte durch Gründung der Gesellschaft der „Anatolischen Bahn" der erste Schritt zur Verwirklichung des weitausschauenden Planes, im Anschluß an die Orientbahn vom Bosporus über Bagdad zum Persischen Golf eine große Verkehrsstraße zwischen den Enden des türkischen Reiches herzustellen. Der Plan selbst war nicht neu; schon vor dem russisch-türkischen Kriege hatte die Regierung seine Ausführung als Staatsbahn erwogen. Mangel an Geld, an Unternehmungsgeist und technischem Können verhinderten sie. Nun trat Georg v. Siemens, der Gründer der Deutschen Bank, mit dem Plane hervor, das Unternehmen mit deutschem Kapital auszuführen. Bereits 1890 war Angora, 1895 Konia von der Bahn erreicht, aber erst 1903 erhielt die Gesellschaft die Konzession zur „Bagdadbahn"

Digitized by Google

Die militärisch wichtigen Eisenbahnen der Türkei 1913

(Bei der Verschiedenartigkeit der Quellen ohne

	Strecke	Verwaltung. Nationalität des Gesellschaftskapitals	Betriebseröffnung	Länge km	Spurweite m	Größte Steigung	Kleinster Krümmungshalbmesser m	Größter Stationsabstand km
1	2	3	4	5	6	7	8	9
1	Konstantinopel—Baba Eski (km 229)—Kuleli Burgas	Orientbahnen (österreichisch)	1888	282	1,44	1 : 66	300	25,9 (15,4)
2	Haidar Pascha—Eski Schehir	Anatolische Bahn (deutsch)	1891	313	1,44	1 : 40	250	24,5
3	Eski Schehir—Afiun Karahissar (km 162)—Konia		1895	434	1,44	1 : 66	300	27,0
4	Eski Schehir—Angora		1892	264	1,44	1 : 83	300	31,0
5	Konia—Adana	Bagdadbahn (deutsch)	1904—1916?	369 [3])	1,44	1 : 40	400	29,0
6	Adana—Toprak Kale (km 74)—Aleppo		1912—1916?	284 [4])	1,44	1 : 40	400	29,0
7	Aleppo—Mosul		1912—1916?	645? [5])	1,44	1 : 77	500	. . .
8	Mosul—Bagdad		1916?	430? [6])	1,44	1 : 125	500	. . .
9	Toprak Kale—Alexandrette		1915?	65? [7])	1,44	. . .	. . .	. . .
10	Mersina—Adana	Mersina—Adana-Bahn (seit 1905 deutsch)	1886	67	1,44	. . .	. . .	. . .
11	Smyrna—Magnesia (km 66)—Kassaba—Afiun Karahissar	Kassababahn (Smyrne-Cassaba et prolongements) (französisch)	1860—1899	420	1,44	1 : 40	300	17,5
12	Magnesia—Soma—Panderma		1912	282	1,44	1 : 40	300	17,5
13	Smyrna—Aïdin—Diner . .	Aïdinbahn (englisch)	1857—1890	376	1,44	1 : 36	250	24,3
14	Aleppo—Homs—Rayak	Syrische Bahnen (Damas—Hamah et prolongements) (französisch)	1907	331	1,44	1 : 83	300	17
15	Tripolis—Homs		1911	102	1,44	1 : 50	300	30?
16	Beirut—Rayak (km 66)—Damaskus		1893—1895	149 [10])	1,05	1 : 37	120	12,2
17	Damaskus—Deraa (km 123)—Medina	Hedschasbahn (türkische Staatsbahn)	1901—1908	1303	1,05	1 : 50	100	25,9
18	Haifa—Deraa		1905	163	1,05	1 : 50	125	21,7
19	Hodeda—Sana und Zweigbahnen	Türk. Staatsbahn	1911—?	700?	1,0	. . .	. . .	. . .

Digitized by Google

Tafel nach Seite 360.

mit Angaben zur Beurteilung ihrer militärischen Leistungsfähigkeit.
Gewähr für unbedingte Richtigkeit.)

Länge der Ausweichgleise m	Höchstzulässige Wagenzahl	1912 Fahrtdauer der schnellsten Züge	Militär-Züge	Streckenverhältnisse (Fahrplan) gestatten täglich . . Züge in jeder Richtung	Bestand an (militärisch verwendbarem) rollendem Material: Lokomotiven	Personenwagen	bedeckte Güterwagen	offene Güterwagen	Tägliche Höchstleistung (. . Züge in Weitrichtung) im Kriege 1912	Bemerkungen
10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20
300 (400)	32 (40)	7¼	12	12 (19)	60[1])	370[1])	600[1])	450[1])	6—8	Alle Bahnen sind eingleisig. In Klammern ist die durch Ausbau bei Kriegsbeginn angestrebte und zum Teil erreichte Erhöhung der Leistungsfähigkeit angegeben.
350—400	36[2])	10½	16	12	} 113	252	837	475	8—10	
350—400	36[2])	15	20	12					6	
350	36	9	12	12					6	
600	36[3])	9—12 bis Bosanti		6—10					2	
600	60	. . .	. . .	6—10	nördlich des Taurus: 21	44	170	164	5	
600	60	. . .	. . .	. . .	in der Cilic. Ebene: . . .	. . .	. . .	. . .		
600	60	. . .	. . .	. . .	in Nordsyrien: . . .	. . .	. . .	. . .		
. . .	. . .	. . .	. . .	. . .						
. . .	. . .	3		. . .					2	
200—500	20—30[8])	17—18		6	} 36	150	871		2	
200—500	20—30[9])	. . .	. . .	6					2	
. . .	36	10¾	. . .	12	50	155	490	710	2	
} 100—600	36	11½	14	12	} 26	34	335	52	2	
	36	4	. . .	. . .						
80—160	15	9	12	10	10[10])	43	54	107	4	
250	20	54¼	60	9	} 90[11])	100	416	654[12])	2	
250	20	7¼	8	9						
. . .	. . .	. . .	. . .	. . .	. . .	. . .	. . .	. . .	. . .	Im Bau.

[1]) Ohne die im Kriege verlorenen Bestände (etwa 20 Lokomotiven, 800 Wagen).

[2]) Nach Fertigstellung der Bagdad- u. Umbau der Anatol. Bahn sollen auf Strecken mit Steigung bis zu 12 : 1000 (1 : 83) Milit. Züge von 60 Wagen verkehren, bei stärkerer Steigung tritt Zugteilung ein.

[3]) 35 km im Bau (über den Taurus).

[4]) 100 km im Bau (über den Amanus).

[5]) Erst 115 km eröffnet.

[6]) Bau erst 1912 begonnen.

[7]) Bau erst 1912 begonnen.

[8]) Ab Alaschehir Zugteilung nötig.

[9]) Ab Soma Zugteilung nötig.

[10]) Von km 5—47 Zahnradbahn (größte Steigung 1 : 14), hierfür weitere 19 Lokomotiven, höchste Wagenzahl 10.

[11]) Über 25% meist betriebsunfähig.

[12]) Ferner 44 Zisternenwagen (für je 16 cbm).

Digitized by Google

d. h. zur Fortsetzung der Bahn bis zum Persischen Golf. Die Folgen dieser Verzögerung bekam die Türkei 1912 sehr zu fühlen.

Nach dem ursprünglichen Plan, den auch das türkische Kriegsministerium vertreten hatte, sollte die Bagdadbahn von Angora über das armenische Hochland nach Malatia—Karput, weiter durch den Armenischen Taurus, über Diarbekr und Kerkuk nach Bagdad führen. Geländeschwierigkeiten, mehr noch der Widerstand Rußlands, brachten diesen Plan zum Scheitern. An seine Stelle trat die Fortsetzung der Anatolischen Bahn von Konia über den Cilicischen Taurus nach der Cilicischen Ebene, von da über den Amanus nach Nordsyrien und am Nordrande der Mesopotamischen Steppe entlang zum Tigris. Heute ist diese Bahn fertig bis zum Euphrat mit Ausnahme der eigentlichen Gebirgsübergänge; 1916 sollen diese und gleichzeitig die Strecke vom Euphrat bis Bagdad vollendet sein, im ganzen von Haidar Pascha fast 2500 km. Gewiß ist die Fortsetzung der Anatolischen Bahn von Angora nach Osten von höchster Bedeutung zum Schutze Armeniens. Die Vorzüge der südlichen Führung springen jedoch schon heute in die Augen. Von Transkaukasien her kann die Bahn nicht bedroht werden. Die Baukosten sind geringer. Die von und durch Mesopotamien kommenden Massengüter, die den teuren Bahntransport bis zum Bosporus nicht auf sich nehmen könnten, können in Alexandrette zu Schiff gebracht werden. Störungen durch Schneeverwehungen, die selbst in Anatolien alljährlich vorkommen, hätten im Armenischen Hochland den Betrieb vielleicht auf Monate unterbrochen. Hauptvorteil aber ist der Anschluß an die Syrischen Bahnen und durch diese an die Hedschasbahn. Erst dadurch ist ein festes Gerippe in das türkische Bahnsystem gekommen.

Betrachtet man Konstantinopel und seinen Anschluß an den europäischen Verkehr als das Haupt des Ganzen, so schließt sich hieran die 1400 km lange Strecke Haidar Pascha—Aleppo als das Rückgrat des türkischen Bahnnetzes. Dieses steht auf der Fortsetzung der Bagdadbahn zum Persischen Golf einerseits, auf der Syrischen und der dem Roten Meere zustrebenden Hedschasbahn anderseits. Um das Bild zu vervollständigen, denke man sich die Arme von Afiun Karahissar zum Ägäischen Meer und von Eski Schehir über Angora nach Armenien hin ausgestreckt.

Nach Vollendung der Schlußstrecken verfügt die Türkei über durchgehende Eisenbahnverbindungen von der Reichshauptstadt nach dem Persischen Golf (über 3000 km) und nach der heiligen Stadt Mekka (3600 km), eine Tatsache, die für das gesamte staatliche, wirtschaftliche und religiöse Leben, vor allem aber für die Kriegsbereitschaft, überhaupt für die Lebensfähigkeit des Osmanischen Reiches von entscheidender Bedeutung ist. Der Balkankrieg 1912 hat hierfür den ersten Beweis erbracht: Die nach deutschen Vorschriften gebauten, nach deutschen Grundsätzen betriebenen Bahnen haben Großes geleistet. Möge die Erkenntnis hiervon zu rüstiger Weiterarbeit führen.

Digitized by Google

Nach diesem Überblick ergibt sich folgende **Einteilung des türkischen Bahnnetzes**:

a) Bahnen in der europäischen Türkei,
b) Anatolische und Bagdadbahn nebst Zweigbahnen,
c) Bahnen im westlichen Kleinasien,
d) die Syrischen Bahnen und die Hedschasbahn.

Zu betrachten sind ferner das nordöstliche Kleinasien und Armenien.

Außerhalb des Bahnnetzes befinden sich die militärisch belanglosen Stichbahnen Mudania—Brussa (41 km) und Jaffa—Jerusalem (87 km), sowie die im Bau begriffene Militärbahn Hodeda—Sana im Jemen.

Außer Betracht bleiben, da einer fernen Zukunft angehörend oder überhaupt aussichtslos: das sogenannte Chester-Projekt, d. i. der Plan amerikanischer Petroleumgesellschaften, von dem kleinen Hafen Jumurtalik (gegenüber Alexandrette) im Bogen nach Nordosten durch Kurdistan Mesopotamien zu erreichen und auf die Mineralöllager längs der Bahn die Hand zu legen; der Plan der Syrischen Bahngesellschaft (französisches Kapital), von Homs, halbwegs Aleppo—Damaskus, gerade nach Osten quer durch die Syrische Wüste nach Bagdad zu bauen; die ägyptisch-indische Bahn (englisch), die von Port Said ostwärts durch die Arabische Wüste über Basra, den künftigen Endpunkt der Bagdadbahn, durch Südpersien und Afghanistan nach Indien führen soll.

Im Verkehrswesen eines Landes, dessen Grenzen zu zwei Dritteln aus Meeresküsten mit guten Häfen bestehen, muß die **Schiffahrt** eine große Rolle spielen. Der türkische Handel vollzieht sich zum weitaus größten Teile zur See. Auch die Landesverteidigung rechnete bisher stark mit Seetransporten. Die ganze Heeresgliederung, die das syrische Armeekorps der Armee-Inspektion Salonik zuwies und sich für den Nachschub nach dem mazedonischen Kriegsschauplatz mit der wenig leistungsfähigen Bahn Dede Agatsch—Salonik begnügte, gründete sich auf die Hoffnung ungestörter Schiffahrt. Sowie aber Griechenland auf die Seite der Gegner trat, schnitt schon das Vorhandensein der griechischen Flotte, der die türkische sich nicht gewachsen fühlte, den Seeweg ab. Günstiger lagen die Verhältnisse im Schwarzen Meer. Rußland ließ die Entblößung Armeniens von Truppen und deren Seetransport nach Thrazien zu. Über 30 000 Mann wurden auf diesem Wege in wenigen Wochen dorthin befördert. In Zukunft werden die türkischen Finanzen eine Kriegsflotte wohl noch weniger gestatten als bisher; man wird sich auf die einfachsten Maßnahmen zum Küstenschutze beschränken müssen und wird wohl daran tun, an Kriegstransporte auf offenem Meere nur in zweiter Linie zu denken.

Ganz anders steht es mit dem als Binnensee zu betrachtenden **Marmara-Meer**. Die auf ihm tätige Transportflotte leistete der Landesverteidigung hervorragende Dienste. Die mit der Bahn nach Haidar Pascha gelangten Transporte hätte die Orientbahn **allein** neben ihren sonstigen Aufgaben selbst bei besseren Leistungen nicht

Digitized by Google

nach Westen weiterbefördern können. Einen großen Teil brachten die Transportschiffe nach Rodosto und benachbarten Häfen, d. i. bis auf 120 km an die bei Kirk Kilisse aufmarschierenden Truppen heran. Gallipoli, künftig durch die Nähe Bulgariens ständig bedroht, wie die Ereignisse im Februar 1913 bereits bewiesen haben, ist für die Verbindung mit Konstantinopel lediglich auf den Seeweg angewiesen. Auch zu taktischer Bedeutung gelangte das Marmara-Meer durch die Mitwirkung der Flotte bei Verteidigung der Tschataldschastellung und durch Schutz von deren Flanken, sowie durch die Aufstellung starker Reserven für den thrazischen Kriegsschauplatz und die Möglichkeit ihrer Überführung in Flanke und Rücken des Gegners.

In Erkenntnis der Wichtigkeit der Seetransporte hat die türkische Kriegsverwaltung schon vor einigen Jahren für eine allzeit bereite Transportflotte mit einem Fassungsvermögen von etwa 30 000 Mann gesorgt; weitere Küstenfahrzeuge sind stets verfügbar. Die größeren Transportdampfer, die auch auf dem Schwarzen Meere verwendet wurden, fassen je 5000 Mann; in den mittleren fanden 2—3 Redif-Bataillone mit Bagagen Platz, in den kleineren je 600 Mann. Mangelhaft sind, abgesehen von Konstantinopel und Haidar Pascha, die Ein- und Ausladevorrichtungen. Das Ausbooten, nur mit Segelbooten und Kähnen, beanspruchte schon bei ruhiger See 12 Stunden und mehr, bei Sturm war es tagelang unmöglich. Die Seefahrt Konstantinopel—Rodosto dauert 12 Stunden, die Transporte brauchten aber vom Verlassen der Bahn in Haidar Pascha bis zum Weitermarsch von Rodosto mindestens 1½—2 Tage. Die Unternehmungen im Marmara-Meer im Februar 1913 scheiterten an den unzulänglichen Vorbereitungen.

Die Anwesenheit feindlicher Kriegsschiffe im Marmara-Meer würde natürlich dessen militärische Bedeutung in ein ganz anderes Licht rücken.

Die Bahnen der Europäischen Türkei.

Die Strecke Konstantinopel—Kuleli Burgas, der 282 km lange, im besten Falle der Türkei verbleibende Rest der „Orientalischen Eisenbahnen", hat eine für die militärische Behauptung des Vorlandes von Konstantinopel ungemein günstige Führung. Sie folgt der Meeresküste bis hinter San Stefano (km 18), das sich von Ende Oktober 1912 ab nach Bau einer 200 m langen Rampe in Verbindung mit dem Hafen als Depot-, Ein- und Ausladestation vor den Toren der Hauptstadt gut bewährt hat. Dann wendet sich die Bahn landeinwärts und durchzieht das öde Hügelland der thrazischen Halbinsel in mehreren großen Bogen und vielen kleinen Krümmungen. Hinter dem Südflügel der 40—50 km westlich Konstantinopel gelegenen Tschataldschastellung zieht sie über 10 km entlang. Vom Schwarzen und Marmara-Meer bleibt sie gleich weit ab, überschreitet die Wasserscheide zwischen beiden in 242 m Meereshöhe westlich Sinekli und steigt in steilen Windungen zur Ebene nieder. Für den Betrieb sind die Steigungen und Krümmungen bis Tscherkesköi sehr störend. In der Ebene folgt die Bahn lange dem Lauf des Ergene, ihn und seine

Digitized by Google

zahlreichen, von Norden kommenden Zuflüsse überschreitend. Der Maritza-Übergang erfolgt auf einer 740 m langen Brücke. Bei Baba Eski zweigt die erst im Juli 1912 eröffnete, in den Aufmarschraum von 1912 führende Zweigbahn nach Kirk Kilisse ab.

In richtiger Erkenntnis der Bedeutung der Bahn für den Nachschub sorgte man bei Ausbruch des Krieges für Bereitstellung großer Verpflegungs- und Munitionsvorräte an den Bahnhöfen der Hauptstrecke und der Zweigbahn. Leider fehlten Transportmittel für ihre Heranziehung; sie fielen meist den Bulgaren in die Hände.

Da die eingleisige, ihrer Bauart nach an eine deutsche Nebenbahn erinnernde Strecke Konstantinopel—Kuleli Burgas nicht nur nach dem thrazischen Aufmarschgebiet und Adrianopel, sondern auch nach Mazedonien die einzige Bahnverbindung darstellt, so wurde ihr die ganze Last des Aufmarsches und Nachschubes für zwei weit getrennte, auf 300 000—400 000 Mann veranschlagte Armeen zugemutet. Als ein schweres Versäumnis in den Kriegsvorbereitungen muß es bezeichnet werden, daß nicht wenigstens die seit Jahren erwogene, knapp 30 km lange Bahnverbindung zwischen Muradli und dem Hafen Rodosto längst hergestellt ist. Die den Landweg Rodosto—Muradli benützenden Truppen und Kolonnen kamen in dem von anhaltendem Regen aufgeweichten Boden nur mühsam vorwärts.

Nach dem Kriegsfahrplan sollten auf der Strecke Konstantinopel—Kuleli Burgas täglich 18—19 Züge zu 40 Wagen in jeder Richtung verkehren können. Die regelmäßigen Kriegstransporte begannen am 13. Oktober. Damit fingen auch die Unregelmäßigkeiten an. Mehr als 13 Züge gingen an keinem Tage des Oktober nach dem Kriegsschauplatz ab, der Durchschnitt war anfangs noch 6—8 Züge. Da Unregelmäßigkeiten sich gerade bei eingleisigen Bahnen rasch ins Ungemessene steigern, so hörte bald jeder einigermaßen geordnete Betrieb auf. Erst Verspätungen, dann Unfälle, Entgleisungen und Zusammenstöße ohne Zahl waren die Folge. Beladene Züge warteten 20 Stunden lang auf die Abfahrt. Die Fahrt nach Tschorlu, 150 km, dauerte 24 Stunden, als von dort die Verwundetenrücktransporte entgegenkamen. Vollbesetzte Züge harrten auf Zwischenstationen tagelang der Weiterfahrt. Alle Bahnhöfe waren verstopft, jeder Überblick ging verloren. Am 29./30. Oktober griff man zu einem kräftigen Mittel, das sich vielleicht schon früher empfohlen hätte; man ließ 24 Stunden lang überhaupt keine Züge aus Konstantinopel ab, um die überladenen Bahnhöfe frei zu bekommen. Aber nach wenigen Tagen war alles wieder beim alten, es verkehrten kaum 3—4 Züge täglich.

Vielleicht wäre in solcher Lage ein Gruppenbetrieb angezeigt gewesen: 4—6 Züge mit kurzem Zeitabstand in der einen Richtung und ebenso zurück, ähnlich wie es die Russen auf dem mandschurischen Kriegsschauplatze machten. Ohne genaue Kenntnis der Gleis-, Rampen- und Wasserverhältnisse läßt sich die Frage schwer entscheiden.

Zu erwähnen ist auch der trotz der geringen Zugzahl bald eingetretene Mangel an Lokomotiven-Speisewasser, obwohl bei dem andauernden Regenwetter die Brunnen

Digitized by Google

doch gewiß leisteten, was sie konnten. Daß die Maschinen deshalb, und weil sie kaum gereinigt wurden, bald versagten, ist selbstverständlich.

Daß die Schrecken einer allgemeinen Flucht sich auf den Bahnbetrieb übertrugen, kann nicht wundernehmen. Es verdient im Gegenteil Anerkennung, daß der Verkehr überhaupt noch aufrechterhalten wurde, obwohl es vorkam, daß das Zugpersonal von Offizieren mit dem Revolver zur Abfahrt gezwungen wurde. Dem Verhalten der Beamten der Orientbahn, die unter schwierigsten Umständen mit höchster Anspannung ihrer Kräfte treu auf ihrem Posten ausharrten, wird überhaupt allgemein Lob gespendet. Dies sei ausdrücklich hervorgehoben.

Im übrigen blieben die Leistungen der Orientbahn hinter den vielleicht aufgezwungenen Verpflichtungen zurück. Hätte die Linie Konstantinopel—Kuleli Burgas nicht bestanden, so wären alle Transporte von vornherein auf den Seeweg nach Rodosto verwiesen worden und der Aufmarsch wäre um mehrere Tage rascher fortgeschritten. Bei Besprechung des Aufmarsches 1912 wird hiervon noch die Rede sein.

Was hat diesen Mißerfolg verschuldet? Daß die eingleisige Bahn Konstantinopel—Kuleli Burgas, mit Stationsabständen bis zu 26 km, den Anforderungen des Krieges nicht genügen könne, hatte man schon früher erkannt. Statt sich aber zu dem einzig richtigen Entschluß ihres zweigleisigen Ausbaues durchzuringen, griff man zu halben Maßregeln. Im Winter 1911/12 begann man die Abstände der Kreuzungsstationen durch Einschalten von Zwischenpunkten auf rund 15 km zu verringern. Auch sollten die Ausweichgleise von 300 auf 400 m verlängert werden; wo dies wegen des Geländes nicht anging, sollten tote Gleise eingefügt und die Kreuzung unter umständlicher Teilung des einen Zuges durchgeführt werden. Ferner sollten die vielfach ungenügenden Wasserstationen ausgebaut werden.

Man wollte so eine Leistungsfähigkeit von täglich 18—19 Zügen in jeder Richtung erzielen. Fahrplanmäßig war dies wohl gerade möglich, trug aber den in der Nähe des Kriegsschauplatzes unvermeidlichen Störungen zu wenig Rechnung. Der preußische Generalstab hat 1870 auf dem schon damals weit günstiger ausgestalteten deutschen Bahnnetz zweigleisige Bahnen mit höchstens 18, eingleisige mit 12 Zügen täglich belegt und verdankte dieser weisen Beschränkung das glänzende Ergebnis.

Der beabsichtigte Ausbau war zu Beginn des Krieges noch nicht abgeschlossen; er sollte bis zum 12. Mobilmachungstage fertig werden, doch gelang dies nicht. Trotzdem scheint der türkische Generalstab schon länger eine Leistungsfähigkeit der Orientbahn von 18—19 Zügen bestimmt angenommen und den Aufmarsch in Europa hierauf aufgebaut zu haben. Dabei rechnete die Bahnverwaltung selbst noch am 12. Mobilmachungstage nur mit einer planmäßigen Leistung von 12 Zügen. An der auf gegenseitigem Vertrauen beruhenden Fühlung zwischen Generalstab und Bahnverwaltung, auf der ein gedeihliches Zusammenarbeiten beruhen muß, hat es wohl von vornherein gefehlt. Statt seine Ansprüche zu mäßigen und einen Teil der

Digitized by Google

Transporte auf den Seeweg zu verweisen, scheint der Generalstab seine Forderungen noch erhöht zu haben. Inwieweit es der Bahnverwaltung noch möglich war, vernünftigen Erwägungen Raum zu schaffen, ist für den Außenstehenden schwer zu beurteilen. Die geschilderten Folgen waren unter solchen Umständen unvermeidlich, umsomehr als den türkischen Offizieren allgemein das Verständnis für einen geordneten Bahnbetrieb mangelte.

Genaue Nachrichten über die Leistungen der Orientbahn liegen nicht vor*). Vom 1.—27. Oktober, dem Tage der Bahnunterbrechung durch die Bulgaren westlich Tscherlu, wurden von Konstantinopel und San Stefano nach dem Kriegsschauplatz schätzungsweise in etwa 150 Militärzügen zu je 32—40 Wagen 90000—100000 Mann, 15000 Pferde und Tragtiere, 1800 Wagenladungen mit Munition und Verpflegung abbefördert. In Muradli mögen weitere 20000 Mann, von Rodosto kommend, eingeladen worden sein. Vermutlich gingen größere Vorräte sowie 25000 Mann in rund 40 Zügen nach Mazedonien, 20 Züge mit 10000 Mann nach Adrianopel weiter. Die der thrazischen Feldarmee bis zu ihrem Rückzuge von Lüle Burgas (1. November) mit der Bahn zugeführten Verstärkungen mögen 80000 Mann betragen haben. Diese Leistungen sind an sich nicht gering, sie hätten aber bei planmäßiger Beschränkung auf 10—12 Züge täglich und bei geordnetem Betriebe doppelt so hoch sein können.

Anatolische und Bagdadbahn.

Die fast 2500 km lange Bahn Haidar Pascha—Bagdad, welche die asiatische Türkei diagonal durchzieht, gehört bis Konia (km 747) zur Anatolischen Bahn, von da ab heißt sie Bagdadbahn.

Die Bahn fährt die ersten 90 km am Golf von Ismid entlang; aus dem Inneren kommende Transporte, die zu Schiff weiterfahren sollen, können bei Ausbau der Umladevorrichtungen in Ismid schon hier an Bord gehen. Dann wendet sich die Bahn landeinwärts dem kleinasiatischen Randgebirge zu. In diesem steigt sie — von Biledschik (km 232) bis Karaköi auf 17 km 333 m meist in 1:40 — mit zahlreichen Kunstbauten zur Anatolischen Hochebene an**). Oben geht es fast 700 km in 800 bis 1000 m Meereshöhe weiter durch eine vorläufig noch dünn bevölkerte, trotz natürlicher Fruchtbarkeit vielfach unwirtliche Gegend. Doch hat die Bahn bereits begonnen, das Land zu erschließen, den Absatz zu erleichtern, den Wohlstand der Bevölkerung und damit diese selbst zu mehren. Die aus den abgetretenen europäischen Gebieten auswandernden Mohammedaner (sogenannte Mohadschirs) werden sich wohl mit Vorliebe hier ansiedeln.

*) Auch die späteren Ausweise der Bahngesellschaften werden richtige Schlüsse kaum zulassen, da Transporte, die nach längeren Liegezeiten erneut abfuhren, darin doppelt und dreifach erscheinen werden, und da kaum auszuscheiden sein wird, welche Transporte nach dem Kriegsschauplatz gingen und welche von dort kamen. Auch sollen die Stärkeangaben der Truppen häufig ungenau gewesen sein.

**) Die Geländeschwierigkeiten sind aus der Tafel der Streckenprofile nach Seite 360 zu ersehen.

Digitized by Google

Die Anatolische Hochebene wird im Südosten durch den Cilicischen Taurus und den Antitaurus, beide über 3500 m hoch, begrenzt. In der Senke zwischen beiden steigt die Bahn, ohne Kunstbauten, aber 17 km weit mit Steigung 1 : 40, bis zu 1467 m, ihrem höchsten Punkte (bei Ulukischla) an. Viel schwieriger gestaltet sich der Abstieg zur Cilicischen Ebene, zu der der Taurus steil abstürzt. Die Bahn gleitet in dem stellenweise wild zerklüfteten Tale des Tschakit ständig abwärts, während die bei Bosanti (Meereshöhe 780 m) abzweigende uralte Völkerstraße durch die Cilicische Pforte nochmals zu 1300 m ansteigt. Der ganze, landschaftlich sehr reizvolle Taurusabstieg, von 1467 m bis fast auf Meereshöhe, vollzieht sich innerhalb 100 km mit vorwiegender Neigung 1 : 40 und zahllosen Kunstbauten schwierigster Art, darunter über 50 Tunnels, einzelne über 2 km lang.

Der Taurusübergang wird trotz der äußerst gewissenhaften Bauausführung stets der empfindlichste und schwierigste Abschnitt der ganzen Bagdadbahn sein. Da das 35 km lange Stück Karapunar*)—Dorak erst 1916 fertig wird, und da auch später mit Störungen zu rechnen sein wird, mag es lehrreich sein zu sehen, wie 30 000 Mann, zum Teil wiederholt, 1912 übergingen. Der oft in Felsen eingesprengte Baudienstweg zwischen den Endpunkten der fertigen Bahn ist für größere Truppenkörper ungeeignet. Die meisten Transporte von Osten fuhren bis Station Gülek (Gülek Bogas-Cilicische Pforte) der Mersina—Adana-Bahn, kurz vor Tarsus. Der Marsch auf der gut angelegten, aber schlecht gehaltenen Straße über die Cilicische Pforte bei über 1200 m Steigung, nach den Einladestellen Bosanti oder Akköprü**) etwa 80 km, beanspruchte 2½ bis 3 Tage. Da es an Transportmitteln für Gepäck und Zelte fehlte, auch für Verpflegung gar nicht gesorgt war und Schneestürme schon im Oktober die Straße sperrten, blieben viele Bataillone abwartend und hungernd tagelang bei Gülek liegen. Künftig müßte hier eine tatkräftige Hand, mit weitgehenden Vollmachten ausgestattet, die Hilfsmittel Ciliciens rasch nutzbar machen.

Nach 145 km Fahrt durch die reiche Cilicische Ebene würde die natürliche und kürzeste Fortsetzung der Bagdadbahn längs der Küste nach Alexandrette, von da durch den südlichen Amanus über den Bailan-Paß (600 m) nach Aleppo führen. So war sie von der Bahngesellschaft beabsichtigt. Das türkische Kriegsministerium forderte jedoch, in der Befürchtung, der Verkehr längs des Meeres könnte durch feindliche Kriegsschiffe gestört werden, die erheblich weitere, schwierigere und kostspieligere, auch sonst unwirtschaftliche Führung durch den nördlichen Amanus, die den Weg Alexandrette—Aleppo von 150 auf 275 km verlängert. Der Verkehr wird wohl bald zur Herstellung auch der unmittelbaren Verbindung zwingen.

Der Amanus-Übergang, von Mamure bis Islahije, führt die Bahn mit vielen

*) Bis zur Übernahme in den öffentlichen Betrieb im Dezember 1912 hieß die Station Belemedik.

**) Akköprü, 4,6 km nordwestlich Bosanti, war Aushilfsstation, bis der Tunnel zwischen beiden Orten fertig war.

Digitized by Google

Kunstbauten und steilen Anstiegen nochmals zu über 700 m Meereshöhe empor, wo sie das Gebirge in einem fast 5 km langen Tunnel durchbricht. Im Tale des Karasu und Afrin, über die Wasserscheide zwischen beiden wieder mit größeren Kunstbauten und mit steilem Aufstieg aus dem Afrin-Tale, erreicht die Bahn die gut besiedelte nordsyrische Ebene und bald deren Hauptort Aleppo (über 200 000 Einwohner), seit alters Umschlageplatz für den Handel zwischen Mesopotamien und selbst Indien und dem Abendlande.

Die Fortsetzung nach Bagdad zweigt bei Moslemije, 14 km nördlich Aleppo, ab, überschreitet den Euphrat auf einer 812 m langen Eisenbrücke und führt längs des Nordrandes der Mesopotamischen Steppe 600 km weit gerade ostwärts nach Mosul am Tigris. Sie berührt dabei nur wenige Ortschaften. Die Führung über die nördlich zwischen den Ausläufern des kurdischen Berglandes liegenden Städte hätte den Weg erheblich verlängert, die Baukosten erhöht. Zwischen Mosul und Bagdad führt die Bahn 430 km am Tigris entlang und durchquert reiche Erdöllager.

Kurz vor Bagdad, der Hauptstadt Mesopotamiens mit fast 200 000 Einwohnern, einst der glänzenden Residenz der Kalifen, beginnt das Gebiet, das bis hinab zum Persischen Golf im Altertum infolge künstlicher Bewässerung zu den fruchtbarsten Ländern der Erde gehörte und jetzt wieder auf gleiche Weise zu Wohlstand gebracht werden soll.

Über die Fortsetzung der Bagdadbahn zum Persischen Golf, nach Verzicht der Bahngesellschaft auf diese Endstrecke zugunsten einer zu gründenden internationalen Gesellschaft, schweben noch diplomatische Verhandlungen. Da den Tigris von Bagdad bis zum Persischen Golf Dampfer befahren, allerdings mit Störung bei niedrigem Wasserstande, so erscheint die Frage vorerst nicht dringend, solange es sich nicht um Einrichtung des Schnellverkehrs nach Indien handelt. Beabsichtigt ist die Führung von Bagdad südwärts über den Euphrat und die Schiiten-Wallfahrts- und Totenstadt Kerbela nach Basra (Bassora), im ganzen 600 km. Basra, am Schatt-el-Arab, dem vereinigten Euphrat und Tigris, schon jetzt die „Hafenstadt“ Mesopotamiens mit regelmäßigem Küstendampferverkehr nach Bombay, ist vom Meere noch 100 km entfernt; nach Beseitigung der Barre vor der Strommündung wird es auch großen Seedampfern zugänglich sein. Das 1908 diplomatisch umstrittene Koweit am Persischen Golf selbst, 160 km südlich Basra, kommt als Endpunkt kaum noch in Frage.

Die Bagdadbahn ist fertig gebaut bis auf den Taurusabschnitt Karapunar—Dorak (35 km), den Amanusabschnitt Mamure—Radju (100 km) und die rund 1000 km lange Strecke vom Euphrat bis Bagdad, die von beiden Seiten in Angriff genommen ist. Bei günstigem Fortgange der Arbeiten, die trotz des sehr fühlbaren Arbeitermangels und anderer Schwierigkeiten auch während der beiden Kriege 1912 fortgeschritten sind, ist die Vollendung des großen Werkes 1916 zu erwarten.

Bis zum gleichen Zeitpunkte soll die Strecke Haidar Pascha—Konia der Ana-

Digitized by Google

tolischen Bahn durch Umbau und Verstärkung auf die Leistungsfähigkeit der Bagdadbahn gebracht werden. Die Anatolische Bahn ist, wie fast alle Bahnen im Orient, für den Güter- und Nahverkehr gebaut worden, für den Geschwindigkeiten bis zu 30 km genügen. Größere Steigungen und Krümmungen konnten in Kauf genommen, Unter- und Oberbau schwach gehalten, die Ausweichgleise für höchstens 36 Wagen bemessen werden.

Die Bagdadbahn ist nach neuen Grundsätzen gebaut als Schnellzugbahn für Geschwindigkeiten bis zu 75 km. Bei den Flachlandstrecken sind Steigungen über 12 : 1000 (1 : 83) möglichst vermieden, die Krümmungshalbmesser betragen auch im Gebirge nicht unter 400 m, die Ausweichgleise sind 600 m lang. Im Flachland sollen Güter- und Militärzüge bis zu 120 Achsen stark werden und mit *einer* Lokomotive mit 30 km Grundgeschwindigkeit fahren.

Auf den Gebirgsstrecken*), mit Steigungen bis zu 1 : 40, werden große Züge geteilt, Halbzüge von 60 Achsen erhalten 2 Gebirgsmaschinen von je 10 t Zugkraft. Die Fahrtdauer wird ungefähr betragen:

Haidar Pascha—Aleppo (1400 km) Schnellzüge 26 Std., Militärzüge . . 60 Std.
= = —Bagdad (2475 km) = 42 = = . . 96 =
= = —Medina (3120 km, Zugwechsel in Rayak) Militär- u. Pilgerzüge 130 =

Auf je 10 Std. Fahrt wird für Militärzüge ein Verpflegungs- und Erholungsaufenthalt von rund 2 Stunden hinzuzurechnen sein, so daß die *ununterbrochene Fahrt dauert*: von Haidar Pascha nach Aleppo 3 Tage, nach Bagdad fast 5 Tage, nach Medina 6 Tage.

Für die Zugfolge ist die Tatsache entscheidend, daß die Bagdadbahn wie alle Bahnen im Orient eingleisig ist. Die Abstände der Stationen oder ständigen Kreuzungspunkte betragen bis zu 30 km. Die Anlage von Zwischenpunkten ist für den Kriegsfall vorgesehen, 1912 ist sie nicht erfolgt. Auf den Gebirgsstrecken, wo mit Halbzügen gefahren werden muß, sind alle 8 bis 10 km wagerechte Ruhestrecken als Kreuzungspunkte beabsichtigt; ohne sie wäre ein gleichmäßiger dichter Fahrplan nicht durchführbar. Die mit ihrer Hilfe, aber ohne neue Kreuzungspunkte im Flachlande erreichbare tägliche *Höchstleistung* der Bagdadbahn bei Dauerbetrieb soll 12 Züge zu 60 Wagen in jeder Richtung betragen, vorausgesetzt, daß der Bestand an rollendem Material eine so dichte Folge zulassen wird.

Während des Balkankrieges verkehrten in der Cilicischen Ebene täglich bis zu 5 Militärzüge von 45 Wagen, ohne daß die Leistungsfähigkeit der Bahn voll ausgenützt worden wäre. Nördlich des Taurus mußten sich die Leistungen nach der Anatolischen Bahn richten. Deren Fahrplan erlaubte täglich 12 Züge in jeder

*) Biledschik—Karaköi 17 km, Tschaian—Torak 110 km, Mamure—Islahije 55 km, Kurt Kulak—Katma 17 km, zusammen rund 200 km.

Digitized by Google

Richtung, doch war eine Verminderung dieser Zahl bei Wagenmangel vorgesehen. Die Stärke der Züge betrug 33 bis 40 Wagen; wenn keine Gegenzüge verkehrten, wurden auch Züge bis zu 90 Achsen mit 3 Maschinen gefahren. Es muß hervorgehoben werden, daß die Anatolische und Bagdadbahn die im Frieden eingegangenen Verpflichtungen eingehalten haben. Sie haben den Beweis erbracht, daß die Türkei sich auf sie verlassen kann; der uneingeschränkte Dank der Regierung und des Volkes ist ihnen zuteil geworden.

Die Anatolische Bahn beförderte von Oktober bis Dezember 1912 nach Haidar Pascha (zum Teil in Zügen des öffentlichen Verkehres) schätzungsweise: 100 000 bis 120 000 Personen, 15 000 Tiere, 500 Wagenladungen Kriegsmaterial.

Der Wirkungsbereich der Bagdadbahn wird die entferntesten Winkel des Osmanischen Reiches umfassen, teils unmittelbar, teils durch Anschluß- und Zweigbahnen. 1912 mußte Mesopotamien und Kurdistan (mit Ausnahme einiger Reiter-Regimenter) von der Mobilmachung ausgeschlossen bleiben, da die Bagdadbahn noch nicht genügend fortgeschritten war.

Von den Zweigbahnen sei zunächst erwähnt die Strecke:

Eski Schehir—Angora, 264 km. Sie war ursprünglich die Hauptstrecke und ist von Wert als die am weitesten ostwärts reichende Verkehrsader im nördlichen Kleinasien. Ihre Leistungsfähigkeit ist die gleiche wie die der Strecke Haidar Pascha—Eski Schehir in ihrem jetzigen Zustande. Im Balkankriege fiel ihr nur die Beförderung der Redif-Division Angora zu; bei unterbundener Schiffahrt auf dem Schwarzen Meere hätte sie vier bis fünf weitere Redif-Divisionen zu transportieren gehabt. Der Wunsch der Regierung geht dahin, die Strecke bis Siwas zu verlängern, sei es über Josgad gerade nach Osten oder längs des Kisil Irmak über Kaisarije, sowie durch eine Verbindung zwischen Siwas—Kaisarije mit der Bagdadbahn über Nigde den Ring um die kleinasiatische Hochfläche zu schließen. Der Baubeginn ist kaum vor 1916 zu erwarten.

Zum Mittelmeer führen außer der Kassaba- und der Syrischen Bahn (s. unten) zwei Linien in der Cilicischen Ebene, Mersina—Adana, 67 km, hiervon 23 km von der Bagdadbahn als Gemeinschaftsstrecke übernommen, und die im Bau befindliche Zweigbahn Toprak Kale—Alexandrette, 65 km. Die Reede von Mersina ist bei Sturm unbrauchbar, in Alexandrette wird ein vorzüglicher Hafen neu angelegt.

Östlich Aleppo sind Zweigbahnen nach Aintab, Biredschik, Urfa, Mardin, Erbil und Hit ins Auge gefaßt; von Mardin muß auf Wunsch der Regierung nach Diarbekr und Karput weitergebaut werden. Der mit Rußland vereinbarte Anschluß an das persisch-russische Bahnnetz über Kanikin liegt wohl noch in weiter Ferne.

Die Bahnen im westlichen Kleinasien.

Die Aïdinbahn, Smyrna—Aïdin—Diner, 376 km, mit mehreren Zweigbahnen, hat militärisch nur als Zubringer zur Küste Bedeutung. Eine vor Jahren geplante Verbindung zur Anatolischen Bahn ist nicht zustande gekommen. Im

22*

Digitized by Google

Balkankriege erlangte die Bahn traurige Berühmtheit durch ein Eisenbahnunglück, dem über 200 Mann zum Opfer fielen, veranlaßt durch selbsttätiges Abtrennen der Maschine vom Zuge, Nachgeben der Bremsen und Kopflosigkeit des Personals, so daß der Zug auf einen entgegenkommenden Güterzug aufprallte.

Die Kassababahn, Smyrna—Manissa—Kassaba—Afiun Karahissar, 420 km, hat Anschluß an die Anatolische Bahn. Von Manissa führt eine 282 km lange Zweigbahn über Soma nach Panderma am Marmara-Meer. Deren nördliches Stück ist aus militärischen Gründen gebaut worden, für die Transporte aus Westkleinasien nach dem europäischen Kriegsschauplatze (über Rodosto), wie zur Entlastung der Strecke Eski Schehir—Haidar Pascha durch Übernahme eines Teiles der Transporte von Konia über Afiun Karahissar. Im Balkankriege kam es gerade umgekehrt; da das Endstück (Sussurlu—Panderma, 52 km) erst im Dezember 1912 fertig wurde, mußte ein Teil der um Smyrna vom italienisch-türkischen Kriege her versammelten 50 000 Mann an die Anatolische Bahn heran und auf dieser nach Europa fahren. Dabei erwies sich die Leistungsfähigkeit der Kassababahn als recht gering. Bis Ala Schehir und bis Soma können Militärzüge von 30 Wagen fahren; dann ist Zugteilung nötig. Auch herrscht Wassermangel. Obwohl der Fahrplan 6 Züge (bzw. 12 Halbzüge zu 15 Wagen) zuläßt, sind tatsächlich nur 1—2 Züge täglich gefahren. Immerhin war der Kassababahn die rechtzeitige Bereitstellung von Streitkräften gegen italienische Landungsversuche zu danken. Die Bahn hat 1912 befördert: 50 000 Mann, 6000 Pferde, 100 Geschütze.

Die Syrischen Bahnen und die Hedschasbahn.

Damaskus mit 200 000 Einwohnern ist der geistige und politische Mittelpunkt des arabischen Sprachgebietes innerhalb der Türkei und auch der von Ägypten her unterstützten reichsfeindlichen Bestrebungen auf Errichtung eines arabischen, von Konstantinopel unabhängigen Kalifates. Die Stadt ist mit der Hafenstadt Beirut seit 1895 durch die 149 km lange sogenannte Libanonbahn verbunden, eine schmalspurige Gebirgsbahn, im westlichen Drittel mit Zahnradbetrieb. Sie überschreitet den Libanon in 1487 m, den Antilibanon in 1405 m Meereshöhe und senkt sich dazwischen bei Rayak auf 920 m herab. Die Leistungsfähigkeit ist gering, 8 Züge zu 12—15 Wagen, auf der Zahnradstrecke 13 Züge zu 8—10 Wagen.

Bei der Beschießung Beiruts durch die Italiener im März 1912 wurde schon 5 Stunden nach Eingang der Nachricht hiervon ein Kavallerie-Regiment (320 Pferde) in 4 Zügen mit 1/2 bis 1 stündiger Folge von Damaskus nach Beirut abgefahren und dadurch der Ausbruch von Unruhen gegen die Europäer verhindert.

Mit dem Fortschreiten der Hedschasbahn im Süden und der Bagdadbahn im Norden regte sich das Bedürfnis, die Lücke von über 300 km zwischen Bagdad- und Libanonbahn durch die Bahn Rayak—Aleppo zu schließen. Dem öffentlichen Verkehr wie dem Abtransport der Truppen aus Syrien würde eine

Digitized by Google

Schmalspurbahn genügen. Es ist bemerkenswert, daß die Regierung auf einer Normalspurbahn mit Zinsgarantie bestand, in der Erwägung, daß es notwendig werden kann, rasch größere Truppenmassen nach dem mittleren Syrien zu werfen. Deshalb sind auch schon im Frieden Kreuzungen für den Militärbetrieb eingebaut, so daß bei Stationsabständen bis zu 30 km die Ausweichestellen höchstens 17 km Abstand haben und über 12 Züge täglich möglich sind. Die höchste Wagenzahl beträgt 30 bis 36. In Rayak ist wegen der verschiedenen Spurweite Zugwechsel nötig; der Zeitbedarf hierfür beträgt 1 bis 3 Stunden. Im Oktober 1912 brachte die Bahn mit täglich 2 Zügen binnen 14 Tagen 20000 Mann nach Aleppo.

Im Jahre 1900 faßte Sultan Abdul Hamid den großen Plan, für die Pilgerkarawanen an Stelle der 40 tägigen beschwerlichen Landreise von Damaskus nach Mekka eine Bahn durch das Hedschas, den Landstrich zwischen Syrien und Mekka, zu bauen und durch sie die heiligen Städte Mekka und Medina fester an das Osmanische Reich zu ketten. 1908 war die Hedschasbahn bereits bis Medina gelangt in über 1300 km Länge. Der Bau der 480 km langen Strecke Medina—Mekka, der mit Abdul Hamids Abdankung eingestellt wurde, ist erst 1912 in beschränktem Umfange wieder aufgenommen worden. Die Bahn ist türkische Staatsbahn. Die Mittel wurden durch freiwillige Gaben aus der ganzen mohammedanischen Welt und durch besondere Steuern aufgebracht. Der Bau wurde in der Hauptsache durch Truppen ausgeführt, vor allem durch die eigens hierzu formierten zwei Eisenbahn-Bataillone; technischer Leiter war der deutsche Oberingenieur Meißner Pascha. „Den verborgenen Kräften, die im osmanischen Volke ruhen, muß ein fester Wille Ziel und Richtung geben, um sie zu ungeahnter Entwicklung zu bringen" — mit diesen Worten kennzeichnet Auler Pascha dieses Kulturwerk.

Die Hedschasbahn durchzieht von Damaskus bis Deraa fruchtbare Ebenen, vor allem das getreidereiche Haurangebiet. Dann führt sie bis zum Endpunkte Medina, also fast 1200 km, nur durch Stein- und Sandwüste. Auf dieser ganzen Strecke berührt sie nur fünf Oasen*) mit dauernd fließenden Quellen, Palmenbeständen und einigen hundert Einwohnern. Den Bodenformen wird die Schmalspurbahn leicht gerecht. Nur beim Aufstiege über Amman nach Kassr ist auf 30 km eine Steigung von 320 m (stellenweise 1:50) zu überwinden. Die Schwierigkeiten für Bahnbau und Betrieb liegen im Wassermangel. Obwohl die Tender Wasser für 90 km mitführen, mußten längs der Strecke Behälter eingebaut werden, die durch eigene Zisternenwagen gefüllt werden (1912 44 Stück für je 16 cbm).

Die Fahrtdauer Damaskus—Medina beträgt bei 25 km Stundengeschwindigkeit 54 bis 60 Stunden. Wegen der Hitze und der langen Fahrt kann das Fassungsvermögen der Wagen nur zu $^2/_3$ ausgenützt werden. Die höchste Zugstärke, 20 Wagen,

*) Amman, Maan, Sat ul Hadsch, Tebuk, el Ula.

Digitized by Google

könnte durch Verlängern der Ausweichgleise auf 25 gebracht werden. Ein Pilgerzug befördert bis zu 700 Pilger; in der etwa vierwöchigen Pilgerzeit verkehren täglich bis zu 6 Züge. Ein kriegsstarkes Bataillon mit einigem Nachschub braucht 3 Züge. Fahrplanmäßige Höchstleistung bei Dauerbetrieb ist 8—9 Züge täglich. Das rollende Material genügt hierfür nur bei Verkehr zwischen Damaskus und Maan; bei Dauerbetrieb bis Medina reicht das Leermaterial nur für 5 Züge täglich.

Bei einem Aufmarsch gegen Ägypten, wovon in der Tagespresse ab und zu die Rede ist und der in der Gegend von Maan gedacht ist, könnte also täglich nur ein Infanterie-Regiment im Aufmarschgebiet eintreffen. Für die versammelten Truppen müßten die gesamte Verpflegung, Trink- und Tränkwasser, dazu für den Bahnbetrieb Wasser und Heizung nachgeführt werden. Ein auf die Hedschasbahn angewiesenes Expeditionskorps gegen Ägypten könnte demnach höchstens 25 000 bis 30 000 Mann stark sein. Mit dieser Berechnung fallen alle an einen Aufmarsch gegen Ägypten geknüpften Erwägungen. Selbst die Abwehr eines zu Lande kaum denkbaren Einmarsches von Ägypten her hätte in Palästina oder Mittelsyrien zu erfolgen.

Dagegen ist die Hedschasbahn ein ausgezeichnetes Mittel, die Beduinenstämme im Bereiche der Bahn bis nach Mekka in Schach zu halten, sie für die Wehrkraft des Reiches nutzbar zu machen, sowie Transporte nach Jemen zu beschleunigen. Die diesbezüglichen Erwartungen sind durchaus erfüllt worden. Für die Erhaltung der arabischen Landesteile beim Osmanischen Reiche durch Niederhalten von Aufständen und Abwehr feindlicher Landungen ist die Hedschasbahn mit ihren Zweigbahnen wie überhaupt das ganze syrische Bahnnetz ausschlaggebend. Hierin liegt ihre militärische Bedeutung, die durch Fertigstellung der Bagdadbahn noch erheblich gesteigert werden wird.

Die Zweigbahn Haifa—Deraa überschreitet den Jordan in fast 250 m Tiefe unter dem Meeresspiegel und windet sich dann im Tale des Jarmuk mit Hilfe vieler Kunstbauten zum Hauran empor (auf 85 km 775 m Steigung). Von Afule soll eine Zweigbahn nach Jerusalem gebaut werden, wodurch auch diese heilige Stadt durchgehende Bahnverbindung mit Europa erhält.

Eine Zweigbahn von Maan nach Akaba am Roten Meere scheiterte an Geländeschwierigkeiten und 1908 am englisch-ägyptischen Widerstande.

Beim Aufmarsch zum Balkankrieg spielte die Hedschasbahn eine untergeordnete Rolle; doch brachte sie den Oberkommandierenden Izzet Pascha und Truppen aus Jemen, Hedschas und Südsyrien nach Damaskus zur Syrischen Bahn.

Das nordöstliche Kleinasien und Armenien.

Armenien, ein rund 1800 m hohes Gebirgsland, hatte zu allen Zeiten Bedeutung als Durchgangsland. Über Erserum und über Karput—Malatia führen die Wege, auf denen die Völker Innerasiens den reichen Gefilden Anatoliens und Europas zustrebten. Gegen Süden ist dem Lande der Armenische Taurus als Schutzwall vorgelagert. Wer Armenien besitzt, dem steht der Weg nach Anatolien wie nach Meso-

Digitized by Google

potamien jederzeit offen. Rußlands Wunsch, Armenien zu besitzen, ist daher durchaus verständlich. Ebenso dringend fordert aber der Bestand des Osmanischen Reiches, es zu erhalten; sein Verlust würde das Reich ungleich mehr ins Mark treffen als die Preisgabe der durch den Balkankrieg verlorenen Länder, er würde gleichbedeutend sein mit dem Verzicht auf politische Selbständigkeit.

Darum muß die Türkei alles aufwenden, Armenien zu behaupten. Auf dem Seewege über das Schwarze Meer wird die Verbindung dorthin ebenso aufrechterhalten, wie dies vor 10 bis 20 Jahren nach den meisten asiatischen Provinzen der Fall war. Auch im Balkankriege ließ Rußland den Seeweg zu. Sperrt es ihn, womit stets zu rechnen ist, sobald sein Vorteil es erheischt, dann ist in einem europäischen Kriege ein Viertel der türkischen Streitkräfte zur Untätigkeit verurteilt; umgekehrt ist in einem Kriege mit Rußland Armenien sich selbst überlassen. Dieser Zustand kann nur geändert werden durch eine leistungsfähige Bahnverbindung mit dem Westen. Bahnen nach der Küste genügen nicht, sie könnten leicht Rußland mehr nützen als der Türkei.

Im Kriege 1877 beherrschte die türkische Flotte noch das Schwarze Meer. Der Nachschub für die auf dem asiatischen Kriegsschauplatz kämpfenden 60 000 Türken erfolgte zur See. Anderseits hatten die Russen in Transkaukasien noch keine Bahnen, während sie jetzt über ein leistungsfähiges Bahnnetz bis dicht an die türkische Grenze verfügen. Die Verhältnisse haben sich also stark zuungunsten der Türken verschoben. Zudem kann Armenien ohne Bahnverbindung neben den Einwohnern kaum mehr als 100 000 Mann ernähren.

Warum baut nun die Türkei nicht von Angora nach Erserum? In einem Geheimvertrage gab sie 1900 Rußland die Zusicherung, daß im nordöstlichen Kleinasien und in Armenien nur die Türkei selbst oder Rußland Bahnen bauen dürfe. Die Gegenleistung soll in der Überwachung von 50 000 geflüchteten Armeniern bestanden haben. Rußland scheint entschlossen, seinen Vorteil rücksichtslos ausbeuten und die nordöstliche Türkei von allem Bahnverkehr abschließen zu wollen. Denn der Türkei fehlen die Mittel und Rußland baut natürlich nicht.

Auf Grund der Beziehungen Frankreichs zu Rußland hoffte eine sehr kapitalkräftige französische Gesellschaft die Zustimmung Rußlands zu großen Bahnbauten in Armenien zu gewinnen; die Reise des Ministerpräsidenten Poincaré nach Petersburg im August 1912 soll vornehmlich diesen Zweck verfolgt haben. Die beabsichtigten Linien waren Samsun—Siwas und Siwas—Ersingjan—Erserum mit Abzweigungen nach Trapesund und nach Karput, zusammen über 2100 km. Das Ergebnis der Reise bestand darin, daß Frankreich auf alle Pläne verzichtete bis auf Samsun—Siwas. Ausschlaggebend soll die Erwägung gewesen sein, daß der Bau der Bahnen Rußland zwingen würde, seine Streitkräfte an der deutschen Grenze zu verringern.

Wohl wird die Bagdadbahn, dieses Allheilmittel der Türkei, auch hier einiges

Digitized by Google

bessern. Die Divisionen von Karput, Musch, Wan werden in greifbare Nähe gerückt, besonders durch eine Zweigbahn nach Diarbekr und allenfalls Karput selbst. Sogar Erserum ist von der Hauptlinie der Bagdadbahn nur halbsoweit entfernt wie von Angora. Truppen aus Mesopotamien können mit Hilfe der Bagdadbahn als Verstärkung nach Armenien gezogen werden. Aber für eine rasche Verbindung mit dem Nordwesten des Reiches ist eine Bahn Angora—Siwas—Ersingjan—Erserum unbedingtes Erfordernis. Sie in Angriff zu nehmen, müßte die neue Türkei zu ihren wichtigsten Aufgaben zählen. Soweit es der Geheimvertrag mit Rußland zuläßt, wird natürlich die Verlängerung der Anatolischen Bahn*) das zweckmäßigste sein. Nachher aber darf nicht haltgemacht werden, dann muß die Türkei selbst weiterbauen, und zwar eine Vollbahn, der Kostenminderung wegen wohl, wie bei der Hedschasbahn, durch Eisenbahntruppen.

Zusammenfassung der Leistungsfähigkeit.

Spurweite: Die militärisch wichtigen Bahnen der Türkei haben europäische Normalspur bis auf die Libanon- und Hedschasbahn. Diese sind schmalspurig, ihre Leistungsfähigkeit ist gering, genügt aber dem Bedarf.

Die gleiche Spurweite ließe eine weitgehende Betriebsmittelgemeinschaft zu. Die Bahnhöfe der verschiedenen Bahnverwaltungen**) sind, außer dem Gemeinschaftsbahnhof der Anatolischen und Bagdadbahn in Konia, stets getrennt, doch besteht meist ein Verbindungsgleis. Es fehlt zwischen der Kassaba- und Aïdinbahn, obwohl diese sich innerhalb Smyrna kreuzen. Der öffentliche Verkehr benützt die Verbindungsgleise wenig, der Abfluß des Verkehrs dorthin wird tunlichst erschwert. Für Militärzüge ist der Übergang von einer Linie zur anderen gesichert; das Umladen wird dadurch vermieden, eine Wagenaushilfe erleichtert.

Gleiszahl: Alle Bahnen in der Türkei sind eingleisig. Für den öffentlichen Verkehr genügt dies; nur die Vorortstrecken Konstantinopel—San Stefano und Haidar Pascha—Pendik sollen zweigleisig werden. Die militärische Ausnützung der Bahnen würde, wie besprochen, ein zweites Gleis für die Strecke Konstantinopel—Baba Eski, bald auch für Haidar Pascha—Eski Schehir sehr erwünscht erscheinen lassen.

Stationsabstände: Die geringe Bevölkerungsdichte erklärt die großen Abstände, 20—30 km. Ein dichter Militärbetrieb wird hierdurch unmöglich. Neuerdings wurden bei Neubauten Stationsabstände von höchstens 15 km oder Vorbereitungen zu rascher Anlage von Ausweichestellen im Kriegsfalle gefordert, eine Maßnahme, deren Versagen wir bei der Orientbahn gesehen haben. Verringerung der Stationsabstände militärisch wichtiger Bahnen auf etwa 10 km würde bis zu 20 Zugpaare täglich zulassen.

*) Vgl. S. 337. **) s. S. 326 Spalte 3.

Digitized by Google

Sonstige Streckenverhältnisse: Bei dem zu erwartenden geringen Verkehr wurden die Bahnen im Orient von vornherein so gebaut, daß die Steigungen und Krümmungen größere Geschwindigkeiten und schwere Militärzüge überhaupt nicht zulassen; demgemäß sind auch Unterbau und Kunstbauten schwach, die Beschotterung dürftig, die Schienen leicht. Vollwertig im europäischen Sinne werden erst die Bagdadbahn und die umzubauende Strecke Haidar Pascha—Konia.

Fahrtgeschwindigkeit: Sie beträgt beim „Orientexpreß" knapp 40 km. Viele Strecken, besonders die schmalspurigen, lassen Geschwindigkeiten von 30 km nicht zu. Bei der Anatolischen Bahn fahren die Personenzüge mit 30 km. Den Zügen der Kriegsfahrpläne ist, wo es die Strecke erlaubt, 22—25 km zugrundegelegt. Erst die Bagdadbahn wird Schnellzüge mit 75 km, schwere Militärzüge mit 30 km Geschwindigkeit fahren.

Zugstärke, Ausweichgleise: Bei den meisten Bahnen sind die Ausweichgleise für eine Zuglänge von 33 Wagen, d. i. genügend für 1 Redif-Bataillon zu 800 Mann, eingerichtet; Verlängerung für 40 Wagen, d. i. für 1 Nisam-Bataillon zu 1000 Mann, war angestrebt, findet sich aber nur bei der Anatolischen Bahn. Nur geringe Zugstärken lassen die Kassababahn und die Schmalspurbahnen zu. Bei der Bagdadbahn werden die Ausweichgleise 600 m lang, also für Züge von 60 Wagen; auch die Zugkraft der Lokomotiven wird dem entsprechen. Wo auf Gebirgsstrecken Zugteilung nötig ist, müssen verminderte Stationsabstände die doppelte Zugfolge zur gleichmäßigen Durchführung des Fahrplanes gewährleisten.

Wasserstationen haben bei der Anatolischen und Bagdadbahn höchstens 50 km Abstand. Wassermangel herrscht stellenweise bei der Kassababahn und hat bei der Hedschasbahn zur Wasserversorgung mit Zisternenwagen geführt. Bei Kriegsbetrieb versagten zeitweise die Brunnen der Orientbahn. Eine allgemeine Nachprüfung der Wasserversorgung unter Zugrundelegung dichten Kriegsbetriebes in trockener Jahreszeit wird unumgänglich sein.

Kohlen wurden bisher fast allgemein aus England bezogen. Geringen Anforderungen genügt auch die Kohle aus Heraklea (Eregli) am Schwarzen Meer. Infolge des englischen Kohlenarbeiterstreikes 1911 leitete die Anatolische Bahn die Feuerung mit Masut (Erdölrückständen) ein, das künftig zwischen Mosul und Bagdad reichlich gewonnen wird; in Haidar Pascha ist ein großer Masuttank angelegt. Während des Balkankrieges ist dank der Voraussicht der Anatolischen Bahn Heizstoffmangel nicht eingetreten.

Rampen sind in Thrazien wie in der Asiatischen Türkei ungenügend. Im Balkankriege traten dadurch empfindliche Störungen ein. Eine Besonderheit der anatolischen Stationen sind gedeckte Getreideböden mit 20 bis 50 m Ladegleis.

Verpflegungsanstalten waren bisher nirgends vorbereitet.

Rollendes Material: Im Deutschen Reiche trafen 1911 auf 10 km Betriebs-

Digitized by Google

länge rund 5 Lokomotiven, 10 Personenwagen, 220 Gepäck- und Güterwagen (davon ²/₃ offene), in der Asiatischen Türkei im Durchschnitt 1 Lokomotive, 2,5 Personenwagen, knapp 20 Güterwagen. Für den öffentlichen Verkehr (1 bis 2 Personen- und ebensoviele Güterzüge, manchmal nur 1 bis 2 gemischte Züge täglich, auf der Hedschasbahn 3 Züge wöchentlich) genügt dieser geringe Bestand, für einen Aufmarsch ist er unzureichend. Die einzelnen Bahnverwaltungen können bei Dauerbetrieb auf großen Entfernungen nur für die Hälfte bis zwei Drittel der nach dem Kriegsfahrplan möglichen Züge das Leermaterial stellen.

Neben kleineren Abhilfen, wie der Verwendung hochbordiger Güterwagen (allenfalls mit Sonnenschutz) für Pferde und auch Mannschaften, muß ein Wagen-, Lokomotiven- und Personalausgleich im großen stattfinden. Die vorhandenen Verbindungsgleise ermöglichen ihn. Die Kassababahn gab 1912 einen großen Teil ihres rollenden Materials an die Anatolische Bahn ab. Diese wieder schickte Lokomotiven zur Aushilfe für die Orientbahn sogar nach Europa hinüber. Noch mehr hätte geschehen können, wenn auch die Aïdinbahn, die selbst nur wenige Militärtransporte hatte, zur Aushilfe herangezogen worden wäre, doch fehlte das Verbindungsgleis.

Der gegenwärtige Bestand an rollendem Material beträgt bei allen normalspurigen Eisenbahnen der Asiatischen Türkei rund: 280 Lokomotiven, 720 Personenwagen, 4500 Güterwagen, von denen höchstens 3500 für Militärtransporte verwendbar sind. Hieraus lassen sich unter Berücksichtigung des Reparaturstandes etwa 100 Militärzüge zu 40 Wagen bilden. Wenn die Neubeschaffungen in gleicher Weise fortschreiten wie bisher, werden mit Vollendung der Bagdadbahn unter Heranziehung der Bestände aller Bahnverwaltungen etwa 90 Züge zu 60 Wagen verfügbar sein.

Der Laderaum der Personen- und Güterwagen ist vielfach größer als bei deutschen Bahnen, auch sind Mensch und Tier im Orient geduldiger. 50 bis 60 Mann oder 9 bis 10 Pferde (quergestellt) in einem Wagen sind keine Seltenheit. Saßen doch beim bulgarischen Aufmarsch viele Leute während der ganzen Fahrt auf dem Trittbrett oder dem Wagendach.

Der Bedarf an Einheitszügen zu 60 Wagen wird für eine Reserve-Division einschl. eines Verpflegungszuges 15, für ein Generalkommando mit Korpstruppen und einigen Trains ebenfalls 15, für eine Redif-Division 5 Züge betragen.

Personal: Das mittlere und untere Bahnpersonal besteht aus Türken, levantinischen (im Lande geborenen) Griechen oder Armeniern mit europäischer Schulbildung. Die Hedschasbahn hat hauptsächlich mohammedanisches Personal; hier tritt bei technischen Arbeiten, besonders bei Behandlung der Maschinen, neben Ungeschicklichkeit die Neigung der Türken zutage, eintretende Schäden sich selbst zu überlassen. Im allgemeinen macht das Bahnpersonal einen guten Eindruck und zeichnet sich aus durch Zuverlässigkeit, bestimmtes Auftreten und Unbestechlichkeit. Im Balkankriege sollen allerdings manche mißglückte Rangierbewegungen durch griechische Unterbeamte

Digitized by Google

absichtlich herbeigeführt worden sein; solche Neigungen zugunsten des Stammvolkes können sich leicht zu einer großen Gefahr für den Kriegsbetrieb auswachsen. Die Verkehrssprache ist auch bei den sogenannten deutschen, tatsächlich ottomanischen, Bahnen französisch; bei der geringen Zahl deutscher Schulen im Orient ist es bisher nicht gelungen, deutschsprechenden Beamtennachwuchs aufzubringen, wie es erwünscht wäre.

Kriegsfahrpläne: Sie werden von den Bahngesellschaften aufgestellt, meist derart, daß ein gemischter oder Güterzug jeder Richtung zugrunde gelegt und hierzu die übrigen Züge in zulässiger Höchstzahl gleichlaufend gezeichnet werden. 1912 kamen die Kriegsfahrpläne kaum irgendwo regelmäßig zur Anwendung; dazu waren die Störungen zu häufig. Meist wurden die Züge einfach mit Vormelden an die nächste Station abgelassen, sobald das Gleis frei war.

Gesamtleistung: Aus vorstehenden Angaben folgt, daß die militärische Leistungsfähigkeit der Bahnen in der Türkei hinter normalen Leistungen eingleisiger Bahnen zurückbleibt. 12 Züge täglich, also zweistündige Zugfolge, sind gegenwärtig die fahrplanmäßige Höchstleistung, die auch durch Verringern der Stationsabstände kaum über 18 Züge steigen wird. Die Zugstärke beträgt 30 bis 40, aber auch unter 25, bei der Bagdadbahn zukünftig 60 Wagen. Auch bei allgemeinem Wagenausgleich wird der geringe Wagenpark das Belegen aller fahrplanmäßig möglichen Züge häufig nicht gestatten. Mit dem Ausbau der Streckenverhältnisse muß daher die Vermehrung des rollenden Materials und die Verbesserung der Möglichkeiten, es rasch nach den Bedarfsorten zu verschieben, Hand in Hand gehen.

Es liegt nahe, die Verhältnisse beim russischen Aufmarsch 1904 zu einem Vergleich heranzuziehen. Auch dort finden wir eine zunächst unfertige, nicht sehr leistungsfähige, sogar über 6000 km lange eingleisige Bahn, auf der durch das Fehlen der Baikal-Umgehungsbahn noch schwierigere Verhältnisse bestanden wie bei der Bagdadbahn bis zur Fertigstellung des Taurus- und Amanus-Überganges. Die Leistungsfähigkeit betrug anfangs fahrplanmäßig kaum 10, tatsächlich nur 4 bis 5 Zugpaare täglich, im Verlaufe des 1½jährigen Feldzuges wurde sie durch Verdoppeln der Stationen auf 15 bis 18 Zugpaare gehoben. In einem Punkte war die Transsibirische Bahn allerdings überlegen: rollendes Material floß ihr unbegrenzt aus Rußland zu, während das türkische Bahnnetz immer auf seinen eigenen geringen Bestand angewiesen sein wird. In dieser Hinsicht wird also die militärische Ausnützung der türkischen Bahnen besonders gewissenhafte Anordnungen erfordern.

Mobilmachung und Aufmarsch 1912.

Die Ergänzung des stehenden Heeres und die Aufstellung von Neubildungen war wie folgt vorbereitet:

Die Nisam-Divisionen, meist zu zehn Bataillonen, drei Maschinengewehr-Kompagnien, sechs Batterien, hatten im Frieden an Infanterie in der Regel nur sieben

Digitized by Google

Voll-Bataillone zu 400 Mann und Stämme für drei weitere Bataillone. Um die Kriegsstärke der Bataillone von rund 1000 Mann zu erreichen, hatte die Division also 7000 bis 8000 Ergänzungsmannschaften nötig, die in Thrazien liegende I. Armee-Inspektion für elf Nisam-Divisionen über 80 000 Mann. (Auf Artillerie und Korpstruppen sei hier nicht näher eingegangen.)

Als wesentlicher Bestandteil des Feldheeres waren die Redif-Divisionen vorgesehen, meist zu neun Infanterie-Bataillonen ohne andere Waffen. Im Frieden waren nur die Stäbe und ein Teil der Offiziere vorhanden. Die Stärke eines Redif-Bataillons sollte 800 Mann oder mehr, die einer Redif-Division also über 7000 Mann betragen.

Kaum eine Nisam- oder Redif-Division erreichte in den ersten Wochen des Krieges ihren vollen Stand. Schuld daran war neben verfehlten oder fehlenden Anordnungen die Unzulänglichkeit der Orientbahn, die die Weiterbeförderung von Konstantinopel aus unterband. Aus gleichem Grunde und wegen der teilweise sehr weiten Anmärsche zu den Einladestationen konnten auch die Redif-Divisionen meist nicht geschlossen auf dem Kriegsschauplatz eintreffen. Die Bataillone wurden, wie sie gerade ankamen, vor allem den Nisam-Divisionen zugeteilt, um diese auf zehn Bataillone zu bringen. Manche Redif-Divisionen traten an Stelle fehlender Nisam-Divisionen in die Nisam-Korps ein oder wurden zu Reservekorps vereinigt, andere blieben während des ganzen Feldzuges zerstreut und erscheinen niemals unter eigenem Namen.

Die Kontrolle aller Mannschaften des Beurlaubtenstandes ist im Frieden Sache der Redifbehörden, die Bataillonsbezirke entsprechen unseren Landwehrbezirken. Diese sollten die jüngeren Jahrgänge, sogenannte Ichtiads, d. i. Reservisten, an die Nisamtruppen abgeben, aus den übrigen die Redif-Bataillone bilden. Kurz vor dem Kriege ergriff man die verhängnisvolle Maßregel, zur Beschleunigung der Mobilmachung die zuerst eintreffenden Leute, gleichviel ob Ichtiads, Redifs oder Unausgebildete, zu den Feldtruppen abzuschicken; so erklärt sich die Tatsache, daß bei diesen Leute von 50 Jahren und zahlreiche Unausgebildete in den Kampf zogen.

Die Zahl der ausgebildeten Mannschaften war überhaupt gering. Unter Sultan Abdul Hamid war eine Truppenausbildung bekanntlich unmöglich gewesen. Diese hatte erst seit 3 Jahren wieder begonnen, trotz guter Ansätze befand sich aber alles noch auf halbem Wege. Die besten Soldaten waren bei den Aufständen der letzten Jahre zugrunde gegangen. Die Türkei hatte Menschen, keine Soldaten. Die meisten Nisam-Bataillone wiesen bei Beginn der Kämpfe einen Bestand von etwa 25 v. H. aktiven Leuten, 50 v. H. Redifs, 25 v. H. Unausgebildeten auf, diese unserem Landsturm I. Aufgebots vergleichbar.

Die Mannschaften des Beurlaubtenstandes fanden sich nach der telegraphisch und durch Gendarmen erfolgten Verbreitung des Mobilmachungsbefehles bei den Redif-Kompagnien ein, die sie truppweise an die Bataillone weiterschickten; Bahnfahrt kam

Digitized by Google

hierbei selten in Frage. Die Bataillone kleideten in der Regel die Ichtiads ein und begannen, etwa vom 6. Mobilmachungstage ab, sie mit der Bahn oder zu Schiff zu den Truppenteilen abzubefördern. Die Redif-Bataillone waren zwischen dem 9. und 15. Tage, je nach Vorbereitungen und Person des Leitenden, in den Stabsquartieren marschbereit. Im großen ganzen vollzog sich die Mobilmachung geordnet, nur sammelten sich zwischen dem 12. und 25. Mobilmachungstage an manchen Einladestellen und vor allem in Konstantinopel Truppenmassen an, die auf das Einladen warteten, vielfach hungerten, froren und ohne jeden Befehl, ohne jede Fürsorge sich selbst überlassen blieben.

Die Pferdeergänzung machte bei den Formationen in Asien keine Schwierigkeit. Bei den Nisamtruppen in Europa herrschte Mangel, den der Überfluß Anatoliens und Syriens an Tragtieren infolge ungenügender Vorbereitungen nur teilweise zu decken vermochte. Immerhin trafen in Haidar Pascha an manchen Tagen 2 Züge mit je 250 Pferden und Maultieren ein. Die Bagagen der Infanterie bestanden fast ausschließlich aus Tragtieren, 50 und mehr bei einem Bataillon.

Es ist anzunehmen, daß der türkische Generalstab im Frieden verschiedene Aufmärsche — je nach den Kriegsmöglichkeiten — bearbeitet hatte, z. B.:

Aufmarsch nur gegen Bulgarien,
Aufmarsch nur gegen Griechenland,
Aufmarsch gegen Bulgarien, Griechenland, Serbien.

Je nach der Kriegslage durfte hierbei nur mit Bahntransport oder mit Bahn- und Seetransport gerechnet werden.

Bei der Vorliebe des türkischen Generalstabes gerade für derartige Arbeiten kann angenommen werden, daß diese Vorbereitungen auf dem Papier einen guten Eindruck machten. Sicher haben aber die nötige Sachkenntnis und das Verständnis für die tatsächlichen Leistungen der Eisenbahnen gefehlt. Mehrere Bahngesellschaften waren zu übergroßen Leistungen verpflichtet worden; besonders bei den Eisenbahnen in Europa gründete sich der Kriegsfahrplan auf einen Ausbau der Bahnanlagen im Mobilmachungsfalle, der bei plötzlich ausbrechendem Kriege nicht möglich war. Wie die technische Leistung der Eisenbahnen, so war auch die Fähigkeit vieler Truppenteile, ihre Mobilmachung rechtzeitig abzuschließen, überschätzt. Manche Transporte, die den Bahnverwaltungen angemeldet waren, fanden sich erst viele Stunden nach der festgesetzten Zeit ein, manche erst nach Tagen, manche gar nicht. Für den Begriff Zeit und seine hohe Bedeutung gerade bei einer Mobilmachung fehlte das Verständnis. Daß hierdurch das Einhalten eines geregelten Fahrplanes unmöglich wurde, liegt auf der Hand.

Als die Hauptfeinde der Türkei galten die Bulgaren schon seit langem. Kriegsspielen sowie den großen Manövern 1910 und 1911 lag der Aufmarsch gegen

Digitized by Google

Bulgarien zugrunde. Aber während noch bei den Manövern 1910 der Aufmarsch unter dem Schutze der Ergene-Stellung Sarai—Muradli gedacht war, schwebte dem türkischen Generalstabe weiterhin eine baldige Offensive gegen Bulgarien vor, in völliger Verkennung der bei den großen Entfernungen selbstverständlichen langen Aufmarschdauer. Zur Beschleunigung der Offensive und allerdings auch zum Schutze der Bahnverbindung nach Adrianopel und Salonik verlegte man den Aufmarsch nach vorwärts, auf die Höhen von Kirk Kilisse. Zu diesem Zwecke baute man 1911/12 die Bahn Baba Eski—Kirk Kilisse. Im Gedanken an die Offensive versäumte man den Ausbau der Stellung bei Kirk Kilisse, und schließlich zwang Nasim Pascha die unfertige Armee zu vorzeitiger verhängnisvoller Offensive über die Stellung hinaus.

Außerdem sollte nach den Friedensvorbereitungen Mazedonien und Albanien gegen Bulgaren, Serben und Griechen geschützt, auch dort eine zur Offensive gegen Bulgarien in der Richtung auf Sofia genügend starke Armee aufgestellt werden. Deshalb waren schon nach der Friedensgliederung die Truppen und Redifs in Syrien und im südlichen Anatolien der Armee-Inspektion Salonik unterstellt. Man hoffte sie zur See nach Mazedonien bringen zu können; beim Anschlusse Griechenlands an den Balkanbund entschied man sich aber für den Bahntransport. Nur wenige von diesen Redif-Bataillonen gelangten auf dem Wege über Haidar Pascha—Kuleli Burgas tatsächlich nach Mazedonien; die große Masse blieb auf dem thrazischen Kriegsschauplatze hängen. Von dem türkischen Aufmarsch in Mazedonien wird weiterhin nicht die Rede sein, da die Erfahrungen hierbei für einen künftigen türkischen Aufmarsch nicht mehr in Betracht kommen.

Wenn auch die Seetransporte auf dem Ägäischen Meere unterblieben, so erfolgte dafür der Aufmarsch der Truppen aus dem nördlichen Anatolien und aus Armenien zur See, für die Eisenbahnen eine ganz erhebliche Entlastung, mit der in künftigen Fällen keineswegs gerechnet werden kann. Die Mehrzahl dieser Transporte benutzte überhaupt keine Bahn. Sie wurden in Häfen des Marmara-Meeres ausgeschifft und marschierten nach dem Kriegsschauplatz. Nur wenige gingen in Konstantinopel an Land und von da mit der Bahn nach vorwärts.

Skizze 31.

Ein Überblick über die gesamte Transportbewegung nach dem östlichen Kriegsschauplatz, sowohl für Mobilmachungs- wie für Aufmarschtransporte, ergibt folgende Transportwege:

Truppen des II., III., IV. Armeekorps aus ihren Standorten nahe dem Kriegsschauplatz Fußmarsch, desgl. die Redifs aus dieser Gegend. Ergänzungen, meist aus Anatolien, von Konstantinopel aus Fahrt mit der Orientbahn;

I. Armeekorps vom Standort Konstantinopel Fahrt auf der Orientbahn, Einladen in Stambul oder San Stefano, Ausladen meist in Baba Eski oder Adrianopel, einige Bataillone und Batterien Fußmarsch (rund 275 km);

Digitized by Google

die in der Nähe des Marmara-Meeres gebildeten Redif-Divisionen Edremid, Kale Sultanije, Brussa, Ismid Seefahrt und Fußmarsch, die weiterhin genannten, an das Marmara-Meer beförderten Transporte Ausladen in Haidar Pascha, wenige in Ismid, Überfahrt nach Stambul oder San Stefano, Weiterfahrt mit der Orientbahn oder Seefahrt nach Rodosto oder Eregli, von da Fußmarsch (100—120 km);

Transporte aus Westkleinasien meist Fahrt auf der Kassababahn nach Afiun Karahissar, weiter auf der Anatolischen Bahn an das Marmara-Meer, einige über Soma nach Sussurlu, Fußmarsch nach Panderma, Überfahrt nach Rodosto;

Redifs aus der Gegend von Afiun Karahissar, Konia, Uschak, Aïdin, Denisli, sowie Angora mit der Anatolischen Bahn zum Marmara-Meer;

Redifs von Kaisarije Fußmarsch nach Ulukischla, Fahrt mit der Bagdadbahn; ebenso die kurdischen Reiter aus der Gegend von Mardin, diese waren fast 4 Wochen unterwegs;

Redif-Division Aintab Fußmarsch nach Mamure, Bahnfahrt durch die Cilicische Ebene nach Gülek (bei Tarsus), Fußmarsch über den Taurus nach Bosanti oder Akköprü, Weiterfahrt mit der Bagdadbahn;

Transporte aus der Cilicischen Ebene (Redif-Division Adana), sowie einige zu Schiff in Mersina eingetroffene Transporte (von der Redif-Division Adalia?) Bahnfahrt nach Gülek und weiter über den Taurus wie oben;

Nisamtruppen und Redifs aus Syrien einschließlich der mit der Hedschasbahn aus Jemen und Hedschas nach Damaskus gelangten: Fahrt auf der Syrischen Bahn nach Aleppo, von hier, wie auch die Truppen aus Aleppo selbst, Fußmarsch über den Bailan-Paß und Alexandrette nach Toprak Kale, mit der Bagdadbahn durch die Cilicische Ebene nach Gülek, weiter wie oben;

Redifs aus dem nördlichen Anatolien (einschließlich Redif-Division Josgad), Nisam- und Rediftruppen aus Armenien, Seefahrt durch das Schwarze zum Marmara-Meer.

Die Türkei war im Sommer 1912 aus Anlaß des Tripoliskrieges und der Unruhen in Albanien verhältnismäßig kriegsbereit. Auf Anordnung Mahmud Scheffet Paschas waren in Thrazien, besonders um Gallipoli, über 100 000 Mann, in Albanien fast ebensoviele, bei Smyrna zum Küstenschutz 50 000 Mann vereinigt, zum Teil geschlossene Redif-Divisionen. Mitte September verfügte der neue Kriegsminister Nasim Pascha aus politischen Gründen die Entlassung von 120 000 Mann. Viele Leute waren noch gar nicht in die Heimat zurückgelangt, als der Mobilmachungsbefehl sie erneut zu den Waffen rief. Große Unordnung, Zeit- und Transportmittelverbrauch waren die Folge, die Mehrzahl der Leute kam nicht wieder zu den alten Verbänden.

Als der politische Himmel sich trübte, wurde am 24. September die Einberufung mehrerer Redif-Divisionen II. Klasse, nur Unausgebildete, zu Übungen verfügt; der Balkanbund wurde dadurch gereizt, die Wehrkraft der Türkei kaum verbessert.

Am 30. September erging in Bulgarien, in der Nacht zum 1. Oktober in

Digitized by Google

der Türkei der Mobilmachungsbefehl. Bei der I. Armee-Inspektion, d. h. bei den vier Armeekorps in Thrazien, waren zu dieser Zeit keine 20000 Mann in der Front. Ganze Truppenteile standen in Jemen, andere in Albanien, einzelne noch bei Smyrna.

Der türkische Mobilmachungsbefehl betraf alle Nisam- und Redifftruppen in Europa und Kleinasien. Aus Syrien sollte nur eine verstärkte Nisam-Division herangezogen werden, sowie die Redif-Divisionen Adana, Aleppo und Aintab, von den Truppen in Armenien eine Nisam-Division, die 31. sowie die Redif-Divisionen Samsun, Amasia, Siwas und Trapesund. Im Verlauf des Feldzuges kamen noch zwei weitere Nisam-Divisionen aus Armenien (29. und 30.?) und die Redif-Division Karput hinzu, sowie 2500 kurdische Reiter aus der Gegend von Mardin. Die Nisam-Divisionen von Karput, Musch und Wan sowie ganz Mesopotamien blieben von der Mobilmachung unberührt.

Als Aufmarschräume waren dem III., I. und IV. Armeekorps die Gegend von Kirk Kilisse bis Hasköi (20 km südöstlich Adrianopel) zugewiesen, dem II. Armeekorps Baba Eski hinter der Mitte der Front. Eine Reservearmee, bestehend aus dem XVI., XVII., XVIII. Armeekorps, die erst aus Redif-Divisionen zu bilden waren, sollte sich in der Linie Midia—Tschorlu sammeln.

Bei den Eisenbahnen wurde am 2. Oktober der Güterverkehr eingestellt, am 6. traten die Militärfahrpläne in Kraft, am 10. und 11. hörte der öffentliche Personenverkehr auf. Vom 2. bis 4. Oktober beförderte die Orientbahn drei Kavallerie-Regimenter in den Versammlungsraum der Kavallerie-Division nordwestlich Adrianopel, sowie Teile der Kriegsbesatzung und Vorräte nach dieser Festung, ferner die ersten Transporte nach Mazedonien. Auch begann die Heranführung von Kriegsbedürfnissen aus Anatolien und das Bereitlegen von Vorräten auf den Bahnhöfen des Kriegsschauplatzes. Die geschlossene Transportbewegung, beginnend mit den Fahrten der Ichtiads zu den Truppenteilen, also mit Mobilmachungstransporten, setzte etwa am 7. Oktober ein, die ganzer Truppenteile, der Aufmarsch selbst, am 12. Oktober, auch weiterhin stark vermischt mit Transporten von Ergänzungsmannschaften und -tieren. Etwa 6 Tage hatten die Eisenbahnen also verhältnismäßige Ruhe, konnten ihre technischen Anlagen vervollständigen und ihr rollendes Material den Einladestellen zuführen.

Eine Scheidung der Bahntransporte in Mobilmachungs- und Aufmarschtransporte wird unmöglich sein. Die Transporte an Ergänzungsmannschaften und -tieren gingen während des ganzen Feldzuges weiter; anderseits wurden auch Aufmarschtransporte mit Zügen des öffentlichen Verkehrs gefahren, nachdem dieser in Asien Ende Oktober wieder aufgenommen war.

Den Direktionen der Bahnen wurden die erforderlichen Transporte vom Generalstabe mitgeteilt, die Abfahrtszeiten wurden vereinbart, die Truppenteile erhielten hiervon ein bis zwei Tage vorher Kenntnis. Selbst auf der Anatolischen Bahn erwiesen sich aber diese Mitteilungen schon nach den ersten Transporttagen als gegenstandslos;

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Störungen im Bahnbetriebe auf der einen, Unpünktlichkeit vieler Truppen auf der anderen Seite warfen die Vereinbarungen über den Haufen. Selbst Bataillone des Standortes Konstantinopel, die man seit einer Woche auf dem Kriegsschauplatze wähnte, warteten unter den Augen des Generalstabes noch geduldig auf ihre Einladung. Einzelne Truppenteile rückten in anerkennenswerter Selbsttätigkeit zu Fuß ab.

Dem bulgarischen Vormarsch hatte man schon vom 13. Oktober ab entgegengesehen, er begann am 18. Oktober.

Am 20. Oktober, dem Vorabend der dreitägigen Kämpfe von Kirk Kilisse, treffen wir die Thrazische Armee in folgender Verfassung.

III. Armeekorps: 7. und 9. ND*) aufmarschiert, 8. nur ein Nisam-Regiment stark (Rest im Jemen), dafür fünf bis sechs Bataillone der RD Afiun Karahissar und Angora . . . . zusammen 25 000 bis 30 000 Mann

I. Armeekorps: 2. und 3. ND aufmarschiert, kombinierte 1. ND (diese selbst in Albanien) nur ein Nisam-Regiment, eine Pionierkompagnie, 20 Reiter, dazu ein Redif-Regiment . . . . zusammen 20 000 bis 25 000 Mann

IV. Armeekorps: Die 10. ND wurde in ihrem Standorte Adrianopel zurückgehalten, die 11. blieb beim Anmarsch gleichfalls dort. Das Armeekorps hatte also nur die 12. ND, und auch von dieser war ein Regiment nach Kirdschali, über 100 km westlich Adrianopel, zum Grenzschutz abgezweigt. An Stelle der Nisamtruppen traten die RD Ismid (neun Bataillone) und Teile der RD Uschak, deren Rest etwa am 25. Oktober eintraf zusammen 15 000 bis 20 000 Mann

II. Armeekorps: 4. ND im Anmarsch von Rodosto, auch 5. nur teilweise aufmarschiert, 6. ND erst im Antransport von Smyrna. Dafür Teile der RD Kastamuni, deren Rest am 29. und 30. Oktober mit der Bahn herankam und sofort nach dem Gefechtsfeld rückte . . . . . zusammen 15 000 Mann

Kavallerie-Division: sechs Regimenter . . . . 2000 Mann

Kriegsbesatzung Adrianopel: 10. und 11. ND und drei Redif-Divisionen (Adrianopel Baba Eski, Gümürdschina?) . . zusammen etwa 40 000 Mann.**)

Das Armee-Oberkommando war am 15. Oktober in Lüle Burgas eingetroffen. Was von den zur Reserve-Armee bestimmten Redif-Divisionen schon heran war, hatten die Armeekorps der vorderen Linie aufgesogen.

*) ND = Nisam-Division, RD = Redif-Division.

**) Vermutlich wurden später alle überhaupt wehrfähigen Männer in der Festung zum Waffendienst herangezogen. Die ersten bulgarischen Siegesberichte sprachen von 51 000 in Adrianopel gefangenen Türken. Nach einigen Tagen hieß es, daß nach Berechnung des bulgarischen Generalstabs noch 10 000 türkische Gefangene vermißt werden, die sich in türkischen Quartieren verborgen halten. Hierin liegt wohl das Eingeständnis, daß diese 10 000 Mann überhaupt nicht vorhanden waren, die Zahl der Verteidiger und der Gefangenen also von den Bulgaren stark überschätzt war.

Digitized by Google

Der Gefechtsstand der Thrazischen Armee bei Beginn der Feindseligkeiten betrug also im freien Felde 75 000 bis 85 000, in der Festung Adrianopel 40 000, im ganzen 115 000 bis 125 000 Mann. Als planmäßige Stärke waren etwa 220 000 Mann vorgesehen. Der Unterschied erklärt sich durch das Fehlen ganzer Divisionen und durch die unzureichende Ergänzung fast aller Truppenteile. Beim II. Armeekorps hatte kaum ein Bataillon mehr als 500 Mann. Die Armee war also „planmäßig aufmarschiert", aber, auch abgesehen von ihrem inneren Zustande, noch ganz unfertig. Es sei gleich hier erwähnt, daß ihr Gefechtsstand im freien Felde sich auch weiterhin, fast bis zum Waffenstillstand, nie über 120000 Mann erhoben hat.

Mit dieser unfertigen Armee nun trat man in den Kampf, mußte in ihn eintreten, aber man durfte damit noch nicht offensiv werden. Folge der voreiligen Offensive war der Rückzug am 23. Oktober. In ihn wurden auch 5000 Redifs mit hereingezogen, die eben in Kirk Kilisse eingetroffen waren, wo sie erst bewaffnet, zum Teil erst eingekleidet werden sollten, eine Erscheinung, die sich bei den späteren Kämpfen wiederholte.

Inzwischen fristeten die seit dem 15. Oktober aus Anatolien eingetroffenen Redif-Divisionen, vermischt mit Transporten von Ergänzungsmannschaften, in und um Konstantinopel ihr vergessenes Dasein. Die Orientbahn leistete wenig und der Generalstab dachte an keine Abhilfe. Da kamen die schlimmen Nachrichten von Kirk Kilisse. Nun erst, am 24. Oktober, besann man sich auf die wartenden Menschenmassen und ordnete Hals über Kopf ihren Seetransport nach Rodosto und Eregli an. Etwa 30 000 Mann wurden so in vier bis fünf Tagen auf den Kriegsschauplatz geworfen, darunter ganz oder teilweise die Redif-Divisionen Edremid, Kale Sultanije, Smyrna (?), Konia, Aïdin, Denisli, Eregli, Josgad.

Während die Armee der vorderen Linie, noch etwa 50 000 Mann stark, von den Bulgaren kaum verfolgt, sich in der Stellung Karagatsch—Lüle Burgas zu neuem Widerstand ordnete und vom 29. bis 31. Oktober standhielt, erschien hinter der Front nun wirklich die Reservearmee, meist allerdings nicht mit geschlossenen Divisionen, sondern mit vom Zufall zusammengewürfelten Redifverbänden, die mit etwas Artillerie ausgestattet wurden. Das gerade eintreffende XVII. Armeekorps nahm sogar am entfernten rechten Flügel mit Erfolg das von seinem Vorstoße zurückkommende III. Armeekorps auf, wurde dann freilich von der allgemeinen Flucht über Sarai nach Tschataldscha mitgerissen. Bei Midia machten sechs Bataillone der Redif-Division Amasia, geradeswegs aus Ostanatolien heranbefördert, einen Landungsversuch im Rücken der Bulgaren.

In der Tschataldscha-Stellung langte die Armee zwischen dem 5. und 7. November als ein wilder Strom von 60 000 Menschen an. Eine der ersten Maßnahmen war das Abschieben von 12000 Unausgebildeten über San Stefano nach Anatolien, nachdem schon Ende Oktober mehrere Tausende auf diese Weise ausgemerzt worden waren.

Als die Bulgaren am 12. November vor der Tschataldscha-Stellung eintrafen,

Digitized by Google

war auf türkischer Seite wieder Ordnung geschaffen. Neben 20 000 notdürftig ausgebildeten Redifs aus der Hauptstadt kamen nun wirklich ausgebildete Verstärkungen an, vor allem aus Armenien die am 7. November von Trapesund nach San Stefano eingeschiffte 31. Nisam-Division und die Redif-Divisionen Trapesund, Samsun und Siwas, ferner die vom 15. bis 25. Oktober auf der Anatolischen Bahn heranbeförderte Redif-Division Kaisarije und die ersten Bataillone aus Syrien. Die Nisamtruppen wurden zum Teil zum Auffüllen der durch die bisherigen Kämpfe stark verbrauchten Nisam-Divisionen verwendet. In der Schlacht vom 17./18. November, in der die angreifenden Bulgaren zurückgeworfen wurden, wobei sich besonders die Truppen aus Armenien sehr tapfer schlugen, hatte die Thrazische Armee bereits wieder eine Stärke von 80 000 bis 90 000 Mann mit 280 Geschützen und war ganz neu gegliedert mit drei starken Armeekorps in vorderer Linie, dahinter zwei Reservekorps.

Merkwürdige Erlebnisse hatten inzwischen die für den Kriegsschauplatz bestimmten Truppen aus Syrien, eine verstärkte Nisam-Division zu 13 Bataillonen, zwei Kavallerie-Regimentern, zwei Artillerie-Regimentern, technischen Truppen, dazu drei Redif-Divisionen, einschließlich der Ergänzungen für Truppen in Europa über 35 000 Mann, fast 10 000 Tiere, über 100 Geschütze und Fahrzeuge. In Damaskus und Adana herrschte anfangs Oktober die Cholera. Da man auf die Truppen nicht verzichten wollte, wurde die Seuche als erloschen erklärt. Am 11. Oktober begannen die Bahntransporte von Damaskus nach Aleppo, gleichzeitig traten die Truppen aus Cilicien den Vormarsch über den Taurus zur Bagdadbahn an. Die ersten Transporte trafen am 25. Oktober in Haidar Pascha ein, wurden teilweise in Konia einige Tage zur Beobachtung zurückgehalten, und gelangten nun in die Tschataldscha-Stellung. Mit ihnen hielt die Cholera dort ihren Einzug, die im November die Reihen des türkischen Heeres um 12 000 bis 15 000 Mann lichtete.

Dieser Feind war auch die Veranlassung, daß doch Ende Oktober die Transporte aus Syrien eingestellt wurden. Fast 20 000 Mann, die sich um Bosanti und Ulukischla zum Einladen zusammengefunden hatten und vorläufig angehalten waren, wurden über den Taurus zurückgeschickt, die Redif-Bataillone wurden bei Tarsus entlassen, ebenso etwa 10 000 Mann, die noch um Aleppo im Sammeln waren. Selbst die Nisamtruppen von Jerusalem und Jaffa befanden sich wieder der Heimat nahe, als am 14. November das Heranziehen der syrischen Truppen erneut verfügt wurde. Sie trafen zwischen 20. November und 5. Dezember am Marmara-Meer ein, nachdem einzelne von ihnen 6 bis 8 Wochen ständig unterwegs gewesen waren; unmittelbar hinter ihnen, bis Mitte Dezember, kamen die 2500 kurdischen Reiter an.

Je mehr sich die Tschataldscha-Stellung als widerstandsfähig erwiesen hatte, desto mehr richteten sich die Blicke der Bulgaren auf ein neues Operationsziel, die Dardanellen. Türkischerseits wurden in Voraussicht dessen schon in der zweiten Novemberwoche 4000 Redifs nach Gallipoli geschickt. Ende November wurden

Digitized by Google

12 000 Mann, auch Feldartillerie, aus der Tschataldscha-Stellung nach San Stefano zurückgenommen und nach den Dardanellen eingeschifft, darunter die Redif-Divisionen Ismid und Trapesund. Vor allem aber wurden die syrischen Truppen dort verwendet.

Wohl war am 3. Dezember der Waffenstillstand geschlossen worden ohne Beitritt Griechenlands, die Truppentransporte dauerten jedoch fort, besonders trafen vom 10. Dezember ab zwei Nisam-Divisionen und die Redif-Division Karput aus Armenien ein; sie wurden als X. Armeekorps bei Ismid und Panderma aufgestellt, um als bewegliche Reserve für den ganzen Kriegsschauplatz zu dienen. Eine weitere Reserve, meist aus Rekruten und den kurdischen Reitern bestehend, stand bei Konstantinopel.

Nach Abschluß dieser Transporte, um den 20. Dezember, finden wir in der Tschataldscha-Stellung rund 120 000 Mann mit 12 000 Pferden und 25 000 Tragtieren, bei Gallipoli über 40 000, bei Ismid und Panderma 30 000, bei Konstantinopel 40 000, dazu in Adrianopel 40 000 Mann, zusammen auf dem thrazischen Kriegsschauplatze über 250 000 Mann.

Der Aufmarsch der türkischen Ostarmee kann hiermit als abgeschlossen gelten. Weitere Verbände aus Armenien, Syrien, Mesopotamien heranzuziehen, erlaubten wohl weder die politischen Verhältnisse, noch die vielfach durch Abgaben nach dem Kriegsschauplatz verminderten Stärken der zu Hause verbliebenen Truppen, noch die weiten Wege. Wäre bei den syrischen Truppen nicht die Störung durch die Cholera eingetreten, so hätten diese bei gleicher Inanspruchnahme der Transportmöglichkeiten ihren Aufmarsch am 15. November beendet gehabt. Um die gleiche Zeit hätten die Truppen aus Armenien da sein können, wenn die Sorge um den Schutz Armeniens sie nicht so lange dort zurückgehalten hätte.

Nimmt man die Zahl der anfangs auf dem Kriegsschauplatze vorhandenen Streitkräfte einschließlich der von da Einberufenen zu 50 000 bis 60 000 Mann an, und die Zahl der Verluste und der wieder heimgeschickten Leute ebenso hoch, so beziffert sich nach den angegebenen Stärken beim Abschlusse des Aufmarsches und mit den nach Mazedonien gelangten Verstärkungen die gesamte Transportleistung auf 250 000 bis 300 000 Mann. Fast die Hälfte aller Transporte hat die Anatolische Bahn benützt.

Der türkische Eisenbahnaufmarsch 1912, der in Europa infolge ungenügender Vorbereitungen und übertriebener Anforderungen versagt hat, ist in Asien, vor allem bei der Anatolischen Bahn dank den gewissenhaften Vorarbeiten und der zielbewußten Durchführung, wohl gelungen.

Notwendig ist noch der Hinweis auf die Tatsache, daß die Zahl der mit der Eisenbahn an das Marmara-Meer beförderten Feldtruppen, ausgestattet mit berittenen Waffen, mit Fahrzeugen und mit einigen Trains, nur die syrischen Nisamtruppen und die 6. Division von Smyrna umfaßte, zusammen kaum 25 000 Mann. Alle anderen Transporte, auch die der Redifformationen, erinnern mehr an Mobilmachungstransporte als an den Aufmarsch geschlossener Heeresverbände. Die Anforde-

Digitized by Google

rungen an das anatolische Bahnnetz waren also nicht sonderlich hoch, die Verhältnisse gewiß günstiger, als sie für die Orientbahn auf dem Kriegsschauplatze selbst lagen, dafür aber die Wege viel weiter.

Dem Gesamtbilde des Aufmarsches seien noch einzelne Züge angefügt, vor allem einige Fälle von Reibungen und Störungen.

Auffallend ist zunächst das lose Zusammenarbeiten zwischen Militärbehörden und Eisenbahnverwaltungen. Hierfür ein Beispiel sogar aus der späteren Zeit. Für die Tschataldscha-Stellung war in der schwierigen Zeit Anfang November ein Zug mit schweren Geschützen in Hademköi eingetroffen, aber es war keine Rampe da zum Ausladen. Man telegraphierte nach Konstantinopel, ein Zug mit Arbeitskräften und Baustoffen zum Rampenbau kam bald an. Da aber niemand bestimmte, wo die Rampe gebaut werden sollte, blieb dieser Zug eine Station vor Hademköi 4 Tage unnütz stehen, die Geschütze wurden nicht abgeladen und beide Züge hinderten den Verkehr.

Auf Freihalten der Gleise wurde überhaupt wenig Wert gelegt. Die Salonwagen der beiden Oberkommandierenden, die diesen zum Aufenthalt dienten, sperrten tagelang ein Gleis. Dabei war es der Stimmung der hungernden Truppen nicht förderlich, die darin stehenden gutbesetzten Tische der höheren Stäbe zu sehen. Als man endlich zur Abhilfe ein eigenes Gleis bauen wollte, waren die dazu bestimmten Schwellen von den frierenden Soldaten verbrannt. Auch befahl der Generalissimus Nasim Pascha einmal die Strecke bis auf weiteres freizuhalten, damit er jederzeit die Rückfahrt antreten könne. Solche Maßnahmen mußten zu unentwirrbaren Verstopfungen auf der ganzen Strecke führen. Hinter der Tschataldscha-Stellung ließ man Verpflegungszüge tagelang beladen die Gleise sperren; die Truppen in der Nähe litten Hunger, dünkten sich aber zu gut, um beim Abladen mitzuhelfen, es mußten hierzu Lastträger aus Konstantinopel besorgt werden. Wenn es bei Ankunft am Ziel regnete, kam es vor, daß die Soldaten sich weigerten, den Zug zu verlassen; die Folge war eine verspätete Rückfahrt des Leerzuges und Verzögerung des nächsten Transportes. Bei der Flucht von Kirk Kilisse wurden die mit Fahrkarten versehenen Landeseinwohner von türkischen Offizieren auf die Wagendächer verwiesen, so daß sie bei der Fahrt über eine überdeckte Brücke abgestreift und getötet wurden, der Zug dadurch entgleiste. So tritt allenthalben der Mangel sachkundiger und tatkräftiger Bahnhofskommandanten zutage.

Wer die Rücksichtslosigkeit kennt, mit der beim Aufmarsch 1870 der deutsche Generalstab alle Eingriffe und Anträge der Kommandobehörden zurückwies und die Forderung eines ungestörten Aufmarsches über alles stellte, den überkommt Mitleid mit den armen Beamten der Orientbahn, die der Willkür mit dem Revolver drohender Leutnants preisgegeben waren.

Digitized by Google

12 Lokomotiven und 400 Wagen fielen beim Rückzuge von Kirk Kilisse den Bulgaren in die Hände, Eisenbahn und Telegraph wurden ihnen unversehrt überlassen.

Besonders schlimm stand es um die Verpflegung. Obwohl den Truppen vier- bis fünftägige Bahnfahrten bevorstanden, wurde nichts vorbereitet. Der genügsame türkische Soldat sollte leben, auch ohne zu essen. Er erhielt täglich 3 Piaster (60 Pf.) ausbezahlt. Bei den Anmärschen zur Einladestation konnte er sich hiervon in den meisten Gegenden gute und reichliche Kost kaufen und auch für 1 bis 2 Tage Brot mitnehmen. Aber schon bei den Truppenansammlungen an den Einladestellen fing die Not an. In Konstantinopel wandten sich die Leute einzeln den Kaffeehäusern und Garküchen zu. Auf dem Kriegsschauplatz hörte die Möglichkeit zur Selbstverpflegung natürlich ganz auf. Einen eisernen Bestand gibt es in der Türkei nicht. Nach tagelangem Hungern traten die Mannschaften in mehrtägige Kämpfe ein, der Zusammenbruch in diesen war bekanntlich durch die ungenügende Verpflegung wesentlich mitverschuldet. Für Trinken und Tränken bei den Eisenbahnfahrten war natürlich noch weniger gesorgt. Brunnen sind an den Stationen, und die Soldaten haben Trinkbecher, was brauchte es mehr? Daß aber auf diese Weise das Trinken eines Bataillons eine Stunde dauert, daß also durch diese scheinbare Kleinigkeit jeder Fahrplan über den Haufen geworfen wird, hatte man nicht bedacht. Erst die Bahnverwaltungen schufen nach trüben Erfahrungen durch Bereitstellen von Wasser in Bottichen Abhilfe. Nur für Futter war vorgesorgt.

Gewiß werden Reibungen der genannten Art bei jeder größeren Transportbewegung vorkommen. Sie können überwunden werden, wenn die Transportanlage, vor allem durch Freihalten einzelner Züge, genügenden Spielraum bietet. Häufen sich aber die Störungen, so können sie einen Aufmarsch ernstlich gefährden.

Gesichtspunkte für Verwendung der Eisenbahnen bei künftigen Aufmärschen.

Ein allgemeiner türkischer Eisenbahnaufmarsch wird nach Fertigstellung der Bagdadbahn mit viel größeren Transportmassen und Entfernungen rechnen können wie 1912, wo ein großer Teil des Heeres wegen mangelnder Verbindungen untätig blieb.

Bei einem Kriege in Europa muß das türkische Heer so stark als möglich gemacht werden. Die Truppen in Europa und im näheren Umkreise des Marmara-Meeres werden auf Kriegsstärke, die bis zum 10. Mobilmachungstage ohne größere Transportbewegung erreichbar ist, 120 000—150 000 Mann stark sein können. Der Grenz- und Küstenschutz in Asien kann, wenn es die politische Lage gestattet, niedrig gehalten und Rediftruppen zugewiesen werden, da die Bagdadbahn rasche Verschiebungen gestattet. Nur in Armenien müssen auch Nisamtruppen bleiben. Insgesamt können in Asien 50 000—100 000 Mann für alle Schutzmaßregeln genügen. Alles übrige, 250 000—300 000 Mann, muß rasch nach Europa gezogen werden.

Digitized by Google

In einem Kriege in Syrien oder Mesopotamien, wo es sich in der Hauptsache um Abwehr von Landungskorps, vielleicht in Verbindung mit inneren Unruhen, handeln wird, dürfte eine Armee von 150 000—200 000 Mann allen Möglichkeiten gewachsen sein, ebenso bei feindlichen Unternehmungen gegen die cilicische Küste, wozu die Bagdadbahn reizen könnte, und gegen Smyrna. Ein Krieg gegen Rußland in Armenien würde eine starke Truppenmacht erfordern; bis zur Herstellung einer Bahnverbindung dorthin kann sie aber, wie erwähnt, nur rund 100 000 Mann betragen. Auch wenn die Türkei in Asien an verschiedenen Punkten zu einem Gesamtaufwande von etwa 300 000 Mann gezwungen wird, werden für Europa und die angrenzenden asiatischen Küsten noch 150 000 Mann verbleiben, eine zum Schutze der Hauptstadt gewiß sehr erwünschte Stärke, selbst wenn dort keine unmittelbare Kriegsgefahr droht.

Der Eisenbahnaufmarsch von 250 000—300 000 Mann, die Heranbeförderung auch aus den entferntesten Gegenden des Reiches nach Europa, wird selbst nach Fertigstellung der Bagdadbahn bedeutend mehr Zeit beanspruchen, als man nach den Erfahrungen in neueren europäischen Kriegen anzusetzen geneigt sein könnte. Die Bagdadbahn wird eben fast die einzige Transportstraße sein, sie ist eingleisig, die Entfernungen sind sehr groß, der Wagenpark gering. Alle Leerzüge müssen bei einem allgemeinen Aufmarsch mehrfach verwendet werden, ihr Rücklauf zu den Ausgangspunkten verdoppelt die Aufmarschzeit.

Selbst bei glattem Verlauf wird der Aufmarsch von 300 000 Mann, darunter über die Hälfte Feldtruppen mit allem Zubehör, bis zu den Küsten des Marmara-Meeres 40—45 Tage dauern.*) Dazu kommen noch 3—5 Tage für die Überführung

*) Die Gesamtzeit, in der ein Transport einen Leerzug bis zu dessen Wiederverwendung beansprucht, setzt sich zusammen aus der Fahrtdauer, der gleichen Zeit für die Rückfahrt des Leerzuges, dazu mindestens einen Tag für Ein- und Ausladen, sowie Spielraum. Sie beträgt also z. B. für einen Transport von Aleppo nach Haidar Pascha 3 + 3 + 1 = 7 Tage.

Faßt man den Leerzugbedarf der einzelnen Verbände (ND = Nisam-Division, KTr = Korpstruppen, RD = Redif-Division) und die Gesamtzeit, in der sie die Züge beanspruchen, unter dem Begriff „Zugtage" zusammen, so brauchen die für den Aufmarsch in Europa in Betracht kommenden Verbände bis zum Marmara-Meer bei Zügen zu 60 Wagen:

1 ND, 3 RD aus dem westlichen Kleinasien	(28 000 Mann)	30 Züge	auf je 4 Tage =	120 Zugtage,
3 RD aus dem inneren Kleinasien . .	(18 000 „)	15 „	„ „ 4 Tage =	60 „
6 RD aus Angora und Hinterland . .	(36 000 „)	30 „	„ „ 4 Tage =	120 „
1 ND, 4 RD aus Cilicien und Nordsyrien	(34 000 „)	35 „	„ „ 7 Tage =	245 „
1 KTr, 2 ND, 1 RD aus Mittel- und Südsyrien	(31 000 „)	50 „	„ „ 9 Tage =	450 „
2 KTr, 4 ND, 3 RD aus Mesopotamien	(68 000 „)	105 „	„ „ 12 Tage =	1260 „
2 KTr, 5 ND, 3 RD aus Armenien und Kurdistan	(78 000 „)	120 „	„ „ 10 Tage =	1200 „
5000 kurdische Reiter (Hamidije-Kavallerie)	(5 000 „)	10 „	„ „ 10 Tage =	100 „
Zusammen:	(rund 300 000 Mann)	395 Züge		= 3555 Zugtage.

Die Stärke der Verbände ist hierbei, nach den Erfahrungen von 1912, angesetzt: ND 10 000, KTr 5000, RD 6000 Mann. Werden von dem Gesamtbestand von 90 Zügen zu 60 Wagen (S. 344)

Digitized by Google

auf den europäischen Kriegsschauplatz. Da der Aufmarsch nach den Erfahrungen von 1912 kaum vor dem 11. Mobilmachungstage beginnen wird, so kann er erst gegen Schluß des zweiten Monats vom Beginn der Mobilmachung ab beendet sein.

Bei vorstehenden Erwägungen ist die Kassababahn wegen ihrer geringen Leistungen 1912 außer Betracht gelassen; ihre Mitwirkung beim Aufmarsch ist zur Entlastung der Anatolischen Bahn natürlich sehr zu begrüßen. Wäre für die vom Aufmarsch berührten Linien die Belastung gleichmäßig, so würde sie täglich etwa 10 Züge in jeder Richtung betragen, eine Leistung, welche die Streckenverhältnisse der Anatolischen und Bagdadbahn schon jetzt zulassen. Naturgemäß werden sich die Transporte jedoch gegen das Ziel zu häufen, besonders auf der Strecke Eski Schehir—Haidar Pascha; deshalb muß hier zur Vermeidung von Störungen die Leistungsfähigkeit auf 18 bis 24 Züge erhöht werden.

Der Hauptbewegung auf der Strecke Bagdad—Haidar Pascha haben sich die Heranführungen auf den Zweig- und Anschlußbahnen und die bis zu 3 Wochen betragenden, gewissenhaft zu regelnden Anmärsche anzupassen, ebenso die Überführung der Transporte von Jsmid, Haidar Pascha oder Panderma nach Europa, sei es durch Weiterfahrt auf der Orientbahn oder durch Seetransport nach Rodosto und anderen Häfen. Anhäufungen, wie die vom 20. bis 24. Oktober 1912, die den ganzen Wert eines raschen Antransportes in Asien hinfällig machen, dürfen keinesfalls vorkommen. Wie die Kräfteverteilung auf europäischem Boden erfolgen, wohin vor allem die ersten Verstärkungen rücken sollen, ist eine über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausgehende Betrachtung. Maßgebend hierfür werden auch die unumgänglichen Befestigungen im weiteren Umkreise von Konstantinopel sein. Jedenfalls müssen die hiernach etwa erforderlichen Bahnen bald und genügend leistungsfähig gebaut werden.

Mit Hilfe der Bagdadbahn werden den auf dem europäischen Kriegsschauplatze vorhandenen, zu seiner ersten Sicherung ausreichenden 120000 bis 150000 Mann, täglich 7000 bis 10 000 Mann Verstärkungen zugeführt werden können. Binnen 2 Monaten kann dort eine Streitmacht von 400 000 bis 450 000 Mann aufmarschiert sein, stark genug, auch gegen einen mächtigen Feind zum Angriff überzugehen und ihn zu vernichten, vorausgesetzt, daß mit dem Bau der Bagdadbahn der innere Ausbau des türkischen Heeres und Staatswesens vorwärts schreitet.

12 v. H. abgesetzt zur Verwendung für die auch während des Aufmarsches noch fortdauernden Transporte von Ergänzungsmannschaften und Kriegsbedürfnissen sowie für unvorhergesehene Fälle, so stehen für den Aufmarsch täglich rund 80 Züge zur Verfügung.

Da für die 80 Züge das letzte Mal der Rücklauf wegfällt, vermindert sich die errechnete Zahl von 3555 Zugtagen um etwa 320 auf 3240.

Die Aufmarschdauer im angenommenen Falle ist 3240 (Zugtage): 80 (Züge), d. i. 40½ Tage. Diese Zeit kann um mehr als einen Tag verkürzt werden, wenn die Masse der Transporte schon in Jsmid, 90 km vor Haidar Pascha, ausgeladen und eingeschifft wird.

Digitized by Google

Schlußbetrachtung.

Die Türkei wird in der Bagdadbahn ein Kriegswerkzeug ersten Ranges besitzen, das durch die Möglichkeit rascher Truppenversammlungen und -verschiebungen den Bestand mehrerer Armeekorps aufwiegt. Die anderen Bahnen stehen mit der Bagdadbahn in organischer Verbindung, die einzige Lücke, die — außer der kurzen Strecke Muradli—Rodosto — im türkischen Verkehrsnetze klafft, ist die fehlende Verbindung nach Armenien. Hier muß der Hebel angesetzt werden zum weiteren Ausbau des Bahnnetzes.

Hand in Hand damit muß die Verbesserung der Leistungsfähigkeit der Strecken im einzelnen gehen, so besonders bei der Orientbahn, bei der Strecke Haidar Pascha—Eski Schehir und bei der Kassababahn, je nach den Verhältnissen durch zweigleisigen Ausbau, Vermehrung der Stationen, Verbesserung der Wasserversorgung und andere Maßnahmen. Die Vermehrung des rollenden Materials muß ständig im Auge behalten werden. Sie wird von selbst eintreten mit Zunahme des Verkehrs, vielleicht auch durch Bau von Stichbahnen, die im Frieden den Verkehr beleben, im Kriege ihr rollendes Material an die Hauptbahn abgeben. Allgemeiner Wagenausgleich muß unbedingt gesichert sein.

Die besonderen militärischen Zwecke erfordern ferner den Bau von Rampen an allen wichtigen Einlade- und voraussichtlichen Ausladepunkten, die Vorbereitung von Verpflegungs-, Trink- und Tränkstationen, die Einrichtung von Kranken- und Entseuchungsräumen an den Hauptstationen.

Eine Erfahrung hat der Balkankrieg gebracht, die wohl beherzigt werden wird: auf Neueinrichtung von Bahnanlagen in kurzer Zeit kann im Kriege nicht gerechnet werden. Die zur kriegsmäßigen Leistung erforderlichen Maßnahmen müssen also schon im Frieden getroffen werden. Dies gilt besonders von Kreuzungsstationen.

Zugleich mit den Eisenbahnen müssen die Haupthäfen (Ismid, Rodosto, Panderma) so ausgebaut werden, daß rasches Umladen auch bei stürmischem Wetter möglich wird.

Alle diese ausschließlich für militärische Zwecke nötigen Anlagen kosten Geld. Die türkische Regierung, der allerdings in Finanzfragen durch die Kapitulationen die Hände sehr gebunden sind, hat bisher häufig versucht, diese Aufwendungen den Bahngesellschaften über deren vertragsmäßige Verpflichtung hinaus aufzubürden. Die Folge waren Mißhelligkeiten und Aufschub längst als notwendig erkannter Verbesserungen. Die Türkei wird sich entschließen müssen, einen angemessenen Teil der durch die Landesverteidigung veranlaßten Kosten, wie dies anderwärts auch geschieht, den Bahngesellschaften zu ersetzen. Dann werden diese auch willfährig sein und mit ihren Ratschlägen zur Verbesserung des Eisenbahnwesens nicht zurückhalten. Die bisherigen

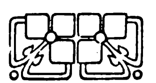
Digitized by Google

Zustände, das Aufstellen unmöglicher Forderungen seitens des Generalstabes und das Verweigern der Mittel auch zu den möglichen und nötigen Verbesserungen, tragen die Hauptschuld an dem Mißerfolge der Orientbahn im letzten Kriege.

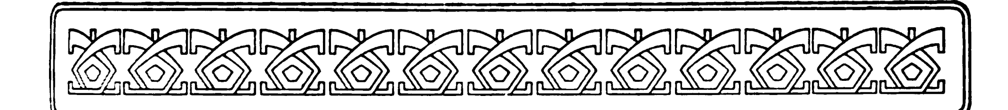
Gerade auf dem Gebiete des Verkehrswesens haben sich die dem türkischen Generalstabe vielfach fehlende Sachkenntnis und die oberflächliche Mobilmachungsvorbereitung bitter gerächt. Die Schaffung einer genau arbeitenden Militäreisenbahn- und Seetransport-Behörde und ihre Besetzung mit tatkräftigen Sachverständigen wird nach dem Kriege eine sehr notwendige Maßregel sein. Dieser Behörde wird es auch zufallen, dafür zu sorgen, daß bei den Kommandobehörden und Truppen das Verständnis für einen geordneten Bahnbetrieb geweckt und gefördert wird, und daß durch Einrichtung von Bahnhofskommandanturen mit vorgebildeten Persönlichkeiten im Kriege den Störungen entgegengetreten wird.

Bei vielen der angedeuteten Verbesserungen können auch mit wenigen Mitteln Fortschritte erzielt werden, in ihrer Gesamtheit bedingen sie allerdings erhebliche Kosten, die im Interesse der Landesverteidigung vom türkischen Staate und den Bahngesellschaften gemeinsam getragen werden müssen. Die Hauptfrage wird aber vielleicht, wie bei sonstigen Schäden im türkischen Heerwesen, weniger auf materiellem Gebiete liegen als darin gipfeln, ob es den leitenden Stellen gelingen wird, gründliche Einkehr herbeizuführen und freie Bahn zu schaffen für gediegene selbstlose Arbeit zum Wohle des Vaterlandes. Gelingt dies, dann werden die Eisenbahnen der Türkei die ihnen zukommenden großen Aufgaben einwandfrei erfüllen. An der Mitwirkung der Bahnverwaltungen, von denen sich besonders die der Anatolischen und Bagdadbahn im Balkankriege hervorragend bewährt haben, wird es gewiß nicht fehlen.

Major Kübel,
zugeteilt der Zentralstelle des Kgl. Bayerischen Generalstabes, kommandiert zur Eisenbahn-Abteilung des Großen Generalstabes.



Digitized by Google



Einzelstudien über den spanischen Krieg 1808 bis 1814.

(Fortsetzung.)

IV. Der Offensiv-Feldzug Oporto-Talavera im Sommer 1809.

„Die spanischen Armeen sind vernichtet, die englische Armee ist geschlagen" schrieb Napoleon am 15. Januar 1809 kurz vor seiner Abreise nach Paris an seinen zu Cassel residierenden Bruder Jerome.*) Trotzdem hielt er es für nötig, vier starke Heere auf der spanischen Halbinsel zurückzulassen, eine Vorsicht, die sich als durchaus geboten erwies, denn bereits im Laufe der Wintermonate wurden die spanischen Heerestrümmer in allen Teilen der Halbinsel wieder lebendig und schlossen sich zu neuen Offensivstößen zusammen. Während der Kaiser Napoleon zu Paris die Vorbereitungen zu seinem Feldzuge gegen Österreich traf, hielt auf spanischem Boden eine Ostarmee von fast 40 000 Mann unter Gouvion St. Cyr die weit ausgedehnte Ostküste des Landes, Ney im Norden die Provinzen Galicien und Asturien nieder. Soult hatte den Auftrag, mit der Südarmee unter Victor gemeinsam Portugal zu säubern und die bei Lissabon noch haltenden Engländer auf ihre Schiffe zurückzujagen, ins Meer zu werfen, wie es Napoleon gelegentlich ausdrückte.

Skizze 32.

Marschall Soult trat im Februar Napoleons Befehlen gemäß mit etwa 24 000 Mann seinen Vormarsch von La Coruña her, wohin er im Dezember 1808 bei Verfolgung der englischen Armee des Generals Moore gelangt war**), gegen Portugal an. Er hatte den Auftrag, zuerst die wichtige Hafenstadt Oporto und sodann Lissabon selbst in Besitz zu nehmen. Zu gleicher Zeit sollte Marschall Ney mit 16 000 Mann die Provinzen Galicien und Asturien weiter niederhalten, Marschall Victor mit seinem eigenen Korps von 22 000 Mann und einigen Verstärkungen den Tajo überschreiten, die wichtige Festung Badajoz nehmen und gegen die Hauptstadt des spanischen Südens, Sevilla, den Sitz der Zentraljunta, marschieren. Die Offensive

*) Correspondance de Napoléon I. Nr. 14718 (aus Valladolid).
**) VIII. Jahrgang, 1911. 3. Heft, Seite 519/521.

Digitized by Google

gegen eine zwischen Sevilla und Cadiz sich bildende spanische Südarmee fiel dem Korps des Generals Sebastiani zu, das etwa 15 400 Mann zählte.*)

In der Nordwestecke der Halbinsel hatten sich während der Wintermonate die Trümmer der ehemaligen Galicischen Armee wieder gesammelt und standen unter La Romañas Oberbefehl in der Gegend von Orense, als Soults Anmarsch gegen Anfang März 1809 fühlbar wurde. La Romaña wich einem Zusammenstoße wohlweislich aus; trotzdem hatte sich Soult bei seinem Vormarsche auf Oporto fortwährend der Angriffe halbbewaffneter Bauernbanden zu erwehren, die von vornherein einen erbitterten Zug in die Kriegführung brachten und bei Rückschlägen immer wieder durch einige Bataillone ehemaliger portugiesischer Linientruppen aufgenommen wurden. Am 27. März erst gelangte Soult nach Oporto, fand diese besonders durch ihre Handelsbeziehungen zu England wichtige Hafenstadt durch provisorische Verschanzungen gedeckt und durch etwa 30 000 Aufständische verteidigt. Aller fanatische Heldenmut der vom Bischof von Oporto in Person geführten und angefeuerten, mangelhaft bewaffneten und kaum notdürftig ausgebildeten Truppen vermochte jedoch die Stadt nicht zu retten. Nach zweitägiger Beschießung erstürmte sie Soult und richtete unter den Portugiesen ein entsetzliches Blutbad an.

Ein großer Vorteil für die Gesamtlage der spanischen Verteidigung wurde aber dennoch durch die Tapferkeit der Bevölkerung von Oporto erreicht. Soult wagte es angesichts der überall auftauchenden bewaffneten Streifkorps fürs erste nicht, die soeben erst gewonnene Stadt alsbald wieder zu verlassen und seinen wichtigeren Auftrag, Verjagung der Engländer und Wegnahme von Lissabon, zu erfüllen. Er hielt es vielmehr für geboten, sich zunächst eine sichere Operationsbasis zu schaffen und die bereits durchschnittene Verbindung mit dem Marschall Ney in Galicien wieder aufzunehmen. Alle darauf gerichteten Bemühungen blieben aber erfolglos, so daß Soult sich mit der Bitte um Verstärkungen an den Kaiser wandte. Das operative Ergebnis war jedenfalls, daß Soult bei Oporto verblieb.

Das war für die Sache der Verbündeten um so wichtiger, als auf den anderen Kriegsschauplätzen die Franzosen unzweifelhaft Fortschritte machten. Sebastiani schlug am 27. März die spanischen Streitkräfte unter Cartaojal bei Ciudad Real und drängte sie nach der Sierra Morena zurück, Victor nötigte die ihm entgegentretenden Truppen unter Cuesta zum Rückzuge in das Tal des Guadiana und vermochte sie am 28. März bei Medellin entscheidend zu schlagen. Es gelang ihm aber weder die

*) Im ganzen standen am 1. Februar 1809 einschließlich der Reserve von Madrid, der Streitkräfte bei Saragossa und der Garnisonbesatzungen von Nordspanien nicht weniger als 288 551 Franzosen in Spanien. Davon waren 56 404 Mann krank, 36 326 detachiert, 1843 kriegsgefangen, so daß für die Operationen 193 978 Mann zu rechnen sind, die in das 1. (Victor), 2. (Soult), 3. (Lundt), 4. (Sebastiani), 5. Mortier), 6. (Ney), 7. Korps (Gouvion St. Cyr), eine Reserve-Kavallerie und eine Reserve zu Madrid gegliedert waren.

Digitized by Google

Verbindung mit Soult aufrechtzuerhalten, noch die Festung Badajoz zu belagern. Nicht in der Lage, mit seinen erschöpften Truppen weiter auf Andalusien vorzudringen, machte er im Tale des Guadiana halt und bat gleichfalls um Verstärkungen. Während dieser Zeit gelang es den überall aus dem Boden schießenden Guerillabanden, die Verbindungen der verschiedenen französischen Heere untereinander, mit Madrid und mit Frankreich so nachhaltig zu unterbrechen, daß die Marschälle und Generale bald in der Hauptsache nur noch auf englische Zeitungsnachrichten angewiesen waren. Die weite räumliche Trennung der Armee-Abteilungen, Soult bei Oporto und Victor am Guadiana, wurde noch dadurch besonders empfindlich, daß eine zur Aufrechterhaltung der Verbindung zwischen ihnen bestimmte Division unter Lapisse ihre Stellung an der Coa voreilig preisgab und sich über Alcantara—Merida an Victor heranzog.

So lagen die Dinge, als an der Spitze eines neuen englischen Heeres General Sir Arthur Wellesley in Portugal wieder eintraf.

Hier hatten seit dem Oktober 1808, wo General Moore seinen Vormarsch auf Salamanca antrat*), nur etwa 9000 Engländer unter dem Befehl des Generals Craddock gestanden, stets bereit, im Falle eines überlegenen französischen Angriffs sich wieder einzuschiffen und die Halbinsel zu verlassen. Die britische Regierung hatte sich inzwischen zu dem weltgeschichtlich bedeutsamen Entschlusse durchgerungen, den Kampf auf der Halbinsel mit allen verfügbaren Mitteln fortzusetzen. General Beresford, sowie andere britische und in Englands Diensten stehende deutsche Offiziere, waren mit der Reorganisation der portugiesischen Truppen beschäftigt, große Vorräte an Waffen und Ausrüstungsstücken wurden dorthin gesandt. Das Wichtigste aber war, daß man sich dazu entschloß, den aus den Untersuchungen über die Konvention von Cintra**) gerechtfertigt hervorgegangenen General Sir Arthur Wellesley mit dem Oberbefehl auf spanischem Boden unter ziemlich weitgehenden Vollmachten zu betrauen. Das Verdienst, diese Wahl durchgesetzt zu haben, gebührt in der Hauptsache dem damaligen Staatssekretär Lord Castlereagh.

Wellesley vertrat im Gegensatz zu der Auffassung des bei La Coruña gefallenen Generals Moore, der dieser unglücklicherweise schriftlich Ausdruck verliehen hatte, die Überzeugung, daß es sehr wohl möglich sei, Portugal gegen ein französisches Heer von nicht über 100 000 Mann zu verteidigen, wenn ihm ein britisches Landheer von 20000 bis 30000 Mann und zugleich der Oberbefehl über die Seestreitkräfte anvertraut würde. Bereits bei dieser Gelegenheit trat der klare Blick Wellesleys zutage, der in der Einheitlichkeit des Oberbefehls die erste Vorbedingung des Erfolges erkannte. Am 22. April traf Wellesley bei Lissabon ein und übernahm den Oberbefehl.

*) VIII. Jahrgang 1911. 3. Heft, Seite 516.
**) VIII. Jahrgang 1911. 3. Heft, Seite 505.

Digitized by Google

Er faßte sofort den Entschluß, die ganz eigenartige Gunst der Umstände zu einem kühnen Offensivstoße auszunutzen. Die Armeeteile der Franzosen waren gerade jetzt räumlich weit getrennt und ohne jede Verbindung miteinander. Jeder Führer war bemüht, vom Könige Joseph in Madrid Verstärkungen zu erhalten, keiner aber gewillt, ohne solche die vom Kaiser vorgeschriebenen Operationsziele zu erstreben. Von seinem gesicherten Versammlungspunkt Lissabon aus beschloß Wellesley, sich zuerst auf den ihm am nächsten stehenden Gegner — das war Soult bei Oporto —, sodann gegen Victor zu wenden. Vorbedingung einer jeden solchen Operation mußte für ihn die sichere Verbindung mit Lissabon bilden, von dem er sich unter keinen Umständen abschneiden lassen durfte, um im äußersten Falle immer noch seiner Wiedereinschiffung sicher zu sein. War das gewährleistet, so konnten aber gegen Soult bedeutende Vorteile errungen, ihm vielleicht sogar der Rückzug nach Frankreich abgeschnitten werden. Wenn Wellesley jetzt bereits einen Vorstoß gegen Victor ins Auge faßte, so stellt sein Gesamtplan eine Operation auf der inneren Linie dar.

Mit einer für die damaligen Verhältnisse der englischen Armee anerkennenswerten Schnelligkeit wurde der Vormarsch gegen Oporto angetreten, 12 000 Mann aber zur Beobachtung der Armee-Abteilung Victor bei Abrantes zurückgelassen. Coimbra war der Sammelpunkt der zum Vormarsch nach Norden bestimmten Armee. Hier traf Wellesley am 2. Mai ein und hatte drei Tage später etwa 25 000 Mann daselbst vereinigt. Nunmehr ließ er Beresford mit seinem portugiesischen Korps und einigen englischen Truppen auf Amarante vorstoßen, wo er noch einige spanische Kräfte an sich ziehen sollte, die in der Gegend von Lamego vermutet wurden, und ging selbst mit der Hauptarmee auf der großen Straße von Coimbra über Grijo auf Oporto vor, um hier den Übergang über den Duero zu erzwingen.

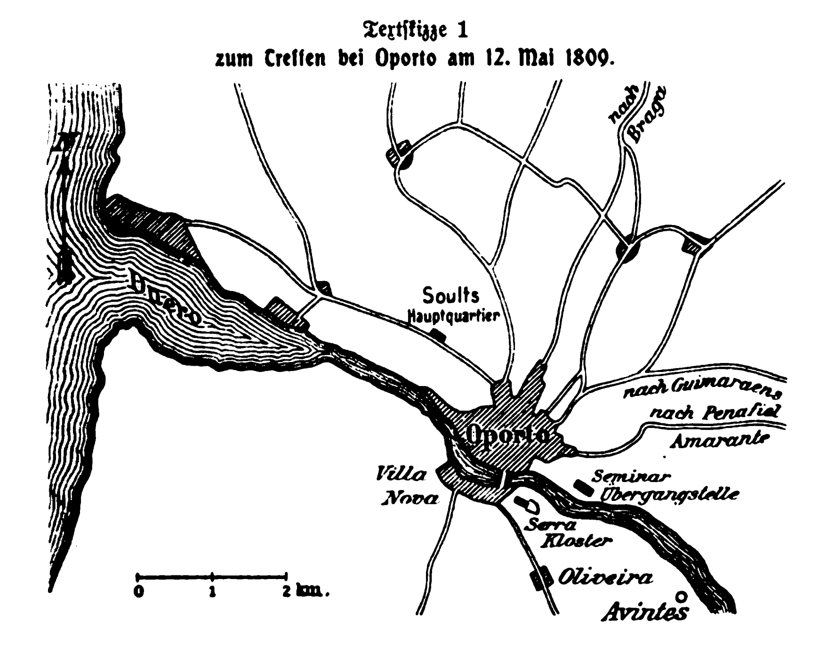
Bei Grijo-Carvalhos leisteten Teile der französischen Division Mermet am 11. Mai dem Vormarsch der Engländer den ersten Widerstand, der aber bald gebrochen wurde. Tags darauf standen die Heere Wellesleys und Soults sich bei Oporto gegenüber, nur getrennt durch den Duero, der hier bei reißender Strömung eine Breite von 300 m hat. (Textskizze 1). Soult hatte angesichts der drohenden Gefahr seinen Abmarsch für den 12. Mai festgesetzt, hielt aber jetzt stand, da er den Duero für nicht überschreitbar hielt. Diese Täuschung wurde ihm zum Verhängnis. Wellesley erzwang den Übergang östlich der Stadt. Englische Infanterie unter General Paget setzte über den Fluß, während eine starke Batterie von 20 Geschützen die Überfahrt weiterer Truppen mit ihrem Feuer deckte. Eine Nebenkolonne war noch weiter südlich bei Avintes übergegangen und traf noch rechtzeitig ein, um die verzweifelten Angriffe der Franzosen gegen die östlich der Stadt übergegangenen Engländer abzuwehren. Soult erkannte, daß er Oporto nicht mehr zu halten vermöge und zog auf der Straße nach Amarante ab. Hier erfuhr er alsbald, daß die Brücke bei Amarante von Beresford zerstört und der Weg durch dessen Korps gesperrt sei.

Digitized by Google

Völlig zwischen zwei Feuern, entschloß er sich zu einem verzweifelten Auswege, vernichtete seine ganze Artillerie und seine Fahrzeuge und wandte sich über Penafiel auf unwegsamsten Gebirgswegen nach Norden. Am 19. Mai kam er mit den Trümmern seiner Armee, nur noch 18 000 Mann, ohne Artillerie, ohne Vorräte, ohne Munition in Orense an. Fast 6000 Mann und 58 Geschütze hatte er auf dem Rückzuge eingebüßt, seine Truppen waren zu Tode erschöpft, so daß es nötig wurde, sie in Erholungsquartieren bei Zamora erst wieder in operationsfähigen Zustand zu bringen.

Wellesley hatte den Rückzug der Franzosen über Braga auf Salamonde mit beachtenswerter Energie verfolgt, stellte jedoch am 16. Mai die Verfolgung ein, in

Textskizze 1
zum Treffen bei Oporto am 12. Mai 1809.



der Absicht, sich jetzt mit allen Kräften gegen die Südarmee des Marschalls Victor zu wenden.

Während die Marschälle Soult und Ney sich bei Lugo vereinigten, um mit vereinten Kräften das aufständische Galicien niederzuhalten, wandte sich Wellesley der von Victor befehligten französischen Südarmee zu, die gerade jetzt den Sitz der Zentraljunta, Sevilla, mit starken Kräften bedrohte. Die ihm zugegangene Nachricht, daß Marschall Victor auf Drängen des Königs Joseph nunmehr die Richtung auf Lissabon nehme, veranlaßte ihn, zunächst in bequemen Märschen den Vormarsch auf Coimbra und Abrantes anzutreten. Er hoffte, bei kräftigem Vorgehen gegen Victor in Verbindung mit den spanischen Heeren einen Erfolg erreichen zu können, ehe die von Madrid aus in Marsch gesetzten Verstärkungen bei dem Marschall einzutreffen

Digitized by Google

vermochten. Leider aber verhinderten die Eifersucht der spanischen Zentraljunta auf den englischen Führer und die Verstimmung der Spanier wegen der Ausschreitungen des englischen Korps ein gedeihliches Zusammenwirken.

Wir hatten Victor nach seinem Siege bei Medellin im Tal des Guadiana verlassen, wo er den Vormarsch eingestellt und den König Joseph um Verstärkung gebeten hatte. Da sein Korps hier in die größten Verpflegungsschwierigkeiten geriet, mußte sich Victor schließlich dazu verstehen, auf Madrid zurückzuweichen. Etwa Mitte Juni verließ er Estremadura und ging bis in das Tajo-Tal zurück. Sein Hauptquartier wählte er bei Talavera. Durch diesen Rückzug gab er sämtliche Erfolge des Sieges von Medellin preis, erzielte aber den Vorteil, daß er, vorwärts von Madrid stehend, leicht von der Hauptstadt selber unterstützt werden konnte und auch mit dem Korps Sebastiani in La Mancha in Verbindung zu treten vermochte.

Gerade in dieser Zeit bemühte sich der Kaiser Napoleon, vom österreichischen Kriegsschauplatz aus mehr Einheitlichkeit in die Operationen auf der spanischen Halbinsel zu bringen. Seine Anweisungen aus Schönbrunn enthalten schwere Vorwürfe für die bisherigen Leiter der Operationen, insbesondere für den König Joseph und seinen Generalstabschef Jourdan, die alle bisherigen Mißerfolge verschuldet hätten und noch weitere herbeiführen würden. So schrieb er am 11. Juni an den Kriegsminister Clarke: „Sie werden den Marschall Jourdan wissen lassen, daß ich die Angelegenheiten Spaniens schlecht geführt finde, so schlecht, daß ich Katastrophen vorhersehe, wenn man in die Bewegungen der Kolonnen nicht mehr Tätigkeit und kräftigeren Schwung bringt. — Eine Armee ohne Kopf ist nichts und hier fehlt es an einem solchen. Man soll den Feind angreifen, wo man ihn findet."*)

Mit Rücksicht auf die gebotene Einheitlichkeit des Oberbefehls übertrug Napoleon, jede Rücksicht beiseite setzend**), nunmehr dem Marschall Soult als dem fähigsten die Oberleitung der Hauptarmee im Norden und unterstellte ihm neben seinem eigenen Korps die der Marschälle Ney und Mortier. „Diese drei Korps dürfen nur gemeinschaftlich manövrieren, sie sollen auf die Engländer losmarschieren, sie ohne Zögern verfolgen, sie schlagen und sie in das Meer werfen."***) „Diese drei Korps müssen 50000 bis 60000 Mann ausmachen; wenn ihre Vereinigung rechtzeitig stattfindet, so müssen die Engländer vernichtet und die Angelegenheiten Spaniens beendet werden. Aber man muß sich vereinigen und nicht in kleinen Paketen marschieren; das ist ein allgemeiner Grundsatz für alle Länder, aber hauptsächlich für ein Land, wo man keine Verbindung untereinander halten kann. Den Ort der Vereinigung kann ich nicht bestimmen, weil ich die Ereignisse nicht kenne, die sich zugetragen haben."***)

*) Corr. Nr. 15332.

**) „Mettant toute considération de côté."

***) Corr. Nr. 15340. (12. Juni 1809.)

Diesem Befehle des Kaisers entsprechend, zog Marschall Soult seine Armee an der Straße Salamanca—Astorga zusammen, blieb aber dort zunächst halten, da er an ein nochmaliges offensives Vorgehen der Engländer in der heißen Jahreszeit nicht glaubte. Dieser irrigen Ansicht des französischen Marschalls verdankte Wellesley einen weiteren großen Erfolg.

Bei Abrantes war das englische Heer bis Ende Juni mit Vorbereitungen für den neuen Feldzug beschäftigt. Am 28. Juni brach Wellesley nach Ankunft von 8000 Mann frischer Truppen aus England über Castello Branco-Coria gegen Plasencia auf, da er erfahren hatte, daß Marschall Victor im Tajo-Tale langsam zurückgehe, um die von Madrid herankommenden Verstärkungen aufzunehmen. Wellesley hatte sich mit der spanischen Zentraljunta dahin geeinigt, daß er den kommenden Feldzug gemeinsam mit den Spaniern führen wolle. Der mit ihr verabredete Plan ging darauf hinaus, gleichzeitig durch eine vorsichtige Scheinbewegung des Heeres von La Mancha, das jetzt von Venegas befehligt wurde, die Aufmerksamkeit des Königs Joseph und des Generals Sebastiani dorthin abzulenken, inzwischen möglichst unbemerkt den Tajo hinaufzumarschieren, die Streitkräfte Wellesleys mit den spanischen des Generals La Cuesta zu vereinigen und über das Korps Victor möglichst noch zu der Zeit mit Übermacht herzufallen, wo es noch ohne Verstärkungen am Tajo stand. Am 18. Juli vereinigten sich die 20 000 Mann zählenden englischen Truppen bei Almaraz mit 35 000 Spaniern unter La Cuesta, worauf der Vormarsch gegen Talavera fortgesetzt wurde. Am 22. traf Wellesley in Talavera ein. Seine Absicht war, am folgenden Tage, wo Victor ihm kaum 22 000 Mann entgegenstellen konnte, die Franzosen anzugreifen; La Cuesta aber erklärte, er sei noch nicht bereit, und so gelang es dem Marschall Victor, mit geringen Verlusten hinter die Alberche auf Talavera zurückzuweichen.

Dem vereinigten Vormarsche des englisch-spanischen Heeres konnte König Joseph bei Versammlung aller seiner Kräfte vorwärts von Madrid sehr wohl wirksam entgegentreten. Das Ergebnis mußte bedeutend sein, wenn es ihm gelang, die starke Armee des Marschalls Soult dem Feinde in den Rücken zu führen, während er selbst ihn in der Front anfaßte. Hierfür war aber ein genaues Einverständnis mit Soult und dauernde Verbindung mit ihm Vorbedingung. Erschwerend kam in Betracht, daß Marschall Soult kaum Neigung verspüren würde, sich der Autorität des Königs Joseph unterzuordnen, zumal wo er gerade vor kurzem durch die Ernennung zum Oberkommandierenden der Nordarmee einen besonderen Vertrauensbeweis seines Kaisers erhalten hatte. König Joseph beschloß daher, unter Zurücklassung von nur 4000 Mann bei Madrid sich selbst an die Spitze sämtlicher verfügbarer Truppen zu setzen und die Armee des Marschalls Victor zu verstärken. Am 26. erreichte er mit Vortruppen die Alberche und gewann die Fühlung mit Victor. Das Korps des Generals Sebastiani war schon am Tage vorher zu jenem gestoßen.

Digitized by Google

Bei der engen Berührung mit dem Feinde fanden schon am 26. Juli Kämpfe der Vortruppen statt, wobei die unvorsichtig auf Torrijos vordringenden Spanier Cuestas lediglich durch die englischen Truppen vor völliger Vernichtung bewahrt blieben. Diese Schlappe hatte aber für die Sache der Verbündeten den wichtigen Erfolg, daß Cuesta nunmehr den Ehrgeiz auf eigene Hand zu handeln aufgab und sich der besseren Einsicht des englischen Feldherrn unterordnete.

Am 27. Juli fand sich Victor nach Erzwingung des Überganges über die Alberche dem verbündeten Heere gegenüber, das eine ausgedehnte Stellung bei und nördlich von Talavera mit der Front nach Osten besetzt hatte. Textskizze 2.

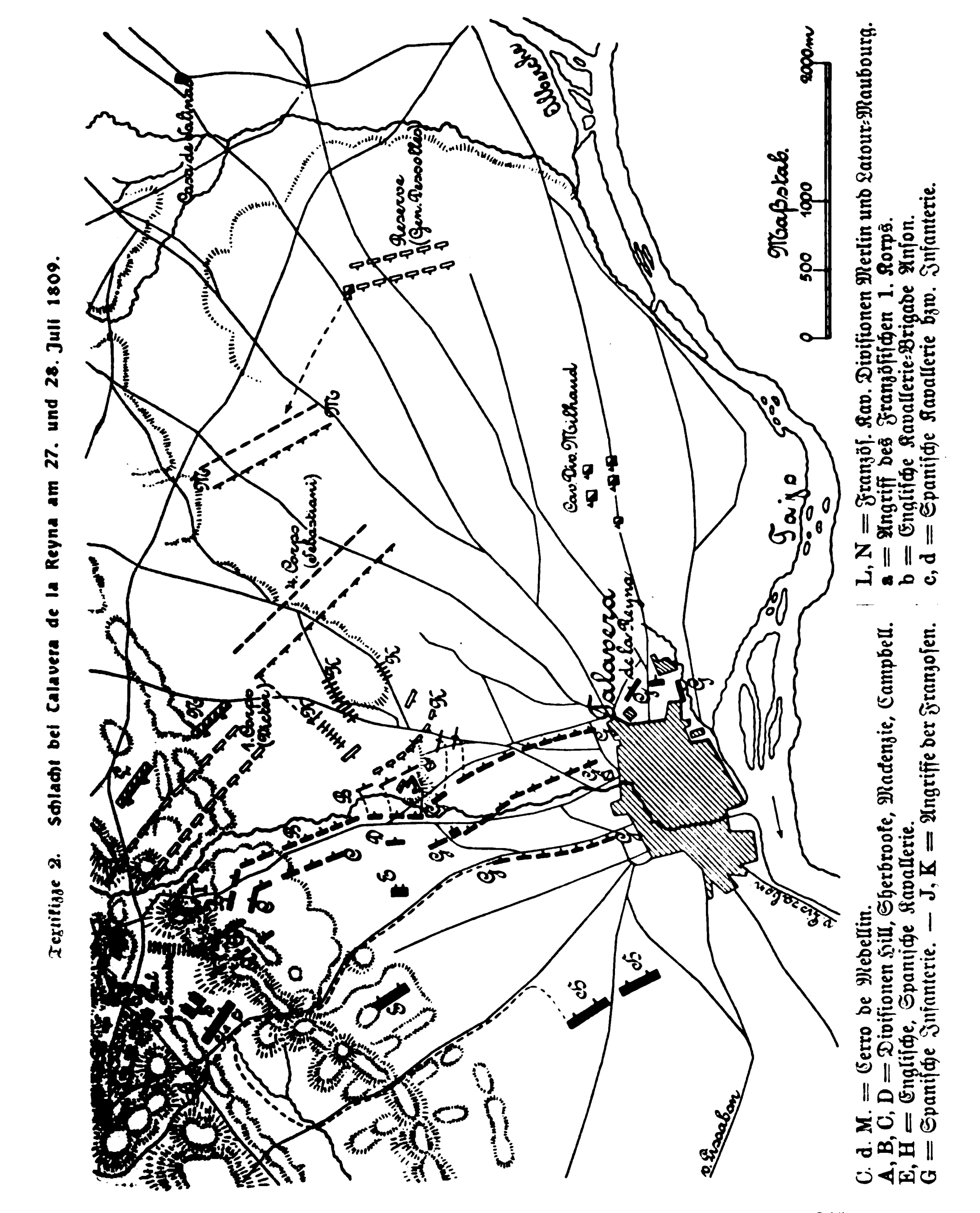
Wellesley hatte seine Kampfstellung sorgfältig erkundet und vorbereitet und die Truppenverteilung unter besonderer Berücksichtigung ihres Gefechtswertes vorgenommen. Die am leichtesten zu verteidigende südliche Hälfte der Stellung, die durch zahlreiche Olivenanpflanzungen und Gräben einem Angriff erhebliche Schwierigkeiten bot, und sich mit ihrem südlichen Flügel an die Stadt und an den Tajo lehnte, ließ er durch die etwa 32 000 Mann mit 70 Geschützen zählenden Spanier besetzen. Die schwieriger zu verteidigende Mitte und den sich auf eine Reihe von Hügeln stützenden nördlichen Flügel überwies er den englischen Truppen und der königlich deutschen Legion, die zusammen 20 194 Mann mit 30 Geschützen zählten. Die englische Armee gliederte sich damals in vier Infanterie-Divisionen unter den Generalen Sherbrooke, Hill, Mackenzie und Campbell und eine Kavallerie-Division zu zwei leichten und einer schweren Brigade, jede zu zwei Regimentern. Von der Kings German Legion, deren ruhmreiche Erinnerungen noch heute in verschiedenen hannoverschen Truppenteilen fortleben, waren das erst kürzlich aus England eingetroffene 1. Husaren-Regiment, die Infanterie-Brigaden v. Langwerth und v. Löw (1. und 2., 5. und 7. Linien-Bataillon), Scharfschützen-Detachements der beiden leichten Bataillone sowie die Fußbatterien v. Rettberg und Heise bei Talavera zugegen. Die Infanterie der Legion focht im Verbande der Division Sherbrooke auf der gefährdetsten Stelle der Front, die beiden deutschen Batterien standen auf dem Hügel Cerro de Medellin, der den wichtigsten Punkt der Stellung bildete. Die Kavallerie stand anfangs hinter der Front und deckte sodann den nördlichen Flügel. Im ganzen standen am 27. Juli etwa 52 000 Mann und 100 Geschütze der Verbündeten gegen 46 300 Franzosen mit 80 Geschützen.

Rein zahlenmäßig betrachtet, versprach also ein Angriff Victors gegen die Stellung der Verbündeten am 27. Juli noch keinen Erfolg. Doch hoffte offenbar Victor, die numerische Überlegenheit der Gegner durch die größere Gefechtskraft und die bessere Ausbildung seiner erprobten Divisionen — die Divisionen Ruffin und Villatte genossen besonderes Ansehen — hinlänglich auszugleichen. Auch unterschätzte man in der französischen Armee damals ganz allgemein den Gefechtswert der englischen Truppen, denen man noch niemals in einer bedeutenderen Schlacht entgegengestanden hatte.

Als am Nachmittage des 27. Juli die aus Wellesleys Hauptstellung gegen die

Digitized by Google

Alberche vorgeschobene Division Mackenzie, vom Feinde gedrängt, langsam auf die Stellung zurückwich, hielt Victor die Gelegenheit für günstig, näher an die Hauptfront der Verbündeten heranzukommen. Die Kavallerie-Division Milhaud unternahm eine gewaltsame Erkundung gegen den südlichen von den Spaniern besetzten Teil der



Textskizze 2. Schlacht bei Talavera de la Reyna am 27. und 28. Juli 1809.

C. d. M. = Cerro de Medellin.
A, B, C, D = Divisionen Hill, Sherbrooke, Mackenzie, Campbell.
E, H = Englische, Spanische Kavallerie.
G = Spanische Infanterie. — J, K = Angriffe der Franzosen.
L, N = Französ. Kav. Divisionen Merlin und Latour-Maubourg.
a = Angriff des Französischen 1. Korps.
b = Englische Kavallerie-Brigade Anson.
c, d = Spanische Kavallerie bzw. Infanterie.

Digitized by Google

Stellung und erzielte hierbei einen ganz unerwarteten Erfolg, indem Tausende von Spaniern, von panischem Schrecken ergriffen, kehrtmachten und ihre Stellung verließen. Zum Glück für Wellesley verhinderte das Gelände eine weitere Ausnutzung dieses Erfolges durch Milhauds Kavallerie. Victor aber benutzte die Gunst der Umstände, um durch einen am späten Abend schnell und nachhaltig vorgetriebenen Angriff einen Teil der Stellung den Verbündeten zu entreißen. Indes warf die Division Hill die Franzosen wieder zurück. Während der Nacht lagen die Truppen sich in Gefechtsberührung mit Gewehr im Arm gegenüber.

Am Morgen des 28. Juli, einem unerträglich heißen spanischen Hochsommertage, begann die eigentliche Schlacht durch immer erneuerte Angriffe der Franzosen gegen den beherrschenden Hügel Cerro de Medellin im nördlichen Drittel der Verteidigungsstellung. Während auf den anderen Fronten hinhaltend gekämpft wurde, entspann sich hier ein wütender Kampf, in dem die Franzosen keine Fortschritte zu erzielen vermochten. Gegen 9½ Uhr, gerade als der von Madrid herangeeilte König Joseph mit seinem Generalstabschef Jourdan hinter der Schlachtlinie eintraf, erlosch infolge der starken Hitze vorübergehend überall der Kampf. Jourdan versuchte den König von der Aussichtslosigkeit weiteren Anstürmens gegen eine so zähe verteidigte Stellung zu überzeugen; Joseph aber blieb gegen seine Vorstellungen taub und befahl gegen Mittag erneutes Antreten.

„Aber auch dieses Mal ist den Franzosen ein Erfolg nicht beschieden. Alle Stürme des Korps Victor gegen den Cerro de Medellin werden durch Hill, die deutschen Batterien und die Brigade v. Löw mit blutigen Verlusten abgeschlagen.

Gegen die Mitte der britischen Stellung unter Sherbrooke stürmte das Korps Sebastiani an. Deutsche Rheinbündler — die Regimenter Baden, Hessen, Nassau, Holland, das Bataillon Frankfurt — fechten hier den erbittertsten Kampf gegen deutsche Stammesgenossen. Zeitweise hätten die wütenden Angriffe auf die Division Sherbrooke fast zur Durchbrechung der englischen Linie und damit zum Verlust der Schlacht geführt. Ohne zu feuern, ließen hier die englischen Garden und die Brigade v. Langwerth den Gegner über den Talgrund bis zur wirksamen Schußweite herankommen. Dann gaben sie eine Salve, stürzten sich mit dem Bajonett auf den Feind und warfen ihn zurück.

Neue Kolonnen aber drängten vor, und ein sehr wirksames Längsfeuer lichtete die Reihen der Deutschen und Engländer. In 20 Minuten verlor das 2. Linien-Bataillon 387 Mann, das 5. über 100 Gefangene. Die Generale v. Langwerth und Mackenzie fielen vor der Front ihrer Truppen; Langwerth erhielt einen Schuß durch den Kopf, als er mit hochgeschwungenem Säbel seiner Brigade voranstürmte. Bei einer Gefechtsstärke von 964 Mann verlor die Brigade v. Löw 326, die Brigade Langwerth 721 von 1315 Mann in kürzester Frist. Nur durch das energische Einsetzen des 1. Bataillons des 48. englischen Infanterie-Regiments, welches von dem

Digitized by Google

Cerro de Medellin durch Wellesley gerade noch rechtzeitig entsendet war, und durch das Eingreifen der Kavallerie-Brigade Cotton wurde der Kampf endlich zum Stehen gebracht. Die englischen Garden sammelten sich, die deutschen Truppen drangen wieder vor, und die Franzosen gingen langsam zurück. Die Rheinbund-Division Leval bezahlte ihren Opfermut durch einen Verlust von etwa 1000 Mann bei 3100 Mann Stärke.

Welche Tragik der Weltgeschichte! In gegenseitigem Kampfe fallen hier auf glutheißer spanischer Erde über 2000 Deutsche für die Sache eines fremden Herrschers, heimatlose Landsknechte, wie nur je in früheren Jahrhunderten!"*)

Gegen Abend erlahmt die Angriffskraft der Franzosen. Nach und nach ziehen sie ihre Truppen aus der Gefechtslinie, während Wellesley einen Offensivstoß vom rechten spanischen Flügel her vergeblich anregt. Seine eigenen Truppen sind aber von dem schweren Ringen so erschöpft, daß sie nicht mehr vorwärts zu bringen sind. Am folgenden Tage ging König Joseph über die Alberche zurück und überließ den Verbündeten das so blutig umstrittene Schlachtfeld. Über ein Viertel seiner Stärke, 5363 Mann, hatte Wellesley, 7268 Mann hatten die Franzosen eingebüßt; die Verluste der Spanier sind nicht genau bekannt, können aber nicht hoch gewesen sein.

Während König Joseph am Abend des 29. Juli auf Madrid, Teile seiner Truppen auf Toledo zurückgingen, blieb Victor an der Alberche stehen, um aufs neue gegen Wellesley vorzugehen, falls sich etwa Soults Eingreifen bemerkbar machen sollte.

Napoleon hatte die Niederlage seines Bruders geahnt. Am 18. Juli 1809 schrieb er aus Schönbrunn**) zwar noch ganz hoffnungsvoll über die spanischen Angelegenheiten und betonte, daß er jetzt 200000 Mann dort stehen habe: das sei überreichlich, um den Krieg zu beenden. Während der starken Sommerhitze müsse man sich mit Wegnahme der Festungen Gerona, Hostalrich und Lerida beschäftigen. „Aber es ist zu befürchten, daß die Engländer irgend etwas unternehmen, und ich sehe wenig Köpfe, um das alles zu leiten. Empfehlen Sie dem Könige von Spanien, den Engländern, falls sie nach Spanien einbrechen, nur mit vereinigten Kräften eine Schlacht zu liefern." Er könne seinen Gegnern mit 110000 Mann entgegentreten.***)

Am 7. August erhielt Napoleon ein Schreiben seines Bruders vom 25. Juli, wonach Wellesley mit 25000 Engländern bei Talavera stände und die Vereinigung mit Cuesta vollzogen habe. Napoleon glaubt zwar noch an einen Erfolg, falls Joseph mit allen verfügbaren Kräften und nach Vereinigung mit Soult sich vorwärts

---

*) C. Schwertfeger, Geschichte der Königlich Deutschen Legion. 1803–1816. Hannover-Leipzig 1907. Bd. I, S. 248.

**) Corr. Nr. 15552. An Clarke.

***) Der Kaiser rechnet das 4. und 1. Korps und die Garnison Madrid auf über 50000, das 2., 6. und 5. Korps auf 60000 Mann.



von Madrid zur Entscheidung stellt, tadelt aber bereits die schlechten Maßnahmen Soults, der sich nicht schon vorher mit dem Könige vereinigt habe.*)

Die Besorgnis des Königs Joseph und seines Generalstabschefs Jourdan vor den brutalen Grobheiten des Kaisers kam in der Berichterstattung über Talavera darin zum Ausdruck, daß man den Kampf halb und halb als einen Sieg der französischen Waffen darzustellen suchte.**) Der Kaiser durchschaute sofort den wahren Sachverhalt. „Die spanische Sache verstehe ich nicht recht", schrieb er am 15. August aus Schönbrunn an Clarke.***) „Was ist vorgegangen? Wo ist die französische Armee am 29. und 30. geblieben? Wo ist während dieser zwei Tage die englische Armee gewesen?" Wenn Joseph mit 40000 Mann gegen 100000 stehe, so sei das seine eigene Schuld. Nur mit fünf oder wenigstens vier vereinigten Korps dürfe man in Spanien eine Schlacht liefern, aber man verstehe ja in Madrid nichts von großen Operationen.

Als der Kaiser auf sein Drängen endlich die volle Wahrheit über Talavera erfährt, bricht sein Zorn ungezügelt hervor. In einem Schreiben vom 21. August†) hageln die Vorwürfe auf Joseph und Jourdan hernieder, zugleich aber spricht sich der Kaiser mit so klarer Deutlichkeit über das Gesamtbild aus, daß dieser Brief besondere Bedeutung beansprucht.

Zunächst wird Jourdan wegen seiner verschwommenen Berichterstattung auf das schärfste getadelt. Er habe behauptet, man habe am 28. Juli den Engländern das Schlachtfeld entrissen; zum Glück habe der Kaiser noch rechtzeitig erfahren, daß seine Armee geschlagen worden sei: in Madrid könne Jourdan drucken lassen, was er wolle, aber seiner eigenen Regierung sei er die volle Wahrheit schuldig.

Der Kaiser erörtert dann genau, in welcher Weise die Vereinigung mit Soult vor der Schlacht doch noch habe erreicht werden können. Zu schlagen, während zwei Armeen von je 50000 Mann noch weit getrennt gestanden hätten, sei ein enormer Fehler gewesen. Aufs schärfste verurteilt der Kaiser sodann, daß man die starke Stellung der Verbündeten ohne genügende vorhergehende Erkundung in der Front angegriffen und nicht einmal den Versuch der Umgehung gemacht habe; man habe seine Truppen geradezu auf die Schlachtbank geführt. Die ganze Schlachtleitung habe nichts getaugt, 12000 Mann seien überhaupt nicht eingesetzt worden. Wenn

*) Corr. Nr. 1621. Schönbrunn, 7. August 1809. An Clarke. „Es ist sehr schlimm, daß Soult so schlecht manövriert und sich nicht mit dem Könige vereinigt hat."

**) In einem Briefe des Königs Joseph an Napoleon vom 29. Juli heißt es: „Marschall Soult war am 25. noch nicht von Salamanca aufgebrochen. Ich hoffe, daß er noch rechtzeitig genug bei Plasencia eintreffen wird, um die Engländer abzuschneiden. Meine Reserve habe ich nicht einzusetzen brauchen. Ich bedaure nur eins, nämlich nicht die ganze englische Armee gefangen genommen zu haben."

***) Corr. Nr. 15661. An Clarke.

†) Corr. Nr. 15694. An Clarke.

Digitized by Google

man bei einer Schlacht nicht 70 Chancen des Erfolges von 100 habe, müsse man sie nicht annehmen, da der Ausgang einer Schlacht ihrer Natur nach immer zweifelhaft sei; schlage man aber, so gäbe es nur Sieg oder Untergang (vaincre ou périr*). Ein Angriff aber gegen so gute Truppen wie die englischen in einer guten, nicht einmal vorher genügend erkundeten Stellung bedeute ein völlig nutzloses Hinschlachten der Leute.

Als der Kaiser am 25. August die wahre Größe seiner Verluste aus englischen Blättern erfuhr, sah er sich aufs neue zu scharfen Worten wegen der unwahren Berichterstattung über Talavera veranlaßt.

„Man schreibt mir Carmagnolen, und statt mich die wahre Lage der Dinge wissen zu lassen, bietet man mir schülerhafte Übertreibungen. Ich will die Wahrheit wissen.“**)

In der Tat war die Schlacht von Talavera ein völlig einwandfreier Sieg für die Verbündeten. Wellesley hatte sich als bedeutender Taktiker bewährt. Seine Ernennung zum Vizegrafen Wellington von Talavera und die vielfachen Ehrungen, die den an der Schlacht beteiligten Truppen erwiesen wurden, waren wohl verdiente.

Wenige Tage nach der Schlacht bei Talavera machte sich das Eingreifen des Marschalls Soult nun doch noch in entscheidendem Sinne bemerkbar.

Wellington erfuhr am 2. August, daß Soult mit seinen Vortruppen bereits seit dem 30. Juli bei Plasencia stehe; sein Korps sollte nur 12000 bis 15000 Mann stark sein. Wellington faßte daher den kühnen Entschluß, bei Talavera die Spanier mit der Front gegen den an der Alberche lagernden Victor stehen zu lassen, selbst aber gegen Soult umzukehren und ihn zu schlagen. Dementsprechend rückte er am 3. August mit nur 17000 Mann nach Oropesa, während ihm gegenüber Soult nicht weniger als 50000 Mann bei Navalmoral zur Stelle hatte. Erst beim weiteren Vormarsch erfuhr Wellington die wahre Stärke der Soultschen Armee, stellte daraufhin seinen Vormarsch sofort ein und ging auf Oropesa zurück, wo die spanische Armee La Cuestas zu ihm stieß.

Soults plötzliches Erscheinen im Rücken des bis Talavera vorgedrungenen englischen Heeres muß mit einigen Worten erläutert werden. Soult hatte sich im Mai mit Ney in Galicien vereinigt, am 30. Juni aber diese entlegene Provinz verlassen, um sich den Hauptoperationen südwestlich von Madrid zu nähern. Am 19. Juli hatte er sich in einem Schreiben dem König Joseph zur Verfügung gestellt und sich erboten, dem englischen Heere in den Rücken zu gehen, während des Königs Streitkräfte es in der Front beschäftigten. Nach erlangtem Einverständnis war Soult am

*) Das war auch der Wahlspruch Friedrichs des Großen. „Meine Devise ist siegen oder sterben, und wer nicht ebenso denkt, soll nicht über die Oder gehen, sondern sich zu allen Teufeln scheren!“ (Schreiben an Dohna vor der Schlacht bei Zorndorf.)

**) Corr. Nr. 15711. An Clarke.

Digitized by Google

27. Juli, dem ersten Schlachttage von Talavera, von Salamanca auf Plasencia abmarschiert.

Wellingtons Lage war kritisch. Wenn es dem Marschall Soult gelang, den Tajo bei Almaraz zu überschreiten, so war für das englische Heer der Rückzug nach Portugal abgeschnitten. Es muß daher als ein bedeutender Erfolg der englischen Sache betrachtet werden, daß es Wellesley glückte, Almaraz mittels eines Gewaltmarsches noch gerade vor den Franzosen zu erreichen und besetzen zu lassen, den Fluß zu überschreiten und die Brücke zu zerstören. Wellington ging mit seinen Hauptkräften weiter östlich bei Arzobispo über den Fluß, nachdem er eine zweite gemeinsame Schlacht, für die ihm Cuesta Oropesa vorgeschlagen hatte, im Hinblick auf die Minderwertigkeit der spanischen Führung bei Talavera abgelehnt hatte. Durch das Überschreiten des Tajo war ein großes Hindernis zwischen die englische Armee und den Feind gelegt. Wellington vermochte hinter demselben einige Tage zu rasten und sodann, als Soult am 8. August den Flußübergang bei Arzobispo erzwang und an mehreren Stellen über den Strom ging, noch rechtzeitig über Jaraicejo—Trujillo auf Badajoz ins Tal der Guadiana zurückzugehen. Nunmehr konnte er von Lissabon nicht mehr abgeschnitten werden. Ein weiterer Waffenerfolg erschien dem englischen Feldherrn vorläufig um so weniger möglich, als am 11. August auch Venegas bei Almonacid nahe Toledo vom König Joseph und dem General Sebastiani unter Verlust von 5000 Mann geschlagen und nach La Mancha zurückgeworfen worden war.

Wellington verweilte im Tal der Guadiana mehrere Monate, um von dort aus die wichtigen Provinzen Andalusien und Sevilla noch weiter zu decken. Er hatte während dieser Zeit in dem ungesunden Flußtale mit erheblichen Verpflegungsschwierigkeiten und Krankheiten innerhalb seines Heeres zu kämpfen, wurde aber vom Feinde nicht bedrängt, obwohl Soult allen seinen Einfluß geltend machte, um den König Joseph zu scharfer Verfolgung der Engländer mit zusammengefaßten Kräften zu veranlassen. Joseph wies alle dahinzielenden Vorschläge mit dem Hinweis darauf zurück, daß Napoleon Operationen während der großen Hitze nicht wünsche.*)

Dadurch gingen alle operativen Vorteile, die aus der zeitweiligen Zusammenziehung so bedeutender französischer Streitkräfte am Tajo gegen das kleine englische Heer jetzt noch hätten erzielt werden können, endgültig verloren, und „das Manöver von Talavera ergab keinerlei entscheidendes Resultat. Es trug nur dazu bei, die Hoffnungen der Spanier wieder zu beleben und Wellingtons Überzeugung zu stärken, daß er den kaiserlichen Marschällen sehr wohl gewachsen sei."**) Napoleon hatte nur zu recht, wenn er das Ergebnis des Feldzuges von Talavera in der bittersten Weise beklagte. „Welche schöne Gelegenheit hat man verpaßt", schrieb er am 18. August

*) Corr. Nr. 15552. An Clarke.
**) Bagès, Etude sur les guerres d'Espagne. Paris. 2 Bde.

Digitized by Google

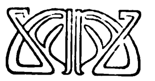
an Clarke*), „30 000 Engländer 150 Meilen (lieues) von den Küsten entfernt und ihnen gegenüber 100 000 Mann von den besten Truppen der Welt! Mein Gott, was ist eine Armee ohne Oberhaupt!"

Der Feldzug von Talavera bedeutet einen Hauptabschnitt in dem siebenjährigen Kampfe auf der spanischen Halbinsel. Von nun an treten die Operationen der Spanier immer mehr in den Hintergrund, und das Ringen zwischen Wellington und den napoleonischen Feldherren in Spanien rückt in die vorderste Linie. Napoleon aber besaß nicht mehr den Optimismus, an eine baldige Beendigung des Krieges zu glauben. Neue Truppen wurden nach Spanien in Marsch gesetzt, Befestigungen auf sein Geheiß bei Madrid auf der Paßhöhe von Somosierra und am Tajo angelegt. Das wesentlichste aber war, daß Jourdan, König Josephs unglücklicher Generalstabschef, nach Frankreich zurückberufen und Soult an seiner Stelle zum major général der Spanischen Armee ernannt wurde. Sämtliche Marschälle auf der Halbinsel sollten ihm in dieser Eigenschaft unterstehen, doch erhielt er auch die Erlaubnis, im Bedarfsfalle das Kommando über ein bis zwei Korps zu übernehmen und selbst gegen den Feind zu manövrieren.**) Ein völlig klarer Oberbefehl war also immer noch nicht hergestellt, ein Grundfehler, den Napoleon sicherlich erkannte, aber bewußt beging, um keinem seiner Marschälle zuviel Ansehen zu lassen. Sein Plan, persönlich wieder in Spanien zu erscheinen, gelangte nicht zur Ausführung, und so trat eine Besserung der französischen Gesamtlage zunächst nicht ein.

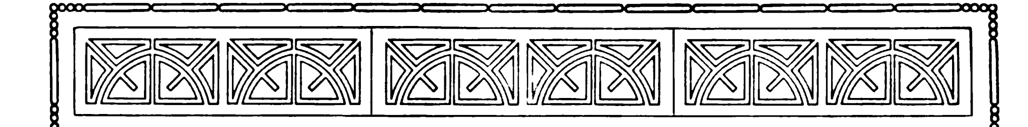
(Fortsetzung folgt.)

*) Corr. Nr. 15 680.
**) Corr. Nr. 15 864. Schönbrunn, 26. September 1809. An Clarke.

Schwertfeger,
Major im Kgl. Sächsischen Generalstabe, kommandiert zum Großen Generalstabe, Lehrer an der Kriegsakademie.



Digitized by Google



Die neuen Kadergesetze für die Infanterie und Kavallerie in Frankreich.

Die französischen Kadergesetze (Lois relatives à la constitution des cadres et des effectifs) bilden einen Teil des Organisationsgesetzes der französischen Armee. Sie bestimmen die Zahl der Truppeneinheiten im Frieden und ihre Stärke an Offizieren, Mannschaften und Pferden. Bis jetzt war das Kadergesetz vom 13. März 1875 gültig. Nur für die Artillerie wurde bereits im Juli 1909 ein neues Kadergesetz erlassen.

Seit einer Reihe von Jahren reicht die Mannschaftsstärke der französischen Armee — namentlich bei der Infanterie — nicht mehr für die im Kadergesetz von 1875 festgelegte Zahl und Stärke der Truppeneinheiten aus. Da infolge des Rückganges der Geburten die Mannschaftszahl der Rekrutenjahrgänge abnahm, sank die Friedensstärke allmählich.

Die Zahl der männlichen Geburten betrug 1875: 487 000, 1880: 469 000, 1890: 428 000, 1900: 422 000, 1905: 412 000, 1910: 395 000.

Weiterhin wurde die Friedensstärke durch Einführung der zweijährigen Dienstzeit im Jahre 1905 um rund 40 000 Mann verringert.

Man mußte sich daher zur allmählichen Auflösung der seit 1875 und 1891 für die Mehrzahl der Infanterie-Regimenter geschaffenen vierten Bataillone entschließen. Zuletzt wurden 1907 als Folge des Übergangs zur zweijährigen Dienstzeit 66 vierte Bataillone aufgelöst. Seitdem blieben nur noch 39 vierte Bataillone bestehen.

Trotzdem blieben die Iststärken immer mehr hinter den gesetzlichen Sollstärken zurück. So betrugen die Iststärken der Infanterie-Kompagnien (außer in den Grenzkorps) seit einigen Jahren 95 bis 105 Mann, während ihre Stärke gesetzlich auf 125 Mann festgelegt war (einschließlich Kapitulanten).

Es hat in letzter Zeit nicht an Anläufen gefehlt, dieses Mißverhältnis zu beseitigen. Hierbei mußte man sich entscheiden, ob man die Etatstärken der untersten Truppeneinheiten herabsetzen oder die Zahl der Einheiten verringern sollte. Letzteres wurde von denen gefordert, welche die durch das Kadergesetz von 1875 festgesetzten Friedensstärken der Kompagnie (125 Mann), Eskadron (150 Mann) und Batterie

Digitized by Google

103 Mann) für die kriegsmäßige Ausbildung der Truppe erforderlich hielten. Die Herabsetzung der Etatstärken wurde dagegen in den Vorschlägen befürwortet, die in erster Linie die Bedürfnisse des Kriegsfalles und die politische Lage im Auge hatten.

Bei der seit 1905 mehrfach hervorgetretenen Spannung mit Deutschland war es nicht erwünscht, eine Neuorganisation der Armee unter Auflösung ganzer Truppenteile oder gar -verbände vorzunehmen. Denn sie hätte im Kriege eine Verminderung der Feldtruppen, im Frieden eine Neueinteilung der Korpsbezirke und eine durchgreifende Änderung der Mobilmachungs- und Aufmarschvorbereitungen zur Folge gehabt.

Die Kadergesetzentwürfe für alle Waffen, die Kriegsminister Picquard 1907 und Brun 1909 einbrachten, suchten zwar beiden Gesichtspunkten Rechnung zu tragen, stellten aber die Erfordernisse der politischen Lage und des Kriegsfalles in den Vordergrund. Beide Vorlagen hielten die alte Organisation der Armee, d. h. die bisherige Zahl der Truppenteile und -verbände im wesentlichen aufrecht. Gleichzeitig sollte aber eine erhebliche Herabsetzung der Etatstärken dadurch vermieden werden, daß man einige Kompagnien, Eskadrons und Regimentsmusiken auflöste. Trotzdem war zu besorgen, daß bei weiterer Abnahme der Rekrutenkontingente die Feldtruppen im Kriegsfalle übermäßig viele Reservisten aufnehmen mußten. Mehr als früher hing infolgedessen der Wert der Feldformationen vom Ausbildungsgrade der Reservisten ab. Es wurden daher 1908 neue Übungsbestimmungen erlassen, durch die der Beurlaubtenstand in erhöhtem Maße zu Übungen herangezogen wird. Jeder Mann muß jetzt drei Übungen ableisten; Befreiungen, die früher in großem Umfange üblich waren, sind unstatthaft.

Beide Kadergesetzentwürfe kamen infolge Wechsels der Kriegsminister nicht zur Annahme. Nur die Vermehrung der Artillerie, die im Hinblick auf die zahlenmäßige Überlegenheit der deutschen Artillerie als dringlich erkannt wurde, ist durch Gesetz vom 24. Juli 1909 durchgeführt worden.

Ende 1911 legte der damalige Kriegsminister Messimy der Kammer neue Entwürfe zu Kadergesetzen der Infanterie, der Kavallerie und des Genies vor. Auch sie umgehen eine gründliche Reorganisation der Armee. Sie behalten die bisherigen Einheiten im wesentlichen bei und setzen die Etatstärken herab.

Die Kadergesetzentwürfe Messimys wurden von Millerand, der Anfang 1912 an Stelle Messimys an die Spitze des Kriegsministeriums trat, unverändert übernommen und der Kammer vorgelegt. Am 28. November 1912 wurde mit der Beratung des Kadergesetzes der Infanterie in der Kammer begonnen. Die Verhandlungen in Kammer und Senat wurden auf Betreiben Millerands und unter dem Eindruck der deutschen Heeresverstärkungen im Frühjahr 1912 sowie der gespannten politischen Lage so gefördert, daß das Kadergesetz der Infanterie am 23. Dezember 1912 Gesetzeskraft erhalten konnte.

Das Kadergesetz der Kavallerie wurde am 20. Dezember 1912 von der Kammer

Digitized by Google

angenommen. Seine Annahme im Senat verzögerte sich infolge des Wechsels des Kabinetts und des Kriegsministers bis zum 27. März 1913.

Inzwischen wurde als Antwort auf die angekündigte deutsche Wehrvorlage ein weiterer Ausbau des französischen Heeres beschlossen, insbesondere wird beabsichtigt, die dreijährige Dienstzeit wieder einzuführen. Die französische Heeresverwaltung rechnet, daß sich durch Verlängerung der Dienstpflicht die Friedensstärke um rund 160 000 Mann zum Dienst mit der Waffe erhöht.

Da sich durch Verlängerung der Dienstzeit die Zahl der im Kriege zur Verfügung stehenden Mannschaften nicht ändert, so wird der durch die neuen Kadergesetze vorgesehene Rahmen der Armee voraussichtlich im wesentlichen beibehalten werden. Man wird lediglich die Etatstärken erhöhen.

I. Das Kadergesetz der Infanterie.

Gliederung der Infanterie.

Die bisherige und künftige Gliederung der Infanterie (ohne Kolonialinfanterie) zeigt die nachstehende Übersicht:

	Linien-Infanterie			Jäger		Zuaven			Leichte afrikan. Infanterie		Fremden-Regimenter			Eingeborene Schützen (Turkos)		
	Regt.	Bat.	Komp.	Bat.	Komp.	Regt.	Bat.	Komp.	Bat.	Komp.	Regt.	Bat.	Komp.	Regt.	Bat.	Komp.
Bisher	163	528	2112	30	178	4	20	88	5	25	2	12	52	4	31	128
Künftig	173	528[1])	2112[1])	31	158[2]) +10 Radf.-Abteilungen	4	20[2])	80	5[2])	25	2	12[3])	52	12	37[3])	148
	+10			+1	−20 +10			−8						+8	+6	+20

[1]) Darunter ein Regiment mit „veränderlicher Bataillonszahl". Zahl seiner Bataillone kann durch Dekret verringert werden. (Vgl. Seite 380.)

[2]) Die Zahl der Jäger-Kompagnien, der Zuaven-Bataillone und der Bataillone der leichten afrikanischen Infanterie kann durch Dekret verringert werden. (Vgl. Seite 380.)

[3]) Die Zahl der Bataillone der Eingeborenen-Schützen und der Fremden-Regimenter kann durch Dekret vermehrt werden.

In der äußeren Zusammensetzung der Infanterie treten hiernach im wesentlichen nur Verschiebungen ein. Lediglich die Eingeborenen-Schützen (Turkos) werden vermehrt.

Es werden neu aufgestellt: Zehn Linien-Infanterie-Regimentsstäbe, ein Jäger-Bataillonsstab, zehn Radfahrergruppen, acht Turko-Regimentsstäbe, sechs Turko-Bataillone.

Digitized by Google

Die französische Linien-Infanterie setzt sich künftig aus 164 Regimentern zu drei Bataillonen, acht Regimentern zu vier Bataillonen, einem Regiment in Korsika „mit veränderlicher Bataillonszahl", zunächst noch zu vier Bataillonen, zusammen.

Die zehn neuen Regimenter (Nr. 164 bis 173) werden aus den in den Festungen stehenden vierten Bataillonen, die bisher schon unter Oberstleutnants in Festungsgruppen zusammengefaßt waren, gebildet. Sie sollen, wie ein Abgeordneter in der Kammer angab, im Kriegsfalle nur als erste Besatzung in den Festungen bleiben, dann aber sobald als möglich durch Reserveformationen abgelöst werden.

Die Jäger bestehen künftig aus 31 Bataillonen, und zwar:

10 Bataillonen zu vier Kompagnien und einer Radfahrergruppe,
1 Bataillon zu vier Kompagnien,

7 Bataillonen zu vier, fünf oder sechs Kompagnien,	Diese Bataillone zählen zunächst fünf oder sechs Kompagnien, sie können je nach dem verfügbaren Ersatz auf fünf oder vier Kompagnien verringert werden (vgl. Seite 380).
13 (Alpenjäger) Bataillonen zu vier, fünf oder sechs Kompagnien.	

Das neue 31. Jäger-Bataillon wird aus den sechsten Kompagnien von fünf Alpenjäger-Bataillonen gebildet.

Die zehn Radfahrergruppen werden aus den bisherigen sechs Radfahrer-Kompagnien (sechste Kompagnien von sechs Jäger-Bataillonen) und vier weiteren sechsten und den fünften Kompagnien von zehn Jäger-Bataillonen formiert. Die Radfahrergruppen sind je 8 Offiziere, 320 Mann stark. Sie sind in je drei Züge zu 2 Offizieren und 106 Mann eingeteilt. Im Kriegsfalle treten sie zu den künftig vorhandenen zehn Kavallerie-Divisionen (vgl. Seite 390).

Die Eingeborenen-Schützen (Turkos) bildeten bisher nur vier Regimenter mit zusammen 31 Bataillonen. Sie werden nunmehr mit den neuen sechs Bataillonen in zwölf Regimenter zusammengefaßt. Zunächst werden elf Regimenter aus drei, ein Regiment aus vier Bataillonen bestehen. Die Bataillonszahl wird aber im Gesetz als „veränderlich" bezeichnet. Die Heeresverwaltung wird ermächtigt, die Zahl der Bataillone nach den Ergebnissen der Anwerbung und Aushebung in Nordafrika zu erhöhen, ohne daß hierzu ein Gesetz erlassen werden muß. Damit ist der Rahmen für die geplante weitere Vermehrung der Turko-Regimenter gegeben.

Die Etatstärken.

Der Etat der Infanterie-Kompagnie im Innern wird von 125 auf 115 Mann herabgesetzt. Die Kompagnien an der Grenze und die Jäger-Kompagnien behalten den bisherigen Etat von 160 Mann. Zu diesen Etatstärken treten noch für jede Kompagnie durchschnittlich vier bis sechs zum Dienst ohne Waffe eingestellte Mindertaugliche (services auxiliaires).

Digitized by Google

Um die Sollstärken zu erreichen, hat die Heeresverwaltung, neben einer Erhöhung der Kapitulantenzahl um 3500, in Aussicht genommen, durch Reorganisation des in Frankreich stehenden Kolonialkorps, der Verwaltungstruppen, der Militärmusiken und der sapeurs-pompiers (militärisch organisierte Feuerwehr in Paris), sowie durch vermehrte Heranziehung von Zivilhandwerkern mehr Mannschaften zur Erhöhung der Iststärken der Infanterie verfügbar zu machen. Sinken trotz dieser Maßregeln die Iststärken der Infanteriekompagnien unter die als das Mindeste erachtete Sollstärke von 115 Mann, so sieht das Gesetz die Auflösung einiger Truppeneinheiten vor. Es ermächtigt die Heeresverwaltung, bei dem in Korsika stehenden Infanterie-Regiment und bei den Zuaven-Regimentern die Zahl der Bataillone herabzusetzen, sowie die Jäger-Bataillone sämtlich auf vier Kompagnien zu verringern.

Reservetruppen.

Eine Steigerung der Stärke der französischen Armee ist nur noch durch die in die Wege geleitete Vermehrung der afrikanischen Eingeborenen-Truppenteile möglich. Um Deutschland im Kriege zahlenmäßig gewachsen zu sein, will man daher die Reservetruppen in Zukunft nicht mehr in zweiter Linie, sondern neben den Feldtruppen von vornherein in erster Linie verwenden. Sie sollen dazu „fast zu gleicher Zeit wie die Feldtruppen" marschbereit gemacht werden. An die bisherige Stelle der Reservetruppen soll die Territorialarmee (Landwehr II) treten. Die Mehrzahl der jetzigen Aufgaben der Territorialarmee (insbesondere Schutz der Küsten, Bahnen und Etappenlinien) soll die Reserve der Territorialarmee (Landsturm) übernehmen.

Um die Reservetruppen zu der geplanten Verwendung zu befähigen, wird es vor allem für nötig gehalten, sie nach Möglichkeit mit aktiven Offizieren und Unteroffizieren einzurahmen, denn „tant valent les cadres, tant valent les troupes". Eine Einrahmung mit aktiven Offizieren wird aber erst vom Hauptmann an für erforderlich erachtet, da man zur Besetzung der Leutnantsstellen über ein zahlreiches, gut ausgebildetes Reserveoffizierkorps verfüge. (Die französischen Reserveoffiziere haben zwei Jahre aktiv, davon ein Jahr als Gemeiner und je ein halbes Jahr als Unteroffizier und Leutnant gedient.) Dagegen entsprächen die Reserve-Unteroffiziere nicht den Anforderungen. Den Reserve-Kompagnien müsse daher eine größere Anzahl aktiver Unteroffiziere zugeteilt werden.

Dementsprechend bestimmt das Kadergesetz eine erhebliche Vermehrung der Stabsoffiziere und Hauptleute sowie der Unteroffiziere. Dagegen wird die Zahl der Leutnants verringert. Zum Ersatz der Leutnants werden noch mehr als bisher die älteren Unteroffiziere (adjudants-chefs und adjudants) herangezogen. (Die im Range über den Feldwebeln stehenden »adjudants« wurden bisher schon zum Offizierdienst

Digitized by Google

verwendet. Durch Gesetz vom 30. März 1912 wurde in den »adjudants-chefs« [etwa Feldwebelleutnant] ein neuer über den adjudants stehender Dienstgrad für die zum Offizierdienst bestimmten Unteroffiziere geschaffen.)

Zur Besetzung der Reservetruppenteile mit aktiven Offizieren befand sich bisher bei 145 Infanterie-Regimentern, bei den Zuaven-Regimentern und bei den Jäger-Bataillonen je ein Ergänzungsstab (cadre complémentaire).

Er zählte bei sämtlichen 145 Regimentern zwei Stabsoffiziere (bei 72 Regimentern einen Oberstleutnant, einen Major, bei 73 Regimentern zwei Majore),

außerdem bei 124 Regimentern: acht Hauptleute, vier Leutnants, bei 21 Regimentern: drei Hauptleute.

Die Jägerbataillone verfügten über einen Ergänzungsstab von einem Hauptmann, einem Leutnant, die Zuaven-Regimenter über einen Ergänzungsstab von zwei Stabsoffizieren, acht Hauptleuten, sechs Leutnants.

Durch das Kadergesetz wird allen 173 Infanterie-Regimentern und den Zuaven-Regimentern ein cadre complémentaire zugeteilt. Es besteht aus: einem Oberstleutnant, zwei Majoren, sechs Hauptleuten, drei adjudants-chefs, drei adjudants.

Die Jäger-Bataillone erhalten ein cadre complémentaire in Stärke von drei Hauptleuten und drei Feldwebelleutnants.

Zunächst wird hierdurch die Aufstellung der Reservetruppenteile geändert. Während bisher nur 145 Infanterie-Regimenter ein Reserve-Infanterie-Regiment aufstellten, soll künftig jedes der 173 Infanterie- und der vier Zuaven-Regimenter ein Reserve-Regiment bilden. Außerdem stellt jedes Jäger-Bataillon ein Reserve-Jäger-Bataillon auf.

Die bisherigen 145 Reserve-Infanterie-Regimenter bestanden aus je drei Bataillonen. Künftig sollen die Reserve-Regimenter eine „veränderliche" Zahl von Bataillonen erhalten, d. h. ein Teil von ihnen wird „entsprechend der verfügbaren Reservistenzahl" zu zwei Bataillonen formiert werden. Will man die Zahl der bisher von den 145 Infanterie-Regimentern gebildeten 435 Reserve-Bataillone nicht überschreiten, so würden 89 Reserve-Infanterie-Regimenter zu drei, 84 zu zwei Bataillonen aufgestellt werden. Es ist aber nicht unwahrscheinlich und nach der Zahl der verfügbaren Reservisten möglich, daß die Zahl der Reserve-Bataillone erhöht wird, und daß künftig mit mehr als 435 Reserve-Bataillonen der Linien-Infanterie gerechnet werden muß.

Die cadres complémentaires der einzelnen Infanterie-Regimenter sind schwächer geworden (9 anstatt bisher 14 Offiziere) und haben eine andere Zusammensetzung bekommen (drei Stabsoffiziere anstatt bisher zwei, sechs Hauptleute anstatt bisher acht, keine Leutnants anstatt bisher vier, dafür aber sechs Feldwebelleutnants). Dadurch, daß sämtliche Infanterie-Regimenter ein cadre complémentaire erhalten haben, ist aber die Gesamtzahl der in den cadres complémentaires der Infanterie-

Digitized by Google

und Zuaven-Regimenter und der Jäger-Bataillone für Reservetruppen verfügbaren Stabsoffiziere und Hauptleute vermehrt worden.

Gesamtzahl der in den cadres complémentaires der Infanterie- und Zuaven-Regimenter und der Jäger-Bataillone verfügbaren Offiziere:

	Oberst-leutnants	Majore	Hauptleute	Leutnants	Summe
Bisher:	149	226	1122	555	2030
Künftig:	177	354	1155	—	1686
	+ 28	+ 128	+ 33	— 555	— 344
		+ 211			

Das Gesetz trägt dafür Sorge, daß sämtliche Offiziere des cadre complémentaire im Mobilmachungsfalle auch tatsächlich für ihren Zweck verfügbar sind. Bisher befanden sich in den cadres complémentaires eine große Anzahl abkommandierter Offiziere, die bei einer Mobilmachung nicht oder wenigstens nicht sofort den Reservetruppenteilen zugeteilt werden konnten.

Das Kadergesetz beseitigt diesen Nachteil, indem es in dem „besonderen Infanteriestab“ (état-major particulier de l'infanterie) etatmäßige Stellen für die außerhalb der Front (zu Schulen, technischen Instituten, zum Generalstab und zur Militärrechtspflege usw.) kommandierten Offiziere schafft.

Der besondere Infanteriestab ist stark: 5 Obersten, 6 Oberstleutnants, 30 Majore, 120 Hauptleute, 150 Leutnants, zusammen also 311 Offiziere.

Ebenfalls werden diejenigen Infanterie-Offiziere, die für nicht im Kadergesetz vorgesehene Eingeborenen-Truppenteile Nordafrikas (Regimenter der Senegalneger, marokkanische Hilfstruppen) bestimmt sind, „hors cadres“ gestellt. Bisher wurden sie hauptsächlich den „cadres complémentaires“ entnommen. Die Zahl der „hors cadres“ gestellten Offiziere ist nicht im Gesetz festgelegt. Sie wird auf Vorschlag des Kriegsministers und unter Gegenzeichnung des Finanzministers durch Dekret bestimmt. Maßgebend für Bestimmung der Zahl sind der eintretende Bedarf und die verfügbaren Geldmittel.

Außer den in den cadres complémentaires befindlichen Offizieren wurde bisher eine Anzahl der den Bataillonsstäben zugeteilten adjudants-majors (ältere, mit Unterstützung und Vertretung der Bataillonskommandeure beauftragte Hauptleute) und von 73 Infanterie-Regimentern der Oberstleutnant beim Stabe an die Reserve-Regimenter abgegeben. Dadurch wurde erreicht, daß sämtliche Regimentskommandeure und etwa zwei Drittel der Bataillonskommandeure der Reserve-Regimenter dem aktiven Offizierkorps angehörten. Die zwölf Kompagnien der Reserve-Regimenter konnte man sogar mit den in den Ergänzungsstäben befindlichen acht Hauptleuten und vier Leutnants nur von aktiven Offizieren führen lassen. Da diese acht Hauptleute und vier Leutnants tatsächlich aber nicht sämtlich verfügbar waren, werden wohl

Digitized by Google

bisher nur etwa zwei Drittel bis drei Viertel der Kompagniechefs der Reserve-Regimenter aktive Offiziere gewesen sein.

Künftig sollen zu den Reserve-Regimentern nur die in den Ergänzungsstäben befindlichen Offiziere und Feldwebelleutnants treten, die adjudants-majors sollen voraussichtlich dem aktiven Regiment verbleiben. Außer den Offizieren der Ergänzungsstäbe ist aber noch eine Anzahl der Offiziere des état-major particulier als für Reserveformationen verfügbar zu rechnen.

Bisher gab jedes ein Reserve-Regiment aufstellende Infanterie-Regiment von jeder Kompagnie zwei aktive Unteroffiziere an seine Reserveformationen ab. Künftig stellt jedes der 173 Infanterie-Regimenter, jedes Zuaven-Regiment und Jäger-Bataillon von jeder Kompagnie drei Unteroffiziere seiner Reserveformation zur Verfügung.

Die Gesamtzahl der für Reservetruppenteile bestimmten aktiven Unteroffiziere (bisher nur 3991) beträgt künftig — abgesehen von den in den cadres complémentaires befindlichen 593 adjudants-chefs und 562 adjudants — 7136 Unteroffiziere (sergents). Dazu treten noch einige aktive Unteroffiziere als Rechnungsführer und für jedes Reserve-Bataillon ein adjudant als Führer des Maschinengewehrzuges.

Die einzelnen Reserve-Infanterie-Regimenter werden künftig, je nachdem sie aus zwei oder drei Bataillonen bestehen, wahrscheinlich verschieden mit aktiven Offizieren und Unteroffizieren eingerahmt sein. Den Reserve-Infanterie-Regimentern zu zwei Bataillonen können lediglich mit Hilfe des jetzt voll verfügbaren Ergänzungsstabes und der vorgesehenen Abgabe aktiver Unteroffiziere zugeteilt werden:

Ein Oberstleutnant als Regimentskommandeur, zwei Bataillonskommandeure, acht Hauptleute, acht Feldwebelleutnants (darunter zwei für Maschinengewehrzüge), 36 Unteroffiziere und einige Unteroffiziere als Rechnungsführer. Es werden also bei den Reserve-Infanterie-Regimentern zu zwei Bataillonen sämtliche Stabsoffiziere, drei Viertel der Kompagniechefs und etwa sechs Feldwebelleutnants und Unteroffiziere jeder Kompagnie dem Aktivstande angehören. Eine ähnliche Zusammensetzung werden die Reserve-Jäger-Bataillone aufweisen.

Etwas ungünstiger werden die Reserve-Infanterie-Regimenter zu drei Bataillonen zusammengesetzt sein. Sie werden, wenn man zu ihrer Einrahmung die für Reserveformationen verfügbaren Offiziere des état-major particulier mitverwendet, aus dem Aktivstande erhalten können: einen Oberstleutnant als Regimentskommandeur, zwei bis drei Bataillonskommandeure, acht bis neun Hauptleute und Leutnants als Kompagnieführer, neun Feldwebelleutnants (darunter drei für Maschinengewehrzüge), 36 Unteroffiziere und einige Unteroffiziere als Rechnungsführer, d. h. sämtliche Regimentskommandeure, sämtliche oder zwei Drittel der Bataillonskommandeure, zwei Drittel bis drei Viertel der Kompagniechefs und für jede Kompagnie etwa vier Feldwebelleutnants und Unteroffiziere. Gibt man, wie bisher, auch künftig einen Teil der adjudants-majors als Bataillonskommandeure und Kompagniechefs zu den

Digitized by Google

Reserve-Regimentern zu drei Bataillonen ab, so werden auch bei ihnen sämtliche Bataillonskommandeure und drei Viertel der Kompagniechefs aktive Offiziere sein können.

Der Rest der Kompagniechefs der Reserve-Infanterie-Regimenter wird der Inaktivität, der **réserve spéciale** (besondere Reserve, der Offiziere nach mindestens zwölfjähriger Dienstzeit zugeteilt werden können) und schließlich dem Beurlaubtenstande entnommen. Die Leutnants gehören sämtlich dem Beurlaubtenstande an.

Die künftighin bessere Zusammensetzung der Reserve-Regimenter kommt auch den Territorialformationen zugute, da eine große Anzahl bisher zur Einrahmung der Reservetruppen benötigter inaktiver Stabsoffiziere jetzt für die Territorial-Regimenter frei wird.

Vermehrung der Offiziers- und Unteroffiziersstellen bei den Feldtruppen.

Diese Vermehrung verfolgt den Zweck, den Regimentskommandeuren im Kriege und im Frieden Gehilfen für ihre Tätigkeit im Gefecht und im äußeren Dienst zu geben und sie von Schreibarbeit, sowie im inneren und im Verwaltungsdienst zu entlasten. Das ist in Frankreich um so nötiger, als dort der gesamte Verwaltungsdienst in den Händen des Regimentskommandeurs liegt. Jedes Infanterie-Regiment erhält daher außer dem im Ergänzungsstab befindlichen Oberstleutnant einen zweiten Oberstleutnant und einen Hauptmann als Regimentsadjutant (Capitaine adjoint au chef du corps). Diese Offiziere verbleiben auch im Kriege beim Stabe der aktiven Regimenter.

Zusammenstellung der gesamten Offiziervermehrung.

Das Ergebnis der Vermehrung ist folgendes:

Übersicht der Stärken der Offiziere der Infanterie bisher und jetzt:

	Obersten		Oberstleutnants		Majore		Hauptleute		Leutnants		Bemerkungen
	bisher	künftig	bisher	künftig	bisher	künftig	bisher	künftig	bisher	künftig	
Bei den Truppenteilen . .	174	192	258	372	994	1211	4706	[1] 5096	[2] 6368	[3] 5916	[1]) darunter 24 eingeborene Hauptleute [2]) darunter 104 eingeborene Leutnants und Unterleutnants [3]) darunter 148 eingeborene Leutnants und Unterleutnants [4]) die Zahl der Offiziere „Hors cadres“ wird in Zukunft schwanken (s. S. 382)
Im état-major particulier	—	5	—	6	—	30	—	120	—	150	
„hors-cadres“ [4]) . .	12	15	41	46	222	225	550	566	27	186	
Summe	186	212	299	424	1216	1466	5256	[1] 5782	[2] 6395	[3] 6252	

Es findet somit eine Vermehrung der Offizierstellen statt um: 26 Obersten, 125 Oberstleutnants, 250 Majore, 502 französische, 24 eingeborene Hauptleute, 44 eingeborene Leutnants, zusammen also um 971 Offiziere.

Digitized by Google

Die Zahl der französischen Leutnants vermindert sich um 187 Offiziere. Es verbleibt also eine Vermehrung um 784 Offiziere.

In der Presse und in den Kammerverhandlungen wurde darauf hingewiesen, daß die vielen künftig beim Stabe der Infanterie-Regimenter befindlichen älteren Offiziere im Frieden keine nutzbringende Verwendung finden und durch die ihnen auferlegte Untätigkeit an ihrer militärischen Leistungsfähigkeit einbüßen würden. Dagegen wurde von der Regierung geltend gemacht, daß sich genügend Beschäftigung für diese Offiziere ergebe. Neben der Ausbildung der Reserve- und Territorialformationen sollen sie mit Leitung der Ausbildungsschulen der Reserveoffiziersaspiranten,*) mit Abhalten von Übungsritten, Vorträgen, Ausbildung der Offiziers- und Unteroffiziersaspiranten, der Maschinengewehrzüge, Fernsprecher, Verbindungsleute, Infanterie-Pioniere, sowie mit Mobilmachungsarbeiten usw. beschäftigt werden. Für die Stabsoffiziere will man neben dem schon bestehenden, dem Großen Generalstabe angegliederten „centre des hautes études militaires“, besondere Ausbildungskurse einrichten, die sie für Führung und Aufgabenstellung vorbilden sollen. Vor allem aber sind Übungen bei anderen Waffen vorgesehen, zu denen man künftig möglichst allen Offizieren Gelegenheit geben will. Außerdem sollen die Offiziere ihre Kräfte der militärischen Jugendausbildung (préparation militaire) und den Vereinen widmen, die es sich zur Aufgabe gestellt haben, die zur Reserve entlassenen Mannschaften im Schießen weiter zu bilden und sie in ihrer militärischen Leistungsfähigkeit zu erhalten (perfectionnement militaire).

Zusammenfassung der Vermehrung der Unteroffiziere.

Die Zahl der Unteroffiziere setzt sich jetzt und künftig wie folgt zusammen:

	Adjudants-chefs		Adjudants		Sergents-majors		Sergents		Bemerkungen
	bisher	künftig	bisher	künftig	bisher	künftig	bisher	künftig	
Infanterie-Regimenter	—	1393	2785	2631	2112	2458	14572	18280	1) In diesen Zahlen sind die Musikmeister, Regiments-Tambours, Fechtmeister, Regimentsschneider u. -schuhmacher nicht mitenthalten.
Zuaven-Regimenter	—	40	112	92	88	88	560	736	
Turko-Regimenter	—	97	140	184	108	172	772[1])	1428[2])	2) darunter: jetzt 432, künftig 592 Eingeborene.
Fremden-Regimenter	—	86	67	66	53	70	326	608	
Jäger-Bataillone . .	—	123	223	227	208	163	1348	1726	
Bataillone leichter afrikanischer Infanterie	—	15	38	30	30	25	190	280	
Summe	—	1754	3365	3230	2599	2976	17768	23058	

Gesamtsumme bisher: 23 732, künftig: 31 018.

*) In Frankreich werden die zur Beförderung als Reserveoffiziere in Aussicht genommenen jungen Leute in der ersten Hälfte ihres zweiten Dienstjahres in besonderen Ausbildungskursen vorbereitet.

Digitized by Google

Es findet somit eine Vermehrung der Unteroffizierstellen statt um: 1754 Adjudants-chefs, 377 Sergents-majors, 5290 Sergents, zusammen also 7421 Unteroffiziere.

Die Zahl der adjudants wird um 135 vermindert. Es findet also eine Gesamtvermehrung von 7286 Unteroffizieren statt.

Während bisher drei Viertel der Unteroffiziere Kapitulanten sein konnten, ist jetzt die Zahl der Kapitulanten-Unteroffiziere auf zwei Drittel der Etatstärke an Unteroffizieren herabgesetzt worden. Nur die Unteroffiziere der Eingeborenen-Schützen (Turkos), der leichten afrikanischen Infanterie und der Fremdenregimenter sind jetzt und künftig sämtlich Kapitulanten.

Der Prozentsatz der Kapitulanten-Unteroffiziere ist herabgesetzt, um ihre Gesamtzahl in Rücksicht auf die Kosten und die für die Zivilversorgung zur Verfügung stehenden Stellen nicht zu sehr über die bisherige Zahl zu steigern. Die Gesamtzahl der Kapitulanten-Unteroffiziere der Infanterie betrug bisher rund 18 200, sie wird künftig rund 21 700, also um 3500 mehr, betragen.

Als Ausgleich für die Herabsetzung des Prozentsatzes der Kapitulanten unter den Unteroffizieren ermächtigt das Gesetz die Truppenteile, durch Ernennung von Kapitulanten-Korporalen (Obergefreiten) zu Unteroffizieren die Zahl der Kapitulanten-Unteroffiziere auf den bisherigen Prozentsatz von drei Viertel der Gesamtzahl zu bringen. Diese zu Unteroffizieren beförderten Kapitulanten-Korporale erhalten die Löhnung der Unteroffiziere, haben aber sonst nur Anspruch auf das Kapitulations-Handgeld und das tägliche Aufgeld (haute paye) der Kapitulanten-Korporale, sowie auf die diesen freistehenden Zivilversorgungsstellen.

Die Zahl der Kapitulanten-Korporale betrug 1911: 2362. Gelingt es, diese Zahl auch künftig unter den im Gesetz vorgesehenen Bedingungen zu erhalten, so würde man die Zahl der länger als zwei Jahre dienenden Unteroffiziere auf 21 700 + 2362, also auf rund 24 000 bringen können. Das würden drei Viertel der Gesamtzahl der Unteroffiziere sein. Den im zweiten Jahre dienenden Mannschaften brauchen dann nur noch etwa 7000 Unteroffiziere, also keine wesentlich größere Zahl als bisher (etwa 5500) entnommen werden. Damit würde eine wirkliche Verstärkung des Unteroffizierkorps erreicht werden, allerdings auf Kosten der Kapitulanten-Korporale, die dann künftig als solche wegfallen werden.

Man befürchtet jedoch in Frankreich, daß es schwer sein wird, die erforderlichen Kapitulanten-Korporale zu bekommen. Ihre Zahl ist seit einiger Zeit im Rückgang begriffen. Sie betrug 1909: 2085, 1910: 2467, 1911: 2362, 1912: 1866.

Auch der Andrang der Kapitulanten-Unteroffiziere hat in den letzten Jahren nachgelassen. Immerhin ist es bisher gelungen, die dafür vorgesehenen Unteroffizierstellen mit Kapitulanten zu besetzen. Man hofft, daß man dies trotz der Vermehrung dieser Stellen auch künftig erreichen wird, da die Beförderungsaussichten der Unteroffiziere verbessert worden sind.

Digitized by Google

Während bisher auf 100 sergents 21,08 sergents-majors und 27,38 adjudants kamen, werden künftig auf 100 sergents 21,57 sergents-majors und 36,18 adjudants-chefs und adjudants entfallen.

Dazu kommt, daß neuerdings, um die Fehlstellen an Leutnants zu füllen, ein Fünftel statt bisher ein Zehntel der jährlich freiwerdenden Offizierstellen mit Unteroffizieren von mindestens zehnjähriger Dienstzeit besetzt werden können. Da durch die Beförderungen, die das Kadergesetz bringt, noch mehr Leutnants fehlen werden, wird dies Verhältnis noch eine geraume Zeit beibehalten werden müssen. Die Aussichten, Offizier zu werden, sind also für die Unteroffiziere auf längere Zeit hin günstiger geworden. Weiterhin will man die Lage der Unteroffiziere auch in anderer Beziehung verbessern. Man beabsichtigt, ihre Löhnung zu erhöhen, ihnen eine größere Anzahl von Dekorationen (médailles militaires) zu geben und die Aussichten auf Zivilversorgung zu bessern.

Die 7421 neugeschaffenen Unteroffizierstellen werden so verteilt, daß jedes Infanterie-Regiment zu drei Bataillonen künftig acht adjudants-chefs und 17 sergents mehr als bisher erhält. Bei den Infanterie-Regimentern zu vier Bataillonen und den Zuaven-Regimentern ist, ihrer größeren Bataillonszahl entsprechend, diese Vermehrung größer, bei den Jäger-Bataillonen geringer. Von den adjudants-chefs werden bei den Infanterie-Regimentern je drei, bei den Jäger-Bataillonen je zwei dem cadre complémentaire (s. Seite 381) zugeteilt. Jede Kompagnie erhält zwar nur einen sergent mehr als bisher (10 statt 9). Es wird aber durch das Kadergesetz dafür gesorgt, daß die Kompagnie ihre Unteroffiziere sämtlich zum Dienst zur Verfügung hat. Bisher schon waren den Regiments- und Bataillonsstäben Unterstäbe (petits états-majors) sowie dem Regiment eine section hors rang (Abteilung, der die nicht auf Kompagnieetat stehenden Abkommandierten zugeteilt waren) angegliedert. Die Unterstäbe und die „section hors rang“ werden durch das Kadergesetz in eine „compagnie hors rang“ zusammengefaßt. Sie untersteht dem Regimentsadjutanten und besteht bei einem Infanterie-Regiment zu drei Bataillonen aus:

24 Unteroffizieren (einschl. 8 adjudants-chefs),
77 Mann (davon 25 des service auxiliaire);

dazu treten noch 1 Musikmeister, etwa 38 Musiker (Unteroffiziere und Gemeine).

Die Unterstäbe und die „section hors rang“ setzten sich bisher aus 11 Unteroffizieren, 53 Mann und den Musikern zusammen. Es findet somit eine Vermehrung der Etatstellen der Kommandierten um 5 Unteroffiziere (ohne die 8 adjudants-chefs), 24 Mann statt. Die fünf neuen Unteroffizierstellen der compagnie hors rang sind für Regimentsschreiber, Materialverwalter, Futtermeister für die Pferde der Maschinengewehrzüge geschaffen.

Den Jäger-Bataillonen ist an Stelle der „compagnie hors rang“ eine „section hors rang“ in Stärke von 10 Unteroffizieren, 40 Mann zugeteilt.

Digitized by Google

II. Das Kadergesetz für die Kavallerie.

Stand und Gliederung der Kavallerie.

Den bisherigen und künftigen Stand der Kavallerie zeigt nachstehende Übersicht:

Kavallerie-Regimenter.

	In Frankreich					In Algerien—Tunesien		Gesamtsumme
	Kürassiere	Dragoner	Chasseurs	Husaren	Summe	Chasseurs d'Afrique	Spahis (Eingeborene)	
Bisher . . .	13	31	21	14	79	6	4	89
Künftig . .	12	32	23	14	81	4	6	91
Demnach . .	— 1	+ 1	+ 2	—	+ 2	— 2	+ 2	+ 2

Es werden demnach:

Neu aufgestellt: zwei Regimenter Spahis (Eingeborene),

Umgestaltet: zwei Regimenter Chasseurs d'Afrique unter Verlegung nach Frankreich in Chasseurs-Regimenter, ein Kürassier-Regiment (Nr. 13) in ein Dragoner-Regiment (Nr. 32).

Nach dem Kadergesetz vom 13. März 1875 bestanden sämtliche Kavallerie-Regimenter aus fünf Eskadrons. Allmählich wurden jedoch die fünften Eskadrons der in Frankreich stehenden Regimenter zugunsten der 1. bis 4. Eskadrons lediglich als schwache Depot-Eskadrons formiert. Dieser Zustand wird durch das neue Kadergesetz gesetzlich festgelegt. Die Regimenter in Frankreich und die afrikanischen Jäger (Chasseurs d'Afrique) bestehen danach künftig aus vier Eskadrons und einer schwachen Depot-Eskadron (3 Offiziere, 51 Mann, 27 Dienstpferde). Die Gesamtstärke der Kavallerie beträgt daher künftig:

In Frankreich:

81 Regimenter zu vier Eskadrons und einer Depot-Eskadron
= 324 Eskadrons, 81 Depot-Eskadrons.

In Nordafrika:

4 Regimenter zu vier Eskadrons und einer Depot-Eskadron
= 16 Eskadrons, 4 Depot-Eskadrons,
6 Regimenter zu fünf Eskadrons = 30 „

Summe 91 Regimenter mit 370 Eskadrons, 85 Depot-Eskadrons.


Digitized by Google

In der Gliederung der Kavallerie bringt das Kadergesetz wichtige Änderungen. Die Heereskavallerie wird bedeutend verstärkt, die Korpskavallerie entsprechend vermindert. Der Grund hierfür ist das Bestreben, im Kriegsfalle der deutschen Heereskavallerie eine möglichst gleiche Anzahl festgegliederter Kavallerie-Divisionen entgegenstellen zu können. Von der anscheinend bisher im Kriegsfalle geplanten Zusammenziehung von Korpskavallerie-Brigaden zu provisorischen Kavallerie-Divisionen verspricht man sich in Frankreich nicht viel. Man glaubt, daß nur die bereits im Frieden zusammengesetzten und eingeübten Kavallerie-Divisionen den unmittelbar nach der Kriegserklärung an sie herantretenden Aufgaben gewachsen sein werden.

Bisher bestanden in Frankreich acht Kavallerie-Divisionen, von denen zwei aus sechs und sechs aus vier Regimentern zusammengesetzt waren. An Korpskavallerie verfügte jedes Armeekorps in der Regel über eine Kavallerie-Brigade zu zwei Regimentern.

Durch das neue Kadergesetz werden zehn Kavallerie-Divisionen zu je sechs Regimentern zu vier Eskadrons gebildet. Jeder Kavallerie-Division wird eine reitende Abteilung zu zwei, nach Einführung der dreijährigen Dienstzeit wahrscheinlich zu drei Batterien (zu je vier Geschützen), eine Radfahrergruppe zu 320 Gewehren (vgl. S. 379) und eine Pionier-Abteilung auf Rädern zugeteilt.

Sämtliche zu den Kavallerie-Divisionen gehörigen Regimenter (außer den Kürassieren) werden mit der Lanze bewaffnet.

Die zehn Kavallerie-Divisionen werden folgendermaßen zusammengesetzt sein: schwere Division aus zwei Kürassier-Regimentern, vier Dragoner-Regimentern; gemischte Division aus zwei Kürassier-Regimentern, zwei Dragoner-Regimentern, zwei leichten Kavallerie-Regimentern; leichte Division aus vier Dragoner-Regimentern, zwei leichten Kavallerie-Regimentern.

Den Armeekorps wird als Korpskavallerie nur je ein leichtes Regiment (Chasseurs und Husaren) belassen, das zu sechs Eskadrons mobil wird. Man hält die leichte Kavallerie für den Dienst bei den Armeekorps für besonders geeignet. Nur die an der Ostgrenze stehenden 6. und 7. Korps (je drei Infanterie-Divisionen stark) behalten eine Korpskavallerie-Brigade zu zwei leichten Regimentern, die beide vier Schwadronen mobil machen. Das Korpskavallerie-Regiment bleibt im Kriegsfalle dem Armeekorps unterstellt, das es nach Bedarf auf die Infanterie-Divisionen verteilt.

Die den Armeekorps belassene Kavallerie (vier aktive, zwei Reserve-Eskadrons) erscheint ziemlich schwach. Es ist dabei aber zu berücksichtigen, daß außerdem jedem Infanterie-Regiment zwölf, dem Armeekorps (in Frankreich zehn Infanterie-Regimenter stark) insgesamt also 120, berittene Aufklärer (Reservisten der Kavallerie auf Ergänzungspferden) zugeteilt sind.

Um der Gefahr vorzubeugen, daß die Ausbildung der Korpskavallerie-Regimenter hinter der der Regimenter der Kavallerie-Divisionen zurückbleibt, sind seit Anfang 1912 die Kavallerie-Divisionskommandeure beauftragt, die Ausbildung der Korpskavallerie-

Digitized by Google

Regimenter zu überwachen. Das wird künftig voraussichtlich beibehalten. Weiterhin ist zur einheitlichen Leitung der Ausbildung der gesamten Kavallerie seit März 1913 ein Mitglied des Obersten Kriegsrates als Generalinspekteur der Kavallerie bestimmt worden.

Etatstärken.

Die Kavallerie ist durch das Sinken der Rekrutenjahrgänge nicht in Mitleidenschaft gezogen worden. Die Gesamtkopfstärke der Regimenter mit französischem Ersatz bleibt etwa dieselbe wie bisher. Der Kavallerie in Afrika mit Ersatz aus Eingeborenen treten zwei Spahis-Regimenter hinzu. Dadurch wird es möglich, zwei Regimenter mit französischem Ersatz (afrikanische Jäger) nach Frankreich zu verlegen und damit die sofort gegen Deutschland verfügbare Kavallerie zu vermehren.

Der Pferdebestand der Kavallerie wird um 3639 Pferde erhöht. Davon entfallen etwa 1700 Pferde auf die neugebildeten Spahis-Regimenter. Mit dem Rest werden die Etatstärken der Mehrzahl der übrigen Kavallerie-Regimenter erhöht.

Wie bisher werden die Regimenter in solche mit hohem, mittlerem und niedrigem Etat eingeteilt. Die Stärke der Etatklassen und die Verteilung der Regimenter auf die Etats zeigt folgende Übersicht:

Etat	Bisher		Künftig		Verteilung der Regimenter auf die Etats		Bemerkungen
	Mann	Pferde	Mann	Pferde	bisher	künftig	
Hoher Etat . .	780	etwa 677	780	702	30	23	Ohne Offizierpferde.
Mittlerer „ . .	730		720	702	22	42	
Niedriger „ . .	680		680	670	33	20	

Zu diesen Etatstärken treten künftig noch für jedes Regiment 60 Mindertaugliche (service auxiliaire), 52 Offizierpferde und für ein Regiment jeder Brigade 8 Pferde zur Bespannung der Maschinengewehre. (Die Mannschaften und die übrigen Pferde des Maschinengewehrzuges sind in den Etatstärken der Eskadrons enthalten.)

Bisher standen auf hohem Etat:

3 Kavallerie-Divisionen an der deutschen Grenze . . = 14 Regimenter
10 Korpskavallerie-Regimenter der Grenzkorps . . . = 10 „
6 Regimenter afrikanischer Jäger . . . . = 6 „

Auf mittlerem Etat:

Der Rest der in Kavallerie-Divisionen zusammengefaßten Regimenter . . . . = 22 „

Auf niedrigem Etat:

Die Korpskavallerie-Regimenter im Innern . . . . = 33 „

Künftig stehen:

Auf hohem Etat: 3 Kavallerie-Divisionen und 5 Korpskavallerie-Regimenter an der deutschen Grenze . . . = 23 „

Digitized by Google

Auf mittlerem Etat: Der Rest der Regimenter der Kavallerie-Divisionen . . . . = 42 Regimenter
Auf niedrigem Etat: Der Rest der Korpskavallerie-Regimenter und die afrikanischen Jäger . . . . . = 20 „

Das Kadergesetz gibt der französischen Heereskavallerie einen hohen Grad von Kriegsbereitschaft. Die Regimenter der Kavallerie-Divisionen bestehen im Frieden wie im Kriege aus vier Eskadrons und einer Depoteskadron. Jeder Eskadronschef rückt also nur mit den aktiven Mannschaften und Pferden ins Feld, die er im Frieden ausgebildet hat. Die Friedensstärken der Regimenter sind so bemessen, daß bei der Mobilmachung nur bei wenigen eine geringe Anzahl von Ergänzungsmannschaften und -pferden eingestellt werden muß.

Die Kriegsstärke eines zu einer Kavallerie-Division gehörigen Regiments (ohne Maschinengewehrzug) beträgt etwa 31 Offiziere, 685 Mann, 705 Pferde, 15 Fahrzeuge. Die Regimenter auf hohem Etat (780 Mann) haben also im Frieden einen Überschuß von 90, die auf mittlerem Etat (720 Mann) von 35 Mann über die Kriegsstärke. Die 60 Mann des service auxiliaire sind dabei nicht mitgerechnet. Selbst nach Abgabe kranker oder nicht verfügbarer Mannschaften an die Depoteskadron haben diese Regimenter keine Reservisten zu ihrer Ergänzung nötig. Nur denjenigen Regimentern mittleren Etats, denen ein Maschinengewehrzug angegliedert ist, müssen einige Reservisten zugeteilt werden. (Der kriegsstarke Maschinengewehrzug ist stark: 1 Offizier, 25 Mann, 34 Pferde.)

Rechnet man, daß die Regimenter etwa 80 junge Remonten und nicht felddienstfähige Pferde bei Kriegsausbruch zurücklassen müssen, so brauchen die Regimenter der Kavallerie-Divisionen nur etwa 30 Ergänzungspferde einzustellen. Mit diesen Pferden können die Fahrzeuge (Brücken-, Pack-, Lebensmittel- und Futterwagen) bespannt werden. Reitpferde brauchen den Ergänzungspferden nicht entnommen zu werden. Etwas ungünstiger gestaltet sich das Verhältnis zwischen Friedens- und Kriegsstärke bei den Regimentern, denen Maschinengewehre zugeteilt sind. Sie haben im Frieden nur 8 Zugpferde über den Etat, müssen also bei einer Mobilmachung noch 26 Pferde an den Maschinengewehrzug abgeben, die den Etats der Eskadrons oder den Ergänzungspferden zu entnehmen sind.

Schwieriger ist die Mobilmachung der Korpskavallerie-Regimenter. Sie stehen auf niedrigem Etat (680 Mann, 670 Pferde) und machen sechs Schwadronen mobil. Man will daher voraussichtlich im Kriegsfalle zunächst nur die vier aktiven Eskadrons mit ihrem Armeekorps abtransportieren und die Reserve-Eskadrons erst folgen lassen, wenn sie zur Verwendung vor dem Feinde bereit sind.

Verlängerung der Dienstzeit der Kavallerie.

In den letzten Jahren hat sich in Frankreich immer mehr die Überzeugung Bahn gebrochen, daß die Einführung der zweijährigen Dienstzeit der Kavallerie schwere Nachteile gebracht hat. Der Ausbildungsgrad sei zurückgegangen, die sofortige

Digitized by Google

Kriegsbereitschaft sei vor allem während der Wintermonate in Frage gestellt. Die Absicht, als Ersatz des dritten Jahrganges einen Stamm von länger als zwei Jahre dienenden Freiwilligen und von Kapitulanten-Obergefreiten (brigadiers) zu schaffen, muß als mißglückt angesehen werden. Die Zahl der eingestellten Mehrjährig-Freiwilligen betrug: 1909 7328, 1910 5010; sie ist 1911 auf 4666 gesunken.

Ebenso ist die Anzahl der Kapitulanten-Obergefreiten (brigadiers) zurückgegangen. Ihre Gesamtzahl betrug: 1910 4384, 1911 4328, 1912 3791.

Allgemein wird auch über die abnehmende Qualität der Mehrjährig-Freiwilligen und Kapitulanten-Obergefreiten geklagt. Nur Mannschaften, die in den Zivilberufen nicht fortkämen, seien noch zu längerem Dienst in der Armee bereit.

Abhilfe wird allein von einer Verlängerung der Dienstzeit über zwei Jahre erwartet.

Änderung der Zahl der Offiziere und Unteroffiziere.

Die Änderungen in der Zahl der Offiziere und Unteroffiziere der Kavallerie kennzeichnen sich im wesentlichen nur als eine Verschiebung. Die oberen Offizier- und Unteroffizierstellen werden vermehrt, die unteren vermindert. Ihre Gesamtzahl bleibt ungefähr dieselbe. Im Gegensatz zur Infanterie wird die bisherige Einrahmung der Einheiten nur unwesentlich geändert.

Einrahmung der Reserveformationen der Kavallerie.

Die Einrahmung der Reserveformationen der Kavallerie wird in Zukunft etwa dieselbe wie bisher sein. Selbst wenn man berücksichtigt, daß künftig 17 Korpskavallerie-Regimenter mit je sechs Eskadrons, also mit je zwei Reserve-Eskadrons, mobil werden, genügt die Zahl der vorhandenen Offiziere, um jedem Reserve-Kavallerie-Regiment den Kommandeur, einen Hauptmann als Regimentsadjutanten, die Eskadronschefs und einige Leutnants sowie mehrere adjudants-chefs und adjudants aus dem Aktivstande zu geben.

III. Die Wirkung der Kadergesetze auf die Beförderungsverhältnisse.

Die Annahme der Gesetze ist wesentlich von dem Bestreben beeinflußt worden, zugleich die Beförderungsverhältnisse zu verbessern. Dies ist durch die Vermehrung der Stellen für Stabsoffiziere und Hauptleute unter gleichzeitiger Verminderung der Stellen für Leutnants tatsächlich erreicht worden, wie folgende Zusammenstellung zeigt:

Auf 100 Leutnants entfallen:

a) in der Infanterie:

	bisher	jetzt
Obersten	2,96	3,47
Oberstleutnants	4,75	6,95
Bataillons-Kommandeure	19,36	24,02
Hauptleute	81,96	94,33
Summe	109,03	128,77

Digitized by Google

b) in der Kavallerie:

	bisher	jetzt
Obersten	4,50	5,15
Oberstleutnants	4,50	5,15
Majore	14,93	16,14
Rittmeister	55,72	59,32
Summe	79,65	85,76

Zum Vergleich damit entfallen in der Artillerie auf 100 Leutnants: 6 Obersten, 7 Oberstleutnants, 31 Majore, 116 Hauptleute, zusammen 160.

Die Heeresverwaltung beabsichtigt nicht, die neu bewilligten Stellen der Infanterie sofort sämtlich zu besetzen. Das würde für diese Waffe, der schon jetzt rund [illegible]0 Leutnants an der Etatzahl fehlen, weitere 900 unbesetzte Leutnantsstellen bedeuten. Auch fürchtet man, daß durch eine derartige Maßregel zwar die Ältesten eines jeden Dienstgrades Vorteil hätten, aber danach die Beförderung um so dauernder stocken würde.

Die zur Erreichung eines höheren Dienstgrades im Jahre 1912 für Nicht-patentierte erforderliche Zeit ergibt folgende Zusammenstellung:

Es wurden befördert	Unterleutnants zu Leutnants	Leutnants zu Hauptleuten	Hauptleute zu Majoren
in der Infanterie . . .	n. 2 Jahr. i. Dienstgr.	n. 14,6 Jahr. i. Dienstgr.	n. 16 Jahr. i. Dienstgr.
in der Kavallerie . . .	„ 2 „ „ „	„ 14,6 „ „ „	„ 13,4 „ „ „
in der Artillerie	„ 2 „ „ „	„ 8 „ „ „	„ 17,4 „ „ „

Man will die Besetzung der neuen Stellen derartig auf die nächsten zwei bis drei Jahre verteilen, daß die Leutnants nach 12 Jahren in ihrem Dienstgrad, also nach 14 jähriger Dienstzeit als Offizier, zum Hauptmann befördert werden. Die Hauptmannsdienstzeit soll gleichfalls um zwei bis drei Jahre gekürzt werden. Man ist in Frankreich davon überzeugt, daß dies gelingen und daß sodann die Beförderung dauernd in Fluß bleiben werde.

Die Gewißheit aber, in nicht allzulanger Zeit Hauptmann und Stabsoffizier zu werden, soll den Andrang zur Offizierlaufbahn wieder mehren, was selbst die in den letzten Jahren durchgeführte Soldaufbesserung nicht vermocht hat.

IV. Die finanziellen Wirkungen der Kadergesetze.

Die Budgetkommission der Kammer hat überschläglich berechnet, daß das Kadergesetz der Infanterie an einmaligen Ausgaben: 3 Millionen Franken, an dauernden: 14,5 Millionen Franken, das der Kavallerie an einmaligen: 4,3 Millionen Franken,

Digitized by Google

an dauernden: 5,6 Millionen Franken, zusammen im Jahre 1913: 27,4 Millionen Franken erfordern wird.

Die einmaligen Ausgaben werden bei der Kavallerie fast ganz (3,8 Millionen Franken) durch den Ankauf der Pferde für die beiden neuen Spahis-Regimenter und für die Erhöhung des Bestandes der Regimenter in Frankreich bedingt. Auch bei der Infanterie erfordert die Beschaffung der Pferde für die neuen Offizierstellen mehr als die Hälfte, nämlich 1,7 Millionen Franken der einmaligen Ausgaben. In ihnen sind ferner bei dieser Waffe rund 550 000 Franken für Fahrräder und Ersatzstücke und 628 000 Franken für die Feldfahrzeuge der neuen Regimenter enthalten.

Die Heeresverwaltung hat versichert, daß sie neuer Kasernen nicht bedarf. Alles soll in verfügbaren Räumen untergebracht werden. Insbesondere behalten die neuen Infanterie-Regimenter die Kasernen der vierten Bataillone, aus denen sie gebildet werden. Nur für die Radfahrerabteilungen sind einige Ausbesserungswerkstätten und Rädermagazine notwendig, die zum Teil durch Umbau vorhandener Räume gewonnen werden sollen. Im ganzen soll dies nur 100 000 Franken beanspruchen.

Waffen brauchen nicht neu beschafft werden. Selbst die Maschinengewehre für die neuen Regimenter sollen bereits bei den Festungsgruppen der vierten Bataillone vorhanden sein.

Für die Bewaffnung der leichten Regimenter der Kavallerie-Divisionen, die die Lanze bisher nicht führten, mit dieser Waffe waren bereits im Heereshaushalt für 1912 250 000 Franken bewilligt worden. In dem für 1913 sind weitere 250 000 gefordert. Diese Ausgaben brauchten deshalb in die eigentliche Kostenrechnung für die Kadergesetze nicht mitaufgenommen werden.

Auch für Uniformen sind besondere Mittel nicht erforderlich. Nur für die vermehrte Zahl der Kapitulanten, die vom Staate Ausgehanzüge von besserem Tuch und gefälligerem Schnitt als die der Mannschaften erhalten, sind einige Mehrkosten vorgesehen. Ferner macht ihre Unterbringung, die auf besonderen Zimmern mit besserer Möbelausstattung erfolgt, einige Aufwendungen nötig.

Der Rest der einmaligen Ausgaben entfällt bei beiden Waffen auf Versetzungskosten für Offiziere und ganze Truppenteile.

Die dauernden Ausgaben sind zum größten Teil durch Vermehrung der Offizier- und Unteroffizierstellen und durch die Unterhaltung des erhöhten Pferdebestandes bedingt.

V. Betrachtungen.

Die Kadergesetze bringen keine grundlegenden Änderungen.

Immerhin bedeuten sie einen bemerkenswerten Fortschritt. Die Feldtruppen erhalten durch die sich immer steigernde Heranziehung der Eingeborenen Afrikas einen Zuwachs von zunächst sechs Bataillonen und zwei Kavallerie-Regimentern. Der Kavallerie wird im Frieden die gleiche Organisation wie im Kriege gegeben werden.

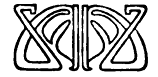
Digitized by Google

Eine starke, festgefügte Heereskavallerie wird geschaffen. Jeder Kavallerie-Division wird eine 320 Gewehre starke Radfahrerabteilung zugeteilt.

Die Reservetruppen werden möglicherweise vermehrt. In Rücksicht auf den verfügbaren Stand an Mannschaften ist dies wohl möglich. Sie haben durch die erhöhte Zuweisung von älteren aktiven Offizieren und von Unteroffizieren einen größeren Gefechtswert, als bisher, erhalten.

Den Stäben der aktiven Infanterie-Regimenter sind auch für den Kriegsfall ein Oberstleutnant beim Stabe und ein Hauptmann als Regiments-Adjutant zugeteilt.

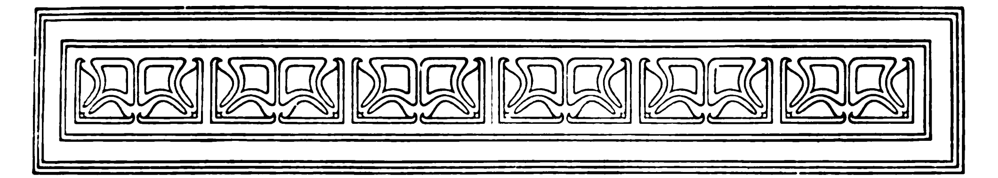
Die Beförderungsverhältnisse der Offiziere bis zum Oberstleutnant einschließlich werden nicht unerheblich verbessert. Das Offizierkorps wird dadurch in den Dienstgraden vom Oberstleutnant an abwärts verjüngt.



Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68, Kochstraße 68—71.

Digitized by Google

Digitized by Google



Nachdruck, auch unter Quellenangabe, untersagt. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Der Nahkampf im Festungskriege unter besonderer Berücksichtigung der Erfahrungen von Port Arthur.

„Der Kampf um Festungen entwickelt sich in der Regel aus den Bewegungen des Feldkrieges und geht allmählich in ein durch stärkste Artilleriewirkung und alle Mittel der Technik unterstütztes Ringen um die Werke über. Er erfordert gründlichere Vorbereitung und größeren Zeitaufwand, als der Kampf im freien Felde, die allgemeinen Grundsätze sind aber die gleichen für Feld- und Festungskrieg."

So heißt es — und gewiß durchaus zutreffend — in Ziffer 4 der „Anleitung für den Kampf um Festungen vom 13. August 1910".*) Man darf aber aus dem letzten Satz nicht schließen, daß die Beherrschung des Feldkrieges das Studium des Festungskrieges entbehrlich mache. Denn wozu brauchte man sonst besondere Vorschriften, Truppen und Formationen, Kampf- und technische Hilfsmittel für den Festungskrieg? In der Tat bestehen doch recht wesentliche Unterschiede beim Verfahren im Feld- und Festungskriege und mag man diese Unterschiede „veränderte Formen" oder „Steigerungen und Potenzierungen" nennen**), so bleibt doch wahr, daß sie um so deutlicher hervortreten, je stärker der Kampfgegenstand, die Festung, ist und je näher der Angriff an sie herangetragen wird. Im besondern haben die letzten Vorgänge des Kampfes um eine energisch verteidigte Festung, der sogenannte Nahkampf im Festungskriege, stets ein eigenartiges Gepräge gezeigt, ja zu Zeiten auch einen eigenen Zweig der Kriegskunst gebildet. Sein Gepräge erhält der Nahkampf im Festungskriege durch das Verfahren des Angreifers. Man kann hierbei zwei Hauptarten unterscheiden, den förmlichen und den flüchtigen Nahangriff.***) Der charakte-

*) Ähnlich in Ziffer 306 F. O.

**) Vgl. III. Jahrgang, 1906, 3. Heft: „Die Ausbildung der Pioniertruppe".

***) K. u. F. unterscheidet nur beim Festungsangriff im allgemeinen (Ziffer 8 und 9) begrifflich die „Belagerung" und den „abgekürzten Angriff", beide werden aber — auch bezüglich des Nah-

Digitized by Google

ristische Unterschied beider liegt einerseits in der Entfernung, aus der der letzte entscheidende Stoß, der Sturmanlauf, vorbereitet und ausgeführt wird, anderseits in der Art und Weise, wie man sich bis zu dieser Entfernung heranarbeitet.

Kennzeichnung des flüchtigen Nahangriffs.

Beim flüchtigen Nahangriff liegt die Sturmstellung weiter ab; als geringstes Maß nahm man früher 200 m an. Man erreicht die Sturmstellung im wesentlichen durch „sprungweises" Heranarbeiten. Von hier aus wird der Sturm auf die angegriffenen Befestigungen nach entsprechender Vorbereitung durch Artillerie und Pioniere über freies Feld hinweg in einem Anlauf ausgeführt. Hierzu werden Sturmabteilungen und Sturmunterabteilungen — früher Sturmverbände und Sturmabteilungen genannt — gebildet, denen bestimmte Abschnitte der feindlichen Stellung als Angriffsziele zugewiesen werden. Jeder Sturmunterabteilung, die an Infanterie in der Regel nicht die Stärke einer Kompagnie überschreiten soll, gehen ausgeschwärmte Schützen voran, die sich möglichst nahe der vordersten Hinderniszone — Vorglacis, Graben — hinwerfen und das Feuergefecht eröffnen, sowie der Verteidiger seinerseits den Angriff zu beschießen beginnt. An der Spitze der geschlossen folgenden Infanterie-Kolonne befinden sich eine Anzahl Pioniertrupps, deren jeder eine ganz bestimmte Aufgabe zu erfüllen hat, z. B.:

endgültiges Säubern und Aufräumen der vorbereiteten Sturmgassen,
Handhabung der Sturmgeräte zum Überwinden der Hindernisse — Leitern, Gleitstangen, Brücken usw.,
Aufräumen der Hindernisse im und am Graben selbst,
Blendung der Streichen,
Beseitigen von Hindernissen und Verschlüssen im Inneren des Werkes.

Hinter der Infanterie-Sturmkolonne folgen wiederum Pioniere zur Verbauung der genommenen Werke und Herstellung rückwärtiger Verbindungen, sowie Fußartilleristen zur Besitznahme der etwa noch vorhandenen artilleristischen Ausrüstung.

Beim Beginn des Sturmes soll die Angriffsartillerie ihr Feuer in das Rücken- und Seitengelände verlegen.

Es ist klar, daß das Gelingen eines derartigen Nahangriffs von vielen Bedingungen und Voraussetzungen abhängt, die sich im Ernstfalle vorher schwer übersehen lassen. Im besondern kommt es darauf an, ob die Vorbereitungen zum Sturm, d. h. ob die Sturmreife herbeigeführt ist, ausreichend vor diesem zu erzielen gewesen sind oder beim Sturme selbst sich nachholen lassen.

Kennzeichnung des förmlichen Nahangriffs.

Der förmliche Nahangriff sucht den Weg des Sturmanlaufs möglichst abzukürzen. Er geht daher durch Erdarbeiten — Sappen, Minen — gedeckt — „schrittweises" Heran-

kampfes — ohne besondere Bezeichnung und stoffliche Gliederung einheitlich im Abschnitt „Durchführung der Belagerung" behandelt. Für die Praxis ist dies ohne Bedeutung. Zweck und logischer Aufbau meiner Studie veranlassen mich, an dem bisher üblichen Unterschiede zwischen „förmlichem" und „flüchtigem Nahangriff" festzuhalten. Bezüglich des folgenden vgl. K. u. F. Ziffer 188 bis 190.

Digitized by Google

arbeiten — mindestens bis dicht an die Hindernisse heran. Wird von hier aus noch nicht gestürmt, so besteht die weitere Durchführung in der Beseitigung der Grabenstreichen und äußeren Grabenwände durch Sprengung, in der Herstellung gedeckter Zugänge zum Graben, ja sogar, wie es vor Port Arthur und bei einer ganzen Reihe älterer Belagerungen der Fall war, in Sappen- und Minenangriffen auf und unter der Grabensohle gegen das Innere des Werkes. Besaß und benutzte der Verteidiger bei der Abwehr des förmlichen Nahangriffs ein Gegenminensystem, so kam es bisweilen zum sogenannten Minenkrieg. Der Angreifer ging aus einem vorgeschobenen Laufgraben, dem Minengraben, mit einer Anzahl Stollen und Schleppschächten unterirdisch vor und sprengte vermittels großer Pulverladungen Trichter aus, die die Gegenminen zerstörten und gleichzeitig zur Anlage neuer Infanteriestellungen benutzt wurden. Dieses Verfahren wiederholte sich mehrmals bis zur Besitznahme des gedeckten Weges. Der Verteidiger begegnete diesem Minenangriff von seinem Gegenminensystem aus mit Quetschern, d. h. mit verhältnismäßig schwachen Ladungen, um die Angriffsminengänge zu verschütten (abzuquetschen) ohne oberirdische Wirkung. Eine große Bedeutung besaß bei diesem „Minenkrieg" der unterirdische Horchdienst, der, etwa wie das Entfernungsschätzen bei der heutigen Infanterie, einen besondern und recht zeitraubenden Ausbildungszweig der Mineure bildete.

Bewertung des förmlichen und flüchtigen Nahangriffs in Deutschland.

Bis etwa Anfang der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts galten bei uns in Deutschland beide Arten des Nahangriffs, der flüchtige und der förmliche, für gleichberechtigt. Die Pioniere waren daraufhin organisiert und ausgebildet. Erst von diesem Zeitpunkt ab trat der förmliche Nahangriff völlig zurück, der flüchtige galt als Regel und als allein berechtigt. Die praktische Folge hiervon war der Einheits-Pionier und nahezu der Verlust aller Überlieferungen der Sappeur- und Minierkunst in der Pioniertruppe, entgegen den Anschauungen unsrer Nachbararmeen und den Warnungen mancher berufenen Stimme in der Heimat.

Daß diese Wendung eintrat, war abgesehen von besondern Verhältnissen z. T. persönlicher Art, hauptsächlich in dem Vertrauen begründet, daß hinsichtlich ihrer Leistungen im Festungskriege die schwere Artillerie unsrer gesamten Armee einzuflößen verstanden hatte. Man war ganz allgemein der Ansicht, daß diese Leistungen die Durchführung des förmlichen Angriffs in Zukunft überflüssig machen würden. Hierin änderte auch der große Fortschritt nichts, den die Festungsbautechnik als Reaktion auf die Weiterentwicklung der schweren Artillerie machte, und der durch das Ergebnis eingehender Friedens-Schieß- und Sprengversuche mit Beton und Eisenbauten recht deutlich erwiesen wurde. Erst die Erfahrungen von Port Arthur brachten den Stein wirksam ins Rollen und führten zu einem Umschwung dieser Anschauungen zugunsten des förmlichen Nahangriffs.

Die praktischen Folgen hiervon bestanden bei uns in der Rückkehr zu einer Sonderausbildung von Feld- und Festungs-Pionieren, in einer Umformung der

Digitized by Google

Pionier-Belagerungstrains und nicht zum mindesten in einer stärkeren Betonung des förmlichen Nahkampfes gelegentlich der einer Neuaufstellung gleichkommenden Umarbeitung von Vorschriften für den Festungskrieg, wie K. u. F.,*) F. Pi. D. und einiger pioniertechnischer Sondervorschriften.

Hand in Hand hiermit ging das Bestreben der schweren Artillerie, den Kampf zwischen Schutz und Trutz, zwischen passiver Widerstandsfähigkeit der Festungsbauten und Zerstörungskraft der Geschütze wieder aufzunehmen und zu ihren Gunsten zu wenden. Daß es hierbei ohne gewisse ressortpatriotische Reibungen nicht abging, die auch in literarischen Fehden Ausdruck fanden, war um so weniger zu beklagen, als man sich schließlich auf der Basis „Jedem das Seine" geeint wiederfand und nunmehr vom dem großzügigen Grundsatz ausgeht, daß alle technischen und taktischen Mittel und Wege ohne Ausnahme je nach Lage und Verhältnissen mehr oder weniger im Vordergrunde stehend, in der Hand des Truppenführers gemeinsam zum Erfolge im Festungskriege mitwirken und dementsprechend nach Möglichkeit vervollkommnet werden müssen. Hierzu gehören auch Mittel und Verfahren im Nahkampfe des Festungskrieges.

Meine Arbeit über diesen Gegenstand verfolgt den praktischen Zweck, dem Leser einen Gedankenweg zu weisen, auf dem er selbst bestimmte und eigene Anschauungen über Aussichten und Verfahren im Nahkampfe des modernen und zukünftigen Festungskrieges gewinnen, sie in Vergleich zu den entsprechenden Angaben unserer neuesten Dienst-Vorschriften stellen**) und in die Praxis umsetzen kann.

Welchen Anhalt bietet die Kriegsgeschichte für das Verfahren beim Nahkampfe im Festungskriege?

Man hat lange Zeit die Ansicht vertreten, daß durch die neuere Technik des Festungskrieges auch seine Taktik auf eine ganz neue Grundlage gestellt werde und das Studium des Festungskrieges älterer Zeiten, etwa vor Einführung der gezogenen Geschütze, wenig praktischen Nutzen zur Klärung der Anschauungen über das zeitgemäße Verfahren gewähre. Nun hat aber der ostasiatische Krieg gerade im Nahkampfe des Festungskrieges viele als längst veraltet abgetanene Erscheinungen wieder aufleben lassen und nahegelegt, auch anscheinend vergilbten Blättern der Festungskriegsgeschichte wieder mehr Beachtung zu schenken. Unter diesem Gesichtspunkt, im besondern soweit es sich um das Ringen um Glacis, gedeckten Weg, Graben und Wall handelt, finden wir viele beachtenswerte Lehren auch beim Studium der älteren Kriegsgeschichte.

Schweidnitz 1762.

Skizze 33. Am 4. August 1762 war die Einschließung durch 22 Bataillone, 20 Eskadrons (im Ganzen 10 000 Mann Infanterie) beendet. Der Angreifer verfügte zunächst

*) Z. B. Ziffer 159, 169, 170, 171, 172, 174, 176, 355.
**) Auf die entsprechenden Stellen ist in Fußnoten hingewiesen.

Digitized by Google

nur über 18 Ingenieur-Offiziere und 40 Mineure. Die Leitung des Angriffs lag in der Hand des Ingenieur-Majors Lefebre.

Die Festung hatte eine auserlesene Besatzung von über 12 000 Mann und hervorragende Führer in den Generalen Guasco (Kommandant) und Gribauval (Artillerist und Ingenieur). Der Angriff richtete sich gegen das Jauernicker Fort und die Jauernicker Flesche. Nachdem am 7. August die erste Parallele gebaut war, war man am 22. August bis zur dritten Parallele vorgedrungen, welche die beiden Flügel des Angriffs verband. Der Verteidiger hatte sich von Anfang an auf die unterirdische Minenverteidigung eingerichtet und hielt vom 20. August ab die vordersten Öfen geladen. Der Angreifer, welcher Kenntnis hiervon erhielt, setzte am 22. August den Minenangriff gegen die Spitze des Jauernicker Forts an. 80 m vom Graben wurde ein Schacht angelegt und aus diesem mit einem Stollen vorgegangen. Vom 29. August ab wendete der Angreifer beim oberirdischen Vorarbeiten nur noch die gedeckte Sappe an, wobei die Herstellung des Logements vor der Jauernicker Flesche große Schwierigkeiten machte. Der Angreifer hatte den Fehler begangen, den anders gefärbten Boden aus den Minen auf die Brustwehr zu werfen. Der Verteidiger zog richtige Schlüsse hieraus und machte am 30. August einen Ausfall, der glückte und ihm genaue Kenntnis über den Minenangriff verschaffte. Erst jetzt ließ der Angreifer eine bessere Bewachung und oberirdische Verteidigung des Minengrabens eintreten.

Skizze 34.

Am 30. August war der Angriffsstollen 32 m lang und konnte der Stickluft wegen nicht mehr verlängert werden. Man lud daher den ersten Trichter mit 50 Zentner Pulver und sprengte ihn am 1. September. Der ausgesprengte Trichter hatte eine Tiefe von 6 m und einen Durchmesser von 31 m, die Verteidigungsminen waren aber unbeschädigt geblieben.

Die Einrichtung des Trichters war schwierig, da er dauernd unter Steilfeuer gehalten wurde. Trotzdem ging man alsbald mit einem neuen Stollen aus dem Trichter vor, dessen Vortreiben durch Wasserandrang und die nunmehr auftretenden Quetscher des Verteidigers ungemein erschwert und zuletzt ganz verhindert wurde. Man mußte einen neuen Stollen ansetzen, und es gelang am 16. September den zweiten Trichter von 20 m Durchmesser zu sprengen. Das weitere Vorgehen aus diesem wurde aber durch 5 Quetscher hintereinander verhindert, die jedesmal Verluste an Toten und Verwundeten verursachten. Da Lefebre ratlos war, griff der König persönlich mit Weisungen ein. Um sich der feindlichen Quetscher einigermaßen zu erwehren, wurde am 25. September der dritte Trichter in flüchtiger Weise, d. h. in einem kurzen Stollen, Pulver in Säcken, kurze Verdämmung, gesprengt.

Am 26. September nachts machte der Verteidiger einen erfolgreichen Ausfall gegen den dritten und zweiten Trichter und verbaute sich in ihnen. Der zweite wurde in der folgenden Nacht von den Preußen wieder genommen, der dritte war

Digitized by Google

ganz unbenutzbar geworden. Zu seiner Verteidigung hielt der Verteidiger Rollfässer, mit Pulver und Granaten gefüllt, bereit. Nun schlug der Angreifer auf Anregung des Königs ein Verfahren ein, daß endlich zum Erfolge führen sollte, er ging von rückwärts her unter den Gegenminen hindurch. Zu diesem Zweck wurde am 28. September auf der Sohle des zweiten Trichters ein 3 m tiefer Schacht angelegt und von diesem aus unter dem dritten Trichter hindurch mit einem Stollen vorgegangen. Erst am 4. Oktober hörte der Verteidiger diese Arbeit und versuchte durch mehrmaliges Quetschen sie aufzuhalten, aber ohne Erfolg, da der Stollen zu tief lag. Am 8. Oktober sprengte der Angreifer daher in den 32 m langen Stollen mit 50 Zentner Pulver den vierten Trichter von 8 m Tiefe und 20 m Durchmesser, wodurch die Gegenminen zerstört und der gedeckte Weg mit seinem Hindernisse geöffnet und breschiert wurde. Der darauf unternommene Sturm scheiterte zwar, indessen erfolgte am folgenden Tage, 9. Oktober 1762, die Kapitulation der Festung. Die Belagerung hatte 63 Tage, der Minenkrieg 49 Tage gedauert. Der Verteidiger war an Tüchtigkeit und Zahl weit überlegen. Von den 15 preußischen Ingenieur-Offizieren waren einer tot, zehn verwundet, die Zahl der getöteten und verwundeten Mineure betrug 40.

Die Beurteilung dieses förmlichen Nahangriffs ergibt, daß er mit unzureichenden Mitteln und auf viel zu schmaler Basis angesetzt war, was besonders für den Minenangriff gilt. Die Notwendigkeit und Bedeutung innerer Verteidigungsabschnitte, die Wichtigkeit unausgesetzter kleiner Ausfälle, der Bestreuung des nächsten Vorgeländes mit Steilfeuer, das den Angreifer zur frühzeitigen Anwendung der bedeckten Sappe zwang, ist deutlich hervorgetreten; nicht minder die Notwendigkeit, daß die Spitzen eines förmlichen Nahangriffs: Sappen und Minen, eines nachhaltigen oberirdischen Schutzes durch eingegrabene Deckungswachen und Posten bedürfen.

Sewastopol 1854/55.

Minenangriff.

Skizze 35.

Am 18. September 1854 landeten die Verbündeten bei Eupatoria, am 17. Oktober erfolgte die Eröffnung der Laufgräben. Der Angriff der Franzosen auf dem linken Flügel des Angriffsfeldes richtete sich gegen das Mast-Bastion und das Zentral-Bastion. Der schwierigen Bodenverhältnisse und der Regsamkeit des Verteidigers wegen rückten die Laufgrabenarbeiten nur langsam vor. Mitte November war man mit der dritten Parallele 500 m an das Zentral- und 160 m an das Mast-Bastion herangekommen. Das weitere Vorarbeiten gegen das letztere Werk wurde durch das Feuer des Verteidigers, die ungünstige Witterung und den felsigen Boden aufs äußerste erschwert. Man beschloß daher, zum Minenangriff überzugehen, und zwar in dem Glauben, daß keine Gegenminen vorhanden seien. Die Absicht war, möglichst nahe am angegriffenen Werk große Trichter zu sprengen und unter Benutzung der hierdurch beim Verteidiger erwarteten Verwirrung unmittelbar nach der Sprengung

Digitized by Google

zu stürmen. Der hieraus sich entwickelnde Minenkrieg läßt sich in drei Abschnitte teilen.

1. Periode.

Am 20. November 1854 wurden in der dritten Parallele zwei Schächte (Nr. 1 und 2) mit 90 m Abstand 4 m tief abgeteuft und aus ihnen mit je einem Schleppschacht vorgegangen. Die Bodenverhältnisse zeigt die Skizze. Man ging in der oberen Lehmschicht vor, das Vorhandensein der unteren Lehmschichten blieb dem Angreifer unbekannt. Bei ununterbrochenem Vorarbeiten mit Ablösung rückte man in 24 Stunden durchschnittlich 2 m vor. Anfang Februar 1855 hatten die Stollen eine Länge von 100 m erreicht und befanden sich mit ihren Spitzen noch 40 m vom Graben des Mast-Bastions entfernt.

Skizze 36.

2. Periode.

Am 2. Februar 1855 wurden die Franzosen durch den ersten russischen Quetscher völlig überrascht. Er quetschte den rechten Angriffsstollen auf eine Länge von 30 m ab und tötete zwei Mineure. Es gelang den Russen trotz eines 10 m hinter dem Quetscher französischerseits gesprengten kleinen Trichters, den Angriffsstollen auf die genannte Länge in Besitz zu nehmen. Wie kam dies? Mitte November, bevor die Franzosen mit dem Minenangriff begannen, glaubte die Besatzung im Mast-Bastion unterirdisches Geräusch zu hören, und fürchtete, in die Luft gesprengt zu werden. Obwohl von der Grundlosigkeit dieser Besorgnis überzeugt, ließ Totleben den Ausbau eines Gegenminensystems in Angriff nehmen. In der Zeit von Mitte November 1854 bis 18. Januar 1855 wurden im Innern des Werkes und im Graben 23 Schächte abgeteuft und von diesen aus in der oberen Lehmschicht Horchstollen und ein Verbindungsstollen (Enveloppengalerie) ausminiert. Außerdem wurde ein unteres Stockwerk ausgebaut, indem man 14 Schächte etwa 15 m tief anlegte und in der untersten Lehmschicht ein Stollensystem von 442 m Länge ausminierte. Am 1. Januar 1855 hatte der Verteidiger durch eine Pariser Veröffentlichung, der ein Plan der Belagerung beigegeben war, Kenntnis von den Angriffsminen erhalten. Diese Nachricht, durch einen französischen Überläufer bestätigt, bewirkte Beschleunigung beim Ausbau des Gegenminensystems. Man ließ die ersten Angriffsstollen so nahe herantreiben, bis man eines großen Erfolges sicher war, und nun erfolgte der erste Quetscher. Inzwischen wurde der Schwerpunkt des französischen Angriffs vor den Malakow verlegt, der Minenkrieg vor dem Mast-Bastion nahm aber seinen Fortgang.

Da die Angriffsstollen zu lang waren, wollte man unter Benutzung ihres rückwärtigen Teiles eine vierte Parallele aussprengen und von dieser aus von neuem vorminieren. Zu diesem Zweck wurden die beiden Stollen durch einen Querstollen verbunden, zwischen den ersteren trieb man neue Stollen für die Parallele und außen seitwärts für die Annäherungswege vor. Trotz eines russischen Quetschers gelang es am 15. April 1855 abends 21 Öfen mit im ganzen 26 000 kg Pulver gleichzeitig zu sprengen. Es entstand eine 180 m lange Trichterreihe mit einer Erd-

Digitized by Google

brücke, die durchsappiert wurde. Durch diese Sprengung wurden nur zwei russische Mineure getötet, allerdings gleichzeitig auch durch den Steinhagel etwa 100 Mann der Besatzung des Bastions außer Gefecht gesetzt.

Der Ausbau und die Benutzung der ausgesprengten vierten Parallele war sehr schwierig, da sie der Gegner dauernd befeuerte und durch unausgesetzte Ausfälle belästigte. Gleichzeitig baute der Verteidiger das untere Stockwerk weiter aus und operierte in dem oberen mit großer Vorsicht, um nicht durch erneute Trichtersprengungen überrascht zu werden.

3. Periode. Das weitere Vorminieren aus der vierten Parallele war mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Die Böschungen bildeten wüste Trümmer, in denen die obere Lehmschicht nicht mehr zu finden war. Dazu wurde jeder Ansatz durch Quetschen des rührigen Verteidigers verhindert. Der Versuch, auf weiter unten gelegene Lehmschichten zu stoßen, wurde als aussichtslos aufgegeben, nachdem der zu diesem Zweck abgeteufte Schacht 13 m Tiefe erreicht hatte, also dicht über der ersehnten Schicht angelangt war. Man schlug nun das Verfahren ein, durch kurze, nahe aneinander angesetzte und flüchtig verdämmte Öfen den vorderen Trichterrand allmählich weiter vorzuschieben.*) Eine Abteilung minierte, die andere horchte. Wenn der Gegner schwieg, ein Zeichen, daß er laden wollte, lud und sprengte man mit möglichster Beschleunigung. Auf diese Weise kam man bis zum 8. September 1855, dem Tage der Einnahme von Sewastopol, d. h. in 143 Tagen, nur 28 m vorwärts, wobei etwa 100 Öfen mit 32000 kg Pulver gesprengt wurden. In diesem Abschnitt schleuderte man auch viele Steinminen in das Bastion, die zum Teil guten Erfolg hatten, zum Teil aber auch auf der eigenen Seite Verluste und Schaden verursachten.

Der Verteidiger versuchte in dieser Zeit, seinerseits dem Angreifer mit den unterirdischen Sprengungen zuvorzukommen. Jede Taktik des Minenkrieges hörte auf. Beide Teile handelten nur nach dem augenblicklichen Bedürfnis, um sich ihrer Haut zu wehren. Es entstand ein ganz unregelmäßiges Labyrinth von Stollen, Quetschen und Trichtern. Dabei machte sich eine hochgradige Nervosität bei Angreifer und Verteidiger geltend. Das Unheimliche dieses unterirdischen Krieges nahm die Geister gefangen, überall, selbst an ganz unmöglichen Stellen, glaubte man unterirdisches Geräusch zu hören und fürchtete in die Luft gesprengt zu werden.

Der gleichzeitig vor dem Zentral-Bastion und dem Malakow sich abspielende Minenkrieg bietet nur insofern Interesse, als sich der Angreifer hier in der Abwehr befand. Er war genötigt, zum Schutz seiner Sappenarbeiten von Minen Gebrauch zu machen.

*) Ein ähnliches Verfahren schlugen die Japaner vor Fort II, Port Arthur, ein, wie später erwähnt werden wird.

Digitized by Google

Während des denkwürdigen Minenkrieges vor Sewastopol hat der Angreifer 1250 m Stollen gebaut und 66000 kg Pulver versprengt. Der Verteidiger schlug diesen Rekord jedoch bei weitem mit 6600 m Stollen. Trotzdem waren die Verluste verhältnismäßig gering. Der Angreifer verlor 176 Mann, davon 17 tot und von diesen nur vier durch Sprengungen, der Verteidiger 191 Mann, davon 54 tot. Bei den Sprengungen wurden 24 getötet, 32 verwundet.

Flüchtiger Angriff.

Skizze 35.

Während sich der dritte Abschnitt des Minenkrieges im wesentlichen vor dem West-Bastion abspielte, versuchten die Verbündeten auf dem östlichen Teil des Angriffsfeldes mehrmals auf dem Wege des flüchtigen Nahangriffs ihr Ziel zu erreichen.

Der erste große Sturm erfolgte nach vorbereitendem Artilleriefeuer am 7. Juni 1855 6[30] nachmittags gegen die vom Verteidiger erst während der Belagerung vorgeschobenen Redouten Selenginsk, Wolynien und Kamtschatka. Der Anlauf wurde unter Einsatz starker Kräfte (fünf Divisionen, davon zwei in erster Linie) auf etwa 450 m Entfernung mit vollem Erfolge durchgeführt. Die Werke Selenginsk und Wolynien wurden im ersten Ansturm genommen, Kamtschatka hielt sich, obwohl von drei Seiten umfaßt, längere Zeit, wurde aber schließlich auch genommen und gegen mehrere Gegenangriffe behauptet. Die vor Bastion III vorgeschobenen Schützengräben wurden von den Engländern genommen. Durch diesen Erfolg ermutigt, schritten die Verbündeten schon am 18. Juli 1855 3[0] vormittags zum zweiten großen Sturm, der sich gegen die Hauptstellung — Bastion I, II, Malakow und Bastion III — richtete. Nach 24stündiger artilleristischer Beschießung wurden sieben Divisionen, davon sechs in vorderer Linie aus 300—600 m Entfernung zum Sturm angesetzt. Er scheiterte völlig. Das Mißlingen wird einerseits der ungenügenden artilleristischen Vorbereitung, anderseits dem Umstande zugeschrieben, daß der rechte Flügel zu zeitig vorbrach und der Verteidiger aufmerksam wurde.

Der dritte und letzte große Sturm fand am 8. September 1855 statt. Seit dem 17. August befeuerte die Angriffsartillerie energisch die Werke, die Sturmstellungen waren vor Bastion II und Malakow bis zum Glacisfuße, im übrigen auf 250—300 m herangeschoben worden. Der Verteidiger, durch die Beschießung und unausgesetzte Alarmierungen physisch und moralisch stark mitgenommen, hatte am Vormittag sturmabwehrbereit gestanden, war aber später zurückgenommen worden. Punkt 12[0] mittags verlegte die Angriffsartillerie ihr Feuer nach rückwärts und die Sturmkolonnen brachen los.

Der Malakow wurde völlig überrascht; nach einer halben Stunde befand sich das ganze umfangreiche Werk in den Händen der Franzosen. Ebenso gelang es, die Zwischenlinie Bastion II — Malakow bei einem Anlauf von 300 m über 3 Reihen Wolfsgruben hinweg zu nehmen, aber nicht weiter vorzubringen. Der Sturm auf Bastion II wurde abgewiesen. Gegen Bastion III stürmten die Engländer 20 Minuten

Digitized by Google

später. Sie drangen zwar in das Werk ein, wurden aber nach längerem Kampfe wieder herausgeworfen. Der einzige Erfolg des Tages war die Besetzung des Malakow, allerdings ein entscheidender Erfolg, da die Russen das Südufer räumten.

Beurteilung. Die Beurteilung des Nahkampfes vor Sewastopol ergibt, daß der flüchtige Nahangriff nur da glückte, wo sich der Verteidiger überraschen ließ und wo sehr überlegene Kräfte in starker Tiefengliederung zum Sturm aus verhältnismäßig geringer Entfernung angesetzt wurden. Zudem handelte es sich hier um mangelhafte Befestigungen und Hindernisse behelfsmäßiger Art. Daß für das Scheitern der Stürme die unzureichende artilleristische Vorbereitung ausschlaggebend gewesen sei, kann nur zum Teil zugegeben werden, da durch das Fehlen jeglicher bombensicherer Hohlräume in der Festung, das nach Totleben die Verteidigung außerordentlich erschwert hat, die Beschießung sehr wirksam war. Der förmliche Nahangriff auf der Westfront führte zu keinem Ergebnis. Er wurde nach dem ersten Mißerfolge nur so lange ohne Hoffnungsfreudigkeit hingehalten und weitergeführt, um den Verteidiger zu beschäftigen und gewissermaßen der Ehre wegen. Der Grund für den Mißerfolg liegt in der fehlerhaften taktischen und technischen Durchführung des Minenangriffs, veranlaßt durch die Unterschätzung des Gegners. Man hatte auf keine unterirdische Minenverteidigung gerechnet und deshalb den Angriff in zu schmaler Front, zu geringer Bodentiefe und mit unzureichenden Mitteln angesetzt. Der russische Mineur erwies sich entschieden überlegen und hat gezeigt, was die Minenverteidigung damals leisten konnte und Fingerzeige dafür gegeben, was sie auch unter heutigen Verhältnissen wird leisten können.

Die große Mine Petersburg—Richmond 1864.

In der ersten Hälfte des Juni 1864 war die nordstaatliche Potomac-Armee unter Grant von Cold Harbour nordöstlich von Richmond über den James-Fluß nach der Gegend dicht östlich von Petersburg gerückt. Vom 15. bis 18. Juni 1864 wurde die Ostfront der Verschanzungen von Petersburg vergeblich berannt. Nachdem im Juli die Einschließungsstellung verstärkt worden war, sah sich der Angreifer zum förmlichen Nahangriff gezwungen. Er ging erst mit Sappen vor und von der Spitze dieser mit einem 160 m langen Hauptstollen, aus dem zwei 12 bis 13 m lange Seitenstollen abzweigten. Hier wurden acht Öfen zu 500 kg Pulver, im ganzen also mit 4000 kg Pulver geladen.

Der Verteidiger hatte rechtzeitig Kenntnis von dem Minenangriff der Nordstaatler. Der Versuch, Gegenminen zur Abwehr anzulegen, erwies sich als untunlich. Dagegen wurden Vorbereitungen zur Räumung und zur Feuerüberschüttung des angegriffenen Teils der Verschanzungen getroffen und gleichzeitig eine zweite Befestigungslinie weiter rückwärts angelegt. Am 30. Juli 1864 sollte die Sprengung und un-

Digitized by Google

mittelbar darauf der Sturm gegen die ganze Front erfolgen. Die Vorbereitungen und Anordnungen für den Sturm waren sehr umsichtig vom Oberkommando erwogen. Die betreffenden Befehle wurden aber nur teilweise befolgt. Im besondern waren von dem 9. Korps, welches den Angriff gerade über die Minen auszuführen hatte, entgegen dem Befehl, keine Sturmlücken in der Einschließungslinie geschaffen worden.

Die erste Zündung um 3[30] morgens versagte, erst um 5[20] morgens glückte die Sprengung. Es entstand ein Trichter, 50 m lang, 20 m breit und 8 m tief, der gegenüberliegende Teil der Petersburger Verschanzungen wurde verschüttet, zwei Bataillone und eine Batterie litten stark unter der Trichtergarbe. Der vom Angreifer gewünschte Erfolg wurde insofern erreicht, als der Verteidiger in große Verwirrung geriet und 250 m seiner Stellung rechts und links seitwärts vom Trichter räumte. Ein rasches Zugreifen würde vermutlich die Entscheidung gebracht haben. Aber wegen der mangelnden Sturmlücken konnten nicht geschlossene und tiefe Massen, sondern nur kleinere Trupps vorgeworfen werden, die baldigst im Trichter Deckung suchten. Ebenso drängten sich die seitwärts vorgehenden Teile des Angreifers in dem nunmehr aufgenommenen, vernichtenden Feuer des Verteidigers gegen den Trichter, der sich mit einer dicht zusammengepreßten, in dem losen Erdreich versunkenen Menschenmasse füllte.

Der Sturm scheiterte vollkommen unter großen Verlusten.*) Die Menschenmasse im Trichter verfiel der Vernichtung oder Gefangenschaft.

Düppel 1864.

Die Vorgänge vor Düppel können im allgemeinen als bekannt vorausgesetzt werden.**) Es sei hier nur kurz erwähnt, daß

vom 11. Februar bis 6. März 1864 Einnahme der Einschließungsstellung und Erkundungsgefechte,

vom 14. bis 17. April der Bau der dritten Parallele als Sturmstellung 240 bis 320 m abliegend, und

am 18. April 10⁰ vormittags der Sturm erfolgte.

Es waren hierzu sechs Kolonnen gegen die Schanzen I bis VI und eine Hauptreserve gebildet. Die Kolonnen bestanden aus je sechs bis zwölf Kompagnien Infanterie, einhalb bis einer Kompagnie Pionieren und kleinen Artillerie-Abteilungen. Sie gliederten sich in Schützen, Arbeitertrupps (Pioniere) und Infanterie, die eigent-

*) 4000 Mann Angreifer gegen 1200 Mann Verteidiger.

**) Einen guten Überblick geben von neueren Quellen:

Ludwig, „Der Sturm im Festungskriege." Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. II. Jahrgang 1905, 1. Heft.

Frobenius, „Geschichte des preußischen Ingenieur- und Pionier-Korps." Band I, 1906.

Digitized by Google

lichen (geschlossenen) Sturmkolonnen und die Kolonnenreserven. Die Wegnahme der Schanzen I bis VI dauerte nur 5 bis 13 Minuten. Die beim Anlauf zurückzulegenden Entfernungen betrugen 250 bis 550 m.

Obwohl die Angriffsartillerie fehlerhafterweise bei Beginn des Sturmes gänzlich schwieg und die Zwischenlinien der Schanzen zu wenig berücksichtigt waren, glückte der Sturm glänzend. Der Grund lag neben der sonst vortrefflichen Anordnung des Angreifers darin, daß sich die Dänen aus ihren Verschanzungen hatten herausschießen und durch den Sturm überraschen lassen, und daß es sich um verhältnismäßig schwache Befestigungen ohne sturmfreie flankierte Gräben und um recht schlechte Hindernisse handelte.

Port Arthur.

Der erste Hauptangriff vom 19. bis 24. August 1904.

Der flüchtige Nahangriff.

Der erste Hauptangriff auf Port Arthur in den Tagen vom 19. bis 24. August 1904 bietet das Beispiel nicht nur eines flüchtigen Nahangriffs, sondern eines flüchtigen bzw. abgekürzten oder gewaltsamen, aus größerer Entfernung angesetzten Angriffs überhaupt. Hierzu wurden drei aktive Divisionen (1., 9. und 11.) und zwei Reserve-Brigaden (1. und 4.), im ganzen 48 Bataillone, 180 Feldgeschütze, ferner 190 Belagerungsgeschütze*) verwendet.

Skizze 37.

Nach Wegnahme der vorgeschobenen Befestigungen auf dem Ta ku schan und dem Hsiau ku schan im Osten, sowie einiger nur schwach besetzter und befestigter Höhen im Norden, war am 18. August die Einschließung beendet, rechts an die Tauben-Bucht, links an die Taho-Bucht angelehnt.

Vom 16. August ab erfolgte die artilleristische Vorbereitung des Angriffs mit einem Teil, vom 19. ab mit sämtlichen Geschützen. Sie waren ungleichmäßig auf alle Abschnitte verteilt, die Hauptmasse, besonders an Steilfeuergeschützen, wirkte von den Wolfs-Bergen her gegen die Nordostfront (Batterie B bis Fort III).

Die Disposition für den Angriff war in großen Zügen folgende:

Der Hauptstoß sollte auf dem linken Flügel gegen den Abschnitt Batterie B — Fort III geführt werden. Hierzu waren drei Brigaden bestimmt, die 11. Division gegen Batterie B, Kuropatkin-Lünette, Fort II**), die 6. Brigade der 9. Division

*) Nach dem russischen Generalstabswerk:

Kanonen		Steilfeuergeschütze
8 7,9 cm Marine		28 12 cm Haubitzen
8 12 cm Marine		72 15 cm Mörser
30 12 cm Bronze		16 15 cm Haubitzen
4 10,5 cm Krupp		24 9 cm Mörser
50	+	140 = 190 Geschütze,

die nur z. T. Brisanzmunition verfeuerten.

Die deutsche Generalstabs-Bearbeitung gibt 98 Geschütze an.

**) 44. Infanterie-Regiment.

Digitized by Google

rechts anschließend gegen den Zwischenraum Fort II — Fort III (offene Zwischenraum-Streiche 2,**) Redoute 1, Redoute 2, offene Zwischenraum-Streiche 3).*) Nach Besitznahme dieser Angriffsziele sollte die 6. Brigade weiter rechts schwenkend die Linie Großes Adlernest—Mitrofan Berg zu gewinnen suchen und Fort III und Zwischenwerk 3 vom Rücken her stürmen, während die 11. Division sich in ihren Angriffszielen festzusetzen und der 6. Brigade während ihres weiteren Vorgehens als Rückhalt zu dienen hatte.

Da dieser Angriff der drei Brigaden aber nur Aussicht auf Erfolg bot, wenn die flankierende Einwirkung der vorgeschobenen Befestigungen der Nordfront (Wasserleitungs- und Tempel-Befestigungen) beseitigt war, sollten diese zuvor genommen und der Angriff auf Abschnitt Batterie B — Fort III gleichzeitig artilleristisch vorbereitet werden. Für erstere Aufgabe, Angriff auf Wasserleitungs- und Tempel-Befestigungen, wurde der rechte Flügel der 9. und der linke Flügel der 1. Division (18. und 2. Brigade) bestimmt. Da aber auch dieser Angriff von den nördlich vorgeschobenen Befestigungen der Westfront wirksam flankiert wurde, sollte zuvor auch der Abschnitt Pan lun schan—Eckberg angegriffen und genommen werden, wozu der Rest der 1. Division (1. Brigade) und anschließend auf dem äußersten rechten Flügel die 1. Reserve-Brigade bestimmt wurden. Als allgemeine Reserve war die 4. Reserve-Brigade im Ostabschnitt zurückgehalten. Der ganze Angriff war hiernach in Form eines staffelweisen Vorrückens von rechts nach links gedacht. Die Entfaltung der Angriffstruppen in allen Abschnitten erfolgte in der Nacht vom 18./19. August, die Entwicklung zum Sturm aus Entfernungen von 1 bis 2 km von den Angriffszielen.

Der Angriff begann bestimmungsgemäß am 19. bei Tagesgrauen mit dem Sturm auf die nördlich vorgeschobenen Befestigungen der Westfront. Hier fiel am 20. August der Eckberg hauptsächlich infolge Umfassung von Westen und am 22. der Totenkopf, beide Befestigungen jedoch erst endgültig, nachdem sie wiederholt im engsten Nahkampfe genommen und zurückerobert waren.

Auf der Nordfront begann der Angriff am 19. nachmittags und zwar gegen die Wasserleitungs- und Tempel-Redoute. Am 19. abends wurden Teile der letzteren, am 20. der ersteren vom Angreifer genommen, aber nach mehrfachen Gegenstößen von den Russen zurückgewonnen und gegen erneute Sturmversuche am 21. und 22. endgültig behauptet. Dagegen fiel am 22. die Pan lun schan-Redoute, während der südliche Teil dieses Rückens in Händen der Russen blieb.

Infolge des langsamen Fortschreitens und der unbefriedigenden Ergebnisse des rechten Flügelangriffs begann der Sturm auf die Ostfront erst am 21. August früh.

*) Auf der Skizze nicht besonders bezeichnet. Sie liegen zwischen Fort II und Redoute 1, bzw. Redoute 2 und Fort III.


Digitized by Google

Am 19. und 20. spielte die artilleristische Vorbereitung und arbeiteten sich kleinere Erkundungs- und Zerstörungsabteilungen nahe heran.*) Die Angriffsartillerie hatte nach russischer Angabe insofern ausgezeichnet gewirkt, als ein großer Teil der Verteidigungsartillerie außer Gefecht gesetzt war, die Werke sehr stark gelitten hatten, so daß sie teilweise Trümmerhaufen glichen und nicht mehr besetzungsfähig waren.

Den Verlauf des Sturmes auf die Ostfront möchte ich in gedrängter Übersicht tageweise verfolgen.

Am 21. August bei Tagesanbruch wird die Kuropatkin-Lünette in überraschendem Anlauf genommen, aber bald wiedergewonnen, da die Nachführung japanischer Unterstützungen durch die Flankenwirkung von Fort II verhindert wird. In die Zeiten von 4 bis 7° vormittags, 8½ bis 11° vormittags fallen zwei Serien Stürme gegen die Redouten 1 und 2, die sämtlich abgeschlagen werden. Bei der 3. Serie, etwa von 12 bis 5° nachmittags gelingt es den Japanern, in die Redoute 1 einzudringen, beide Werke bleiben aber endgültig in den Händen der Russen. Am 22. August wird die japanische 4. Reserve-Brigade eingesetzt. Von 1 bis 2° nachts dringen die Japaner in die Batterie B ein, werden aber wieder herausgeworfen. Bei Tagesanbruch wird der Sturm gegen Redoute 1, offene Zwischenstreiche 2 und Fort II fortgesetzt. Er wird gegen 5° vormittags aufgegeben, aber gegen die beiden Redouten 1 und 2 bald wieder aufgenommen. Bis 5° nachmittags wurde um sie im hartnäckigsten Nahkampfe gerungen, viermal wechselten sie aus einer Hand in die andere, obwohl Nogi schon am Nachmittage die Einstellung des Sturmes befohlen hatte. Zur angegebenen Zeit blieben sie als wüste Trümmerhaufen endgültig im Besitze der Japaner.

Am 23. August sehr früh erfolgt russischerseits ein Gegenangriff auf die Redouten 1 und 2. Redoute 1 wird genommen, kann aber im feindlichen Feuer nicht dauernd behauptet werden und bleibt eine Zeitlang unbesetzt. Der Sturm auf Batterie B und die Kuropatkin-Lünette wird an diesem Tage vergeblich erneuert. Über Nacht verbauen die Japaner die beiden Redouten und versuchen einen Durchbruch zwischen Fort II und III unter Sicherung ihrer Flanken. Dieser begann am 24. August gleich nach Mitternacht, mit einem überraschenden Sturm gegen Saredutnaja-Batterie und Großes Adlernest. Die erstere ging verloren, wurde aber wieder genommen. In einer halben Stunde war der erste Sturm abgeschlagen. Der um 2° vormittags unternommene zweite Sturm verlief genau wie der erste. Um 7° vormittags war der erste Hauptangriff der Japaner auf Port Arthur mit einem Verlust von mindestens 14000 Mann endgültig vorüber.

Der bereits gefaßte Entschluß der Russen, die beiden verlorenen Redouten an

*) Nach Jakowlew, der z. T. ausländische Quellen benutzt, versuchten bereits am 20. August zwei Bataillone Infanterie-Regiments 44 Fort II zu stürmen. Es soll hierbei nur einzelnen Leuten gelungen sein, in den Graben zu springen. Tatsache ist, daß eine Anzahl Bambusleitern auf dem Glacis zurückgelassen und von den Russen erbeutet wurde.


Digitized by Google

diesem Tage wiederzunehmen, wurde infolge hochgradiger Erschöpfung aufgegeben und weil man in Erwartung eines neuen Sturmes sich nicht verausgaben wollte. Das russische Generalstabswerk bedauert dies, weil dem Angreifer dadurch Zeit gelassen wurde, sich in diesen beiden Werken einzurichten, deren Verlust tatsächlich einen Durchbruch der Haupt-Verteidigungslinie bedeutete.

Die Ursachen für diesen wichtigen Erfolg der Japaner werden im russischen Generalstabswerk ausführlich erörtert und von v. Tettau in seiner deutschen Bearbeitung einer Nachprüfung unterzogen. Als Hauptgründe werden angegeben:

1. Mangelnder Überblick und fehlerhafte Anordnungen höherer Führer,
2. Fortifikatorisch-taktische Schwäche der Befestigungen,
3. Unterlegenheit der Verteidigungsartillerie.

Von anderen Berichterstattern wird der Erfolg mehr einem glücklichen Zufall zugeschrieben, nämlich dem verzweifelten, aber völlig überraschenden, geglückten Anlauf einer beim allgemeinen Zurückgehen im toten Winkel dicht vor Redoute 1 zurückgebliebenen und bereits verlorengegebenen Handvoll Leute. Hierdurch sei der Impuls zur Wiederaufnahme des schon eingestellten Kampfes gegeben worden. Charakteristisch und ausschlaggebend war meines Erachtens der Umstand, daß beiden Teilen die Aufrechterhaltung einer ausreichenden Besetzung oder selbst nur Bewachung der genommenen oder zurückgewonnenen Redouten in dem sofort wieder aufgenommenen feindlichen Artilleriefeuer unmöglich war. Das endgültige Ergebnis bei diesem Wechselspiel des Zusammenwirkens von Artillerie und Infanterie erklärt sich somit letzten Endes aus dem oben erwähnten Grunde: Unterlegenheit der Verteidigungsartillerie.

Übergang zum förmlichen Angriff.

Ende August begann der förmliche Angriff mit Laufgräben gegen die Festung auf allen bisher angegriffenen Fronten. Auf der Ostfront bildeten die genommenen und verbauten Redouten 1 und 2 die Stützpunkte der vordersten Infanteriestellung*), vor der Wasserleitungs- und Tempel-Befestigung, wo der kürzeste Weg zurückzulegen war, hatte sich die vorderste Infanteriestellung bereits Mitte September auf weniger als 80 m den dortigen Redouten genähert. Da wiederholte Versuche der Russen, diese Arbeiten durch Ausfälle aufzuhalten sowie die Redouten 1 und 2 wieder zu nehmen, gescheitert waren, ging man schon jetzt gegen diese vom chinesischen Wall aus sowie gegen die Angriffsarbeiten vor der Wasserleitungs- und Tempel-Redoute mit Gegengräben (förmlicher Sappe) und mit Minen vor. Wegen Mangels an technischen Kräften hatte dieser förmliche Gegenangriff aber nur langsamen Fortgang. Besonders muß beachtet werden, daß die Laufgräben der Japaner auch auf mittlere und nahe

*) Die rückwärtigen Stellungen und Annäherungsgräben wurden nachträglich hergestellt. Das russische Generalstabswerk bemerkt hierzu, es sei der merkwürdige Fall eingetreten, daß hier der förmliche Angriff gewissermaßen umgekehrt, von vorwärts nach rückwärts geführt wurde.

Digitized by Google

Entfernungen vielfach unbemerkt vom Verteidiger flüchtig bei Nacht hergestellt werden konnten.

2. Großer Sturm, 19. bis 22. September 1904.

In die Tage vom 19. bis 22. September fällt der zweite große Sturmangriff. Er wurde von der 1. Reserve-Brigade, 1. und 9. Division gegen die bisher angegriffenen vorgeschobenen Stellungen der West- und Nordfront ausgeführt, während die 11. Division links anschließend gegen die Ostfront demonstrierte. Der Sturm verlief in großen Zügen von Osten beginnend etwa folgendermaßen:

Wasserleitungs-Redoute. 19. September 12 bis 6° nachmittags scharfe artilleristische Vorbereitung. Wiederholter Sturm durch vier Bataillone. Der vordere Teil der Redoute geht verloren, die Kehle wird aber die ganze Nacht hindurch von den Russen behauptet und erst am 20. September früh die ganze Befestigung geräumt.

Tempel-Redoute. 19. September 12 bis 4° nachmittags artilleristische Vorbereitung, darauf Sturm, der abgeschlagen wird. In der Nacht von 9 bis 3° werden erneute 5 Stürme abgeschlagen.

20. September infolge Falls der Wasserleitungs-Redoute umfaßt und erneut stark beschossen, geht auch die Tempel-Redoute nach wiederholten Stürmen verloren.

Langer Berg. Am 19. September von 5³⁰ nachmittags an werden alle Stürme der 1. Reserve-Brigade bis 10° abends abgewiesen; nur der untere Schützengraben, in dem sich die Japaner behaupten, geht verloren. Am 20. geht auch der obere Schützengraben verloren.

Hoher Berg. 19. September Beginn des Sturmes nach artilleristischer Beschießung 6° nachmittags. Nach Mißerfolg Erneuerung um 10° abends mit gleichem Ergebnis.

20. September Fortsetzung der Beschießung, im Abenddunkel dritter und vierter Sturm, die gleichfalls abgewiesen werden. Indessen gelang es einem kleinen Teil der Japaner, über das Drahtnetz vorzudringen und über Nacht sich in einem zerstörten und verlassenen Unterstande einzunisten.

21. September. Erneuerung der Beschießung mit starkem Erfolge. Daher Ablösung der Besatzung gegen Abend. Zwischen 8 und 9° abends fünfter Sturm gescheitert, ebenso um 2° morgens der sechste Sturm. Indessen behaupteten die Japaner trotz versuchter Gegenangriffe den Unterstand*).

22. September. Fortsetzung der Beschießung. Am Nachmittag stehen die letzten Reserven der Japaner (drei Bataillone) dicht massiert im toten Winkel auf dem Nordwest-Hang bereit. Von der Tauben-Bucht her durch russische Vorposten entdeckt, werden sie unter völlig überraschendes Flankenfeuer russischer Feldgeschütze genommen und flüchten unaufhaltsam zurück. Der immer noch behauptete Unterstand wird in der Nacht durch einen überraschenden Handgranaten-Angriff zurückgewonnen.

*) Er war von ihnen mit zwei Maschinengewehren zur Verteidigung eingerichtet worden.

Digitized by Google

So endete der zweite große Sturm mit einem Verlust der Japaner von 6000 Mann; demgegenüber stand der Gewinn der Wasserleitungs- und Tempel-Redoute als wichtigster Erfolg, da hierdurch das weitere Fortschreiten des Angriffs an der entscheidenden Stelle, der Ostfront, erleichtert wurde.

Die Angriffsarbeiten gegen diese wurden nunmehr mit großer Energie soweit gefördert, daß die vordersten Teile am 25. Oktober sich genähert hatten: Batterie B auf 150 m, Glaciskamm Fort III auf 15 m, den übrigen Angriffszielen auf etwa 50 m. Auch gegen den Hohen Berg waren die Angriffsarbeiten schon am 23. September begonnen und dauernd gefördert worden. Auch von Zwischenstreiche 3 aus war man dem Angriff mit einem Minenstollen und einem Gegengraben entgegengegangen. Der vordere Teil des Werkes ging aber am 16. Oktober infolge eines energischen Teilsturmes nach scharfer artilleristischer Vorbereitung auch mit 28 cm Haubitzen*) verloren. Der hintere Teil wurde behauptet und von neuem abgeschlossen.

Der Gegenminen-Angriff des Verteidigers gegen Redoute 1 und 2 wurde weitergeführt. Am 25. September hatte man russischerseits bei Fort II mit dem Ausbau von Gegenminen begonnen**), jedoch erst vom 14. Oktober ab diese Maßnahme energisch gefördert.

Dritter großer Sturm. 26. bis 30. Oktober 1904.

Bei Fort III begann man hiermit erst am 24. Oktober. Ich werde den Minenkampf später im Zusammenhange behandeln und wende mich zuvor zu dem dritten Hauptsturm, 26. bis 30. bzw. 31. Oktober. Er erfolgte von den drei Divisionen wiederum gegen die bisherige Angriffsfront Batterie B bis Zwischenwerk 3 und zwar, wie bereits erwähnt, größtenteils aus allernächster Nähe (12 bis 50 m) von den Angriffszielen. Nur vor der Kuropatkin-Lünette betrug die Entfernung 240 m. Der Sturm kennzeichnet sich als eine Vereinigung von flüchtigem und förmlichem Angriff. Er wurde von einer äußerst wirksamen artilleristischen Beschießung eingeleitet und dauernd begleitet. In die Tage vom 26. bis 29. Oktober fallen vorbereitende Teilangriffe, auf den 30. der allgemeine Hauptsturm, auf den 31. wiederum Teilstürme auf Fort II. Der Verlauf, von Westen beginnend, war folgender.

Zwischenwerk 3. 26. Oktober abends wird der vorgeschobene Schützengraben in raschem Anlauf genommen, der Sturm auf das Werk selbst scheitert. Nachts wird der Schützengraben zurückerobert, am 27. Oktober mittags endgültig aufgegeben, nachdem sämtliche Verteidiger dem wiederaufgenommenen japanischen Artilleriefeuer zum Opfer gefallen. Am 28. und 29. verbauen sich die Japaner in dem Graben und gehen von ihm mit doppelter Würfel-Sappe gegen die Spitzen-Grabenstreiche vor.

*) Erster Schuß gegen die Festung 1. Oktober.
**) Nach Jakowlew erst am 14. Oktober.

Am 30. Oktober scheitert ein Leitersturm an der Wirkung dieser Streiche*), das Werk gerät aber infolge mehrfacher Munitionsexplosionen und Brände im Innern in eine sehr schwierige und verteidigungsunfähige Lage.

Fort III. Am 26. Oktober geht der vorgeschobene Schützengraben trotz mehrfacher nächtlicher Gegenstöße verloren. Am 27. geht der Angreifer von hier mit zwei Sappen vor und gelangt am 28. mit diesen dicht an den Graben des Forts und sprengt in der nächsten Nacht durch herabgelassene Ladungen die Grabenstreiche. Während des allgemeinen Sturmes am 30. Oktober versuchen die Japaner von hier aus den Hauptwall zu erklimmen, werden aber hauptsächlich durch Flankenfeuer von Zwischenstreiche 2 abgewiesen. Nach Verlust dieser bereiten die Japaner durch Ausräucherungsversuche und Bereitstellung von Leitern einen zweiten Sturm vor, gelangen aber infolge energischer Abwehr durch Handgranaten nicht in den Graben.

Zwischenstreiche 3 geht am 26. Oktober trotz nächtlichen Gegenstoßes endgültig verloren.

Zwischenstreiche 2 geht während des allgemeinen Sturmes am 30. Oktober verloren und wird von den Japanern trotz nächtlichen Gegenangriffs der Russen endgültig behauptet.

Fort II. Hier hatte bereits der Minenkampf begonnen (vgl. Seite 413). Nachdem die Russen am 27. Oktober mittags den ersten Quetscher gesprengt hatten, gelang es am 28. Oktober den Japanern, die Grabenstreiche durch unterirdische Sprengung zu öffnen. Am 31. Oktober 5⁰ nachmittags erfolgte von hier der Sturm auf den Hauptwall, wurde aber abgewiesen. Bei Dunkelheit 7³⁰ nachmittags erfolgte ein zweiter Sturm, diesmal unter Umfassung des Forts von links. Es gelang, zwischen ihm und der Kuropatkin-Lünette durchzubrechen und einen Kehlangriff anzusetzen. Rechtzeitig eintreffende Reserven ließen jedoch auch diesen Sturm scheitern.

Kuropatkin-Lünette. Am 30. Oktober gelang es den Japanern, bis auf die Brustwehr vorzudringen; sie wurden aber zurückgeworfen. Die Lünette verblieb den Russen.

Der Kleine Berg**) ging am 30. Oktober verloren, wurde des Nachts aber wiedergenommen.

Batterie B. Während des allgemeinen Sturmes am 30. Oktober gelingt es den Japanern, den chinesischen Wall zu durchbrechen und vom Rücken in Batterie B einzudringen. Infolge Standhaltens der Besatzung und mit Hilfe herangekommener Reserven endet dieser Erfolg aber mit völliger Vernichtung der Japaner im Handgemenge.

Somit war das Gesamtergebnis des dritten großen Sturmes, der den Japanern

---

*) Es gelang nur zwei Leitern zu setzen.

**) Die zwischen Kuropatkin-Lünette und Batterie B gelegene Höhe.

Digitized by Google

über 2000 Mann kostete, als Mißerfolg zu bezeichnen. Russischerseits wird er zum großen Teil auch der Flankenwirkung der Nachbarfronten zugeschrieben, die sich durch die Demonstrationen in dieser Tätigkeit nicht beirren ließen.

Sappenangriff.

Mit Ausnahme der Kämpfe um die Gräben der Forts II, III und Zwischenwerk 3, die, wie bereits bemerkt, im Zusammenhange geschildert werden sollen, verlief die Zeit vom 1. bis 25. November verhältnismäßig ruhig. Die Laufgräben wurden ausgebaut und rückten meist in Form der völligen Sappe langsam, aber unaufhaltsam in nächste Nähe der Angriffsziele, ohne daß, wie von den russischen Ingenieuroffizieren geklagt wird, die nötige Initiative zur Bekämpfung dieses Vorschreitens von den höheren und niederen Truppenführern entwickelt wurde.

Vierter großer Sturm. Der Kampf auf der Ostfront. 26. November 1904.

Wohl veranlaßt durch die bedrohliche Nähe der baltischen Flotte, schritten die Japaner am 26. November zum vierten allgemeinen Sturm. Gegen die bisherige Angriffsfront wurden wiederum die 1., 9. und 11., sowie ein Regiment der 7. Division*) eingesetzt, die verwendungsfähige Festungsbesatzung betrug rund 18 000 Mann. Um 8° vormittags begann die äußerst wirksame artilleristische Vorbereitung. Um 12° mittags gab die teilweise Sprengung des Hauptwalles von Fort II das Zeichen zum Beginn des allgemeinen Sturmes. Auf Batterie B wurden von 12° mittags bis 8° abends vier Stürme aus nächster Nähe ausgeführt. Der untere Schützengraben wechselte mehrmals den Besitzer, es kam zum engsten Kampfe von Mann gegen Mann mit Bajonett, Kolben, Handgranaten, Steinen und Balkenstücken. Die Russen blieben Sieger.

Der Sturm auf die Kuropatkin-Lünette — diesmal aus 50 m Entfernung — gelangte bis auf die Brustwehr und wurde abgewiesen. Der Sturm auf Fort II erfolgte durch die Grabenstreiche, die Grabenübergänge und den Trichter. Es blieb nur der Wall zu nehmen. Trotz viermaliger Wiederholung und obwohl von hinten dicht gedrängt immer wieder gewaltsam vorgedrückt wurde, gelangten die Japaner nicht über die Feuerlinie in den Hof. Sie bauten sich aber in der äußeren Brustwehrböschung ein.

Der chinesische Wall zwischen Fort II und III wurde gleichzeitig von Zwischenstreiche 2, Redoute 1 und 2, Zwischenstreiche 3 und zwar zweimal, mittags und abends, angegriffen. Mehrfach erreichten die Schwärme den Fuß des Walles, aber nur einzelne Leute die Brustwehr. Der Sturm scheiterte.

Der Sturm auf Fort III war dadurch erleichtert, daß der Graben teilweise verfüllt war und keiner Sturmgeräte bedurfte. Der Sturm erfolgte in zwei Kolonnen. Die erste Kolonne stürmte aus der Glaciskrönung frontal über den Graben den Wall. Die Verteidigung wurde von einer dicht hinter der abgekämmten Brustwehr ange-

*) Die Belagerungs-Armee war inzwischen durch die 7. Division und drei Sappeur-Kompagnien verstärkt worden, hatte aber ein Feldartillerie-Regiment (24 Geschütze) nach Norden abgegeben.


Digitized by Google

legten Sandsackdeckung geführt. Bei den ersten drei Stürmen kamen die Japaner nicht über die Feuerlinie hinaus, behaupteten sich aber auf dem Wallkörper. Bei dem um 3[30] nachmittags ausgeführten vierten und letzten Sturmversuch kam es zum Handgemenge im Hofe, das mit dem Rückzuge der Japaner endete. Auch die zweite Kolonne, die das Fort östlich umgehen und in der Kehle angreifen sollte, hatte keinen Erfolg.

Bei Zwischenwerk 3 brachen die Sturmabteilungen um 12[30] mittags aus den Grabenübergängen gegen den Wall vor. Auch hier war eine Sandsackbrustwehr wie in Fort III errichtet worden. Im Frontalfeuer von dieser und im Flankenfeuer links von der Kurgan-Batterie, rechts vom chinesischen Wall, scheiterte der Sturm. Eine in den Graben geworfene Kugelmine vollendete die Niederlage.

Einer anderen Kolonne gelang es dagegen, in raschem Anlauf den linken Glacisschützengraben zu nehmen und von hier in den linken Flanken- und in den Kehlgraben des Werkes einzudringen. Aber auch dieser Erfolg endete unter dem Feuer der Kehlstreiche und durch das Eingreifen von äußeren Verstärkungen mit der Vernichtung der Japaner.

Zwei weitere um 3 und 4[0] nachmittags unternommene Stürme auf den Wall wurden ebenfalls abgeschlagen.

Den Sturm auf die Kurgan-Batterie hatte Nogi als letzten Versuch gegen die Angriffsfront für den Fall des Scheiterns der Stürme am 26. November beschlossen. Er wurde 6[30] abends von einer aus allen Divisionen gemischten Abteilung von 2000 Mann von Schui schi ying aus westlich über die Bahn herumgreifend und überraschend ausgeführt. Obwohl vorzeitig durch Scheinwerfer entdeckt, gelang es den Japanern doch, durch Verstärkungswellen immer wieder vorgerissen, in die Batterie einzudringen. Auch hier kam es beim Eingreifen hinzueilender Unterstützungen zu einem hin- und herwogendem Handgemenge, das mit dem Rückzuge der Japaner endete.*)

Der Kampf auf der Westfront. Angriff auf den Hohen und Flachen Berg. 25. November bis 5. Dezember 1904.

Der vierte große Sturm auf die Ostfront endete somit für den Angreifer mit einem völligen Mißerfolg. Er kostete diesem 4500, den Russen 1500 Mann.

Einen wichtigen Erfolg brachte dagegen der sich anschließende Angriff gegen den Hohen und Flachen Berg auf der Westfront vom 25. November bis 5. Dezember. Wenn auch hier die Befestigungen seit dem zweiten Sturm vom 19. bis 22. September nicht unwesentlich verstärkt, besonders einige Unterstände mit Eisenplatten und Steinschotter eingedeckt waren, so blieben sie doch noch weit hinter dem zurück, was wir unter behelfs- oder armierungsmäßigem Ausbau verstehen. Die Angriffsarbeiten (Sturmstellungen) hatten sich am 25. November dem linken Flügel bis 24 m, im

*) Die Russen wollen auf diesem Gefechtsfelde 780 tote Japaner, darunter 37 Offiziere, aufgesammelt haben.

Digitized by Google

übrigen auf 120 bis 150 m genähert. Der Sturm wurde von der 1. Division und kleineren Teilen der 4. Reserve-Brigade und der 7. Division begonnen, später von der ganzen 7. und einem Regiment der 8. Division (17. Infanterie-Regiment*) zu Ende geführt.

Der Raum gestattet nicht, diesen beispiellos hartnäckigen, fast zehntägigen Kampf um die Stellung in allen seinen recht verwickelten Phasen und Episoden zu verfolgen, nur die charakteristischen Erscheinungen seien hervorgehoben. Der ganze Angriff wurde von einer nach russischer Angabe geradezu überwältigenden Beschießung vorbereitet und besonders während der Sturmpausen dauernd begleitet**), wobei zeitweise Kriegsschiffe von der Tauben-Bucht her mitwirkten. Gräben, Schüttungen, Unterstände wurden mehrfach fast in der ganzen Ausdehnung dem Boden gleich; Wiederherstellungsversuche unter dem erwähnten dauernden Artilleriefeuer zeitigten nur mangelhafte Ergebnisse; die Besatzung, zum Teil gezwungen in den vordersten Stellungen dauernd auszuharren, wurde durch das Artilleriefeuer, ohne selbst einen Schuß zu tun, aufgerieben und an manchen Stellen geradezu vernichtet.

Nachdem die Beschießung zwei Tage (26. und 27.) gewirkt hatte, begann der eigentliche Sturm am 27. November 5⁰ nachmittags. Um 8³⁰ nachmittags war er abgewiesen.

Am 28. November von 8³⁰ vormittags bis 5³⁰ nachmittags zählen die Russen drei Stürme gegen den Hohen und zwei gegen den Flachen Berg. Der untere Schützengraben und die beiden Gipfel-Redouten waren verloren, indessen durch nächtlichen Gegenstoß wieder genommen.

Am 29. November früh wurde ein Teilangriff gegen die linke Redoute, am Nachmittag von 4 bis 5⁰ ein allgemeiner Sturm gegen den Hohen und den Flachen Berg hauptsächlich durch einen Gegenstoß und die wirksame artilleristische Unterstützung von rückwärts und seitwärts her unter ungeheuren Verlusten des Angreifers abgewiesen. Ein Teil des unteren Schützengrabens blieb aber in dessen Händen und wurde in der Nacht durch einen Annäherungsgraben mit der anfänglichen Sturmstellung verbunden. Der Angreifer löste die Sturmtruppen ab (7. Division und 17. Infanterie-Regiment), der Verteidiger zog an Verstärkungen heran, was nur irgend verfügbar zu machen war (Truppen von anderen Fronten, Hospitalkompagnien, Rekonvaleszenten usw.).

Am 30. November wogte der Kampf unentschieden den ganzen Tag hin und her. Am Abend befanden sich die beiden Gipfel-Redouten des Hohen und ein Teil des Flachen Berges in Händen der Japaner, um Mitternacht waren diese wieder herausgeworfen.

*) Dieses soll vorübergehend bei der Belagerungs-Armee gewesen sein.

**) Allein gegen die Befestigungen des Hohen Berges wurden 1500 28 cm-Granaten verfeuert.


Digitized by Google

In den folgenden vier Tagen (1. bis 4. Dezember) gingen die Japaner wiederum zum förmlichen Nahangriff über. Sie bauten den ihnen verbliebenen Teil des unteren Schützengrabens und die Annäherungswege aus, legten neue an und schoben schließlich in der Nacht zum 5. Dezember, nachdem die Russen den unteren Schützengraben freiwillig geräumt hatten, die Sturmstellungen mit Annäherungswegen näher heran. Die neue Stellung der Russen folgte der Gipfellinie. Der 5. Dezember brachte endlich die Entscheidung. In erneuten hartnäckigen Kämpfen, Stürmen und Gegenstößen gingen in der Zeit von 8[15] vormittags bis 5[30] nachmittags erst die linke Redoute, dann der Sattel und schließlich die rechte Redoute und der ganze Hohe Berg verloren. Der von 6 bis 10[0] nachmittags angesetzte Gegenangriff scheiterte.

Die Russen räumten den Falschen, Flachen, Divisions- und Pan lun schan Berg und gingen in die Hauptstellung zurück. Dieser Erfolg kostete den Japanern über 10000 Mann; der Verlust der Russen betrug etwa 5000 Mann. Sie hatten den letzten irgendwie noch verfügbar zu machenden Mann und Offizier eingesetzt. Während sich der Angriff am 26. November auf die Werke Batterie B bis Zwischenwerk 3 der Ostfront lediglich als wiederholte Sturmanläufe zum Abschluß eines in nächste Nähe der Brustwehren vorgetragenen förmlichen Nahangriffs, derjenige auf die Kurgan-Batterie als Versuch eines flüchtigen Nahangriffs in Form eines aus größerer Entfernung angesetzten nächtlichen Überfalles darstellt, sehen wir beim Kampfe um den Hohen und den Flachen Berg auf der Westfront ein mit bewundernswerter Zähigkeit durchgeführtes neuntägiges Ringen der Japaner nach vorwärts, um einen Raum von 24—150 m zurückzulegen. Offene Stürme, nächtliche Überfälle, Eingraben, Verbauen, schrittweises Vorarbeiten, unterbrochen durch Rückschläge, reihen sich aneinander. Vier Tage lang (1. bis 4. Dezember) sehen sich die Japaner ausschließlich zum förmlichen Verfahren gezwungen. Ein wesentlicher Anteil am endgültigen Erfolge gebührt auch hier der Angriffsartillerie.

Die abschließenden Kämpfe.

Ich möchte hieran gleich anschließend noch mit wenigen Worten die letzten Kämpfe vor der Übergabe erwähnen, die sich durchaus als flüchtiger bezw. abgekürzter Angriff kennzeichnen und eine starke Abnahme der russischen Standhaftigkeit erkennen lassen.

Nachdem am 18. Dezember Fort II, am 28. Dezember Fort III und am 31. Dezember Zwischenwerk 3 gefallen waren, lief die Verteidigungsstellung der Russen von Batterie B über den chinesischen Wall bis an Fort II, dann über den Felsenrücken nach der Kurgan-Batterie.

Noch am 31. Dezember von Mittag ab gelang es den Japanern nach einigen vergeblichen Sturmversuchen aus ihrer letzten Infanteriestellung den chinesischen Wall östlich Fort III, sowie später bei einem aus dem Kehlgraben dieses Forts unternommenen Anlauf den Nordhang des Felsenrückens zu nehmen. Gegen 6[30] nach-

Digitized by Google

mittags war die letzte Trichtersprengung gegen den chinesischen Wall gegenüber Redoute 1 erfolgt, die indes ohne wesentlichen Einfluß blieb. In der Nacht gingen die Russen in die nur feldmäßig vorbereitete zweite Linie Großes Adlernest—Mitrofan-Berg—Wladimir-Berg—Laperow-Berg—Kurgan-Berg zurück.

Am 1. Januar 1905 morgens besetzten die Japaner die Sarebutnaja-Batterie und bemächtigten sich nach fünf vergeblichen Sturmanläufen, denen immer wieder die artilleristische Beschießung folgte, um 3° nachmittags des Großen Adlernestes.

In der folgenden Nacht räumten die Russen auch Batterie B und die Kuropatkin-Lünette und gingen auch hier in die zweite Linie zurück, so daß sich nunmehr die Verteidigungsstellung vom Zwischenwerk 2 über den Großen, Otrog-, Steinbruch-, Ungenannten Berg nach der Kurgan-Batterie erstreckte.

Ein noch am Morgen des 2. Januar auf den Signal-Berg unternommener Teilsturm war abgewiesen worden. So war die Lage auf der Angriffsfront zur Zeit der Übergabe.

Ich muß nunmehr den förmlichen Nahkampf um die Forts II, III und Zwischenwerk 3 im Zusammenhange nachholen.

Der förmliche Nahangriff.

Hierzu Textskizze 1 auf Seite 421.

Fort II. Kampf um Glacis und Grabenstreiche.

Bereits am 23. September begannen die Japaner, von ihrer letzten (sechsten) Infanteriestellung aus, die im toten Winkel der Glacisschüttung nur etwa 40 m vom Grabenrande ab lag, einen Minenstollen gegen den linken ausspringenden Winkel der Spitzen-Grabenstreiche vorzutreiben. Gleichzeitig wälzten sie die Infanteriestellung zum Teil mit Hilfe kleinerer Lockerungssprengungen frontal vorwärts.

Erst Ende September wurde der schon früher gestellte und mehrfach wiederholte Antrag der Ingenieure auf Herstellung von Gegenminen genehmigt. Der Entwurf hierzu sah vor, mit zwei 10 m langen Stollen von den Spitzen der Grabenstreiche aus vorzugehen, diese durch einen Querstollen zu verbinden und von diesem aus die Ladungsstollen vorzutreiben. Wegen Mangels an technischen Kräften und geeignetem Gerät schritt die Arbeit aber nur sehr langsam vorwärts.*)

Am 14. Oktober lag die letzte Infanteriestellung nur noch 32 m vom Grabenrande ab. Zwei am 14. und 15. nachts dagegen unternommene Ausfälle scheiterten.**) Erst ein dritter Ausfall am 20. Oktober brachte die Gewißheit des

*) Spezial-Miniergerät war nicht vorhanden, gutes Schanzzeug auf den Außenstellungen verloren gegangen. Das in der Stadt beigetriebene war sehr schlecht, dagegen das bei Ausfällen erbeutete japanische ausgezeichnet.

**) Der erste ist besonders bemerkenswert, weil er mit Hilfe von Leitern aus dem Graben erfolgte und denkbar ungeschickt ausgeführt wurde.


Digitized by Google

japanischen Minenangriffs, wenn auch nicht seine genaue Lage. Schon vorher war das unterirdische und oberirdische Vorarbeiten der Japaner erhorcht worden. Sie waren von der vorerwähnten Infanteriestellung aus zunächst mit einem völligen Sappenschlage bis auf etwa 12 m an den linken ausspringenden Winkel der Streiche herangegangen und von hier aus vom 7. Oktober ab mit einem Stollen.

Am 26. Oktober war der Angriffsstollen als so nahe erhorcht worden, daß der erste Quetscher gesprengt werden sollte. Die Sprengung erfolgte am 27. Oktober 12[30] mittags. Der Angriffsstollen und ein Teil der Sappe wurden zerstört, etwa 28 Mann getötet oder verwundet, darunter sechs Mineure, die sich im Stollen befunden hatten.*) Gleichzeitig entstand aber ein Trichter, der die vordere Umfassungswand und die Decke der Streiche freilegte. Ob durch diese Sprengung, wie die Japaner behaupten, aber die Russen bestreiten, auch schon die Vorderwand durchschlagen wurde, ist nicht aufgeklärt.**) Jedenfalls besetzten die Japaner bald den Trichter und stellten bereits in der Nacht 27./28. Oktober durch zwei Sprengungen eine 1 m hohe und 1,5 m breite Bresche in der Vorderwand her. Die Russen hielten sie unter Feuer, verhinderten den Gegner am Eindringen, verstopften sie mit Sandsäcken und Betontrümmern und errichteten eine Barrikade. Die Japaner machten indes durch eine dritte Sprengung die Öffnung wieder frei, drangen in die Kasematte ein, zogen ein Maschinengewehr hinein und trieben die Russen durch Werfen von Handgranaten hinter die Barrikade. Alle Lichter verlöschten, und es entstand völlige Kopflosigkeit. Der hinzugekommene Fort-Kommandant, Hauptmann Rjesanow vom 25. Schützen-Regiment stürzte sich, gefolgt von Schützen und Bombenwerfern in die Kasematte, und es entspann sich ein entsetzliches Handgemenge. Dessen Grauenhaftigkeit wurde noch durch die zufällige Detonation einer von den Japanern mitgebrachten größeren Sprengladung vermehrt, die Trümmer vom Gewölbe herunterschlug. Der telefonisch herbeigerufene Ingenieur-Offizier des Abschnittes Oberstleutnant Raschewski***) schildert in seinem Tagebuche diese Scene:

Kampf um das Innere der Grabenstreiche.

„In der Grabenstreiche herrschte fast völlige Dunkelheit, alles war rings von dem beißenden und erstickenden Dampf der explodierten Schießwoll- und Melinitbomben erfüllt, deren zeitweises Aufblitzen die Dunkelheit momentan erhellte. Der Kommandant und fast alle Offiziere hatten infolge Erstickung das Bewußtsein verloren und wurden leblos hinausgetragen. Die Besatzung rannte kopflos in den

*) Drei wurden verschüttet, drei konnten noch mit Stricken an den Beinen herausgezogen werden.

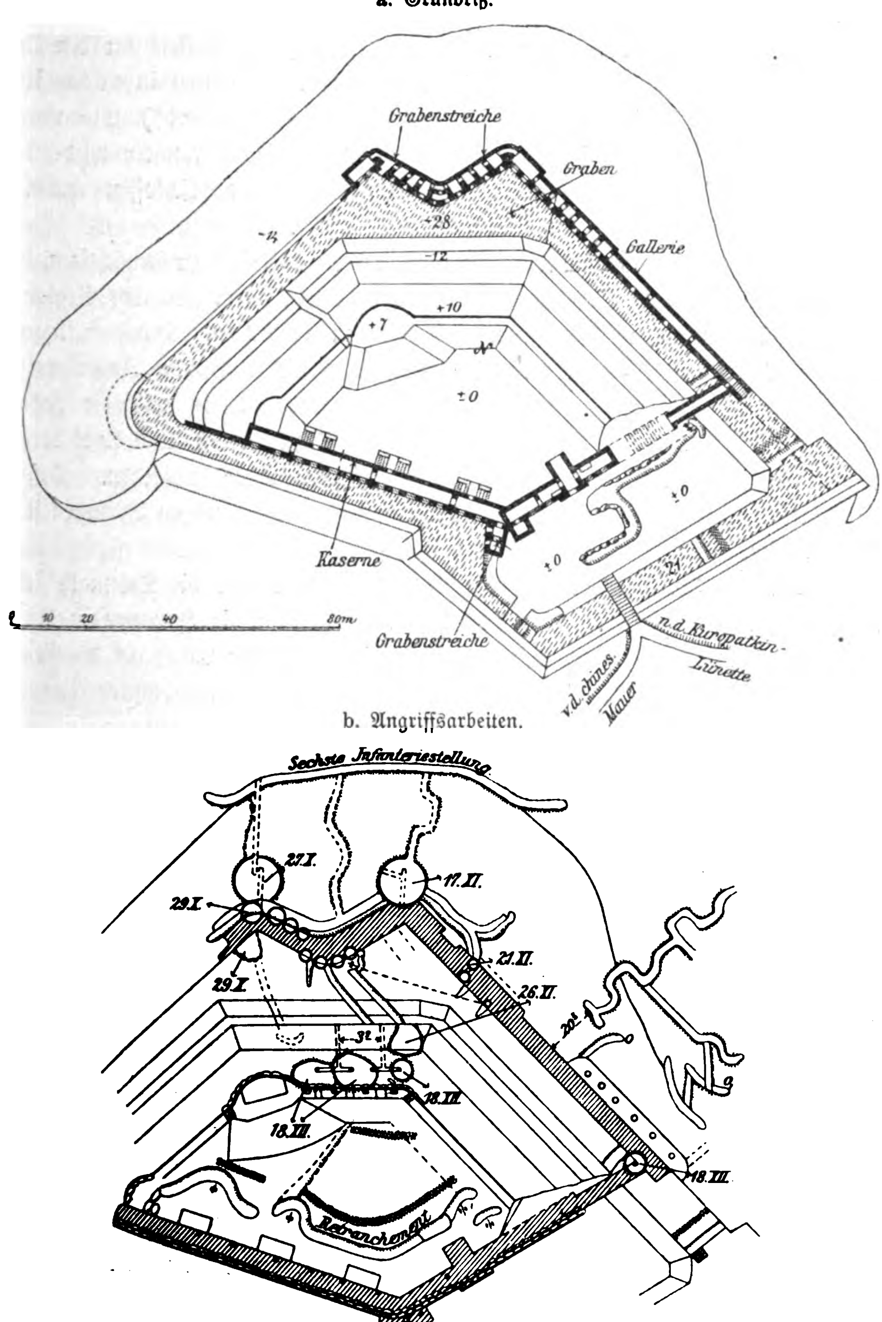
**) Sicher ist sie stark erschüttert und beschädigt worden.

***) Fiel am 15. Dezember zusammen mit General Kondratenko.

Digitized by Google

Textskizze 1. Fort II.

a. Grundriß.



b. Angriffsarbeiten.

Bemerkung. Die Skizze gibt nur einen ungefähren Anhalt für die Angriffsarbeiten.

Digitized by Google

engen Durchgängen und Kasematten der Streiche und des Kontereskarpen-Ganges umher."

Am Morgen des 28. Oktober gelang es, Ordnung zu schaffen und den Durchgang rechts von dem Loche zu verrammeln. Die Japaner hatten inzwischen infolge Unerträglichkeit der Stickluft unbemerkt die Kasematte geräumt*), die von der Grabensohle aus russischerseits nach Hineinwerfen von Handgranaten wieder besetzt und vermittelst einer neuen Barrikade gegen die Bresche abgeschlossen wurde, die ständig bewacht und unter Gewehrfeuer gehalten wurde.

Gleichzeitig mit den Versuchen, gewaltsam sich der Streiche zu bemächtigen, hoben die Japaner unmittelbar längs der Vorderwand einen tiefen, schmalen Graben aus (Tagesstollen), den sie mit Bohlen und Sandsäcken eindeckten. Darüber legten sie die Glaciskrönung an. Es ist bemerkenswert, daß die russischen Ingenieure zur Rettung der Streiche eine ganz ähnliche Maßnahme planten wie die Japaner. Sie wollten durch die Bresche mit der völligen Sappe rechts und links vorgehen und die ganze Streiche mit einem „Schutz-Gegengraben" umgeben. Daß der Versuch hierzu, weil zu spät unternommen, scheitern und zu unnützen Verlusten führen mußte, ist klar.

Am 29. und 30. Oktober blieb die Lage die gleiche und die Kasematte beiderseits unbesetzt. In der folgenden Nacht schlugen jedoch die Japaner in den anstoßenden Geschützkasematten durch drei gleichzeitig gesprengte Ladungen die Gewölbe ein, zwangen die Russen, diese Kasematten zu räumen und hinter eine neue Barrikade rechts vom Mitteldurchgang zurückzugehen. Etwa zur gleichen Zeit schufen sie sich durch Sprengung der Vorderwand einen zweiten Eingang in die Kasematte und in der rückwärtigen Stirnwand einen breiten Ausgang in den Graben. Die linke Hälfte der Streiche war somit endgültig verloren, die Grabenbestreichung links beseitigt.

Am 30. Oktober gegen Mittag unternahmen die Japaner durch die Öffnung in der Grabenwand einen Sturm auf den Wall, fielen aber sämtlich dem Flankenfeuer aus dem noch wirksamen rechten Teil der Streiche zum Opfer. Am 31. Oktober versuchten die Japaner auch diese Flankierung zu vernichten, indem sie aus der Glaciskrönung zwei Fässer mit je 90 kg Pikrinpulver in den entsprechenden Grabenteil warfen und sprengten. Der Erfolg blieb jedoch aus, die Kasematte unversehrt. Dagegen gelang es am gleichen Tage, von der Grabensohle aus durch zwei frei angelegte Ladungen auch im mittleren Teil der Streiche zwei Ausgänge in den Graben, sowie Deckwehren gegen den rechten Teil der Streiche herzustellen.

Gleichzeitig mit den Kämpfen um den linken Teil der Grabenstreiche, hatten die

*) Lüftung war nicht möglich, da die Scharten versetzt waren.


Digitized by Google

Russen den rechten Gegenstollen weitergeführt und in der Nacht zum 31. Oktober als Sturmabwehr-Mine mit 256 kg Pulver geladen. Ebenso waren die Barrikaden in den Kasematten der rechten Hälfte zur Sprengung vorbereitet.

Während des ersten Sturmes am 31. Oktober wurde dieser Trichter gesprengt, anscheinend mit Erfolg, da der Sturm eingestellt und erst nach einer halben Stunde wieder aufgenommen wurde.

Grabenübergang.

Nach dem Scheitern der Stürme auf den Wall stellten die Japaner einen Grabenübergang vom mittleren Teile der Streiche nach dem Frontwall her und schlossen ihn mit einem Graben (Logement) auf der äußeren Wallböschung ab, um von hier aus unterirdisch weiter vorzugehen uud den Wall durch Sprengung zu öffnen. Die Russen bekämpften dieses Vorgehen mit Handgranaten*) und einer großen Rollmine von 48 kg. Gleichzeitig wurden im Hofe des Werkes Vorkehrungen getroffen, um im Falle der Sprengung des Hauptwalles die Bresche von einem inneren Abschnitt zu verteidigen.

Kampf um den rechten Teil der Grabenstreiche.

Inzwischen ging der Kleinkampf im rechten Teil der Grabenstreiche weiter, wobei die Russen bis zum 6. November allmählich bis hinter die Barrikade in dem rechten Flügel-Geschützblock zurückgedrängt wurden. In der folgenden Nacht gelang es den Japanern, die Barrikade durch eine geworfene Sprengladung zu zerstören und in den vorerwähnten Block einzudringen. Die Russen vertrieben sie jedoch wieder und behaupteten sich hinter der nächsten Barrikade. Gleichzeitig mit diesen Kämpfen im Inneren der Streiche verlängerten die Japaner den Hohlgang an der Vorderwand nach links, um sie von hier aus im Rücken der Russen zu sprengen. Diesen Angriff suchten diese durch zwei Trichtersprengungen in ihrem Gegenstollen am 10. und 13. November abzuweisen. Die erste mit Pulver blies wegen ungenügender Verdämmung im wesentlichen nach rückwärts aus, die zweite mit Schießbaumwolle soll gegen die Angriffsarbeiten gut gewirkt haben. Um die Verbauung des so entstandenen Trichters durch die Japaner zu verhindern, wurde am 17. November noch ein vierter Trichter gesprengt. Er zerstörte zwar die Angriffsarbeiten, legte aber gleichzeitig die Mündung des Gegenstollens frei. Die Japaner drangen in die rechte Gewehr-Kasematte ein, und es entspann sich um sie ein Kampf mit dem Ergebnis, daß es den Russen gelang, den Block wieder zu nehmen und den Stollenmund zu verrammeln. Gleichzeitig wurde eine neue Barrikade zum Abschluß des Kontereskarpen-Hohlganges vorbereitet.

Endgültiger Verlust der Streiche.

Die folgenden Vorgänge sind nicht ganz aufgeklärt. Anscheinend unüberlegt und eigenmächtig, allerdings im Einvernehmen mit dem Fort-Kommandanten, einem Leutnant, sprengte die Besatzung der Streiche die vorletzte Barrikade. Das Ergebnis war der

*) Damit die Handgranaten nicht über das Logement weg auf die Grabensohle fielen, wurden sie mit etwa 6 m langen Stricken versehen.


Digitized by Google

Einsturz des Gewölbes über der Sprengstelle, 8 Mann Verletzte und das weitere Zurückweichen der Besatzung der Kasematten hinter eine neue Barrikade im Hohlgang. So war am 17. November die ganze Grabenstreiche mit allen Flankierungsscharten in den Händen des Angreifers. Einen Ersatz hierfür bot einerseits die Bestreichung der Gräben von Batterie B und vom Großen Adlernest her, anderseits die Anlage behelfsmäßiger, offener Grabenstreichen an den Kehlpunkten, rechts auf der Grabensohle, links oben auf dem Glacis. Die rechte behelfsmäßige Streiche*) versuchten die Japaner mit Geschützen aus den rechten Flügel-Kasematten mit Erfolg zu zerstören. Die Russen nahmen aber den Kampf mit 42''' Kanonen vom Kleinen Adlernest und von der Kuropatkin-Lünette auf; es gelang ihnen, die Geschütze außer Gefecht zu setzen und die rückwärtige Wand der Streiche an zwei Stellen zu breschieren.

Kampf um den Hohlgang in der äußeren Grabenwand.

Gleichzeitig begann der aufregende ober- und unterirdische Kampf um den Konterèskarpen-Gang. Mehrfache Versuche der Japaner, ihn auszuräuchern, hatten keinen nachhaltigen Erfolg, da die Russen verstanden, die Gase abzusaugen und ihnen Ausgang zu verschaffen. Auch der mit leichten Schnellfeuer-Kanonen, Gewehren und Handgranaten aus nächster Nähe geführte Barrikadenkampf im Inneren des Ganges brachte keine Änderung der Lage. Dagegen glückte dem Angreifer in der Nacht zum 21. November der Versuch, durch eine von der Grabensohle außen angebrachte Ladung im Rücken der russischen Barrikade, die Grabenwand**) des Ganges zu breschieren und das dort befindliche 37 mm-Geschütz zu zerstören, worauf die entstandene Öffnung und die nächstliegende Scharte mit einem im Grabenübergange aufgestellten 47 mm-Schnellfeuergeschütz befeuert wurde. Die Russen gaben hierauf die Kasematte auf und hielten sich hinter der nächsten Barrikade, wo ein neues 37 mm-Geschütz aufgestellt wurde.

Am gleichen Tage schlugen die Japaner durch wiederholte Sprengungen von der Glaciskrönung aus die Decke der Kasematte durch und benützten die Öffnung zu erneuten Ausräucherungsversuchen. Auch mit einem umfassenden förmlichen Sappen- und Minenangriff vom Glacis aus versuchten sie dem Gange beizukommen. Sie gingen mit einer Deckwehr-Sappe, später noch weiter ausholend mit der Wende-Sappe, gegen die rechte Flanke vor. Hier lag die vordere Stirnwand des Ganges frei***) und bildete die Seitenwand eines ganz im toten Winkel liegenden Grabens. Der Versuch der Russen, dieses bedenkliche Vorgehen der Japaner mit einem Gegengraben und später am 9. Dezember mit einem Gegenstollen aufzuhalten, wurde, anscheinend aus Mangel an

*) Sie bestand aus einem Schützengraben mit Sandsackbrustwehr und Unterständen.

**) Nach Jakowlew (S. 61) und dem russischen Generalstabswerk soll dies am hellen Tage trotz des Feuers der Russen geschehen sein. Die Ladung sei in die Scharte der Kasematte hineingeschoben worden. Ist dies richtig, so muß die Behelfsstreiche zu dieser Zeit unwirksam gewesen sein, eine Annahme, die durch eine spätere Angabe unterstützt wird.

***) Der Boden zur Hinterfüllung hatte beim Bau des Werkes nicht ausgereicht.

Digitized by Google

Kräften, ohne Energie betrieben, und da auch ein Ausfall scheiterte, begnügte man sich schließlich, auf der Sohle des Grabens selbsttätige Minen anzubringen, die indessen nicht zur Wirkung kamen.

Der Kleinkampf im Inneren des Ganges wurde inzwischen mit den bekannten Mitteln fortgesetzt. Im besondern versuchten die Japaner verschiedene neue Ausräucherungsmittel. Die Russen behaupteten aber bis zum Fall des Forts am 18. Dezember das letzte Drittel des Hohlganges. Bei der Räumung des Forts wurde auch der Gang im rechten Kehlpunkt vermittelst einer bereits am 2. November vorbereiteten Demolitions-Fundamentmine eingeworfen.

Ich kehre nun zum Kampf um den Hauptwall zurück.

Weitere Grabenübergänge. Minenangriff gegen den Hauptwall.

Am 2. November war bereits der erste Grabenübergang von der linken Flügel-Kasematte der Grabenstreiche, einige Tage später der zweite von der Mitte hergestellt worden. Nach Einnahme der rechten Flügel-Kasematte am 7. November schritten die Japaner zur Herstellung eines dritten Überganges gegen den rechten Schulterpunkt. Die Übergänge mündeten auf der äußersten Wallböschung in ein Logement, von dem aus ein Minenstollen mit zwei seitlichen Abzweigungen in den Wallkörper führte. Am 26. November waren zwei Ladungen von zusammen 784 kg Schießwolle eingebracht und wurden als Zeichen für den Beginn des vierten Hauptsturmes 12⁰ mittags an diesem Tage gesprengt. Durch den entstandenen Trichter wurde der Wall jedoch nicht geöffnet.

Nach dem Scheitern des Sturmes wurden zwei neue Stollen in Höhe der Berme mit je zwei Abzweigungen mit im ganzen acht Öfen angelegt, zu denen später noch zwei hinzukamen.

Die Russen verfolgten diese Arbeiten deutlich durch Horchen in einem Horchstollen, den sie schon Mitte November am rechten Schulterpunkt in den Wall vorgetrieben hatten, verhielten sich aber sonst passiv*). Erst als sich der Besatzung in der Furcht, unversehens in die Luft gesprengt zu werden, eine hochgradige Aufregung bemächtigte, entschloß man sich, die feindliche Unterminierung des Walles durch eine Trichtersprengung in dem Horchstollen und in zwei neu anzulegenden Schleppschächten zu bekämpfen. Es war aber zu spät. Die Japaner kamen am 18. Dezember mit der Sprengung zuvor.

In den Tagen vom 28. November bis 12. Dezember bereiteten sich die Russen durch Ausbau des inneren Verteidigungsabschnittes im Hofe des Forts auf einen nach Sprengung des Walles erneut zu erwartenden Sturm vor. Hinter diesem Retranchement, einem vertieften Schützengraben aus beschütteten Sandsäcken mit doppeltem

*) Eine Beobachtung und Bewachung vom Walle aus war seit längerer Zeit nicht mehr möglich; was außerhalb der Feuerlinie vorging, konnte nur von seitwärts und rückwärts des Forts und bei gelegentlichem Waffenstillstande zur Bergung der Gefallenen erkundet werden.


Digitized by Google

Drahthindernis davor, wurden zwei Feldgeschütze und zwei Maschinengewehre aufgestellt. Gleichzeitig stellte man eine gedeckte Verbindung von der Kehle des Forts nach rückwärts her. Am 12. Dezember wurde die Kehlkaserne an der Rückwand durch Beschießung von der Zwischenstreiche 2 her stark beschädigt. Für den Fall der Räumung des Forts bereiteten die Russen Demolitionsminen vor.

Schlußsturm. Die Vorgänge beim letzten Kampf um das Fort am 18. Dezember 1904 sind nur in großen Zügen festgelegt, über Einzelheiten weichen die Angaben mehrfach ab.

Um 1^{10} nachmittags*) erfolgte die erste Sprengung, der in kurzen Zeiträumen eine zweite und dritte Detonation folgten.**) Das Fort erbebte in allen Teilen und war in eine dichte Wolke von Rauch, Staub und Trümmern gehüllt, die sich erst allmählich verzog. Gleichzeitig mit der Sprengung begann eine äußerst lebhafte Beschießung des Werkinneren und des nächsten Rücken- und Seitengeländes mit Artillerie und Minenwerfern. Als sich die Wolke verzog, zeigte sich der Frontwall auf 20 m Länge durch einen Trichter durchbrochen. Im ersten Moment war die Besatzung von Panik ergriffen, faßte sich aber bald und besetzte den inneren Abschnitt. Mehrere Versuche japanischer Abteilungen, im unmittelbaren Anschluß an die Detonationen über Trichter und Frontwall den Hof zu stürmen, sollen teils an dem Feuer der Russen vom Retranchement, teils an der Wirkung der eigenen zweiten und dritten Sprengung gescheitert sein. Die ein Bataillon starke Sturmkolonne befand sich während der Sprengung in den Hohlräumen der äußeren Grabenwand; ihr Nachdringen wurde dadurch stark verzögert, daß alle Ausgänge verschüttet wurden und erst frei gemacht werden mußten. Aus allem läßt sich schließen, daß die anscheinend vom Angreifer geplante Überraschung nicht glückte und eine geraume Zeit verging, bevor sich die Lage für beide Teile klärte. Eine ernstliche Wiederholung des Sturmes scheinen die Japaner nicht unternommen zu haben. Es entspann sich zwischen Trichter und Retranchement ein unregelmäßiges, durch Pausen unterbrochenes Feuergefecht mit Gewehr und Handgranate, das etwa bis 5^{0} nachmittags dauerte. Darauf zogen die Japaner ihre Truppen, anscheinend behufs Ablösung, zurück und beließen nur eine kleinere Abteilung vorn, die den Trichter mit Sandsäcken krönte und Maschinengewehre aufstellte. Zwei Sturmversuche der Russen gegen den Trichter blieben ebenso erfolglos, wie die artilleristische Beschießung des Trichters von den noch behaupteten Nachbarwerken. Dagegen erlitten die Besatzung und deren wiederholt tropfenweise herangezogene Verstärkungen ungeheure Verluste durch das dauernd fortgesetzte Artillerie- und Minenwerferfeuer des Angreifers. Da zudem auch das Retranchement nahezu dem Boden gleich war, wurde auf Befehl des Kommandanten am Abend das Fort geräumt. Um 11^{30} abends verließen die letzten noch kampffähigen 21 Mann

*) Nach dem Russischem Generalstabswerk 1^{35} nachmittags.
**) Die Ladungen sollen im ganzen 2240 kg Pulver betragen haben.

Digitized by Google

der Besatzung das Fort. Gleich darauf detonierten die vorbereiteten Demolitionsminen. Sie hatten nur teilweisen Erfolg, da die Kehlkaserne erhalten blieb.

Der Kampf um Fort II allein am 18. Dezember kostetete dem Verteidiger etwa 400, dem Angreifer etwa 800 Mann Verlust. Nach dem Fall des Forts wurde der Anschluß der Kuropatkin-Lünette unmittelbar an den chinesischen Wall hergestellt, in den folgenden Tagen verbauten die Japaner das Fort kehlwärts und führten von da aus den Sappenangriff weiter gegen den chinesischen Wall. Zu seiner Abwehr leisteten dem Verteidiger Kugelminen (Rollbomben) gute Dienste.

Der förmliche Nahkampf um Fort II ist der lehrreichste und bietet so ziemlich alle für unsere Betrachtungen bemerkenswerten Erscheinungen. Ich kann mich deshalb bei der Schilderung des Kampfes um Fort III und Zwischenwerk 3 kürzer fassen.

Fort III.

Am 24. Oktober, als sich die Angriffsarbeiten dem Graben des Forts III (Textskizze 2 Seite 428) schon bedenklich näherten*), begannen die Russen von der rechten Grabenstreiche aus zwei Gegenstollen vorzutreiben. Sie kamen nicht zur Wirkung. Am 28. Oktober war die Glaciskrönung hergestellt. Sie griff um die beiden Grabenstreichen herum. Am 29. Oktober versuchten die Japaner vermittest geballter Ladungen, die an Stricken aus der Glaciskrönung herabgelassen und elektrisch gezündet wurden, die hintere Stirnwand der rechten Grabenstreiche zu sprengen, erzielten jedoch nur unbedeutende Beschädigungen der Decke am Kordon. Dagegen gelang es ihnen am 30. Oktober Rückwand und Decke der Facenstreiche durch Sprengung zu durchbrechen. Der Verteidiger räumte darauf ohne zwingenden Grund die ganze rechte Streiche und verrammelte deren Verbindungshohlgang. Am Abend wurde auch die linke Streiche vorzeitig von ihrer Besatzung verlassen, so daß sich bereits Ende Oktober die Japaner im Besitz des Grabens befanden.

In der ersten Hälfte des November bauten sie ihre Laufgräben auf dem Glacis aus, schufen sich drei bequeme und gesicherte Zugänge aus der Glaciskrönung auf die Grabensohle und trafen Vorbereitungen für drei Grabenübergänge. In der zweiten Hälfte des November gelangten diese Übergänge teils in Form hölzerner durch Böcke unterstützter Brücken, teils als Rampen durch Sprengung der äußeren Grabenwand**), teils als Dämme aus sperrigem Material (Reisig, Gaoljanbündel usw.) schließlich auch als Sandsack-Sappe mit Stahlplatteneindeckung zur Ausführung. Diese Arbeiten bekämpften die Russen z. T. auch mit Erfolg durch Beschießung von Nachbar-

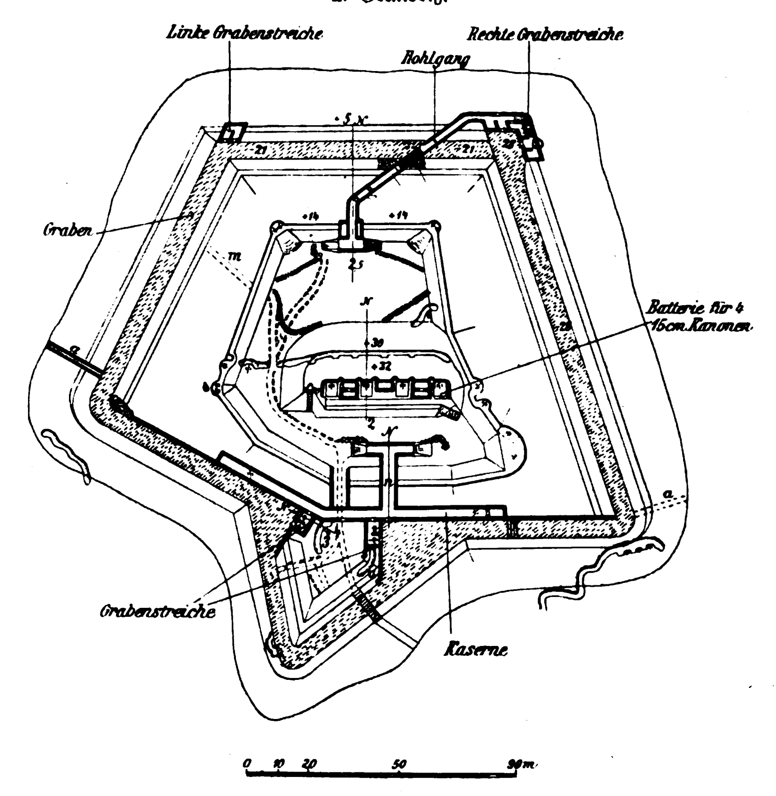
*) Eine Beobachtung vom offenen Wall aus war wegen des starken dauernden Artilleriefeuers, unter dem das Fort lag, auch hier nicht möglich. Da ein Ausfall gescheitert war, begnügte sich der Verteidiger, die Laufgräben mit Minenwerfern zu bekämpfen.

**) Vor der Sprengung — 20. November — schoben die Japaner eine Art Roll- oder Schubbrücke aus Balken, Schienen, Bohlen- und Bodenbelag frei schwebend aus der Glaciskrönung vor. Diese bei der Sprengung nachstürzende Brücke bildete den oberen Teil der Rampe.

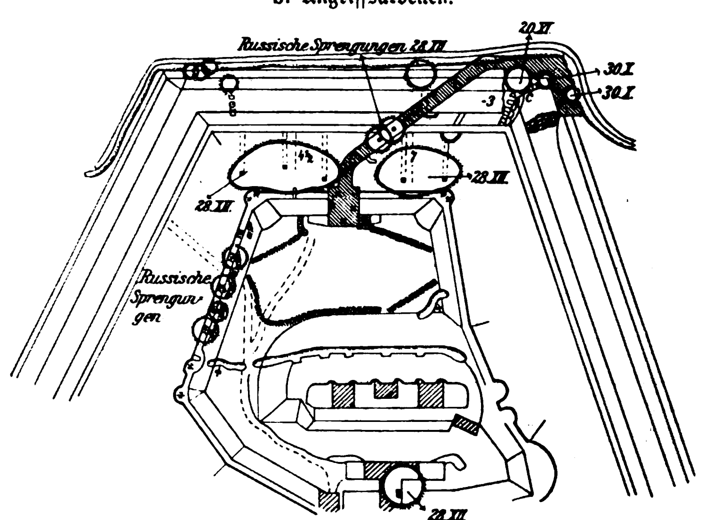
Digitized by Google

Textskizze 2. Fort III.

a. Grundriß.



b. Angriffsarbeiten.



Bemerkung. Die Skizze gibt nur einen ungefähren Anhalt für die Angriffsarbeiten.

Digitized by Google

werken, durch Wurfminen, Handgranaten, Wurfbrander, sogar mit Feuerspritzen, die Petroleum verspritzten.*)

Am 25. November begannen sich die Japaner auf der äußeren Brustwehrböschung einzugraben, um den Wall von hier aus durch Stollen zu unterminieren; am 27. war das Logement, gerade einen Monat später, am 27. Dezember, die Öfen zündbereit.**)

Gegenmaßnahmen des Verteidigers in dieser Zeit waren:

Anlage von Behelfsstreichen auf dem Kehlglacis in Verlängerung der Flankengräben,

Ausbau der Hofbatterie zu einem inneren Verteidigungsabschnitt für Nahverteidigung,

teilweise Vorbereitung der Hohlbauten zur Sprengung,

Vortreiben von zwei Gegenstollen, der eine vom Grabenhohlgang, der andere vom Wallgang aus, die aber nicht mehr zur Wirkung gelangten. Die Besatzung war lange Zeit nicht abgelöst worden und geistig und körperlich danieder.

Am 28. Dezember 8^{30} vormittags detonierte die erste Ladung ohne Erfolg, um 9^{0} gleichzeitig alle übrigen Ladungen. Der Wall wurde an zwei Stellen vollständig weggefegt, und es entstanden zwei große Trichter. Das Fort wurde stark erschüttert, und einzelne Teile, darunter der Hofausgang und der Bereitschaftsraum, stürzten ein. Gleichzeitig mit der Sprengung wurde das Fort mit Feuer aller Art überschüttet. Die vordersten Teile der in den Laufgräben und im Fortgraben zum Sturm bereitgestellten 18. Brigade wurden durch die Trichtergarbe verschüttet. Trotzdem erschienen die ersten Sturmabteilungen kaum zehn Minuten nach der Sprengung auf der Brustwehr. Aber diese Zeit hatte auch genügt, um die Besatzung zur Besinnung kommen und das Retranchement besetzen zu lassen. Ähnlich wie im Fort II lagen sich hier stundenlang Angreifer und Verteidiger gegenüber. Weder glückte es den Russen, die Trichter wiederzunehmen, noch den Japanern, die Russen zu vertreiben. Erst um 4^{30} nachmittags mußten die Russen, beiderseits allmählich umfaßt, das Retranchement räumen und in die Kehlkaserne zurückgehen. Um 10^{30} abends erfolgte die Räumung des Forts, nachdem alles Brennbare mit Petroleum begossen und angesteckt war. Die Demolitionsminen hatten nur geringen Erfolg. Die Verluste des Angreifers betrugen an diesem Tage 960, die des Verteidigers 400 Mann.

Zwischenwerk 3.

Zum förmlichen Angriff auf Zwischenwerk 3 (Textskizze 3 Seite 431) konnte erst geschritten werden, nachdem die vorgeschobenen Befestigungen der Nordfront, die Wasserleitungs- und Tempelbefestigungen genommen waren. Doch war die Glaciskrönung vor

*) Der Versuch mißglückte wegen zu geringer Reichweite des Petroleumstrahles.

**) Drei oder fünf Stollen mit 12 Ladungen in verschiedener Tiefe, in zwei Gruppen zu beiden Seiten des Hohlganges, im ganzen 6100 kg Dynamit; nach anderen Quellen 120 bis 180 Pud (1920 bis 2800 kg) Dynamit oder 150 Pud (2400 kg) Pulver. Herstellung der Stollen durch Sprengarbeit.

Digitized by Google

der Spitze des Forts bereits am 1. November fertig. Gleichzeitig gingen die Japaner mit vier Schächten an der vorderen Stirnwand der Streiche herab, verbanden sie durch einen Stollen und brachen von hier aus 6 Minenkammern in der Wand aus, die am 17. November gesprengt wurden. Der Erfolg war die Schaffung eines Zuganges zur Streiche aus der Glaciskrönung und die starke Lockerung und Verschiebung der grabenseitigen Wand. Die Russen versuchten auch hier, diesen Angriff durch nachträgliche Anlage von Gegenstollen vor der Streiche zu bekämpfen, kamen aber hiermit nicht weit. Als am 5. November die Arbeiten der Japaner an der Vorderwand der Streiche deutlich gehört wurden und das mehrfach versuchte übliche Mittel, sie durch kleine Ausfälle abzuwehren, versagte, beschloß man gegen den Vorschlag des leitenden Ingenieurs die Streiche freiwillig aufzugeben. In den nächsten Tagen wurde sie so gut wie möglich mit Schotter, Steinen und Zementmörtel verfüllt, der Eingang zum „Koffer" vermauert, dieser aber noch behauptet. Gleichzeitig legte man auf der Grabensohle an den Kehlpunkten behelfsmäßige Streichen an.

Die bemerkenswerteste Erscheinung bei der weiteren Verteidigung des Werkes bildet der ober- und unterirdische Kampf um den Hauptohlgang, der bis zum Fall des Forts fortdauerte. Am 19. November hatte sich der Angreifer der Streiche bemächtigt und sie aufgeräumt, er sprengte sodann einen Durchbruch von der Streiche nach dem Koffer, worauf sich der Verteidiger hinter die erste Barrikade an der Ausmündung des Hohlganges in den Koffer, wo auch ein 37 mm Geschütz stand, zurückzog. Die Japaner stellten ihrerseits zwei 47 mm Kanonen in den Blöcken der Streiche auf und beschossen mit einem die Außenwand des Koffers, mit dem andern die Behelfsstreiche im rechten Flankengraben. Am 24. November sprengten sie die Kofferwand von außen, nachdem sie sich durch Erweiterung zweier Scharten den Zugang zum Graben geöffnet hatten.

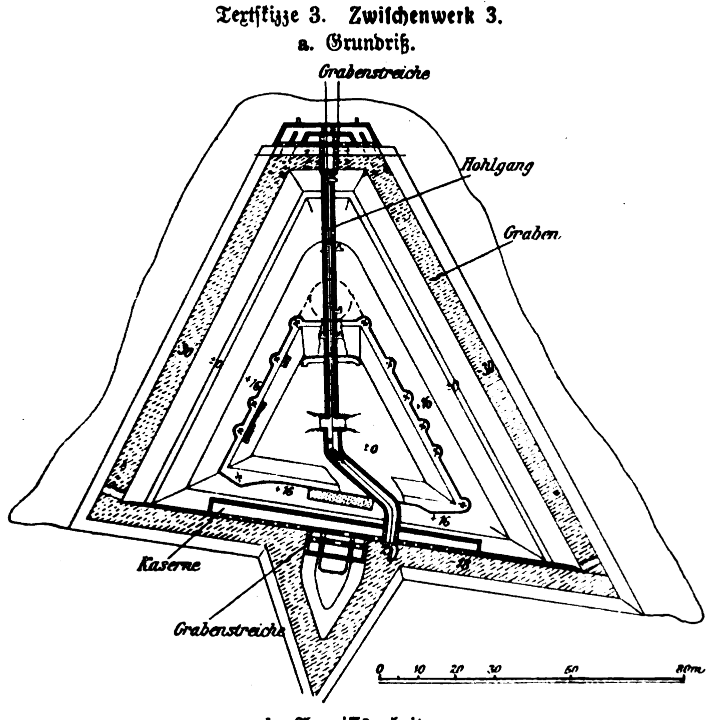
Im weiteren Verlauf wurde die Verteidigung des Hohlganges abschnittsweise hinter einer zweiten und dritten Barrikade fortgesetzt, einerseits durch Feuergefecht im Innern, anderseits durch Gegenstollen, mit denen man aus seitlichen Aufhauen längs des Hohlganges dem Angreifer entgegenging. Es entspann sich hier ein richtiger Minenkrieg. So wurden nacheinander drei Quetscher gesprengt, am 17., 20. und 24. Dezember. Sie wirkten nur gegen einen „Scheinstollen" und brachten dem Angreifer Verluste, während die weiter rechts und links und die tiefer vorgetriebenen eigentlichen Angriffsstollen unbeschädigt blieben*). Bei der Aufräumung des dritten Quetschers wurde man mit der Angriffsgalerie durchschlägig. Die Russen erhielten Gewehrfeuer und verloren durch eine von den Japanern rasch ausgeführte offene

*) Beim Bau der Stollen soll auch Bohrgerät verwendet worden sein.

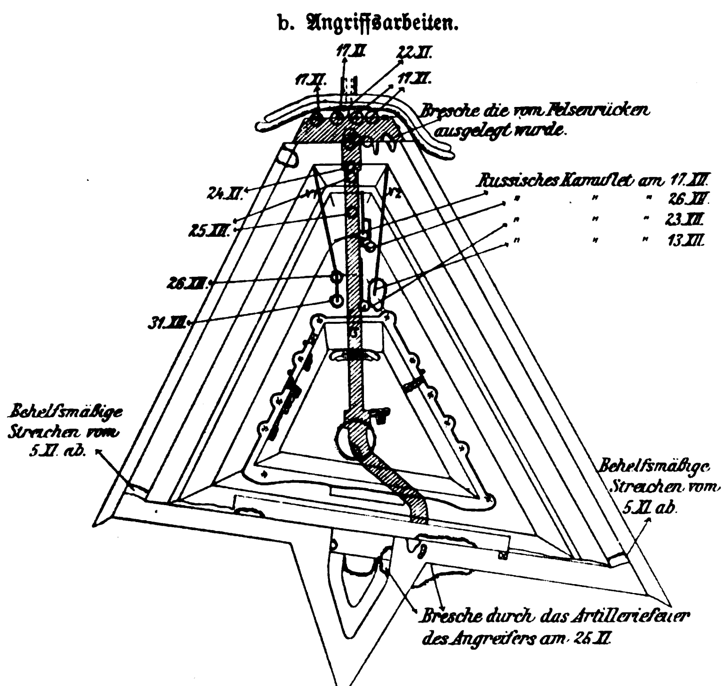

Digitized by Google

Textskizze 3. Zwischenwerk 3.

a. Grundriß.



b. Angriffsarbeiten.



Bemerkung. Die Skizze gibt nur einen ungefähren Anhalt für die Angriffsarbeiten.

Digitized by Google

Sprengung zwei Mann an Toten, sieben an Verwundeten, worauf die Verteidigungs-barrikade zurückverlegt wurde.

Nachzuholen bleibt noch, daß am 18. Dezember die Grabenstreiche russischerseits durch Artilleriefeuer vom Otrog-Berge eingeschossen wurde und daß am 25. Dezember von den Japanern die Decke des Hohlganges im vorderen Teil durch zwei Sprengungen eingeworfen wurde, worauf sich ein Artillerieduell von Barrikade gegen Barrikade entspann. Ferner errichteten die Russen ein inneres Retranchement, ähnlich wie bei Fort II und III. Gleichzeitig mit dem Kampf um Koffer und Hohlgang führten die Japaner den förmlichen Angriff gegen den Hauptwall an der Spitze, ähnlich wie bei Fort II und III. Am 24. November warfen sie durch Sprengung einen Teil der oberen Schildmauer über der Grabenstreiche ein und bauten in der Nacht von der so erhaltenen 3 m tiefen Bresche eine leichte Holzbrücke über den Graben, die aber sofort durch Artillerie- und Maschinengewehrfeuer zerstört wurde. Am 26. November begannen sie mit der Herstellung von zwei Graben-übergängen mit Ausgängen vom Koffer die zum Sturm am gleichen Tage benutzt wurden. Sie verwendeten hierzu mit Stahlplatten eingedeckte Erdsäcke. Ferner wurde die Decke des Koffers als Graben-Niedergang benutzt. Nach dem Scheitern des Sturmes legten sie einen Minengraben (Logement) auf der äußeren Wallböschung an und trieben die bereits erwähnten drei Stollen in den Wallkörper vor. Am 26. Dezember sprengten sie eine Ladung in dem linken Stollen, erzielten jedoch nur einen ganz unbedeutenden Trichter.

Am 31. Dezember, 9⁰ vormittags erfolgte die Hauptsprengung und zwar von im ganzen 1200 kg Dynamit und 900 kg Pulver*), in einer Anzahl Oefen, die in gleicher Tiefe lagen und abwechselnd mit Dynamit und Pulver geladen waren. Die Sprengung zerfiel in zwei kurz aufeinanderfolgende Detonationen. Nur der äußere Teil des Walles wurde fortgerissen, die Feuerlinie blieb jedoch erhalten. Während die Japaner die Trichter besetzten, erfolgte, beiden Teilen unerwartet, eine zweite starke Detonation im Innern des Werkes, deren nähere Umstände nicht aufgeklärt sind**). Der Querhohlgang mit den Ausgängen nach dem Hofe, sowie die Rückwand der übrigens durch das Artilleriefeuer schon stark beschädigten Kehlkaserne, stürzten ein, die Besatzung war abgeschnitten, die Japaner bemächtigten sich des ganzen Werkes und wiesen herankommende Unterstützungen durch Feuer von der Kehle ab. Nur wenigen Offizieren und Mannschaften der Besatzung gelang es, aus der Kehlkaserne heimlich zu entweichen, der Rest ergab sich um 1³⁰ nachmittags auf den als letzten Fernspruch übermittelten Befehl des General Stoessel. Bei der letzten Explosion kamen von

---

*) Nach Jakowlew 4800 kg Dynamit oder 6400 kg Pulver.

**) Die Russen nehmen an, daß durch irgend welchen Zufall ein in dem Hohlraum lagernder großer Vorrat an Handgranaten und Sprengladungen in die Luft ging, die Japaner nehmen Übertragung durch ihre Sprengung an.


Digitized by Google

250 Mann Besatzung etwa die Hälfte unter schrecklichen Umständen ums Leben. Die sorgfältig und planmäßig in der Kehlkaserne angelegten Demolitionsminen blieben unbenutzt.

Die Vorgänge von Port Arthur weisen eine große Vielseitigkeit im Nahkampfe des Festungskrieges auf. So anziehend es auch wäre, kann hier weder auf die in hohem Grade lehrreichen psychologischen Momente, noch auf technische Einzelheiten näher eingegangen werden. Den Zweck meiner Arbeit im Auge behaltend, muß ich mich darauf beschränken, diejenigen charakteristischen Erscheinungen festzuhalten, aus denen sich praktische Lehren für den Nahkampf im Festungskriege der Zukunft ableiten lassen.

Der flüchtige Angriff.

Im Vordergrunde stehen die ungünstigen Erfahrungen der Japaner mit dem flüchtigen Angriff. Er ist ausnahmslos überhaupt nur geglückt gegen Befestigungen von sehr geringer Stärke und unzureichender Sturmfreiheit. Nur in wenigen Fällen wurden einzelne Befestigungen, ähnlich wie bei Düppel, im ersten Anlauf genommen. Das geschah da, wo der Verteidiger sich überraschen ließ oder infolge fortgesetzten überwältigenden Artilleriefeuers die Werke ganz oder zum großen Teil unbesetzt lassen mußte oder, wie in den letzten Tagen der Belagerung, stark demoralisiert war. In der Regel führte die japanische Ausdauer und der feste Wille zum Siege zu einer oftmaligen wellenartigen Wiederholung der Stürme, immer wieder unterbrochen durch sehr ausgiebige artilleristische Mitwirkung, durch das Eingraben und das Feuergefecht der Infanterie und Maschinengewehre, durch häufige Rückschläge und durch die vorbereitende Tätigkeit der Pioniere. So zog sich der flüchtige Angriff stunden-, tage- und nächtelang hin, wobei häufig genug die letzten Reserven verausgabt wurden. Auch die Einnahme der in vieler Hinsicht recht mangelhaften Nanschan-Stellung auf der Landenge von Kintschou glückte trotz der geradezu erdrückenden Überlegenheit der Japaner und des Mitwirkens der Flotte schließlich nur deshalb, weil die schwache Besatzung ohne wirksame Unterstützung blieb, und der allgemeine abgekürzte große Angriff vom 19. bis 24. August auf die Nordostfront war von der obersten Führung bereits aufgegeben, als ein unerwartet glücklicher Zufall die Wiederaufnahme des Kampfes und damit die endgültige Behauptung der Redouten 1 und 2 einleitete.

Außerordentlich erschwerend beim flüchtigen Angriff wirkte das flankierende Feuer des Verteidigers und des Nachts die künstliche Beleuchtung des Vorgeländes. Die Bedeutung des ungedämpften Flankenfeuers aus Zwischen-, Hindernis- und Grabenstreichen, von Nachbarwerken und von beweglich und überraschend auftretenden Feldgeschützen und Maschinengewehren kam vielfach zur vollsten Geltung und zwar nicht nur gegen offene Ziele, sondern auch gegen Ziele, wie sie der förmliche Angriff in seinen Deckungen bot.

Digitized by Google

Auch wenn es dem Angreifer gelang in die Stellung einzudringen, war der Erfolg noch nicht gesichert. Häufig genug wurden die Japaner bei wiederholten Gegenstößen und nach erbittertem langem Handgemenge endgültig wieder herausgeworfen, und nur da konnten sie sich behaupten, wo sie sich schleunigst einzubauen, Maschinengewehre und leichte Geschütze nachzuziehen und gedeckte Verbindungen nach rückwärts herzustellen vermochten. Nicht selten blieben Werke, um die hartnäckig gekämpft worden war, schließlich längere Zeit unbesetzt — neutral, wie es im russischen Generalstabswerk heißt, — weil sich keine der Parteien in dem sofort wieder aufgenommenen gegnerischen Artilleriefeuer halten konnte. Das den Japanern schließlich günstige Endergebnis in diesen Fällen ist zweifellos der Überlegenheit ihrer Artillerie zuzuschreiben.

Glückte der Sturm nach Erschöpfung aller Kräfte nicht, so ging der flüchtige Angriff wieder in den förmlichen über; immerhin war man einen großen Schritt vorwärts gelangt, sofern der Sturm aus größerer Entfernung angesetzt war. Denn man ging nicht weiter zurück, als unbedingt nötig, um sich dem ärgsten Feuer zu entziehen, hielt sich in toten Geländewinkeln oder schuf sich rasch künstliche Deckungen. Verbindungsgräben nach rückwärts wurden dann meist nachträglich hergestellt. Gelang dies nicht rechtzeitig, so kam es mehrfach vor, daß die vordersten kleinen Abteilungen, ebenso wie die zurückgebliebenen Verwundeten, ihrem Schicksal überlassen elend zu Grunde gingen.

Welchen Einfluß hatten die Weite des Sturmweges und die Tageszeit auf den endgültigen Erfolg? Anläufe aus größerer Entfernung und bei Tage wurden nach entsprechender Entfaltung und Entwicklung in den feldmäßigen Formen des Infanterieangriffs ausgeführt. Im wirksamen Verteidigungsfeuer scheinen alle Arten des Vorgehens in aufgelöster Ordnung ohne wesentlichen Unterschied des Erfolges angewendet worden zu sein. Am besten scheint sich noch das überraschende Vorstürzen einzelner Leute und kleinster Abteilungen von Deckung zu Deckung bewährt zu haben, das durch die Geländeformen vielfach begünstigt wurde. Unablässiger Druck von rückwärts und Auffüllen aus der Tiefe waren aber Vorbedingung zum Vorwärtskommen. Zu diesem Zweck scheute man sich auch nicht, starke Reserven dicht massiert in Deckungen nahe am Feinde versammelt zu halten. Trotzdem brachen zumeist derartige Angriffe schließlich im feindlichen Feuer zusammen.

Aber auch Stürme aus nächster Entfernung und bei Nacht hatten häufig Mißerfolge zu verzeichnen, wenn der Verteidiger aufpaßte und Reserven zur Hand hatte, deren Verwendung überdies durch die Tiefengliederung der Befestigungen erleichtert wurde. Immerhin suchten die Japaner bei jeder Wiederholung des flüchtigen Angriffs seine Aussichten durch Verkürzung des Sturmweges zu verbessern. Auf jeden Fall wurden die pioniertechnischen Vorbereitungen hierdurch erleichtert, die Verluste verringert, die Überraschung begünstigt.

Digitized by Google

Die gleichen Vorteile boten nächtliche Unternehmungen, sofern sie ebenfalls mit kurzem Sturmweg verbunden waren. Sie begünstigten außerdem die sofortige Verbauung und Verteidigungseinrichtung der genommenen Stellung, um die Gegenstöße des Verteidigers schon mit Feuer abzuweisen und dem Handgemenge mit blanker Waffe und Handgranate aus dem Wege zu gehen, in dem die Russen meist Sieger blieben.

Die inneren Ursachen für die ungünstigen Erfahrungen der Japaner mit dem flüchtigen Angriff sind darin zu suchen, daß die Leistungen*) sowohl der Artillerie, wie der Pioniere bei Vorbereitung des Angriffs den gehegten Erwartungen nicht entsprachen.

Während diese Tatsache im allgemeinen unbestritten ist, auch jetzt, nachdem die artilleristischen Verhältnisse sowohl bei Angreifer wie Verteidiger ausreichend geklärt sein dürften, dauert darüber der Streit noch weiter, ob die mit der Artillerie gemachten Erfahrungen und ihre das ganze Verfahren beeinflussenden Folge-Erscheinungen geeignet seien, praktische Lehren und Schlüsse für den Festungskrieg der Zukunft abzuleiten. Diese Frage wird von vielen in Rücksicht auf die angeblich mangelhafte Wirkung und Verwendung der beiderseitigen Artillerien geradezu verneint. Ich möchte hierzu nur folgendes bemerken:

Zweifellos blieb die Leistungsfähigkeit der japanischen Artillerie, zwar nicht durchweg, aber im ganzen recht erheblich hinter dem zurück, was moderne schwere Artillerie nach Zahl, Kaliber, Munition im Kampfe gegen eine große Festung geleistet haben würde. Auf Grund der jetzt vorliegenden genauen Berichte des Verteidigers halte ich aber für festgestellt,

1. daß die Verwendung der Angriffsartillerie im Hinblick auf die bei Port Arthur vorliegenden eigenartigen Verhältnisse zu wesentlicher Bemängelung keinen Anlaß bietet,
2. daß die im Material begründete geringere Leistungsfähigkeit der Angriffsartillerie durch die schlechte Beschaffenheit der Befestigungen sowie durch die Mängel der artilleristischen Verteidigung mehr als ausgeglichen wird.

Zu 1 muß im besondern hervorgehoben werden, daß man aus dem genauen Studium der Vorgänge auf Grund der bisher vorliegenden Quellen den bestimmten Eindruck gewinnt, daß das von uns jetzt so scharf geforderte Zusammenwirken von Infanterie und Artillerie**) nicht nur auf jede Weise angestrebt und, wie bereits mehrfach erwähnt, zum größten Teil auch erreicht wurde, sondern sogar in mancher Hinsicht, z. B. was Überschießen und Gefährdung der eigenen Infanterie durch die Artillerie sowie die Verwendung dieser in vorderer Linie anbelangt, erheblich das

*) Ich gebrauche hier „Leistungen" nicht im Sinne von „Betätigung", sondern im Sinne von „Ergebnis der Betätigung".

**) K. u. F. Ziffer 120, 151, 152, 165.


Digitized by Google

von uns damals und wohl auch noch gegenwärtig für zuläſſig gehaltene Maß überſchritt.

Zu 2 möchte ich den Satz aufſtellen, daß alles in allem genommen, die japaniſche Angriffsartillerie unter günſtigeren Bedingungen focht, als moderne Artillerie gegen moderne Befeſtigungen, daß im beſonderen die tatſächlich erzielte Wirkung der Angriffsartillerie ſowohl gegen tote wie lebende Ziele erheblich das Maß überſtieg, was von modernſter Artillerie im Kampfe gegen moderne, vollwertige Befeſtigungen je hätte erwartet werden können.

Das iſt meines Erachtens das Weſentliche und der Kernpunkt der Frage. Denn für die Praxis kommt es eben auf die tatſächlich erzielte Wirkung an, nicht auf die Mittel und die Art und Weiſe, wie dieſe Wirkung erreicht wird.

Auch bei den Pionieren ſind nicht die Leiſtungen an ſich, ſondern wie ich nochmals betone die tatſächlichen Ergebniſſe der Leiſtungen beim flüchtigen Angriff weit hinter den Erwartungen zurückgeblieben. Die Aufgabe, die zum größten Teil neu entſtandenen Verteidigungswerke genau zu erkunden und der Infanterie oberirdiſch den Weg durch die Hinderniſſe zu bahnen, ſtellte ſo hohe Anforderungen an die Pioniere, daß ſchon nach den erſten flüchtigen Angriffen ſämtliche Offiziere und 90% der Mannſchaften außer Gefecht geſetzt waren. Man ſah ſich genötigt, die aktiven Pionier-Kaders mit Infanterie aufzufüllen, zahlreiche neue Landwehrformationen aufzuſtellen und zeitweiſe einen Teil der Feldpioniere*) aus der Mandſchurei nach Port Arthur zu ziehen.

Die Schwierigkeiten für die vorbereitende Pioniertätigkeit wuchſen ſelbſtverſtändlich mit der Entfernung der Sturmſtellungen, und ſo entſprang auch hieraus der Wunſch, den Sturmweg möglichſt abzukürzen und ihn gleichzeitig durch behelfsmäßige Minenwerfer ſozuſagen zu überbrücken.

Wenn auch bei der Pioniertätigkeit der Umſtand erſchwerend ins Gewicht fällt, daß ſie ſich, wie bereits erwähnt, gegen großenteils unbekannte Befeſtigungen richten mußte, ſo handelte es ſich anderſeits doch nur in wenig Fällen um wirklich ſturmfreie Gräben. Die als Erſatz hierfür angewendeten, wenn überhaupt, meiſt nur frontal beſtrichenen Drahthinderniſſe waren notoriſch ſehr mangelhaft, lagen vielfach im toten Winkel und waren ſchlecht bewacht. Die Sturmabwehr-Minen verſagten zum größten Teil. Keinesfalls wäre es berechtigt anzunehmen, daß ſich die Aufgabe der Pioniere unter modernen Verhältniſſen des flüchtigen Feſtungsangriffs leichter geſtalten würde.

Der förmliche Angriff.

Hinſichtlich des förmlichen Angriffs ſtehen wir vor der Tatſache, daß er ſchließlich immer zum Erfolge geführt hat. Gegen ſchwächere Befeſtigungen genügte das Heranſchieben von Laufgräben und Sturmſtellungen (ich möchte ſie lieber „Sturmvorbereitungsſtellungen“ nennen) auf nähere und nächſte Entfernungen. Das ging in der

*) Je eine Kompagnie der Garde-, 2. und 12. Diviſion.

Digitized by Google

Regel verhältnismäßig rasch, und es verdient besondere Beachtung, daß auch flüchtige Sappenarbeiten im Rahmen des förmlichen Angriffs selbst in geringer Entfernung vom Verteidiger und auch bei Tage möglich gewesen sind. Einerseits wurden sie vom Verteidiger nicht bemerkt, anderseits konnte das frontale Feuer sowie die Beobachtung aus den offenen Stellungen der Werke völlig niedergehalten und unterbunden werden. Auch hierbei tritt die richtige Verwendung und Überlegenheit der Angriffsartillerie hervor.

Gegen Befestigungen stärkeren Charakters, wie gegen Fort II, Fort III, Zwischenwerk 3, die chinesische Mauer, wurde der Angriff mit Sappen und Minen bis zum allerletzten Stadium, der Sprengung und Öffnung des Hauptwalles vom Graben aus, durchgeführt. Allerdings dauerte dies Verfahren sehr lange. Die Hauptdaten sind nachstehend übersichtlich nochmals zusammengestellt.

Datum 1904	Fort II	Fort III	Zwischenwerk 3
20. August	Erster Sturmversuch (flüchtig).	—	—
23. September	6. Infanterie-Stellung (Ausgang für förmlichen Nahangriff).	—	—
25. Oktober	—	—	Sturmstellung (50 m vom Graben).
26. „	—	—	Erster Sturmversuch (flüchtig).
27. „	—	Ausgang für förmlichen Nahangriff (russischer vorgeschobener Schützengraben).	—
28. „	Erste Sprengung der Grabenstreiche.	Glaciskrönung.	Ausgang für förmlichen Nahangriff (russischer vorgeschobener Schützengraben).
30. „	Besitznahme der linken Streichenhälfte.	Besitznahme der von den Russen vorzeitig geräumten Grabenstreiche und Sturm hieraus.	Leitersturm.
31. „	Sturm hieraus.	—	—
1. November	—	}	Glaciskrönung.
17. „	Besitznahme der ganzen Streiche.	}	—
19. „	} Grabenübergänge.	} Grabenübergänge.	Streiche (von den Russen vorzeitig geräumt) und Graben im Besitz der Japaner.
20. „	}	} Äußere Grabenwand teilweise eingeworfen.	--

Datum 1904	Fort II	Fort III	Zwischenwerk 3
26. November	Sturm aus Streiche über Grabenübergänge und ersten Walltrichter.	Sturm über halbverfüllten Graben.	Sturm über die Grabenübergänge.
bis 18. Dezember	Kampf um den Hohlgang in der äußeren Grabenwand und Minenangriff gegen den Hauptwall.	Minenangriff gegen den Hauptwall.	Minenangriff gegen den Hauptwall.
18. "	Sprengung des Hauptwalles und Schlußsturm.		
28. "	—	Sprengung des Hauptwalles und Schlußsturm.	
31. "	—	—	Sprengung des Hauptwalles und Schlußsturm

Für diesen langsamen Fortgang des förmlichen Nahangriffs lassen sich verschiedene Gründe anführen. Gewiß haben die größtenteils ungünstigen Bodenverhältnisse, der Mangel an Personal und technischen Vorbereitungen sowie die unzureichende Friedensschulung der technischen Truppe wesentlich mitgesprochen. Meines Erachtens lag aber der Hauptgrund darin, daß der förmliche Angriff gegen den Graben in zu geringer Breite angesetzt war und sich der Angreifer auf den Kampf um einzelne Streichen, Kasemattenblöcke und Hohlgangsteile und um deren Inneres verbiß. Wenn die Japaner in breiter Front mit vielen Minen- und Sappenspitzen, — ich möchte sie Attacken nennen, — gegen die Gräben vorgegangen wären, die äußere Grabenwand mitsamt Streichen und Hohlgängen möglichst in ganzer Ausdehnung eingeworfen und dann, ohne sich auf einen förmlichen Grabenübergang und auf die Minenattacke gegen den Hauptwall einzulassen, in breiter Front gestürmt hätten, so würden sie sicherlich in kürzerer Zeit und mit geringeren Verlusten zum Ziele gelangt sein.

Eine andere Frage ist, ob die Japaner nicht besser daran getan hätten, nach Erkennen der Schwierigkeiten beim Angriff auf die drei Werke von der weiteren Durchführung des förmlichen Nahangriffs gegen diese überhaupt abzusehen und an Stelle von Nebenversuchen alle Mittel und Kräfte an den Durchbruch der wesentlich schwächeren rückwärtigen Zwischenstellung, der chinesischen Mauer, zu setzen*). War doch die aktive Wirkung der drei Werke als Stützpunkte der Hauptstellung schon frühzeitig völlig lahm gelegt, und dieser Zustand konnte mit Leichtigkeit dauernd aufrecht erhalten werden. Abgeschnitten und auf sich allein angewiesen mußten sie in kürzester Zeit ganz von selbst fallen. Ich möchte glauben, daß die Japaner auch

*) Vgl. hierzu K. u. F. Ziffer 178.

Digitized by Google

bei diesem Verfahren rascher zum Ziele gelangt wären. Weshalb sie es nicht eingeschlagen, wird hoffentlich später von ihnen selbst aufgeklärt werden. Vermutlich betrachteten sie es als Ehrensache, den einmal aufgenommenen Angriff gegen Fort II, III und Zwischenwerk 3 nun auch bis zum Ende durchzuführen.

Verteidigung.

Werfen wir noch zur Vervollständigung der Beurteilung der Vorgänge von Port Arthur einen Blick auf den Verteidiger. Seine Stärke bestand in der zahlreichen Besatzung und Geschützausrüstung*), in der Güte der Truppe, soweit es sich um die rühmlichst bekannten Eigenschaften des russischen Ersatzes handelt, obwohl auch hier manche Fälle von Panik und starker Demoralisation zu verzeichnen sind. Demgegenüber stehen aber als Schwächen die technisch und teilweise auch taktisch mangelhafte Anlage der Festung, die durchaus ungenügende Ausrüstung an schwerer Artilleriemunition und taktisch fehlerhafte Verwendung der Artillerie, die nach jeder Richtung hin ungenügenden Verteidigungsvorbereitungen auf pionier- und verkehrstechnischem Gebiet. Was aber ausschlaggebend war, das ist die übrigens auch im russischen Generalstabswerk offen eingestandene Tatsache, daß mit wenigen rühmlichen Ausnahmen die höheren und mittleren Führer ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren. Vom Augenblick der japanischen Landung an, während der Kämpfe um die Nanschan-Stellung und im weiteren und näheren Vorgelände bis zu den letzten Stadien des Ringens um die Festung zu Lande und zu Wasser, tritt der Mangel großzügiger Initiative und selbsttätiger Verantwortungsfreudigkeit deutlich hervor. Überall da, wo es sich lediglich um die räumlich beschränkte Behauptung des reinen Ortsbesitzes oder um die unmittelbare Wiedergewinnung des Verlorenen handelte, zeigte sich die sprichwörtliche russische Standhaftigkeit und Zähigkeit im hellsten Licht. Auch an vielen Beispielen heldenhaften Sicheinsetzens Vorgesetzter fehlte es nicht. Aber auch in diesen Fällen hätte mehr erreicht werden können, wenn die Truppenführung einen besseren Überblick besessen und planmäßig disponiert hätte, statt sich auf die tropfenweise Zuführung von Verstärkungen, auf die Zwischenschiebung untergeordneter Führer und den Erlaß von zum Teil höchst anfechtbaren und sich widersprechenden Befehlen zu beschränken. Im Gegensatz zu Sewastopol, wo einem tüchtigen Ingenieuroffizier Einfluß, Kräfte und Mittel zur Betätigung einer großzügigen und erfolgreichen technischen Gegenoffensive zu Gebote standen, sehen wir hier Verständnislosigkeit und Gleichgültigkeit der Führer gegenüber dem Drängen verständiger technischer Berater und durchaus unzureichende technische Mittel und Kräfte. Und trotz alledem waren der technischen Gegenoffensive einige Teilerfolge beschieden.

Hätten alle die erwähnten Mängel in Port Arthur nicht oder nicht so ausgesprochen bestanden, so würde die Kriegsgeschichte nicht nur eine höchst lehrreiche Belagerung mehr und eine passiv heldenmütige, sondern auch eine glänzende Verteidigung

*) Unter Anrechnung der Flottenartillerie.


Digitized by Google

mehr zu verzeichnen haben. Aber bei Abwägung aller Verhältnisse von Angriff und Verteidigung bin ich zu der festen Überzeugung gelangt, daß die Lage der Japaner im großen und ganzen nicht als ungünstig zu bezeichnen ist, jedenfalls sicher nicht ungünstiger, als sie der Angreifer auf europäischen Kriegsschauplätzen in Zukunft vor einer großen, einigermaßen auf der Höhe stehenden Festung finden wird.

Andere kriegsgeschichtliche Beispiele.

Anschließend an die ausführlicher behandelten Beispiele möchte ich nur noch kurz erwähnen, daß bei den Belagerungen von Danzig, Colberg und Neiße 1806/07, ferner von Vicksburg 1863 und von Plewna 1877/78 der flüchtige Angriff auf Werke von geringer Stärke hauptsächlich bei Durchführung des Nahkampfes scheiterte und ganz oder teilweise in den förmlichen übergehen mußte.

Varna und Silistria 1828 bzw. 1829 bieten Beispiele einer Kapitulation als Abschluß eines fast ausschließlich mit allen Mitteln des Pioniers ohne wirksame Unterstützung der Artillerie bis in die letzten Stadien durchgeführten förmlichen Nahangriffs.

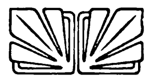
Der große flüchtige Angriff auf Kars 1877 ist als nächtlicher Überfall im großen Stile zu bezeichnen, der im wesentlichen ohne ausschlaggebende Mitwirkung der Artillerie und der Pioniere in einer strategischen Zwangslage stattfand. Er glückte hauptsächlich wegen mangelhafter Sturmfreiheit der Werke.

Auf der andern Seite bietet Straßburg 1870 das Beispiel eines nach erfolgloser Beschießung glücklich durchgeführten förmlichen Nahangriffs unter entscheidender Mitwirkung der Artillerie und der Pioniere, wobei deren Tätigkeit allerdings durch die veraltete Beschaffenheit der Werke und die wenig energische Verteidigung erleichtert wurde.

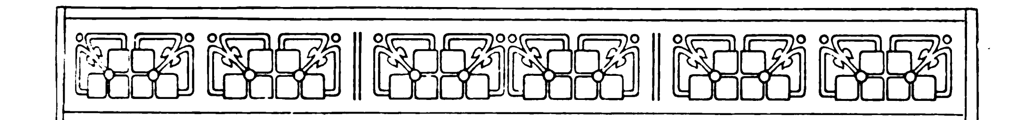
Der Sturm auf die Perches vor Belfort 1871 endlich kennzeichnet sich als Versuch, aus dem förmlichen Nahangriff gegen Armierungswerke zum flüchtigen überzugehen. Er mißglückte lediglich infolge unzureichender pioniertechnischer Vorbereitungen.

(Schluß folgt.)

Schroeter,
Generalmajor und Inspekteur der 4. Ingenieur-Inspektion.



Digitized by Google



Volkswirtschaftliche Kriegsvorsorge.

Die Notwendigkeit volkswirtschaftlicher Kriegsvorbereitung.

Das tüchtigste Heer und die umsichtigste Heeresleitung vermögen die volle politische Ausnutzung erzielter Waffenerfolge ihrerseits nicht zu verbürgen, wenn — zumal im Falle eines längere Zeit währenden Krieges nach mehreren Fronten — die heimische Volkswirtschaft während des Feldzuges in einen raschen Verfall gerät, so daß die Diplomatie sich gezwungen sieht, einen baldigen Friedensschluß herbeizuführen, auch wenn seine Bedingungen weit weniger günstig sind, als es der militärischen Lage entspricht. Die volle diplomatische Nutzung der Waffensiege ist nur dann möglich, wenn die finanzielle und wirtschaftliche Lage des Landes im Augenblick beginnender Friedensverhandlungen noch auf geraume Zeit hinaus die ungestörte Fortsetzung des Krieges gestatten würde, so daß die Friedensverhandlungen mit voller Zähigkeit ohne Furcht vor den Folgen ihres etwaigen Scheiterns geführt werden können.

Diese natürliche Sachlage muß mit Notwendigkeit dazu führen, bereits in Friedenszeiten ernstlich nachzuprüfen, wie sich die Aussichten für die volkswirtschaftliche Lage im Kriegsfalle gestalten dürften, und Vorsorge dafür zu treffen, daß, soweit es in menschlichen Kräften liegt, die Volkswirtschaft durch einen Zukunftskrieg im Interesse gesicherter Kriegführung und voller politischer Nutzbarkeit der militärischen Erfolge vor jeder irgend vermeidbaren Schädigung bewahrt wird.

Die Heeresleitung selbst hat das dringende Interesse, in ihrem Rücken eine auch während der Kriegsstürme nach Kräften konservierte Volkswirtschaft zu wissen. Sie kann sich mit vollem Elan der Durchführung ihrer Aufgabe schließlich nur hingeben, wenn sie die Gewißheit hat, daß nicht schwere Erschütterungen daheim die Erfolge im Felde illusorisch machen werden. Sie ist nicht nur unmittelbar darauf angewiesen, daß die Lage der heimischen Volkswirtschaft dem Heere die Verpflegungsmöglichkeit erhält, sie ist auch davon abhängig, daß die finanziellen Mittel für ein längeres Durchhalten des Feldzuges in Bereitschaft bleiben, und sie ist schließlich zwecks voller Nutzung aller militärischen Kräfte gegen den äußeren Feind davon abhängig, daß nicht in ihrem Rücken etwa auf Grund einer verzweifelten Wirtschaftslage schwere innere Unruhen ausbrechen, deren Niederhaltung einen Teil der militärischen Kräfte erfordern

Digitized by Google

und letzten Endes auch die Stoßkraft des Volkes in Waffen beeinträchtigen könnte. In dieser letzteren Beziehung wird man mit einer kurzen Formel sagen können: Keine Hungersnot, keine Revolution! Je lohnendere Beschäftigung den während des Krieges im Lande verbleibenden Arbeitskräften verschafft werden kann, um so sicherer wird die innere Lage in der Zeit des Feldzuges erscheinen.

Alle diese Zusammenhänge zwischen gesicherter Kriegführung und volkswirtschaftlicher Lage während des Krieges verdeutlichen die Größe und Bedeutung der Aufgabe, im wechselseitigen Interesse von Heeresleitung und Volkswirtschaft die Frage der wirtschaftlichen Zukunft im Kriegsfalle mit aller Klarheit ins Auge zu fassen und schon im Frieden auf volkswirtschaftliche Kriegsvorsorge mit Ernst und Umsicht bedacht zu sein.

Es fehlt diesem Thema auch nicht an Berücksichtigung in der volkswirtschaftlichen Literatur. Ob ihm die wohlverdiente Berücksichtigung im praktischen Leben bis zur Stunde zu teil geworden ist, muß hier dahin gestellt bleiben, als es aus begreiflichen Gründen inopportun erscheint, in eine öffentliche Unterhaltung darüber einzutreten, was auf diesem Gebiete bisher geleistet, was vielleicht unterlassen worden ist. Halten wir nur die der Öffentlichkeit bekannten national-ökonomischen Erörterungen unserer Frage im Auge, so werden wir in erster Linie eine sehr reichhaltige Literatur vorfinden über die Nahrungsmittel-Versorgung im Kriegsfalle, und zwar sowohl die Nahrungsmittel-Versorgung für das Heer als auch für das nicht unter den Waffen stehende Volk. Dieser Gegenstand hat auch in den „Vierteljahrsheften für Truppenführung und Heereskunde" Bearbeitung gefunden durch den Aufsatz „Die Sicherstellung der Verpflegung des deutschen Volkes und seiner Armee im Mobilmachungsfalle".*) Das schließlich nicht minder wichtige Thema „Finanzielle Kriegsbereitschaft und Kriegsführung" hat Geheimrat Professor Dr. J. Rießer eingehend bearbeitet in seiner viel beachteten, unter obigem Titel bei Gustav Fischer in Jena 1909 erschienenen Schrift. Weitere Literaturangaben finden sich in dem Aufsatz „Das deutsche Geldwesen im Kriege" von Hauptmann Henke.**) Nahrungsmittel-Versorgung und finanzielle Kriegsrüstung sind aber doch nur zwei Spezial-Themata in einem großen Gesamtrahmen und für dieses Gesamtgebiet liegt, so weit mir bekannt, aus neuerer Zeit nur eine umfassendere Arbeit vor, nämlich das sehr beachtenswerte Werk von Regierungsrat a. D. Dr. Voelcker „Die deutsche Volkswirtschaft im Kriegsfalle"***). Daneben darf ich auf meine eigene Abhandlung „Deutschlands wirtschaftliche Zukunft in Krieg und Frieden"†) verweisen. Dort war ich zu folgendem Schluß gekommen:

*) IX. Jahrgang 1912. 3. Heft, von Hauptmann d. R. a. D. Gisevius.

**) Vgl. 2. Heft dieses Jahrgangs.

***) Verlag von Dr. Werner Klinkhardt, Leipzig 1909.

†) Veröffentlicht in Conrads Jahrbüchern für National-Ökonomie und Statistik, 3. Folge, Band 40. Jena 1911.

Digitized by Google

„In jeder Beziehung werden wir um so besser befähigt sein, auch einen langwierigen und schwierigen Krieg durchzuhalten, je intakter wir unsere Volkswirtschaft während des Krieges zu halten vermögen. Demgemäß ist die Heeresleitung in hohem Grade daran interessiert, daß schon in Friedenszeiten Vorsorge getroffen wird für die möglichst ausgedehnte Aufrechterhaltung der Blutzufuhr für unsere Volkswirtschaft in Zeiten des Waffenganges. Je stärker unser Volkstum anwächst, je mehr die sich so rapide ausdehnende Industrie auf den Rohstoffbezug von fremden Böden angewiesen ist, um so wichtiger, aber auch um so schwieriger erscheinen diese Aufgaben. Ihnen vorsorgend gerecht zu werden, gehört mit zur Vollständigkeit der Rüstung, ganz ebenso wie die vorsorgliche Ordnung des Finanzwesens.

Um auch in dieser Beziehung angemessen gerüstet zu sein, würde es sich wohl empfehlen, wenn das Kriegsministerium bzw. der große Generalstab sich eigens für diesen Zweck einen lediglich mit diesem Problem befaßten ständigen volkswirtschaftlichen Beirat hielte, vielleicht ergänzt durch einen von Zeit zu Zeit zu hörenden großen volkswirtschaftlichen Rat leitender Persönlichkeiten aus der landwirtschaftlichen, industriellen und kommerziellen Praxis. Wir können die Waffe nicht erfolgreich schwingen, mag sie auch noch so wohlgeschliffen sein, wenn uns wirtschaftlich der Atem ausgeht. Dieser Gefahr vorzubeugen, gehört nicht nur zu den Interessen der Zivilverwaltung, sondern ebensogut auch der Heeresleitung, die auch im Frieden schon nach ihren Kräften und im Rahmen ihrer Aufgabe ihre Aufmerksamkeit hierauf lenken sollte."

Auch Geheimrat Rießer hat wiederholentlich den Gedanken der Schaffung eines „finanziellen Generalstabes" angeregt. Da es aber einerseits mit der finanziellen Kriegsrüstung allein nicht getan ist, sondern die Zukunft der ganzen Volkswirtschaft im Kriegsfalle im Auge zu halten ist, anderseits die Aufgabe eines Beirates für die volkswirtschaftliche Kriegsrüstung nicht mit den Aufgaben des Generalstabes parallel läuft, sondern in heimischer Betätigung ihre praktische Lösung gerade dann zu finden hat, wenn der Generalstab seinen Wirkungskreis im Felde sieht, so erscheint es richtiger, nicht von einem „finanziellen Generalstab" zu sprechen, sondern von einem „volkswirtschaftlichen Beirat des Kriegsministeriums" als einer Einrichtung ungefähr nach dem Muster des vom Reichs-Kolonialamt geschaffenen Kolonialrates.

Ein wie umfangreicher und wichtiger Aufgabenkreis einem solchen wirtschaftlichen Kriegsrat zu stellen wäre, darüber soll im folgenden, freilich zum Teil wiederum aus naheliegenden Gründen auch nur andeutungsweise, gesprochen werden, und zwar unter Ausschaltung der von anderer Seite bereits erschöpfend behandelten Frage der finanziellen Kriegsrüstung, für die übrigens auch in der Praxis bereits das meiste geschehen sein dürfte. Vorweg jedoch noch einige Bemerkungen über Zweck und Ziel aller Untersuchungen und zumal aller öffentlichen Äußerungen über die volkswirtschaftlichen Aussichten im Kriegsfall:

Digitized by Google

Es wäre schwerlich angezeigt, das Thema öffentlich zu behandeln, wenn seine Erörterungen uns nicht dazu führen könnten, ebensowohl optimistische Auffassungen möglicher Gegner, wie pessimistische Auffassungen im Inlande zu dämpfen. Eine Überschätzung der volkswirtschaftlichen Gefahren, die uns im Kriegsfalle bedrohen — und sie ist sehr weit verbreitet — reizt in einem uns feindlichen Lande leicht die Angriffslust, lähmt im Inlande die Zuversicht und die auf ihr aufbauende Initiative. Demnach ist es von Wert, wenn der Nachweis erbracht werden kann, daß es uns nicht an Möglichkeiten mangelt, auch volkswirtschaftlich selbst einen länger währenden und gegen mehrere Fronten geführten Krieg durchhalten zu können. Anderseits aber besteht unsere Aufgabe darin, auch den tatsächlichen Gefahren offen ins Auge zu sehen und vor allen Dingen nach den möglichen Mitteln zu ihrer Überwindung Ausschau zu halten.

Die Störungen der Volkswirtschaft im Kriege.

Vorsorge für den Ausgleich unvermeidlicher volkswirtschaftlicher Störungen im Kriegsfalle zu treffen, das namentlich wäre die Hauptaufgabe eines volkswirtschaftlichen Kriegsbeirates, der nach allen Richtungen hin zu untersuchen haben würde, auf welchem Wege ein solcher Ausgleich möglich ist, um dann beim Ausbruch des Krieges die theoretisch gewonnenen Lehren unverzüglich in die Praxis umsetzen zu helfen. Es ist selbstverständlich, daß seine Arbeiten sich während des Friedens in der Stille vollziehen müssen, und auch an dieser Stelle können, wie bereits gesagt, nur Andeutungen bezüglich der Einzelheiten seiner Aufgabe und der Möglichkeiten ihrer Lösung gemacht werden.

Ein Hauptinteresse der Heeresleitung an Gang und Gestaltung der Volkswirtschaft liegt klar auf der Hand: das Interesse daran, daß quantitativ und qualitativ der Bedarf des Heeres an Menschenkräften in seiner Deckung dauernd gesichert ist. Eine wirtschaftliche Lage, die zu massenhafter Auswanderung führt, eine soziale Lage, in der es einen erheblichen Prozentsatz von Untauglichen gibt, laufen den Interessen des Heeres zuwider. Nicht minder aber auch eine Entvölkerung des platten Landes, die zur Verringerung des gesunden Volksnachwuchses führt. Das sind große Probleme, denen ein volkswirtschaftlicher Beirat seine erste Aufmerksamkeit zu widmen hätte. Die Sicherung des Volksnachwuchses gerade auf dem platten Lande, für die vor allen Dingen die Mittel ausgebreiteter Innenkolonisation nebst Moorkultur usw. zur Verfügung stehen, ist obendrein gleichbedeutend mit vermehrter Sicherung der Nahrungsmittelversorgung für das gesamte Volk und das Heer.

Der allgemeinen Fürsorge nicht nur für die Erhaltung, sondern auch für die Fortentwicklung der Wehrkraft des Volkes folgt sodann die besondere Fürsorge für die im Kriegsfalle zu ergreifenden Maßregeln, damit weittragende volkswirtschaftliche Störungen möglichst vermieden werden. Der voraussichtliche Umfang dieser Störungen ist von einer langen Reihe der verschiedensten Faktoren abhängig; in erster Linie davon, nach wie vielen und welchen Fronten der Krieg zu führen ist, wie lange er dauert und in welche Jahreszeit er fällt.

Digitized by Google

Die Hauptursachen der Störung des volkswirtschaftlichen Lebens liegen einmal in der massenhaften Entziehung von Arbeitskräften, zum andern in der mehr oder minder umfangreichen Unterbindung des Außenhandels. Beide Erscheinungen sind offensichtlich von einschneidender Bedeutung. Wenn wir sie aber nebeneinanderstellen, so werden wir gleich an diesem Ausgangspunkt gewahr, daß die Gefährdungen unserer Volkswirtschaft im Kriegsfalle tatsächlich nicht so pessimistisch zu beurteilen sind, wie man wohl meinen könnte, wenn man ihre beiden Hauptursachen getrennt voneinander ins Auge faßt.

Die Wirkungen der beiden wesentlichsten Störungserreger sind geeignet, einander in beträchtlichem Umfange aufzuwiegen. Denn infolge der Unterbindung des Außenhandels entspricht der durch die Mobilmachung verursachten Entziehung zahlreicher Arbeitskräfte eine wesentliche Verringerung der Beschäftigungsmöglichkeiten. Es kommen viel weniger zu verarbeitende Rohstoffe ins Land, es können viel weniger deutsche Fabrikate über die Grenze ins Ausland abgesetzt werden, so daß ohnehin ein beträchtlicher Teil unserer Industriearbeiter beschäftigungslos werden würde und unter diesem Gesichtspunkt die Entnahme der Menschenkräfte für den Heeresdienst lediglich als eine Kompensation erscheint.

Nun liegen die Dinge aber freilich nicht so, daß man einfach eine runde Rechnung und Gegenrechnung aufmachen könnte. Weder können wir beispielsweise die gesamte Rohstoffeinfuhr entbehren, noch können alle Betriebe, denen durch den Krieg Arbeitskräfte entzogen werden, diese Arbeitskräfte etwa wegen der Unterbindung des Außenhandels entbehren. Es wird vielmehr für den Fortgang der Volkswirtschaft in Kriegszeiten außerordentlich viel davon abhängen, daß es gelingt, wenigstens einen Teil der Ein- und Ausfuhr aufrecht zu erhalten, und daß es anderseits gelingt, die dem Lande verbleibenden Arbeitskräfte alsbald an diejenigen Stellen zu leiten, an denen sie am nötigsten gebraucht werden.

In welchem Umfange eine Aufrechterhaltung des Außenhandels möglich ist, hängt wesentlich ab von dem Umfange der durch den Krieg bedingten Grenzsperrungen; und dabei haben wir nicht nur an die eigenen Grenzen zu denken — unter Grenzen auch, wohlverstanden, immer die Seeküsten mit einbegriffen —, sondern auch an die Grenzen der verbündeten und der neutralen Nachbarländer.

Nehmen wir lediglich den Fall eines Zweifronten-Krieges nach Osten und Westen an, in dem die Neutralen ihre Neutralität zu wahren vermögen und unsere Flotte jede Blockade unserer Häfen zu verhindern vermag, so sind die Störungen des Außenhandels durch Grenzsperrung verhältnismäßig belanglos, da wir ja schließlich unseren gesamten Bedarf auf dem Seewege decken können. Tritt aber eine wirksame Blockade unsrer Häfen hinzu, so erfolgt allerdings eine sehr schwerwiegende Unterbindung unsres Außenhandels, in ihrer Vollständigkeit zunächst davon abhängig, ob lediglich unsre eigenen Nordsee-Häfen blockiert werden, indessen der Ostsee-Verkehr und der Verkehr

Digitized by Google

über die neutralen Nachbarländer im Nordwesten frei bleibt, oder ob auch diese letzteren Durchgangsländer gewaltsam in den Krieg hineingezogen werden und auch der Ostsee-Verkehr abgeschnitten wird.

Selbst im Falle eines so ausgedehnten Dreifronten-Krieges ist jedoch die Abschneidung der deutschen Volkswirtschaft vom weltwirtschaftlichen Getriebe noch keine vollständige. Annähernd vollständig würde sie erst dann, wenn auch die Mittelmeerhäfen unserer beiden Partner im Dreibund wirksam blockiert würden, und wenn schließlich die Lage Österreich-Ungarns an seiner Südgrenze sich so gestalten sollte, daß zu allen übrigen auch noch der Donauweg versperrt bleibt. So lange nur Genua oder Venedig, Triest oder Fiume oder der Donauweg für den Weltverkehr frei bleiben, oder so lange wir von irgendeinem größeren Ostsee-Hafen aus noch einen Verkehr über schwedisch-norwegische Bahnen und neutrale Schiffahrt in norwegischen Häfen aufrecht erhalten können, bleiben wir wenigstens in der notwendigsten Fühlung mit dem Weltmarkt, wenn freilich auch eine außerordentliche Häufung der Transport-Schwierigkeiten und eine sehr bedeutende Verteuerung der Frachten unvermeidbar wäre.

Für solche Zufuhren, die wir schlechtweg nicht entbehren können, muß die Frachtverteuerung getragen werden. Was zu vermeiden ist, das ist eine Widerstands-Unfähigkeit gegen die Überwindung der Transport-Schwierigkeiten. Wir haben zu bedenken, daß der Mobilmachungsfall gewaltige Anforderungen an das rollende Material unsrer Eisenbahnen stellt, und daß diese Anforderungen zum Teil auch während der weiteren Kriegsdauer bestehen bleiben. Jede Absperrung der Grenzen für den Wirtschaftsverkehr durch den Krieg bringt aber zugleich für die Verteilung der volkswirtschaftlichen Güter Transport-Schwierigkeiten und zum Teil bedeutende Umwege mit sich. Je größer die zu erwartenden Umwege sind, um so wichtiger wird es, rechtzeitige Vorsorge dafür zu treffen, daß trotz der starken Inanspruchnahme der Eisenbahnen für Heereszwecke noch rollendes Material genug übrig bleibt, um nach vollzogener Mobilmachung den dringendsten Ansprüchen des wirtschaftlichen Güterverkehrs gerecht werden zu können. Der bestmögliche Ausbau unsrer Verkehrsstraßen, insbesondere auch weitestgehende Nutzung der Binnenschiffahrtswege, der Ausbau künstlicher Verbindungen zwischen den natürlichen Schiffahrtsstraßen und Fürsorge für ein reichliches Maß rollenden Materials auf unsren Eisenbahnen wird unserer Volkswirtschaft im Kriegsfalle schwere Sorgen leichter tragen helfen.

Notwendiger und entbehrlicher Außenhandel.

Wenden wir unser Augenmerk nunmehr auf den Charakter unsres Außenhandels, um den Grad seiner Entbehrlichkeit nachzuprüfen, so werden wir auf den ersten Blick gewahr, daß ein Gesamtumfang des ganzen deutschen Außenhandels, der im Jahre 1911 bereits in Ein- und Ausfuhrwerten zusammen der zwanzigsten Milliarde sehr nahe gerückt war (Einfuhr 10,4 Milliarden, Ausfuhr 8,8 Milliarden Mark), eine wirtschaftlich recht angreifbare Stellung ergibt. Aber es ist zunächst sehr wohl zu scheiden zwischen den Haupt-Kategorien der Ein- und Ausfuhrwaren.

Digitized by Google

Vorweg liegt auf der Hand, daß die Ausfuhr ohne weiteres schon infolge der massenhaften Entziehung der Arbeitskräfte durch die Mobilmachung auf ein sehr viel geringeres Maß als in Friedenszeiten vermindert werden müßte, selbst wenn nennenswerte Verkehrs-Schwierigkeiten nicht eintreten würden. Sehr unerwünscht aber wäre es doch, die Ausfuhr gänzlich eingestellt zu sehen, da wir in diesem Falle mit der gesamten verbleibenden Einfuhr Barschuldner des Auslandes werden, unsere finanziellen Kräfte also bedenklich schwächen würden.

In der Einfuhr sind folgende Hauptgruppen voneinander zu trennen: Obenan stehen die Rohstoffe und Halbfabrikate für Industrie-Zwecke mit einem Gesamtwert von 5,4 Milliarden Mark. Die im Kriege unvermeidliche Einschränkung der Industrie-Betriebe ermöglicht es uns, ohne weiteres auf große Teile dieser Rohstoffeinfuhr Verzicht leisten zu können. Doch ist wiederum wohl im Auge zu halten, daß sich unter diesen Rohstoffen auch solche befinden, deren Verarbeitung im Kriege keineswegs entbehrt werden kann. Hier sind beispielsweise die Heeresbedürfnisse an Erzeugnissen der Bekleidungs-Industrie zu berücksichtigen, die es geboten erscheinen lassen, auf den Fortbezug von Wolle und Baumwolle, sei es auch auf großen Umwegen und unter bedeutenden Transport-Verteuerungen, bedacht zu sein.

Allerdings stellt nun nicht etwa unser ganzer normaler Bedarf an Baumwolle und Wolle (jährlich fast eine Milliarde Mark) eine gewaltige wirtschaftliche Gefahrenquelle dar; denn in großem Umfange beziehen wir diese Rohstoffe über den eigenen Bedarf hinaus, um durch Ausfuhr von fertigen Fabrikaten dem Auslande die für unsren eigenen Bedarf notwendigen Rohstoffe zu beschaffen. (Ausfuhr von Baumwoll- und Wollwaren 1911 über 650 Millionen Mark.) Während des Krieges wird nicht nur diese Erzeugung von Textilwaren für das Ausland stocken, sondern auch infolge der erschwerten Wirtschaftslage die Nachfrage der heimischen Zivilbevölkerung sehr stark eingeschränkt werden. Als günstiges Moment kommt noch die vorwiegende Beschäftigung weiblicher Arbeitskräfte in der Textilindustrie hinzu, so daß die ihrer Produktion gegenüber auch während des Krieges verbleibenden Ansprüche ohne nennenswerte Schwierigkeiten auf dem Arbeitsmarkt gedeckt werden können.

An industriellen Fertigfabrikaten beziehen wir aus dem Auslande nur für 1,7 Milliarden Mark. Dieser Produkte werden wir während der Kriegszeit ganz überwiegend ohne Schwierigkeit entraten können.

Nun aber die dritte Hauptgruppe von ganz anderem Charakter, nämlich für über 3 Milliarden Mark Nahrungs- und Genußmittel, dazu für etwa 230 Millionen Mark Vieh. Angesichts dieser Gruppe stehen wir vor der großen, viel erörterten Frage der Nahrungsmittel-Versorgung für Heer und Zivilbevölkerung im Kriegsfalle. Die Höhe der eben angegebenen Ziffern scheint uns hier eine ganz gewaltige Gefahrenquelle zu offenbaren, und natürlich wird sie uns beständig eine Mahnung sein müssen, die heimische Erzeugung an Nahrungsmitteln mit allen Kräften so weit wie nur

Digitized by Google

irgend möglich fortzuentwickeln, teils durch die schon oben erwähnten Mittel der Innen-Kolonisation und Moorkultur, teils durch immer weitere Steigerung der Intensität in Ackerbau und Viehzucht. Aber auch die Gefahren, die mit wesentlicher Verringerung der Nahrungsmittelzufuhr verbunden sind, sollen nicht überschätzt sein:

Einmal befindet sich unter den Nahrungs- und Genußmitteln eine Menge von Genußmitteln, deren Konsum im Ernstfalle einer ganz wesentlichen Verminderung unterzogen werden kann. Wir brauchen nur zu hören, daß allein der Kaffee-Import einen Jahreswert von 250 Millionen Mark überschreitet. Dann finden wir andere Positionen, wie beispielsweise Eier mit annähernd 180 Millionen Mark — ein Bedarf, der auch während des Krieges größtenteils aus dem benachbarten und verbündeten Österreich-Ungarn wird gedeckt werden können. Wir finden für Dutzende von Millionen Genußmittel des Luxuskonsums, wie Südfrüchte und dergleichen, auf die wir während der Kriegsstürme zu verzichten vermögen, ohne uns eine empfindliche Entbehrung aufzuerlegen.

Aber selbst wenn wir uns an die notwendigen Nahrungsmittel halten, so wird uns ein Blick in die Konsum-Statistik von heute und ehedem belehren, daß der Nahrungsmittel-Konsum auf den Kopf der Bevölkerung eine durchschnittliche Höhe erreicht hat, die unter dem Zeichen der Kriegsnöte zu einem gewissen (und gar nicht einmal geringen) Prozentsatz als Luxus-Konsum zu betrachten sein wird. Gehen wir um zwei Menschenalter zurück, so zeigt sich, um einige Beispiele herauszugreifen, daß der Verbrauch aus dem Auslande bezogener Nahrungs- und Genußmittel folgende Steigerungen erfahren hat: Der Jahresverbrauch ausländischer Gewürze auf den Kopf der Bevölkerung hat sich verdreifacht, der gesalzener Heringe annähernd verdreifacht, desgleichen der Kaffee-Konsum, der Kakao-Konsum ist auf die 75 fache Höhe gestiegen, der Reis-Konsum auf die 15 fache, der Tee-Konsum desgleichen, der von Südfrüchten reichlich auf die 60 fache Höhe. Weniger ist der durchschnittliche Getreideverbrauch gestiegen; für den Fleischverbrauch fehlt es an einer einheitlichen statistischen Grundlage für das ganze Reich, doch ist aus dem Beispiel der Aufstellungen einzelner Länder, insbesondere Sachsens, bekannt, daß der durchschnittliche Fleischverbrauch heute sehr wesentlich höher ist als noch vor einem Menschenalter, so daß in Kriegszeiten eine nichts weniger als unerhebliche vorübergehende Abnahme dieses Verbrauchs durchaus im Bereich der Möglichkeit liegt, ohne daß wir etwa von einer Hungersnot zu sprechen haben würden.

Außer Betracht haben wir bisher gelassen, daß große Mengen von Erzeugnissen des Landbaues nicht als Nahrungs- oder Futtermittel Verwendung finden, sondern zur industriellen Bereitung solcher Nahrungs- und Genußmittel, deren Verbrauch gleichfalls einschränkungsfähig ist. Wenn wir auf den Kopf der Bevölkerung jährlich 5 bis 6 Liter Branntwein, 100 Liter Bier und 19 kg Zucker verbrauchen, so können wir uns im Hinblick auf den Kriegsfall gegenwärtig halten, daß die für diese Produkte verwandten Rohstoffe, als da sind: Kartoffeln, Gerste, Rüben, bei notwendigen Kosum-

Digitized by Google

Einschränkungen der Branntwein-, Bier- und Zucker-Produktion zum Teil entzogen werden können, um sie entweder, wie die Kartoffel, direkt als menschliches Nahrungsmittel, oder aber als Futtermittel verwenden zu können. Dies trifft zumal für die Zuckerrüben um so mehr zu, als ja ohnehin der Krieg die Zuckerausfuhr im Wert von über 200 Millionen Mark zum Stocken bringen muß.

Entzieht uns der Krieg in größerem Umfange die Weizeneinfuhr, so können wir nach der Sitte früherer Zeiten vom Weißbrot wieder mehr auf das Schwarzbrot zurückkommen (wir führen gegenwärtig für 35 Millionen Mark mehr Roggen aus als ein, haben also einen entsprechenden Roggenüberschuß im Kriege zur Verfügung), vom Brot überhaupt zur Kartoffel unter angemessener Herabsetzung der Branntwein-Produktion und unter Ersetzung der Kartoffel als Viehfutter durch die mit Einschränkung der Bier- und der Zucker-Produktion frei werdenden Mengen von Gerste und Rüben. Es sei hier verwiesen auf eine in dieser Hinsicht sehr lehrreiche Fingerzeige enthaltende Abhandlung von Dr. W. Behrend, „Die Kartoffel im Kriege" in den Preußischen Jahrbüchern von 1908.

Diese Ausblicke auf zweckmäßige und notwendige Wandlungen in der Art der Nahrungsmittel-Versorgung während der Kriegsdauer führen uns wieder zu unserm Ausgangspunkt zurück, zu den Aufgaben eines volkswirtschaftlichen Kriegsbeirates. Er hätte den hier angedeuteten Wandlungsmöglichkeiten auf den Grund zu gehen und schon in Friedenszeiten Aufklärung über diese Fragen vorzubereiten, dergestalt, daß im Mobilmachungsfalle unverzüglich, etwa durch die massenhafte Verteilung rechtzeitig vorbereiteter und der landwirtschaftlichen Lage zu jeder Jahreszeit angepaßter Merkblätter an die landwirtschaftlichen Produzenten, sofort mit allem Nachdruck hingewiesen werden kann auf die im privatwirtschaftlichen ebenso gut wie im volkswirtschaftlichen und nationalen Interesse notwendigerweise vorzunehmenden Änderungen in der Produktion und in der Verwertung landwirtschaftlicher Erzeugnisse.

Derartige rechtzeitige Belehrungen über zweckmäßige Änderungen zunächst in der Verwertung der vorhandenen Bestände an Bodenerzeugnissen aller Art, für längere Kriegsdauer und zu geeigneter Jahreszeit auch über zweckmäßige Veränderungen in der weiteren Getreideaussaat bzw. dem weiteren Früchteanbau können sehr wohl dahin führen, daß wir wesentlich leichter, als landläufige Auffassung es annimmt, über einen Teil der Schwierigkeiten in der Nahrungsmittel-Versorgung während des Krieges hinwegkommen. Eine der obersten Voraussetzungen freilich ist, und damit kommen wir zu einem weiteren Hauptgebiet unseres Gesamtproblems, die Vorsorge für eine zweckentsprechende Verteilung der Arbeitskräfte im Kriegsfall.

Mobilisierung des Arbeitsmarktes.

Die Vorsorge für die zweckmäßige Verteilung der Arbeitskräfte im Kriegsfalle ist nicht nur von entscheidender Bedeutung für die Nahrungsmittel-Versorgung von Heer und Zivilbevölkerung während des Feldzuges, sondern für den ganzen Fortgang der Volkswirtschaft überhaupt. Aber auch die bestmögliche Fortsetzung der wirtschaft-


Digitized by Google

lichen Produktion ist ja selbstverständlich keineswegs etwa nur Selbstzweck, sondern vielmehr Mittel zu dem Zweck, den bestmöglichen Unterhalt der Produzenten und des Volksganzen nach Kräften zu gewährleisten. Mit der Bereitstellung der unentbehrlichen Nahrungsmittel und Hineinführung der notwendigen Ersatzkräfte in die landwirtschaftlichen Betriebe ist es nicht getan; auch jene ganzen großen Volksteile, die keine Unterkunft in der Landwirtschaft finden, müssen in der Lage bleiben, sich versorgen zu können, und zwar so weit, wie es sich irgend herbeiführen läßt, aus eigener Kraft, durch produktive Verwendung ihrer Arbeitsfähigkeit, ohne dem ohnehin durch den Krieg so stark beanspruchten Reichs- und Staatssäckel zur Last zu fallen.

Steht auch an erster Stelle die Aufgabe, nach der Mobilmachung der Landwirtschaft das notwendige, übrigens je nach der Jahreszeit ja sehr stark schwankende Maß von Arbeitskräften zuzuführen, so wird doch auch innerhalb der Industrie in großem Umfange ein Wechsel in der Verteilung der verbleibenden Arbeitskräfte geboten sein. Hier setzt eine gewaltige Arbeit ein für die gemeinnützigen **Arbeitsnachweise**, deren planmäßiger Ausbau schon für die dauernden Zwecke der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung in Friedenszeiten höchst erstrebenswert ist, nach der Mobilmachung aber eine noch größere Tragweite erlangen kann. Wir würden uns auf diesem so ungemein wichtigen Gebiet einem Idealzustand nähern, wenn der Mobilmachung des Heeres eine Art Mobilmachung der allüberall verzweigten Arbeitsnachweise dergestalt nebenher ginge, daß nach wohl vorbereiteten Plänen sowohl der Landwirtschaft wie den während des Feldzuges ihrer Bedeutung für den Kriegsbedarf gemäß wichtigsten Industriezweigen die unentbehrlichen Hände alsbald zugeführt werden könnten.

Vergessen wir eben nicht, daß es industrielle Betriebe gibt, deren nicht nur unvermindertes, sondern sogar noch gesteigertes Fortarbeiten nach der Mobilmachung an Bedeutung für den Verlauf des Krieges nicht zurücksteht hinter der Fürsorge für die Deckung des Nahrungsmittel-Bedarfs! So wenig wie der Soldat das Brot, kann das Geschütz die Munition entbehren. Die gesamte Kriegsmaterial liefernde Industrie muß selbstverständlich in vollstem Betriebe erhalten bleiben. Ihr Umfang aber hat sich ja nicht nur mit dem Wachstum des Heereskörpers entsprechend vermehrt, sondern ist in noch weit stärkerem Maße gesteigert worden durch die mannigfachen Anforderungen der modernen Kriegstechnik. Es kommen nicht nur die Waffen- und Munitionsfabriken in Betracht, sondern beispielsweise auch die Automobil- und Flugzeugfabriken. Je komplizierter der technische Apparat ist, um so mehr sind die Fabriken darauf angewiesen, mit einem gut eingeschulten Personal zu arbeiten, in das die Mobilmachung keine empfindlichen Lücken reißen darf. Es wird einer engen Fühlung zwischen Volkswirtschaft und Heeresleitung bedürfen, um diesem wichtigen Gesichtspunkte auch bei der Mobilmachung gebührend Rechnung zu tragen.

Wie schon angedeutet, haben wir unser Augenmerk aber nicht nur auf die Versorgung der einzelnen wichtigsten Produktionszweige mit den unentbehrlichsten Arbeits-

Digitized by Google

kräften zu richten, sondern auf die Unterbringung der Arbeitskräfte um ihrer selbst willen. Wenn in schlechter Jahreszeit der Menschenbedarf der Landwirtschaft nur gering ist, wenn die Einschnürung unserer Grenzen so umfassend wird, daß das Darniederliegen des Verkehrs zwischen Volkswirtschaft und Weltmarkt immer weitere Industriezweige zur Betriebseinstellung zwingt, dann droht trotz der Beanspruchung einer so großen Kopfzahl durch den Kriegsdienst doch in beträchtlichem Umfange Arbeitslosigkeit und daraus schließlich resultierende Hungersnot, die nicht nur zu einer volkswirtschaftlichen und sozialen Kalamität werden muß, sondern letzten Endes auch ernste soziale Unruhen im Rücken des kämpfenden Heeres heraufzubeschwören droht. Staatliche Unterstützung der Arbeitslosen wird kaum in solchem Umfange möglich sein, daß derartigen Folgen mit Sicherheit vorgebeugt werden kann. Auch hier kommt es vielmehr darauf an, den zum Feiern gezwungenen Händen leidlich lohnende Beschäftigung zu geben, indem man sie planmäßig und rechtzeitig solchen Wirtschaftszweigen zuführt, die sich noch zu behaupten vermögen.

Die Vorbereitung und gegebenenfalls die Durchführung einer Mobilisierung der Arbeitsnachweise in diesem Sinne wird einen weiteren Aufgabenkreis eines volkswirtschaftlichen Kriegsbeirates bilden, der an Bedeutung hinter den früher erörterten offensichtlich nicht zurücksteht. Zum Zweck der Lösung dieser Aufgaben bedarf es eines sorgfältigen Studiums der Frage, welche Art von wirtschaftlichen Betrieben im Kriegsfalle am dringendsten der Arbeitskräfte bedarf; welcherlei Betriebe auf der andern Seite durch den natürlichen Rückgang der wirtschaftlichen Konjunktur ohne weiteres zur Einschränkung oder zum Stilliegen verurteilt werden; welche Wirtschaftszweige fernerhin in besonderer Abhängigkeit von der Offenhaltung des Außenhandels stehen und demgemäß in gleichem Schritt mit der Einengung des Außenhandels Arbeitskräfte abzustoßen gezwungen sind.

Besondere Aufmerksamkeit ist in diesem Rahmen auch den wirtschaftlichen Betrieben in den zunächst vom Kriege bedrohten Grenzbezirken zu schenken, in denen die Ansammlung der gewaltigen, mobilisierten Heeresmassen Betriebsstörungen zeitigen wird, die in der Folge um so umfangreicher und nachhaltiger sich geltend machen werden, je weniger ein offensives Vordringen der Armee sie zur langsamen Rückkehr in alte Bahnen befähigt.

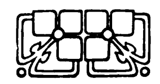
Schluß.

Hiermit gelangen wir zu einer kurzen, allgemeinen Schluß-Betrachtung: Die volkswirtschaftlichen Störungen durch einen Feldzug werden sich um so weniger drückend fühlbar machen, je erfolgreicher der offensive Geist im Heere lebendig ist. Auch die Nahrungsmittelversorgung erleichtert sich, wenn eine offensiv vordringende Armee sich wenigstens für einen Teil ihres Bedarfs in Feindesland selbst verproviantieren kann. Je höher entwickelt das volkswirtschaftliche Leben in einem Grenzgebiet ist, um so wichtiger wird seine möglichst baldige Befreiung aus dem Kriegsgetümmel durch offensives Vordringen des Heereskörpers über die Grenze.

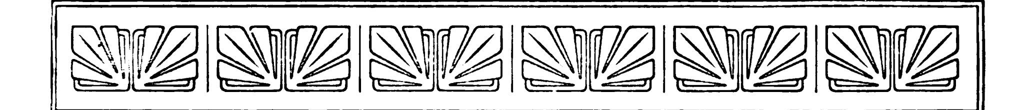

Digitized by Google

So wenig die deutsche Volkswirtschaft von der diplomatischen Leitung der Reichsgeschäfte etwa eine aggressive Politik erwartet, so lebhaft muß sie, wenn alle Bemühungen um die Erhaltung eines ehrenvollen und unsern Interessen gerecht werdenden Friedens gescheitert sind, von der Heeresleitung eine offensive Politik erwarten. Wechselseitig ist es natürlich an der Volkswirtschaft, diejenigen Opfer zu erbringen, die notwendigerweise erbracht werden müssen, um unser Heer durch ausreichend starke Organisation und Versorgung mit allen technischen Hilfsmitteln in den Stand zu setzen, diese Erwartung erfüllen zu können.

Arthur Dix.



Digitized by Google



Von den französischen Armeemanövern 1912.

I. Allgemeines.

Bemerkungen des Generals Joffre über die größeren Truppenübungen 1911.

Der Chef des französischen Generalstabes, General Joffre, hat kurz vor Beginn der größeren Truppenübungen 1912 einige Gesichtspunkte für Anlage und Durchführung der Manöver bekannt gegeben, die auch taktische Fingerzeige enthalten und als amtliche Äußerung des gegenwärtigen Generalissimus des französischen Heeres besondere Beachtung verdienen.

General Joffre wendet sich zunächst gegen die Anlage der Brigade- und Divisionsmanöver, die häufig nicht einfach genug sei, die Parteiführer daher zu gekünstelten Bewegungen verleite und sie von ihrer eigentlichen Aufgabe, der Truppenführung im Gefecht, ablenke. Es wird betont, daß im Kriege der Kampf einer beiderseits angelehnten Truppe die Regel, das Gefecht des Detachements die Ausnahme bilde. Daher wird empfohlen, die Aufgaben in diesem Sinne zu stellen, d. h. dem Führer einen bestimmten Gefechtsauftrag zu geben und ihm nur für die Art der Ausführung möglichst freie Hand zu lassen.

Hinsichtlich der Befehlsgebung wird bemängelt, daß einzelne Generale ihre Befehle selbst abfaßten. Dies entspreche nicht dem Grundsatz der Arbeitsteilung und raube dem Führer die dringend erforderliche Ruhe. Es störe die wünschenswerte Übereinstimmung zwischen dem Führer und seinem Stabe und nehme den Generalstabsoffizieren die Gelegenheit, sich für ihre Tätigkeit im Felde vorzubereiten.

In taktischer Hinsicht bemerkt General Joffre:

Die Ausführung offensiver Aufträge wird fast immer durch Umfassung eines oder beider Flügel versucht. Es wird dabei meist übersehen, daß dieses Verfahren nur dann Erfolg haben kann, wenn gleichzeitig die Front mit genügend starken Kräften angefaßt wird, um einen Durchbruch zu vermeiden. Einem tatkräftigen, angriffslustigen Gegner gegenüber liegt hierin eine große Gefahr, der nur durch reichliche Tiefengliederung auch des Frontalangriffs begegnet werden kann.

Es besteht vielfach die Neigung, aus den unterstellten Truppen gemischte Kampfgruppen aller Waffen zu bilden und auf diese die Durchführung des Gefechtsauftrages unter Abwälzung der eigenen Verantwortung zu verteilen. Dieses Verfahren

Digitized by Google

ist unzulässig und nimmt dem Führer die Möglichkeit, selbst entscheidend in den Kampf einzugreifen.

Die Verbindung der unteren mit der oberen Truppenführung (de bas en haut) läßt noch immer sehr zu wünschen übrig. Jeder Truppenteil hat fortlaufend den nächsthöheren Verband über den Stand des Gefechtes, Verluste, körperlichen und moralischen Zustand zu unterrichten.

Die Verbindung der oberen Führung zu den Unterführern (de haut en bas) ist zu Beginn des Gefechtes leicht herzustellen, im Verlauf des Kampfes aber oft schwer aufrecht zu erhalten. Der Führer hat daher beim Eintritt in das Gefecht seine Unterführer genau über die Lage, seine Absichten und ihre Aufträge zu unterrichten. Es ist Sache der Friedensausbildung, durch Arbeit auf der Karte und im Gelände die Unterführer zu einheitlicher Auffassung zu erziehen, so daß sie den ihnen erteilten Auftrag im Sinne des Führers selbständig auszuführen vermögen.

Die Infanterie greift nicht mehr scharf an, sie „manövriert" zu viel. Wir müssen zu einer schärferen Betonung der Offensive zurückkehren. Die Infanterie muß unter allen Umständen geradeaus auf ihr Ziel losgehen und es mit aller Wucht angreifen, deren sie fähig ist. Das mißbräuchliche Vorgehen „par infiltration" (Vorspringen einzelner Leute) im feindlichen Feuer ist im Abnehmen, dagegen sieht man jetzt häufig lange, dünne Schützenlinien, die fast ausgerichtet in starrer Form sich vorbewegen. Man kann aber nur sprungweise und nur in kleinen Abteilungen vorwärts kommen.

Die Kavallerie wird häufig durch unnötige „raids" überanstrengt. Diese Verwendung der Kavallerie liegt außerhalb des Rahmens ihrer eigentlichen Aufgabe und hindert sie am Zusammenwirken mit den andern Waffen. Es ist ferner fehlerhaft, zu häufig aus der für den Sicherungsdienst bestimmten Kavallerie (das ist die Korps- und Divisionskavallerie) besondere provisorische Kavalleriekörper für die Aufklärung zu bilden und so die ganze Gefechtsfront von Kavallerie zu entblößen. Solange der Feind nicht geschlagen ist, muß die Kavallerie in engster Verbindung mit den andern Waffen kämpfen. Erst auf der Verfolgung darf sie selbständig und unabhängig handeln.

Die Artillerie wird vielfach von vornherein auf die unteren Verbände verteilt. Der Führer beraubt sich dadurch eines wirksamen Mittels, entscheidenden Einfluß auf das Gefecht auszuüben. Die einheitliche Verwendung großer Artillerieverbände scheint vielfach nicht genügend bekannt zu sein. Auch hier müssen Übungen auf der Karte und im Gelände dazu beitragen, die Offiziere in der Führung und Verwendung größerer Artilleriemassen zu schulen.

General Joffre tritt mit diesen Ausführungen vor allem dem Hang zu Künsteleien in der Gefechtsführung und im Verfahren der einzelnen Waffen entgegen. Nur hinsichtlich der Kavallerie bleibt er auf dem Boden der bisherigen Anschauungen.

Digitized by Google

Seine Beurteilung der Infanterietaktik verleiht dem in den letzten Jahren im französischen Generalstabe laut gewordenen Rufe nach Hebung des Offensivgeistes zum ersten Male amtlichen Ausdruck. Der Hinweis auf die einheitliche Verwendung der Artillerie läßt erkennen, daß Joffre der Gefahr einer Zersplitterung der Artilleriewirkung vorbeugen will, die infolge einseitiger Anwendung der Lehren Percins in der französischen Artillerie tatsächlich besteht.

Inwieweit Joffres Ansichten sich dauernd Geltung verschaffen und ob sie Eingang in die seit langem angekündigten, aber noch nicht erschienenen neuen Vorschriften (Exerzier-Reglement für die Infanterie, Felddienst-Ordnung) finden werden, bleibt abzuwarten. Daß in den Armeemanövern 1912 ein merklicher Umschwung noch nicht in die Erscheinung trat, ist bei der Kürze der Amtstätigkeit Joffres nicht zu verwundern. Immerhin waren Anzeichen für ein frischeres Vorwärtsgehen der Infanterie, für einen Masseneinsatz der Feldartillerie im Gegensatz zu früheren Manövern wiederholt zu beobachten.

Manöveranordnungen des Generals Dubail, Kommandierenden Generals IX. Armeekorps.

Neben den Bemerkungen des französischen Generalstabschefs haben die vom Kommandierenden General des IX. Armeekorps Dubail ausgegebenen Manöveranordnungen in Frankreich besondere Beachtung gefunden. General Dubail bekleidete schon früher eine hervorragende Stellung im französischen Generalstabe und ist am 29. April zum Mitgliede des Obersten Kriegsrates ernannt worden. Er gilt als besonders befähigter Erzieher und Führer. Die Leistungen seines Armeekorps im Armeemanöver 1912 wurden allgemein als besonders glänzend hervorgehoben.

General Dubail verlangt von der Infanterie besonders strenge Marschzucht — Offiziere und Unteroffiziere stets auf ihren Plätzen, Glieder ausgerichtet und auf den richtigen Abständen — und befiehlt, daß auf 4 bis 5 km von einem mit Artillerie ausgestatteten Feinde die Marschformation grundsätzlich verlassen und die Entfaltung vorgenommen werde. Auf 1000 m vom Gegner kennt er, je nach dem Gelände, nur mehr die Linie oder die Breitkolonne (ligne de colonnes) in Zügen oder Halbzügen (Kompagnien nebeneinander in Zug-, Halbzug- oder Kompagniekolonne).

Auch Dubail hebt die Notwendigkeit der Offensive scharf hervor („man darf an nichts andres denken, als dem Gegner sobald als möglich an die Kehle zu springen") und betont die tiefe Gliederung im Angriff. Schützenlinien sollen erst im offenen Gelände und mit weiten Zwischenräumen gebildet, das Feuer so spät als möglich eröffnet werden. Dem zurückweichenden Feinde soll nie nachgelaufen, sondern nachgefeuert werden. Das Kampfziel sei die Vernichtung des Gegners, es werde um so leichter sein, später Gelände zu gewinnen, je mehr der Feind vorher durch Verluste geschwächt sei.

Sturmanläufe (assauts), Gegenangriffe aus der Verteidigungsstellung vor und nach dem Einbruch des Feindes (contre-attaques und retours offensifs), die nicht durch Feuer vorbereitet und unterstützt werden (durch in Stellung gebliebene Infanterie-

Digitized by Google

abteilungen, Maschinengewehre, am besten Artillerie), haben wenig Aussicht auf Erfolg. Dieser Entscheidungsschlag muß so gründlich als möglich vorbereitet werden.

Bei den Mannschaften soll das Interesse am Manöver dauernd rege erhalten werden, indem bei den nicht eingesetzten Truppenteilen die Ruhepausen zur Belehrung über die Vorgänge ausgenützt werden.

Die Artillerieverwendung wünscht General Dubail nach Percinschem Muster Grundsätzlich soll für jede zur Unterstützung des Infanterieangriffs bestimmte Batterie gleichzeitig eine Gegenbatterie in Lauerstellung bereitgehalten werden, um über die feindliche Artillerie, die sich gegen den Infanterieangriff oder die ihn unterstützende Batterie wendet, herzufallen. Batteriechef und Bataillonskommandeur sollen in dauernder Verbindung bleiben. Der von Joffre anempfohlene einheitliche Einsatz der Artillerie ist offenbar nicht nach Dubails Geschmack; er gedenkt seiner mit keinem Worte.

Die Kavallerie soll bei der Aufklärung den Kampf nicht als Selbstzweck, sondern nur als Mittel zur Erfüllung ihrer Aufgabe betrachten. Doch darf sie bei Gleichheit der Kräfte nicht zögern anzugreifen. Ihr Hauptkampfmittel ist die Attacke. Das Feuer soll nur nebenbei angewendet werden; es ist lediglich wenn sich Gelegenheit zu Überraschungen bietet und nur auf weiten Entfernungen am Platze. Wenn man sich nicht hinter einem unüberschreitbaren Hindernis befindet, ist das Feuer spätestens dann einzustellen, wenn die feindliche Infanterie auf 800 m herangekommen ist.

Im Gefecht soll die Kavallerie in unmittelbarer Verbindung mit der Infanterie kämpfen, jede Gelegenheit zum Eingreifen ausnützen und besonders an Gegenangriffen, Sturmanläufen und an der Verfolgung teilnehmen.

Von der Divisionskavallerie, die in Frankreich nur aus einzelnen, vom Generalkommando aus der Korpskavallerie je nach Bedarf zugewiesenen Eskadrons besteht, kann nur der unmittelbare Sicherungsdienst, keine weitreichende Aufklärung gefordert werden. Eine Eskadron reicht höchstens für die Kavalleriespitze, einige Seitenpatrouillen, Verbindungsreiter und höchstens ein bis zwei Erkundungspatrouillen aus. Sind zwei Eskadrons vorhanden, so sollen diese in zwei ungleiche Teile geteilt und der stärkere zur Aufklärung und Verschleierung (sûreté de première ligne), der schwächere für den unmittelbaren Sicherungsdienst (protection immédiate) verwendet werden.

II. Die Kriegslage.

Über die Manöver selbst berichtet — wie in den letzten Jahren — der Chefredakteur der „France militaire“, M. Lavauzelle, in einer auf amtlichen Quellen beruhenden Schrift*), die zwar nichts wesentlich Neues über den Manöververlauf, aber eine Reihe interessanter Einzelheiten (Operationsbefehle, Anordnungen für die Flieger-

*) Les Manœuvres de l'Ouest, erschienen bei Charles Lavauzelle, Paris 1913.


Digitized by Google

erkundung, Berichte über technische Versuche) enthält, von denen einige im folgenden besprochen werden sollen. Auf die Ereignisse selbst, die im allgemeinen als bekannt vorausgesetzt werden dürfen*), soll dabei nicht eingegangen werden. Dagegen ist die Kenntnis der Kriegslage sowohl für die Beurteilung der Manöveranlage wie für das Verständnis der ersten Operationsbefehle von Wert. Für die ganze Dauer der Armeemanöver (11. bis 17. September) war eine fortlaufende Kriegslage ausgegeben; sie lautete:

Skizze 38.

Allgemeine Kriegslage.

Allgemeine Kriegslage.

In den ersten Tagen des September hat sich eine blaue Westarmee westlich der Linie Chantonnay—Fontenay le Comte—Niort—St. Jean d'Angély**) versammelt. Andere Teile haben sich in der Vendee, nördlich von Cholet, und in Anjou, um Laval, gebildet.

Um gegen diese Kräfte zu operieren, hat sich eine rote Ostarmee an der oberen Creuse, oberhalb Argenton, versammelt. Andere rote Kräfte bilden sich am unteren Cher, östlich von Tours.

Blaue Partei („manchon", d. i. weißer Käppiüberzug).

Blau.

Besondere Kriegslage.

Der Führer der blauen Partei, deren Hauptkräfte südlich der Straße La Chataignerie—Parthenay—Poitiers stehen, verfügt außerdem:

a) über das XI. Armeekorps, das von Cholet anmarschiert und dessen Anfang sich am 10. September abends in Bressuire befindet (Korps-Hauptquartier Bressuire);

b) über das X. Armeekorps, das von La Flèche kommt und am 11. September vormittags die Loire bei Saumur überschreiten kann (Korps-Hauptquartier Saumur);

c) über die 1. Kavallerie-Division (Divisions-Stabsquartier Doué la Fontaine, 16 km südwestlich Saumur);

d) über schwere Artillerie in Chatillon sur Sèvre (18 km südöstlich Cholet).

Diese verschiedenen Teile (a, b, c, d) bilden vom 10. September ab eine Armee (Armee G) unter dem Befehl des Generals Galliéni (Armee-Hauptquartier Cholet).

Am 10. September erteilt der oberste Heerführer von Blau dem General Galliéni folgende Weisung:

„Großes Hauptquartier Niort, 10. September 6° abends.

Die rote Partei, an der oberen Creuse versammelt, scheint seit etwa zwei Tagen eine allgemeine Vorwärtsbewegung gegen Westen angetreten zu haben; das Gros ihrer Kräfte kann den Clain oberhalb Poitiers am 12. oder 13. September überschreiten.

———

*) Vgl. 2. Heft dieses Jahrganges, „Das Luftfahrwesen in den französischen Armeemanövern 1912".

**) Französische Bezeichnung solcher Linien, auch in Befehlen, in der Regel von links nach rechts.

Digitized by Google

Am rechten Flügel der roten Partei kann ein vorgeschobenes Korps noch heute Abend die Vienne bei Chauvigny erreichen.

Ein anderes Korps hat in der Nacht vom 8./9. September Loches durchschritten und hat am 9. vormittags den Marsch in südwestlicher Richtung fortgesetzt; es kann heute an der Vienne etwa bei Dangé eintreffen.

Das Gros der blauen Kräfte setzt seinen Vormarsch in der allgemeinen Richtung auf Montmorillon fort und wird am 12. abends die Linie Parthenay—St. Maixent—Lezay (25 km südöstlich St. Maixent) erreichen; ein allgemeines Gefecht ist vom 13. September an auf dem linken Ufer des Clain zu erwarten.

Ich beabsichtige, mit dem Gros der blauen Kräfte die Hauptmasse des Feindes südlich der Straße Parthenay — Poitiers — Le Blanc (diese einschließlich) anzugreifen.

Der Armee G fällt die Aufgabe zu, nördlich dieser Straße gegen den rechten feindlichen Flügel zu operieren, wobei sie ihre Operation mit der offensiven Bewegung des Gros in Einklang zu bringen hat."

Manöverbestimmung: Die Verbindung der Armee G mit den blauen Hauptkräften wird durch diese sichergestellt (Annahme).

Rot.

Rote Partei (ohne „manchon").

Besondere Kriegslage.

Das Gros der roten Partei hat den Vormarsch nach Westen in der allgemeinen Richtung auf Niort angetreten und soll am 12. September den Clain-Abschnitt bei und oberhalb Poitiers überschreiten. Sein rechtes Flügelkorps (IX.) marschiert als vorgeschobene Staffel auf der Straße Argenton sur Creuse—Le Blanc—Poitiers und erreicht am 10. September abends Chauvigny (Korps-Hauptquartier Chauvigny).

Am gleichen Tage (10. September) werden der roten Partei zur Verfügung gestellt:

a) Ein neugebildetes Armeekorps („corps d'armée provisoire"), bestehend aus der 9. Infanterie-Division und einer zusammengesetzten Division (Kolonialinfanterie, Jäger zu Fuß), beide Divisionen hintereinander im Raume Ligueil (16 km südwestlich Loches)—La Haye-Descartes (hier Korps-Hauptquartier).

b) Die 7. Kavallerie-Division in Montbazon (Divisions-Stabsquartier, 10 km südlich Tours).

Diese Teile (a und b) und das IX. Armeekorps werden vom 10. September ab zu einer Armee (Armee M) unter dem Befehl des Generals Marion vereinigt (Armee-Hauptquartier Le Blanc).

Am 10. September erteilt der oberste Heerführer von Rot an General Marion folgende Weisung:

Digitized by Google

„Großes Hauptquartier Gueret*), 10. September 6° abends.

Die blaue Partei, im Vormarsch nach Osten, befindet sich noch südlich der Straße La Roche sur Yon (30 km westlich Chantonnay)—Parthenay. Doch scheinen beträchtliche Verstärkungen, die sich von der Vendee und Anjou aus an sie heranziehen, heute Bressuire (ein Armeekorps) und Saumur erreichen zu können.

Es ist anzunehmen, daß diese Verstärkungen die Vereinigung mit dem Gros der blauen Partei suchen werden, etwa auf der Linie Parthenay—Saumur oder weiter östlich. In jedem Falle können sie zu einer ernsten Gefahr für unsern rechten Flügel werden.

Ich setze die Hauptmasse der roten Partei gegen die feindlichen Kräfte an, die südlich der Straße Poitiers—Parthenay—La Roche sur Yon operieren und rechne damit, am 13. oder 14. in der Linie Parthenay—Melle oder weiter östlich auf sie zu stoßen.

Der Armee M fällt die Aufgabe zu, sobald als möglich die feindlichen Verstärkungen von Bressuire und womöglich auch die von Saumur kommenden unschädlich zu machen und gegebenenfalls mit allen verfügbaren Kräften in die Hauptentscheidung einzugreifen.

Sie operieren bis auf weiteren Befehl nördlich der Straße Chauvigny—Poitiers (ausschließlich), die für das Gros der roten Kräfte frei bleibt, und bringen Ihre Bewegungen in Einklang mit der Hauptoffensive."

Die Anlage ist einfach, kriegsmäßig und klar. Sie stellte die Parteiführer vor operative Entschlüsse und ließ ihnen volle Freiheit für deren Durchführung. Sie bot der Heereskavallerie und den Fliegern Gelegenheit zu umfassender Aufklärungstätigkeit.

Trotz dieser Vorzüge gegenüber früheren Manövern ist sie in Frankreich nicht mit ungeteiltem Beifall aufgenommen worden. Vor allem wurde dagegen eingewendet, daß bei der großen Entfernung beider Parteien voneinander einerseits, bei der kurzen Dauer des ersten Manöverabschnittes (bis 13. September mittags) anderseits die eigentliche Gefechtstätigkeit der Truppen, die doch den Hauptzweck der Manöver bilde, zu kurz kommen müsse.

Auch die zum erstenmal durchgeführte Geheimhaltung der Kriegslagen nahm man der Manöverleitung übel, weil das Publikum, das in Frankreich einen außerordentlich regen Anteil an den Manövern nimmt, dadurch außer Stand gesetzt wurde, rechtzeitig an besonders interessanten Punkten des Gefechtsfeldes einzutreffen.

Gegen die operative Anlage wendet sich in sehr scharfen Worten der bekannte Militärschriftsteller General Bonnal im „Gaulois": „Die allgemeine Kriegslage ist gar zu einfältig (simpliste). Sie entspricht nicht den Verhältnissen des modernen

*) 50 km südöstlich Argenton sur Creuse.

Digitized by Google

Krieges, denn die rote und blaue Armee sind doch nicht vom Himmel gefallen. Woher kommen sie? Was haben sie bis jetzt getan? Zu welcher Gruppe von Armeen gehören sie? Welches ist der moralische Zustand beider Armeen? Welche befindet sich im eigenen Lande? usw." Auch Bonnal wendet sich gegen die seiner Meinung nach übertriebene Geheimhaltung der Anlage; die Leitung habe nur die gewöhnlichen Nachrichtenmittel: Kavallerie, Lenkluftschiffe, Flugzeuge berücksichtigt, die Spionage, die Unvorsichtigkeit der Presse dagegen außer acht gelassen. Dadurch seien die Parteiführer in unkriegsmäßigem Maße über den Gegner im unklaren gehalten worden. Endlich handle es sich beim Manöver nicht, wie es hier der Fall gewesen sei, nur um einen „strategischen Zweikampf zweier Persönlichkeiten", sondern um die Ausbildung eines möglichst großen Teils der Armee.

Die Ansichten Bonnals scheinen in französischen Fachkreisen vielfach geteilt zu werden. Auch Lavauzelle macht sie, trotz der Anerkennung für die Geschicklichkeit der Manöverleitung, sich zu eigen, indem er eine Wiederholung so groß angelegter Manöver auf seltene Ausnahmefälle beschränkt wissen will. An maßgebender Stelle ist man aber doch offenbar andrer Auffassung; wenigstens sind auch für 1913 wieder Armeemanöver in annähernd gleich großem Umfange angeordnet.

Friedensanordnungen.

Aus den Friedensanordnungen der Manöverleitung sind folgende hervorzuheben:

Vom Beginn des Kriegszustandes (11. September 5° morgens) an haben die beiden Parteiführer volle Freiheit des Handelns. In beiden Manöverabschnitten dauert der Kriegszustand ununterbrochen fort; nur für nächtliche Unternehmungen bedarf es der ausdrücklichen Genehmigung der Leitung.

Die Manöverleitung spielt für beide Parteiführer die Rolle des Großen Hauptquartiers. Alle Meldungen, Anfragen, Berichte an dieses sind daher dem Ernstfall entsprechend an sie zu richten.

Alle Mitteilungen an die Tagespresse gehen ausschließlich von der Manöverleitung aus.

Die an den Armeemanövern beteiligten Truppen halten vorher keinerlei sonstige Manöver ab. Neben der Kostenersparnis war für diese Anordnung auch das Bestreben maßgebend, die Unterkunft der Truppen vor Beginn der Armeemanöver möglichst geheim zu halten.

Um die Truppenbewegungen im Gefecht so wenig als möglich einzuengen, wurde die Überschreitung der Bahnlinie Arçay—Neuville du Poitou außerhalb der Übergänge für den Nachmittag des 12. und den Vormittag des 13. September den Fußtruppen freigegeben. Diese Maßregel war gewiß zweckmäßig, sie enthielt aber anderseits einen Fingerzeig, wo die Leitung den Zusammenstoß beider Armeen erwartete und stand dadurch im Widerspruch mit der so betonten Geheimhaltung des Manöververlaufs.

Digitized by Google

III. Befehlsgebung.

Vormarschbefehl des blauen Armee-Oberkommandos für den 11. September.

Skizze 39.*)

Der Armeebefehl des blauen Armee-Oberkommandos für den 11. September lautete:

Cholet, 10. September 12°**)

1. Allgemeine und besondere Kriegslage s. Sonderbeilage.
2. Nachrichten über den Feind,
3. Aufgabe der Armee G,
4. Absichten des Armeeführers,

(zu 2.–4.:) siehe die beiliegende geheime persönliche Anweisung.

5. Vormarsch der Armee G:

Die Armee G wird morgen 11. 9. 5° den Vormarsch beginnen.

a) Luftaufklärung: Die Luftaufklärung ist bis zur Vienne in Linie Chauvigny—Chatellerault—Dangé—Pouzay vorzutreiben. Eine besondere Anweisung hierfür ist ergangen.

b) Kavallerie: Die 1. Kavallerie-Division klärt in Richtung Richelieu—Pouzay und Mirebeau—Neuville du Poitou auf. Sie deckt erforderlichenfalls den Marsch des X. Armeekorps und geht sodann in die Gegend von Martaizé—Moncontour vor.

Die Kavallerie-Division muß die Straße Saumur—Thouars von 7° an geräumt haben. Eine besondere Anweisung ist ihr zugegangen.

c) Das XI. Armeekorps erreicht, in 2 Kolonnen marschierend, mit den Anfängen seines Gros die Linie Airvault—St. Loup sur Thouet (mit Detachements in Availles — 3 km nördlich Airvault — und Gourgé). Ende in Linie Pierrefitte—Chiché. Unterkunft im Vormarschraum.

Korps-Hauptquartier Boussais.

Für Marsch und Unterkunft am 11. 9. ist die schwere Artillerie den Befehlen des Kommandierenden Generals XI. Armeekorps unterstellt.

d) Das X. Armeekorps marschiert, in seiner östlichen Flanke durch die Dive gedeckt, deren Übergänge es besetzt hält, in einer Kolonne auf Thouars.

Unterkunft: Anfang in Thouars, Ende in Montreuil-Bellay.

Korps-Hauptquartier Brion.

6. Die Verbindung zwischen der Armee G und dem Gros der blauen Kräfte wird durch dieses gesichert.

7. Armee-Hauptquartier von 10° an Argenton-Chateau.

8. Armee-Telegraphen-Stationen: Argenton-Chateau (A. H. Qu.): 7°. Boussais (K. H. Qu. XI.): 9°. Brion (K. H. Qu. X.): 7°.

*) Es empfiehlt sich zum leichteren Verständnis außerdem die Skizzen 25 und 26 des 2. Heftes dieses Jahrgangs mitzubenutzen, die über die beiderseitigen Bewegungen einen Überblick geben.

**) Für die Zeitangaben in den Befehlen ist zu beachten, daß die französische Stundenbezeichnung von 0' (1 Minute nach Mitternacht) — 24° geschieht.

Digitized by Google

Eine Funkenstation mit 1 Wagen wird um 9° vormittags in Boussais zur Verfügung des Kommandierenden Generals XI. Armeekorps eintreffen.

Meldesammelstellen: Brion 7°, Thouars 7°, Oiron (9 km östlich Thouars) 9°, St. Jouin—les Marnes 9° (dicht westlich Moncontour).

(gez.) Galliéni.

Gleichzeitig mit diesem Armeebefehl ging den beiden Korpsführern und dem Führer der 1. Kavallerie-Division eine „persönliche, geheime Anweisung" zu. Sie enthielt in den Ziffern I bis IV die wörtliche Wiederholung der Nachrichten über den Feind und die eigenen Nachbartruppen, sowie der Aufgabe der Armee Galliéni aus der Kriegslage. Eine weitere Ziffer (V) teilte die Absicht des Armeeführers mit; sie lautete:

„Um am 13. September vormittags mit versammelten Kräften gegen den feindlichen rechten Flügel eingreifen zu können, beabsichtige ich, am 12. abends unter dem Schutz der 1. Kavallerie-Division das X. und XI. Armeekorps im Raume Oiron—Moncontour—Assais—Pressigny—St. Loup sur Thouet—Airvault—Taizé zu versammeln.

Infolgedessen stehen am 12. abends bereit:

XI. Armeekorps westlich der allgemeinen Linie Maisoncelle—Assais—Villeneuve (3 km südlich Assais), Ortschaften einschließlich. Vorhuten: La Grimaudière und Craon. X. Armeekorps im Raume Moncontour—Frais—St. Généroux—Taizé—Oiron. Vorhuten: St. Clair—Marnes."

Die im Operationsbefehl erwähnten besonderen Anweisungen für die Luftaufklärung und die 1. Kavallerie-Division liegen im Wortlaut nicht vor. Erstere sollte sich fächerförmig über dem Raum des vermuteten feindlichen Anmarsches ausbreiten. Dabei sollten die den einzelnen Fliegerabteilungen zugewiesenen Aufklärungsstreifen ineinander übergreifen, damit kein Teil des Geländes unbeobachtet bliebe. Das Lenkluftschiff sollte von Nord nach Süd alle Kolonnen der Armee M überqueren und die Erkundungsergebnisse der Flugzeuge kontrollieren.

Die Gliederung des vorstehenden Armeebefehls entspricht im wesentlichen unserm Verfahren. Zweckmäßig erscheint die Trennung der Mitteilung über die Absicht des Armeeführers vom allgemeinen Operationsbefehl.

Das X. Armeekorps sollte am 11. September den Vormarsch in einer Kolonne durchführen. Es befand sich am 10. September abends nur mit der Vorhut und dem Generalkommando in Saumur, der Kavallerie in Le Coudray-Macouard, alles übrige lag noch auf dem nördlichen Loire-Ufer in Unterkunft. Der Kommandierende General hielt den durch die Dive gebotenen Schutz seiner linken Flanke noch nicht für ausreichend. Er schied, dem in Frankreich beliebten Verfahren entsprechend, eine starke Seitendeckung aus. Seine Anordnungen sind als Beispiel für den Vormarschbefehl eines Armeekorps von Interesse.

Digitized by Google

Korpsbefehl des X. Armeekorps für den Vormarsch am 11. September.

Operationsbefehl Nr. 1 für den 11. September (1. Teil).*)

(Ordre général d'opérations n° 1 pour la journée du 11 septembre. 1re partie.)

Korps-Hauptquartier Saumur, 10. September, 20⁰.

I. Nachrichten über den Feind und Aufgabe der Armee s. beiliegende Zusammenstellung.

II. Das X. Armeekorps marschiert morgen in die Gegend Montreuil-Bellay—Thouars, um sich mit dem XI. Armeekorps zu vereinigen. Die 1. Kavallerie-Division, die auf Moncontour vorgeht, befindet sich bis 14⁰ in der Gegend von Bas-Orbé—Pas de Jeu.

III. Eine Kolonne. Marschstraße: Die große Straße Saumur—Thouars. Vorhut unter dem Befehl des Kommandeurs der 39. Brigade: Ein Regiment der 39. Brigade, eine Abteilung der Divisionsartillerie der 20. Division.

Abstand:	2500 m.
Gros:	2. Regiment der 39. Brigade.
	Korps-Pionier-Kompagnie.
	2 Abteilungen Korps-Artillerie.
	19. Division ohne 2 Kompagnien.
Abstand:	500 m.
Große Bagage:	Generalkommando, Truppen außer Divisionsverband,
	20. Division, 19. Division.
Abstand:	1 km.
Nachhut:	1 Kompagnie (von der 19. Division).

IV. Marsch-Einfädelungspunkt (point initial): Straßengabel bei Bournant (südwestlich der Brücke von Saumur).

Diesen Punkt überschreiten:**)

Anfang des Gros der Vorhut: 5⁰.
" " " Kolonne: 6⁵.
" der Vorhut: 6²⁰.
" " 19. Division: 6³⁰.
" " Großen Bagagen: 7⁴⁰.

Erste kurze Rast (halte horaire): 5⁵⁰.

V. Seitendeckung. Eine Seitendeckung, zusammengesetzt aus der 40. Brigade, einer Abteilung der Divisionsartillerie der 20. Division, einer Pionier-Kompagnie der 20. Division, dem Korps-Kavallerie-Regiment (drei Eskadrons, die am 10. in Le Coudray-Macouard in Unterkunft lagen) unter dem Befehl des Kommandeurs der

*) Vgl. Bemerkung 1 auf Seite 461.

**) Über die hier folgenden, teilweise schwer verständlichen Zeitangaben s. die Bemerkung am Schluß dieses Befehls.

Digitized by Google

20. Division sichert die linke Flanke der Kolonne gegen etwaige Unternehmungen der feindlichen Kavallerie.

Sie bricht um 5⁰ von Chacé auf, verfolgt das Tal der Dive über St. Cyr-en-Bourg—Epieds—La Motte-Bourbon und marschiert dann auf Tourtenay. Sie läßt durch Infanterieabteilungen die Dive-Übergänge besetzen.

Die mit Besetzung des wichtigen Dive-Überganges von La Motte-Bourbon und Douvy betraute Abteilung darf diesen Platz erst verlassen, wenn sie durch das vorderste Bataillon der hinteren Brigade der 19. Division abgelöst ist.

VI. Die große Bagage des Korps-Kavallerie-Regiments fügt sich der Kolonne während des Marsches hinter der großen Bagage des Generalkommandos ein. Die leeren Fahrzeuggruppen parkieren unter dem Befehl des Führers der Feldgendarmerie (prévôt) des Generalkommandos am Bahnhof Saumur, gedeckt durch eine Kompagnie der 19. Division, die sie auch später auf dem Marsch in den Unterkunftsraum begleitet.

VII. Der Kommandierende General verläßt Saumur um 6^{30} und begibt sich über Bagneux und St. Just sur Dive nach La Motte-Bourbon. Befehlstelle: Straßenkreuz von Laveau (4 km südwestlich Montreuil-Bellay), von 9⁰ ab.

Das Generalkommando selbst bleibt bis auf weiteren Befehl, wo es ist.

VIII. Armee-Telegraphenstation: Brion von 7⁰ vormittags ab.

Die Korps-Telegraphenabteilung marschiert am Ende der Vorhut und bleibt in Brion. Sie verbindet diese Station mit St. Martin-de Macon (zur Verbindung mit der 20. Division).

IX. Größere Rast (grand' halte) von einer Stunde:

39. Brigade und Korpsartillerie südlich Montreuil-Bellay;

19. Division um Le Coudray-Macouard.

Der Kommandierende General des X. Armeekorps:

(gez.) Sordet.

In der „Zusammenstellung der Nachrichten" („bulletin des renseignements") ist das Wesentliche aus der Kriegslage und die Absicht des Armeeführers mitgeteilt.

Der 2. Teil des Operationsbefehls entspricht unsern „besonderen Anordnungen". Er regelt den Verpflegungsnachschub und die Bewegungen der großen Bagagen. Bei der blauen Partei wurde hierfür ein neues Verfahren durch Verwendung von Kraftwagen-Kompagnien erprobt, auf das im V. Abschnitt noch zurückzukommen sein wird.

Der vorstehende Korpsbefehl bietet ein Beispiel für den Vormarsch eines Armeekorps in einer Kolonne. Die im allgemeinen wie bei uns zusammengesetzte Vorhut ist auf großen Abstand ($2\frac{1}{2}$ km) vorgeschoben. Dagegen folgt die große Bagage auf

Digitized by Google

sehr kurze Entfernung (500 m). Eine schwache Nachhut, die der Hauptsache nach polizeilichen Zwecken dient, folgt der großen Bagage. Die in Ziffer VI erwähnten leeren Fahrzeuge sind die zum Verpflegsempfang bestimmten „sections de ravitaillement“, die am Bahnhof Saumur aus dem dort eintreffenden Verpflegungszug beladen werden sollen und dann unter Bedeckung durch eine Kompagnie dem Armeekorps folgen.

Für die Bildung der Marschkolonne ist das in der französischen Felddienst-Ordnung vorgeschriebene Verfahren angewendet, einen bestimmten Punkt — point initial — zu bezeichnen, den die einzelnen Verbände zu einer genau auszurechnenden Zeit zu überschreiten haben. Nun war hier, wo das ganze Gros des Armeekorps zunächst die Loire auf einer Brücke überschreiten mußte, der gegebene Einfädelungspunkt eben diese Brücke. Man wählte jedoch einen südlich des Flusses außerhalb der Stadt gelegenen Punkt vermutlich deshalb, um die Geschlossenheit der Marschkolonne nach Überschreitung der Enge sicherzustellen.

Kaum verständlich sind die für Überschreitung des point initial im Befehl gemachten Zeitangaben. Wenn nicht mehrere Druckfehler vorliegen, kann man sich diese Reihenfolge im Zusammenhange mit der vorausgehenden Gliederung des Armeekorps höchstens durch die geringen Marschtiefen der Friedensverbände und das Einschieben einer schwachen Vorhut der hinteren Division am Ende der vorderen erklären, was aber im allgemeinen nicht geschieht, hier auch keinen Zweck hätte.

Bekanntlich legen die Franzosen grundsätzlich nach je 50 Minuten regelmäßige kürzere Marschpausen (halte horaire) und je nach Länge des Marsches, Wetter usw. eine größere Rast (grand' halte) ein. Die erste der kurzen Marschpausen muß im Befehl festgesetzt sein (hier 5^{50}). Ihre Dauer beträgt 10 Minuten.

Befehle an die Fliegerabteilungen bei Blau.

Unter den Anordnungen des blauen Armee-Oberkommandos finden sich die für den 12. September erteilten Befehle an die Fliegerabteilungen für die Aufklärung. Da die Organisation des gesamten Flugdienstes bei Blau französischerseits allgemein als mustergültig bezeichnet wurde, erscheint die Wiedergabe dieser Befehle nicht uninteressant.

Zeit der Ausgabe: 11. September 8^{30}.

An Fliegerabteilung 1:

Allgemeine Lage: Der Feind scheint am 11. Abends folgende Stellungen erreicht zu haben: Skizze 39.

a) eine Kavallerie-Division Richelieu und die Gegend westlich davon;

b) ein Armeekorps von Dangé und Leigné sur Ussеau her mit den Anfängen die Eisenbahn Mont sur Guesnes—Berthegon—Savigny—Lencloître;

c) ein Armeekorps von Chauvigny und St. Georges her mit den Anfängen die Linie Neuville du Poitou—Chabournais.

Digitized by Google

Aufgabe: Die Hauptleute Henry und Blaise, mit Flugzeugen von der Fliegerabteilung 1 ausgestattet, brechen am 12. vormittags nacheinander mit folgendem Auftrage auf:

Es ist festzustellen:

1. Ob das (Kolonial-)Korps*), das heute Abend in der Gegend von Lencloître und nördlich gemeldet wurde, morgen zwischen dem Südrande des Waldes von Scévolle und der Straße Lencloître—Mirebeau—Airvault vorgeht.

2. Wie viele Kolonnen die Linie Mirebeau—Loudun zwischen dem Walde von Scévolle und der Straße Mirebeau—Airvault einschließlich überschreiten.

3. Um wieviel Uhr dies mit den Anfängen dieser Kolonnen geschieht (wahrscheinlich gegen 8⁰).

4. Um wieviel Uhr diese Kolonnen die Linie La Chaussée—St. Jean de Sauves—Mornay überschreiten (wahrscheinlich zwischen 9⁰ und 10⁰).

Landungsplatz: Riblaire (Meldesammelstelle).

An Fliegerabteilung 2:

Allgemeine Lage wie oben.

Aufgabe: Hauptmann Pichot-Duclos und der älteste Beobachter . . . . brechen, ausgestattet mit Material der Fliegerabteilung 2, mit folgendem Auftrage auf:

Hauptmann Pichot-Duclos: Erkundung der Vormarschrichtung und Zusammensetzung der roten Kolonnen, die die Linie Mazeuil—Massognes—Cherves überschreiten (vermutlich gegen 8⁰).

Hauptmann oder Leutnant X . . .: Erkundung und Zusammensetzung der roten Kolonnen, die die Linie St. Clair—St. Jean de Sauves—Mazeuil überschreiten (vermutlich gegen 8⁰).

Landungsplatz: Riblaire (Meldesammelstelle).

An Fliegerabteilung 3:

Allgemeine Lage wie oben.

Aufgabe: Die Leutnants Dorsemaine und Maginel mit Flugzeugen der Fliegerabteilung 3 brechen am 12. vormittags nacheinander mit folgendem Auftrage auf:

1. Festzustellen, ob das am 11. in der Gegend von Neuville du Poitou—Chabournais befindliche Armeekorps am 12. vormittags in der allgemeinen Richtung auf Bournezeaux—Bellien—Marnes oder auf Champigny-le Sec—Massognes—Assais vorgeht.

---

*) Gemeint ist das zusammengesetzte Armeekorps.

Digitized by Google

2. Aufzuklären, ob die Richtung Villiers—Vouzailles—Cherves—Thenezay, als die für den Südflügel der blauen Armee gefährlichste, nicht von der südlichsten feindlichen Kolonne eingeschlagen wird.

3. Womöglich die Stunde anzugeben, zu der die Anfänge dieser Kolonnen die Linie Bournezeaux—Champigny-le Sec—Maillé überschreiten (wahrscheinlich gegen 6⁰).

4. Die Stunde anzugeben, zu der die Anfänge dieser Kolonnen die Linie Bellien—Massognes—Cherves überschreiten (wahrscheinlich gegen 8³⁰).

Landungsplatz: Riblaire (Meldesammelstelle).

Es ist bemerkenswert, daß alle Fliegerabteilungen ganz bestimmt begrenzte Aufträge erhalten und ihnen so genau als möglich bekannt gegeben wird, welches Bild man beim Armee-Oberkommando von der gegnerischen Kräftegruppierung bereits gewonnen hat. Die Vermutungen über die Eintreffezeit feindlicher Kolonnen an bestimmten Punkten haben den Fliegern ihre Aufgabe jedenfalls wesentlich erleichtert, waren aber nichts weniger als kriegsgemäß. Offenbar war als Zeitgrenze für die der Leitung vorbehaltenen nächtlichen Unternehmungen (s. S. 460) eine Morgenstunde — wie es scheint, die 5. — bestimmt und wurden die vermutlichen Bewegungen des Gegners hiernach berechnet.

Das Armee-Oberkommando bestimmte, jedenfalls auf Vorschlag des Leiters des Flugwesens, in der Regel die Namen der Erkundungsoffiziere, überließ aber alle Einzelheiten den Führern der Fliegerabteilungen.

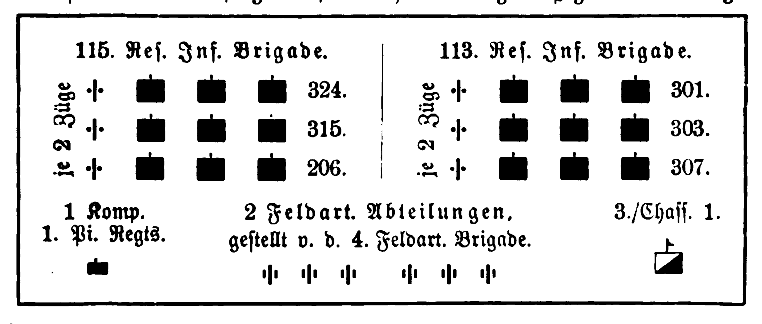
Über sonstige Erfahrungen auf dem Gebiet des Flugwesens ist in einem früheren Aufsatze eingehend berichtet.*)

IV. Die 54. Reserve-Division.

Allgemeines. Zusammensetzung.

Der zweite Manöverabschnitt (15. bis 17. September) erhielt ein besonderes Gepräge durch die Teilnahme einer Reserve-Division. Man sah in Frankreich diesem Versuche mit um so größerer Spannung entgegen, als man aus seinen Ergebnissen wertvolle Anhaltspunkte für die Durchführung der Kadergesetze und die Verwendung der Reserven im Kriegsfalle erhoffte.

Die Division wurde in folgender, annähernd kriegsmäßiger Gliederung aufgestellt:



*) Vgl. 2. Heft dieses Jahrganges: „Das Flugwesen in den französischen Armeemanövern 1912".


Digitized by Google

Die Unterschiede gegenüber der Kriegsformation bestanden darin, daß die Infanterie nicht in drei Brigaden zu zwei, sondern in zwei Brigaden zu drei Regimentern gegliedert war, ferner daß die Kavallerie nur eine Eskadron stark und ebenso wie die Feldartillerie aktiven Truppenteilen entnommen war. Auch die Stärke blieb erheblich hinter dem Kriegssollbestand zurück.

Die Numerierung entsprach dem Grundsatze, daß die Division die um 50, die Brigaden die um 100 und die Regimenter die um 200 erhöhte Ziffer der mit der Aufstellung betrauten Friedensformation trugen.

Der Divisionsführer, General Groth, war nahezu 5 Jahre lang Divisionskommandeur gewesen und kurz vor den Manövern wegen Erreichung der Altersgrenze zur Disposition gestellt worden.

Der Divisionsstab war kriegsmäßig zusammengesetzt. An seiner Spitze stand — wie bei allen französischen Divisionsstäben — ein Generalstabschef; es war dies ein Major z. D., der früher dem Generalstabe angehört hatte; als Generalstabsoffiziere waren ihm 5 Hauptleute und 1 Leutnant beigegeben.

Kommandeur der Artillerie (Führer des Divisionsartillerie-Regiments) war ein Oberst z. D., Kommandeur der Pioniere ein aktiver Major, Divisionsarzt ein aktiver Generalarzt (médecin principal), Divisionsintendant ein aktiver Intendanturassessor (adjoint à l'intendance).

Beide Brigadekommandeure waren dem inaktiven Dienststande entnommen.

Als Regimentskommandeure waren die aktiven Oberstleutnants der aufstellenden Infanterie-Regimenter eingeteilt. Zwei Drittel der Bataillonskommandeure, einzelne Kompagnieführer und fast alle Zugführer waren dem inaktiven oder Beurlaubtenstande, die übrigen Offiziere dem Friedensstande entnommen. Elf Zwölftel der Kompagnien wurden von aktiven Leutnants geführt, ebenso die Maschinengewehr-Züge, bei denen außerdem jüngere Reserveoffiziere zur Ausbildung eingeteilt waren. An aktiven Unteroffizieren waren jeder Kompagnie drei bis vier (einschließlich Feldwebel-Diensttuer) zugewiesen.

Das Ende 1912 genehmigte Kadergesetz sieht eine höhere Zahl von aktiven Stabsoffizieren (zwei Drittel oder noch mehr der Bataillonskommandeure) und für den größeren Teil der Kompagnieführer aktive Hauptleute vor, schaltet dagegen Leutnants des Friedensstandes ganz aus.

Die Mannschaftsstärke der Kompagnien betrug beim Zusammentritt der Division durchschnittlich 150 Mann (gegen 250 im Ernstfalle), von denen während der ersten Übungstage etwa 20 Mann wegen Übungsunfähigkeit wieder abgingen.

Die Mannschaften wurden am 3. September in die Standorte der aufstellenden Regimenter einberufen und hier am 4. September eingekleidet. Dann folgte der Eisenbahntransport nach dem Camp du Ruchard, einem kleinen Übungsplatze südwestlich von Tours, wo bis zum Eintritt der Division in die eigentlichen Manöver

Digitized by Google

schulmäßige Übungen stattfanden, die sich von der Einzelausbildung bis zu Gefechtsübungen der gemischten Brigaden gegeneinander steigerten. Größere Märsche wurden dabei jedoch nicht ausgeführt, auch wurde in der Regel mit leeren Tornistern ausgerückt. Dem gefechtsmäßigen Schießen und der Ausbildung am Maschinengewehr wurde besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Der Rolle entsprechend, die der Division bei den großen Manövern zugedacht war, verwendete man viel Zeit auf die Anlage von Feldbefestigungen, wodurch einem fühlbaren Mangel in der Ausbildung abgeholfen werden sein soll.

Auftreten der 54. Reserve-Division im Armeemanöver.

Die Mitwirkung der Reserve-Division bei den eigentlichen Armeemanövern begann am 13. September. Sie beruhte auf folgender Annahme:

Skizze 39.

Während die Armee M. den von Saumur und Bressuire vorgehenden blauen Verstärkungen bei Moncontour entgegentrat, hatte die 54. Reserve-Division ihre Versammlung an der unteren Vienne, in der Gegend von Ste. Maure beendet. Sie sollte sich bereit halten, auf dem rechten Flügel der Armee M. in die Operationen einzugreifen.

Die Division verließ am 12. September den Truppenübungsplatz und bezog Unterkunft um St. Epain (113. Brigade) und Ste. Maure (115. Brigade). Zur Verbindung mit der Armee M. wurde je eine Offizierspatrouille am 13. September gegen Chinon und Richelieu entsandt. Zur Sicherung der Unterkunft wurde l'Ile Bouchard mit einem Bataillon, einem Zug Kavallerie besetzt, im übrigen nur die Brücken bei Pouzay und Port de Piles durch schwache Postierungen bewacht.

Am 12. September nachmittags erhielt der Divisionsführer folgende Weisung:

Großes Hauptquartier Montmorillon, 12. September 14°.

„Nach den hier eingelaufenen Nachrichten scheinen die bei Saumur und Bressuire gemeldeten blauen Verstärkungen, die sich im Anmarsch zu ihren Hauptkräften befinden, sehr beträchtlich zu sein. Wenn ich nach der Schlacht zum Rückzug gezwungen werden sollte, würde ich meinen rechten Flügel auf das rechte Vienne-Ufer in der allgemeinen Richtung auf Tours zurücknehmen, wo neue Kräfte in der Bildung begriffen sind.

Bereiten Sie mit Ihrer Division auf dem rechten Ufer der Vienne, in der Gegend von Ste. Maure, eine Stellung vor, die die Straßen nach Tours deckt. Sie müssen imstande sein, sie vom 16. September vormittags an zu besetzen.

Eine weitere Pionierkompagnie mit 4000 Werkzeugen, eine 120 mm-Kanonen- und eine 220 mm-Mörser-Batterie, die am 12. September in Ste. Maure eintreffen, stehen vom 13. September vormittags ab zu Ihrer Verfügung."

Die Anordnungen der 54. Reserve-Division zur Durchführung dieses Befehls bieten ein lehrreiches Beispiel für die Anlage und Besetzung einer befestigten Feldstellung. Sie kommen in folgenden Divisionsbefehlen zum Ausdruck:

Skizze 40.

Digitized by Google

Operationsbefehl der 54. Reserve-Division für den 13. September.

Divisions-Stabsquartier Ste. Maure, 12. September 18°.

I. Die Verstärkungen, die der Feind erhalten hat, sind als sehr beträchtlich gemeldet.

II. Die rote Armee beabsichtigt, sich in der Gegend von Moncontour zu schlagen. Die Reserve-Division hat den Auftrag, eine Aufnahmestellung (position de repli éventuel) auf dem rechten Ufer der Vienne, in der Gegend von Ste. Maure, zu beziehen.

III. Die Absicht des Divisionskommandeurs ist, hinter der Vienne zwischen L'Jle Bouchard und Port de Piles, ein festes Bollwerk anzulegen (former un barrage) und mit seinem Gros zu manövrieren, um einen Gegner, der die Stellung angreifen oder umgehen will, nach Überschreiten des Flusses in diesen zurückzuwerfen.

IV. Besetzung der Stellung: Das Detachement der 113. Brigade hält den Übergang von L'Jle Bouchard, um dessen Benutzung den eigenen Truppen zu erleichtern, dem Feinde dagegen zu verwehren.

115. Brigade (3 Abschnitte): 1. (Nordabschnitt.) Vom Wege von Beauvais an die Vienne bis zur Straße Noyant—Pouzay (einschließlich).

2. (Mitte.) Von der eben genannten Straße (ausschließlich) bis zum Schloß Argenson (ausschließlich).

3. (Südabschnitt.) Front nach Süden von Schloß Argenson bis zur Telegraphen-Höhe (1500 m nordwestlich Draché).

Pioniere: Die Pionierkompagnie der Division steht zur Verfügung des Führers des Detachements L'Jle Bouchard. Sie trifft Vorbereitungen zur Zerstörung der Brücken und richtet den Südrand von St. Gilles, sowie den Bergrücken nördlich Crouzilles, zur Verteidigung ein.

Die zugeteilte Kompagnie steht zur Verfügung des Führers der 115. Brigade. Sie stellt einen Brückenkopf bei Marnaize her und richtet den Südrand von Pouzay, sowie den Südrand der Waldstücke von La Cigogne, zur Verteidigung ein.

Artillerie. 1. Feldartillerie-Abteilungen: Erkundung von Batteriestellungen für beide Abteilungen auf den Höhen des rechten Ufers, von denen aus das linke Ufer der Vienne, der Fluß selbst auf seinem ganzen Lauf zwischen L'Jle Bouchard und Nouatre und die Zugänge zum Fluß zwischen Nouatre und Draché unter Feuer genommen werden können.

2. Belagerungsartillerie: Vorbereitung von Stellungen für beide Batterien in der Gegend von Noyant—Fayette.

V. Die Arbeiten sind unter dem Schutz der Vorposten auszuführen, die am 13. September um 6 Uhr ihre Stellungen wieder einnehmen.

Digitized by Google

Die Arbeiten sind — soweit sie wirklich ausgeführt werden können — um 6 Uhr zu beginnen.

Nötigenfalls fordert die 115. Brigade Arbeitsmannschaften bei der 113. und Werkzeuge beim Geniepark an.

VI. Alarmplätze: Die Kavallerie bleibt verteilt wie gestern. Die 113. Brigade wird südlich St. Epain gruppenweise derart bereitgestellt (en formation articulée), daß sie sowohl in Richtung auf Crouzilles wie auf Pouzay vorgehen kann. Die 115. Brigade südöstlich Noyant, bereit zum Vorgehen auf Pouzay oder Draché.

Artillerie: 1. Feldartillerie in Versammlung nördlich Les Piraudières.

2. Belagerungsartillerie in ihren Batteriestellungen.

Diese Plätze müssen von den nicht auf Vorposten befindlichen oder bei den Arbeiten benötigten Truppen am 13. 6^{15} eingenommen sein.

Große Bagagen: Kavallerie, 113. Brigade, Divisions-Pionierkompagnie: St. Epain. Alle übrigen Truppen: Ste. Maure.

VII. Der Divisionskommandeur befindet sich von $6^1/_4$ an am Gehöft La Barie (3 km südöstlich Noyant), wo die Nachrichtenoffiziere sich bei ihm melden (1 Offizier von jeder Brigade).

VIII. Eine technische Anleitung zur Ausführung der Arbeiten liegt bei.

Der Divisionskommandeur: (gez.) Groth.

Anleitung zur Einrichtung der Verteidigungsstellung Ste. Maure.

Divisions-Stabsquartier Ste. Maure, 12. September 18^{30}.

Der Divisionskommandeur gibt auf Grund persönlicher Erkundung der Aufnahmestellung der 54. Reserve-Division folgende Anweisungen und Erkundungsergebnisse bekannt:

I. Vorderste Linie (avant-ligne): L'Jle Bouchard—Marnaize—Südrand von Maillé.

Hauptwiderstandslinie (ligne principale de résistance): Lantigny—La Bretonnière—La Haute Rue—La Bourassie—Rosiers—Soulange—Les Gaudeberts—Schloß Argenson—La Rousselière—Telegraphen-Höhe nordwestlich Draché.

Zweite Linie (seconde ligne): Waldstück bei Punkt 103 (1200 m westlich Noyant)—Waldstück la Barre—Fayette.

II. Folgendes dient nur als allgemeiner Anhalt für die Einrichtung bestimmter Punkte:

1. Telegraphen-Höhe nordwestlich Draché: Einrichtung für zwei Kompagnien. Feldartillerie auf dem Höhenrücken rechts und links der Straße.

2. Gehöft 400 m westlich von La Rousselière und Gehöft La Rousselière.

Digitized by Google

3. Maillé: Einrichtung des südlichen Ortsrandes. Schützengräben auf der Höhe westlich davon. Einrichtung der Parkmauer des Schlosses Argenson.

4. Les Gaudeberts: Ausnutzung der Mauern westlich les Gaudeberts, von wo aus der Aufstieg nach Soulange unter Feuer genommen werden kann. Artilleriestellung zur flankierenden Wirkung gegen Soulange und Bestreichung des Hohlweges zwischen den Höhen von Soulange und Gaudeberts.

5. Soulange: Infanterie-Schützengräben südwestlich, Artilleriestellungen nordöstlich Soulange.

6. Höhe von Rosiers: Einrichtung des Westsaumes des Waldes von Rosiers. Artilleriestellung zwischen dem Wald von Rosiers und dem Wald von Montel, von wo aus die Brücke und der Ortsausgang von Pouzay beschossen werden können.

7. Pouzay: Einrichtung eines die Brücke unmittelbar beherrschenden Hauses und der nahe am Flußufer entlang ziehenden Mauern.

8. La Bourassie: Ausnutzung der Mauern zur Bestreichung der Ausgänge von Pouzay.

9. Höhe von La Haute Rue: Infanterie-Schützengräben mit Schußrichtung gegen das Vorgelände von Pouzay, flankiert von La Bretonnière und La Cigogne.

10. Wald von La Bretonnière: Schützengräben am Südwestrand des Waldes von La Bretonnière, flankiert durch einen Schützengraben am Wege La Bretonnière—Beauvais.

11. Ferner: Aufstellung von Maschinengewehren hart südöstlich Beauvais zur Bestreichung des Hohlweges von La Tourandière und Flankierung der Höhen von La Bretonnière und Beauvais.

12. Beauvais—Lantigny: Verteidigungseinrichtung der Mauern von Lantigny zur Bestreichung der Ausgänge von Pouzay und Flankierung der Höhen von La Bretonnière. Deckungen für Feldartillerie auf der Höhe von Beauvais.

13. Schloß Puy Baclé: Westlich von Le Coudray Stellung für Feldartillerie mit Wirkung gegen das Vorgelände von L'Ile Bouchard. Südlich Manne Stellung für Feldartillerie mit Wirkung gegen L'Ile Bouchard und die Vienne-Brücken. Ein Bataillon in Stellungen um das Schloß Puy Baclé mit einem Detachement in St. Gilles.

14. Einrichtung von St. Gilles: Schützengräben und mit Schießscharten versehene Mauern auf der Insel zur Bestreichung der Brücke.

Bemerkung: Der Divisionskommandeur weist besonders hin auf die Verbindung zwischen den Abschnitten und die gegenseitige Flankierung der Stützpunkte durch Infanterie- oder Maschinengewehrfeuer in Flankierungsanlagen. Die Artillerie sucht durch ihr Feuer dasselbe zu erreichen. Selbstverständlich dürfen nur solche Arbeiten tatsächlich ausgeführt werden, die keine Beschädigungen an Gebäuden, Pflanzungen und bebauten Feldern verursachen.

Digitized by Google

Über alle Arbeiten — wirklich ausgeführte und nur angedeutete — ist ein Bericht mit Skizze anzufertigen, aus dem die eingesetzten Arbeitskräfte und der Zeitbedarf, besonders auch für die nur angenommenen Arbeiten, ersichtlich sein muß. Diese Berichte sind von den zur Verteidigung bestimmten Truppen für den Bedarfsfall aufzubewahren und müssen den Schiedsrichtern vorgelegt werden können.

Der Divisionskommandeur: (gez.) Groth.

Der Grundsatz, jede Verteidigung offensiv zu führen, kommt auch hier, wo es sich nur um eine Aufstellung zur Aufnahme geschlagener Truppen handelt, zum Ausdruck. Nur etwa die Hälfte der Division wird zur Besetzung der Stellung eingesetzt, der Rest zu offensiver Verwendung zurückgehalten.

Die Stellung selbst besteht wie gewöhnlich aus mehreren, hintereinander liegenden Linien, von denen die mittlere als Hauptkampfstellung am stärksten und zusammenhängendsten ausgebaut wird. Die zweite Linie ist hier allerdings nur von sehr geringer Ausdehnung und war jedenfalls nicht als rückwärtige Verteidigungsstellung der Division gedacht, sondern hauptsächlich als unmittelbarer Schutz der hier befindlichen schweren Batterien. Schützengräben werden verhältnismäßig wenige angelegt. Die Hauptstützpunkte sind Wald- und Ortsränder, denen man in Frankreich eine stärkere Widerstandsfähigkeit zutraut als bei uns.

Auf die Verbindung zwischen benachbarten Truppenteilen wird ganz besonderer Wert gelegt. Meist werden bestimmte Abteilungen damit beauftragt, grundsätzlich aber eine Linie oder ein Punkt, wo die Verbindung aufzunehmen und zu erhalten ist, ausdrücklich bezeichnet.

Das Eingehen auf eine große Anzahl untergeordneter Einzelheiten, die bei uns den Unterführern überlassen bleiben würden, ist bezeichnend für die französische Befehlsgebung. Hier erklärt es sich wohl auch daraus, daß es sich um den Einsatz eines noch nicht zusammen geschulten Verbandes handelte, dessen Führer sich zur taktischen und technischen Beratung seiner Untergebenen mehr als bei einer aktiven Truppe verpflichtet fühlte.

Am 15. September wurde auf Befehl des roten Armee-Oberkommandos ein Detachement (3 — $^3/_4$ — 3) auf das westliche Vienne-Ufer in die Gegend von Rilly an der Bourouse vorgeschoben, um den Rückzug des zusammengesetzten Armeekorps auf Pouzay zu decken. Ein zweites Detachement in etwa gleicher Stärke wurde nach Crouzilles zur Aufnahme der 7. Kavallerie-Division entsendet, die bei L'Ile Bouchard die Vienne überschreiten sollte. Da aber Rot seinen Übergang über die Vienne viel weiter südlich bewerkstelligte, traten diese Detachements nicht in Tätigkeit.

Ein andres Infanterie-Regiment erhielt am 15. September abends den Auftrag, die an der unteren Creuse bei Port de Piles und La Haye-Descartes eingetroffene blaue Kavallerie-Division durch nächtlichen Überfall zu vertreiben. Der Auftrag

Digitized by Google

wurde mit Geschick ausgeführt. Das Regiment blieb nach Wegnahme der beiden Brücken noch bis zum Mittag des 16. September in seinen weit vorgeschobenen Stellungen und ging erst vor der Umfassung des blauen IX. Armeekorps auf die Hauptstellung zurück.

Diese Entsendungen bieten neuerdings ein Beispiel für die Vorliebe der Franzosen, gemischte Detachements weit vor Verteidigungsstellungen vorzuschieben, um den Gegner zu täuschen und aufzuhalten. Die von den Vortruppen der 54. Reserve-Division am Morgen des 16. September eingenommene Front L'Jle Bouchard—La Haye-Descartes betrug in der Luftlinie über 30 km. Ein mit diesem Verfahren nicht vertrauter Gegner wird sich durch solche Ausdehnungen leicht täuschen und zu verfehlten Maßnahmen — zögerndes Vorgehen, weit ausholende Umfassungsbewegungen — verleiten lassen.

Die Verteidigung der Stellung selbst wurde in der vom Divisionsführer geplanten Weise durchgeführt. Als am 16. September nachmittags starke Teile des blauen X. Armeekorps den Übergang bei Pouzay erzwungen hatten, wurde die 113. Reserve-Infanterie-Brigade zum Gegenstoß eingesetzt und Blau vorübergehend wieder über den Fluß zurückgeworfen. Am 17. September beschränkte man sich auf die reine Verteidigung.

Beurteilung. Die Leistungen der Division wurden in der französischen Fachpresse ausnahmslos vorzüglich beurteilt. Dienstfreudigkeit und Mannszucht sollen sehr gut gewesen sein. Mit Befriedigung stellte man fest, daß die Reserven sich durchaus gleichwertig mit den aktiven Regimentern erwiesen hätten und nur einer besseren „Einrahmung" — vor allem durch aktive Stabsoffiziere und Hauptleute — bedürften, um unbedenklich sofort mit Kriegsbeginn Schulter an Schulter mit der Linie verwendet werden zu können.

Dennoch tauchten schon im Herbst 1912 einzelne Bedenken gegen diese Auffassung auf. So schrieb z. B. der „Temps": „Die Mehrzahl der Reserve-Offiziere zeigt unverkennbar guten Willen, aber sie sind unentschlossen, haben keine praktische Erfahrung und keine Übung in der Führung der Truppe. Die Reserve-Regimenter haben nicht denselben Wert wie die aktiven, und wir können uns der Meinung derer nicht anschließen, die sie als Elitetruppe betrachten . . . . . . Man scheint zu vergessen, daß ein Volk in Waffen nie eine Armee sein wird und sein kann".

Ein ähnliches Urteil enthielt die „Armee territoriale", das um so mehr Beachtung verdient, als es von einem Hauptmann der Reserve herrührt. Er hält mindestens zehn bis zwölf Übungstage für nötig, um das Gefüge solcher Neuformationen nur einigermaßen zu festigen. Geschehe dies nicht, so seien sie nur Haufen, die von äußeren Einflüssen willenlos fortgerissen werden, ebensogut zu einem Durchgehen nach vorwärts, wie zu einer Panik.

Endlich warnte auch General de Lacroix vor einer Überschätzung der Reserve-

Digitized by Google

truppen. Er wies darauf hin, daß die 54. Reserve-Division im allgemeinen den an sie zu stellenden Anforderungen entsprochen habe in einer Verwendung, die sie als Truppe **zweiter Linie** kennzeichnete. Sie stand bei Beginn der Operationen tief gestaffelt hinter den Feldtruppen und griff erst dann ein, als diese bis auf gleiche Höhe mit ihr zurückgegangen waren. Die von ihr ausgeführten Angriffe dürften nur als einzelne Episoden betrachtet werden, denen eine allgemeine Bedeutung nicht zukomme. „Hüten wir uns vor dem übertriebenen Optimismus hinsichtlich unserer Reserven!"

Diese weniger günstigen Urteile fanden in Frankreich anfangs geringe Beachtung. Man suchte sie wohl auch zu unterdrücken, um die Stimmung für das Kadergesetz der Infanterie nicht ungünstig zu beeinflussen. Erst die Forderung nach Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit hat eine Änderung der Anschauungen wünschenswert erscheinen lassen. Man benutzt die ungünstigen Urteile, die der Abgeordnete Benazet, Berichterstatter der Kammer auf dem thrazischen Kriegsschauplatz, über die Leistungen der bulgarischen Reservetruppen mitgebracht hat, um jetzt eine bessere Ausbildung der Reserven durch verlängerte Friedensdienstzeit zu fordern. Man weist darauf hin, daß trotzdem die Feldarmee während der ersten Wochen eines Krieges auf sich allein angewiesen sein werde, da die Reservetruppen vor ihrer Verwendung vor dem Feinde noch einer gründlichen Schulung und Festigung dringend bedürften.

Der im großen und ganzen jedenfalls sehr interessante und lehrreiche Versuch hat eine Reihe von Vorschlägen für die Neugestaltung der Reserveformationen ins Leben gerufen, die sich im allgemeinen in zwei Richtungen scheiden: Aufstellung selbständiger, größerer Truppenkörper oder Einstellung in die Feldkorps in Form von Brigaden, Regimentern oder noch kleineren Verbänden. Gegen die Gliederung der 54. Reserve-Division wird wohl mit Recht eingewendet, daß die Teilung in zwei Brigaden zu drei Regimentern zu drei Bataillonen zu schwerfällig sei. Auch auf die ungenügende Ausstattung mit Artillerie wird hingewiesen. Zu einem endgültigen Ergebnis scheint man bis jetzt nicht gelangt zu sein.

V. Verpflegung.

Allgemeines.

Die Verpflegung der Truppen während der Versammlungs- und Rückmärsche wurde durch freihändigen Ankauf der Verpflegungs-Offiziere aus dem Lande gedeckt.

Für die Dauer der eigentlichen Manöver traten die Verwaltungsbehörden in kriegsmäßiger Weise in Tätigkeit. Nur die Kavallerie-Divisionen, die Telegraphenformationen und die Fliegerabteilungen hatten auch während dieser Zeit grundsätzlich vom Lande zu leben. Ihnen wurde durch die Intendantur nur das Brot geliefert, im übrigen durften sie deren Mitwirkung nur in ganz besonderen Notfällen beanspruchen.

Digitized by Google

Die Truppen rückten mit den Lebensmittelfahrzeugen zu den Manövern aus; an eisernem Bestand führten die Kavallerie-Divisionen 1 Tagesportion (ohne Fleisch) und 1 Haferration, die übrigen Truppen 2 Tagesportionen (ohne Fleisch) und 1 Haferration mit sich.

Manövermagazine in unserm Sinne werden bei den großen französischen Manövern im allgemeinen nicht angelegt. Die Zufuhr erfolgt vielmehr, wie im Ernstfalle, aus Sammelstationen (stations-magasins), die den Gesamtbedarf für die Dauer der Manöver bereitzuhalten haben. Der Verkehr von diesen Sammelstationen zu den Truppen vollzog sich wieder in der schon in einem früheren Aufsatze geschilderten Weise.*) Doch gestaltete sich der Nachschub insofern kriegsmäßiger, als nicht für beide Parteien eine gemeinsame Sammelstation bestimmt war, sondern jede Armee über ihre eigene Nachschublinie verfügte. Für Rot war der Bahnhof Les Aubrais bei Orleans, für Blau St. Cyr bei Paris als Sammelstation bestimmt. Daß die Lage der blauen Sammelstation der allgemeinen Kriegslage nicht entsprach, war jedenfalls durch Friedensrücksichten bedingt und für den Hauptzweck ohne Belang.

Als Regulierungsbahnhof (gare régulatrice) diente für Rot Vierzon**), für Blau Angers. Hier wurden die Verpflegungszüge, die täglich einen Tagesbedarf von der Sammelstelle heranführten, geteilt und nach den vom Parteiführer bestimmten Ausladestationen (gares de ravitaillement) geleitet. Der Empfang bei diesen war Sache der Generalkommandos. Er wurde entweder unmittelbar durch die Empfangsgruppen (sections de ravitaillement) der großen Bagagen, oder durch besondere Kraftwagenkolonnen betätigt.

Kraftwagen-Kompagnien.

1912 waren zum erstenmal militärisch organisierte Kraftwagen-Kompagnien aufgestellt. Sie waren der blauen Partei zu vollkommen freier Verfügung zugewiesen und konnten vom Parteiführer nötigenfalls auch für andre Zwecke als den Transport von Verpflegungsmitteln verwendet werden.***) Ihre Hauptaufgabe bestand jedoch darin, „den Schienenweg zu verlängern, wenn die Entfernung zwischen Truppen und Eisenbahn zu groß würde, um den Verpflegungsnachschub mit Pferden ohne Überanstrengung der Gespanne leisten zu können".

Dazu war bemerkt, daß man bei den Manövern, wo Eisenbahnzerstörungen nicht eintreten, fast immer übergroße Marschleistungen der Pferdegespanne vermeiden könne, wenn man die Eisenbahn-Ausladestationen zweckmäßig auswähle oder auch, je nach Bedarf, vermehre.

---

*) Vgl. VIII. Jahrgang, 1911, 3. Heft, Seite 391 ff.

**) Am Cher, etwa 100 km östlich Tours.

***) Ein solcher Versuch wurde bekanntlich, ähnlich wie bei unsern Kaisermanövern 1912, im zweiten Manöverabschnitt angestellt. Die weit vorausgesandte blaue Kavallerie-Division sollte durch ein auf Kraftwagen gesetztes Bataillon unterstützt werden. Der Versuch mißlang. Die Wagen kamen mit großer Verspätung und nur vereinzelt an, das Bataillon fand sich erst in der Nacht wieder zusammen und brachte der Kavallerie-Division keinerlei Nutzen mehr.


Digitized by Google

Dagegen sollte, um für die mit Kraftwagen-Kompagnien ausgestatteten Korps und Kavallerie-Divisionen kriegsmäßige Verhältnisse zu schaffen, für diese Formationen nur eine einzige Ausladestation bestimmt werden, die so weit von den Truppen entfernt liege, daß die Anwendung der Kraftwagenkolonnen gerechtfertigt sei.

Gliederung und Leistungsfähigkeit der beiden Kraftwagen-Kompagnien sind aus folgender Zusammenstellung ersichtlich.

Gliederung und Leistungsfähigkeit der Kraftwagen-Kompagnien.

Formation	Personal		Fahrzeuge			Gesamt-Fassungsvermögen		Durchschnittsgeschwindigkeit in der Stunde	Durchschnitts-Marschleistung in 24 Stunden		Höchstleistung in 24 Stunden		Bemerkungen
	Offiziere	Mannschaften	Personenkraftwagen	Lastkraftwagen	Motorräder	Portionen	Rationen		km	Fahrtdauer. Stund.	km	Fahrtdauer. Stund.	
Schwere Kraftwagen-Kompagnie (in 2 Züge eingeteilt)	4[1]	49[2]	3	20[3]	2	20 500 (Tagesbedarf eines Armeekorps)	3 000	12 km	85	$7\frac{1}{2}$	100	9	[1] 1 Hauptmann als Führer, 1 ihm zugeteilter Leutnant, 2 Leutnants als Zugführer. [2] Etwa $\frac{1}{3}$ Reservisten. [3] 8 gemietete, 12 Militärautos.
Leichte Kraftwagen-Kompagnie	1 (Leutnant)	25[4]	1	10[5]	1	2 500 (Tagesbedarf einer Kavallerie-Division)	3 000	13—14 km	100	8	120	$9\frac{1}{2}$	[4] 3 aktive Unteroffiziere, 22 Reservisten. [5] gemietet.
Reservepark	1	26[6]	1	3[7]	1								[6] dabei 4 Reservisten. [7] dabei 1 Werkstattwagen.

Die Kraftwagen-Kompagnien durften nur die besten Straßen benutzen; sie waren zu diesem Zweck mit besonderen Karten ausgestattet, auf denen diese Straßen und die Tragfähigkeit der Brücken ersichtlich gemacht waren.

Es war dem Parteiführer überlassen, welche Truppenkörper er an den einzelnen Tagen durch die Kraftwagen-Kompagnien versorgen lassen wollte. Er bezeichnete diese sowie die für sie bestimmten Ausladestationen durch Armeebefehl und verständigte zugleich telegraphisch den Vorstand des Regulierungsbahnhofs und der Ausladestation. Von letzterem erfuhren dann — ebenfalls telegraphisch — die Korpsführer die Eintreffezeit der Züge.

Der Verkehr von den Ausladestationen zu den Truppen vollzog sich etwas anders als 1910. Damals fuhren die Lastkraftwagen zu den „centres de ravitaillement“ (Ausgabestellen), wo die Lebensmittelwagen der Truppen die Verpflegung in Empfang nahmen. Dieses Verfahren war anwendbar bei den damaligen, mehr schematisch angelegten, täglich durch die mehrstündige Ruhepause unterbrochenen Manövern, bei

Digitized by Google

denen Truppenunterkunft, Bewegung der Verpflegungsfahrzeuge und centres de ravitaillement frühzeitig festgelegt werden konnten.

Die Armeemanöver 1912 brachten auch hier kriegsmäßigere Erscheinungen. Die Kraftwagen-Kompagnien wurden grundsätzlich an den Ausladestationen selbst untergebracht. Nach der Lage dieser Stationen zu den Truppenstellungen hatte der Kompagnieführer einen Punkt zu wählen, bis zu dem die Kraftwagen nach der Beladung zunächst vorzufahren hatten. Diesen Punkt („point de première destination“) meldete er telegraphisch dem Generalkommando. Dieses bestimmte nun einen zweiten Punkt, an dem die Verpflegung von den Kraftwagen-Kompagnien auf die Truppenverpflegungsfahrzeuge überzuladen war („point de contact“).

Dieser zweite Punkt wurde den Truppen im zweiten Teil des Operationsbefehls bekannt gegeben. Der Führer der Kraftwagen-Kompagnie erfuhr ihn durch einen Generalstabsoffizier des Generalkommandos, der mit ihm am point de première destination zusammentraf, mit der Kraftwagen-Kompagnie an den point de contact fuhr und hier die Überladung überwachte.

Nach der Entladung kehrte die Kraftwagen-Kompagnie in der Regel an die Ausladestation zurück und nächtigte dort. Es war als erwünscht bezeichnet, die gleiche Ausladestation mehrere Tage beizubehalten und lieber die Kraftwagen eine längere Strecke fahren als häufig die Unterkunft wechseln zu lassen.

Dieses etwas umständlich erscheinende Verfahren soll sich doch durchaus bewährt haben. Die Trennung zwischen point de première destination und point de contact läßt dem Kraftwagen-Kompagnieführer einerseits, dem Truppenführer anderseits freie Hand für eine zweckmäßige Regelung der einleitenden Bewegungen der Kolonnen und Berücksichtigung der jeweiligen Lage. Der point de contact braucht erst bestimmt zu werden, wenn sich die Verhältnisse am Abend eines Operationstages klar übersehen lassen und beurteilt werden kann, auf welchem Wege eine gesicherte Regelung des Verpflegsganges am folgenden Tage möglich sein wird. Voraussetzung ist nur, daß der telegraphische Befehls- und Meldungsaustausch zwischen Armee-Oberkommando Regulierungsbahnhof, Ausladestation, Kraftwagen-Kompagnieführer und Generalkommando sich rasch und glatt vollzieht. Ob sich dies im Kriege, namentlich in Feindesland, wo ein großer Teil der Drahtverbindungen erst hergestellt werden muß, so durchführen lassen wird, wie im Friedensmanöver, ist sehr fraglich.

Der Reservepark scheint seine Aufgabe nicht ganz erfüllt zu haben. Er sollte als fahrbare Werkstätte und zum Materialersatz dienen. Es stellte sich aber heraus, daß er meist sehr weit entfernt von den Kraftwagen-Kompagnien, nicht in Verbindung mit ihnen und nicht beweglich genug war, um ihnen rasch folgen zu können. Die Versuche sollen jedoch fortgesetzt werden.

Fleischversorgung.

Auch auf dem Gebiet der Fleischversorgung, die in Frankreich getrennt vom übrigen Verpflegungsnachschub durchgeführt wird, sind neue Versuche angestellt worden.

Digitized by Google

Schon bisher war der Schlachtbetrieb nicht, wie bei uns, Sache der Truppe, sondern innerhalb der Division zentralisiert. Bei dieser befand sich ein Divisions-Viehtrupp und eine Schlächterabteilung, die in der Regel mit der großen Bagage marschierten. Den Truppen wurde das beim Divisions-Viehtrupp geschlachtete Fleisch auf den besonders eingerichteten Fleischwagen zugeführt.

Neuerdings strebt man — neben ausgedehnter Fortführung der Versuche mit Kühl- und Gefrierfleisch — eine weitere Zentralisierung des Schlachtbetriebes an. Die Divisions-Viehtrupps und -Schlächterabteilungen sollen in Wegfall kommen, der gesamte Betrieb beim „Korps-Viehpark" vereinigt werden. Auf diese Weise hofft man, die täglichen Märsche der Viehtrupps, durch die die Güte des Fleisches erheblich herabgesetzt wird, zu vermindern oder ganz zu vermeiden. Da sich anderseits die Entfernung der Schlachtanstalten von der Truppe damit vergrößert, sind zur Zuführung des Fleisches Fleischkraftwagen erforderlich.

Im Armeemanöver wurden Versuche mit solchen Korps-Viehparks beim IX. und X. Armeekorps und den beiden Kavallerie-Divisionen angestellt. Sie sind nach Lavauzelle nicht befriedigend ausgefallen. Im Gegensatz zu den zuverlässigen Leistungen der Divisions-Viehtrupps, durch die die Truppe stets rechtzeitig ihr Fleisch erhalten haben soll, seien die Fleisch-Kraftwagen der mit Korps-Viehparks ausgestatteten Verbände oft nächtelang umhergeirrt, ohne die Truppe finden zu können. Die Verbindung zwischen Verwaltung und Truppe habe hier völlig versagt.

Dieses Urteil ist vermutlich nur auf einzelne Wahrnehmungen gegründet. Im allgemeinen scheint sich das neue Verfahren bewährt zu haben, denn nach den neuesten Bestimmungen kommen die Divisions-Viehtrupps künftighin tatsächlich in Fortfall. Beim Armeekorps befindet sich von nun an ein Viehbestand für drei Tage und das Fleisch wird von den Korpsschlächtereien der Truppe auf Kraftwagen zugeführt. Die Entfernung zwischen Schlächterei und Truppe kann hierbei bis zu 75 km oder 12 Stunden Fahrzeit betragen, ohne daß das Fleisch eine besondere Behandlung (durch leichtes Einsalzen, Kühlen oder dgl.) zu erfahren braucht. Die ebenfalls auf die Korps-Viehparks angewiesenen Kavallerie-Divisionen sollen je 8, die Armeekorps je 20 Fleisch-Kraftwagen erhalten.

VI. Sanitätsdienst.

Allgemeines.

Die Versuche auf dem Gebiet des Sanitätsdienstes erstreckten sich auf vier Punkte:

Verwendung der noch zahlreich vorhandenen alten Sanitätsformationen im Sinne der neuen Kriegs-Sanitäts-Ordnung;

Verwendung von Flugzeugen zum Aufsuchen Verwundeter;

Verwendung von Sanitätshunden;

Beförderung Verwundeter auf Sanitäts-Kraftwagen.



Mit der neuen Kriegs-Sanitäts-Ordnung*) hat man in Frankreich bekanntlich ganz neue Wege der Verwundetenfürsorge betreten. Die früheren, schwerfälligen Korps- und Divisions-Sanitätskompagnien wurden durch Ausscheidung der Krankenträger in Sanitätsabteilungen verwandelt, die Krankenträger in gesonderte Krankenträgerabteilungen zusammengefaßt. Bei jedem Armeekorps sollen sich in Zukunft acht Sanitätsabteilungen (vier für jede Division) und drei Krankenträgerabteilungen (je eine für Generalkommando und jede Division) befinden. An die Stelle der Feldlazarette treten die „Lazarett-Geräte-Abteilungen" (sechs bei jedem Armeekorps), die erst durch Vereinigung mit einer Sanitätsabteilung zum eigentlichen Feldlazarett werden.

Da bis zur allgemeinen Durchführung dieser Neuorganisation voraussichtlich noch geraume Zeit verstreichen wird und man sich bis dahin noch großenteils mit dem bisherigen Material behelfen muß, hat man im Mai 1912 Übergangsbestimmungen entworfen, die die Ausnützung der alten Formationen nach den Grundsätzen der neuen Vorschrift bezwecken und im Armeemanöver 1912 erprobt wurden.

Bei einer Infanterie-Division wurden aufgestellt: 2 Sanitätsabteilungen, 1 Krankenträgerabteilung, 1 Feldlazarett. Sanitätsabteilungen und Krankenträgerabteilung wurden aus einer Sanitätskompagnie früherer Ordnung gebildet.

Die Teilnahme dieser Formationen am Armeemanöver wurde für den 16. und 17. September in Aussicht genommen. An diesen Tagen sollten auch „Schutzplätze für Verwundete" — gedeckte Sammelplätze möglichst nahe hinter der Feuerlinie, nicht zu verwechseln mit unseren „Leichtverwundeten-Sammelplätzen" — und Truppenverbandplätze dargestellt werden. Die Zahl der Verwundeten sollte so bemessen werden, daß am 16. September etwa 250, am 17. etwa 150 von den Sanitätsformationen zu übernehmen waren. Am 18. September sollten diese wieder freigemacht und zur Rückbeförderung eines Teils der Verwundeten eine Kraftwagenabteilung verwendet werden.

An beiden Tagen sollte ferner ein mit dem Senator und Oberstabsarzt der Landwehr Reymond besetztes Flugzeug das Gefechtsfeld absuchen und durch rasche Meldungen an den Divisionsarzt diesem Anhaltspunkte für den Einsatz der Krankenträgerabteilung liefern.

Endlich wurden der Krankenträgerabteilung acht Sanitätshunde aus der Hundezuchtanstalt zu Fontainebleau zur Verfügung gestellt.

Manövertätigkeit.

Die Sanitätskompagnie und das Feldlazarett traten am 3. September in Fontainebleau zusammen; die Sanitätsmannschaften waren fast ausschließlich der Reserve entnommen. Bis zum 12. September fanden Übungen in Fontainebleau statt, am

*) Vgl. hierzu im VIII. Jahrgange 1911, 3. Heft „Die neue französische Kriegs-Sanitäts-Ordnung".



13. September erfolgte der Bahntransport ins Manövergelände nach Tours. Erst hier wurde die Sanitätskompagnie in die beiden Sanitätsabteilungen und die Krankenträgerabteilung zerlegt, was sich in kürzester Zeit — nach Lavauzelle in etwa einer Stunde — glatt abgewickelt haben soll.

Über der Tätigkeit der Sanitätsformationen im Manöver selbst waltete offenbar kein günstiger Stern. Auffallenderweise hatte man sie der 9. Division zugeteilt, die nach dem ersten Manöverabschnitt bis in die Gegend von Tours zurückbefördert worden war und deren Wiedererscheinen auf dem Gefechtsfelde schon am 16. September kaum erwartet werden konnte. Tatsächlich verlief dieser Tag für die Division ohne Berührung mit dem Gegner, so daß der erste Teil der Sanitätsübungen überhaupt ausfiel.

Etwas günstiger gestalteten sich die Verhältnisse am 17. September. Lavauzelle berichtet hierüber:

„Am 17. hatte die Division ein Rückzugsgefecht zu liefern; sie war auf zwei Regimenter zusammengeschrumpft*), von denen eins, das 113., unvollständig war und das andere (131.) nur zwei Bataillone und keine Musik**), folglich auch keine Hilfskrankenträger hatte. Unter diesen Umständen war es schwierig, eine einigermaßen interessante Verwundetenversorgung darzustellen.

„Die am 16. nicht zur Verwendung gelangten Sanitätsformationen hatten den Befehl erhalten, auf Le Puisard, 1500 m nördlich von Sepmes, zu marschieren. Wegen der späten Stunde und der schlechten Wege trafen sie erst gegen 8° abends hier ein. Sanitätsabteilung 1 richtete sich in Le Puisard, Sanitätsabteilung 2 in Maisons Rouges nordöstlich Puisard ein. Die Krankenträgerabteilung und das Feldlazarett bezogen Unterkunft in der Nähe dieser Orte. Skizze 39.

„Am 17. September empfingen die Truppenverbandplätze der Regimenter 113 und 131 je 75 Verwundete. Die Krankenträgerabteilung brachte im Laufe des Vormittags mit Leichtigkeit die Verwundeten vom Truppenverbandplatz des Regiments 131 zur Sanitätsabteilung 1 (Le Puisard). Diese Abteilung erhielt auch einige Leute vom Regiment 82, die man in Gehölzen in der Umgegend von Puisard verborgen hatte, um sie von den Sanitätshunden aufsuchen zu lassen.

„Gegen 13^{30}***) wurde die ganze Krankenträgerabteilung nach Les Venadières gesandt, wo ein Truppenverbandplatz des Regiments 113 eingerichtet war. Die Umgebung wurde mit Hilfe der Sanitätshunde abgesucht und um 17^{30} waren alle Verwundeten des Regiments 113 zur Sanitätsabteilung 2 (Maisons Rouges) überführt.

„Im ganzen wurden am 17. September 117 Verwundete von den Sanitätsabteilungen übernommen: 63 von Sanitätsabteilung 1, die sie bis zum folgenden

*) Eine Brigade war als Reserve des Divisionsführers bestimmt.
**) Warum das 3. Bataillon und die Regimentsmusik fehlten, ist nicht bekannt.
***) Also erst zwei Stunden nach Manöverschluß.


Digitized by Google

Morgen behielt, und 53 von Sanitätsabteilung 2, die sie nach Darstellung der Übernahme und Versorgung zu ihrem Regiment zurückschickte.

„Das Feldlazarett trat wegen der geringen Anzahl Verwundeter nicht in Tätigkeit.

„Am 17. vormittags erkundete Senator Reymond im Flugzeug das Schlachtfeld und stellte die Lage der Truppenverbandplätze fest.

„Am 18. 7^{30} traf eine Kraftwagenkolonne von fünf Fahrzeugen in Le Puisard ein, um die Verwundeten der Sanitätsabteilung 1 nach Tours zu schaffen. Die Wagen waren in Paris nach dem Verfahren des Dr. Ovid Benoit eingerichtet worden, das in dem Ersatz der Karosserie durch eine Matratzenplattform besteht. Auf dieser Plattform werden ein oder zwei Apparate Breschot-Desprès-Ameline, je nach Größe und Stärke des Wagens, befestigt.

Durch die Kraftwagenabteilung wurden 20 Verwundete nach Tours gebracht, wobei die 45 km betragende Entfernung in weniger als $1^1/_2$ Stunden zurückgelegt wurde."

Ergebnisse.

Wenn auch die tatsächlichen Leistungen der Sanitätsformationen infolge der ungünstigen Verhältnisse erheblich hinter den Erwartungen zurückblieben und man auf Grund dieser Beobachtungen natürlich zu keinem abschließenden Urteil gelangen kann, so scheinen sie doch die Zweckmäßigkeit der erwähnten „Übergangsbestimmungen" erwiesen zu haben. Die Nachrichten über den 17. September geben außerdem ein allgemeines Bild von der Art und Weise, wie man sich den Einsatz und die Tätigkeit der neuen Formationen vorstellt. Das mit der neuen Kriegs-Sanitäts-Ordnung übernommene System der Auseinanderlegung der Verbandplätze, die grundsätzliche Trennung von Truppen- und Hauptverbandplätzen (Sanitätsabteilungen) und die vielseitige Verwendbarkeit der Krankenträgerabteilungen kommen damit zum Ausdruck.

Sehr befriedigt war man von der Tätigkeit der Sanitätshunde, die die „Société nationale du chien sanitaire" der Armee zur Verfügung gestellt hatte. „Angenommene Verwundete waren absichtlich in Gebüschen oder Gräben versteckt, wo die Krankenträger große Mühe gehabt hätten, sie aufzufinden. Die Tiere entdeckten sie mit Leichtigkeit und überbrachten das Käppi den Krankenträgern. Diese Erfahrung hat wieder einmal bewiesen, daß die planmäßige Verwendung des Sanitätshundes im Felde die Zahl der Vermißten, die in den letzten Kriegen so beträchtlich war, ganz erheblich verringern würde."

Kurz nach dem Manöver besichtigte der damalige Kriegsminister Millerand die Hundezuchtanstalt zu Fontainebleau, wobei ihm 30 nach allgemeinem Urteil vorzüglich abgerichtete Sanitätshunde vorgeführt wurden. Das französische Kriegsministerium hat infolge dieser günstigen Ergebnisse nunmehr die Verwendung von Sanitätshunden im Kriege in Aussicht genommen; es sollen jeder Krankenträgerabteilung im Mobilmachungsfalle vier bis sechs Hunde zugeteilt werden. Einige Unteroffiziere und

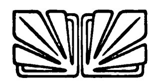
Digitized by Google

Sanitätsmannschaften sollen im Frieden in dreiwöchigen Kursen in Abrichtung und Verwendung der Hunde ausgebildet werden.

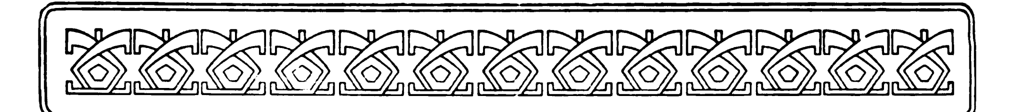
Der Versuch des Senators Reymond ist insofern geglückt, als es tatsächlich gelungen ist, die Lage der Truppenverbandplätze und Schutzplätze für Verwundete („Verwundetennester") festzustellen. Nach den Äußerungen Reymonds selbst muß aber bezweifelt werden, ob dieses Ergebnis auf kriegsmäßigem Wege erzielt wurde. Reymond gibt zu, daß er das ihm zur Erkundung zugewiesene Gelände wiederholt überfliegen mußte, um die nötigen Eintragungen in die Karte vornehmen zu können. Damit ging kostbare Zeit für die Beobachtung weiterer Teile des Gefechtsfeldes verloren, auch wäre das Flugzeug im Ernstfalle in kürzester Zeit außer Tätigkeit gesetzt worden.

Die Leistungen der Sanitätskraftwagen scheinen dagegen voll entsprochen zu haben. Das Verfahren des Dr. Benoit wird als einfach, gediegen, leicht anwendbar geschildert und gestattet eine sehr weiche, bequeme Lagerung der Kranken. Unter den nach Tours beförderten Mannschaften befanden sich zwei tatsächlich Verletzte, die während der ganzen Fahrt keine Schmerzen empfunden haben sollen. Die ganze, in Paris zusammengestellte und ausgerüstete Krankenwagenabteilung legte eine Gesamtstrecke von über 550 km ohne Unfall zurück. Man empfiehlt daher eine umfassende Heranziehung von Kraftwagen im Kriege für diesen Dienst und erwartet davon eine rasche Räumung der Schlachtfelder von Verwundeten und eine wesentliche Entlastung des Sanitätspersonals der Truppe.

Das Bestreben der französischen Heeresleitung, alle technischen Hilfsmittel im weitesten Umfange in den Dienst der Kriegführung zu stellen, trat im Armeemanöver 1912 vor allem in der Ausnutzung der Kraftwagen-Industrie auf allen Gebieten zutage. Außer den hier besprochenen Versuchen im Verpflegungs- und Sanitätswesen sind besonders die Ausstattung der Fliegerabteilungen mit Kraftfahrzeugen und die Erprobung eines Schleppkraftwagens bei der Belagerungsartillerie hervorzuheben, über die in den Zeitungen eingehend berichtet wurde. Alle diese Versuche haben, von einzelnen Mißgriffen und Fehlschlägen abgesehen, doch wertvolle Erfahrungen für den Krieg geliefert und die militärische Leistungsfähigkeit der französischen Kraftfahrzeug-Industrie in ein helles Licht gerückt.



Digitized by Google



Der Panama-Kanal ein militärischer Machtfaktor.

Skizze 41.

Je mehr der Panama-Kanal seiner Vollendung entgegengeht, desto mehr schwindet naturgemäß das Interesse an der technischen Seite dieses gewaltigen Werkes. Mochten nun die Leistungen seiner Erbauer über- oder unterschätzt, falsch oder richtig gewertet, gelobt oder getadelt werden, mochte gar der Fachmann manche andere geniale Schöpfung dem Kanal zur Seite stellen, — die Aufmerksamkeit der ganzen Welt war jedenfalls auf dieses Unternehmen gerichtet, weil allerorten das Bewußtsein lebte, daß auf dem Isthmus etwas Großes vor sich ging. Von dem ganzen weltbewegenden Umfange dessen, was dort tatsächlich Ereignis wurde, hatten aber wohl nur wenige eine klare Vorstellung.

Eine sensationslüsterne Presse versorgte bislang die neugierige Menge mit verblüffendem Zahlenmaterial und packenden Schilderungen dieser Glanzleistung amerikanischer Schaffenskraft, und so kam es wohl, daß über die sicherlich hoch interessanten Einzelheiten des Kanalbaues vielen, vielleicht den meisten der Blick für das bedeutungsvolle Ganze mit allen seinen Problemen und möglichen Folgen verloren ging oder getrübt wurde.

Auch von den Amerikanern ist dies Lieblingskind ihres Nationalstolzes jahrelang gebührend gehätschelt worden. Nun es nahezu erwachsen, offenbar stark und gesund ist, wäre es nachgerade Zeit, an seine Zukunft zu denken. Was steckt in dem „Jungen" und was soll er werden? Die breite Masse der Amerikaner ist hierüber wohl ebensowenig mit sich im Reinen, wie der Rest des internationalen Parketts. Man lebt eben insgemein nach dem beliebten Grundsatz „Sufficient unto the day is the evil thereof" *) und läßt sich von den Ereignissen überraschen. Das ist bequemer, weil es lästiges Nachdenken erspart. Kann doch nur die Kenntnis der Vergangenheit zu einem Urteil über Gegenwärtiges und bis zu einem gewissen Grade auch zu einem Ausblick auf Künftiges hinüberleiten. Ein Zurückgreifen auf die Entstehungs- bzw. Vertrags-Geschichte des Kanals erschien denn auch im Rahmen dieser Abhandlung geboten.

*) „Es genügt, daß jeder Tag seine eigene Plage hat."

Digitized by Google

Das Studium dieser Materie löst nun vor allem die Überzeugung aus, daß für die Herstellung einer Verbindung zwischen den beiden größten Weltmeeren nicht so sehr ein handelspolitisches Kalkul, als vielmehr der gradatim zunehmende Wille des amerikanischen Volkes zur Macht und zur Seegeltung maßgebend war. Der gleiche Gedanke beherrschte das alte Spanien bereits zur Conquistadorenzeit, hat die Jahrhunderte überlebt und ist dann nach und nach von den Vereinigten Staaten als Erbe übernommen worden, wo er täglich mehr zum Gemeingut der Nation wird.

Es ist allerdings zuzugeben, daß das Bestreben, einen zu bauenden Kanal zu neutralisieren, ein Menschenalter hindurch in amerikanischen Köpfen lebte. Sie war aber nicht unwidersprochen. So schreibt z. B. im Jahre 1880 der damalige Staatssekretär Evarts dem amerikanischen Gesandten in Columbia: „All the treaties of neutrality in the world might fail to be a safeguard in a time of great conflict.“ *)

Demgemäß stand also gleichsam als vornehmster Taufpate an der Wiege des Kanals, will sagen des Kanalgedankens, Mars, der Kriegsgott! Erst in zweiter Linie wurde aus Zweckmäßigkeits-Gründen auch Merkur hinzugezogen. Beide aber lagen und liegen mehr und mehr, die Laufbahn ihres Schützlings anbelangend, im Wettstreit miteinander, was bereits zu Verwickelungen geführt hat und zu weiteren Verwickelungen führen dürfte. Mit anderen Worten: Es besteht und bestand zweifellos von jeher, mindestens im Unterbewußtsein der Nation und ihrer leitenden Staatsmänner, ein klar erkennbarer Gegensatz zwischen dem zugegebenen und dem tatsächlich gewollten Zweck eines isthmischen Kanals. Beide sind zwar miteinander verwoben, aber während der erstere als kommerziell bezeichnet wurde, ist letzterer ganz entschieden militärisch, wofür sich eine stattliche Reihe von Beweisen aus der Entstehungsgeschichte des Kanals und den damit zusammenhängenden Ereignissen herausschälen läßt, nämlich:

Zunächst das Verlangen Amerikas nach Ausschaltung des Clayton-Bulwer-Vertrages vom 19. April 1850. Die Vereinigten Staaten (und England) hatten sich darin in der Hauptsache verpflichtet:

1. Keine einseitige Kontrolle über den (damals in Nicaragua geplanten) Kanal auszuüben.
2. Weder den Kanal, noch seine Nachbarschaft zu befestigen.
3. Keinerlei Hoheitsrechte über irgendwelche Territorien Zentral-Amerikas**) zu erwerben.

---

*) „Alle erdenklichen Neutralitätsverträge könnten sich zur Zeit eines großen Konfliktes als unwirksam erweisen.“

**) Es sei hier darauf hingewiesen, daß der damalige geographische Begriff „Zentral-Amerika“ die Republik Columbia nicht einschloß. Die heutige Republik Panama gehörte aber bis 1903 zu Columbia, mithin zu Süd-Amerika. Dieser Gesichtspunkt ist bei der Beurteilung der anglo-amerikanischen Kanal-Verträge und schwebenden Streitfragen festzuhalten.


Digitized by Google

4. Keine Allianzen einzugehen, die ihnen einen mittelbaren oder unmittelbaren Einfluß in jenen Gebieten sichern würden (Artikel I).
5. Im Falle eines englisch-amerikanischen Krieges beiden Parteien freie Durchfahrt zu gewähren (Artikel II).

Wenn auch für beide Vertragschließende bindend, so waren diese Abmachungen doch für Amerika sehr viel beengender als für England, das damit augenfällig bestrebt war, den Kanal nicht zu einem Machtfaktor der Vereinigten Staaten werden zu lassen. Der hüben gewollte war der drüben befürchtete Zweck!

Aber das damals noch junge Amerika trat dem britischen Prestige gegenüber nicht energisch genug auf, hatte auch wohl nicht ebenso gewiegte Diplomaten wie England und wurde daher von Albion schlecht und recht über die Löffel barbiert. Nach 30 Jahren hingegen hatte sich das Blatt bereits gewendet, denn was bedeuten die prophetischen Worte des Präsidenten Hayes in seiner denkwürdigen Sonderbotschaft an den Kongreß vom 8. März 1880 „Das Kanalufer ein Teil der amerikanischen Küsten" anderes als ein großzügiges militärpolitisches Programm?

Die feste und zielbewußte Sprache dieses von hoher staatsmännischer Weisheit zeugenden Dokumentes verrät den Mann mit der Hand am Schwertknauf und stützt die oben dargelegte Auffassung durch den Nachdruck, den Hayes auf einen Zuwachs an Macht und Verteidigungsfähigkeit seines Vaterlandes als das legte, was er von dem Kanal in erster Linie erwartete! Es verlohnt sich, die Hauptpunkte der Hayes'schen Ausführungen, die das französische Lesseps-Projekt im Auge hatten, hier kurz zu wiederholen:

„Unsere Politik ist ein Kanal unter amerikanischer Kontrolle. Wir können diese Kontrolle unter keinen Umständen einer europäischen Macht oder einer Gruppe europäischer Mächte einräumen. Hindernisse, die einer solchen Politik im Wege stehen, müssen beseitigt werden. Selbst wenn der Kanal mit fremdem Gelde erbaut wird, können wir keine Einmischung einer anderen Macht zu seinem Schutze zulassen, der ausschließlich uns anheimfallen muß.

Eine Wasserstraße durch den Isthmus ändert nicht nur von Grund aus die geographischen Beziehungen zwischen unsern atlantischen und pazifischen Gestaden, sondern auch zwischen den Vereinigten Staaten selbst und der ganzen übrigen Welt. Der Kanal muß daher ein integrierender Bestandteil unsrer Küsten werden. Ist schon unser bloßes Handelsinteresse daran größer, als das aller andern Länder, so ist sein Einfluß auf unsre M a c h t und Wohlfahrt, unsre **Verteidigungsfähigkeit**, unsre *nationale Geschlossenheit*, unsern *Frieden* und unsre *Sicherheit* von höchster Bedeutung für das ganze Volk."

In der jährlichen Botschaft vom 6. Dezember 1880 spricht Hayes abermals von dem Kanal als einer „Verkehrsstraße für die *Flotten* und Handelsschiffe der Welt" und lenkt erneut die Aufmerksamkeit auf sein vorerwähntes kanalpolitisches Glaubensbekenntnis.

Digitized by Google

Hayes ist tot und vergessen. Seine Worte aber sind nicht „interred with his bones",*) sie leben und haben wohl nicht zum kleinsten Teil dazu beigetragen, daß die Morgenröte des 20. Jahrhunderts eine gegen 1850 gänzlich veränderte Sachlage entschleierte! Führte doch der dringende Wunsch, mit den unerträglichen Beschränkungen des antiquierten Clayton-Bulwer-Abkommens endgültig aufzuräumen, zu der Weigerung des Senates, die von dem alten Geiste getragene erste Fassung des Hay-Pauncefote-Vertrages vom 5. Februar 1900 zu ratifizieren, weil diese mit dem Satze „no fortification shall be erected commanding the Canal or the waters adjacent"**) den militärischen Ambitionen der Amerikaner nicht gerecht wurde.

Für die damalige Haltung des Senates war die bekannte Fahrt der Oregon um das Cap Horn mitbestimmend. Dieses Schiff befand sich im Pacific, als es beim Ausbruch des Krieges mit Spanien zum Gros der amerikanischen Flotte im Caribischen Meere stoßen sollte, was seine einsame, von den Befürchtungen der Nation begleitete, lange Reise zur Folge hatte. Die alte, noch im Dienst befindliche Oregon soll daher auch bei der Eröffnungsfeier als erstes Schiff den Kanal passieren!

Der endgültigen Fassung des Hay-Pauncefote-Vertrages vom 18. November 1901 ging voraus die Korrespondenz***) zwischen den Lords Pauncefote†) und Lansdowne aus den Jahren 1900 bis 1901, worin den Amerikanern von Lord Lansdowne das Recht zur Befestigung des Kanals ausdrücklich, wenn auch nur in negativer Form, zugebilligt wurde, denn er schrieb:

> „Es ist äußerst wichtig, alle Zweifel über die Absichten der vertragschließenden Parteien zu beseitigen. In dieser Hinsicht wollen meines Erachtens die Vereinigten Staaten durch Auslassung jeder Bezugnahme auf die Verteidigungsfrage für sich das Recht in Anspruch nehmen, den Kanal gegen Zerstörung oder Beschädigung von Feindeshand zu schützen, falls sie sich im Kriege befinden."

Der Vertrag selbst redet demgemäß in Ziffer 2 der Ausführungsbestimmungen des Artikels III nur von Polizeigewalt! Warum das Recht der Amerikaner zur Befestigung damals nicht auch positiv und vertraglich festgelegt wurde, ist unerfindlich, wenn man nicht der vorher ausgesprochenen Ansicht von dem Widerstreit zwischen gewolltem und zugegebenem Zweck beipflichten will. Die offene Bezugnahme auf ersteren wurde aber in diesem Falle schließlich von beiden Vertragschließenden sorgfältig vermieden, und daher mutet das ganze Abkommen etwa an, wie eine nach langer Eifersuchtsszene tant bien que mal zustande gekommene Versöhnung, die nichtsdestoweniger den Keim zu weiteren Zwistigkeiten in sich trägt.

---

*) „Mit ihm begraben."

**) „Zum Schutze des Kanals und der angrenzenden Gewässer dürfen keinerlei Befestigungen aufgeführt werden."

***) Vgl. J. B. Moore's monumentales Werk „International Law Digest", Band III.

†) Damals englischer Botschafter in Washington.

Digitized by Google

An dieser Auffassung wird auch dadurch nichts geändert, daß der Staatssekretär Hay ein persönlicher Gegner der Befestigung war. Er verstieg sich u. a. dem damaligen amerikanischen Botschafter in London, Mr. Choate gegenüber zu dem Satze: „No Administration, unless perfectly imbecile, would care to fortify the Canal.“*) Der Senat war, wie erwähnt, andrer Meinung, und die unerklärliche Kurzsichtigkeit dieses sonst so geschätzten Diplomaten konnte den im Rollen befindlichen Stein vielleicht hemmen, aber nicht aufhalten.

Wenn nichts andres, so kommt jedenfalls in dem Meinungsaustausch Hay-Choate einerseits und Lansdowne-Pauncefote anderseits der vorbezeichnete Gegensatz der Kanalzwecke zum Ausdruck! De facto siegt zwar, wie erläutert, mit dem zugebilligten Recht zur Befestigung ein Teil des von Amerika gewollten Zweckes, de iure aber unterliegt er eigentlich ganz. Das zeigt ein Blick auf die der Suez-Kanal-Konvention nachgebildeten Ausführungsbestimmungen des Artikels III, deren Auslegung sehr schwierig erscheint, wenn man die Vereinigten Staaten selbst als eine der kriegführenden Parteien einsetzt! Auch mit dem Einwurf: „Inter arma silent leges“ (und Verträge) kommt man hierüber nicht hinweg.

Und nun gar Artikel IV! England scheint den beabsichtigten Landerwerb**) auf dem Isthmus vorauszusehen und pfropft auf ein zu erwartendes „droit réel“ der Amerikaner flugs ein „droit d'obligation“, das nun gewissermaßen als lästige Hypothek auf dem noch nicht einmal erworbenen Hause, der Kanalzone, ruht! Die Amerikaner aber, weil sie ihre Karten nicht aufdecken wollen, nehmen die Beschränkung einstweilen ruhig hin.

Wäre der Kanal von Amerika nur als Handelsstraße gedacht, so könnte er international und neutral werden und ad calendas graecas bleiben. Da er aber viel mehr sein soll, da er eine außerordentlich stark ausgeprägte militärische Seite hat, muß er notgedrungen unter die amerikanische Flagge kommen! Die Katze wird indessen nicht ganz aus dem Sack gelassen und hat nur eine Kralle gezeigt. Denn doch denken beide Kontrahenten bereits an die enorme Erweiterung der Machtsphäre der Vereinigten Staaten infolge einer quasi Verdoppelung ihrer Flotte, herbeigeführt durch die Abkürzung der Entfernung vom Atlantic zum Pacific von 13 000 auf nur 5 000 englische Meilen, als erstes greifbares und militärisch hochwichtiges Ergebnis des vollendeten Kanals.

Daran dachte auch der damalige Präsident Roosevelt, als er nach dem Auskauf der Franzosen den Erwerb der Kanalzone durch Billigung des Hay-Bunau-Varilla-Vertrages vom 18. November 1903 herbeiführte. Dieser Vertrag sollte ursprünglich mit der Republik Columbia abgeschlossen werden. Columbia glaubte aber durch Verschleppung der Verhandlungen das Angebot der Vereinigten Staaten in die Höhe treiben

*) „Nur eine ganz törichte Regierung würde den Kanal befestigen wollen.“

**) Vgl. Anmerkung 2 auf Seite 485.

Digitized by Google

zu können und sah sich dann plötzlich durch eine Revolution auf dem Isthmus (die 58. seit 1850), deren Resultat die von Amerika sofort anerkannte unabhängige Republik Panama war, ihrer Hoheitsrechte über diesen ihren bisherigen Landesteil beraubt!

Die energische Politik Roosevelts, der kein Mittel scheute, um endlich den Kanalbau in der für Amerika vorteilhaftesten Form durchzusetzen, stand als treibende Kraft auch hinter besagtem Aufstand. Und er hatte recht „Qui aime les fins doit aimer les moyens!“ Ein an sich gewiß anfechtbarer Grundsatz, dessen Beherzigung in diesem Falle aber vom staatsmännischen Gesichtspunkte aus geboten war. Über philisterhafte, nörgelnde Kritik an ihrer Handlungsweise konnte die damalige Regierung getrost zur Tagesordnung übergehen, denn jetzt wurde das im Hay Pauncefote-Vertrag verbriefte papierne Recht zur Kontrolle und Beschützung des Kanals zur Wirklichkeit! Die Möglichkeit zur Herstellung einer nationalen amerikanischen Wasserstraße auf eigenem Grund und Boden im Grant'schen Sinne*) mit einem vertraglich festgelegten Befestigungs- und Besatzungsrecht (Artikel XXIII) war gegeben und damit dem gewollten Zweck endlich zur Lebensfähigkeit verholfen!

Als eine ganz logische Folgeerscheinung der Hayes'schen Worte und Rooseveltschen Taten muß man daher auch die seit Jahren befolgte Flottenstützpunkt-Politik der Union zum Ausbau einer starken strategischen Stellung im Caribischen Meere und im Pacific betrachten. Mit der fortschreitenden Vollendung des Kanals ist eine weise Zurückhaltung, die in dieser Hinsicht geboten war, solange der Isthmus beide Ozeane und Flottenteile trennte, mehr und mehr gewichen. Immer energischer kommt der Wille zum Ausdruck, mit dem mächtigen Instrument des Panama-Kanals in der Hand, eine Meere beherrschende Stellung einzunehmen und zu behaupten.

Skizze 42.

Die bereits geschichtlich gewordene Erwerbung des kohlenreichen Alaska, der Marianen-Insel Guam, der kleinen Samoa-Inseln und der Sandwich-Islands, die Anlage der mächtigen Flottenbasis von Pearl-Harbor daselbst, sowie der Ausbau aller Marine-Anlagen und Befestigungen an der pacifischen Küste, vor allem in San Francisco und Puget-Sound, stehen mit dem militärischen Endzweck des Panama-Kanals in einem unleugbaren inneren Zusammenhange.

Die im vorigen Jahre erfolgte Erkundung und Besitzergreifung der Palmyra-Inseln erfolgte im Sinne der amerikanischen Absicht, als weiterer Schritt zur Beherrschung des Pacific, über diesen Ozean ein Netz funkentelegraphischer Stationen zu spannen.

Die Philippinen, den schwächsten Punkt der amerikanischen Stellung im Stillen Ozean, will man unter Umständen opfern oder, wie Präsident Wilson sich unlängst ausdrückte, nach vorübergehendem Suzeränitätsverhältnis selbständig werden lassen. Ein entscheidendes Wort in dieser Angelegenheit dürfte indessen nur von dem wachsenden amerikanischen Stärkegefühl und Nationalstolz gesprochen werden.

*) „Ich empfehle einen amerikanischen Kanal auf amerikanischem Grund und Boden für das amerikanische Volk.“ General Grant.


Digitized by Google

Wenn noch im vorigen Frühjahr auf Betreiben des Senators Lodge die Welt lediglich erfuhr, daß die Galapagos-Inseln, deren Bedeutung für die Beherrschung der Zugangsstraßen zur pacifischen Kanalmündung nicht anzuzweifeln ist, auf Grund der Monroe-Doktrin an keine fremde Macht fallen dürften, so liegt wohl heute der Zeitpunkt ihrer Erwerbung durch die Vereinigten Staaten nicht mehr allzufern!

Der Schrecken einer japanischen Besiedelung der Magdalena-Bai, die bekanntlich von Mexiko vorübergehend an die Vereinigten Staaten für „Schießübungen" verpachtet war, ist noch in frischer Erinnerung. Wiewohl diese Angelegenheit damals mit einer beruhigenden Erklärung des Präsidenten Taft abgetan wurde, so ist sie doch keineswegs begraben. Man muß sich im Gegenteil darüber klar sein, daß der Besitz von Nieder-Californien wegen der durch Panama erhöhten militärischen Bedeutung seiner Küsten nunmehr endgültig auf der Desideratenliste jedes einsichtigen amerikanischen Politikers steht! Das gelbe Gespenst hat das Seinige dazu getan.

Ein gleiches gilt von dem augenblicklich mit Nicaragua schwebenden Vertrage, demzufolge gegen Zahlung von 3000000 Dollar diese Republik den Vereinigten Staaten neben dem ausschließlichen Recht zum dortigen Kanalbau die Fonseca-Bucht zur Errichtung eines Flottenstützpunktes auf 99 Jahre überläßt. Hiermit sind japanische Absichten, in Nicaragua ähnliche Konzessionen zu erhalten, endgültig durchkreuzt, da eine Ratifizierung dieses Vertrages durch den amerikanischen Senat kaum zu bezweifeln ist.*) Für die Wichtigkeit dieser Abmachung ist die strikte Geheimhaltung aller ihr vorausgehenden Verhandlungen bezeichnend. Selbst die Mitglieder des Senats-Komitees für auswärtige Angelegenheiten hatten keine Ahnung davon!

Die bekanntlich gescheiterten Reziprozitäts-Verhandlungen mit Kanada gehören auch in dieses Kapitel. Ihre Verwirklichung hätte eine engere Verbindung der beiden Nachbarländer zur Folge gehabt und so zur Schaffung einer geschlossenen Front am Pacific geführt. Es liegt auf der Hand, daß dieser Gedanke nicht zum Gegenstand öffentlicher Erörterung gemacht werden konnte, obwohl er seinerzeit sicherlich im Kabinett des Präsidenten Taft eingehend erwogen worden ist.

Im Caribischen Meere ist Guantanamo bereits in amerikanischen Händen, unter dem vorerwähnten Vertrage mit Nicaragua werden auch die an dessen Ostküste gelegenen Great und Little Corn Islands amerikanisch, und früher oder später dürfte auch das hauptsächlich von Amerikanern bewirtschaftete Pine Island als Entgelt für ungezahlte cubanische Schulden in den Besitz der Vereinigten Staaten übergehen.

Cuba „libre" seinerseits, dessen Unfähigkeit, sich selbst zu regieren, immer mehr zum Ausdruck kommt, wird ebensowenig wie die Insel Haiti dem amerikanischen Einfluß und Machtbedürfnis auf die Dauer widerstehen können und die Entwicklung

*) Der „New York Herald" hat anfangs Juni die Nachricht von der vollzogenen Ratifizierung gebracht.

Digitized by Google

der Dinge deutet darauf hin, daß eines Tages auch jene Gebiete amerikanisch werden. Die Besitzergreifung von Porto-Rico war nur der Auftakt für diese Bestrebungen, die — temporäre — Räumung von Cuba aber eine Laune, deren Dauer nicht zu berechnen ist.

Denn in demselben Maße wie die Handels- und somit Lebensinteressen der Amerikaner im Caribischen Meere wachsen, macht sich ihr Bestreben zur Beherrschung auch dieses Ozeangebietes geltend, dem man bereits schlechthin den Beinamen des amerikanischen Mittelmeeres beilegt!*)

Hier blickt das gleichfalls stark interessierte England, im Pacific hingegen Japan mit eifersüchtigen Augen auf das gewappnete Vordringen Amerikas. Und das führt zu dem vielleicht schwerwiegendsten Beweis, den man für das Bestehen des dauernd an Bedeutung gewinnenden gewollten militärischen Zwecks des Kanals anführen kann, nämlich auf das seit der Einwanderungsfrage mehr oder minder im labilen Gleichgewicht befindliche Verhältnis der Vereinigten Staaten zu Japan. Der tiefer liegende eigentliche Streitpunkt aber zwischen Amerika und Japan ist wohl, von handelspolitischen Fragen in Asien abgesehen, die Beherrschung des Pacific!

Bedeutet diese auch für die Vereinigten Staaten keine Lebensfrage, so ist doch die Weltmachtstellung dieses Landes offenbar eine ganz andere, wenn es mit der unumstrittenen Herrschaft auf dem Stillen Ozean den entscheidenden Einfluß in Ostasien in Händen hält.

Japan seinerseits kann aber ohne die Beherrschung des Stillen Ozeans nicht die Entwicklung nehmen, die ihm durch seine geographische Lage und seine eigenen ehrgeizigen Ziele vorgezeichnet ist, befindet sich also gewissermaßen in einer Zwangslage. Seine Stellung bleibt bis zur Vollendung des Kanals auch die günstigere. Die amerikanischen Stützpunkte: Philippinen und Hawaii, liegen sozusagen vor seiner Tür und sein Einfluß durch Rassenverwandtschaft mit den Filipinos und gleiche Nationalität mit etwa zwei Drittel der Bevölkerung der Sandwich-Inseln ist in beiden Gebieten groß. Die Unterwerfung der Filipinos durch die Amerikaner ist zudem keineswegs beendet, was die immer wieder aufflackernden Aufstände — davon der letzte zu Beginn des Jahres — beweisen. Nach Eröffnung des Kanals aber kann nur ein unvermuteter Anschlag gegen diesen oder ein märchenhaftes Flottenprogramm das Rennen machen. Qui vivera verra.

Daß Japan seine Fühler nicht nur nach Australien und so ziemlich allen Inseln des Stillen Ozeans ausstreckt, sondern auch bereits mehrfach auf dem amerikanischen Kontinent festen Fuß zu fassen versucht hat, ist bekannt. Es sei nur erinnert an seine aus den letzten vier Jahren herrührenden Bemühungen, wichtige Konzessionen in Columbia und Nicaragua zu erhalten, Nieder-Californien zu besiedeln und den

*) Vgl. S. Bonsal, „The American Mediterranean“.


Digitized by Google

Strom seiner Auswanderung, dem Roosevelt*) die Türe wies, auf diejenigen cis-pacifischen Häfen und Länder anzusetzen, über denen das Sternenbanner nicht weht.

Der amerikanisch-japanische Gegensatz liegt mit einem Worte seit Jahren in der Luft und kann jeden Augenblick wieder aktuell werden! Seine möglichen militärischen Konsequenzen sind daher zweifellos für den Kanalbau sehr viel entscheidender gewesen als der Wunsch, der handeltreibenden Menschheit innerhalb und außerhalb der Vereinigten Staaten einen Liebesdienst zu erweisen. Nicht nur der Teufel, sondern auch Uncle Sam „ist ein Egoist und tut nicht leicht um Gotteswillen was einem anderen nützlich ist".

Wie aber steht es mit dem unmittelbaren Nutzen des Kanals, soweit er nicht auf militärischem Gebiet liegt? Die Antwort auf diese Frage lautet, für die nächste Zukunft jedenfalls, nicht besonders tröstlich. Denn wiewohl den Vereinigten Staaten auch ein kommerzieller Vorteil von einem Kanal winkt, der ihre Ost- und Westküsten einander, diese folglich auch Europa näher bringt und somit ihren dünn bevölkerten Westen willkommener Einwanderung öffnet, seine größten Handelsvorteile genießen doch zunächst hauptsächlich Länder mit einem ausgedehnten Welthandel und großen Handels-Flotten. In dieser Hinsicht haben aber England und dann Deutschland die Führung.

Die Vereinigten Staaten selbst verfügen bekanntlich bisher nur über eine stark entwickelte Binnen- und Küstenschiffahrt und werden zu dem beabsichtigten weiteren Ausbau ihrer Hochsee-Handelsflotte noch sehr viel Zeit gebrauchen. Ihr Welthandel aber steht erst an dritter Stelle und nur 9,4 v. H. ihres Exportes und Importes werden zur Zeit unter eigener Flagge verfrachtet!

Man kann auch nicht wohl von einer glänzenden Anlage reden, da das im Kanal investierte Kapital, wozu auch die Erwerbskosten für die Kanalzone**), die Ausgaben für die Befestigungsanlagen und Kasernenbauten zu rechnen sind,

---

*) Daß Japan die damals übernommene Verpflichtung, die Auswanderung nach Californien zu verhüten, auf die leichte Achsel genommen hat, geht aus der neuerlichen (nach Abfassung dieses, zu Anfang März beendeten Artikels, ins Leben gerufenen) californischen Landgesetzgebung hervor, die das Recht, Grund und Boden zu erwerben oder zu vererben den amerikanischen Staatsangehörigen vorbehält. Die Asiaten — bereits über 12 v. H. der dortigen Bevölkerung von $2^1/_3$ Millionen Seelen — sind aber verfassungsgemäß von der Naturalisation ausgeschlossen.

Wenn man bedenkt, daß heute schon mehrere Hunderttausend Morgen besten californischen Landes in den Händen der dauernd zunehmenden gelben Rasse sich befinden, so kann man die Haltung der californischen Staatsregierung sehr wohl begreifen. Auf der andern Seite ist es durchaus verständlich, daß der zum jetzigen Zeitpunkt von ihr getane Schritt äußerst ungelegen für die Bundesregierung in Washington kam. Warum, kann sich jeder selbst sagen, der die Ereignisse in Cuba und vor allem in Mexiko verfolgt hat und sich des Umstandes erinnert, daß der Panama-Kanal erst anfangs des nächsten Jahres fertig wird.

**) Eine einmalige Abfindung von 10 000 000 Dollar und eine 1913 beginnende Jahresleistung von 250 000 Dollar auf 90 Jahre. (Hay-Bunau-Varilla-Vertrag, Artikel XXII.)

Digitized by Google

400 000 000 Dollar weit übersteigt, ja infolge der Unterhaltungskosten der dortigen Truppen und Befestigungen gewissermaßen dauernd anwächst, und sich somit nicht leicht verzinsen wird!

Werden wirklich, wie Oberst Goethals verlangt, 25 000 Mann in der Kanalzone stationiert, so können diese bei der Kleinheit der amerikanischen Armee nur aus einer Heeresvermehrung gewonnen werden und kosten dem Staate mindestens ein Plus von 30 000 000 Dollar jährlich, wenn man den bekannten Tropen-Jahresbetrag von 1200 bis 1300 Dollar pro Kopf in Ansatz bringt. Mit andern Worten, das investierte Kapital erhöht sich alle 15 Jahre um seinen Anfangsbetrag. Aus Gründen, die auf der Hand liegen, kann man aber einer starken Besatzung der Kanalzone nicht entraten.

Der jährliche Kanalverkehr ist mit etwa 10 000 000 Tonnen veranschlagt worden. Hiervon soll ein Viertel auf die abgabenfreie Küstenschiffahrt entfallen. Bei den bekannten Gebührensätzen von 0,50 bis 1,20 Dollar pro Tonne entspricht dieser Verkehr einer Brutto-Einnahme von höchstens 7 500 000 Dollar, d. h. etwa 1,7 v. H. der investierten Summe. Dieser Einnahme stehen die vorerwähnten, laufenden Ausgaben, die Betriebsunkosten, der Zinsendienst für die Kanalbonds und die jährliche Abgabe an die Republik Panama gegenüber.

Damit wird der Kanal an sich statt zum werbenden zum fressenden Kapital. Er wird also vorderhand unmittelbar nichts einbringen, es sei denn, daß man allmählich dazu überzugehen versucht, alle Schiffe amerikanischer Flagge von Abgaben zu befreien und die ausländischen Passanten sehr viel höher zu belasten. Dies aber würde seine Benutzung ungünstig beeinflussen und zu internationalen Verstimmungen führen. Bleibt also nur der mittelbare Nutzen des Kanals für den amerikanischen aber auch ausländischen Handel übrig. Sein unmittelbarer Nutzen dagegen ist dem gewollten Zweck entsprechend lediglich militärischer Natur.

Als letztes Glied der Kette von Beweisen sei der Wille der Vereinigten Staaten angeführt, keinesfalls den Bau eines Konkurrenz-Kanals zu dulden. In dieser Hinsicht ist die letzte Botschaft des Präsidenten Taft vom 1. März 1913 über die Beziehungen zu Columbia bezeichnend.

Da Columbia seit dem Erwerb der Kanalzone grollt, hat man versucht, diese Republik durch Geld zu versöhnen. Für die gebotene Summe von 10 000 000 Dollar sollte Columbia den Amerikanern gleichzeitig die Konzession für das Atrato-Kanal-Projekt*) erteilen und ihnen die Caribischen Inseln Old Providence und St. Andrews als Luftschiff-, Funkspruch- und Kohlen-Stationen überlassen.

Auf Seite 10 der Botschaft sagt Taft: „Dem Verlangen, uns die Option auf den Bau des Atrato-Kanals zu sichern, liegt die gleiche Politik wie dem jüngsten Ab-

*) Das Atrato-Kanal-Projekt besteht in der Absicht eines chilenischen Ingenieurs, den schiffbaren Atrato, der in den atlantischen Golf von Darien mündet, mit dem Pacific dadurch zu verbinden, daß die trennende Bergkette von etwa 500 Fuß Höhe und 40 englischen Meilen Breite durchtunnelt wird.



Digitized by Google

kommen mit Nicaragua zugrunde, nämlich ein für alle Mal das Gerede über einen von Amerika nicht kontrollierten Kanal zum Schweigen zu bringen."

Columbia hat vorderhand abgelehnt und wünscht eine schiedsgerichtliche Entscheidung über seine vermeintlichen Ansprüche gegen die Vereinigten Staaten herbeizuführen. Es ist aber anzunehmen, daß schließlich doch ein Modus gefunden wird, der den Amerikanern zum Ziele verhilft.

Daß ein Atrato- oder Nicaragua-Kanal in Händen einer fremden Macht vom kommerziellen Standpunkte aus unangenehm, aus rein militärischen Gründen hingegen außerordentlich bedrohlich wäre, ist klar. Die militärischen Erwägungen waren daher auch für diesen Schachzug der amerikanischen Politik entscheidend.

Mit dem bisher Gesagten scheint die eingangs aufgestellte Behauptung von dem vorwiegenden und damit gewollten militärischen Zweck des Kanals erwiesen zu sein. Die aufgeführten Tatsachen sprechen teils unmittelbar, teils mittelbar dafür.

Nichtsdestoweniger wäre es verkehrt, diesen militärischen Zweck des Kanals als die Triebfeder, seine Erreichung als das Endergebnis einer großzügigen, weitausschauenden, imperialistischen Politik zu betrachten, da von einer solchen wegen der eigenartigen innerpolitischen Verhältnisse der Vereinigten Staaten nicht die Rede sein kann. Gilt doch den schnell wechselnden Regierungen als alleiniger Maßstab für ihre Handlungen stets nur deren Volkstümlichkeit. Um so erstaunlicher ist es, daß trotzdem das mit Händen zu greifende Resultat vorliegt.

Der gewollte Zweck des Kanals ist, wie gesagt, alt, aber Generationen mußten hinsterben, ehe er scharf umrissen hervortrat, da ein mangelndes politisches Verständnis der Massen die Ausbreitung eines Gedankens verzögerte, der nichtsdestoweniger stets eine gewisse Anzahl erleuchteter Anhänger hatte. Heute indessen scheint er wie ein neues Volkslied die Gemüter zu erfassen, und der Konflikt mit England trägt das Seinige dazu bei!

Sollte auch die wahre Bedeutung des Kanals unter den Demokraten vorübergehend in den Hintergrund treten, — niemand kann das vorhersagen —, die Nation als solche wird doch bei dem praktischen Sinn der Amerikaner eines Tages den Kanal sicherlich als das erkennen, was er tatsächlich in erster Linie ist, nämlich als einen militärischen Machtfaktor ersten Ranges!

Dieser Augenblick der Erkenntnis dürfte, wenn nicht alles täuscht, mit der Kanal-Eröffnung zusammenfallen. Sich darauf vorzubereiten, scheint ratsam. Denn der Kanal wird damit nicht nur, wie Präsident Hayes sagte, die geographischen, sondern auch die politischen Beziehungen der Vereinigten Staaten zu der übrigen Welt erheblich ändern!

In welcher Art, das auszuführen ist hier nicht weiter zu erörtern. Es mag nur kurz angedeutet werden, daß mit dem Tage der Freigabe des Kanals die Vereinigten Staaten in dem zunächst friedlichen Ringen mit Japan um die Herrschaft im

Digitized by Google

Stillen Ozean die Offensive ergreifen. Es wird sich sonach zwischen den beiderseitigen Flotten ein Wettrüsten entspinnen.

Die vor nunmehr 90 Jahren gegen Europa gemünzte Monroe-Doktrin (The American Continents . . . . are henceforth not to be considered as subjects for future colonisation by any European Powers*) wendet sozusagen ihr Gesicht automatisch nach Asien, wo allein die künftigen Gefahren schlummern. Diese aber bestehen nicht nur in kolonisatorischen Bestrebungen und eventuellen kriegerischen Verwicklungen, sondern zunächst vor allem in der Bedrohung, die in einer starken asiatischen Beeinflussung des lateinischen Zentral- und Süd-Amerikas liegt.

Jene reichen, dünn bevölkerten Gebiete üben mehr und mehr eine magnetische Anziehungskraft auf Japans und Chinas Bevölkerungsüberschuß aus. Die Wahrscheinlichkeit ihrer stetig zunehmenden Durchsetzung mit gelben, heidnischen Elementen steht daher wie eine schwere Gewitterwolke am politischen Himmel der Union, und das um so mehr, als die lateinische Bevölkerung des amerikanischen Kontinents den Vereinigten Staaten feindlich gesonnen ist.

Je lauter hier der Ruf erklingt „Amerika den Amerikanern", desto tiefer wird er in Zentral- und Süd-Amerika als Affront empfunden. Die dortigen aufstrebenden Staaten, besonders Argentinien, Brasilien und Chile deuten jenen Satz wohl nicht mit Unrecht: „Amerika den Vereinigten Staaten!" Sie halten daher Umschau nach einem Bundesgenossen gegen den ihnen im Grunde verhaßten „Gringo". Sie finden ihn natürlich im gelben Manne und zwar vorerst in Japan, dem England**) bisher, erst offen, dann heimlich, den Rücken stärkte.

Die Vereinigten Staaten müssen aus diesem Grunde und auch im Sinne des Hayes'schen Wortes: „Der Kanal ein Teil unserer Küsten" das Land zwischen dem Rio Grande und der Kanalzone in irgendeiner Form unter ihre Oberhoheit und Kontrolle bringen, obwohl jede Äußerung einer hierauf abzielenden Politik naturgemäß die übrigen lateinischen Republiken, die sich der Union gegenüber immer solidarischer fühlen, mehr und mehr verbittern wird!

Zieht man die Summe aus all diesen Betrachtungen, so dürften sich für diesen Erdteil als unmittelbare Folgeerscheinungen des Panamakanals u. a. ergeben:

a) Das verschärfte Streben der Vereinigten Staaten nach der Hegemonie auf dem amerikanischen Kontinent, mindestens bis zur Kanalzone, vielleicht bis hinab zum Äquator.

b) Ein hiermit verbundener scharfer Konkurrenzkampf gegen den fremden, besonders europäischen Handel im gesamten lateinischen Amerika.

---

*) „Das gesamte amerikanische Festland ist künftig nicht mehr als Ansiedelungsgebiet für europäische Mächte zu betrachten."

**) Englands Haltung findet seine Erklärung in dem begreiflichen Wunsche, den asiatischen Bundesgenossen vom eigenen Hause (Australien, Neu-Seeland usw.) fernzuhalten.


Digitized by Google

c) Ein ernstliches Ringen der Union mit Japan um die Beherrschung des Pacific,
d) ihr Trachten, den eigenen Kontinent von der gelben Rasse rein zu halten.
e) Die Entwicklung der amerikanischen Hochseeschiffahrt.
f) Allmählicher Übergang der Vereinigten Staaten zu einer ausgesprochen imperialistischen Politik unter Verstärkung von Heer und Flotte.

Aber auch für die übrige Welt wird der isthmische Kanal von einer Bedeutung sein, mit der sich die seines älteren Bruders, des Suezkanals, nicht im entferntesten messen kann! Dieser war mehr eine interne Angelegenheit des „orbis terrarum antiquis notus", während jener die ganze Westhälfte des amerikanischen Kontinents dem europäischen, seine ganze Osthälfte dem asiatischen Einfluß um Tausende von Meilen näherrückt. Damit steht diese ganze, im Sinne moderner Kultur noch junge, auch nur spärlich bevölkerte Hemisphäre plötzlich im Brennpunkt eines zu erwartenden Kampfes zwischen zwei Zivilisationen, die auf Grund ihrer Wesensunterschiede einander befehden müssen, und um so heißer miteinander ringen werden, als sich ihnen ein neues Schlachtfeld erschließt.

Von der Entdeckung Amerikas, der großen Landbarriere, die trennend zwischen zwei Weltmeeren liegt, hat der Historiker den Anbruch der „Neuzeit" datiert! Ist es nicht folgerichtig, zu glauben, daß unsere Epigonen dereinst das Jahr, in dem diese Barriere überwunden wurde, zum Ausgangspunkt einer neuen weltgeschichtlichen Epoche nehmen werden, um so mehr, als andere weltbewegende Ereignisse zeitlich damit zusammenfallen dürften!

Nicht allein in Europa, nahezu überall in der Welt haben sich die Probleme innerer und äußerer Politik in einer Weise verdichtet, daß eine Krise stets eintreten kann. Ob sie gleichzeitig mit der Kanaleröffnung oder ein paar Jahre später eintritt, spielt keine Rolle. Sie kommt „propter invidiam", es sei denn, daß sich die zankenden Vettern in zwölfter Stunde auf ihre gemeinsame Mission besinnen.*)

Auf dem Isthmus lauscht man unwillkürlich dem Atemholen der Weltgeschichte. Altspanische Ruinen blicken dort als stumme Zeugen verblichenen Glanzes eines zerfallenen Imperiums auf den geschäftigen Tag der Gegenwart. Das versunkene E i n s t, das laute J e t z t, sie reichen sich auf jenem Erdenfleck unvermittelter die Hände als sonstwo auf unserm Planeten. Und die Erinnerung an das, w a s w a r, das Bewußtsein von dem, w a s i s t, lösen auf dieser hohen Warte der Weltgeschichte die inhaltsschwere Frage aus: W a s w i r d?

Ist es ein Zufall, daß die trägen Wogen des Pacific, dessen Brandung durch die Abendstille rauscht, in g e l b l i c h e n Farbentönen schimmern? Ist es ein Zufall, daß im Westen die Sonne so b l u t r o t in die Fluten taucht? Ist es ein Zufall, daß

*) Vgl. Paul Rohrbach: „Der Deutsche Gedanke in der Welt", 1912 und Lady Phillips: „A friendly Germany Why not?" 1913.

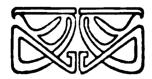
Digitized by Google

in diesem Augenblick die Sprengungen von Culebra in gewaltiger Kanonade auf beide Ozeane hinausdonnern? Oder ist dies eine symbolische Antwort auf das stumme Forschen nach der Zukunft?

Der Panamakanal war ein Zankapfel, Menschenalter bevor der erste Spatenstich getan wurde. Die Amerikaner haben ihn sich errungen zum Kampf! „Kampf" ist das Losungswort, das über ihm schwebt, und wie sein Werdegang, so steht auch seine Zukunft, im Zeichen des Mars!

Von Menschenhand geschaffen, ist er ein Werk, dessen ragende Bedeutung der Stunden Dünensand niemals verschütten wird, eine grandiose Schöpfung, die aber auf die Geschicke seiner Erbauer und aller übrigen Erdenbewohner einen mächtigen, ungeahnten Einfluß so lange ausüben wird, bis eines fernen Tages die vollendete Beherrschung des Luftmeeres der Menschheit neue Bahnen weisen mag. Und so bewahrheitet sich auch am Panamakanal, wenn auch nur teilweise und in übertragener Bedeutung, das Goethe'sche Wort:

„Am Ende hängen wir doch ab,
Von Kreaturen, die wir machten!"



Digitized by Google

Der Artilleriekampf und die artilleristische Vorbereitung des Infanterieangriffs im Festungskriege.

Der Artillerieangriff soll zunächst das Feuer der Festungsartillerie von der Infanterie des Belagerers ablenken und es alsdann so niederhalten, daß ein ausreichend starker Teil der Belagerungsartillerie dazu übergehen kann, den Infanterieangriff wirksam vorzubereiten und zu unterstützen. Diesem wichtigsten Gesichtspunkte hat sich die Gefechtstätigkeit der Artillerie in jeder Lage anzupassen. Der Artilleriekampf ist somit kein selbständiger Gefechtsabschnitt, sondern nur ein Mittel zum Zweck. Er ist auch zeitlich nicht vom Infanterieangriff getrennt. Die taktischen Anschauungen haben sich auch hier im Festungskriege, ähnlich wie im Feldkriege, weiterentwickelt. Die früher bestehende Ansicht, daß die Infanterie mit dem Vorgehen aus der den Aufmarsch der Artillerie deckenden Stellung erst nach siegreicher Beendigung des Artilleriekampfes beginnen könne, läßt sich heute nicht mehr aufrechterhalten. Deshalb muß die Gefechtstätigkeit der Infanterie und Artillerie von vornherein gemeinsam betrachtet werden.

Die Belagerungsartillerie wird auf Grund ihrer vorhergegangenen Erkundungen und Kämpfe schon vor Beginn des entscheidenden Artilleriekampfes einige Klarheit über die Feuerstellungen des Gegners und deren Bedeutung gewonnen haben. Sie besitzt deshalb im Gegensatz zum Verteidiger bereits ausreichende Grundlagen für eine vorläufige Feuerverteilung. Ihre Beobachtungsstellen sind seit einiger Zeit besetzt, jedem Regiment und Bataillon sind besondere Erkundungsstreifen zugewiesen, innerhalb deren sie die Ziele festzulegen haben. Die Fußartillerie-Brigadekommandeure der Abschnitte werden also ein wenigstens für den ersten Bedarf ausreichendes Bild vom Gegner gewonnen haben und vermögen nun auf Grund der Weisungen des Abschnittskommandeurs jedem Regiment seine Ziele zuzuweisen. Oft wird dabei auch in den Befehlsbereich der Regimenter eingegriffen werden müssen, denn nur die Bataillone sind mit gleichen Geschützen bewaffnet, die Regimenter aber setzen sich meist aus Bataillonen mit verschiedener Geschützart zusammen. Daraus ergibt sich dann sehr oft ganz von selbst der Befehl, gegen welche Ziele die einzelnen Bataillone einzusetzen

Digitized by Google

sind, wenn man auch solche Eingriffe nach Möglichkeit vermeidet. Der Regimentskommandeur wird damit übrigens nicht ausgeschaltet. Ihm bleibt die Verantwortung dafür, daß die Bataillone ihre Ziele richtig auffassen und sachgemäß bekämpfen. Sehr häufig wird er auch dazu verwendet werden können, das Feuer mehrerer Bataillone verschiedener Regimenter, die gegen dasselbe Ziel angesetzt sind, einheitlich zu leiten. Die Unterstellung der Bataillone wird sich also während des Artilleriekampfes nicht selten ändern, denn wichtiger als das Festhalten der ursprünglichen Verbände ist die einheitliche Feuerleitung am Ziel.

Zusammenfassen der Wirkung an der entscheidenden Stelle.

Mit den ihnen ursprünglich zugewiesenen Erkundungsstreifen können die Gefechtsaufgaben der Regimenter und Bataillone meist nicht zusammenfallen, denn das würde nur zu einem gleichmäßigen frontalen Bekämpfen des gegenüberliegenden Stückes der feindlichen Stellung führen, das keinen entscheidenden Erfolg ergeben könnte. Das Wesen der Artillerietaktik liegt vielmehr darin, daß die wichtigsten Ziele herausgefunden werden und gegen diese eine sichere Überlegenheit vereinigt wird. Je besser das gelingt, um so schneller wird der Erfolg erreicht. Vom schießtechnischen Standpunkte aus ist das allerdings schwieriger, als wenn jeder Batterie ihr besonderes Ziel zugewiesen werden kann, aber solche Schwierigkeiten müssen überwunden werden. Ohne Zweifel muß also an der entscheidenden Stelle das Feuer mehrerer Batterien gegen je eine feindliche zusammengefaßt werden. Das findet freilich in der Praxis bald seine Grenze an der Beobachtungsmöglichkeit. Jede Batterie muß noch mit Sicherheit in der Lage sein, ihre Schüsse von denen der andern zu unterscheiden, denn nur dann wird die Munition zweckmäßig verwertet. Selbst bei Anwendung verschiedener Feuerarten — Salve und Einzelfeuer — wird es nicht möglich sein, mehr als zwei mit Aufschlag feuernde Steilfeuerbatterien gegen eine feindliche anzusetzen. Dazu kann dann vielleicht noch eine mit Schrapnells feuernde Batterie treten. Die Wirkung allzusehr zu häufen, hat keinen Zweck. Feuern zu viele Batterien auf dasselbe Ziel, so lassen sich entweder deren Schüsse nicht auseinanderhalten, oder es muß sehr langsam gefeuert werden. In beiden Fällen vermehrt sich die Wirkung nicht, sondern sie vermindert sich wahrscheinlich. Will man deshalb die Wirkung gegen besonders wichtige Ziele noch weiter verstärken, so empfiehlt es sich nicht, noch mehr Batterien dagegen einzusetzen, sondern es ist einfacher und wirksamer, die Munitionsmenge der dagegen feuernden Batterien zu erhöhen und die der gegen minder wichtige Ziele kämpfenden entsprechend herabzusetzen. Die Feuerleitung kann also auch in der Munitionsverteilung zum Ausdruck kommen. Diese wird oft das einfachste Mittel sein, die Wirkung nach dem jeweiligen Bedarf abzustufen.

Festlegen der feindlichen Artilleriestellungen als Grundlage für die Feuerleitung.

Selbst wenn es gelungen sein sollte, durch die einleitenden Erkundungen die allgemeine Linie der feindlichen Artilleriestellungen zu erkennen, wird es doch meist sehr schwierig sein, sie genau festzulegen und zu ermitteln, mit welchen Geschützarten die einzelnen Stellungen besetzt sind, da heute die weit überwiegende Mehrzahl der

Digitized by Google

Batterien völlig verdeckt steht. Schon die Unterscheidung von Feldartillerie und schwerer Artillerie ist nicht einfach; und schwieriger noch ist die Feststellung, wo Steilfeuer- und wo Kanonenbatterien stehen. Und doch ist das die wichtigste Grundlage für eine zweckmäßige Feuerverteilung. Erst eine längere Beobachtung des feindlichen Feuers und sorgfältiges Studium der Karte dürften hierüber einige Klarheit schaffen. Ein regelloses Feuer gegen die vermutlichen Stellungen des Gegners verspricht keinen im richtigen Verhältnis zum Munitionsaufwand stehenden Erfolg. Mit allen Mitteln muß daher danach gestrebt werden, diese Stellungen möglichst bald so genau festzulegen, daß innerhalb nicht zu weiter Grenzen dagegen gestreut werden kann. Dazu müssen alle Beobachtungsstellen bei Tag und Nacht zusammenwirken, denn der Erfolg im Artilleriekampfe wird bei sonst gleichen Bedingungen dem zufallen, der es am besten versteht, ein richtiges Bild von der Aufstellung des Gegners zu gewinnen. Es ist nicht zu verkennen, daß in dieser Beziehung der Angreifer meist in der günstigeren Lage ist, da der Verteidiger mit seinen Feuerstellungen doch im großen und ganzen an die ausgebaute Verteidigungsstellung gebunden ist und jedenfalls nicht allzuweit hinter ihr zurückbleiben wird, um seinen Wirkungsbereich nicht einzuschränken. Der Angreifer schreibt ihm ja das Gesetz vor, und der Verteidiger muß seine Stellung so wählen, daß er aus ihr alle an ihn herantretenden Aufgaben möglichst ohne Stellungswechsel zu lösen vermag. Der Angreifer hat dagegen in der Wahl seiner Feuerstellungen viel größere Freiheit. Er wird sie möglichst nach dem jeweiligen Zweck auswählen und deshalb oft zunächst nicht näher an die Festung herangehen, als die erste Aufgabe es bedingt. So hat das Gelände, in dem die Stellungen der Angriffsartillerie zu suchen sind, eine viel größere Tiefe als das für die Verteidigungsartillerie verwertbare.

Luftaufklärung.

Dennoch wird es der Belagerungsartillerie wohl nicht möglich sein, durch die Erkundung vom Boden aus genügende Klarheit über die feindliche Stellung zu gewinnen. Scheinanlagen und in nicht besetzten Stellungen abgebrannte Kanonenschläge führen sie allzuleicht irre. Deshalb dürfte meist nur die Luftaufklärung genaue Grundlagen für das Bekämpfen verdeckter Artilleriestellungen liefern. Sie ist gerade für den Festungskrieg von höchster Bedeutung, denn sie erst eröffnet wieder die Möglichkeit, den Artilleriekampf in nicht zu langer Zeit zur Entscheidung zu bringen. Die Aussicht dazu bestand nicht mehr, seit beide Artillerien nach Einführung des rauchschwachen Pulvers sich grundsätzlich verdeckt aufstellten. Solange dieser Zustand bestand, mußte sich das beiderseitige Feuer im großen und ganzen auf ein Streuen in meist sehr weiten Grenzen beschränken, das außerordentlich viel Munition kostete und dennoch niemals in kurzer Zeit zu einer Entscheidung führen konnte. Bekanntlich ist es bei der Belagerung von Port Arthur weder den Russen noch den Japanern gelungen, die gut verdeckt stehenden und mit rauchschwachem Pulver feuernden Steilfeuerbatterien des Gegners aufzufinden. Daraus geht hervor, daß die Luftaufklärung

Digitized by Google

den Festungskrieg in ein anderes Stadium geführt hat. Für den Ausgang des Artilleriekampfes ist es deshalb von höchster Bedeutung, welcher von beiden Gegnern das Übergewicht in der Luftaufklärung gewinnt. Spätestens bei Beginn des Artilleriekampfes wird sich daher auch in den Lüften ein Kampf abspielen, dessen siegreicher Ausgang die Möglichkeit eröffnet, die gegnerische Artillerie schnell und wirksam zu bekämpfen. Dagegen dürfte das unmittelbare Mitwirken von Flugzeugen durch Abwurfgeschosse wohl nur wenig Nutzen gegen Artillerieziele versprechen.

Man würde sich indessen einer Selbsttäuschung hingeben, wenn man annehmen wollte, daß das Geheimnis der verdeckten Artilleriestellungen nun durch die Luftaufklärung mit einem Schlage entschleiert ist. Sehr häufig wird sie durch unsichtiges Wetter oder Wind ganz verhindert. Auch vermag geschickte Aufstellung der Batterien in Verbindung mit Scheinanlagen Schwierigkeiten zu schaffen. Auch die Luftaufklärung muß sich deshalb ihre Erkundungen erst mühsam erkämpfen, und das wird in Zukunft trotz aller technischen Fortschritte des Flugwesens nicht leichter sondern schwerer werden, denn in demselben Verhältnis wie die Luftfahrzeuge entwickeln sich auch die Mittel zu ihrer Bekämpfung.

Bekämpfung der Kanonenbatterien.

Für die erste Zielverteilung beim Eintritt in den entscheidenden Artilleriekampf ist zunächst zu berücksichtigen, daß die schweren Kanonenbatterien der Festung dem Belagerer während des Aufmarsches seiner Artillerie am unangenehmsten waren. Ihre Schrapnells durchfegten die Anmarschwege und verursachten bei jeder ungedeckten Bewegung Verluste. Diese Batterien werden deshalb bereits das wichtigste Ziel der den Feuerschutz der aufmarschierenden Artillerie bildenden Batterien gewesen sein. Sie sind auch jetzt noch lästig, weil sie den Munitionsersatz und das Heranziehen zurückgebliebener Batterien hindern. Da sie schon seit längerer Zeit im Feuer stehen und auch als Flachfeuerbatterien leichter aufzufinden sind, ist ein schneller Erfolg gegen sie zu erwarten. Der Belagerer wird also bestrebt sein, sie bald völlig zum Schweigen zu bringen. Ihre Vernichtung gibt zugleich der Infanterie größere Bewegungsfreiheit und gestattet das nähere Herangehen der Fesselballone, die sich bis dahin so weit zurückhalten mußten, daß sie wahrscheinlich nicht viel zu sehen vermochten. Dabei muß man sich aber immer darüber klar bleiben, daß in der Bekämpfung der Kanonenbatterien nur eine Nebenaufgabe gesehen werden darf, die nicht wesentlich zur Entscheidung beiträgt. Es wäre deshalb nicht richtig, starke Kräfte für diesen Zweck einzusetzen. Die Entscheidung fällt allein im Kampfe mit den Steilfeuerbatterien der Festung. Gegen diese ist deshalb die Hauptfeuerkraft einzusetzen.

Nun wird es allerdings zunächst wohl nur gelingen, einen Teil dieser Steilfeuerbatterien festzulegen, und gegen diese erkannten Ziele wird man daher das Feuer in erster Linie so zusammenfassen, daß an der entscheidenden Stelle eine sichere Überlegenheit erreicht wird. Daraus ergibt sich dann von selbst die Notwendigkeit, dort, wo man keine Entscheidung sucht, mit geringeren Kräften auszukommen. Hier muß


Digitized by Google

eine Batterie also oft mehrere feindliche beschäftigen. Mit der Zeit werden sich dann auch die Nachrichten über die noch nicht aufgefundenen Ziele verdichten, und es besteht nun die Möglichkeit, eine allen taktischen Anforderungen entsprechende Feuerverteilung vorzunehmen.

Erste Verwendung des schweren Steilfeuers.

Den Artilleriekampf führen in erster Linie die Steilfeuerbatterien mittleren Kalibers, die deshalb auch besonders zahlreich bei der Belagerungsartillerie vertreten sind. Es könnte fraglich erscheinen, ob außerdem auch die schweren Steilfeuerbatterien zunächst im Artilleriekampfe zu verwenden sind oder ob es besser ist, sie sich sofort ihrer Hauptaufgabe, der Beschießung der ständigen Werke und der besonders widerstandsfähigen behelfsmäßigen Anlagen zuwenden zu lassen. Ohne Zweifel verwertet das mittlere Kaliber das gleiche Munitionsgewicht beim Streuen gegen verdeckte Artilleriestellungen besser als das schwere, weil es gestattet, eine größere Anzahl von Schüssen mit einer gegen solche Ziele völlig ausreichenden Wirkung zu verfeuern. Zum Streuschießen eignet sich daher das schwere Kaliber weniger. Dagegen ist es beim Schießen gegen beobachtungsfähige Ziele wegen seiner größeren Treffähigkeit überlegen. Deshalb wird man den schweren Steilfeuerbatterien möglichst beobachtungsfähige Ziele, oder doch solche, gegen die innerhalb enger Grenzen zu streuen ist, zuweisen. Auf ihre Mitwirkung im Artilleriekampfe aber darf man nicht verzichten, denn je schneller und vollständiger dieser entschieden wird, um so nachdrücklicher kann dann die Vorbereitung des Infanterieangriffs durchgeführt werden. Beim Ermatten des feindlichen Feuers wird man allerdings die schweren Steilfeuerbatterien zuerst aus dem Kampfe ziehen, damit sie sich sobald wie möglich ihrer Hauptaufgabe zuwenden können.

Verwendung der Kanonenbatterien.

Den schweren Kanonenbatterien fallen vorwiegend Hilfsaufgaben zu. Für die Entscheidung im Artilleriekampf sind sie minder wichtig, ohne daß sie jedoch dabei entbehrlich wären. Bei frontalem Feuer erreichen sie erst auf großen Entfernungen mit dem unteren Teil des Streukegels des Schrapnells genügenden Fallwinkel, um auch Ziele hinter Deckungen bekämpfen zu können. Gute Dienste vermögen sie indessen dort zu leisten, wo sie mit Hilfe ihrer großen Schußweite lange Linien der feindlichen Artillerie flankierend zu beschießen vermögen. Sie werden deshalb oft einem Nachbarabschnitt, den sie zu unterstützen vermögen, zur Feuerleitung unterstellt werden. Sehr geeignet sind sie ferner zum Beschießen der Beobachtungsstellen der feindlichen Artillerie, selbst wenn diese eingedeckt sind, denn die Treffähigkeit des Flachfeuers ist gegen solche Ziele größer als die des Steilfeuers. Bei sorgfältigem Studium der Geländegestaltung wird man solche Beobachtungsstellen verhältnismäßig leicht auffinden und durch ihre Bekämpfung die Wirkung des feindlichen Feuers sehr oft einzuschränken vermögen. Im übrigen können die Kanonenbatterien den Stellungswechsel beim Gegner, das Ablösen und Ergänzen seiner Bedienungen und den Munitionsersatz außerordentlich zu erschweren.

Digitized by Google

Bekämpfung der Panzerbatterien.

Die wesentlichsten Schwierigkeiten macht das Bekämpfen der Panzerbatterien der Festung. Die Widerstandsfähigkeit eines modernen Geschützpanzers ist so groß, daß wenig Aussicht besteht, ihn zu zerstören. Auch dazu werden wohl bei dem schwersten Kaliber der großen Militärmächte mehrere Treffer auf dieselbe Stelle nötig sein. Daß dies erreicht wird, dürfte ein nicht häufig eintretender Fall sein. Bei der geringen Ausdehnung des Zieles ist ohnehin erst von einer ganzen Reihe von Schüssen ein Treffer zu erwarten. Für die große Masse der Belagerungsartillerie wäre es deshalb Munitionsverschwendung, wenn sie überhaupt gegen Panzer feuern wollte, solange noch offene Batterien zu bekämpfen sind. Wohl kann ein Treffer die Mündung des Panzergeschützes beschädigen oder den Bewegungsmechanismus des Turmes stören, aber das sind Zufallsergebnisse, die den Turm nur vorübergehend außer Tätigkeit setzen. Man würde sich einer gefährlichen Selbsttäuschung hingeben, wenn man annehmen wollte, daß die Panzerbatterien durch solches Feuer, und sei es noch so massenhaft, außer Gefecht gesetzt oder auch nur beschäftigt werden können. Beschäftigen, d. h. sich von wichtigeren Zielen ablenken, läßt sich eine Batterie nur dann, wenn sie sich gegen wirksames Feuer wehren muß, um nicht selbst vernichtet zu werden. Und das erreicht die Masse der Belagerungsartillerie gegenüber den Panzerbatterien nicht. Auf einen sichern Erfolg gegen moderne Geschützpanzer wird man daher nicht rechnen können. Mindestens ein Teil davon wird bis zum Schluß des Kampfes in Tätigkeit bleiben. Dennoch braucht man nicht zu befürchten, daß durch die Panzerbatterien der Artilleriekampf zugunsten der Festung entschieden werden könnte. Ihre Zahl ist wegen der Kostspieligkeit des Panzers meist nicht hoch. Auch fallen für die Entscheidung doch hauptsächlich nur die wenigen gepanzerten Haubitzbatterien ins Gewicht, da Kanonenbatterien im Artilleriekampf nur Hilfsaufgaben haben. Ferner ist zu berücksichtigen, daß das Panzergeschütz keine größere Wirkung hat als ein offenstehendes. Nur die Widerstandsdauer ist größer. Die Entscheidung im Artilleriekampfe wird daher durch die Masse der offenen Batterien herbeigeführt werden, wenn auch nicht verkannt werden soll, daß durch das Vorhandensein der Panzerbatterien der Kampf länger dauern und verlustreicher werden wird. Man wird aus diesem Grunde bei Beginn des Artilleriekampfes nur die wirksamsten Batterien gegen die Panzer feuern lassen, die Masse der Wirkung aber gegen die offenen Steilfeuerbatterien zusammenfassen. Nötigenfalls kann man die Panzer dadurch, daß man Rauchwolken vor ihre Beobachtungsstände legt, wenigstens in ihrer Wirkung einschränken.

Anders liegen die Verhältnisse, wenn es sich um veraltete Panzer handelt, gegen die mit schwerem Steilfeuer ein sicherer Erfolg zu erzielen ist. Gegen solche wird man umgekehrt möglichst starkes Feuer richten, um sie bald außer Gefecht zu setzen.

Feuer gegen die Infanteriestellungen.

Die „Anleitung für den Kampf um Festungen" bezeichnet es als notwendig, bei Eröffnung des Artilleriekampfes von vornherein auch Feuer gegen die Infanterie-



stellungen des Verteidigers einzusetzen, um die artilleristische Beobachtung von dort aus zu erschweren und das Vorgehen der eigenen Infanterie zu erleichtern. Diese Forderung bedingt eine Schwächung der für den Artilleriekampf bestimmten Batterien. Ohne eine solche Abzweigung würde die Entscheidung im Artilleriekampfe schneller erzielt werden. Aber es wurde bereits darauf hingewiesen, daß der Artilleriekampf nicht Selbstzweck ist. Die Artillerie hat vielmehr immer in erster Linie das Ziel im Auge zu behalten, wie sie der Infanterie am besten nützt. Da nun nach Eröffnung des entscheidenden Artilleriekampfes auch die Infanterie beginnt, sich an den Gegner heranzuarbeiten, braucht sie dabei hier und da Unterstützung. Diese muß ihr gewährt werden, aber man wird in diesem Stadium des Kampfes mit einer möglichst geringen Abzweigung auszukommen suchen und deshalb wohl zunächst nur die Kanonen- und Haubitzbatterien der Feldartillerie für diesen Zweck bestimmen, zumal sie wegen ihrer geringeren Schußweite meist noch nicht in den Artilleriekampf einzugreifen vermögen.

Reichliche Munition ist die Vorbedingung des Erfolges.

Von entscheidender Bedeutung ist die Frage des Munitionsersatzes im Artilleriekampfe. Es ist bekannt, wie häufig die Belagerungsartillerie ihre Aufgabe nicht hinreichend zu erfüllen vermöchte, weil es ihr an Munition fehlte. Es genügt nicht, eine gewisse Munitionsmenge für die Feuereröffnung bereitzustellen, sondern die Munitionszufuhr muß so organisiert sein, daß die Feuertätigkeit niemals stockt. Für die meisten früheren Festungsangriffe aber ist der Munitionsmangel geradezu charakteristisch gewesen. Die Munition reichte meist nur dazu aus, unmittelbar vor entscheidenden Unternehmungen ein lebhaftes Feuer gegen die Festung zu richten, das dann aber bald wieder abflaute. Selbstverständlich waren diese kurzen Feuerwellen von sehr viel geringerer Wirkung, als wenn ein dauerndes, intensives Feuer unterhalten worden wäre, denn dieses erst erschüttert infolge der ständigen seelischen Anspannung allmählich die Widerstandskraft des Gegners. So sehen wir namentlich die Belagerung von Belfort im Jahre 1871 unter dem ständigen Munitionsmangel schwer leiden und deshalb viel länger dauern, als es sonst der Fall gewesen wäre. Auch bei Port Arthur wurden die japanischen Angriffe immer nur durch kurze Feuerwellen vorbereitet. Wie unzweckmäßig das war, liegt auf der Hand. Der Belagerer muß daher mit allen Mitteln danach streben, den Munitionsnachschub während des Kampfes so zu sichern, daß sich ununterbrochen tage- und wochenlang ein zerschmetterndes Feuer über die Festung ergießt. Hierin liegt in erster Linie die Gewißheit baldigen Erfolges. Das Sparen mit Munition verzögert die Entscheidung. Vom taktischen Standpunkte aus ist es wünschenswert, daß die Batterien ihre Feuergeschwindigkeit bis zur Grenze der Beobachtungsmöglichkeit und der Leistungsfähigkeit der Bedienung ausnutzen können, denn es kommt nicht auf die Zahl der feuernden Geschütze, sondern auf die Zahl der verfeuerten Munition an. Freilich wird es sehr oft nicht möglich sein, der Artillerie soviel Munition zuzuführen. Dann begrenzt sich ihre Leistungsfähigkeit von selbst.

Digitized by Google

Im Interesse eines schnellen Fortganges der Belagerung aber ist diese Beschränkung unerwünscht. Die Belagerungsarmee wird daher mit allen Mitteln danach streben müssen, daß ihrer Artillerie so viel Munition zugeführt wird, daß diese ihre Feuergeschwindigkeit möglichst ganz der taktischen Lage anzupassen vermag.

Verhalten beim Nachlassen des feindlichen Feuers.

Im Verlaufe des Kampfes werden bei günstigem Fortgang zunächst einzelne Feuerstellungen des Gegners langsamer und weniger regelmäßig feuern, ein Zeichen, daß sie Verluste gehabt haben. Wird das erkannt, so empfiehlt es sich nicht, im Feuer gegen diese nachzulassen, denn dann würden sie wahrscheinlich wieder aufleben. Sie müssen vielmehr, wenn irgend angängig, zunächst völlig vernichtet werden. Wenn sie dann schweigen, muß das Schrapnellfeuer der Kanonen sie fernerhin niederhalten und einen Stellungswechsel verhindern. Auch empfiehlt es sich wohl, durch Flieger feststellen zu lassen, ob sie sich noch in ihrer Stellung befinden, damit man nicht noch lange Zeit auf nicht mehr besetzte Stellungen feuert.

Mit der Zeit wird sich dann die Feuerüberlegenheit einer der beiden Parteien zuneigen. Sehr fraglich ist es jedoch, ob dieses Übergewicht so deutlich hervortreten wird, daß man von einem Niederkämpfen, einer Vernichtung der feindlichen Artillerie sprechen kann. Meist wird es im Gegenteil recht schwierig sein, diesen Zeitpunkt zu erkennen. Ein fühlbarer Gefechtsabschnitt ist es wahrscheinlich nicht. Das beweisen auch frühere Belagerungen, wobei allerdings nicht verkannt werden soll, daß es damals noch keine Luftaufklärung gab. Die geringe Treffähigkeit des früheren Wurfgeschützes machte es fast unmöglich, hinter Deckungen stehende Geschütze schnell kampfunfähig zu machen. So sehen wir die Artillerie von Sewastopol bis fast zum Schluß der Belagerung das Gleichgewicht bewahren, und auch bei Straßburg konnte es die überlegene Belagerungsartillerie nicht verhindern, daß das Feuer der Festungsartillerie immer wieder auflebte. Heute schützt freilich die Brustwehr nicht mehr gegen die Splitterwirkung der Granate. Auch ist die Treffähigkeit des Steilfeuers so außerordentlich gewachsen, daß jede sichtbare Batterie in kurzer Zeit außer Gefecht gesetzt werden kann. Wie dagegen die Wirkung gegen verdeckte Artillerie sein wird, darüber haben wir noch keine ausreichenden Kriegserfahrungen. Jedenfalls ist für den Erfolg viel Zeit und Munition Vorbedingung, und es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß es nicht gelingen wird, sämtliche Batterien des Verteidigers zum Schweigen zu bringen. Über die voraussichtliche Dauer des Artilleriekampfes läßt sich daher auf rein theoretischer Grundlage kein Urteil abgeben.

Die Infanterie während des Artilleriekampfes.

Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß die Infanterie während des Artilleriekampfes nicht untätig bleiben wird. Die Tätigkeit beider Waffen muß sich vielmehr gegenseitig durchdringen und beide müssen sich darüber klar sein, daß sie ihren Zweck im Zusammenwirken leichter und sicherer erreichen. Während des Artilleriekampfes ist das Feuer der Festungsartillerie zum größten Teil gebunden. Die Infanterie hat daher die Möglichkeit, Gelände zu gewinnen. Jetzt noch länger zu warten, würde

Digitized by Google

zu einem ungerechtfertigten Zeitverlust führen. Sollte es der Infanterie dabei durch energisches Anfassen gelingen, einen Teil des Artilleriefeuers der Festung auf sich zu ziehen, so ist das unzweifelhaft ein Vorteil für die Gesamtlage, denn sie erleichtert dadurch der Artillerie das Erkämpfen der Feuerüberlegenheit und befähigt diese so wiederum, sich früher der Vorbereitung des Infanterieangriffs zuzuwenden. Zugleich wird durch dieses Vorgehen die Möglichkeit gegeben, die Beobachter der Artillerie näher an die Ziele heranzuschieben und so die Wirkung zu verbessern, während die Beobachter des Verteidigers zurückgedrängt werden.

Ohne Zweifel wird die Infanterie mit möglichst wenig Zwischenstellungen so nahe wie möglich an die Festung herangehen. In günstigem Gelände dürfte es ihr gelingen, die Grenze des wirksamen Feuerbereichs der Infanterie zu erreichen. Hier kommt das Vorgehen von selbst zum Stehen, weil die Infanterie für ihr weiteres Vorgehen der nachdrücklichen Unterstützung durch die Masse der Artillerie bedarf. Sie muß also warten, bis die Artillerie für diesen Zweck frei geworden ist. So wird daher an der Grenze des wirksamen Feuerbereichs der Infanterie eine sorgfältig ausgebaute Stellung entstehen, die die Basis für das fernere Vorgehen bildet.

Hält der Verteidiger vor seiner Hauptstellung noch vorgeschobene Stellungen, so werden diese meist schon dem Angriff ein vorläufiges Ziel setzen, bis ein Teil der Belagerungsartillerie zu ihrer Bekämpfung verfügbar geworden ist. Die Unterstützung der Feldartillerie reicht beim Angriff auf solche Stellungen nicht aus.

Voraussichtliches Verhalten der Festungsartillerie nach ihrer Niederlage.

Die erreichte Feuerüberlegenheit im Artilleriekampfe gibt der Belagerungsartillerie die Möglichkeit, allmählich immer stärkere Kräfte für die Vorbereitung des Infanterieangriffs einzusetzen. Während sich die Steilfeuerbatterien schweren Kalibers so früh wie möglich der Beschießung der ständigen Werke zuwenden, werden die des mittleren Kalibers von jetzt ab ihre Hauptaufgabe in der Beschießung der Schützengräben der Zwischenlinien mit ihren Nebenanlagen sehen. Ein Teil der Steilfeuerbatterien und die Mehrzahl der Kanonenbatterien wird aber auch fernerhin dazu notwendig sein, die Niederkämpfung der Festungsartillerie zu vollenden und diese weiter niederzuhalten. Es fragt sich dabei, ob die Festungsartillerie den Kampf in ihren bisherigen Stellungen bis zur Vernichtung fortsetzt, oder ob sie sich nach aussichtslos gewordenem Artilleriekampf der völligen Vernichtung entzieht. Wahrscheinlicher ist wohl das letztere, denn der Hauptzweck der Festungsartillerie ist die Unterstützung der Infanterie. Dazu würde sie sich aber unfähig machen, wenn sie sich durch längeres Aushalten in ihrer ersten Stellung vernichten läßt. Dazu kommt, daß die in der Haupt-Verteidigungslinie stehenden Steilfeuerbatterien wegen der zu gering werdenden Entfernung schließlich nicht mehr in der Lage sind, die Stellungen der angreifenden Infanterie zu beschießen, und ob sie in solcher Lage noch die Energie besitzen werden, nicht den vor ihnen stehenden Gegner zu bekämpfen, sondern einen seitlich angrenzenden Abschnitt zu unterstützen, ist mindestens zweifelhaft. Wahrschein-

Digitized by Google

lich wird deshalb die Festungsartillerie bestrebt sein, sich für den Augenblick der Entscheidung ausreichende Kräfte zu erhalten und deshalb die noch bewegungsfähigen Batterien zurückziehen. Die Richtigkeit dieses Grundsatzes ist für den Feldkrieg bereits allgemein anerkannt, und es liegt kein Grund vor, weshalb es im Festungskriege anders sein sollte.

Allerdings ist ein Zurückgehen nicht möglich, so lange der Belagerer wirksames Feuer gegen diese Batterien der Hauptverteidigungslinie richtet, aber gegen Stellungen, die nicht mehr feuern, wird die Intensität des Feuers bald nachlassen, und daraus ergibt sich mindestens für einen Teil der Festungsartillerie die Möglichkeit des Rückzuges. Ferner können wohl auch meist noch Batterien von nicht angegriffenen Fronten in eine Aufnahmestellung hinter der Angriffsfront herangezogen werden. Der Erfolg der weiteren artilleristischen Tätigkeit der Festung hängt dann davon ab, ob sich die Artillerie nach ihrer Niederlage noch die nötige Spannkraft zur Fortsetzung des Kampfes bewahrt hat. Ist das der Fall, so wird sich der Belagerer noch mancher Schwierigkeit gegenübersehen. Die Weiterführung des Infanterieangriffs ist zeitraubend und verlustreich, wenn es nicht gelingt, diese zurückgezogenen Batterien, die ausschließlich auf die Stellungen der Infanterie feuern werden, erfolgreich zu bekämpfen. Dazu ist notwendig, daß eine entsprechende Anzahl von Batterien näher an die Festung herangeht und die Einrichtungen für ihren Munitionsnachschub bis dahin verlängert. Auch wenn das gelingt, ist die Aufgabe dieser vorgeschobenen Batterien nicht leicht, denn meist wird ihnen nur die Luftaufklärung die Möglichkeit ergeben, gegen die zurückgezogenen Batterien der Festung zu beobachten.

Vorbereitung des Infanterieangriffs.

Auch die in der Haupt-Verteidigungslinie verbliebenen Batterien der Festung müssen weiterhin unter Feuer gehalten werden, damit sie nicht wieder aufleben. Dazu wird man indessen in erster Linie die Feldartillerie verwenden, damit möglichst starke Teile der Belagerungsartillerie sich der Vorbereitung des Infanterieangriffs zuwenden können, denn das ist jetzt die Hauptaufgabe der Artillerie. Sie soll hier, wie im Feldkriege, den Gegner so schwächen, daß der Infanterie das Vorgehen, das Erkämpfen der Feuerüberlegenheit und schließlich der Sturm ermöglicht wird. Es kann aber nicht erwartet werden, daß die Artillerie den Gegner aus seinen Stellungen hinausschießt. Das ist gegenüber einem tatkräftigen Verteidiger nie gelungen. Die Hauptarbeit, der blutige Nahangriff, bleibt der Infanterie nicht erspart. Um aber bei diesem die Verluste nach Möglichkeit abzuschwächen, muß die Artillerie in der Vorbereitungszeit „möglichst sämtliche zur Abwehr des Nahangriffs bestimmten Anlagen, namentlich Panzertürme, ferner die Wacht- und Beobachtungstürme gebrauchsunfähig machen".*) Das Exerzier-Reglement für die Fußartillerie deutet durch den Ausdruck „möglichst" an, daß nicht mit Sicherheit darauf zu rechnen ist, daß alle diese Aufgaben auch wirklich erfüllt werden. Es weist also nur auf das anzustrebende Ziel hin.

*) Exerzier-Reglement für die Fußartillerie Z. 576.


Digitized by Google

Fast alle Ziele, die sich bei der artilleristischen Vorbereitung des Infanterieangriffs bieten, sind sehr widerstandsfähig und erfordern eine hohe Geschoßwirkung. Deshalb treten in diesem Stadium der Belagerung die schweren Steilfeuerbatterien mehr als bisher in den Vordergrund. Der schnelle Fortgang der Belagerung ist geradezu davon abhängig, daß die wirksamsten Geschützarten in solcher Anzahl vorhanden sind, daß die wichtigsten der widerstandsfähigsten Ziele nicht nacheinander, sondern gleichzeitig bekämpft werden können. Ferner haben diese Ziele meist nur geringe Ausdehnung. Zur Verbesserung der Treffähigkeit wird daher vielfach ein näheres Herangehen der zu ihrer Beschießung bestimmten Batterien notwendig werden. So arbeitet sich allmählich, ebenso wie die Infanterie, auch ein erheblicher Teil der Artillerie näher an die Festung heran.

Auch die Masse der Steilfeuerbatterien mittleren Kalibers wendet sich der Vorbereitung des Infanterieangriffs zu. Gegen ständige Befestigungsanlagen wird man sie allerdings nicht einsetzen, denn dazu reicht ihre Geschoßwirkung keinesfalls aus, aber sie finden in der behelfsmäßig ausgebauten Armierungsstellung genügend Ziele, die sie zu bekämpfen vermögen. Die Vorbereitung des Infanterieangriffs gegen diese Zwischenlinien ist ebenso wichtig wie die Beschießung der ständigen Werke. Von ihnen geht die Hauptfeuerwirkung aus und in ihnen kämpft die Masse der Infanterie. Allerdings bilden die ständigen Werke stets die Brennpunkte des Kampfes, aber sie sind leichter zu nehmen, wenn sie nach dem Durchbruch der Zwischenlinien umfaßt werden können. Solange der Verteidiger noch die Zwischenlinien hält, können sie nur frontal angegriffen werden, und das erschwert, wie alle Kriegserfahrungen zeigen, das Gelingen des Sturms außerordentlich. Bei Port Arthur scheint, wohl aus Mangel an Artillerie, die Beschießung der Zwischenlinien nicht nachdrücklich genug durchgeführt worden zu sein. In den Befehlen wurden der Artillerie als Ziele für die Vorbereitung des Sturms lediglich die geschlossenen Werke angegeben.

In diesen nur behelfsmäßig ausgebauten Zwischenlinien erleidet der Verteidiger durch das ständige Feuer auch des mittleren Kalibers schließlich erhebliche Verluste, die dahin führen müssen, seine Widerstandsfähigkeit zu erschüttern. So ist es auch vor Port Arthur gelungen, behelfsmäßig gebaute Stellungen durch Artilleriefeuer mittleren Kalibers sturmreif zu machen. Gerade die am meisten umstrittenen Stellungen am Hohen Berge wurden, nachdem vorher alle Infanterieangriffe gescheitert waren, durch Artilleriefeuer schließlich völlig erschüttert.

Das Feuer wird sich in der Hauptsache gegen die vorderste Verteidigungslinie richten. Zuweilen wird es aber auch möglich sein, die dahinter liegenden Deckungsgräben aufzufinden, um so auch die ruhenden Teile der Besatzung zu schädigen. Allerdings hat diese ganze Beschießung der Infanteriestellung nur dann einen im richtigen Verhältnis zum Munitionsaufwand stehenden Nutzen, wenn man weiß, daß

Digitized by Google

sie auch wirklich besetzt ist. Deshalb muß das energische Vorgehen der Infanterie, das den Gegner zum Besetzen seiner Stellungen zwingt, mit der artilleristischen Vorbereitung Hand in Hand gehen.

Die Wirkung gegen die ständigen Werke.

Bei der Bekämpfung der ständigen Befestigungsanlagen muß sich der Truppenführer vor einer Überschätzung der Leistungsfähigkeit der Artillerie hüten, damit er ihr nicht Aufgaben zuweist, die sie nicht zu lösen vermag. Es ist nicht damit zu rechnen, daß es gelingt, alle Hohlräume und alle zur Abwehr des Nahangriffs bestimmten Anlagen zu zerstören. Wäre die heutige Belagerungsartillerie in der Lage, moderne Hohlräume mit einem Treffer zu durchschlagen, so wäre die Folge nur eine weitere Verstärkung der Decken. Fraglich bleibt es allerdings, wie sich solche Hohlräume gegen das dauernde Feuer schwerer Wurfgeschütze verhalten. Es ist wohl denkbar, daß Betondecken, die durch den Einzeltreffer nicht durchschlagen werden, schließlich doch durch den steten Aufschlag schwerer Granaten erst in ihrem Gefüge gelockert und schließlich zerstört werden. Jedenfalls folgt daraus, daß man das Feuer nur gegen solche Hohlräume richtet, die wirklich von Bedeutung sind, und nicht gegen Nebenanlagen. Auch dazu sind bedeutende Munitionsmengen nötig, denn da die Lage der Hohlräume im allgemeinen nicht erkennbar ist, muß meist der ganze Teil des Werkes, in dem sie liegen, beschossen werden, und es bleibt dem Zufall überlassen, wieviele Geschosse treffen.

Eine Frage, die nur der Ernstfall entscheiden kann, ist die, ob und in welchem Maße die Besatzung der ständigen Werke, die während des Artilleriefeuers die Hohlräume nicht verlassen kann, durch die Nervenerschütterung, die das stete Einschlagen der Geschosse in Verbindung mit fortgesetzten falschen Alarmierungen hervorruft, allmählich demoralisiert wird. Die Anforderungen, die an solche von der Außenwelt völlig abgeschlossene Besatzungen gestellt werden, sind jedenfalls sehr hohe, und nicht jede Truppe wird ihnen auf die Dauer entsprechen. Die Kriegsgeschichte zeigt Fälle, in denen die Besatzung allein diesem Drucke erlegen ist. So kapitulierte die Besatzung des Fort Mortier bei Neubreisach im Jahre 1870 nach mehrtägiger Beschießung, obwohl ihre bombensicheren Kasernen noch völlig intakt waren. Auch die Besatzung der Haupt-Verteidigungslinie von Sewastopol war im Augenblick des Sturmes stark erschüttert. Dagegen hat die Besatzung der Werke von Port Arthur ihre volle Widerstandsfähigkeit bewahrt, obwohl ihre Hohlräume keine ausreichende Sicherheit boten. Freilich fehlte vor Port Arthur die Wirkung des unausgesetzt anhaltenden Brisanzfeuers, von dessen Dauer gerade die moralische Wirkung zu erwarten ist. Gelang es doch dort nicht einmal, die regelmäßige Ablösung der Werkbesatzungen zu verhindern, so daß stets frische Truppen in der Lage waren, den Sturm abzuweisen. Diese Ablösung aber muß unbedingt verhindert werden, wenn eine Erschütterung erreicht werden soll. Mindestens müssen solche Versuche so verlustreich sein, daß auch die neue Truppe bereits in ihrer Widerstandsfähigkeit erheblich gelitten hat, wenn sie

Digitized by Google

in das Werk gelangt ist. Welches alsdann das Gesamtergebnis der moralischen und materiellen Wirkung des gegen die ständigen Werke gerichteten Feuers sein wird, muß dahingestellt bleiben. Wahrscheinlich wird es sehr von der Güte der Besatzung und der Masse der eingesetzten Artilleriemunition abhängen.

Flankierungsanlagen und Nahkampfpanzer.

Von besonderer Wichtigkeit ist das Unschädlichmachen der Flankierungsanlagen und der Sturmabwehrgeschütze. Die Flankierungsanlagen moderner Werke liegen, um sie dem Brescheschuß zu entziehen, an der äußeren Grabenwand. Ihre Frontmauern sind daher nur dann zu zerstören, wenn man Batterien in der Verlängerung der Gräben aufstellen kann, und das ist wohl beim Angriff auf isolierte Forts, aber nicht bei der Belagerung geschlossener Festungsfronten möglich. Es kann also nur der Versuch gemacht werden, ihre Decken durch Massenfeuer schwerer Geschütze zu durchschlagen. Daß das gelingt, ist bei der Unmöglichkeit einer Beobachtung wenig wahrscheinlich. Deshalb wird es notwendig, vor dem Sturm durch Erkundung festzustellen, wie der Zustand der Grabenwehren ist. Die Hauptarbeit bei ihrer Zerstörung wird vermutlich den Pionieren zufallen.

Ähnlich ungewiß ist es auch, ob es der Artillerie gelingt, wenigstens die Mehrzahl der Nahkampfpanzer außer Gefecht zu setzen. Jedenfalls muß sie alles daransetzen, das zu erreichen, denn deren Feuergeschwindigkeit ist so groß, daß sie der stürmenden Infanterie schwerste Verluste zufügen können. Auch in den dem Sturm vorhergehenden Stadien des Infanterieangriffs vermögen sie diesen wesentlich zu verzögern, weil sie ständig auch bei Nacht bereit sind, die mit dem Auswerfen von Erddeckungen beschäftigten Truppen mit einem Feuerhagel zu überschütten. Über die voraussichtliche Wirkung der Artillerie gegen Panzergeschütze wurde bereits gesprochen. Hier tritt günstig hinzu, daß derartige Anlagen meist dem beobachteten Feuer ausgesetzt sind, und daß der Mechanismus der hebbaren Türme, während sie angehoben sind, sehr empfindlich ist. Ferner besteht die Möglichkeit, die Seitenwandungen der zur Sturmabwehr angehobenen Geschütze durch nahe herangebrachte Kanonen zu durchschießen.

Drahthindernisse.

Die Zerstörung der Hindernisse muß zunächst von der Artillerie versucht werden. Das weitaus häufigste und wirksamste Hindernis ist das Drahthindernis. Es hat den Vorteil, daß es dem Luftdruck und den Splittern des detonierenden Geschosses verhältnismäßig wenig Angriffsfläche bietet, und daß es auch dann, wenn es zerschossen ist, erst nach dem Aufräumen der wirren Drähte durch Pioniere wirklich gangbar wird. Mit einem entsprechenden Aufwand von Brisanzgranaten aber dürfte es gelingen, die planmäßig unter Feuer genommenen Drahthindernisse, soweit sie überhaupt der Beschießung zugänglich sind, so zu zerstören, daß es nur noch geringer Aufräumungsarbeiten bedarf. Die Möglichkeit der Zerstörung beweisen die Erfahrungen des russisch-japanischen Krieges, die darauf hinweisen, daß man die Widerstandsfähigkeit der Drahthindernisse gegen Artilleriefeuer vielleicht überschätzt hat. Auch russische

Digitized by Google

Schriften sehen diese Art der Beseitigung als die zweckmäßigste an. Jedenfalls muß nachdrücklich angestrebt werden, daß die Zerstörung der Hindernisse durch die Artillerie so vollständig wie möglich geleistet wird, und daß den Pionieren diese zeitraubende und mit bedeutenden Opfern verbundene Aufgabe erst dann übertragen wird, wenn die Artillerie sie nicht zu leisten vermag. Bei der Beschießung muß die Artillerie bestrebt sein, die Hindernisse in möglichster Breite zu zerstören, denn dadurch wird der spätere Sturm erleichtert. Ihre Geschoßtrichter bieten übrigens den zur Aufräumung des Hindernisses und zur sonstigen Vorbereitung des Sturmes vorgehenden Pionieren erwünschte Deckung.

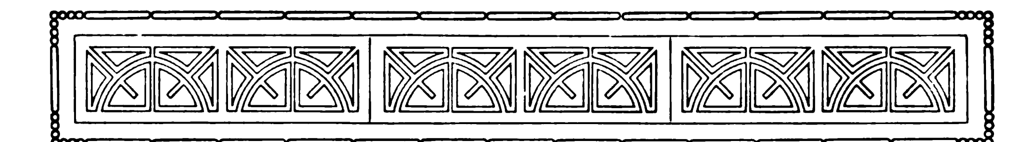
Fladderminen werden im näheren Vorgelände der intensiv beschossenen Werke nur zum kleinen Teil der Vernichtung durch Zufallstreffer entgehen, und wo es der Erkundung gelungen ist, Minenfelder festzustellen, wird es sich empfehlen, diese durch leichtere Kaliber planmäßig unter Feuer zu nehmen.

Die Artillerie wird während des Vorgehens der Infanterie in demselben Maße, wie diese Gelände gewinnt, ihre Beobachter vorschieben. Dadurch verbessert sich die Wirkung und auch das Zusammenwirken der Waffen, denn die Beobachter, die sich bei der Infanterie befinden, werden am besten beurteilen können, welche Teile der feindlichen Stellung der Infanterie am unangenehmsten sind und daher in erster Linie bekämpft werden müssen. Die Erkenntnis des Vorteils, den dieses Zusammenwirken der Waffen beiden Teilen bringt, wird dazu beitragen, es immer inniger zu gestalten und so den Verlauf der Belagerung wesentlich zu beschleunigen. Und ebenso wie mit der Infanterie muß die Artillerie in den letzten Stadien des Kampfes auch mit den Pionieren zusammenwirken. Nichts wäre gefährlicher als die Eifersucht auf die von einer der beteiligten Waffen erreichten Erfolge. Das Richtige ist ein allseitiger gesunder Wetteifer. Was der eine nicht erreicht, vermag vielleicht der andere zu leisten. Jeder muß stets dessen eingedenk sein, daß jeder Tag, um den die Belagerung abgekürzt wird, ein nicht hoch genug anzuschlagender Gewinn für den gesamten Kriegsverlauf ist.

Ludwig,
Major im Großen Generalstabe.



Digitized by Google



Das türkisch-russische Grenzgebiet in Armenien.

Bis zum Balkankriege wurde die militärische Kraft der Türkei in erster Linie durch die Behauptung der europäischen Provinzen in Anspruch genommen. Diese Aufgabe ist durch den Ausgang des Krieges hinfällig geworden. Daß der geringe in Europa verbleibende Besitz der Türkei in absehbarer Zeit streitig gemacht werden wird, ist nicht wahrscheinlich; an eine Wiedereroberung des verlorenen Gebietes kann die türkische Staatsleitung nicht denken. Sie wird dadurch frei, ihre militärische Kraft zur Sicherung des asiatischen Besitzes zu verwenden. Es kommen dabei namentlich die Teile des Reiches in Betracht, die nicht zu den Stammlanden gehören, vielmehr zum erheblichen Teile von Völkern bewohnt werden, die entweder der Herrschaft des Sultans fremd gegenüberstehen, oder nur durch Waffengewalt niedergehalten werden: Arabien mit Mesopotamien, Syrien und Armenien mit Kurdistan.

Skizze 43.

Unter diesen Provinzen nimmt Armenien insofern eine Sonderstellung ein, als es unmittelbar an das Gebiet einer europäischen Landmacht, an Rußland, angrenzt. Die Möglichkeit kriegerischer Berührung ist mithin hier am leichtesten gegeben. Den wertvollen Besitz zu sichern, ist für die Türkei um so wichtiger, als die Behauptung von Syrien und Mesopotamien kaum mehr möglich ist, sobald Armenien sich in den Händen einer fremden Macht befindet. Die Frage, welche Möglichkeiten die Eigenart dieses Landes für seine Verteidigung bietet, ist daher von besonderer Bedeutung.

Geographisches.

Armenien ist weder politisch noch geographisch ein scharf begrenzter Begriff; es besitzt auch keine einheitliche Bevölkerung. Der türkische Staat betrachtet Armenien als einen Teil Anatoliens. Im allgemeinen versteht man unter Armenien das Hochland, das den Übergang zwischen den Hochebenen Iran und Anatolien bildet. Im Norden und Nordosten bildet der Abfall zum Schwarzen Meere und zu den Niederungen des Rion und des Kur bis zum Aras die Grenze, im Süden die Kette des Taurus bis zur Ebene westlich des Urmia-Sees. Im Westen und Südosten ist die Grenze weniger klar. Im Westen rechnet man Ersindjan, Egin und Charput noch zu Armenien, im Südosten das Becken des Urmia-Sees. Das ganze Gebiet hat eine Größe

Digitized by Google

von annähernd 375 000 qkm, ist also etwa ebenso groß wie Preußen. Der größte Teil gehört zu ungefähr gleichen Hälften Rußland und der Türkei, ein kleinerer Teil Persien; die Grenzen der drei Staaten stoßen an dem größten Berge des Landes, dem Ararat, zusammen. Auf türkischem Gebiet gehören die fünf Wilajets Erserum, Wan, Charput, Bitlis und Diarbekir ganz oder teilweise zu Armenien, auf russischer Seite die Gouvernements Eriwan und Jelissawetpol, das Gebiet von Kars und Teile des Gouvernements Tiflis.

Die Bodengestaltung Armeniens erklärt sich aus seiner geologischen Entstehung. Die von Südosten heranführenden persischen Gebirge haben sich an dem Taurus, dem hochgekippten Rande der großen arabischen Senkung, gestaut und sind nach Norden gegen den Rand der Senkung des Schwarzen Meeres und der transkaukasischen Niederung gedrängt worden. So entstand ein Hochland von 1500—1800 m Durchschnittshöhe, auf dem eine Reihe von Faltengebirgen zu Höhen von 3000 bis 4000 m emporgehoben wurden. Der bedeutendste dieser Gebirgszüge, die sich vorwiegend von Osten nach Westen erstrecken, geht vom Ararat aus. Er zieht sich, wie ein Rückgrat des Landes, südlich an Erserum vorbei bis an die Westgrenze bei Egin hin. In Armenien biegen die Gebirgszüge nach Westen und Südwesten in die Richtung der anatolischen Randgebirge um. Wo diese Biegung erfolgt ist, kam es zu gewaltiger vulkanischer Tätigkeit, von denen zahlreiche erloschene Krater Zeugnis ablegen; der mächtigste von ihnen, der Gr. Ararat, steigt aus der 800 m hoch liegenden Aras-Niederung schroff zu einer Höhe von 5200 m empor. Fast die ganze östliche Hälfte des Landes liegt unter einer Decke eruptiven Gesteins, das sich mit den überfluteten Kalk- und Kreideformationen darunter zu einem äußerst fruchtbaren, schweren Boden verbunden hat.

Die Randgebirge und das innere Hochland sind wesentlich verschieden. Steigt man vom Schwarzen Meere, den transkaukasischen Niederungen oder der mesopotamischen Ebene zum armenischen Hochland hinauf, so führt der Weg durch schroffe Gebirge, die in vielen zackigen Spitzen und Gipfeln von 2500—4000 m Höhe emporragen. In tiefausgewaschenen Schluchten strömen zahllose reißende Wasserläufe zu Tal. Die Abhänge der pontischen und transkaukasischen Gebirge sind mit prachtvollen, üppigen Forsten bedeckt.

Sind die Randgebirge überschritten, so ändert sich das Bild. Weite Ebenen dehnen sich aus, in der Ferne begrenzt durch hohe Gebirgszüge, die völlig baumlos und deren Spitzen während des größten Teils des Jahres schneebedeckt sind. Die Formen der Gebirge sind nicht so schroff wie die der Randgebirge. Die zahlreichen vulkanischen Bergdome dagegen steigen häufig steil aus den Ebenen auf.

Außer diesen Bergen eruptiven Ursprungs bilden Bergseen ein wichtiges Stück der landschaftlichen Eigenart des Landes. Sie verdanken ihre Entstehung vielfach vulkanischer Abdämmung von Wasserläufen. So scheint der Wan-See durch den

Digitized by Google

Krater des Nimrud Dagh entstanden zu sein, der heutigen Tages den See von der mehrere hundert Meter tiefer liegenden Ebene von Musch trennt. Von den drei größten Seen Armeniens, dem Urmia-, Wan- und Göktscha-See, sind die ersten beiden abflußlos. Die Folge davon ist ein starker Niederschlag an Salzen. Die schweren Wellen des nur wenige Meter tiefen Urmia-Sees haben etwa 20 v. H. Salzgehalt. Der Wan-See ist stark sodahaltig. Bei einer Größe, die sechsmal die des Genfer Sees übertrifft, dehnt sich dieser landschaftlich ungewöhnlich schöne See zwischen hohen und kühnen Bergformationen aus. Allen drei Seen sind periodische Schwankungen des Wasserstandes eigen, die bisher nicht erklärt worden sind.

Die Flüsse Armeniens fließen, dem Zuge der Gebirge folgend, in ostwestlicher Richtung. Die beiden Quellflüsse des Euphrat, der Frat und Murad, fließen als wasserreiche, reißende Bergströme nach Westen, während der Aras, der Araxes des Altertums, in entgegengesetzter Richtung zum Kaspischen Meere strömt. Auch die Quellen des Tigris liegen in Armenien. In das Schwarze Meer mündet nur der Tschoroch. Während der trockenen Sommermonate sind die Flüsse meist durchfurtbar; in den übrigen Jahreszeiten sind sie oft nur auf wenigen Brücken zu überschreiten, die in den Hauptstraßenzügen liegen.

Das Klima ist rauh, aber im allgemeinen gesund. Auf einen langen Winter, in dem das Land sechs bis sieben Monate lang unter oft mehrere Meter tiefem Schnee begraben liegt, folgt ein in den Ebenen häufig sehr heißer, fast regenloser Sommer. Frühling und Herbst bilden nur kurze Übergangszeiten.

Armenien könnte ein reiches Kornland sein. Nicht nur die zahlreichen größeren Ebenen sind von großer Fruchtbarkeit, fast an jedem Bach- und Flußtal findet sich schwerer, fruchtbarer Boden. Alle europäischen Getreidearten gedeihen gut. Die südlichen Ebenen sind auch für die Zucht der Seidenraupe geeignet. Der große Reichtum des Landes an fließendem Wasser könnte leicht ausgenützt werden, um den Regenmangel während der Sommermonate auszugleichen. Schon im grauen Altertum haben Anlagen dieser Art bestanden; südlich von Wan ist noch heute ein Kanal aus der Zeit der Semiramis erhalten, der auf halbem Hange einen Bergzug umfließt und zur Bewässerung der abwärts liegenden Felder dient.

Unter den gegenwärtigen ungünstigen innerpolitischen Verhältnissen wird indes die Fruchtbarkeit des Landes nur in sehr geringem Umfange ausgebeutet. Dasselbe gilt von dem großen Reichtum an Metallen und Mineralien, von deren Ausbeutung in früheren Zeiten viele verlassene Bergwerke Kunde geben. Die ausgedehnten Forsten, von denen Xenophon berichtet, sind durch jahrhundertelange Waldverwüstungen fast völlig vernichtet. Nur in den Ebenen in der Nähe der Ortschaften finden sich Baumgruppen; am Taurus sind weite Strecken an den Gebirgshängen mit niedrigem Eichengestrüpp bedeckt. Im ganzen macht das Land einen verwahrlosten, öden Ein-

Digitized by Google

druck, die Folge ununterbrochener Mißwirtschaft seit den Tagen der Verwüstungszüge der Mongolen. In Armenien operierende Armeen werden vorwiegend auf den Nachschub angewiesen sein.

Die unglückliche Geschichte Armeniens, die zu diesen Zuständen geführt hat, erklärt sich zum Teil aus der geographischen Eigenart des Landes. Die Lage zwischen Iran und dem Kaukasus einerseits, Anatolien anderseits, hat Armenien seit uralten Zeiten zu einer Brücke für die Heere und Völker gemacht, die aus der Völkerwiege Innerasiens nach Westen vordrangen; der Verlauf der Täler, oder vielmehr der Ketten von Ebenen wiesen ihnen den Weg. Die Gliederung des Landes in zahlreiche durch Gebirge getrennte Landschaften begünstigte mehr die Bildung kleiner feudaler Herrschaften, als die eines Einheitsstaates. Die Nähe des Gebirges ermöglichte es den Bewohnern, den nach Westen durchströmenden Heeren auszuweichen und sich so zu behaupten. Alle diese Einflüsse sind in der Geschichte Armeniens deutlich zu erkennen.

Geschichte Armeniens.

Der Name Armenien taucht zum ersten Male im 7. Jahrhundert v. Chr. in einer Keilinschrift des Darius Hystaspes auf. Als ein Teil der indogermanischen Völkerwelle, der Ninive erlag, drang ein Volksstamm in das armenische Hochland und zertrümmerte dort das Reich der Chalder, von deren Kämpfen mit Babylon und Assur noch heute zahlreiche Keilinschriften berichten. Aus der Vermischung der eingedrungenen Arier mit den Chaldern entstand das Volk der Armenier.

Als Teil des großen Perserreiches war Armenien der Schauplatz des Zuges der Zehntausend Xenophons, die im Winter vom Tal des Tigris aus das Land zum Schwarzen Meere durchquerten. Nach der Zertrümmerung des Reiches wurde das Hochland unabhängig und gelangte unter Tigranes zur höchsten Machtstellung, die es je besessen hat. Im Jahre 69 v. Chr. erlag es jedoch in der Schlacht bei Tigranocerta den Römern unter Lukullus. Von nun an war es ein stets umstrittenes Grenzgebiet zwischen Rom und den Parthern. Die ersten Jahrhunderte der heutigen Zeitrechnung sind von Kriegen ausgefüllt, in denen das in mehrere Reiche zersplitterte Land, meist in Anlehnung an Rom, sich gegen die Perser unter den Sassaniden mit wechselndem Erfolge zu behaupten suchte. Während dieser Kämpfe machte der König Tiridates das Christentum zur Staatsreligion. Die armenische Kirche entwickelte sich selbständig; der geistige Mittelpunkt wurde schon frühzeitig Etschmiadsin bei Eriwan, als Sitz des Katholikos, des obersten Geistlichen der Kirche. Es hat diese Bedeutung bis zur Gegenwart behauptet. Seit dem Verlust der staatlichen Selbständigkeit hat die Kirche ein wesentliches Mittel gebildet, die Eigenart des Volks zu erhalten.

Im 7. Jahrhundert durchzogen die Heere der arabischen Khalifen das Hochland und suchten es dem Islam zu unterwerfen. Im Widerstand gegen ihre drückende Herrschaft gelang es noch einmal dem vornehmen Geschlecht der Bagratiden, ein selbständiges armenisches Königreich zu bilden, das seine Herrschaft bis zum Kaspischen


Digitized by Google

Meere ausdehnte. Von der Bedeutung und der Pracht dieses Bagratiden-Reiches geben noch heute die gewaltigen Ruinen der bei Kars gelegenen Hauptstadt Ani Zeugnis.

Aber der Glanz war nur von kurzer Dauer. Schon im 11. Jahrhundert machte sich die von Osten herandrängende Seldschukenflut geltend. Es half nichts, daß die Bagratiden ihr Land an Byzanz abtraten, auch die Macht dieses Reiches begann zu wanken. Vorderasien erlag dem Ansturm der Innerasiaten. Und was die Seldschuken übriggelassen, vernichteten die Mongolen Timurlenks. Die politische Existenz Armeniens hatte damit ihr Ende erreicht. In Europa geriet das Land in Vergessenheit. Unter dem Sultan Selim I. gelangte im Jahre 1514 der größere westliche Teil Armeniens unter türkische Herrschaft, der Ostteil kam an Persien. Drei Jahrhunderte später faßte Rußland in Armenien Fuß. 1828 eroberte es das Khanat Eriwan, im Jahre 1877 das Gebiet von Kars.

Bevölkerung. Das Ergebnis der bewegten Geschichte Armeniens ist eine stark gemischte Bevölkerung. Die einzelnen Völker leben fremd und unvermischt nebeneinander. Die ältesten Einwohner, die Armenier, sind das zahlreichste unter den verschiedenartigen Volkselementen der nicht sehr dichten Bevölkerung. Ihre Zahl wird verschieden eingeschätzt; wahrscheinlich beträgt sie eine Million im eigentlichen Armenien, von der der größere Teil auf russischem, der kleinere auf türkischem Gebiet wohnt. Die absolute Mehrzahl der Bevölkerung bilden die Armenier nur in den Gebieten von Wan und Eriwan. Eine weit größere Anzahl ist ausgewandert. Ihre Zahl wird im Kaukasus-Gebiet ebenfalls auf eine halbe Million, in der nichtarmenischen Türkei auf eine Million und in Nordpersien auf 50 000 geschätzt. Einzelne Siedelungen gibt es in den Balkanstaaten. Starke armenische Kolonien finden sich in allen Städten des Orients. In Konstantinopel wird ihre Kopfstärke auf 160 000 berechnet.

Die Armenier sind ein ungewöhnlich begabtes Volk, das eigentlich kulturtragende Element des nahen Orients. Sie sind den übrigen Völkern jener Gebiete an Intelligenz zum mindesten gleich, an Gründlichkeit und ausdauernder, rücksichtsloser Energie weit überlegen. In den Jahrhunderten der Unterdrückung haben sie ihre Eigenart zäh festgehalten. Das in Europa weit verbreitete ungünstige Urteil, das ihnen eine besondere Neigung zum Betruge nachsagt, trifft wohl nur auf einen Teil der Bewohner der großen Handelsplätze der Levante zu. Die Bewohner Innerarmeniens dagegen sind ein kraftvoller Stamm mit vielen hervorragenden Eigenschaften, namentlich sind sie ausgezeichnete Soldaten. Ihre Kühnheit, Ausdauer und Gewandtheit machen sie im Kampf allen anderen Völkern jener Gegenden überlegen. Die türkische Regierung hat guten Grund, keine Waffen in ihrem Besitz zu dulden.

Die Zähigkeit, mit der sie an ihrem Volkstum festhalten, hat sie ihren ursprünglichen Befreiern, den Russen, zu sehr unbequemen Untertanen gemacht. Alle Bemühungen, sie mit den Russen zu verschmelzen, die bei den Georgiern so erfolgreich gewesen sind, stoßen bei den Armeniern auf den gleichen entschlossenen Widerstand,

Digitized by Google

mit dem sie in den zweiundeinemhalben Jahrtausenden ihrer Geschichte sich ihre Eigenart gegen alle die Völkerwellen bewahrt haben, die über ihr Land dahingegangen sind. Anderseits zeigen die raschen wirtschaftlichen Fortschritte unter russischer Herrschaft, welcher Entwicklung dieses Volk unter geordneten Verhältnissen fähig ist. Die Abneigung gegen die russische Herrschaft macht die türkischen Armenier durchaus geneigt, Untertanen des Sultans zu bleiben, wenn ihnen Rechtssicherheit und Freiheit zur Entwicklung gewährt wird. Geschieht dies, so könnten sie eine wertvolle Stütze der türkischen Herrschaft werden.

Der zahlreichste Stamm nächst den Armeniern sind auf russischem Gebiet die Tartaren, auf türkischem die Kurden und die unter dem Namen Türken zusammengefaßten Völkerteile, die den Islam angenommen haben; unter ihnen sind viele griechische, armenische und georgische Elemente. Die Kurden, etwa eine halbe Million an Zahl, sind die erbittertsten Feinde der Armenier. Aus ihrer Heimat südlich des Wan-Sees sind sie in den letzten Jahrhunderten in immer größerem Umfange in Armenien bis Erserum hinauf eingedrungen. Sie leben als Halbnomaden im Winter in Dörfern, im Sommer auf den Bergweiden. Durch ihre Räubereien sind sie eine Plage der seßhaften Bevölkerung, namentlich der Armenier. Seit einigen Jahrzehnten hat die türkische Regierung begonnen, aus ihnen nach dem Vorbilde der Kosaken eine irreguläre Kavallerie zu bilden.

Der Feldzug im Jahre 1877.

Für die Frage, wie sich in Armenien ein Krieg unter annähernd modernen Verhältnissen abspielen kann, bietet der russisch-türkische Feldzug des Jahres 1877 ein gutes Beispiel. Die Kenntnis der damaligen Operationen gibt namentlich für die Beurteilung der Wegsamkeit des Landes einen wertvollen Anhalt.

Die türkische Grenze umfaßte vor dem Feldzuge noch die Sandschaks Batum, Ardaghan und Kars. Im April 1877 marschierten die Russen in vier Kolonnen, zusammen 90000 Mann mit 260 Geschützen, in das türkische Gebiet vor. Je ein schwächeres Korps ging vom Rion und von Achaltschik und Igdir gegen die Festungen Batum, Ardaghan und Bajasid, die Hauptkräfte (40 000 Mann) unter der Führung des Oberkommandierenden, des Armeniers Loris Melikow, von Alexandropol gegen Kars vor. Da die Russen seit dem Krimkriege keine nennenswerten Seestreitkräfte im Schwarzen Meere besaßen, vermochte eine türkische Flottille unter dem Engländer Hobart den gegen Batum vorgehenden Kolonnen den Weg am Meere zu sperren. Unter großen Schwierigkeiten drang das russische Korps weiter landeinwärts über die von Flüssen durchschnittenen Gebirgsabhänge bis zu der türkischen Festung vor, die es jedoch nicht zu nehmen vermochte. Landungen türkischer Truppen nördlich der Rion-Mündung brachten die mohammedanische Bevölkerung des westlichen Kaukasusgebietes zum Aufstande. Das gegen Ardaghan entsandte Korps konnte die Festung erst nehmen, nachdem es von der Hauptkolonne erheblich verstärkt worden war. Es schloß sich dann dem Vormarsch auf Kars an. Das vierte Korps, 13 000 Mann mit 48 Geschützen unter Tergukasow,


Digitized by Google

ebenfalls einem Armenier, überschritt den 3500 m hohen Aghri Dagh westlich des Ararat, zu einer Zeit, als die Türken einen solchen Übergang noch für unmöglich hielten, nahm Bajasid und wandte sich dann im Tal des oberen Murad gegen den Delibaba-Paß.

Den Oberbefehl auf türkischer Seite führte Achmed Mukhtar Pascha, der Vater des aus dem Balkankriege bekannten Generals Mahmud Mukhtar Pascha. Er verfügte zu Beginn des Feldzuges über nur 50 000 Mann mit 93 Geschützen. Um Verstärkungen heranzuziehen und zugleich Zeit zur Ausbildung seiner Truppen zu gewinnen, überließ er die Festungen sich selbst und ging in ein befestigtes Lager bei Sewin zurück. Das russische Hauptkorps schloß Kars ein, zog unter großen Schwierigkeiten schweres Belagerungsgeschütz heran und begann die Beschießung. 17 000 Mann marschierten weiter nach Sewin.

Inzwischen hatte Tergukasow östlich des Delibaba-Passes ein türkisches Korps geschlagen. Gegen ihn, als den augenblicklich gefährlichsten Gegner, wandte sich Mukhtar Pascha mit der Hälfte seiner bei Sewin versammelten Truppen und zwang ihn in einem heftigen Gefecht zum Rückzuge. Da aus der Gegend des Wan-Sees etwa 16 000 türkische Truppen und Irreguläre auf Bajasid vorgegangen waren, mußte das russische Korps bereits nördlich Djadin den Aghri Dagh überschreiten. Es ging auf Igdir zurück, ergänzte dort seine Bestände und entsetzte darauf durch einen raschen Vorstoß über das Gebirge die russische Besatzung von Bajasid.

Ebenso unglücklich verlief der Vormarsch der russischen Hauptkolonne auf Sewin. Ein Angriff auf das türkische Lager wurde blutig abgeschlagen. Die Russen gingen auf Kars zurück, hoben die Belagerung auf und machten erst westlich Alexandropol Front. Mukhtar Pascha drängte nach, verstärkte seine Truppen aus der Besatzung von Kars und bezog den Russen gegenüber eine befestigte Stellung. Da auch das russische Korps vor Batum an die Grenze zurückgenommen wurde, standen die Russen Ende Juli ungefähr wieder dort, wo sie bei Beginn des Feldzuges gestanden hatten. Im Laufe der nächsten Monate verdoppelten sie allmählich ihre Armee, während die Türken nur wenige und mangelhaft ausgebildete Verstärkungen heranziehen konnten. Bis zum Oktober kam es zu keinem entscheidenden Gefecht.

Dem Korps Tergukasow war ein etwa 30 000 Mann starkes türkisches Korps, von denen allerdings 18 000 nur Irreguläre waren, unter Ismael Hakki Pascha aus dem Murad-Tal über den Aghri Dagh gefolgt. Seine wiederholten Angriffe auf die russische Stellung bei Igdir blieben erfolglos, und als schlechte Witterung eintrat und Mangel zu herrschen begann, liefen die Irregulären auseinander.

Ende September waren die Russen vor Kars auf 65 000 Mann mit 240 Geschützen verstärkt worden; den Oberbefehl hatte Großfürst Michael übernommen. Mukhtar Pascha verfügte nur über 40 000 Mann mit 120 Feldgeschützen. Seine Truppen litten stark unter Mangel und Krankheiten. Am 2. Oktober griffen die

Digitized by Google

Russen an. Trotz ihrer großen numerischen Überlegenheit hatten sie anfänglich nur geringe Erfolge. Am 15. Oktober gelang es ihnen jedoch, die Türken vernichtend zu schlagen. Sie belagerten darauf Kars erneut und stürmten die Festung in der Nacht vom 17./18. November. Mukhtar Pascha ging in die Stellung des Dewebojun, 10 km östlich von Erserum, zurück. Alle irgend verfügbaren Reserven wurden dorthin zusammengezogen. Ismael Hakki Pascha ließ den Russen gegenüber nur eine schwache Nachhut stehen und ging von ihnen unbemerkt zunächst nördlich des Aghri Dagh nach Westen zurück. Aus Besorgnis, abgeschnitten zu werden, bog er dann in zwei Kolonnen nach Süden über das Gebirge ab und gewann über den Delibaba-Paß in starken Märschen den Anschluß an Mukhtar Pascha.

Tergukasow stieß zunächst auf Bajasid vor und folgte dann Ismael Hakki, sobald er dessen wirkliche Rückzugsrichtung erkannt hatte. Gemeinsam mit dem Mukhtar Pascha gefolgten Korps unter General Heiman ging er dann gegen den Dewebojun vor. Mukhtar Pascha nahm den Angriff an und wurde entscheidend geschlagen. Nur Trümmer fluteten nach Erserum zurück. Ein schlecht vorbereiteter Versuch der Russen, die Forts der Ostfront zu stürmen, scheiterte jedoch. Man begnügte sich mit einer unvollständigen Einschließung der Festung. Ende Dezember traf auch Loris Melikow mit 16 000 Mann vor Erserum ein, die nach dem Fall von Kars verfügbar geworden waren. Der Marsch mit 48 Geschützen und dem Belagerungspark über den tief verschneiten 2300 m hohen Paß des Soghanlü Dagh konnte bei starker Kälte nur sehr langsam erfolgen. Die 180 km lange Strecke wurde in einem Monat zurückgelegt. Unterkunft und Verpflegung der nunmehr 36 000 Mann starken Armee vor Erserum bereiteten sehr große Schwierigkeiten. Der Abschluß eines Waffenstillstandes machte dann den Feindseligkeiten ein Ende.

Aus dem Verlauf des Feldzuges sind für die Bewertung Armeniens als Schauplatz eines Krieges die häufigen Übergänge über die großen Gebirgszüge von besonderem Interesse. Auf Wegen, die diesen Namen nach europäischen Begriffen nicht verdienen, gingen nicht nur Infanterie und Kavallerie, sondern auch Feldartillerie über die Pässe. Im Dezember überschritt Loris Melikow sogar mit Belagerungsparks den verschneiten Soghanlü Dagh. An der langen Zeit, die dieser Übergang in Anspruch nahm, läßt sich aber der große Einfluß der Witterung auf die Wegsamkeit in diesem Lande erkennen, in dem Kunststraßen fast völlig fehlen. In den trockenen Sommermonaten können an die Eigenart des Landes gewöhnte Truppen Märsche ausführen, die man in westeuropäischen Heeren geneigt wäre für unausführbar zu halten. Im Winter wachsen die Schwierigkeiten außerordentlich. In den feuchten Jahreszeiten, Frühling und Herbst, werden Truppenbewegungen in den Ebenen durch den aufgeweichten schweren Boden, in den Gebirgen durch die angeschwollenen Wasserläufe fast unmöglich gemacht.

Digitized by Google

Möglichkeit der Verteidigung des türkischen Armeniens.

Wie in dem Feldzuge des Jahres 1877, so werden voraussichtlich auch etwaige künftige kriegerische Ereignisse sich an den großen Straßenzügen abspielen, die das Land in vorwiegend ostwestlicher Richtung durchziehen. Die wichtigste dieser Straßen läuft in einer Reihe von Ebenen, die von Kars über Erserum und Ersindjan Armenien durchqueren und die Hauptverbindung zwischen Transkaukasien und Anatolien bilden. Von Kars bis zur russisch-türkischen Grenze besteht hier eine gut ausgebaute Kunststraße; eine Eisenbahn bis zu der großen russischen Grenzgarnison Sarikamisch befindet sich im Bau, ihre Verlängerung bis zur Grenze ist beabsichtigt. Der die natürliche Grenze bildende Soghanlü Dagh liegt auf russischem Gebiet; von dort bis zum Dewebojun ist das Land fast gänzlich offen. Hier, auf türkischem Gebiet, wird die Chaussee nur durch einen unbefestigten Weg fortgesetzt, der bei nasser Witterung für Fahrzeuge sehr schwierig ist. Der Weg wird erst wieder zur Kunststraße, nachdem er sich östlich Hassankaleh mit der uralten Handelsstraße vereinigt hat, die von Trapezunt über Baiburt, Erserum und Täbris nach Teheran führt. Diese Straße ist noch heute eine wichtige Verkehrsader, der einzige vom russischen Zoll freie Handelszugang vom Schwarzen Meer nach Persien. Ist Erserum im russischen Besitz, so kann der europäische Handel Persien nur noch vom persischen Golf und über Chanekin von Bagdad aus erreichen. Die Straße ist von Trapezunt bis östlich Erserum als Kunststraße ausgebaut, aber stark verfallen; immerhin ist sie die beste im türkischen Armenien. Nächst ihr ist die Abzweigung nach Ersindjan aus der Richtung von Trapezunt in leidlichem Zustand. Beide Straßen ließen sich mit geringer Mühe ausbauen. Die Straße von Erserum nach Ersindjan ist von Aschkaleh aus nur ein unbefestigter Landweg.

Vier Tagemärsche von der russischen Grenze wird der Straßenzug Kars—Ersindjan durch die Festung Erserum gesperrt. Die Stadt ist mit 50 000 Einwohnern die größte armenische Stadt auf türkischem Gebiet. Sie liegt in dem südöstlichen bereits zum Gebirge ansteigenden Winkel einer fruchtbaren Ebene. Gegen moderne Angriffsmittel ist sie nur zu halten, solange der Höhenzug des Dewebojun sich in den Händen der Verteidiger befindet. Die Stellung ist in der Front sehr stark und beherrscht den Anmarsch durch die Pasin-Ebene; bei ihrer großen Ausdehnung (30 km) würde sie jedoch viele Besatzungstruppen erfordern. Der moderne Ausbau der hier liegenden Befestigungen ist von entscheidender Wichtigkeit für die Verteidigung. Er würde große Kosten verursachen, da der Landtransport der von Europa heranzuschaffenden Geschütze und Materialien von Trapezunt bis Erserum, der nur auf Ochsenkarren und Packtieren erfolgen kann, sehr teuer ist.

Eine Umgehung des Dewebojun in südlicher Richtung über den steil nach Südosten abfallenden Palandöken Dagh würde auf sehr große Schwierigkeiten stoßen. Wahrscheinlicher bleibt ein Umgehungsversuch im Norden. Aus dem Gebiet von Olti führt ein allerdings schwieriger Weg in die Ebene von Erserum. Das Heranschaffen von schwerem Geschütz würde hier sehr viel Zeit in Anspruch nehmen. Sowohl auf

Digitized by Google

dem Palandöken wie an dem Wege von Olti wäre die moderne Verstärkung der vorhandenen Befestigungen notwendig. Während eine Umgehung von Olti her für den unmittelbaren Angriff auf Erserum von Bedeutung ist, bietet sich weiter nördlich im Tale des Tschoroch eine weitere Einfallspforte nach Armenien. Eine hier eindringende Kolonne kann bei Baiburt die Verbindung zwischen Trapezunt und Erserum unterbrechen und sich dann gegen Ersindjan wenden. Für die Verteidigung des Landes ist es daher wichtig, bei Beginn der Operationen eine zur Sperrung ausreichende Abteilung ins Tschoroch-Tal vorzuschieben. Da zugleich der Weg durch das enge Tortum-Tal gegen Erserum zu sperren ist, müßte sie in der Nähe der Mündung des Tortum in den Tschoroch stehen. Die große Nähe der Grenze setzt einen hohen Bereitschaftsgrad sowohl der Festung Erserum wie der andern mit Erserum in Verbindung stehenden Befestigungen voraus. Gelingt es den Türken, bei Erserum und im Tschoroch-Tal sich zu halten, so würden die Russen zu weiterem Ausholen nach Südwesten, in das Gebiet nördlich des Wan-Sees, genötigt. Es ist daher anzunehmen, daß die Hauptoperation auf Erserum von vornherein von einem Vorgehen in dieser Richtung, und zwar wahrscheinlich von Eriwan über den Aghri Dagh gegen Melaskert und Musch begleitet sein würde. Der natürliche Weg dorthin folgt dem Murad. Für die Verteidigung ergibt sich daraus die Notwendigkeit, den Eintritt des Flusses in das Gebirge bei Karakilisse zu befestigen. Da indes hier mit dem Eingreifen schweren Geschützes weniger zu rechnen sein dürfte, würden Feldbefestigungen für den Zweck des Zeitgewinns genügen. Hinter dieser Linie von Befestigungen muß der Aufmarsch der türkischen Armee erfolgen. Wie weit er nach Osten vorverlegt werden kann, wird von den Mitteln abhängen, über die die Türkei zur Heranschaffung ihrer Truppen verfügt.

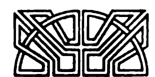
Im Feldzuge 1877 besaßen die Türken die Seeherrschaft; sie konnten sich auf Trapezunt, den Eingangshafen Armeniens, basieren. Diese günstige Lage würde bei der gegenwärtigen Unterlegenheit der türkischen Flotte nur wiederkehren können, wenn die Türkei von einer Seemacht unterstützt würde, die ein Vordringen der Russen gegen Süden nicht wünscht. In diesem Falle könnte die Versammlung etwa bei Baiburt und Ersindjan erfolgen.

Ist die Türkei auf den Landweg angewiesen, so befindet sie sich gegenwärtig Rußland gegenüber in nicht auszugleichendem Nachteil. Während die russischen Bahnen bis Igdir, Batum und über Kars hinaus dicht an die Grenze heranführen, liegt der nächste türkische Eisenbahnendpunkt, Angora, 800 km von Erserum entfernt. Der Bau einer Bahn von Angora über Ersindjan nach Erserum ist also von der größten Wichtigkeit. Eine solche Bahn würde gleichzeitig ein wesentliches Mittel sein, das Land wirtschaftlich zu heben und damit seine Hilfsmittel für einem Feldzug zu vermehren. Solange sie nicht besteht, wird es nötig sein, die Masse der Armee bereits im Frieden in armenische und ostanatolische Garnisonen zu legen. Eine wesentliche Verbesserung der rückwärtigen Verbindungen wird ein-

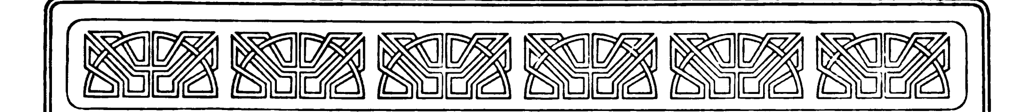
Digitized by Google

treten, sobald die Bagdadbahn bis in die Gegend von Mardin fertiggestellt ist. Die Entfernung von dort bis Erserum beträgt nur 375 km. Die Pässe über den Taurus bei Bitlis, Haini und Arghana Maden sind nicht schwierig. Gedeckt durch die Grenzbefestigungen und die Truppen in Armenien könnten die türkischen Hauptkräfte in den Ebenen dicht nördlich des Taurus versammelt werden und dann nach Norden vorgehen.

Die Frage, ob die Türkei in absehbarer Zeit imstande sein wird, eine Verteidigung Armeniens durchzuführen, muß außerhalb der Betrachtung bleiben. Nur soviel läßt sich sagen, daß sie auf lange Zeit in erster Linie von dem Nachdruck abhängen wird, mit dem diejenigen Großmächte der Türkei Unterstützung gewähren, die an der Erhaltung ihres asiatischen Besitzstandes interessiert sind.



Digitized by Google



Die Stellung von Kadenbronn 1870.

Das seit einer Reihe von Jahren der Öffentlichkeit in Abschnitten zugehende französische Generalstabswerk über den Krieg 1870/71 beginnt mit den Worten: „Nach Sadowa stand dem Sieger über Österreich, dem gestärkten Preußen, Frankreich gegenüber; es war unschwer vorauszusehen, daß es eines Tages zwischen beiden Mächten zum Kampfe um die Vorherrschaft in Europa kommen werde."

Schon im Herbste 1866 beschäftigte sich auf Kaiser Napoleons Drängen hin das Pariser Kriegsministerium mit Arbeiten für eine schnellere Mobilmachung und günstigere Gliederung des Heeres. Im Januar 1867 begann unter der Leitung des Kriegsministers Marschall Niel der Generalstab sich mit dem Kriegsplan gegen Preußen zu befassen. Von den verschiedenen amtlichen Vorschlägen fand folgender Plan am meisten die Billigung des Kaisers: Bereitstellung des gesamten Heeres im Elsaß, Überschreiten des Rheines oberhalb Maxau, Versammlung der Süddeutschen unter die alte Rheinbundfahne, gemeinschaftlicher Weitermarsch auf Berlin, wohin auch die verbündeten Österreicher die Richtung nehmen, die befreundeten Italiener ihnen folgen sollten.

Der Aufmarsch im Elsaß wurde noch im Mai 1870 als bindend angesehen. Skizze 44. Beim Ausbruch des Krieges änderte die oberste Heeresleitung aber plötzlich die Versammlung; sie erfolgte nach einem Operationsplane des Erzherzogs Albrecht von Österreich und trug den wenigen vorhandenen Bahnlinien mehr Rechnung. Eine kleinere Heeresgruppe, das 1. Korps mit der 2. Kavallerie-Division, wurde im unteren Elsaß, eine stärkere Gruppe von vier Korps: Garde-, 3., 4. und 5. Korps, 3. Kavallerie-Division, in der Mosellinie Nancy—Diedenhofen bereitgestellt; zu dieser Gruppe gehörte ferner das bei St. Avold gesammelte 2. Korps, das nach dem Befehl das „Auge" der Lothringer Armee, die den stolzen Namen „Rhein-Armee" erhielt, bilden sollte. Aus politischen Gründen wurden zwei Korps im Inlande belassen, das 7. in Belfort und Südfrankreich, das 6. im Lager von Chalons.

Die Kunde von der Versammlung der preußischen Streitkräfte zwischen Mainz und Coblenz zog dann wie ein mächtiger Magnet die Franzosen unwiderstehlich auf

Digitized by Google

sich.*) Die in Lothringen bereitgestellten fünf Korps wurden nicht mehr, wie geplant, nach dem Oberrhein in Marsch gesetzt, um mit den Elsässer Kräften den Grenzstrom in der Richtung über Nürnberg nach Berlin zu überschreiten; die vier Korps an der Mosel wurden vielmehr bis auf das bei Metz bleibende Gardekorps vom 23. Juli ab nach einander nach der Saar vorgeschoben; dort stellten sie sich beiderseits des 2. Korps in der Linie Bitsch—Sierck in einer Ausdehnung von rund 90 km auf. Alsdann erblaßte der strategische Offensivgedanke immer mehr; politische Erwägungen verleiteten den Kaiser Napoleon sogar, die Korps allmählich in eine starre Defensive zu drängen. Die Pariser Regierung wollte den zwischen dem Rhein und der Mosel anrückenden Preußen nicht von vornherein die Lande Elsaß und Lothringen preisgeben. Wie einst zu Zeiten des größten Tiefstandes der Kriegskunst, dem Ende des 18. Jahrhunderts, glaubte man diese Gebiete durch eine ausgedehnte Kordonstellung von Straßburg bis nach Sierck am besten schützen zu können.

Als Kaiser Napoleon am 28. Juli in Metz eintraf und sich von dem traurigen, unfertigen Zustande der Armee überzeugte**), als Österreichs Untätigkeit und der Anschluß der süddeutschen Truppen an Preußens Fahnen erkannt wurden, gab der völlig niedergedrückte Monarch jeden Gedanken an eine Offensive aus der schon vollzogenen strategischen Defensive heraus auf. Am 29. Juli begab sich der Kaiser zu einem Kriegsrate mit den Kommandierenden Generalen der Lothringer Streitkräfte nach St. Avold. Weder das französische Generalstabswerk, noch die andere einschlägige Literatur erwähnt, daß von einem der Korpsführer der naheliegende Vorschlag vorgebracht sei, beide getrennte Heeresgruppen zunächst zu versammeln. Wie Feldmarschall Graf Moltke in seinen „Kritischen Aufsätzen“ meint, konnte dies damals noch ungefährdet in der Gegend von Nancy—Pont a Mousson erfolgen.***) Die Masse der französischen Generale riet vielmehr dazu, die lockere Grenzschutzaufstellung beizubehalten.

Nur der Kommandierende General des 2. Korps, Frossard, schlug ein engeres Zusammenziehen des 2. bis 5. Korps vor, und zwar in eine Stellung bei Kadenbronn, zur Verteidigung gegen den aller Wahrscheinlichkeit nach aus der Gegend von Saarbrücken her zu erwartenden Feind. Der unentschlossene und von Krankheit geplagte Monarch stimmte jedem der Vorschläge halb zu; er befahl den Korps, noch näher an die Grenze heranzurücken, wobei das 3. (Marschall Bazaine) hinter das 2. gestellt wurde, und eine gewaltsame Erkundung dieses Korps von Forbach aus gegen Saarbrücken. Das 5. Korps (General Failly) blieb in breiter Aufstellung zwischen Bitsch und Saargemünd, das 4. (General Ladmirault) rückte in die Linie

*) Deutsches Generalstabswerk, I., Seite 38.

**) Rousset, Geschichte des Krieges, I., Seite 148.

***) Moltkes Kriegslehren, Die Schlacht, Seite 107.

Digitized by Google

Bolchen—Sierck. Das Gardekorps blieb ohne bestimmten Auftrag bei Metz. Ein einheitlicher Operationsplan bestand nicht mehr und wurde auch nicht mehr gefaßt. Da Befehle der Obersten Heeresleitung ausblieben, versammelten die Kommandierenden Generale sich am 31. Juli zu einer Besprechung; sie verabredeten, daß überall gewaltsame Erkundungen und Scheinunternehmungen über die Grenze vorgenommen werden sollten, um so Klarheit über den Gegner zu erhalten. General Frossard, der schon am 26. Juli dem Generalstabschef Marschall Leboeuf ein engeres Zusammenschließen der Armee von Lothringen in der Stellung von Kadenbronn vorgeschlagen und dies dem Kaiser gegenüber am 29. wiederholt hatte, kam am 31. auf denselben Plan zurück, den die andern Generale aber verwarfen. Die ungeschulten Führer, die einen Hauch des Offensivgeistes des Ersten Napoleon nicht verspürt hatten, folgten mechanisch der kraftlosen Theorie, daß im Festhalten ihrer Stellungen die Kriegskunst bestände. In dem vor einem Jahre erschienenen Buche: „La guerre en Lorraine 1870“ vom Oberstleutnant Picard, Chef der kriegsgeschichtlichen Abteilung des französischen Generalstabes, heißt es: „Die Kenntnis der Generale von der Kriegführung war meistens recht gering. Alle waren in den Anschauungen des Kleinkrieges in Algier und Mexiko befangen und wenig bemüht, in das Gebiet des großen Krieges einzudringen. Sie gaben die eigene Initiative von vornherein auf und sahen das Heil nur in Stellungen.“

General Frossard faßte wenigstens noch die Zusammenziehung der fünf am Saar-Abschnitte stehenden Korps in eine große Stellung bei Kadenbronn ins Auge. Daß auf diesen, der vermuteten feindlichen Überlegenheit gegenüber immer noch erklärlichen Plan die andern Generale nicht eingingen, hatte seinen Grund neben der mangelnden Schulung in der Führung größerer Verbände wohl auch in der Unbeliebtheit, deren der Kommandierende General des 2. Korps sich bei seinen Kameraden erfreute. Er war der Liebling des Kaisers und wurde als eine Art militärischer Nebenregierung mißtrauisch betrachtet. Es war bekannt, daß der Monarch 1867 außer den amtlichen Stellen auch ihm als seinem diensttuenden Generaladjutanten und Erzieher des kaiserlichen Prinzen den Befehl zur Ausarbeitung eines Feldzugsplanes gegen Preußen erteilt hatte, und daß Napoleon Frossards Vorschlag als etwas Bedeutendes ansah. Dieser zog sowohl den Angriff als auch die Verteidigung in Betracht: Den Angriff für den Fall, daß Süddeutschland und Österreich sich Frankreich anschließen würden; die Verteidigung aber, wenn Frankreich allein auf sich angewiesen sei. Statt Zusammenziehens der Masse der Kräfte zu einem wuchtigen Schlage befürwortete der aus dem Genie hervorgegangene, nach damaliger französischer Ansicht also besonders gut geschulte General die Bildung von drei Armeen, eine von 120 000 Mann im Elsaß, eine von 140 000 Mann in Lothringen und eine von 120 000 Mann als Reserve-Armee im Lager von Chalons. Könnte der Krieg angriffsweise geführt werden, sollte nur die Elsaß-Armee zur Vereinigung mit den

Digitized by Google

Süddeutschen bei Straßburg den Rhein überschreiten, während die Lothringer Armee den von Saarbrücken zu erwartenden Angriff der Preußen in einer Stellung bei Kadenbronn zurückweisen und dann erst mit der nachgezogenen Reserve-Armee zur Offensive im Anschluß an die Elsaß-Armee in Feindesland hinein vorgehen sollte.

Wenn aber die Haltung der erhofften Bundesgenossen den Angriffskrieg nicht gestatten würde, sollte von vornherein die strategische Verteidigung in „belles positions" an der Grenze gewählt werden. Frossard rechnete damit, daß dann die Preußen — an ein für den Krieg geeintes Deutschland dachte man 1867 in Frankreich nicht — aus der Linie Mainz—Coblenz in der allgemeinen Richtung auf Nancy vorrücken würden. Die ungünstigen Wegeverhältnisse der Pfalz würden die Preußen in zwei Gruppen die Grenze überschreiten lassen: eine schwächere in das untere Elsaß hinein, eine stärkere über den deutschen Teil der Saar. Die Verwendung der beiden vorderen französischen Armeen dachte Frossard sich für den Fall der strategischen Defensive folgendermaßen:

Die Elsaß-Armee bezieht eine Stellung hinter der Sauer bei Wörth; als vorgeschobene Stellung wird die Lauterlinie Lauterburg—Weißenburg besetzt. Bei Lembach wird eine Abteilung zur Verbindung mit der Lothringer Armee aufgestellt.

Diese hat dem Hauptangriff des Feindes über die Saar entgegenzutreten. Eine stärkere rechte Flügelgruppe, 80 000 Mann, sollte zwischen Saargemünd und St. Avold auf dem Plateau von Kadenbronn Stellung nehmen, sich dort verschanzen, Saarbrücken als vorgeschobenen Posten durch Handstreich nehmen und dann dem Angriff des über Saarbrücken—Saarlouis vorgehenden Gegners Widerstand leisten. Als linke Flügelgruppe wurden 60 000 Mann bestimmt. Diese sollten sich in einer Stellung hinter der Kanner, rechter Flügel bei Lüttingen, linker bei Königsmachern, dem zwischen Saarlouis und Trier auf Metz vorbrechenden Feind entgegenstellen. Zur Verbindung mit der Kadenbronner Gruppe sollte eine Abteilung bei Freisdorf an der Nied aufgestellt werden. So könnte der Gegner nirgends durchbrechen. Aus der Kanner-Stellung heraus könnte man erforderlichenfalls auch dem linken Flügel der Kadenbronner Gruppe zur Hilfe kommen. Im Falle eines überlegenen feindlichen Angriffs jedoch sollte die Lothringer Armee hinter die Seille mit Anlehnung an die Festungen Marsal und Metz zurückgehen und über Saarburg—Pfalzburg Verbindung mit der Elsaß-Armee halten.

Hatte dieser Frossardsche Feldzugsplan authentische Kraft auch nicht erlangt, so war er beim Ausbruche des Krieges in der ganzen Armee doch wohl bekannt.*) Bazaine hatte ihn zwar 1867 verworfen und behauptete nach dem Kriege vor Gericht, man hätte den Feind erst an der Mosel erwarten müssen. Tatsächlich hatte Kaiser Napoleon vor dem Feldzuge mit der Mehrzahl der Generale die Grenze bereist

*) Frossard, „Die Geschichte des II. Armeekorps", Seite 13.


Digitized by Google

und die Stellungen von Wörth, Kadenbronn und Königsmachern studiert. Das französische Generalstabswerk bespricht nur kurz den offiziellen ersten Feldzugsplan; der Frossardsche Vorschlag dagegen wird langatmig und mit allen Einzelheiten wiedergegeben; er spukte beim Kriegsbeginne in den Köpfen der höheren Führer und gewann Einfluß auf deren Maßnahmen, als andere Befehle ausblieben. Der Glaube an die Kadenbronner Stellung als letzten Rettungsanker stärkte sich in dem Maße, als die Oberste Heeresleitung sich die Führung aus den Händen gleiten ließ. Daß am 2. August Saarbrücken als vorgeschobener Posten genommen wurde, entsprach vollkommen dem Frossardschen Plane.

Das Deutsche Generalstabswerk*) gibt an, daß man am 3. August im Kaiserlichen Hauptquartiere in Metz die Absicht erwog, das 5. und 6. Korps näher an das 2. und 3. heranrücken zu lassen; schiene es auch in Rücksicht auf die beiderseitigen Stärkeverhältnisse nicht mehr ratsam, angriffsweise über die Saar zu gehen, könnte es doch zweckmäßig sein, die Verteidigungsstellung bei Kadenbronn zu besetzen und das 1. Korps aus dem Elsaß, das 6. von Chalons her heranzuziehen. Der Kaiser zog also an diesem Tage den Frossardschen Kriegsplan ernstlich in Erwägung; zu einem erlösenden Heeresbefehle fand er aber nicht mehr die Kraft.

Im Elsaß strebte Marschall Mac Mahon aus eigenem Entschluß der Wörther Stellung Frossards zu. Die Vorstellung an der Lauter wurde am 4. August vom Feinde gestürmt. Die Kunde davon nahm dem Kaiser die letzte Siegeszuversicht. Er übergab am 5. August dem wohl ungeeignetsten General, dem Marschall Bazaine, den Oberbefehl über die Lothringer Armee. Zu einem einheitlichen Befehl an die Armeekorps konnte auch er sich trotz des Ernstes der Lage nicht aufraffen. Das französische Generalstabswerk sagt: „Der Oberbefehlshaber gab an diesem Tage, als der Marsch starker preußischer Kräfte durch die Pfalz längst erkannt war, keinerlei Weisungen, weil er keinen wirklichen Plan hatte."

An demselben 5. August meldete General Frossard an das Kaiserliche Hauptquartier in Metz, daß er seine Stellung bei Saarbrücken für gefährdet halte und beabsichtige, in die Stellung Saargemünd—Forbach zurückzugehen. Kaiser Napoleon stimmte diesem Gedanken zu, meinte aber, diese Bewegung solle erst am nächsten Tage zur Ausführung kommen. Frossard ging am 6. August früh jedoch nicht in seine Stellung von Kadenbronn zurück, weil er auf des neuen Oberbefehlshabers Bazaine Befehle dazu wartete und das in Forbach lagernde Kriegsmaterial nicht ohne höhere Weisungen preisgeben wollte. Auf zwei Anfragen Frossards hin, ob er Verstärkungen zu erwarten habe oder ob er sich zurückziehen und für den Kampf günstigere Bedingungen schaffen solle, empfahl Bazaine bald nach Mittag den Abzug in die Kadenbronner Stellung. Bei Eingang dieser Weisung um 1[30] nachmittags war dem

*) I., Seite 207.

Digitized by Google

2. Korps das Abbrechen des Gefechtes bei Spichern noch sehr wohl möglich und wäre durch das Gelände besonders begünstigt worden. Der Feind hatte auf weit ausgedehnter Front nur schwache Kräfte entwickelt; fast zwei Drittel des französischen 2. Korps waren vom Kampfe noch unberührt geblieben. Frossard zweifelte aber an der Ausführbarkeit des Rückzuges auf das Plateau von Kadenbronn und kämpfte weiter.

Skizze 45. Die vier Divisionen des 3. Korps in der Linie Saargemünd—St. Avold marschierten nicht auf den Schlachtlärm bei Spichern; sie warteten auf Bazaines Befehle. Diese trafen zu spät ein und gelangten erst zur Ausführung, als Frossard in der Front geschlagen und in der Flanke bedroht auf Saargemünd abzog. Instinktiv strebte die am späten Nachmittage zur Hilfe geschickte 1. und auch die 2. Division des 3. Korps nach seltsamen Hin- und Herzügen der wohlbekannten Stellung von Kadenbronn zu. Die 1. Division war vormittags nach Saargemünd zur Ablösung der nach Bitsch gesandten Teile des 5. Korps gerückt; den nachmittags erhaltenen Auftrag, über Groß-Blittersdorf an der Saar dem rechten Flügel des 2. Korps zur Hilfe zu kommen, konnte sie nicht mehr ausführen; bei Dunkelwerden nahm sie auf dem Plateau von Ruhlingen, 2 km nordöstlich von Kadenbronn, Aufstellung und rückte dann, im Gefühl, das Richtige getan zu haben, nach Kadenbronn. Die 2. Division sollte zur Aufnahme des 2. Korps die Stellung Kadenbronn und westlich bis Thedingen halten, wo sie in der Dunkelheit eintraf. Die 3. Division des 3. Korps stellte sich bei Bettingen bereit, die 4. blieb bei St. Avold.

Man wirft in der Literatur den höchstens 20 km vom Schlachtfelde entfernt bereitstehenden Divisionen des 3. Korps mit Recht vor, daß sie nicht auf den Kanonendonner von Spichern marschierten, den ganzen Morgen und Mittag über auf Befehle warteten und so die Niederlage des 2. Korps verschuldeten. Die hier angestellten Erörterungen sollen die Divisionsführer keineswegs entlasten. Die allgemein herrschende vorgefaßte Meinung von dem Heilmittel der „Stellung von Kadenbronn" werden aber jene Unterlassungssünden erklärlicher erscheinen lassen.

Beim 2. Korps wurde die Lage in den Nachmittagsstunden immer bedenklicher. Von Verstärkungen durch das 3. und 4. Korps war nichts angekündigt worden und auch nichts zu bemerken. Der Angreifer wuchs sichtlich an Zahl; alle Teile des 2. Korps traten ins Gefecht. Als beim Dunkelwerden der Gegner sich anschickte, die Mitte der französischen Schlachtlinie am Forbacher Berge südwestlich Spichern zu durchbrechen, als feindliche Truppen bei Forbach die linke Flanke und die Rückzugslinie Frossards bedrohten, gab er den Befehl zum Abzuge. Dieser vollzog sich, vom Gegner nicht gestört, zunächst auf Ötingen. Ohne Kenntnis von den andern Korps entschloß Frossard sich, bei Nacht auf Saargemünd zurückzugehen; der Abzug in südwestlicher oder südlicher Richtung schien bei der feindlichen Flankenbedrohung nicht mehr ausführbar.

Digitized by Google

Kaiser Napoleon erhielt 8° abends in Metz von Frossard die Meldung vom unglücklichen Ausgange der Schlacht bei Spichern; er telegraphierte an den tagsüber weit vom Schuß ab in St. Avold verbliebenen Marschall Bazaine: „Leiten Sie den Rückzug des 2. Korps und den der Saargemünder Truppen auf einen rückwärtigen Punkt bei Püttlingen ein!“ Bazaine erwiderte: „Die Stellung bei Kadenbronn wird dem 2. und 3. Korps zur Aufnahme dienen.“

Als das 2. Korps sich bereits im Rückzuge auf Saargemünd befand, also sicher nach 10° abends, erhielt sein Kommandierender General die nochmalige Weisung Bazaines zum Abzuge in die Kadenbronner Stellung, auch über das 3. Korps könne er verfügen. Wie wir sahen, war dieser Befehl durch die Ereignisse bereits überholt.*) Frossard sagt in seiner Geschichte des II. Armeekorps: „Ich hätte am 7. August früh die Stellung bei Kadenbronn nur einnehmen können, wenn ich das 3. Korps dort schon eingerichtet vorgefunden hätte.“**) Von der ohne einheitlichen Plan erfolgten und ursprünglich von Bazaine nicht beabsichtigten Aufstellung des 3. Korps in der Höhenstellung Kadenbronn—St. Avold wußte Frossard am 6. August abends nichts. Als die Divisionen dieses Korps den Abzug des 2. auf Saargemünd erfuhren, gingen sie auf Püttlingen zurück.

Zu einem Armeebefehl konnte Bazaine sich auch in der Nacht vom 6. zum 7. August nicht entschließen. Als in Metz die Kunde von der Niederlage des Marschalls Mac Mahon in der „belle position“ von Wörth einging, setzte Kaiser Napoleon beide Heeresgruppen in Marsch zur Mosel.

Frossard klagte nach dem Kriege Bazaine an, daß er die Kadenbronner Stellung nicht von vornherein habe besetzen lassen. Nach dem französischen Generalstabswerke wollte Bazaine dem ihm unsympathischen General Frossard sein 3. Korps nicht ohne weiteres zur Verfügung stellen. Bazaine soll am 6. August gesagt haben: „Seit drei Jahren studiert Frossard die Stellung bei Forbach; nun, jetzt hat er seine Schlacht!“

Sonderbarerweise ist die Frage, wo eigentlich die vielgenannte Kadenbronner Stellung zu suchen ist, nicht geklärt. Nach der schon oben erwähnten, 1896 erschienenen ersten offiziösen Darstellung des Krieges vom damaligen Major Rousset, Lehrer an der école supérieure de guerre, lag die Stellung***) auf dem Plateau zwischen Saargemünd und St. Avold; diese Linie gibt auch das französische Generalstabswerk an. Rousset bezeichnet die Stellung als 12 bis 13 km lang, die Mitte bei Ruhlingen und Kadenbronn, dem beherrschenden Punkte der Gegend. Ihr linker Flügel sicherte die Eisenbahn und den Weg nach Forbach, mußte dort einen vorgeschobenen Posten haben und eine Division hinter diesen Flügel nach St. Avold entsenden, um eine von Saarlouis ansetzende feindliche Umgehung zu verhindern. Das deutsche

*) Rousset, I., Seite 327.
**) Frossard, „Die Geschichte des II. Armeekorps“, Seite 63.
***) Rousset, I., Seite 141.



Generalstabswerk bezeichnet als Kadenbronner Stellung einmal ausführlich die Linie Saargemünd—Kadenbronn—Bettingen;*) ein anderes Mal spricht es von der Linie Saargemünd—Forbach.**) Bazaine erwähnt in seinen „Episoden aus dem Kriege 1870/71" die Stellung Kadenbronn—St. Avold, wobei er eine Verbindung mit dem Straßenknotenpunkte Püttlingen betont. Kaiser Napoleon befiehlt am 6. August abends dem Armee-Oberbefehlshaber, die Lothringer Armee an einem rückwärtigen Punkte — que je crois être Pattelange — zusammenzuziehen. Frossard selbst, der Entdecker der Kadenbronner Stellung, erwähnt sowohl die Linie Saargemünd—St. Avold, als auch die Linie Saargemünd—Forbach; sein Kriegsplan spricht von der erstgenannten Linie***). In seinen Schilderungen der Schlacht von Spichern kommt Frossard jedoch wiederholt auf die andere Linie zurück.†)

Schon das Studium der Karte zeigt und eine Prüfung im Gelände bestätigt es, daß man allerdings von zwei Stellungen reden kann, die auf ihrem rechten Flügel zusammenfallen.

Die erste Stellung Saargemünd—Forbach (oder richtiger Wölferdingen—Forbach) ist etwa 12 km lang. Der nordöstliche Abfall, einige Bergvorsprünge, wie der Loch-Berg, der Bettinger Berg und der Fahr-Berg, begünstigen die Feuerwirkung und ermöglichen eine gegenseitige Unterstützung durch Flankenfeuer. Die beiderseits des Bettinger Berges zur Stellung hinaufführenden Schluchten sind vom Verteidiger voll unter Feuer zu nehmen. Die Artillerie hat gute Aufstellungen, mit Ausnahme des rechten Flügels, wo der Gunglinger Wald in einer Breite von 4 km den Batterien die Sicht nimmt.

Das Gelände vor den Stellungen der Infanterie ist übersichtlich, natürliche Hindernisse fehlen aber. Nicht besonders stark erscheinen beide Flanken. Rechts bildet die Saar die Verlängerung der Stellung, bietet also keine Anlehnung. Eine starke Reserve müßte bei Iplingen bereitgestellt werden. Auf dem linken Flügel erschweren die ausgedehnten Waldungen westlich Forbach die Aufklärung gegen den Feind und erleichtern diesem die Umfassung. Die Waldstücke zwischen Forbach und Kochern sind für eine Defensiv-Flankenbildung ungünstig. Angriffsbewegungen aus der Stellung heraus sind eigentlich nur aus der Mitte aussichtsvoll.

Die zweite Stellung Saargemünd—St. Avold (oder richtiger Wölferdingen—Kadenbronn—Nieder-Homburg) ist erheblich ausgedehnter als die nördlichere Stellung, etwa 18 km breit, und folgt der Linie Höhe 268 (nordwestlich Wölferdingen)—Loch-Berg—Bettinger Berg—Thedinger Berg—Schalt-Berg—Beningen—Bettingen. Auf dem rechten Flügel bis zum Bettinger Berg (bei Buschbach) mit der andern Stellung

*) I., Seite 44.

**) I., Seite 207.

***) Frossard, Die Geschichte des II. Armeekorps, Seite 13.

†) Siehe auch Deutsches Generalstabswerk I., Seite 210, Mitte.

Digitized by Google

zusammenfallend, biegt sie dann in einem flachen Bogen nach Westen zurück. In der Mitte verlangt der zwischen Buschbach und Thedingen liegende Wald besondere Aufmerksamkeit und stärkere Besetzung. Von dort ab bis zum linken Flügel ist die Stellung mit ihren Steilabfällen nach Norden hin recht widerstandsfähig. Allerdings ist die Schlucht zwischen Kochern und Pfarrebersweiler tief eingeschnitten und schroff und erleichtert dort den Angriff. Zahlreiche Querverbindungen begünstigen die Bewegungen hinter der Front, mannigfache Waldstücke die Bereitstellung von Reserven zu Vorstößen. Der Übergang zum Angriff ist aus der Mitte heraus in nördlicher Richtung günstig, in nordöstlicher oder nordwestlicher Richtung aber schwierig. Auch dieser Stellung mangelt es an natürlicher Anlehnung einer der Flanken. Rechts bildet die Saar die Verlängerung der Stellung. Hinter ihr endlich entziehen aber ausgedehnte Forsten und ein dichtes Netz brauchbarer Straßenzüge den die Stellung im Kampfe verlassenden Verteidiger bald den Blicken des Verfolgers; doch fehlt es an einem stärkeren Abschnitt für eine wirksame Aufnahmestellung.

Wir sehen, daß beide Stellungen ihre Mängel, vor allem den ungünstiger Geländeformen vor den Flügeln und Flanken für den Übergang zum Angriff haben. Für die Offensive aus der Front heraus sind die Bedingungen jedoch besser. So hätten die Franzosen Anfang August 1870 sich mit den Schwächen, und solche haften nun einmal jeder Stellung an, wohl abfinden können. Unsere neue Feldpionier-Vorschrift sagt in Ziffer 214: „Eine in allen Teilen vorteilhafte, ausgedehnte Stellung findet sich selten; zweckmäßige Kräfteverteilung, reichliche Munitionsausrüstung und starke Besetzung der schwachen Stellen müssen die Mängel ausgleichen."

Die Betrachtung der beiderseitigen Aufstellungen westlich des Pfälzer Gebirges und der Vogesen am 3. August abends führt zu dem Schlusse, daß für die Franzosen, wenn sie sich überhaupt zur Einnahme einer Stellung entschlossen, vom operativen Standpunkte aus die zwischen Wölferdingen und Ober-Homburg die zweckmäßigere gewesen wäre. Das Wegenetz östlich der Saar und die Wahrscheinlichkeit, daß die, wie dem Kaiser bekannt, mit den Anfängen in der Linie Landstuhl—Merzig stehenden Deutschen die allgemeine Vormarschrichtung an dem Waffenplatz Metz südlich vorüber nehmen würden, ließ deren Saarübergang mit den stärkeren Teilen in der Gegend von Saarbrücken annehmen. Saarbrücken war auch der Eisenbahnend- und Übergangspunkt an der einzigen aus Deutschland westlich der genannten Gebirge ins Innere Frankreichs führenden Linie. Die Stellung Saargemünd—St. Avold lag also senkrecht zur vermuteten Vormarschrichtung der Masse der feindlichen, durch die Pfalz und gegen die deutsche Saarstrecke anrückenden Kräfte. Die Stellung Saargemünd—Forbach dagegen hatte eine schiefe Front, statt in nördlicher in im allgemeinen nordöstlicher Richtung. Da tatsächlich drei Divisionen des französischen 3. Korps sich am 6. August abends in der Linie Saargemünd—Bettingen aufstellten, der Kaiser von einer Zusammenziehung gestützt auf Püttlingen sprach, halte ich — auch durch

Skizze 44.

Digitized by Google

das Französische Generalstabswerk bestärkt — die südlichere Stellung mit der Front nach Norden als die tatsächliche vielgenannte, die Geister so irreführende Stellung von Kadenbronn.

Die Vereinigung der Streitkräfte in ihr hatte die französische Oberste Heeresleitung am 3. August, wie wir sahen, zwar erwogen; sie kam aber zu keinem Entschlusse. Sie schwächte sogar noch künstlich die entscheidende Stelle, indem sie das 5. Korps als Verbindungsglied mit der Elsaß-Armee in die Vogesen abschob, das Gardekorps untätig bei Metz beließ.

Als dann die Anfänge der westlich des Pfälzer Gebirges vorrückenden deutschen Kräfte sich der Saar näherten und die Kunde von der Niederlage der Vortruppen Mac Mahons an der Lauter eintraf, ging die Unentschlossenheit des Kaisers und seines Nachfolgers im Kommando über die Lothringer Armee so weit, daß nicht einmal die schwächste Form der Schlachtführung, die frontale Abwehr des Feindes mit den verfügbaren drei Korps in einer als günstig beleumundeten Stellung, beschlossen wurde. Bazaine begann seine Kommandoführung mit einem schweren militärischen Fehler: er befahl gar nichts. So gestattete er dem taktisch wenig glücklich verfahrenden und in Wirklichkeit erheblich unterlegenen Feinde am 6. August den Siegeslorbeer zu pflücken und damit das Land bis zur Mosel in Besitz zu nehmen. Gerade dies hatte man durch die Stellungen längs der Grenze zu hindern gehofft.

Es überrascht, wenn man liest, wie auch nach den bitteren Lehren des Krieges die französischen Generale noch nicht die Notwendigkeit des Zusammenfassens aller erreichbaren Kräfte zur Entscheidung durch den Angriff erfaßt hatten. So ist Frossard noch 1871 der Ansicht, daß das 5. Korps zur Armee-Abteilung Mac Mahons entsandt und nur das 2., 3. und 4. in der zu befestigenden Kadenbronner Stellung hätten vereinigt werden müssen. Das Gardekorps bei Metz, das 6. bei Chalons und das 7. im Süden läßt Frossard, der ja auch die Bildung einer zunächst fehlenden Reserve-Armee vorgeschlagen hatte, außer Betracht.

Bazaines nachträglicher Vorschlag in den bereits erwähnten „Episoden" ist schon etwas unternehmender: das 5. Korps bleibt in den Vogesen, organisiert den Volkskrieg und verteidigt die Gebirgspässe mit Pfalzburg als Basis; das 7. Korps wird an das 1. herangezogen; beide decken zunächst in günstigen Stellungen hinter den zahlreichen Fluß- und Bachabschnitten des unteren Elsaß die Festung Straßburg; die vier Lothringer Armeekorps leisten in der Kadenbronner Stellung dem Gegner Widerstand und dienen den allmählich aus dem Elsaß zurückweichenden Teilen als „Echelon"; letztere hätten hierbei das Vogesen-Gebiet durch Brückensprengungen und Tunnelzerstörungen für den folgenden Gegner undurchschreitbar machen müssen; so wäre das deutsche Vorgehen überall aufgehalten worden. In der Tat eine seltene militärische Bescheidenheit! Statt des herausfordernden Trompetenstoßes: „Rache für

Digitized by Google

Sadowa!" klingt es nach dem Kriege aus Bazaines Worten wie ein schwächliches Rückzugssignal, noch bevor man dem Feinde recht ins Auge geschaut hatte.

Das französische Generalstabswerk verurteilt scharf die Auffassung der damaligen Generale vom Wesen des Krieges. Es verwirft den Frossardschen Plan der Bereitstellung der Lothringer Korps in der Kadenbronner Stellung und läßt sie auch nicht gelten, selbst wenn dieser General das Vorbrechen aus ihr gegen die vordersten über die Saar gegangenen feindlichen Teile in Betracht gezogen hätte. Frossards Vorschlag habe eine schwache Rechtfertiguug nur durch die Absicht, den Krieg nicht mit der Aufgabe Elsaß' und Lothringens zu beginnen. Das amtliche französische Werk kommt zu einer Lösung für die Führung der Lothringer Armee Anfang August, die zwar über den Rahmen dieser Arbeit hinausgeht, die aber wegen der Anschauungen der heutigen maßgebenden Personen doch Interesse erwecken muß. Danach hätte die Lothringer Armee am 1. August aus der Linie Saargemünd—Saarlouis in nördlicher Richtung über die Saar gehen und die deutsche Erste Armee auf sich ziehen sollen; diese, damals nur zwei Armeekorps stark, wäre sicher aus dem Felde geschlagen worden, da die Zweite Armee mit ihren Anfängen aus Rheinhessen noch nicht herausgetreten sei. Nach diesem Teilerfolge gegen den General v. Steinmetz hätte die Lothringer Armee über die Linie Saaralben—Bitsch den Anschluß an die Elsässer Armee gewinnen müssen, was am 7. August zur Durchführung gelangt sein konnte. Beide Armeen hätten sich dann vereint gegen die deutsche Dritte Armee wenden müssen. Die Kühnheit solcher Heeresbewegungen macht dem heutigen Generalstabe unserer Nachbar-Republik sicherlich alle Ehre; nur scheint dieser Vorschlag zu sehr mit einem nicht genügend vorausdenkenden Feinde und auch nicht mit der damaligen eigenen Unfertigkeit zu rechnen. Bei aller Kampffreudigkeit des Generals v. Steinmetz muß man doch voraussetzen, daß er die Weisung der Obersten Heeresleitung, einem überlegenen Gegner zunächst auszuweichen, bis die Zweite Armee heran sei, befolgt hätte. Die Lothringer Armee hätte somit wahrscheinlich einen Luftstoß gemacht. Zu einem vier- bis fünftägigen Marsche teils in Feindesland, teils über das Vogesen-Gebirge war sie innerlich nicht befähigt. Tatsächlich hatte Kaiser Napoleon einige Tage später, am 5. August, unter den niederschmetternden Eindrücken der Niederlage von Weißenburg, die Überführung der Lothringer Armee in das Elsaß ins Auge gefaßt; der Generalintendant des Heeres erklärte aber einen solchen zwei- bis dreitägigen Marsch im eigenen Lande aus Verpflegungsrücksichten für unausführbar. Die Lösung des heutigen französischen Generalstabes kann als eine aussichtsvolle somit nicht angesehen werden.

Betrachten wir die gegenseitigen Stärken Anfang August 1870. Nach dem französischen Generalstabswerke betrugen die fünf in Lothringen bereitgestellten Korps (Garde, 2., 3., 4. und 5.) mit den drei Heereskavallerie-Divisionen und vier

Digitized by Google

Kavallerie-Divisionen der Armeekorps 175 000 Mann, denen zunächst 200 000 Mann, später 270 000 Mann entgegen zu stellen waren. Wollte Kaiser Napoleon, bekanntlich mehr Diplomat als Soldat, der inneren Politik das Recht der Mitrede in die Kriegshandlung einräumen und eine Schlacht an der Grenze haben, hielt er sich für eine Offensive über die Saar für zu schwach, so scheint eine Ausnutzung der Kadenbronner Stellung als Mittel für den späteren Angriff aus ihr hinaus doch zweckmäßiger als das vom französischen Generalstabswerke empfohlene, zweifelhafte Operieren auf der inneren Linie. Allerdings mußte die für günstig erkannte Stellung nicht nach dem Vorschlage Frossards zu frontaler Verteidigung durch alle vorhandenen Truppen bezogen werden, sondern dem Ausgleiche der Zahl dienen; sie mußte zunächst den vermeintlich stärkeren Gegner auf sich ziehen, dem nur schwache Kräfte entgegenzustellen waren; gegen die Flanke des Angreifers konnten dann die entsprechend bereitgestellten Hauptkräfte zur Offensive übergehen.

Dem Feldmarschall Grafen Moltke hat in seinen „Kritischen Aufsätzen" diese Lösung vorgeschwebt, als er für das 2. Korps das Behaupten einer Stellung südlich der Saar, für die andern vier Armeekorps eine Vereinigung in der Gegend von Kochern (5 km südwestlich Forbach) vorschlug. Die Schlacht von Spichern wäre dann vielleicht folgendermaßen verlaufen: Das 2. Korps weicht vor dem überlegenen, bei Saarbrücken den Fluß überschreitenden Gegner in Scheinkämpfen frontal auf die befestigte Feldstellung bei Kadenbronn, d. h. die Linie Gunglinger Wald—Kadenbronner Berg, zurück, wobei die Zwischenstellungen nördlich Spichern und bei Kerbach ausgenutzt werden konnten. Die anderen vier Armeekorps werden in der Linie Metzingen—Merlenbach mit Staffelung links zusammengezogen, um dann beim weiteren Vordringen des Feindes auf dem westlichen Saar-Ufer zum Angriff in nordöstlicher Richtung vorgeführt zu werden. Gingen die Deutschen mit Teilen bei und westlich Saarbrücken, mit Teilen durch den Warndt-Wald vor, so fiel schwächeren französischen Kräften die Abwehr des östlicheren Gegners in der Kadenbronner Stellung, den Hauptkräften die Offensive gegen den aus den großen Waldungen heraustretenden Feind zu.

Skizze 45.

General-Feldmarschall Graf Schlieffen beleuchtet den Gedanken der Ausnutzung der Kadenbronner Stellung auf Grund des tatsächlich erfolgten deutschen Saar-Übergangs eingehender in seiner Studie „Cannae".*) Er erwähnt zunächst den Moltkeschen Feldzugsplan von Anfang August.**) Danach sollten die schon verfügbaren Armeekorps der Zweiten Armee aus der Linie Bingen—Mannheim auf je einer Straße zum Saarabschnitte Rehlingen—Saargemünd vormarschieren und schwache Kräfte gegen Bitsch abzweigen. Die Zweite Armee sollte am 9. August die Saar überschreiten, die in einer befestigten Stellung hinter dem Flusse vermutete französische

Skizze 44.

*) Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde, VIII. Jahrgang 1911, 3. Heft.
**) Moltkes Kriegslehren: Die operativen Vorbereitungen zur Schlacht; Seite 100.


Digitized by Google

Heeresgruppe aufsuchen und angreifen. Die schwächere deutsche Erste Armee sollte von Perl und Merzig aus auf dem östlichen Mosel-Ufer vorrücken, um dem Gegner in Flanke und Rücken zu fallen. Graf Schlieffen nimmt es als wahrscheinlich an, daß dann das bei Forbach stehende französische 2. Korps in die längst erkundete und als vortrefflich erkannte Kadenbronner Stellung zurückgezogen worden wäre, die übrigen Korps sich in der Flanke bereitgestellt hätten.

Den Moltkeschen Absichten entsprachen jedoch die Maßnahmen der Oberkommandos der beiden deutschen Armeen keineswegs. Von der Zweiten Armee rückten, wie Graf Schlieffen ausführt, vier Armeekorps hintereinander auf der Straße über Kaiserslautern—Homburg, zwei hintereinander auf einer andern Straße über Neunkirchen vor; nach dem willkürlichen Einfall des Oberbefehlshabers der Ersten Armee setzten sich deren beide Armeekorps auf Völklingen und Saarbrücken in Marsch und schoben sich am 6. August vor die Anfänge der Zweiten Armee. So nahmen Saarbrücken tatsächlich vier Korps in erster, zwei in zweiter Linie zum Ziel. Wäre der Frossardsche Plan zur Ausführung gekommen, so hätten sich am 6. und 7. August sechs deutsche Armeekorps auf engstem Raume vor der Stellung von Kadenbronn zusammengedrängt. Den Franzosen wären noch genügend Kräfte übrig geblieben, um von der offengebliebenen Westseite aus zum Angriff auf die zwischen der Saar und Kadenbronn eingeengten Deutschen überzugehen. In Wirklichkeit blieb aber das 2. französische Korps am 6. August beim Erscheinen des Feindes südlich Saarbrücken stehen, ohne von den Nachbartruppen unterstützt zu werden. So unterlag das Korps der Übermacht.

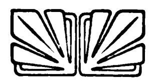
In der Vorschrift: „Der Feldpionierdienst aller Waffen", heißt es in Ziffer 213: „Eine Stellung hat nur dann Wert, wenn sie den Feind zum Angriff zwingt, bei Umgehungsversuchen dem Verteidiger den beabsichtigten Zeitgewinn oder günstige Bedingungen für eigenes angriffsweises Verfahren schafft." Dann heißt es in Ziffer 210 über Feldbefestigungen: „Sie erleichtern es, mit schwächeren Kräften einem überlegenen Gegner standzuhalten, um an andrer Stelle mit desto stärkeren Kräften angreifen zu können, um Zeit zu gewinnen oder einen wichtigen Ortsbesitz zu behaupten. Über diese Zwecke hinaus dürfen sie keinen Einfluß auf die Entschließungen der Truppenführung gewinnen, insbesondere nicht die Freude am unaufhaltsamen Angriff lähmen oder gar zum Grabe des Angriffsgedankens werden."

Während am Anfange des Krieges 1870/71 die französischen Armeeführer Stellungsreiterei schlimmster Art betrieben, verfuhr Feldmarschall Graf Moltke völlig anders. Er rechnete zunächst mit einem strategischen Überfall der Franzosen in der allgemeinen Richtung auf Mainz. Für diesen Fall schlägt er in einer Denkschrift von 1867 vor, beim deutschen Vormarsch durch die Pfalz zur Saar mit den vordersten Teilen dem bereits über den Fluß gegangenen Gegner in einer Stellung hinter der Blies entgegenzutreten, bis die Masse des

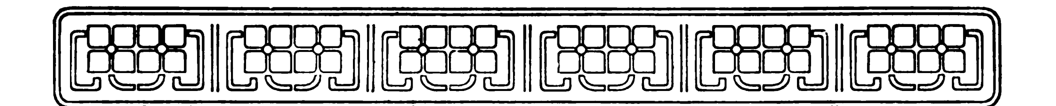
Digitized by Google

Heeres zur Offensive heran sei. Als zu Beginn des Feldzuges die Gefahr eines vorzeitigen französischen Vormarsches in der Richtung auf Mainz bestand, erteilte die Oberste Heeresleitung am 23. Juli den Befehl zur Zurückverlegung des mit den vordersten Teilen bei Völklingen und Saarbrücken geplanten Aufmarsches der Zweiten Armee bis zum Rhein. Am 29. Juli wurde die Zusammenziehung der beiden vorderen Armeekorps, des III. und IV., in der Linie Alsenz—Göllheim—Grünstadt befohlen. Sie sollten erforderlichenfalls in einer vor dem Kriege vom Generalstabe erkundeten Stellung bei Marnheim dem aus dem Pfälzer Gebirge heraustretenden Feinde so lange Widerstand leisten, bis die anderen, bei Bingen und Mainz auszuladenden Armeekorps heran seien. Die Erste Armee, die am 29. Juli auf Trier und Saarlouis im Vormarsch war, wurde angehalten und in die Linie Saarburg i. Rh.—Wadern geschoben; dort sollte sie zunächst eine Flankenstellung gegen den feindlichen Vormarsch bilden. So hat uns hier Moltke klassische Beispiele für richtige Ausnutzung von Stellungen im Sinne der Gesamtoperation geliefert.

Frhr. v. Hammerstein-Gesmold,
Oberstleutnant und Chef des Generalstabes II. Armeekorps.



Digitized by Google



Taktik und Technik am Ya lu.

Die Meinungsverschiedenheit zwischen dem Statthalter und General Kuropatkin.

Der Zar hatte am 27. Februar 1904 bestimmt: „Unsere Anstrengungen sind darauf zu richten, die Versammlung der Truppen zu sichern, die sich bereits in der Statthalterschaft*) befinden und noch aus Europa dorthin gesandt werden. Diesem Ziel entspricht am besten die möglichste Fernhaltung des Feindes von der Bahnlinie. Bis zur Versammlung ausreichender Kräfte für den Übergang zu entscheidenden Operationen müssen die Truppen der Statthalterschaft vorsichtig verfahren, um sich nicht einer vorzeitigen Teilniederlage auszusetzen. Dabei dürfen sie aber günstige Gelegenheiten nicht außer acht lassen, den Feind mit allen Mitteln zu schwächen."

Skizze 46.

Schon am 17. Februar war General Kuropatkin „zur Unterstützung des Statthalters" bestimmt worden, um „die Operationen nach eigenem, unmittelbarem Ermessen zu leiten und sich nach den allgemeinen Anweisungen des Statthalters zu richten". Der General wollte den Feind durch schwache Kräfte aufhalten und zunächst bis Mukden oder noch weiter zurückgehen. Der Statthalter, Admiral Alexejew, sah in der Abwehr feindlicher Landungen und in der Verteidigung des Ya lu die besten Mittel, den Feind von der Bahnlinie fernzuhalten. Diese Meinungsverschiedenheit veranlaßte den Statthalter am 17. April zu der Bitte um Enthebung von seiner Stellung. Die Ablehnung dieses Gesuches schloß der Kaiser am 20. April mit den Worten: „General Kuropatkin und Admiral Skrydlow**) sind Ihnen unterstellt." Am gleichen Tage telegraphierte der Zar dem General Kuropatkin: „Ich bin überzeugt, daß Sie auch künftig jeden Vorwand zu Unstimmigkeiten vermeiden und ein wertvoller Gehilfe meines Statthalters sein werden." Vier Tage darauf schrieb Kuropatkin dem Führer der an den Ya lu vorgeschobenen Ostabteilung: „Ich hoffe bestimmt, daß Sie dem Feinde mit der gebührenden Festigkeit, aber auch mit Überlegung Widerstand leisten und daran denken werden, daß Sie an den Ya lu nicht zu einem entscheidenden Kampf mit einem überlegenen Gegner gestellt sind."

---

*) Sie umfaßte das Amur-Gebiet, die Mandschurei und die Kwantung-Halbinsel.
**) Befehlshaber der Seestreitkräfte im Fernen Osten.

Digitized by Google

Am 28. April benachrichtigte der General den Kriegsminister: „Die Japaner haben sich am Ya lu gerührt. Mit Freuden werde ich ihren Eintritt in die Mandschurei begrüßen. Man kann ihnen gern eine goldene Brücke bauen, wenn nur keiner zurückkehrt.“ Am 30. April meldete der Statthalter dem Kaiser: „General Kuropatkin hält an der Auffassung fest, daß es vorteilhaft ist, auf Liao yan zurückzugehen und erst nach Ankunft von Verstärkungen aus Rußland zum Angriff zu schreiten. Der Verteidigungslinie des Ya lu legt er wenig Wert bei. Aus den Meldungen ist ersichtlich, daß die Verteidigung ohne die erforderliche Energie geführt werden wird. Jetzt aber ist das Mandschurei-Heer über 100 000 Mann stark. Es liegt kein Grund mehr vor für einen eiligen Rückzug, der die Gesamtlage ungünstig beeinflussen wird.“ Die Kaiserliche Antwort vom 2. Mai begann mit den Worten: „Die in Ihrem Telegramm dargelegten Anschauungen entsprechen durchaus meinen Anweisungen vom 27. Februar.“

Der Ya lu.

Skizze 46 und 47.

Der Ya lu ist in seinem Oberlauf bis Tschan do ho kou ein schneller undurchfurtbarer Gebirgsfluß mit steilen, bewaldeten und unwegsamen Ufern. Unterhalb Tschan do ho kou bildet der Fluß sandige Inseln. Nur auf Ku ri to, Ose ki to und Sa ma lin da gewährt spärlicher Baumwuchs einige Deckung. Der Untergrund des Flusses ist steinig. Breite, Tiefe und Stromgeschwindigkeit wechseln häufig. Nur bei Tschan do ho kou, Gu lu tzi und Am bi ho, hier aber nur über den Westarm, sind Furten. Das Westufer überhöht das Ostufer und wird durch Nebenflüsse in Abschnitte zerlegt. Das zerklüftete Gebirgsland zwischen dem Am bi ho und dem Ei ho, der Hu san, ist wenig wegsam und fällt nach allen Seiten steil ab. Sein Ausläufer, der Tigerhügel, verdeckt den Einblick von Tiu ren tschin her in das obere Ya lu-Tal und den Ostteil von Ose ki to. Die Mündung des durchschnittlich 150 m breiten Ei ho bildet die sumpfige, mit Gestrüpp bestandene Insel Ei ho dsi an. Der Ei ho ist nur bei und unterhalb Tschin gou durchfurtbar. Sein vom Hu san überhöhtes Westufer steigt nördlich Po to tyn sa sanft, südlich dieses Ortes steil an. Das Ei ho- und Ya lu-Ufer zwischen Po to tyn sa — Tiu ren tschin — An tung bilden eine starke Höhenstellung. Die Verbindungen innerhalb dieser Stellung wie in ihrem Rücken sind aber in dem durchschnittenen Gelände schlecht, nur der Weg An tung — Ten sy — Fön huan tschön ist durchweg fahrbar. Unterhalb An tung geht das Ufer allmählich in die Ebene über. Auch das Ostufer des Ya lu ist gebirgig. Es ist daher vom Westufer aus, namentlich in der Gegend von Wi tschu und bei der durch den Gen ka do verdeckten Mündung des 50 m breiten Tun ten ho, schwer einzusehen. Unterhalb Yan sang wird auch das Ostufer zu einer sumpfigen, deckungslosen Ebene. Der Fluß verbreitert sich rasch. Seiner etwa 4 km breiten Mündung sind Sandbänke vorgelagert, so daß nur kleinere Seefahrzeuge etwa bis An tung gelangen können. An der flachen, morastigen Küste zwischen der Ya lu-Mündung und dem Landungsplatz Da gu schan können größere Schiffe höchstens bei Ta tun gou leichtern.

Digitized by Google

Der Einfluß des Geländes auf Angriff und Verteidigung am Ya lu.

Einem Übergange von Korea her bot demnach der Ya lu sowohl unterhalb An tung wie oberhalb Tschan do ho kou so erhebliche Schwierigkeiten, daß nur zwingende Gründe hier das Wagnis eines Uferwechsels rechtfertigen konnten. Aber auch noch bei An tung wurde ein Übergang durch die Breite des Flusses und seines deckungslosen Tales erschwert. Tschan do ho kou und Gu lu tzi kamen als Übergangspunkte wohl nur für einen Vormarsch an Tiu ren tschin—Am bi ho vorbei auf Mukden in Betracht. Ein Vorgehen von diesen Übergangspunkten her über den Pu yi ho und Am bi ho gegen den Ei ho mußte auf schlechten Wegen viel Zeit kosten. Ein Vormarsch von Am bi ho her gegen den Ei ho war kürzer, aber immerhin schwierig und zeitraubend. Ein Brückenschlag in der Gegend von Wi tschu wurde durch die dortigen Inseln begünstigt, verlangte aber die vorherige Besitznahme des Tigerhügels. Die Verteidigung des ausgedehnten Flußlaufes wurde demnach durch die geringe Zahl der Übergangsstellen erleichtert. Die taktischen Verhältnisse für die Verteidigung dieser Übergangsstellen waren freilich nicht allzu günstig. An tung, Tiu ren tschin, der Tigerhügel und Am bi ho waren durch Flüsse und zerklüftetes Gelände getrennt, das Vorführen und Verschieben von Reserven war daher schwierig. Die Verteidigung mußte von vornherein am Flußufer liegen.

Die russische Ostabteilung bis zum 26. April.

Vom russischen Heer standen Ende April 1904 die Südabteilung*) bei Yin kou—Kai ping, die Ostabteilung am Ya lu, die Masse**) des Heeres um Liao yan. In Port Arthur waren an Feldtruppen 30 Bataillone mit etwa 60 Feldgeschützen, um Wladiwostok ungefähr 15 Bataillone mit 50 Feldgeschützen verfügbar. Der Südabteilung hatte Kuropatkin am 23. April befohlen, Landungen zwischen Yin kou —Siun yo tschön zu verhindern, vor überlegenen Kräften jedoch auf An schan tschan zurückzugehen. Die Ostabteilung war unter der Einwirkung des Statthalters bis zum 26. April auf 19¾ Bataillone, 24 Sotnien, 62 Geschütze und 8 Maschinengewehre verstärkt worden. Nach dem russischen Generalstabswerk betrug ihre Verpflegungsstärke ungefähr 28 000 Mann, ihre Gefechtsstärke nur etwa 18 000 Mann. Die Operationsfähigkeit der teilweise neugebildeten Truppen war gering, die Ausstattung mit Fahrzeugen noch nicht beendet. Die Versorgung erfolgte aus dem Magazin Fön huan tschön durch ermietete Fuhrwerke.

Der Führer der Ostabteilung, General Sassulitsch, hatte am 18. April eine Anweisung erhalten, die östlich des Ya lu die japanische „Garde-, 2. und 12 Division, nach einigen Nachrichten auch die 6. Division" annahm und die baldige Landung der 1. und 3. Division an der Ya lu-Mündung oder bei Da gu schan als wahrscheinlich bezeichnete. Die Ostabteilung sollte „dem Feinde den Übergang erschweren, aber mit allen Mitteln nach der Vermeidung eines entscheidenden

*) 24 Bataillone, 6 Sotnien, 74 Feldgeschütze.
**) 27 Bataillone, 20½ Sotnien, 90 Feldgeschütze.

Digitized by Google

Kampfes mit überlegenen feindlichen Kräften trachten". General Sassulitsch erhielt bei seiner Ankunft in Ten sy am 22. April folgende Meldungen: Bei Da gu schan waren feindliche Schiffe beobachtet worden. Der Feind südlich Wi tschu war nur schwach, in Wi tschu war mindestens eine Division. Nördlich der Stadt wurden starke Kräfte zusammengezogen. Bei Schi gu pu war etwa ein Regiment. Der Übergang der Japaner war angeblich für den 25. und 26. April bei An tung—Tiu ren tschin beabsichtigt.

Nach dem am 23. April erlassenen Befehl des Generals Sassulitsch hatte die Ostabteilung am 26. April folgende Aufstellung eingenommen: General Mitschenko*) stand in der Linie Pi tze wo—Da gu schan—Nian tschan. Die Abteilung Kaschtalinski**) war bei An tung vereinigt. Sie hatte die Insel Kia sin tsa mit einer Kompagnie besetzt. Die Abteilung Trussow***) befand sich bei Tiu ren tschin. Sie hatte je ein halbes Jagdkommando nach dem Tigerhügel und nach Ose ki to vorgeschoben. Oberst Leschitzki†) bei Am bi ho hatte eine Kompagnie mit zwei Geschützen nach Gu lu tzi entsendet. Oberst Truschin††) befand sich in der Linie Tschan do ho kou—Siao pu si ho. Die Reserve†††) der Ostabteilung stand bei Ten sy. Oberst Madritow war am 22. April mit zwei Sotnien zu einem ergebnislosen Streifzuge nach Korea aufgebrochen. Befestigungen waren bei An tung und Tiu ren tschin vorhanden. Sie bestanden aus Geschützdeckungen und Schützengräben, die des harten Bodens wegen meist nur für kniende Schützen eingerichtet waren. General Sassulitsch tadelt das Fehlen von Redouten, Rückenpositionen und Kolonnenwegen, erkennt aber die natürliche Stärke der Stellungen an. Hervorzuheben ist ferner, daß Oberst Truchin Patrouillen auf das Ostufer senden sollte. Die russische Kavallerie hatte dieses Ufer bereits am 2. April geräumt, da Kuropatkin ihr Zurückgelangen über den Strom für gefährdet gehalten hatte.

Bis zum 26. April waren dem General Sassulitsch nachstehende Meldungen zugegangen: Bei Yo nam po waren zwei Torpedoboote, zwei Dampfer und zahlreiche Boote gesehen worden. Nach Ansicht Mitschenkos stand ein Übergang nach Ko wan gou bevor. General Kaschtalinski dagegen hielt einen Uferwechsel bei An tung für wahrscheinlich, weil dieser Stadt gegenüber Brückenmaterial gesammelt wurde. Nach andern Meldungen freilich befanden sich zwischen Yo nam po und Koschen nur etwa 4000, bei Koschen jedoch ungefähr 24 000 Japaner mit einem Pontonparke. Bei Ko ho ku do sollte seit dem 22. April eine Brücke nach Sa ma

---

*) 2¾ Bataillone, 11 Sotnien, 14 Geschütze.
**) 4½ 〃 3 berittene Jagdkommandos, 16 Geschütze, 8 Maschinengewehre.
***) 6 〃 2 〃 〃 16 〃
†) 1¼ 〃 2 Sotnien, 6 Geschütze.
††) 9 Sotnien, 2 Geschütze.
†††) 5¾ Bataillone, 8 Geschütze.

Digitized by Google

lin da hergestellt sein. Sa ma lin da wurde angeblich am 25. nachmittags durch zwei japanische Kompagnien besetzt. Bei Sei ko do wurden am 25. abends etwa 200 Boote und Pontons bemerkt. In Wi tschu sollten 8000, an der Tun ten ho-Mündung 10 000 Japaner mit 50 Booten sein. Bei Schi gu pu wurde Übersatzmaterial gesammelt. Die Patrouillen Truchins hatten den Fluß nicht überschreiten können, jedoch hatten Spione dem Oberst die Versammlung von Truppen bei Tschang söng mitgeteilt, wo sich bereits etwa vier Kavallerie- und zwei Infanterie-Regimenter befinden sollten. Aus allen diesen Nachrichten schloß der mit der Leitung des Nachrichtendienstes betraute Kapitän Kusmin: „Es ist sehr wohl möglich, daß die Japaner gegenüber der Ostabteilung nur schwache Kräfte belassen und es wagen werden, auf Mukden vorzumarschieren, Teile aber nach Charbin zu entsenden." General Sassulitsch glaubte nicht an ein so abenteuerliches Verfahren des Feindes, das die operative Lage und die Rücksicht auf die Heeresversorgung gänzlich ausschlossen. Er meldete am 24. April der Heeresleitung: „Die Versammlung beträchtlicher Kräfte nördlich Wi tschu weist auf die Absicht hin, auch auf Am bi ho vorzugehen. Die hauptsächlichsten Vorbereitungen für einen Übergang wurden indessen bei Koschen bemerkt." Die Meldung Kaschtalinskis veranlaßte jedoch anscheinend den General am 25. April zu der Mitteilung an Kaschtalinski und Trussow, daß voraussichtlich der Übergang bei Tiu ren tschin, eine Demonstration bei An tung stattfinden würde. Beide Unterführer wurden angewiesen, auf einen Einsatz der allgemeinen Reserve nicht zu rechnen. Durch diese Anordnung wollte der General vermutlich die am 24. April anbefohlene Vermeidung eines entscheidenden Kampfes erleichtern. Der gleichzeitige Auftrag „mit Festigkeit Widerstand zu leisten" war wohl als Verschärfung der am 18. April erteilten Weisung „den Übergang zu erschweren" aufzufassen. Er führte jedoch nicht zu einer Abänderung der bereits am 23. April angeordneten Aufstellung. Ob der General Truppenverschiebungen jetzt nicht mehr für angängig hielt oder ob er glaubte, daß die bisherige Kräfteverteilung auch dem veränderten Auftrage entspräche, ist nicht bekannt. Etwa dreiviertel der Ostabteilung war bei An tung — Ten sy — Tiu ren tschin vereinigt. Eine noch schwächere Bemessung der Abteilungen Mitschenko und Truchin wäre gewiß angebracht gewesen. Im ganzen aber ist der Vorwurf einer „kordonartigen" Zersplitterung kaum aufrecht zu halten. Die Beobachtung des ausgedehnten Flußlaufes machte Abzweigungen unvermeidlich. Die Masse der Truppen mußte an den wahrscheinlichen Übergangsstellen zur Hand sein. Als die voraussichtlichen Übergangspunkte galten aber eben dem General Sassulitsch An tung und Tiu ren tschin. Diese grundlegende Voraussetzung war freilich nicht berechtigt, daher waren bei An tung zu starke, bei Am bi ho zu schwache Kräfte belassen. Das hätte noch am 24. April geändert werden können. General Sassulitsch hielt aber am 25. April wiederum trotz der schwierigen technischen Verhältnisse den Übergang bei An tung für wahrscheinlicher als

Digitized by Google

bei Am bi ho. Der doppelte Auftrag der Heeresleitung veranlaßte, die Reserven auf der Straße nach Fön huan tschön zum Abmarsch, nicht zum Einsatz bereit zu halten.

Die Verteilung der Kräfte bewertet demnach die Schwierigkeiten des Flußübergangs nicht in ganz zutreffender Weise, wenn auch anzuerkennen bleibt, daß unterhalb An tung und oberhalb Am bi ho nur schwache Kräfte Verwendung fanden. Die taktischen Maßnahmen bei An tung—Tiu ren tschin blieben jedoch dem bisherigen Auftrage, den Feind aufzuhalten, angepaßt. Hierfür mochte die Zurückhaltung der Truppen auf den Höhen von An tung und Tiu ren tschin genügen, sofern der wichtige Tigerhügel und Ei ho dsian sowie Ose ki to stärker besetzt wurden, als es geschah. Eine Verteidigung des Ya lu aber erforderte das Vorschieben der Infanterie an seine Ufer, nach Ei ho dsian und Ose ki to. Für eine Verbindung über den Ei ho und den Flußarm westlich Ose ki to mußte gesorgt werden. Die Artillerie war auf den Höhen des Westufers, namentlich auf dem Tigerhügel, in Stellung zu bringen. Ihre Aufgabe war nicht Bekämpfung der überlegenen feindlichen Artillerie, sondern des Überganges. Jeder Übergangsversuch mußte im Keim erstickt werden, was durch die Schwierigkeit des Uferwechsels erleichtert wurde. Es war geboten, weil auf ein rechtzeitiges Einsetzen zurückgehaltener Reserven um so weniger zu rechnen war, da für die Anlage von Verbindungen hinter der Stellung nichts geschehen war. Aber selbst bei der nun einmal obwaltenden Beurteilung der Lage wäre die Staffelung einiger Bataillone auf dem linken Flügel angebracht gewesen. Die Möglichkeit eines feindlichen Vorgehens über Am bi ho durfte nicht völlig außer acht bleiben. Ob nun der Übergang nur erschwert oder verhindert werden sollte, in jedem Falle war es notwendig, dem Feinde die Übersetzmittel zu entziehen, ihm die Erkundung zu erschweren, die Landungs- und Übergangsstellen zu sperren. Alles das war trotz ausreichender Zeit verabsäumt worden.

Die japanische Erste Armee bis zum 29. April.

Der japanische Operationsentwurf rechnete mit der Verteidigung der Küsten und des Ya lu. Die in Korea gelandete Erste Armee bestand aus der Garde-, 2. und 12. Division mit einem Regiment schwerer Artillerie und einer Garde-Landwehr-Pionier-Kompagnie. Sie zählte 32 000 Mann und sollte durch Vorgehen über den Ya lu den Feind auf sich ziehen. Dadurch sollten die Landungen der Zweiten Armee bei Da gu schan und die Ausschiffung der Dritten und Vierten Armee erleichtert werden. Die Erste, Zweite und Vierte Armee sollten späterhin gemeinsam auf Liao yan vorgehen.

Von der Ersten Armee befanden sich am 23. April die 2. Division zwischen dem Po ma hua und Wi tschu, die Garde-Division bei Wi tschu, die 12. Division nordwestlich Wi tschu. Die Armee war auf Li ka ho basiert. Die bisherige Etappenstraße über An tju sollte bei einem Rückschlag benutzt werden. Zum Schutz der Verbindungen war die der 12. Division entnommene Abteilung Sasaki*) nach Tschang

*) 3 Bataillone, 1 Eskadron, 2 Batterien und 1 Pionier-Kompagnie.

Digitized by Google

söng herausgeschoben. Am 17. April hatte das Armee-Oberkommando die Mitteilung erhalten, daß die Zweite Armee vom 30. April ab voraussichtlich innerhalb 45 Tagen landen würde. Die Erste Armee solle am 30. April den Ya lu überschreiten. Daraufhin befahl am 18. April das Armee-Oberkommando die Heranschaffung der in Japan bereitgehaltenen 800 m Behelfsbrücken-Material nach Yo nam po und Li ka ho. Der Landtransport eines Teiles dieses Materials von Li ka ho nach Wi tschu sollte vermutlich der Gefahr vorbeugen, das gesamte Material während der Hinaufschiffung auf dem Ya lu einzubüßen. Gleichfalls am 18. April wurde die Beitreibung von Behelfsmaterial angeordnet. Für die Erkundung des Ya lu wurde vertraulich angegeben, daß die 2. Division an der Südwestseite von Ku ri to, die Garde-Division nördlich Wi tschu, die 12. Division bei Ran shi to übergehen solle.

Die Erkundungen ergaben, daß die 1894 angefertigten Karten nicht mehr stimmten, und daher der Bedarf an Übergangsmitteln zu gering veranschlagt worden war. Stärke und Aufstellung des Feindes dagegen wurden im allgemeinen richtig erkannt. Dieses Ergebnis war wohl dem langen Aufenthalt am Ya lu zu verdanken. Er erleichterte es den Japanern ebenso wie den Russen, sich Klarheit über den Feind zu schaffen. Ferner wurde festgestellt, daß ein Vormarsch der mit Gebirgsartillerie ausgerüsteten 12. Division durch den Hu san schwierig, aber nicht unmöglich sein würde. Das Armee-Oberkommando hatte währenddessen die Weisung erhalten, daß die Landung der Zweiten Armee erst am 3. Mai erfolgen würde, der Übergang demzufolge auf den 1. Mai zu verschieben sei. Es beabsichtigte nunmehr die 12. Division über Am bi ho gegen den Ei ho, die beiden anderen Divisionen über Ku ri to—Sama lin da gegen Tiu ren tschin vorgehen zu lassen. Gleichzeitig wurde wohl erkannt, daß eine Zersplitterung an Kräften und Übergangsmitteln durch Demonstrationen zu vermeiden sei. Am 21. April wurde der Etappen-Inspektion befohlen, von Un san her zur Ablösung Sasakis fünf Kompagnien nach Tschang söng, eine Kompagnie nach Pyök tong in Marsch zu setzen. Sasaki sollte nach Abgabe einer Eskadron und einer Batterie am 26. April zur 12. Division abmarschieren. Die Verschiebung dieser Division nach Schi gu pu und der 2. Division nach Wi tschu wurde am 23. April eingeleitet. Am Abend des nächsten Tages hatte General Sassulitsch diese Bewegungen zutreffend bewertet. Truchin hatte sich durch die Märsche zur Ablösung Sasakis, Kaschtalinski durch die Beitreibung von Behelfsmaterial täuschen lassen. Auch Mitschenkos Besorgnisse waren unbegründet. Freilich deckte eine japanische Flottille von zwei Kanonenbooten, zwei Torpedobooten und vier kleinen Dampfern die Ausschiffung des Materials bei Yo nam po. Sie sollte zufolge einer mit dem Armee-Oberkommando getroffenen Vereinbarung An tung am 29. April beschießen und am 1. Mai die Torpedoboote und Dampfer weiter stromaufwärts senden.

Nachdem das japanische Armee-Oberkommando sich über die Grundzüge des erforder-


Digitized by Google

lichen Verfahrens klar geworden war, ordnete es die Wegnahme von Ku ri to und Sa ma lin da für die Nacht zum 26. April an. Da traf vom Großen Hauptquartier die Weisung ein, daß die Landung der Zweiten Armee erst am 4. Mai, der Ya lu-Übergang am gleichen Tage zu erfolgen habe. Das Armee-Oberkommando meldete, daß die bereits getroffenen Vorbereitungen einen Aufschub des Angriffs nicht zuließen. Daraufhin nahm das Große Hauptquartier anscheinend seine Anordnungen zurück.

So wurde in der Nacht 25./26. April der Befehl zur Besitznahme von Ku ri to durch die Garde- und von Sa ma lin da durch die 2. Division ausgeführt. Die 2. Division ließ zwischen 9⁴⁵ abends und 12¹⁵ vormittags sieben Kompagnien auf 8 Pontonfähren durch eine Pionier-Kompagnie nach der vom Feinde freien Insel übersetzen. Die Garde-Division, die Ku ri to besetzt wußte, ließ vorsorglich je eine Abteilung der Garde-Feldartillerie bei Gen ka do und Wi tschu und außerdem eine anscheinend hierfür unterstellte Abteilung des Feldartillerie-Regiments 12 bei Ryumondo in Stellung gehen. Zum Übersetzen waren zwei Bataillone bei Ryumondo, ein Bataillon mit einem Zug Kavallerie bei Gen ka do bereitgestellt. Bei Ryumondo waren elf dort gezimmerte Boote, bei Gen ka do Pontonfähren verfügbar. Dem mit der Leitung des ganzen Unternehmens beauftragten Oberst Umesawa unterstand eine Pionier-Kompagnie. Erst nach dem Untergang des Mondes wurde um 3³⁰ vormittags das Übersetzen bei Ryumondo begonnen. Als die ersten Boote etwa um 4¹⁵ vormittags sich Ku ri to näherten, erhielten sie überraschend aus nächster Entfernung Feuer. Der Feind wurde sogleich angegriffen. Das Übersetzen wurde fortgeführt. Der nur schwache Feind ging bald zurück. Er wurde von dem übergesetzten zweiten Bataillon des 4. Garde-Regiments, das nur 50 Mann verlor, bis an den jenseitigen Rand der Insel verfolgt, konnte sich aber auf Booten auf das westliche Ya lu-Ufer retten. So vermochte mit Tagesanbruch auch das bei Gen ka do befindliche Bataillon überzusetzen, das bisher am Südrand von Ku ri to befindliche feindliche Schützen befeuert hatte.

Skizze 47.

Nach der Einnahme von Ku ri to und Sa ma lin da begannen die Brückenschläge nach diesen Inseln. Mit ihrer Leitung war der Kommandeur der Pioniere der Armee, General Kodama, beauftragt. Ihm waren hierzu die Pionier-Bataillone der Garde- und 2. Division, sowie die Garde-Landwehr-Pionier-Kompagnie unterstellt. Der Bau sollte aus Behelfsmaterial erfolgen. Dazu war das in Yo nam po ausgeschiffte Material am 25. abends an An tung unbemerkt vorüber in den Flußarm östlich Sa ma lin da geschafft worden. Die russische Nachricht über die Ansammlung von Booten bei Wi tschu war demnach zutreffend. Die verfrühten Meldungen über den Brückenschlag südlich Wi tschu und die Besetzung von Sa ma lin da waren wohl durch japanische Erkundungen veranlaßt worden. Schon hier zeigt sich auf russischer Seite die Neigung, in den Meldungen Vermutungen und Tatsachen zu vermengen. Die

Digitized by Google

japanischen Anordnungen für die Brückenschläge nach Ku ri to und Sa ma lin da sind nicht bekannt. Vermutlich weil zunächst Sa ma lin da besetzt worden war, wurde anscheinend der Brückenschlag bei Sei ko do zuerst begonnen. Gegen diese Brückenstelle eröffneten jedoch am 26. 8° vormittags zwei bei dem russischen Jagdkommando auf dem Tigerhügel eingetroffene Geschütze das Feuer. Die Erwiderung dieses Feuers durch japanische Artillerie von Gen ka do her veranlaßte das Jagdkommando zur Räumung des Tigerhügels. Übergesetzte japanische Patrouillen unterbrachen nun die Telegraphenleitung Am bi ho—Tiu ren tschin. Gegen Mittag wurde Wi tschu erneut von Tiu ren tschin her befeuert. Die Japaner setzten nunmehr die Arbeiten erst nach Einbruch der Dunkelheit fort. Auf diese Weise hatte das 2. Pionier-Bataillon die 236 m lange Brücke bei Sei ko do erst am 27. 5° vormittags fertiggestellt. Die Besorgnis vor Beschädigung des knappen Brückenmaterials führte anscheinend dazu, die Arbeit auch an andern Brückenstellen später, als wohl ursprünglich beabsichtigt war, zu beginnen und öfters zu unterbrechen. Nach dem japanischen Generalstabswerk begann die Garde-Landwehr-Pionier-Kompagnie die 80 m lange Brücke bei Ko ho ku do erst am 27. 4^{45} nachmittags und beendete die Arbeit am 28. 6^{30} vormittags. Nach derselben Quelle scheint der Bau beider Brückenpaare von Gen ka do nach Ku ri to durch das Garde-Pionier-Bataillon erst am 28. 6° vormittags begonnen und am 29. morgens beendet worden zu sein. Von den Brücken über den Tun ten ho war die östliche 33 m, die westliche 34 m lang. Von den das Norduser des Tun ten ho mit Ku ri to verbindenden Brücken war die östliche 103 m, die westliche 113 m lang.

Die Ergänzung der Erkundungen nach Besitznahme von Ku ri to und Sa ma lin da ergab, daß Brückenschläge bei Ma tu zeo und Ran shi to zum Anschluß an die Brücken bei Sei ko do und Ko ho ku do unausführbar waren. Der Fluß war breiter und das Gelände deckungsloser als bisher angenommen worden war. Am 28. morgens war daher das Armee-Oberkommando entschlossen, auch die 2. Division über Ku ri to vorgehen zu lassen. Es ist nicht unmöglich, daß nunmehr erst der Bau des westlichen Brückenpaares von Gen ka do nach Ku ri to angeordnet wurde. Von Ku ri to aus sollten Garde- und 2. Division auf einer Brücke hintereinander nach Ose ki to übergehen. Dieser Entschluß widerspricht der früheren Absicht, die Divisionen nebeneinander von Ku ri to nach Ose ki to sowie, anscheinend auf zwei Übergängen, von Sa ma lin da nach Ei ho dsian übergehen zu lassen. Die Abänderung war wohl sicherlich durch die Besorgnis von einem Nichtausreichen des Brückenmaterials veranlaßt. Nach dem am 28., wahrscheinlich um 10° vormittags, erlassenen Armeebefehl sollte die 12. Division am 29. abends bei Schi gu pu übergehen, am 30. abends zur Deckung des Uferwechsels der beiden andern Divisionen die Linie Karei ro ko—Höhe 291 südöstlich Li sa wen erreichen und am 1. Mai morgens zwischen Sai ro shi ko—Li sa wen bereitstehen. Eine am westlichen Ya lu-Ufer entlang marschierende Abteilung

Digitized by Google

sollte bis zum 30. 2° nachmittags Höhe 192 nordöstlich des Tigerhügels besetzen. Außerdem ist „womöglich eine Abteilung nach Kyo ka ko zu entsenden, die die linke Flanke und den Rücken des Feindes bedroht". „Die 2. Division sammelt sich am 30. bis 10° vormittags nordwestlich Sha san do. Von 12° mitternachts ab überschreitet sie die Kriegsbrücken an der Westseite von Ku ri to." Sie hatte sich sodann auf Ei ho dsian etwa zwischen Sa ka su — westlich Ma tu zeo zu entwickeln. „Die Garde-Division sammelt sich am 30. bis 10° vormittags östlich Wi tschu. In derselben Nacht folgt sie der 2. Division über die Kriegsbrücke." Sie sollte sich darauf zwischen der 12. Division und der 2. Division entwickeln. Das Feld-Feldartillerie-Regiment 2 und die schwere Artillerie sollten in der Nacht des 30. April auf Sa ma lin da in Stellung gehen und mit Tagesanbruch des 1. Mai das Feuer gegen Tiu ren tschin eröffnen. Als Armee-Reserve hatten je zwei Bataillone der Garde- und 2. Division sowie die Kavallerie dieser Divisionen am 1. Mai 4° vormittags auf Ku ri to bereitzustehen.

Der Armeebefehl regelt somit am 28. morgens das Verfahren bis zum Morgen des 1. Mai. Den Beginn des Überganges zu bestimmen, war gewiß angebracht, wann er beendet, wie dann die Lage sein würde, ließ sich jedoch kaum vorhersehen. Daher brauchte zunächst nur der weit entsandten 12. Division eine allgemeine Anweisung für das Verhalten auf dem Westufer erteilt zu werden. Die tatsächlichen eingehenden Anordnungen ließen aber die 12. Division bereits am 30. abends bis auf etwa 3 km an den Feind herangehen. Dies bot die Gefahr, daß diese Division zurückgeworfen würde, ehe der Übergang bei Wi tschu, den sie decken sollte, begonnen hatte. Auch die Anordnungen für die beiden andern Divisionen rechnen zu sehr mit völliger Untätigkeit des Feindes. Obwohl es den Gegner vorzeitig aufmerksam machen konnte, werden die Divisionen auffällig früh und gleichzeitig bei Wi tschu bereitgestellt, dann sollen sie hintereinander übergehen. Der hierdurch für die Entfaltung auf dem jenseitigen Ufer entstehende Zeitverlust sollte anscheinend dadurch ausgeglichen werden, daß der vorne befindlichen 2. Division der weitere Weg zugewiesen wird. In den Anordnungen des Armee-Oberkommandos sieht eine amtliche japanische Quelle die Absicht des „Flankenangriffs". Das Armee-Oberkommando selbst scheint freilich darauf gefaßt gewesen zu sein, daß die 12. Division nach zeitraubendem Übergange und Vormarsch auf eine neugebildete feindliche Front stoßen würde. Wenigstens scheint das aus der Anweisung hervorzugehen „womöglich eine Abteilung nach Kyo ka ko gegen die linke Flanke des Feindes zu entsenden". Auch bei einem Ansetzen von zwei Divisionen über Am bi ho hätte der Feind genügend Zeit zur Heranziehung ausreichender Kräfte nach Po to tyn sa — Tschin gou gehabt. Ein Umfassen westlich Tschin gou war, abgesehen von der hierdurch bedingten Ausdehnung der Kräfte, schon deshalb nicht angebracht, weil hier die Überbrückung des Ei ho notwendig wurde. Dazu aber war kein Material mehr frei. Selbst das ist

Digitized by Google

schon fraglich, ob die Herstellung von zwei Brücken bei Am bi ho möglich gewesen wäre. Jedenfalls war das Material für eine zweite Brücke erst von Wi tschu nach Am bi ho zu führen. Andernfalls aber mußte die Beschränkung von zwei Divisionen auf einen Übergang die ohnehin zeitraubende Bewegung noch mehr verlangsamen. Wenn somit das Ansetzen der 12. Division über Am bi ho es kaum erhoffen ließ, den Gegner am Ei ho überraschend zu treffen, so wurde durch diese Maßnahme doch eine taktisch und technisch günstige Trennung der Übergangsstellen erreicht. Schwierig war freilich die Sicherstellung des Zusammenwirkens mit den beiden andern Divisionen. Hierzu mußte die 12. Division zwar zeitig übergehen, aber auch nicht vorzeitig zu nah an den Feind herangeschoben werden. Eine einheitliche Gestaltung des Angriffs ließ sich vielleicht erwarten, wenn die 12. Division ungefähr die Linie Schan lin lu kou—Ma tsiu ku etwa zur gleichen Zeit erreichte, zu der der Übergang bei Wi tschu beginnen sollte.

Die Ausführung der Anordnungen des Armee-Oberkommandos gestaltete sich schwieriger als vorausgesetzt worden war. Der Feind hatte zwar am 28. nur wenige Schüsse vom Telegraphen-Berg her in der Richtung Wi tschu abgegeben. Einzelne Geschosse scheinen sich hierbei nach Gen ka do verirrt zu haben. Immerhin hielt das japanische Armee-Oberkommando am 29. Vorbereitungen zur Deckung des Uferwechsels gegen feindliches Artilleriefeuer für geboten. Es befahl der Garde-Division am 29. 6⁰ abends, den Tigerhügel durch ein übergesetztes Bataillon zu besetzen, wohl um der feindlichen Artillerie diesen günstigen Beobachtungspunkt zu entziehen. Die eigene Artillerie sollte schon bei Tagesanbruch des 30. April feuerbereit sein. Die Garde-Artillerie sollte auf Ku ri to und bei Gen ka do, das Feldartillerie-Regiment 2 und die schwere Artillerie auf Sa ma lin da bereitstehen. Um 12³⁰ nachmittags wurde ferner folgendes bestimmt: Das 2. Pionier-Bataillon baut eine Behelfsbrücke von der Nordostecke von Ku ri to nach dem Ya lu-Ufer, das Garde-Pionier-Bataillon je eine Kriegsbrücke vom Westrand Ku ri to nach Ose ki to und von dort nach Syn dia gou. Die Garde- und 2. Division hatten gleichzeitig am 30. 8⁰ abends den Übergang zu beginnen. Die am 28. für die Bereitstellung auf Ei ho dsian angegebenen Linien blieben aber unverändert. Daher sollte die 2. Division die vom Garde-Pionier-Bataillon erbauten Brücken, die Garde-Division die vom 2. Pionier-Bataillon hergestellte Behelfsbrücke benutzen. Der Grund für diese auffällige Anordnung ist unbekannt. Vielleicht ist er darin zu suchen, daß sich bereits Teile der 2. Division auf Sa ma lin da befanden, diese Division daher am weitesten südlich entwickelt werden sollte. Möglicherweise hatte auch das Garde-Pionier-Bataillon schon die Erkundungen am Westrand von Ku ri to vorgenommen und sollte daher auch die dortige Brücke bauen.

Noch am 29. wurde freilich eine dieser vom Armee-Oberkommando getroffenen Anordnungen vom Feinde durchkreuzt. Um 5⁰ nachmittags wurde die eine auf dem

Digitized by Google

Tigerhügel befindliche Kompagnie der Garde-Division von der russischen Abteilung Linda zurückgeworfen. Während sie am Ya lu-Ufer nach Norden zurückwich, begann eine mit der Erkundung des Flusses beschäftigte Pionier-Abteilung auf 2 Stahlbooten und 4 Behelfsbooten von Ose ki to her Infanterie nach dem Tigerhügel überzusetzen. Das Bestreben, selbsttätig Hilfe zu bringen, ist gewiß anzuerkennen. Da aber der Tigerhügel inzwischen vom Feinde besetzt worden war, versprach das Übersetzen schwacher Kräfte mit geringen Mitteln bei Tageslicht und ohne Artillerie-Unterstützung keinen Erfolg. Es wurde daher, anscheinend auf höheren Befehl, eingestellt.

So war am 29. abends der wichtige Tigerhügel verloren, weil seine frühzeitige stärkere Besetzung verabsäumt worden war. Die Ausführungen der sonstigen Anordnungen des Armee-Oberkommandos wurden durch Befehle der beiden Divisionen vorbereitet. Soweit aus ihnen ersichtlich ist, erhielten die Pionier-Bataillone die Weisungen für die Brückenschläge von ihren Divisionen, obwohl diese selbst dann einen andern Übergang zu benutzen hatten. Diese verwickelten Behelfsverhältnisse konnten das Gelingen des Uferwechsels in Frage stellen, der durch den Verlust des Tigerhügels ohnehin schon erschwert war. An sich war der am 29. gefaßte Entschluß zweckmäßig, die Divisionen nebeneinander und gleichzeitig übergehen zu lassen. Es ist nur die Frage, ob sich die Möglichkeit hierfür nicht früher übersehen und daher die Abänderung des am 28. April erlassenen Armeebefehls vermeiden ließ.

An diesem Schwanken bei der Wahl der Brückenstellen trug neben der Schwierigkeit der Erkundungen sicherlich die Fessel schuld, die die Knappheit des Brückenmaterials der Führung anlegte. Die Sorge vor einem Nichthinreichen des Materials und im Zusammenhange damit die Scheu vor Verlusten an Übersetzmitteln waren freilich nicht unberechtigt. An Kriegsbrückenmaterial waren nur die drei Divisions-Brückentrains*) vorhanden. Jeder Divisions-Brückentrain genügte zur Herstellung einer 144 m langen Brücke bei 3 m Spannung. An Behelfsmaterial war aus Japan soviel herangeschafft, daß 800 m überbrückt werden konnten. Glücklicherweise fand sich am Ya lu weiteres Material in nicht bekannter Menge. Allzu reichlich war es bei der Armut der Gegend sicher nicht. Vor allem an Booten war großer Mangel. Daher hatten bis zum 28. April unter Hinzuziehung andern Truppenteilen entnommener Zimmerleute das Garde-Pionier-Bataillon 29, das 2. Pionier-Bataillon 28 „eilig hergestellte Boote"**) gebaut. An Pionieren***) waren die drei Pionier-

*) Jeder Divisions-Brückentrain enthielt außer Belag und Zubehör 32 Pontons und 16 Böcke. Die Pontons waren 7,4 m lang, 1,45 m breit und 274 kg schwer. Ihre Tragfähigkeit betrug 5000 kg. Sie waren in zwei Hälften teilbar. Bei der mit Gebirgsartillerie ausgerüsteten 12. Division war der Divisions-Brückentrain ebenfalls auf Packpferden verladen.

**) Sie hatten bei 7,5 m Länge, 1,5 m Breite und 0,75 m Tiefgang eine Tragfähigkeit von über 8000 kg.

***) Über die Ausnutzung im Pionierdienst ausgebildeter Mannschaften der andern Waffengattungen liegen keine Nachrichten vor.


Digitized by Google

Bataillone mit einer Sollstärke von je 21 Offizieren, 554 Mann und eine Landwehr-Pionier-Kompagnie in einer Sollstärke von 5 Offizieren, 181 Mann verfügbar. Mit diesen Mitteln waren bei Tagesanbruch des 1. Mai 7, zusammen 809 m lange Behelfsbrücken, eine 90 m lange Kriegsbrücke und 2, aus Behelfs- und Kriegsmaterial hergestellte, zusammen 467 m lange Brücken geschlagen.

Die russische Ost-Abteilung vom 26. April. Der 26. April.

Die Besetzung von Sa ma lin da und Ku ri to hatte den General Trussow veranlaßt, in der Erwartung eines Angriffs seine Truppen bereitzustellen. Außer der erwähnten vorübergehenden Beschießung der Brückenstelle Wi tschu und der übereilten Räumung des Tigerhügels geschah jedoch am 26. April nichts. Der Inhalt der sieben Meldungen, die Trussow zwischen 4⁰ vormittags und 1⁰ nachmittags dem General Sassulitsch erstattete, besagte freilich, daß ein Angriff auf Tiu ren tschin abgeschlagen, die japanische Brücke bei Wi tschu zerstört worden sei. Da jedoch angeblich etwa 2000 bei Syn dia gou übergegangene Japaner auf Li sa wen vormarschiert waren, beabsichtigte Trussow den Rückzug anzutreten, „zufolge der ihm mündlich vom General Kuropatkin erteilten Weisung, einen ernsten Kampf zu vermeiden". General Sassulitsch befahl ihm die Entsendung eines Regiments mit einer Batterie nach Tschin gou und schickte ein Bataillon aus Ten sy nach Tiu ren tschin. In zwei weiteren Meldungen berichtete Trussow sodann, daß der Übergang bei Syn dia gou fortgeführt werde und unverzüglicher Abmarsch erforderlich sei. Sassulitsch, der eine weitere Kompagnie aus Ten sy absandte, befahl nunmehr, „durch Jagdkommandos aufzuklären, sich hartnäckig zu behaupten und nur im Falle feindlicher Überlegenheit kämpfend zurückzugehen". Um 10¹⁵ abends erbat aber Trussow erneut den Befehl zum Rückzuge. Zweimal beantragte er sodann weitere Verstärkungen. Am 27. 2⁰ vormittags schließlich meldete er den Beginn des feindlichen Angriffs. Bei Tagesanbruch war nichts vom Feinde zu sehen. Anscheinend veranlaßten die japanischen Patrouillen bei Syn dia gou auch den bei Am bi ho befindlichen Oberst Leschitzki am 26. April zu der Meldung, daß 1000 Japaner von Ku ri to her übergegangen seien. Nach Angabe Truchins waren am 26. April etwa zwei feindliche Kompagnien und eine Eskadron bei Tschang söng übergegangen. Die japanischen Kräfte auf dem östlichen Ya lu-Ufer bei Tschang söng sollten sich verstärkt haben. Truchin hielt nunmehr den Zeitpunkt zur Ausführung einer Anweisung gekommen, die ihm am 13. April der damalige Führer der Ostabteilung „für den Fall eines feindlichen Überganges" gegeben hatte. Er ging nach Tschan den na und Tsiu liu an zurück. Im Abschnitt Mitschenkos hatten japanische Schiffe Ami san befeuert. Der General glaubte, wie schon früher, an einen baldigen Uferwechsel bei Ko wan gou. Bei den russischen Unterführern zeigt sich demnach die Neigung, sich selbst für unmittelbar bedroht zu halten und hierüber die Gesamtlage aus dem Auge zu lassen. Es ist freilich zweifelhaft, ob ihnen der Auftrag der Ostabteilung bekannt war. Oberst Truchin räumt den Ya lu auf Grund einer längst überholten Anweisung. General

Skizze 46.

Digitized by Google

Trussow macht einen Befehl Kuropatkins geltend, der durch den Auftrag am 24. April hinfällig geworden war. General Sassulitsch übersieht die Lage besser. Er glaubt nicht an einen gleichzeitigen Uferwechsel des Feindes an drei weit voneinander entfernten Punkten. Allerdings haben auch ihn die Meldungen Trussows schließlich bewogen, am 27. noch vor 4⁰ vormittags dem General Kuropatkin zu telegraphieren, daß der Angriff auf Tiu ren tschin begonnen habe. Insofern erwiesen sich freilich die übertriebenen Berichte Trussows für die Folgezeit als vorteilhaft, als sie die Absendung von fünf Kompagnien aus Ten sy und die Besetzung von Tschin gou herbeiführten.

27. April. Als sich bei Tagesanbruch des 27. April die Haltlosigkeit seiner bisherigen Annahmen erwiesen hatte, befürchtete Trussow einen Angriff auf Po to tyn sa. Er ließ ein Bataillon mit zwei Geschützen aus Tschin gou dorthin abrücken und meldete dem General Sassulitsch, daß der Angriff auf Po to tyn sa in wenigen Stunden zu erwarten sei. Sollte er noch vor der Besetzung dieses Ortes erfolgen, so sei der Rückzug notwendig. Als Antwort wurde dem General Trussow die Enthebung vom Kommando angedroht. Die Erkundung durch Infanteriepatrouillen ergab sehr bald, daß sich bei Li sa wen nur eine aus Infanterie und Kavallerie gemischte feindliche Patrouille, bei Syn dia gou höchstens 400 Japaner befanden. Die Zurückwerfung dieses schwachen Feindes und die Wiederbesetzung des Tigerhügels wurde jedoch unterlassen. Ob Sassulitsch glaubte, daß dies über seinen defensiven Auftrag hinausging oder fürchtete, daß der Feind inzwischen bereits auch bei Am bi ho übergegangen sei, ist unbekannt. Die Telegraphenleitung nach Am bi ho war unterbrochen und Meldungen blieben aus. Das erschien Sassulitsch wohl um so bedenklicher, als Kuropatkin ihn am 26. April darauf hingewiesen hatte, Leschitzki „vor einer Teilniederlage zu bewahren". Zu diesem Führer wurde nunmehr ein Generalstabsoffizier mit dem Befehl entsandt, „im Falle einer Besetzung von Li sa wen auf Hun si las zurückzugehen". Aus nicht ersichtlichen Gründen erreichte der Offizier erst um 5⁰ nachmittags Am bi ho und berichtete, „daß Li sa wen besetzt und der Weg Hun si las—Fön huan tschön vielleicht schon abgeschnitten sei". Dies veranlaßte Leschitzki, der schon an einen Angriff gegen den bei Syn dia gou nunmehr als schwach erkannten Feind gedacht hatte, zum Rückzug nach Hun si las. Nur Oberstleutnant Gusjew wurde mit zwei und ein Viertel Kompagnien, zwei Sotnien und zwei Gebirgsgeschützen am Ya lu belassen. Dem Oberst Truchin hatten die Chinesen erzählt, daß sich bei Tschang söng 11000 Japaner befänden, von denen 4000 den Fluß überschritten hätten. Seine Patrouillen trafen freilich zwischen Tschan do ho kou—Siao pu si ho nur eine japanische Postierung. Trotzdem verblieb Truchin auch am 27. April in Tsiu liu an. Bei Mitschenko hatte sich nichts ereignet. So konnte Sassulitsch am 27. abends dem General Kuropatkin melden, daß am Ya lu bisher alles ruhig geblieben sei. Der Heerführer bedauerte, daß der Angriff auf Tiu ren tschin nicht stattgefunden habe, da dort auch ein mehr=

Digitized by Google

fach überlegener Feind zurückgeschlagen werden könnte, und ermahnte zur Wachsamkeit. Wohl im Hinblick auf Trussow, der auch während des 27. April seine Truppen gefechtsbereit gehalten hatte, erwiderte Sassulitsch, daß mehr als nötig geschähe und leicht eine Übermüdung der Truppen eintreten könne. Kuropatkin antwortete: „Ein Führer muß verstehen, die Truppen abwechselnd Dienst tun und ruhen zu lassen. Beruhigen, ermutigen, wechseln Sie die Befehlshaber."

Der 28. April.

Von dieser Ermächtigung machte Sassulitsch am 28. April abends Gebrauch. Trussow hatte auch an diesem Tage seine Truppen in den Schützengräben zurückgehalten, sich aber darauf beschränkt, vom Telegraphen-Berg her „15 ergebnislose Schüsse in Richtung Wi tschu"*) feuern zu lassen. Der japanische Brückenschlag von Gen ka do nach Ku ri to wurde bemerkt, an Sassulitsch gemeldet, aber, vielleicht der weiten Entfernung halber, nicht beschossen. Diese japanischen Arbeiten hielten jedoch Trussows Besorgnisse für seine „linke Flanke" wach. Er ließ ein Bataillon mit vier Geschützen aus Tschin gou nach Po to tyn sa abrücken und erbat Verstärkungen. Darauf wurde er durch General Kaschtalinski ersetzt, an dessen Stelle bei An tung Oberst Schwerin trat. Ebensowenig wie bei Tiu ren tschin hatte sich am 28. April bei den anderen Gruppen der Ostabteilung etwas ereignet. Der in Hun si las eingetroffene Oberst Leschitzki hatte nunmehr erfahren, daß sich bei Syn dia gou nur 1000 Japaner befinden sollten. Er fragte beim General Sassulitsch an, ob er diesen Feind angreifen oder nach Am bi ho zurückkehren solle. Ob diese Anfrage an den Führer der Ostabteilung gelangt ist, ist unbekannt, jedenfalls blieb Leschitzki in Hun si las. Ebenso verblieb Oberst Truchin bei Tsiu liu an. Er meldete auch am 28. April Übergänge stärkerer feindlicher Kräfte. Ungeachtet dieser Berichte teilte General Sassulitsch dem General Kuropatkin als Ergebnis des 28. April mit, daß bisher nur schwache feindliche Abteilungen das rechte Ya lu-Ufer betreten hätten.

Der Uferwechsel der japanischen 12. Division und der Verlauf des 29. April.

Skizze 47.

Am 29. April hatte die inzwischen bei Schi gu pu vereinigte japanische 12. Division den Übergang bei Am bi ho auszuführen. Als ihr Führer um 11° vormittags seinen Befehl ausgab, wußte er, daß sich auf dem jenseitigen Ufer nur schwacher Feind befand. Trotzdem ließ er in gerechtfertigter Vorsicht das Feldartillerie-Regiment 12 bei En dai ko kou und Schi gu pu auffahren. Von 12° mittags ab sollte das Infanterie-Regiment 24 bei En dai ko kou durch die 2. Kompagnie Pionier-Bataillons 12 nach der Ya lu-Insel übergesetzt werden, von dort auf der Furt nach Am bi ho vorgehen und den Brückenschlag sichern. Der Brückenbau sollte nordöstlich Schi gu pu erfolgen. Dort stellte sich das Gros der Division in der für den Übergang befohlenen Reihenfolge bereit. Kaum war indessen die Feldartillerie in Stellung gegangen, als sich bei Am bi ho zwei russische Geschütze zeigten, auf

*) Russisches Generalstabswerk.

Digitized by Google

die die japanische Artillerie das Feuer sogleich eröffnete. Das veranlaßte auch eine Kompagnie des Infanterie-Regiments 46 zur Besetzung des Westrandes von Schi gu pu. Die Russen verschwanden alsbald im Am bi ho-Tal. Die verfrühte Feuereröffnung der Japaner hätte leicht den Feind auf den bevorstehenden Uferwechsel vorzeitig aufmerksam machen können, doch ist unbekannt, ob Oberstleutnant Gusjew jetzt bereits irgendwelche Maßnahmen hiergegen traf und den Oberst Leschitzki benachrichtigte. Als dann das japanische Infanterie-Regiment 24 auf 12 Stahlbooten überzusetzen begann, waren bei Am bi ho nur zwei russische Kompagnien und die erwähnten beiden Gebirgsgeschütze, die indessen angeblich der weiten Entfernung halber nicht feuern konnten. Oberstleutnant Gusjew wurde kurz nach Beginn des Gefechtes verwundet und befahl den Rückzug. Oberst Leschitzki, der bei Hun si las über zwei Kompagnien und vier Geschütze verfügte, marschierte mit nur einer Kompagnie von dort ab. Etwa 6 km südlich Hun si las traf er Gusjew, wodurch er zur Umkehr nach Hun si las veranlaßt wurde. Ein Vorstoß wäre um so mehr angebracht gewesen, als die technischen Schwierigkeiten nicht unbekannt sein konnten, die sich dem Feind bei seinem Uferwechsel entgegenstellten. Um 1³⁰ nachmittags war erst ein japanisches Bataillon auf dem Westufer. In jedem Ponton, der von fünf Pionieren bedient wurde, befanden sich fünfzehn Infanteristen. Da der Fluß an der Übersetzstelle 390 m breit war und 2 m Stromgeschwindigkeit hatte, so dauerte die Hin- und Rückfahrt der Pontons anfangs 10 Minuten; diese Zeit steigerte sich allmählich infolge Ermüdung der Pioniere auf das Doppelte. Erst um 6⁰ nachmittags waren daher die beiden andern Bataillone des Infanterie-Regiments 24 übergesetzt. Der Brückenschlag wurde erst 2⁰ nachmittags begonnen. Anscheinend rechneten die Japaner mit einem russischen Vorstoß und warteten deshalb, bis sich zur Sicherung des Brückenschlages hinreichende Kräfte auf dem Westufer befanden. An der Brückenstelle war der Fluß 320 m breit und 8,5 m tief. Die Stromgeschwindigkeit war so groß, daß die Verankerung der Pontons Schwierigkeiten machte. Der Bau der Brücke, deren Fertigstellung der Divisionsstab um 12⁰ mitternachts erwartet hatte, ging deshalb nur langsam vonstatten. Der bei En dai ko kou befehligende General Kigoshi beorderte daher gegen 6⁰ nachmittags das andere Regiment seiner Brigade, Infanterie-Regiment 46, von Schi gu pu her heran, um es hinter dem Infanterie-Regiment 24 übersetzen zu lassen. Inzwischen aber waren bereits 4 Stahlboote nach der Brückenstelle abgefahren. Bis 6⁴⁰ abends waren daher nur zwei Kompagnien des Infanterie-Regiments 46 übergesetzt, der Rest dieses Regiments wurde nach Schi gu pu zurückgesandt. Dort wurde die Brücke erst am 30. 3⁰ vormittags fertig. Als Unterstützungen dienten 3 Ganzboote, 51 Stahlboote und Böcke, als Belag wurde bei 42 Brückengliedern Behelfsmaterial, bei den übrigen Kriegsmaterial verwandt. Beim Übergang über die Brücke war Vorsicht geboten. Mannschaften konnten nur

Digitized by Google

in einer Reihe, Pferde mit 5 m Abstand übergehen. Auf diese Weise war der Übergang der 12. Division erst am 30. April 11° vormittags beendet.

General Sassulitsch, der die Meldung Leschitzkis, daß bei Am bi ho 1600 Mann mit zwei Geschützen übergegangen seien, erst am 29. abends erhielt und demnach an diesem Tage wohl aus der Richtung von Am bi ho nichts befürchtete, hatte sich nun doch dazu entschlossen, den Tigerhügel durch ein Bataillon mit zwei Geschützen unter Oberstleutnant Linda zurücknehmen zu lassen. Gegen 5° nachmittags war die auf dem Tigerhügel befindliche japanische Kompagnie vertrieben. Oberst Karzew, der Truchin ersetzt hatte, meldete am 29. April das Ya lu-Ufer frei vom Feinde. Angeblich war der Gegner nach Wi tschu abmarschiert. General Mitschenko hatte wie bisher gefunden, „daß vielerlei Anzeichen auf einen Übergang bei Ko wan gou hindeuteten".

Nach Eingang der erwähnten Meldung Leschitzkis erstattete Sassulitsch dem General Kuropatkin Bericht und fügte hinzu, daß er Leschitzki ein Bataillon senden und ihn beauftragen werde, die Japaner wieder über den Fluß zu werfen. General Kuropatkin tadelte das übereilte Zurückgehen Leschitzkis, das freilich der am 26. April dem General Sassulitsch gegebene Hinweis mittelbar veranlaßt hatte. Der Heerführer fand die Operationen der Japaner wenig energisch, hielt die Ereignisse auf dem linken Flügel für Demonstrationen und glaubte an einen Angriff gegen „Mitte und rechten Flügel" der Ostabteilung. Demzufolge scheint auch er einen Uferwechsel bei An tung, vielleicht sogar bei Ko wan gou für wahrscheinlich gehalten zu haben.

Der Verlauf des 30. April.

Das japanische Armee-Oberkommando war freilich am 30. April zur Genüge bei Wi tschu beschäftigt. Die Artillerie war bei Tagesanbruch feuerbereit. Die Besetzung des Tigerhügels durch die Russen und die Absicht, die Aufmerksamkeit des Feindes von der 12. Division abzulenken, veranlaßten die Feuereröffnung zunächst gegen den Tigerhügel, dann auch gegen Tiu ren tschin. Die russische Artillerie antwortete, stellte aber gegen 2° nachmittags das Feuer ein. Schon um 9° vormittags hatte Oberst Gromow, der am 29. abends den Befehl auf dem Tigerhügel übernommen hatte, die Räumung der Höhe befohlen. Er war vom General Kaschtalinski angewiesen „zurückzugehen, sobald eine Umgehung drohe". Das war nach Ansicht Gromows bereits jetzt der Fall. Angeblich erschienen sechs japanische Bataillone bei Li sa wen, wo zu dieser Zeit sich nur feindliche Patrouillen befanden.

In Wirklichkeit befand sich die japanische 12. Division noch auf dem Marsche. Erst 3° nachmittags war die über Höhe 368 südlich Schan lin lu kou vormarschierte Kolonne Harada*) zwischen Ka rei ro ko — Höhe 301 nordöstlich Li sa wen entwickelt und erst am Abend erreichte eine am Ya lu entlang marschierte Kolonne**) die

*) 3¾ Bataillone, ¼ Eskadron, ⅓ Batterie.
**) 2 " und ⅔ "

Digitized by Google

Höhen 291 und 192 nordöstlich Syn dia gou. Die Kolonne Sasaki*) war zunächst nach Hun si las vormarschiert. Leschitzki ging von dort nach Verwundung eines Mannes 5 km weit nach Norden zurück. Er meldete 6° abends an Sassulitsch, daß bei Hun si las ein japanisches Bataillon mit einigen Eskadrons stände. Sasaki hatte dort nur eine schwache Sicherung belassen und erreichte 5³⁰ nachmittags Lau piën tschiau kou. Der Rest**) der japanischen 12. Division bezog um 5° nachmittags Biwak bei Nan huan kou.

Während sich die japanische 12. Division „mit Hilfe des Himmels"***) durch den Husan durcharbeitete, hatte die Garde-Division gegen 11° vormittags die Räumung des Tigerhügels erkannt. Anscheinend aus eigenem Antriebe verlegte sie den auf 5° nachmittags festgesetzten Brückenschlag auf 12° mittags. Vor allem sollte richtigerweise der Tigerhügel unverzüglich besetzt werden. Von 12⁴⁰ bis 2⁵⁰ nachmittags wurden anderthalb Bataillone von der Nordwestecke von Ku ri to aus durch die 2. Kompagnie des Garde-Pionier-Bataillons mit dem Divisions-Brückentrain nach dem Tigerhügel übergesetzt. Der Fluß war an der Übersetzstelle 370 m breit, hatte aber nur 0,9 m Stromgeschwindigkeit. Unterdessen begannen die beiden anderen Kompagnien des Garde-Pionier-Bataillons und die Garde-Landwehr-Pionier-Kompagnie die in der Tuh ten ho-Mündung bereitgestellten Boote nach der Brückenstelle am Westrand von Ku ri to zu rudern, da eine Erkundung der Stromgeschwindigkeit nördlich des Gen ka do aber anscheinend verabsäumt worden war, erwies sich diese so groß, daß das Rudern sehr schwierig wurde und erhebliche Verzögerungen eintraten.

Inzwischen hatte auch die 2. Division, entweder selbständig oder auf Anordnung des Armee-Oberkommandos, den Beginn des Brückenschlages befohlen. Als das russische Artilleriefeuer eingestellt wurde, begann gegen 2° nachmittags das Pionier-Bataillon 2 seine Boote von Gen ka do her zur Brückenstelle an der Nordwestecke von Ku ri to zu rudern. An der Brückenstelle des Garde-Pionier-Bataillons mußten eingebaute Brückenglieder nun wieder ausgefahren werden, um die mit der Strömung ringenden Boote des 2. Pionier-Bataillons durchzulassen.

Ob und wie das Armee-Oberkommando in die hierdurch entstandene Verwirrung regelnd eingriff, ist nicht bekannt. Bei Sonnenuntergang war noch keine der beiden Brücken fertiggestellt. Nunmehr sollten auf Anordnung der 2. Division Infanterie-Regiment 30 und die zweite Abteilung Feldartillerie-Regiments 2 von Sa ma lin da her bei Ma tu zeo nach Ei ho dsian übergesetzt werden. Dazu wurden 21 Fähren von Gen ka do aus vorsichtig am Ufer entlang durch die 1. Kompagnie des 2. Pionier-Bataillons nach der Übersetzstelle gerudert. Um 10° abends begann das gleichzeitige Übersetzen von Infanterie und Artillerie. Etwa nach 25 Minuten erhielten die

*) 3 Bataillone, 2 1/2 Eskadrons, 1 Batterie und 1 Pionier-Bataillon.
**) 3 " 1/4 Eskadron, 3 Batterien.
***) Japanischer Bericht.

Digitized by Google

bereits auf Ei ho dsian gelandeten Abteilungen Gewehrfeuer. Jetzt zeigte es sich, daß es fehlerhaft gewesen war, Artillerie, noch dazu Nachts, überzusetzen, bevor zu ihrer Sicherung hinreichende Infanterie gelandet war. Die Artillerie wurde wieder zurückgeschafft. Zum Glück für die Japaner stellte sich bald heraus, daß es sich nur um feindliche Patrouillen handelte. Infolge des Zeitverlustes waren aber 3^{50} vormittags nur das Bataillon und eine Artillerie-Abteilung übergesetzt. Hin- und Rückfahrt über den 370 m breiten Fluß, dessen Stromgeschwindigkeit nur 0,9 m betrug, beanspruchte beim Übersetzen von Infanterie 13½, von Artillerie 17½ Minuten. Ein Übersetzen der anderen Abteilung vor Tagesanbruch schien nicht mehr möglich, dann aber in dem deckungslosen Gelände unausführbar. Diese Abteilung blieb daher auf Sa ma lin da.

Von den bei Ku ri to im Bau befindlichen Übergängen war die Brücke nach Ose ki to 8^{0} abends fertiggestellt. Sie bestand aus Kriegs- und Behelfsmaterial in unbekannter Mischung, hatte 77 schwimmende Unterstützungen und war 237 m lang. Die Verankerung war bei einer Stromgeschwindigkeit von ungefähr 3 m trotz der verhältnismäßig geringen Flußtiefe von 3 m schwierig gewesen.

Die 2. Kompagnie des Garde-Pionier-Bataillons hatte nach Einbruch der Dunkelheit die Fähren des Divisions-Brücken-Trains vom Tigerhügel nach der Brückenstelle bei Syn dia gou gerudert. Der Brückenbau wurde 8^{0} abends begonnen. Um 11^{0} abends war die 90 m lange Kriegsbrücke über den 4 m tiefen Flußarm, der nur 1,4 m Stromgeschwindigkeit hatte, fertiggestellt.

Die Behelfsbrücke von Ku ri to nach dem westlichen Ya lu-Ufer war erst 10^{0} abends fertig, trotzdem schließlich von beiden Ufern aus gebaut und die Verankerung durch die geringe Stromgeschwindigkeit von 0,9 m erleichtert wurde. Die Länge der Brücke über den 7,5 m tiefen Fluß betrug 310 m. Als Unterstützungen wurden 6 Böcke und 55 Boote verwendet. Diese Brücke war also erst zwei Stunden später brauchbar, als vom Armee-Oberkommando befohlen war. Um den beabsichtigten gleichzeitigen Übergang der Divisionen zu erreichen, hätte demnach auch die 2. Division noch warten müssen, obwohl die für sie bestimmte Brücke planmäßig fertig wurde. Das sollte wohl vermieden werden, denn die 2. Division begann bereits um 8^{10} abends den Übergang von Ku ri to nach Ose ki to und hatte ihn 10^{50} abends beendet. Da aber ihr Anfang schon um 9^{40} abends die Brückenstelle bei Syn dia gou erreichte, die dortige Brücke jedoch erst um 11^{0} fertig wurde, entstand auf Ose ki to Aufenthalt. Die Division erreichte nach Durchfurtung des Ei ho östlich Sa ka su um 1^{0} vormittags Ei ho dsian. Sie war am 1. Mai 4^{0} vormittags entwickelt.

Die Garde-Division hatte 9^{30} abends Ku ri to erreicht. Als die 2. Division um 10^{50} abends den Übergang nach Ose ki to beendet hatte, benutzte die Garde-Division deren Brücke, obwohl der für sie bestimmte Übergang um 10^{0} vormittags

Digitized by Google

fertig war. Wer diese Anordnung erließ, ist unbekannt. Anscheinend hat die Meldung über die Benutzbarkeit der für sie vorgesehenen Brücke die Division nicht erreicht. Sie hatte den Übergang nach Ose ki to um 3^0 vormittags beendet, blieb im Marsch über die Kriegsbrücke bei Syn dia gou, entfaltete sich sodann, durchwatete den Ei ho an drei Stellen und hatte am 1. Mai 4^0 vormittags die Entwicklung auf Ei ho dsian durchgeführt. Nur ihre Artillerie traf erst eine Stunde später bei Syn dia gou ein.

Die 12. Division war am 1. Mai 2^0 vormittags aufgebrochen, aber erst um 5^{30} vormittags nach anstrengenden Nachtmärschen auf dem linken Ei ho-Ufer zwischen Sai ro shi ko—Li sa wen entwickelt.

Die Armee-Reserve war am 1. Mai 4^0 vormittags am Westrand Ku ri to versammelt.

Der Verlauf des 1. Mai.

Am 1. Mai 5^{30} vormittags war somit die Bereitstellung der japanischen Ersten Armee in der befohlenen Weise durchgeführt. Mannigfache Schwierigkeiten hatten vorher überwunden werden müssen. Sie entsprangen zunächst dem anscheinend selbständigen Entschluß der Garde-Division, schon um 12^0 mittags mit dem Brückenschlag zu beginnen, ohne die Durchfahrt der Boote des Pionier-Bataillons 2 abzuwarten. Freilich darf nicht vergessen werden, daß dieser Entschluß durch das verständliche Bestreben hervorgerufen war, in frischem Zufassen eine unerwartet günstige Gestaltung der Lage auszunutzen. Auch ist nicht bekannt, ob das Armee-Oberkommando das Zusammenwirken der Garde- und 2. Division geregelt hatte. Das aber war erforderlich, wenn auch die Einzelheiten der Ausführung in unmittelbarer Nähe des Feindes den Divisionen überlassen bleiben mußten. Aber auch die Erkundung des Flußlaufes war noch immer nicht eingehend genug gewesen, wie die durch die unerwartet hohe Stromgeschwindigkeit hervorgerufenen Mißstände zeigen. Die Sachlage wurde schließlich durch das anscheinend als Aushilfe angeordnete Übersetzen bei Ma tu zeo nur noch verschlimmert. Es entzog dem Brückenschlag an der Nordostecke von Ku ri to Kräfte und Material, ohne großen Nutzen zu bringen. Daran war freilich auch das geschilderte Verfahren bei Ma tu zeo schuld. Alle diese Schwierigkeiten führten dazu, die Garde-Division hinter der 2. Division übergehen zu lassen. Dabei blieb wohl unbeachtet, daß die späte Fertigstellung der Kriegsbrücke bei Syn dia gou doch wieder einen Aufenthalt auf Ose ki to hervorrufen mußte. Es wäre somit besser gewesen, die Garde-Division auf Ose ki to bis zur bald darauf erfolgten Beendigung ihrer Brücke warten zu lassen. Auch der Anmarsch der 12. Division, deren große Marschleistungen hervorzuheben sind, gestaltete sich langsamer als erwartet.

Unter diesen Umständen wäre trotz der Energie der Führer und des guten Willens der Truppen, namentlich der Pioniere, das schwierige Unternehmen vielleicht gescheitert, wenn nicht die völlige Untätigkeit des Feindes sein Gelingen erleichtert hätte. Es hatte sich als Fehler erwiesen, sich in einen Artilleriekampf mit dem weit

Digitized by Google

überlegenen Feinde einzulassen. Die tatsächliche Wirkung des japanischen Artilleriefeuers war allerdings weit geringer als sein moralischer Eindruck in der ersten Schlacht des Krieges. General Sassulitsch bewahrte sich in Ten sy leichter die Ruhe als seine bei Tiu ren tschin befindlichen Unterführer. Er telegraphierte am 30. April Abends an Kuropatkin, daß er die Stellung vorläufig nicht zu verlassen gedenke. Der General antwortete „die ersten, selbst unbedeutenden Kämpfe haben großen Einfluß auf die Stimmung der Truppen. Es ist daher wichtig, daß die ersten Zusammenstöße sogar beim Rückzuge die Überlegenheit unserer Truppen erweisen. Deshalb ist umsichtige und energische Führung bei Teilvorstößen der Ihnen unterstellten Truppen erforderlich".

Trotz der nochmaligen Erwähnung des „Rückzuges vor überlegenem Feinde" verweist der Heerführer also auf die kurzen Vorstöße kleiner Abteilungen aus der Front heraus, die die damaligen russischen Vorschriften empfahlen. An eine Räumung der Stellungen, bevor noch der Feind sich vor ihnen entwickelt hatte, war demnach nicht zu denken. Daher lehnte Sassulitsch einen ihm gegen 11° abends vom General Kaschtalinski zugehenden Vorschlag ab. Dieser schrieb: „In Übereinstimmung mit den Führern der Verteidigungsabschnitte schlage ich vor, die hinter Tiu ren tschin liegenden Höhen noch in dieser Nacht zu besetzen und in vorderer Linie nur eine Sicherung zu belassen, die mit Tagesanbruch zurückgeht."

Im Verlauf der Nacht erhielt General Kaschtalinski Meldungen über die Entwicklung der Japaner vor seinen Stellungen. Sassulitsch war am 1. Mai 2° vormittags hierüber unterrichtet. Von den übrigen Gruppen seiner Abteilung lagen Meldungen von Belang nicht vor. Der bei An tung befindliche Oberst Schwerin hatte am 30. April vormittags Nian tschan schwach besetzt, das japanische Torpedoboote befeuert hatten. Oberst Karzew bei Tsiu li an meldete den Übergang der Japaner bei Am bi ho. Er hatte dreieinhalb Sotnien nach Kuan dian san zurückgesandt, mit den übrigen beabsichtigte er eine „Erkundung auf Gu lu tzi". „Viel können wir mit den schwachen Sotnien und abgetriebenen Pferden nicht machen, aber ich halte es für unsere Pflicht". Die so unter dem Vorbehalt der Pferdeschonung begonnene Unternehmung blieb ohne Ergebnis. Karzew meldete am 30. abends aus der Gegend von Kin tschan, „daß er weder vom Feinde noch von Leschitzki, der anscheinend ruhig am oberen Am bi ho stehe, etwas entdeckt habe". Vom Oberst Leschitzki selbst waren keine Nachrichten eingegangen. Wenn auch sehr wahrscheinlich die Stärke der bei Am bi ho übergegangenen Japaner noch unterschätzt wurde, so war doch General Sassulitsch in der Nacht zum 1. Mai im ganzen zutreffend über den Feind unterrichtet.

Vor allem herrschte kein Zweifel mehr darüber, daß sich starke feindliche Kräfte auf Ei ho dsian befanden. Noch aber wäre der Rückzug während der Dunkelheit durchführbar gewesen. Daß ihn Sassulitsch trotz der Ratschläge seiner Unterführer

Digitized by Google

nicht antrat, ist durch den der Ostabteilung gestellten Auftrag gerechtfertigt. Das Wagnis anderseits, aus den Stellungen vorzubrechen, um die Japaner wieder über den Fluß zu werfen, hätte bei einem Mißlingen als Ungehorsam gegolten. Der Feind hielt freilich wohl einen russischen Angriff nicht für ausgeschlossen, denn die Anlage von Schützengräben auf Ei ho dsian deutet darauf hin. Auch war die Entwicklung der Japaner bei Tagesanbruch noch nicht beendet. Ihre auf Sa ma lin da befindliche Artillerie konnte kaum wirkungsvoll in den Infanteriekampf auf dem unübersichtlichem Ei ho dsian eingreifen. Doch ist zweifelhaft, ob die russischen Truppen zu dem schwierigen Angriff über den Ei ho hinüber befähigt waren, da ein solcher überdies ohne nachhaltige Artillerieunterstützung geführt werden mußte. Daher ist es zu verstehen, daß sich General Sassulitsch auf die Verteidigung beschränkte. Auf eine Heranziehung der in An tung und Ten sy stehenden Truppen wurde aber verzichtet anscheinend wiederum in der Besorgnis, zuviel Kräfte in den Kampf zu verwickeln.

Das japanische Armee-Oberkommando hatte für den 1. Mai den einheitlichen Beginn des Artilleriefeuers und sodann des Infanterieangriffs beabsichtigt. Als aber im Morgengrauen des 1. Mai die russische Stellung wie verlassen dalag, argwöhnten die japanischen Führer einen Rückzug des Feindes und sandten starke Erkundungsabteilungen vor. Daraus entspann sich, wie einst bei Wörth, die Schlacht. Nacheinander traten die japanischen Divisionen in das Gefecht und gegen 8^{30} vormittags war der Kampf im vollen Gange. Nunmehr glaubte Sassulitsch seinen Auftrag erfüllt zu haben und befahl den Rückzug, wodurch den Japanern der Angriff gegen die starken Stellungen erleichtert wurde. Der russische Rückzug war bei Tageslicht mit großen Verlusten verbunden und führte zudem zu Fehlern und Mißverständnissen. So war das Ergebnis der Schlacht schließlich eine russische Niederlage.

Betrachtungen.

Die Hauptschuld hieran trifft nicht den General Sassulitsch. An seinen Anordnungen ist gewiß manches ebenso zu bemängeln wie an dem Verhalten der russischen Unterführer und ihrer Truppen. Noch in der Nacht zum 1. Mai konnte der General entweder zur Verteidigung der starken Stellung Tiu ren tschin — Tschin gou ausreichende Kräfte zusammenziehen oder aber ohne Kampf zurückgehen. Statt dessen erfolgte der Rückzug bei Tageslicht nach Beginn der Schlacht, zu deren Durchführung nicht alle verfügbaren Kräfte herbeigerufen worden waren. Das alles ist der Unklarheit der Aufgabe zuzuschreiben, die Verteidigung, aber rechtzeitigen Rückzug forderte. Diese Fassung des Auftrages ist aus dem Zwiespalt zwischen dem Statthalter und dem General Kuropatkin zu erklären, der nicht untergeordnete Fragen, sondern die Anlage des ganzen Feldzuges betraf und daher unbedingt der Lösung bedurfte. In dem Telegramm am 20. April stimmte der Kaiser dem Statthalter zu. Glaubte nun Kuropatkin, seiner Überzeugung gerade entgegengesetzte Entschlüsse nicht ausführen zu können, so war einem so hohen Führer, der mit ganzem Herzen an seine Aufgabe herantreten muß, die Bitte um

Digitized by Google

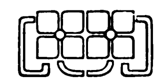
Enthebung von seiner Stellung nicht zu verdenken. Wollte der General das nicht, so mußte er sich in dem für den ganzen Feldzug entscheidenden Punkte vorbehaltlos fügen. Kuropatkin suchte einen Mittelweg. Die Folge waren jetzt und später halbe Maßnahmen, die vergeblich den eigenen Ansichten wie denen des Statthalters gerecht zu werden suchten. So wurde ähnlich der Südabteilung die namentlich an Artillerie schwache Ostabteilung als eine Art Heeresvorhut mit einem Auftrage vorgeschoben, der sie einer Niederlage preisgab. Dagegen schützte sie auch der Ya lu nicht.

Die technischen Schwierigkeiten, die die japanische Erste Armee an diesem Fluß fand, bewiesen, daß der japanische Operationsplan die Überwindung des Hindernisses im Vertrauen auf veraltete Karten als zu leicht angenommen hatte. Ähnlich wie bei den Flüssen im Osten Europas waren auch am Ya lu die Vorbedingungen für einen Übergang häufigen und einschneidenden Änderungen unterworfen. Um so mehr nur hätte Bereitstellung von mehr Material und Pionieren die Führung unabhängiger auch von unvorhergesehenen Zwischenfällen machen müssen. Da auf Beitreibungen am Ya lu nicht gerechnet werden durfte, war es zweckmäßig, die Brückentrains und die Pioniere noch in Japan befindlicher Truppenverbände der Ersten Armee zeitweise zuzuteilen. Die nun einmal herrschende Knappheit des Materials rechtfertigte den Verzicht auf Demonstrationen. Scheinunternehmungen mußten zur Zersplitterung an Material und Kräften führen, dabei aber vom Feinde bald durchschaut werden, wenn die zugewiesenen Mittel noch nicht einmal zum Übersetzen über den breiten Strom ausreichten. Bei den Anordnungen für die Brückenschläge selbst waren genaue Erkundungen der Berechnung des Zeitbedarfs für den Uferwechsel zugrunde zu legen. Hierauf waren die Maßnahmen zur Sicherung des reibungslosen Zusammenwirkens der Truppenkörper aufzubauen, ohne sich freilich auf Einzelheiten einzulassen. Von den getroffenen Anordnungen war dann aber nur unter ganz besondern Umständen abzuweichen. Änderungen der Befehle bergen die Gefahr der Unordnung und damit des Mißlingens in sich. Von diesem Gesichtspunkt aus bedarf es gerade bei Flußübergängen in jedem Einzelfalle der Erwägung, ob der Versuch, unerwartet sich zeigende günstige Lagen auszunutzen, die Gefahr rechtfertigt, die mit einer plötzlichen Abweichung von dem vorher planvoll festgelegten Verfahren verbunden ist. Als hier der Uferwechsel hauptsächlich dank der Untätigkeit des Feindes gelungen war, stand die japanische Armee frontal vor einer starken Stellung. Das ließ sich vorhersehen. Weite Umfassungen oder Umgehungen hatten unterhalb An tung der Ya lu, oberhalb Tschin gou der Ei ho gehindert, zu dessen Überbrückung das am Ya lu gebrauchte Material fehlte. Zur Besetzung und Verstärkung der Linie Tiu ren tschin—Tschin gou aber hatte die Langwierigkeit der Übergänge dem Feinde hinreichend Zeit gelassen. Einem rein frontalen Angriff auf die starke russische Stellung war eben nicht aus dem Wege zu gehen. Das beweist, in wie hohem Maße bei Flußkämpfen technische Verhältnisse das operative und taktische Verfahren beeinflussen können, so erstrebenswert es gewiß ist,

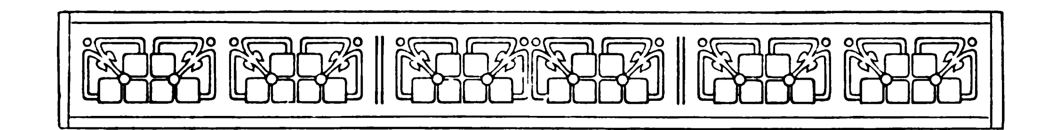
Digitized by Google

die Technik der Taktik unterzuordnen. Der japanischen Ersten Armee erleichterte freilich der Feind den Angriff, wie er ihr schon den Übergang ermöglicht hatte. Der klare Entschluß der Russen zur Verteidigung des Ya lu und zur Verhinderung von Landungen hätte vielleicht den japanischen Operationsplan scheitern lassen. Das Glück jedoch begünstigte den Angriff, der einen bestimmten Willen hatte, wenn er auch in dessen Durchführung zuweilen fehlgriff, gegenüber der Verteidigung, die keinen ganzen Entschluß zu fassen vermochte.

Bernheim,
Oberleutnant im Füsilier-Regiment von Steinmetz
(Westpreußisches) Nr. 37, kommandiert beim
Großen Generalstabe.



Digitized by Google



Rußlands finanzielle Erstarkung.

Die Lage im Jahre 1906.

Der ostasiatische Krieg und der Ausbruch der Revolution hatten die Finanzen Rußlands zerrüttet. Wenn es auch gelang, im Auslande Anleihen zur Deckung der Kriegskosten unterzubringen, so befand sich das russische Reich trotzdem im Jahre 1906 in einer schweren finanziellen Krisis. Nach den Angaben des gegenwärtigen Leiters der Kreditkanzlei wurde 1906 in Petersburg ernstlich der Gedanke erwogen, die gesetzlich garantierte Einwechslung der Banknoten in Gold aufzuheben. Die unter den größten Schwierigkeiten durchgeführte Goldwährung, die erst das russische Finanzwesen auf einen gesunden Boden stellte, war in größter Gefahr. Die Meinung war damals in europäischen Geschäftskreisen weit verbreitet, daß Rußland eines langen Zeitraumes bedürfe, um sich nicht allein militärisch, sondern auch finanziell zu kräftigen.

Seitdem sind erst sechs Jahre vergangen. Das öffentliche Urteil hat sich in dieser Zeit vollständig geändert. Man ist jetzt vielfach geneigt, das russische Finanzwesen als das glänzendste der Welt hinzustellen. Dies dürfte nicht ganz zutreffen. Immerhin ist es zweifellos, daß das Zarenreich nach der Revolution einen wirtschaftlichen und finanziellen Aufschwung genommen hat, der, was die Schnelligkeit anbetrifft, vielleicht einzigartig dasteht. Diese Tatsache hat nicht allein eine handelspolitische, sondern auch eine militärische Bedeutung. Denn die Kriegsbereitschaft eines Landes wird bei den heutigen verwickelten Geldverhältnissen noch mehr wie früher durch die finanzielle Leistungsfähigkeit beeinflußt.

Nachfolgende Ausführungen sollen ein möglichst objektives Bild von Rußlands finanzieller Erstarkung seit der Revolution geben. Als Quellen hierzu sind vor allem die offiziellen Reichsbudgets mit den Erläuterungen des Finanzministeriums, die Veröffentlichungen der Kreditkanzlei, Mitteilungen des Wjestnik Finanzow und Arbeiten des russischen zentralstatistischen Bureaus benutzt.

Hebung des Volkswohlstandes.

Der Volkswohlstand bildet die Grundlage für die Staatsfinanzen. Je mehr das Volksvermögen und Einkommen zunimmt, desto mehr lassen sich die Staatseinnahmen steigern. Der Reichtum eines Landes ist im ganzen Umfange nur schwer festzustellen. Dies gilt besonders für Rußland, dessen Bodenschätze zum größten Teil noch ungehoben


Digitized by Google

sind. Einen gewissen Anhalt für eine zuverlässige Beurteilung dürfte das Sparkassenwesen und der Depositenverkehr bieten.

Die russischen Sparkassen bestehen erst seit 50 Jahren. 1906 hatten etwa 5,7 Millionen Deponenten in ihnen 1,3 Milliarden Rubel niedergelegt. Ende 1911 waren die entsprechenden Zahlen auf 8,3 Millionen bzw. 1,8 Milliarden (etwa 3,9 Milliarden Mark) angewachsen. Die absolute Höhe der Einlagen ist allerdings, wenn man sie mit dem Stand der preußischen Sparkassen (1911 etwa 11,9 Milliarden Mark) vergleicht, nicht bedeutend. Immerhin bleibt die Steigerung um nahezu 40 v. H. beachtenswert.

Ebenso hat die deponierende Tätigkeit der wohlhabenderen Bevölkerung bei den Staats- und Kommerzbanken zugenommen. Die Einlagen, die sich 1906 auf 1,3 Milliarden beliefen, erreichten 1912 die Summe von 2,8 Milliarden Rubel.

Einschließlich der Sparkassendepositen ist also das freie Betriebskapital des Landes in sechs Jahren von 2,59 auf etwa 5 Milliarden Rubel, d. h. um etwa 100 v. H. gestiegen.

Die Entwicklung des Geldwesens.

Das schnelle Anwachsen der Kapitalien hat auch seinen Ausdruck in den Börsenumsätzen gefunden. Die Aufnahmefähigkeit ist bedeutend erweitert. Gegen 1906 wurde im Jahre 1912 täglich ungefähr die doppelte Anzahl von Effekten umgesetzt. Der Gesamtbetrag der russischen Wertpapiere erhöhte sich von 735 Millionen im Jahre 1908 auf 1101,4 Millionen Rubel im Jahre 1911. Der russische Geldmarkt ist bereits so kräftig geworden, daß er beginnt, außerhalb der Reichsgrenzen befindliche Anlagen zurückzuholen. Das zeigt sich besonders bei den Staatsanleihen. 1908 mußten z. B. 202 Millionen Rubel als fällige Zinsen ans Ausland gezahlt werden; 1910 hingegen gingen über die Grenze nur 175 Millionen, während der größere Rest (233 Millionen Rubel) im Lande verblieb.

Die russischen Handelsbanken gewähren gleichfalls einen Einblick in die zunehmende Kapitalkraft Rußlands. Sie vermehrten in den letzten sechs Jahren die Anzahl ihrer Filialen um das Doppelte; ihre Geldmittel stiegen von etwa 280 Millionen Rubel auf etwa 570, also um mehr als 100 v. H.

Einen ähnlichen Aufschwung nahmen die Aktiengesellschaften. Im Jahre 1911 allein entstanden 260 neue Unternehmungen dieser Art mit einem Grundkapital von etwa 700 Millionen Mark. Nur 25 v. H. von ihnen waren ausländische Gründungen.

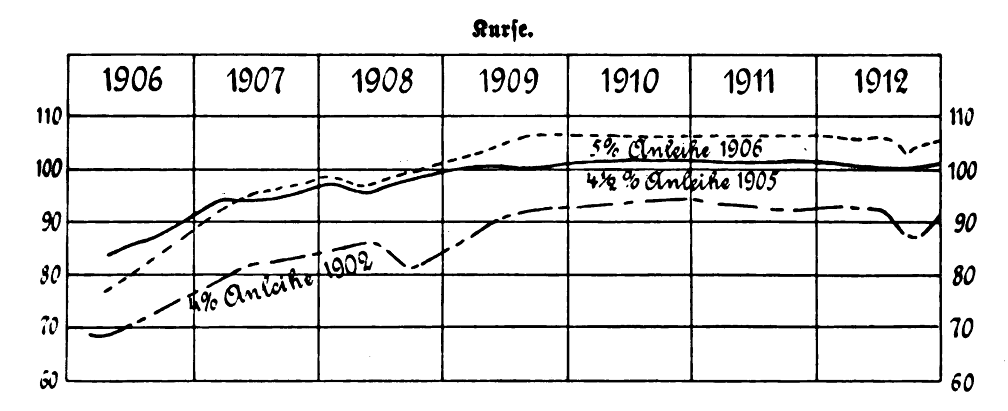
Stärkung des Staatskredits.

Diese überraschend günstige Entwicklung blieb nicht ohne Einfluß auf den russischen Staatskredit. Der Rubelkurs, der infolge des Krieges und der Revolution mehrere Jahre unter pari stand (pari = 216,011) und zeitweise bis auf 212,75 herabsank, steht seit 1909 fast ununterbrochen auf bzw. über pari. (Während der Balkankrise machte sich infolge der schwierigen Geldverhältnisse ein geringes Nachlassen unter den Normalkurs fühlbar.) Noch mehr tritt die finanzielle Erstarkung in dem Verhalten

Digitized by Google

der 4 prozentigen Staatsrente in die Erscheinung. Im Jahre 1906 war sie bis auf 73,5 gefallen; sie stieg dann bis auf 95, also um etwa 21,5 v. H., und hält sich gegenwärtig trotz schwieriger Geldverhältnisse auf dem russischen und europäischen Markt ununterbrochen auf 93. Ein ähnlicher Vorgang läßt sich auch bei den andern Staatspapieren feststellen, wie nachstehende Tabelle zeigt:

Kurse.



Einen vorzüglichen Gradmesser für die Finanzen eines Landes bildet der Status des Zentral-Noteninstituts. In der folgenden Zusammenstellung ist ein Überblick über die Höhe der Golddeckung und ihr Verhältnis zum Notenumlauf gegeben, wie sie gesetzlich in den russischen Reichsbank-Ausweisen erscheinen:

Die russische Reichsbank.

Notenumlauf in Golddeckung.

Datum	im Verkehr befindliche Noten (in Millionen Rubel)	Golddeckung (Millionen Rubel)		
		Höhe	Verhältnis zum Notenumlauf	Überschuß über gesetzliches Minimum
1. April 1906	1 149	856	74 v. H.	7
16. Januar 1907 . . .	1 156	1 189	102 „	324
5. Januar 1909 . . .	1 143	1 202	105 „	359
14. Juli 1910	1 087	1 417	130 „	630
1. März 1912	1 318	1 483	112 „	465
1. August 1912	1 300	1 550	119 „	550
1. April 1913	1 475	1 581	107 „	406

Aus den angeführten Zahlen lassen sich wichtige Schlüsse ziehen: In den letzten sechs Jahren hat sich die Höhe der Golddeckung nahezu verdoppelt; Rußland verfügt über den größten Goldvorrat der Welt. Trotz Erhöhung der Notenausgabe um etwa 680 Millionen Mark ist die nicht ausgenutzte Emissionsfähigkeit der Bank seit 1906 etwa um das 60fache gesteigert worden. Denn am 1. April 1906

Digitized by Google

war die gesetzliche Golddeckung*) nahezu erschöpft; am 1. April 1913 hingegen ist ein Überschuß von fast 900 Millionen Mark vorhanden. Die russische Reichsbank ist also in der Lage, bei außergewöhnlichen Verhältnissen, die eine plötzliche Erhöhung der umlaufenden Geldmittel nötig machen sollten, dem Verkehr sofort eine enorme Summe zuzuführen, ohne die gesetzlich geschützte Metallwährung irgendwie anzutasten.

Die Entwicklung der Staatsfinanzen.

Die Steigerung des Volkswohlstandes hob naturgemäß auch die Finanzkraft des Staates. Nach den amtlichen Berichten der Staatskontrolle sind von 1906 ab jährlich in die Staatskassen eingeflossen:

Die Staatseinnahmen.

	Einnahmen in Millionen Rubel	Gegen das Vorjahr Steigerung bzw. Verminderung	
		Betrag in Millionen Rubel	Betrag in %
1906	2 271,7	—	—
1907	2 342,5	+ 70,8	+ 3,1
1908	2 417,8	+ 75,3	+ 3,2
1909	2 526,3	+ 108,5	+ 4,5
1910	2 781,0	+ 254,7	+ 10,1
1911	2 951,8	+ 170,8	+ 6,1

Die Staatseinnahmen stiegen also von 1906 bis 1911 um 680 Millionen Rubel oder etwa 1,4 Milliarden Mark. Damit ist jedoch noch nicht die äußerste Kraftleistung erzielt. Denn nach den Mitteilungen des Wjestnik Finanzow ist die Ausführung des Budgets von 1912 über Erwarten günstig gewesen. Die Einnahmen ergaben gegenüber dem Voranschlage ein Mehr von 206,2 Millionen Rubel = etwa 440 Millionen Mark, obwohl in einem großen Gebiet von Rußland die Mißernte von 1911 noch nachwirkte. Werden die Zahlen des Wjestnik Finanzow zugrunde gelegt, so läßt sich obige Zusammenstellung, wie folgt, ergänzen:

Einnahmen 1912

Millionen Rubel	Steigerung bzw. Verminderung gegen das Vorjahr	
	in Millionen Rubel	in %
3 113,0	162	5,8

*) Nach russischem Gesetz müssen die im Verkehr befindlichen Banknoten bis zum Betrage von 600 Millionen Rubel zur Hälfte, darüber hinaus ganz durch Gold gedeckt sein. (In Deutschland ist eine Drittel-Bardeckung erforderlich.)


Digitized by Google

Diese günstigen Verhältnisse haben die Regierung veranlaßt, die Einnahmen für 1913 in dem vorliegenden Budget-Voranschlag noch höher als 1912 anzunehmen. Sie sind für 1913 auf 3 169,1 Millionen Rubel veranschlagt, das bedeutet eine Steigerung von 56,0 Millionen Rubel oder 1,8 v. H. Nach den bisher vorliegenden Ausweisen steht zu erwarten, daß auch diese Schätzung noch zu niedrig angenommen ist, falls in Rußland die friedlichen Zustände erhalten bleiben. Die Entwicklung von 1906 bis 1913 zeigt also, daß die Staatseinnahmen sich um die ungeheure Summe von etwa 900 Millionen Rubel oder etwa 2 Milliarden Mark erhöht haben (50 v. H.).

Diese Zunahme beruht nur zum geringen Teil auf der Einführung von neuen Steuern. Das Mittel der Anleihe ist 1909 zum letzten Male angewendet worden, um fehlende Einnahmen zu decken. Der Hauptgrund für die geradezu beispiellose Steigerung der Staatsfinanzen ist in der größeren Ergiebigkeit der drei Haupteinnahmequellen begründet, d. h. der Staats-Eisenbahnen, des Branntwein-Monopols und der indirekten Steuern.

Es betrugen die Einnahmen (Millionen Rubel):

	1907	1909	1911	1913 Voranschlag	Prozentsatz im Vergleich zum ganzen Budget für 1907	1913
Vom Staatseigentum	636	708	888	987	26,5	31,1
darunter Eisenbahnen . . .	510	568	708	782	21,0	24,4
Von Staatsregalien	791	814	890	925	34,0	29,0
darunter Branntweinmonopol	707	718	783	800	30,7	25,0
Indirekte Steuern	509	530	630	657	21,3	20,7

Die Übersicht läßt erkennen, daß die Einkünfte aus dem Staatseigentum um etwa 750, aus den Staatsregalien um 270 und aus den indirekten Steuern um etwa 450 Millionen Mark im Verlauf von nur fünf Jahren zugenommen haben. Es ist weiter festzustellen, daß die häufig vertretene Ansicht von der vorwiegenden Bedeutung des Branntwein-Monopols für die Staatsfinanzen seit 1912 nicht mehr berechtigt ist. Die Einnahmen aus dem Staatseigentum sind schneller gewachsen als die Erträge aus dem Branntweinverkauf. Zieht man in Betracht, daß das russische Eisenbahnnetz noch einer gewaltigen Entwicklung fähig ist, so ist mit einer weiteren Zunahme dieses Einnahmepostens zu rechnen. Auch bleibt beachtenswert, daß in Rußland die direkten Steuern noch wenig ausgebaut sind, (nur 8 v. H. des Gesamtbudgets) und z. B. die Einkommensteuer noch nicht besteht. Die Regierung ist also in der Lage, im Bedarfsfall weitere Einnahmequellen zu erschließen.

Digitized by Google

Die Staatsausgaben.

Die Vermehrung der Einnahmen gestattete es der russischen Regierung, auch die Ausgaben entsprechend zu steigern.

Es wurden ausgegeben von 1906 bis 1913 (ordentlicher Etat):

	In Millionen Rubel	Steigerung der Ausgaben im Vergleich zum Vorjahre	
		Betrag in Millionen Rubel	% der Steigerung
1906	2 075,8	—	—
1907	2 196,0	+ 120,2	+ 5,8
1908	2 387,7	+ 191,7	+ 8,7
1909	2 451,4	+ 63,7	+ 2,7
1910	2 473,2	+ 21,8	+ 0,9
1911	2 536,6	+ 62,8	+ 2,5
1912*)	2 775,5	+ 238,9	+ 9,5
1913**)	2 987,8	+ 112,3	+ 4,0

Hinzu kommen die Ausgaben des außerordentlichen Etats, die sich beliefen:

1906 auf 1 151,6 Millionen Rubel (infolge des Krieges)
1907 auf 386,6 Millionen Rubel
1908 „ 268,9 „ „
1909 „ 156,1 „ „
1910 auf 123,0 Millionen Rubel
1911 „ 309,7 „ „
1912*) „ 458,2 „ „
1913**) „ 220,6 „ „

Es macht sich also trotz der Zunahme des ordentlichen Etats, besonders in den letzten Jahren, eine Erhöhung der außerordentlichen Ausgaben bemerkbar.

Bei einem Vergleich der Gesamtausgaben von 1907 und 1912 ergibt sich die auffallende Tatsache, daß innerhalb von fünf Jahren eine Vermehrung um etwa 630 Millionen Rubel oder etwa 1300 Millionen Mark eingetreten ist. Der Voranschlag von 1913 zeigt, daß eine weitere Steigerung beabsichtigt wird. Es ist von besonderem Interesse zu prüfen, auf welche Gebiete des Staatswesens sich diese Mehrausgaben vornehmlich verteilen. Das Finanzministerium veröffentlicht hierüber Tabellen, die den Zeitraum von 1908 bis 1913 umfassen; aus ihnen wird folgendes entnommen:

*) Nach den vorläufigen Mitteilungen.

**) Nach dem Budget-Voranschlag. Die Ausführung wird wahrscheinlich ein erheblich höheres Ergebnis zeitigen.


Digitized by Google

Das Anwachsen der Ausgaben für kulturelle Zwecke. (Millionen Rubel.)

	Im ganzen	Darunter für Wege und Eisenbahnen	Zuwachs gegen 1908
1908	828,3	542,2	—
1909	869,9	545,5	41,6
1910	901,7	537,3	73,4
1911	987,8	543,1	159,5
1912*)	1 076,6	553,6	248,3
1913*)	1 237,1	649,6	408,8
Summe:	5 901,4	3 371,3	931,6

Das Anwachsen der Ausgaben für die Zwecke der Landesverteidigung. (Millionen Rubel.)

	Landheer	Marine	Zusammen	Zuwachs gegen 1908
1908	518,7	93,5	612,2	—
1909	585,1	65,0	650,1	37,9
1910	534,9	112,7	647,6	35,4
1911	548,4	120,9	669,3	57,1
1912	573,0	165,7	738,7	126,5
1913	635,7	230,4	866,1	253,9
Summe:	3 364,6	819,4	4 184,0	510,8

Ausgaben für unproduktive Zwecke. (Anleihen, Verwaltungskosten.)

1908 = 1,03 Milliarden, 1913 = 1,1 Milliarde, Zunahme 72 Millionen Rubel.

Aus den Zusammenstellungen läßt sich entnehmen, daß der Zuwachs der Ausgaben nach dem Voranschlag 1913 gegenüber dem ausgeführten Budget von 1908 beträgt

für kulturelle Zwecke	408,8	Millionen Rubel	= etwa	880	Millionen Mark
für die Landesverteidigung	253,9	„ „	= „	545	„ „
für unproduktive Zwecke	72,6	„ „	= „	150	„ „

Die russische Regierung hat also nicht allein gewaltige Mittel für Heer und Flotte aufgewendet, sondern sogar in noch stärkerem Maße sich der kulturellen Bedürfnisse des Landes annehmen können. Dies tritt noch mehr in die Erscheinung, wenn man die jährlichen Mehrausgaben gegenüber 1908 zusammenzählt. Es stellt sich dann heraus, daß Rußland im Verlauf von nur 6 Jahren für Neu=

*) Nach den Voranschlägen.

Digitized by Google

bewilligungen ausgegeben hat: 1581,3 Millionen Rubel = etwa 3,4 Milliarden Mark. Hiervon entfallen auf kulturelle Bedürfnisse 931,6 Millionen Rubel = etwa 2,0 Milliarden Mark, für die Landesverteidigung 510,8 Millionen Rubel = etwa 1,1 Milliarde Mark, woran Heer und Flotte mit etwa gleichen Teilen beteiligt sind.

Die Staatsschulden.

Eine Schwäche des russischen Staatswesens bildet noch immer die starke Verschuldung, die sich im Jahre 1911 auf 8,958 Milliarden Rubel = 19,3 Milliarden Mark belief (Schulden des Deutschen Reichs 4,8, Preußens 9,5 Milliarden Mark) und für Verzinsung und Amortisation etwa 400 Millionen Rubel = etwa 860 Millionen Mark erforderte (entsprechender Betrag für das Deutsche Reich 284, für Preußen 393 Millionen Mark). Immerhin bleibt aber beachtenswert, daß im Lande noch ungezählte Milliarden unausgenutzt ruhen, die erst allmählich erschlossen werden können. Hierin liegt eine gewisse Sicherheit, die das russische Reich instand setzt, auch nach schweren äußeren und inneren Schicksalsschlägen sich verhältnismäßig schnell zu erholen.

Anderseits ist unverkennbar, daß wie in andern Ländern so auch in Rußland die Finanzverwaltung bemüht ist, die Aufnahme von Anleihen einzuschränken und möglichst nur für produktive Zwecke zu verwenden. Die günstige finanzielle Lage gestattete es sogar, noch einen Schritt weiter zu gehen. Im Jahre 1912 entschloß sich die Regierung, Staatsschulden im Betrage von 149 Millionen Rubel = etwa 220 Millionen Mark vorterminlich zu tilgen. Die Jahresquote für Verzinsung und Amortisation konnte daher im Voranschlag für 1913 gegen 1912 um 1,6 Millionen Rubel gekürzt werden.

Der freie Barbestand der Reichsrentei.

Durch die genannten Mehraufwendungen ist die russische finanzielle Leistungsfähigkeit keineswegs erschöpft worden. Der Staat hat außerdem gespart und erhebliche Summen zurückgelegt. Ein Bild von dieser Spartätigkeit gibt der sogenannte freie Barbestand der Reichsrentei, in den der jedesmalige Jahresüberschuß der Staatseinnahmen über die Staatsausgaben fließt. Es belief sich nämlich

der freie Barbestand der Reichsrentei am Anfang der Jahre:

1904	auf	381 Millionen Rubel		1911	auf	333 Millionen Rubel
1906	"	158 " "		1912	"	477 " "
1909	"	2 " "		1913	" etwa	390 " "
1910	"	107 " "		(geschätzt n. d. vorläufigen Mitteilungen).		

Die Rücklagen des Finanzministeriums, die 1909 durch die Nachwirkungen des Krieges nahezu aufgebraucht waren, sind also bis zum Beginn des Jahres 1912 auf etwa 480 Millionen Rubel oder 1 Milliarde Mark gestiegen. Dies ist insofern besonders beachtenswert, als 1911 in einem großen Gebiet Rußlands eine Mißernte

Digitized by Google

herrschte, die eine außerbudgetmäßige Unterstützung der notleidenden Bevölkerung von etwa 120 Millionen Rubel = etwa 1/4 Milliarde Mark erforderte.

Die für 1913 angenommene starke Verminderung des freien Barbestandes der Reichsrentei läßt bei oberflächlicher Betrachtung den Schluß zu, daß der Höhepunkt der finanziellen Erstarkung bereits überschritten ist. Diese Ansicht ist aber aller Voraussicht nach nicht zutreffend. Denn die bisher vorliegenden Mitteilungen über die Ausführung des Budgets 1912 sind gerade ein Beweis für das Gegenteil. Die wirklichen Einnahmen überstiegen nämlich den Voranschlag um etwa 440 Millionen Mark. Da noch Ersparnisse aus früheren Jahren im Betrage von etwa 100 Millionen Mark vorhanden waren, ergab sich die Möglichkeit, unvorhergesehene Mehrausgaben des Jahres 1912, die sich auf etwa 500 Millionen Mark beliefen (darunter 200 Millionen für das Heer), aus den laufenden Einnahmen des Staates zu decken. Man mußte sich allerdings unter diesen außergewöhnlichen Umständen dazu entschließen, die Tilgung der obengenannten Staatsschulden (149 Millionen Rubel) zur Hälfte dem freien Barbestand der Reichsrentei zur Last zu legen.

Rußland hat daher, abgesehen von anderen Mehrausgaben, die schwierigen politischen Verhältnisse von 1912 und die damit in Zusammenhang stehende Zurückhaltung von etwa 400 000 ausgedienten Mannschaften und sonstige außergewöhnliche militärische Vorbereitungen finanziell hervorragend überstanden, ohne zu einer Anleihe greifen zu müssen. Auch muß hervorgehoben werden, daß die Kürzung der freien Barmittel des Staates nicht durch notwendige, sondern durch freiwillige Ausgaben des Reiches hervorgerufen worden ist.

Der russische freie Barbestand der Reichsrentei stellt einen Reservefonds für außergewöhnliche Staatsbedürfnisse dar, wie sie durch eine große Mißernte, militärische Vorsichtsmaßregeln oder einen Krieg hervorgerufen werden können. Das Bestehen dieses Reservefonds erhöht die finanzielle Kriegsbereitschaft Rußlands beträchtlich. Einschließlich der nicht ausgenutzten Emissionsfähigkeit der Reichsbank (am 1. April 1913 406 Millionen Rubel) hat die Regierung bei Ausspruch der Mobilmachung etwa 800 Millionen Rubel oder 1700 Millionen Mark zur Verfügung, mit denen sie die ersten Forderungen begleichen kann.

Die Gründe für die finanzielle Erstarkung Rußlands.

Man findet vielfach die Ansicht vertreten, daß die überraschend schnelle finanzielle Erstarkung Rußlands auf einer natürlichen und deshalb gesunden Entwicklung beruhe. Diese Ansicht ist nur zum Teil richtig. Denn das russische Volk hat seit 1906 drei gute, vielleicht sehr gute Ernten erlebt (1909, 1910 und 1912). Das ist ein unerhörtes Glück, das in der Geschichte des russischen Wirtschaftslebens noch nicht dagewesen ist. Durch das Geschick des Finanzministers Kokowzew ist es gelungen, größtenteils einer Verschleuderung der Getreidevorräte vorzubeugen und die Realisierung der Ernten im Auslande zu sehr günstigen Preisen zu bewirken. Die Folge war

Digitized by Google

ein ungeheurer Zufluß von Geldmitteln, der nicht allein den Händlern, der Börse, der Reichsbank und dem Geldwesen zugute kam, sondern auch den Wohlstand des Volkes, das zu 87 v. H. aus Bauern besteht, beträchtlich hob. Es ist ein ganz natürlicher Vorgang, daß auch die Staatsfinanzen an diesem Reichtums-Zuwachs teilhatten, da sie auf dem Fundament der Eisenbahnen, des Branntwein-Monopols und der indirekten Steuern aufgebaut sind. Denn in ihnen äußert sich am meisten die erhöhte Kaufkraft der Landesbewohner.

Beurteilung der finanziellen Leistungsfähigkeit Rußlands.

Wenn hierdurch auch der gegenwärtige finanzielle Aufschwung Rußlands eine genügende Erklärung findet, so bleibt dennoch die Frage offen, wie lange dieser Zustand anhalten wird. Es liegt die Möglichkeit vor, daß eine oder mehrere Mißernten den im Aufblühen begriffenen Wohlstand des Zarenreiches wieder vernichten und die Regierung zwingen, zu dem früheren gefährlichen Anleihesystem zurückzukehren. Die Nachwirkungen des Jahres 1911, in dem eine größere lokale Mißernte herrschte, lassen diese Annahme bis zu einem gewissen Grade als berechtigt erscheinen. Denn der Handelsumsatz ging 1912 gegen das Vorjahr von 2 537 auf 2 462 Millionen Rubel zurück, und die aktive Handelsbilanz erniedrigte sich von 491 auf 392 Millionen Rubel.*)

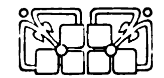
Die Regierung ist daher bemüht, allmählich die Abhängigkeit des Volkes und der Staatsfinanzen von dem jeweiligen Ernteausfall zu beseitigen. Besondere Hoffnungen setzt man auf die durch Stolypin eingeleitete Agrarreform, die den bisher üblichen Gemeindebesitz (Mir) in Individualbesitz überführen soll. Innerhalb von sechs Jahren ist ein Gebiet aufgeteilt worden, das etwa der Größe von halb Deutschland entspricht. Es ist aber bis jetzt noch nicht abzusehen, ob der selbständig gewordene russische Bauer imstande sein wird, zu einer intensiven Bewirtschaftung seines Bodens überzugehen. Die Verwendung von landwirtschaftlichen Maschinen und künstlichen Düngemitteln wird durch eine zweckmäßige Tarifpolitik gefördert. Mit dem Ausbau eines Elevatorennetzes ist begonnen, das das gesamte Ackerbaugebiet umfassen soll und zur Aufnahme des Getreides dient, bis die Zeit für den Verkauf günstig ist. Die Anlage von neuen Eisenbahnlinien wird eifrig betrieben. Das Land soll endlich Straßen erhalten, die zu allen Jahreszeiten benutzbar sind und als Zufuhrlinien zu den Eisenbahnen bzw. Häfen dienen.

Dies sind Aufgaben, die noch Milliarden verschlingen werden. Ihre Durchführung dürfte Jahrzehnte ruhiger Arbeit erfordern. Die augenblicklich besonders starke Propaganda nationalistischer Kreise zugunsten einer agressiven russischen Politik würde bei einem Erfolg die Absichten der Regierung auf lange Zeit vereiteln, vielleicht ganz in Frage stellen. Von diesem Standpunkte aus erscheinen die Schlußworte

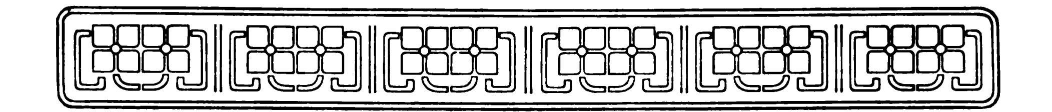
*) Die politische Krisis, vor allem die Bedrohung der Dardanellen wird gleichfalls nachteilig gewirkt haben.

Digitized by Google

des russischen Finanzministers in der Denkschrift zum Budget 1913 durchaus berechtigt: „Schließlich kann der Finanzminister nicht umhin, seiner Überzeugung Ausdruck zu verleihen, daß Rußland mit seinen ungeheuren, noch wenig ausgenutzten und unerschöpflichen Hilfsquellen ... zu seinem weiteren wirtschaftlichen Aufschwunge nur der Ruhe im Innern und nach außen, der Kulturentwicklung, weitgehender Verbreitung von Kenntnissen und emsiger Arbeit der zahlreichen Bevölkerung auf den verschiedenartigen Gebieten der Wissenschaft und der Technik bedarf. Nur unter diesen Bedingungen und bei beharrlicher Tätigkeit aller Klassen der Bevölkerung kann Rußland sich einen dauernden materiellen Wohlstand sichern und diejenige Stellung unter den Weltmächten einnehmen, die ihm nach den Eigenschaften seiner Bevölkerung und nach dem Reichtum seiner Naturschätze gebührt."



Digitized by Google



Taktische Strömungen und Bewaffnungsfragen in der französischen Artillerie.

I. Taktische Strömungen.

Der Entwurf eines Exerzierreglements für die französische Feldartillerie vom 8. September 1910, der im 2. Heft des VIII. Jahrganges 1911 der Vierteljahrshefte im Zusammenhang besprochen worden ist, schien die taktischen Streitfragen zu entscheiden, die damals die französische Artillerie beschäftigten. Tatsächlich schwieg nach dem Erscheinen des Reglements eine Zeitlang der Streit der Meinungen zwischen den Anhängern Percins, der den Artilleriekampf für aussichtslos und deshalb die unmittelbare Unterstützung der Infanterie für die Hauptaufgabe der Artillerie hielt, und seinen Gegnern, die ein Niederkämpfen der feindlichen Artillerie forderten und die in Percins Verfahren liegende Gefahr der Zersplitterung der Artillerie erkannten. Beide Strömungen glaubten nämlich in dem Reglement, das der persönlichen Auffassung großen Spielraum läßt und sich frei hält von jeder schematischen Einengung, ihre eigenen Grundsätze wiederzufinden. Es konnte aber nicht ausbleiben, daß im Laufe der Zeit die alten Gegensätze erneut zutage traten und gerade dadurch verschärft wurden, daß man sich auf beiden Seiten auf den Wortlaut des Reglements stützte.

1. Die Lehren Percins.

An der Spitze der einen Richtung steht der bedeutendste der französischen Artilleristen, General Percin. Er war von 1907 bis 1911 Inspekteur der Schießlehrgänge für Feldartillerie-Offiziere und der Schießübungen einzelner Feldartillerie-Regimenter. In diesen Jahren, die er seine „Kampfjahre" nennt (cinq années de lutte), hat er durch dienstliche Einwirkung und fachschriftstellerische Tätigkeit entscheidenden Einfluß auf die Schießausbildung und auf die Entwicklung der taktischen Anschauungen in der französischen Artillerie gewonnen. Seine Ideen haben daher in gewissem Umfange auch Eingang in das Reglement gefunden.

Nach seinem Ausscheiden aus dem aktiven Dienste hat Percin 1912 seine Lehren in zwei Werken nochmals zusammengefaßt: „Cinq années d'inspection", das seine Inspektionsbemerkungen und zahlreiche Übungsbeispiele enthält und „Essai de règle-

Digitized by Google

ment sur le combat de troupes de toutes armes," in dem er gemeinsam mit dem Infanterie-Major Jacquemot eine Gefechtsvorschrift für alle Waffen gibt. Diese Veröffentlichungen kann man als Programmschriften der Schule Percins bezeichnen; sie sind deshalb im wesentlichen der folgenden Darstellung der Lehren Percins zugrunde gelegt.

Die Eigenart des Schnellfeuergeschützes.

Den Ausgangspunkt der taktischen Anschauungen Percins bildet eine scharf durchdachte Feuertechnik, die alle Eigenschaften des neuzeitlichen Schnellfeuergeschützes auszunutzen sucht. Schutzschilde und verdeckte Stellung machen die Artillerie fast unverwundbar. Die gesteigerte Feuergeschwindigkeit ermöglicht es in Verbindung mit einem zeitgemäßen Richtverfahren, auch gegen breite Ziele in kurzer Zeit überwältigende Wirkung zu erzielen; sie ersetzt die Feuervereinigung mehrerer Batterien auf ein Ziel in vollem Umfange. Infolge der erhöhten Leistungsfähigkeit des Geschützes ist die Batterie zu vier Geschützen der zu sechs überlegen. „Gibt man der Schnellfeuerbatterie sechs Geschütze, so tötet man sie," denn die sachgemäße Leitung ihres Feuers ist nicht mehr möglich. Percin zählt deshalb auch die Artillerie nicht nach Geschützen, sondern nach Batterien und ist gegen jede Artillerievermehrung. „Wir haben genug Geschütze, die Deutschen haben zu viel. Folgen wir ihnen nicht. Lassen wir sie im Eisen ersticken, im Kanonen-Größenwahn."*)

Artilleriekampf und Einteilung der Batterien.

Die Unverwundbarkeit der Artillerie verhindert nach Percins Ansicht eine Entscheidung im Artilleriekampf. Die beschossenen Batterien sind meist nur vorübergehend, solange das feindliche Feuer anhält, in ihrer Tätigkeit behindert. Sie können zwar weiterschießen, aber unmöglich einen Zielwechsel vornehmen, der eine neue Verankerung der Geschütze (abatage) nötig macht. Von feindlicher Artillerie angegriffene Batterien bleiben deshalb auf ihrem bisherigen Ziel, während andere Batterien den Angriff abwehren (contre-attaque).

Den Batterien werden daher bestimmte Aufgaben zugeteilt, nach denen sie in solche für den Infanterie- und solche für den Artilleriekampf gesondert werden (batteries d'infanterie und contre-batteries). Nur die Batterien der Vorhut und die Fernkampf-Batterien in der Verteidigung sind gleichzeitig zum Kampf gegen Infanterie und Artillerie bestimmt (batteries à deux fins).

Die Aufgabe der Infanterie-Batterien hält Percin für die wichtigere; doch erwartet er auch von ihnen weniger materielle als moralische Wirkung: beim Angriff sollen sie die feindliche Infanterie in der Deckung niederhalten, in der Verteidigung sie zwingen, Umwege zu machen und sich langsam und mühsam heranzuarbeiten.

Die Gefechtstätigkeit der Konter-Batterien hängt durchaus von den Infanterie-Batterien ab. Bevor diese ihr Feuer eröffnen, müssen zu ihrem Schutze Konter-Batterien, häufig in weiter rückwärts gelegenen Stellungen, bereit stehen. Sobald

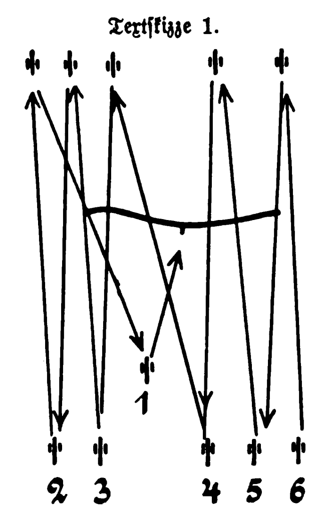
*) Vgl. Grande revue vom 25. Januar 1913, „Assez de canons".

Digitized by Google

eine Infanterie-Batterie von feindlicher Artillerie angegriffen wird, erwidert eine Konter-Batterie das Feuer; wird diese hierauf von anderer feindlicher Artillerie beschossen, so wird sie nötigenfalls durch eine weitere Konter-Batterie entlastet, aber nur, wenn sie so stark unter dem feindlichen Feuer leidet, daß sie das gegen die Infanterie-Batterie gerichtete Feuer nicht genügend niederhalten kann.

Es sind zum Beispiel (cinq années d'inspection Seite 171) von 6 Batterien Nr. 1 als Infanterie-, Nr. 2 bis 5 nach und nach als Konter-Batterien eingesetzt worden.

Textskizze 1.



Wird nun 5 angegriffen, so wird 6 nur dann zu ihrer Entlastung eingesetzt, wenn infolge dieses Angriffs die Konter-Batterien derartig in ihrer Feuertätigkeit nachlassen, daß die Infanterie-Batterie unter dem gegen sie gerichteten Feuer leidet. Sonst wäre es ein Fehler, die verfügbare Batterie aus der Hand zu geben. Wenn 5 nicht beschossen wird, kann man 6 auch an Stelle der Konter-Batterie treten lassen (substitution), die am meisten unter dem feindlichen Feuer leidet. Am besten wäre es dann, 5 gegen die feindliche Batterie einzusetzen, von der die Infanterie-Batterie beschossen wird, und diese dadurch unmittelbar zu entlasten; dann könnte man 2, 3 und 4 schweigen, ihre Bedienung sich decken lassen und den Artilleriekampf vermeiden. Percin gibt zu, daß man oft nicht werde feststellen können, worauf die feindliche Artillerie schieße. Deshalb sei es in der Praxis einfacher, alle im Zielgelände sich zeigende Artillerie unter Feuer zu nehmen. Es soll aber jeder Anhalt ausgenutzt werden, um den Artilleriekampf einzuschränken.

Percin geht also in der Vermeidung des Artilleriekampfes weiter als das Reglement, das ihn zwar im allgemeinen nicht für entscheidend hält, aber vernichtende Wirkung stets anstreben will, wenn es ohne übertrieben großen Munitions-Aufwand möglich ist. Percin betont deshalb auch den Grundsatz des sparsamen Einsatzes der Artillerie schärfer als das Reglement. Wer als letzter zur Durchführung des Hauptangriffs, zum Ausnutzen eines Erfolges oder zur Abwehr eines Mißerfolges Batterien einsetzen kann, die nicht beschossen werden, hat nach seiner Ansicht die artilleristische Überlegenheit. Der Führer darf deshalb nie eine Batterie mehr einsetzen, als nötig ist; er muß stets im Feuerkampf entbehrliche Batterien wieder in die Hand nehmen. Sparsam und nacheinander, wie die einzelnen Batterien, werden meist auch die höheren Verbände eingesetzt. In der Korps-Artillerie sieht Percin ein „Reservoir", aus dem der Führer schöpft, um da, wo es not tut, die Artillerie der Divisionen zu verstärken.

Digitized by Google

Zwischen den Lehren des Reglements über das Zusammenwirken der Waffen im Gefecht und Percins Anschauungen besteht ein Gegensatz, der zu einem lebhaften Meinungsaustausch in der Fachpresse geführt hat.

Das Zusammenwirken mit der Infanterie

Das Exerzier-Reglement von 1903 ließ der Artillerie beim Zusammenwirken mit der Infanterie volle Freiheit in der Wahl der Ziele innerhalb ihres Gefechtsstreifens. Ein Erlaß des Kriegsministers von 1908, schon unter Percins Einfluß entstanden, forderte „ständigen Meinungsaustausch zwischen den Mitwirkenden". Schließlich bestimmte ein Erlaß vom 10. März 1910, „die Truppen aller Waffen, die zeitweilig eine gemeinsame Gefechtsaufgabe haben, unterstehen einem und demselben Befehlshaber". Der Kampf Percins für die „liaison par le bas" schien damit gewonnen, als der Reglementsentwurf vom 8. September 1910 diese Verfügung wieder einschränkte. Er bestimmt in Teil V, Ziffer 38: „Die Verbindung, die zwischen den beiden Waffen entsteht, bedeutet für die Artillerie nur eine „subordination de mission" und kein Aufgeben der gewöhnlichen Befehlsverhältnisse, die allein es der Führung ermöglichen, die Kräfte für einen einheitlichen Gefechtszweck zusammenzufassen ..... In Ausnahmefällen, die eine vorübergehende Vereinigung beider Waffen unter einheitlichem Befehl nötig machen, muß die Unterstellung von der Führung ausdrücklich befohlen werden."

Percin steht durchaus auf dem Standpunkte des Erlasses vom 10. März 1910 und bietet seinen ganzen Einfluß auf, eine Änderung des Reglements durchzusetzen.

Beim Angriff will er die Artillerie nicht nach Infanterieverbänden, auch nicht nach Geländeabschnitten, sondern nach „Angriffen" verteilen. Er denkt sich den Angriff einer höheren Truppeneinheit in verschiedene, nebeneinander herlaufende Einzelangriffe aufgelöst, indem verschieden starken Infanterieverbänden bestimmte Angriffsziele (Stützpunkt, Gehöft, Dorf, Wald) zugewiesen werden. Diesen Infanterieverbänden teilt der Truppenführer nach Bedarf Artillerie zu, die unter den Befehl der betreffenden Infanterieführer tritt. Percin betrachtet es als eine Hauptaufgabe der Führung durch Schaffung solcher Gefechtsgruppen (groupements momentanés, gr. tactiques) das Zusammenwirken der Waffen sicherzustellen (liaison par le haut). Die Menge der den einzelnen Gefechtsgruppen zugeteilten Batterien hängt vor allem von der Zahl der Konter-Batterien ab; sie ist um so geringer, je mehr es gelingt, durch geschickte Aufstellung der Infanterie-Batterien den Artilleriekampf zu vermeiden. Percin erwähnt Gruppen von 3 bis 15 Batterien. Der Rest der Artillerie wird in der Nähe der voraussichtlichen Stellungen, in der Regel aufgeprotzt, bereitgestellt.

Der einer Gefechtsgruppe zugeteilten Artillerie wird ihre Stellung entweder vom Truppenführer oder vom Führer der Gruppe angewiesen. Der Artillerieführer ist verpflichtet, mit allen Mitteln (durch Offiziere, Meldereiter, Fernsprecher, Zeichen und Winke, unter Umständen auch persönlich) die Verbindung mit der Infanterie zu suchen und aufrecht zu halten (liaison par le bas). Der Infanterieführer gibt der

Digitized by Google

Artillerie an, gegen welche Ziele und zu welcher Zeit sie feuern soll. Percin empfiehlt hierzu Ansichts- oder Grundrißskizzen, auf denen die wichtigsten Geländepunkte mit Ziffern oder Buchstaben, die zu beschießenden Ziele mit Rotstift bezeichnet sind. Die Zeit der Beschießung wird dann durch einfache Winkerzeichen mitgeteilt.

Im weiteren Verlaufe des Kampfes verstärkt der Truppenführer nach Bedarf die Batterien der Gefechtsgruppen aus der zurückgehaltenen Artillerie. Um die Zuteilung zu regeln, bleibt der Kommandeur der Divisions-Artillerie grundsätzlich im Stabe des Divisionskommandeurs; an ihn melden die Artillerieführer der einzelnen Gefechtsgruppen über ihre Gefechtstätigkeit, sie erbitten von ihm Verstärkungen oder stellen ihm entbehrlich gewordene Batterien zur Verfügung. Das Zurücknehmen (reprise) solcher Batterien wird, dem Grundsatze des sparsamen Einsatzes entsprechend, für sehr wichtig gehalten, der verfügbaren Artillerie werden bei der Durchführung des Angriffs auch die Batterien entnommen, die den Infanterieangriff begleiten (batteries d'accompagnement) und die genommene Stellung besetzen sollen (batteries de couronnement).

Um zu beweisen, daß die Unterstellung der Artillerie unter die Infanterieführer notwendig sei, macht Percin folgende Angaben aus dem Armeemanöver 1910. Es fanden 59 Angriffe statt. In 39 Fällen wählten die Führer der Gefechtsgruppen, in 20 Fällen die Artilleriekommandeure die Artilleriestellungen. Bei der Mehrzahl dieser 20 Fälle fehlte das richtige Zusammenwirken der Waffen. In 23 Fällen nur gelang es, das Feuer gegen die Angriffsziele der Infanterie zu lenken, doch genügte auch hier nur in 7 Fällen die Verbindung, um es zu dem der Infanterie erwünschten Zeitpunkte zu entfesseln.

Noch mehr habe sich, meint Percin, die durch den Widerspruch zwischen dem Reglement und dem Märzerlaß hervorgerufene „Anarchie" im Manöver 1911 geltend gemacht. Die Artillerieoffiziere hätten keine Befehle von der Infanterie annehmen, ja nicht einmal unmittelbare Verbindung mit ihr halten wollen: „nous n'avons pas besoin de ces ficelles là."

In der Verteidigung wird ein Teil der Artillerie auf die Abschnitte verteilt und deren Kommandeuren unterstellt, ihre Stellungen aber meist vom Truppenführer bestimmt. Die Verbindung mit der Infanterie ist hier — selbst bei den Nahverteidigungs-Batterien — nicht so wichtig wie beim Angriff, denn die Wahl der Ziele und die Zeit ihrer Bekämpfung hängt nicht vom Verhalten der eigenen Infanterie, sondern von dem des Feindes ab.

2. Die Gegner Percins.

Allgemeines.

Die Einseitigkeiten, die in Percins Lehren liegen, treten in der Praxis infolge schematischer Anwendung erst recht hervor. Die Einteilung in Infanterie- und Konter-Batterien wird vielfach — seiner Ansicht entgegen — starr beibehalten, auch

Digitized by Google

wenn die Lage einen Wechsel der Aufgaben nötig macht (permanence des missions). Die Zuteilung von Batterien an die Gefechtsgruppen erfolgt häufig verfrüht und schematisch, so daß die Artillerie noch mehr zersplittert wird. Seit Percins Ausscheiden aus dem aktiven Dienst ist daher der Widerspruch gegen seine Lehren lebhafter geworden. Er richtet sich vor allem gegen den Verzicht auf eine Entscheidung im Artilleriekampf und gegen die grundsätzliche Unterstellung der Artillerie unter die Infanterie.

Man kommt in der französischen Artillerie anscheinend mehr und mehr zu der Überzeugung, daß das Niederkämpfen der feindlichen Artillerie die Vorbedingung eines Erfolges des Infanterieangriffs[1] sei. Die Absicht, die feindlichen Batterien zu vernichten, müsse stets dem Artillerieangriff zugrunde liegen; ihre Lähmung werde allenfalls das Ergebnis des Kampfes sein, wenn die Vernichtung nicht gelinge. Wer nur lähmen wolle, könne seine Batterien sparsam einsetzen; wer aber vernichten wolle, müsse das Feuer zur Massenwirkung vereinigen. Das sei nur möglich bei einheitlichem Einsatz der Artillerie durch die höhere Führung.

Major Buat erklärt es in einem Aufsatz über den Artilleriekampf durchaus für möglich, mit Granatfeuer zum wenigsten einen erheblichen Teil der feindlichen Artillerie niederzukämpfen. Nach Angabe des Exerzier-Reglements seien von 50 Granaten bei 100 m Zielbreite und 100 m Streutiefe gegen Schild-Artillerie 33 v. H. Verluste zu erwarten. Mit solcher Geschoßwirkung werde man gegen erkennbare Artillerie stets ausreichende Wirkung erzielen. Auch ganz verdeckte Batterien würden selten weiter als 200 m hinter dem Höhenrande stehen und könnten oft mit Aussicht auf Erfolg beschossen werden. Oft seien verdeckte Stellungen flankierendem Feuer ausgesetzt. Auch die Fortschritte des Flugwesens erhöhten die Aussichten des Artilleriekampfes. Wenn die Flieger die Stellungen verdeckt stehender Batterien ermittelten und das gegen sie gerichtete Feuer beobachteten, werde deren Vernichtung nicht mehr schwierig sein.

Es ist ohne weiteres zu verstehen, daß die Vertreter dieser Ansichten Gegner der groupements momentanés sind. Sie glauben, daß das Zusammenwirken der Waffen besser durch die Einwirkung des Truppenführers und das taktische Verständnis der Artillerieführer gewährleistet werde. Die auf S. 576 erwähnten Reibungen im Manöver, die nach Percins Ansicht die Unterstellung der Artillerie unter die Infanterie erforderlich machen, seien darauf zurückzuführen, daß die Artillerie oft auf Befehle der Infanterie warte, und daß ihre Führer bei dem wiederholten Wechsel der Befehlsverhältnisse schließlich nicht mehr wußten, unter wessen Befehlen sie ständen. Fast allgemein ist man der Ansicht, daß der Märzerlaß durch das später erschienene Reglement ohne weiteres aufgehoben ist.

Besonders deutlich treten die Richtlinien der neuen Strömung in zwei Schriften hervor, auf deren Gedankengang etwas näher eingegangen werden soll.

Digitized by Google

Die Lehren Blaises.

Der Artilleriehauptmann Blaise, Verfasser der „Studien über Artillerietaktik" (études tactiques d'artillerie), ist ein Vertreter einer offensiven Richtung, nach deren Ansichten die bisherigen französischen Ausbildungsvorschriften die Truppe mehr für Abwehr und Gegenstoß (parade et riposte) als für den Angriff vorbereiten.

Nicht alles zu gleicher Zeit erreichen zu wollen, sondern die Hauptkräfte für die augenblicklich wichtigste Aufgabe zusammenzufassen, hält er für die wahre Sparsamkeit. Das müsse die Führung durch vorausdenkende Anordnungen ermöglichen. Keinesfalls dürfe das Hand in Hand arbeiten mit der Infanterie der einheitlichen Verwendung der Artillerie Abbruch tun.

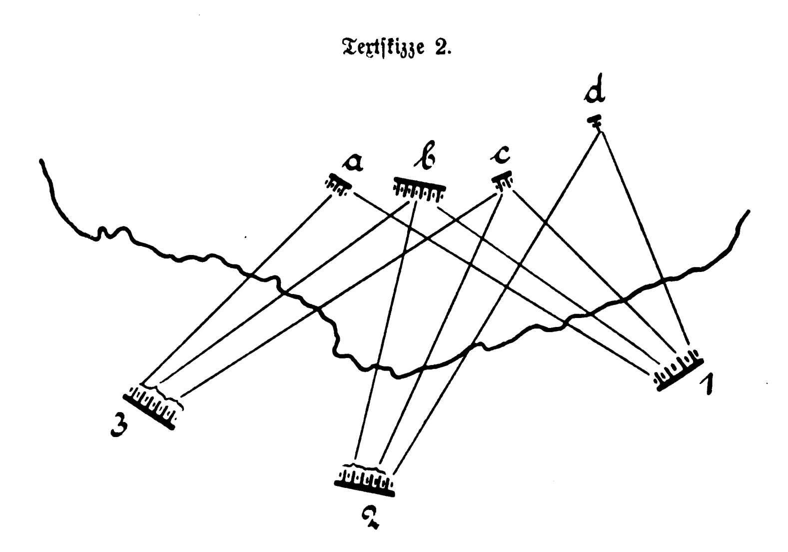
Vereinigung von frontalem und Flankenfeuer.

Gegen verdeckt stehende Schild-Artillerie hat nach Blaises Ansicht nicht die Häufung von Batterien in derselben Stellung, sondern meist nur sich kreuzendes frontales und Flankenfeuer Aussicht auf entscheidenden Erfolg. Das Gelände erleichtert es häufig, vorspringende Winkel in der feindlichen Stellung von verschiedenen Seiten unter Feuer zu nehmen. Doch genügt es oft schon, das Feuer zweier weit genug auseinander auf derselben Frontlinie stehender Batterien zu vereinigen. Das Verfahren ist sparsam, weil es schnell und kräftig wirkt und die Batterien bald wieder für andre Aufgaben verfügbar macht; es führt zu breiter Aufstellung und vermindert dadurch die Verluste.

Blaise verdeutlicht seine Lehren durch Kartenbeispiele, von denen hier eines verkürzt wiedergegeben werden soll. Der Truppenführer hat als Einbruchsstelle einen vorspringenden Winkel der feindlichen Stellung gewählt, in dem die Artilleriegruppen a—d von 300, 600, 200 und 100 m Frontbreite erkannt worden sind. Um sie niederzukämpfen, wird möglichst starke Artillerie eingesetzt:

1. Vier Batterien, von denen jede eine feindliche Gruppe bekämpft.

Textskizze 2.



Digitized by Google

2. Sechs Batterien, von denen drei die Gruppe b, zwei die Gruppe c, eine die Gruppe d bekämpfen.

3. Sechs Batterien, von denen eine die Gruppe a, drei die Gruppe b, zwei die Gruppe c bekämpfen.

Es feuern also gegen a zwei, gegen b sieben, gegen c fünf und gegen d zwei Batterien.

Die Führung der Artillerie.

Nach Blaises Ansicht ist das Ideal der Führung „größte Zentralisation" im Feldkriege nicht erreichbar, weil die von einer Stelle ausgehenden Einzelanordnungen bei den schnell wechselnden Gefechtslagen häufig zu spät kommen würden. Doch ist einheitliche Führung stets anzustreben, um die Artilleriemassen einheitlich zur Wirkung zu bringen (action d'ensemble).

Die räumliche Trennung der Artillerie in einzelne Gruppen führt auch bei einheitlicher Verwendung zur Schaffung örtlicher Befehlsverbände (commandements locaux). Die einheitliche Führung (commandement d'ensemble) gibt den Führern der einzelnen Gruppen Ziele oder Gefechtsstreifen oder Aufträge. Das Vorausdenken der Führung äußert sich darin, daß sie häufig „Doppelaufgaben" (missions multiples) und „weitere Aufgaben" (missions ultérieures) stellt. Doppelaufgaben aus Blaises Beispielen sind: Den Infanterieangriff zu unterstützen; den linken Flügel der eigenen Division zu flankieren; wenn nötig, die zur Umfassung entsandte Kavallerie durch Feuer zu unterstützen. Ein „weiterer Auftrag" ist: nach Bekämpfung der feindlichen Artillerie die feindliche Infanterie zu bekämpfen. „Doppelaufgaben" sollen es dem Unterführer ermöglichen, seine ganze Feuerkraft der zur Zeit wichtigsten Aufgabe zuzuwenden, und dadurch das Zusammenwirken mehrerer Artilleriegruppen gegen dasselbe Ziel erleichtern. „Weitere Aufgaben" sollen jeden Zeitverlust verhüten, wenn der erste Auftrag erfüllt ist. Blaise empfiehlt, eine Artillerie, die nicht die erwünschte Wirkung erzielt, solle durch ein Zeichen (appel à l'aide), z. B. mehrere, gegen ihr Ziel abgegebene Gruppen mit sehr hohen Sprengpunkten, andre Batterien zu Hilfe rufen. Diese gegenseitige Unterstützung wird durch die Stellung von „Doppelaufgaben" vorbereitet. Um Kreuzfeuer zu erzielen, wirken einzelne Gruppen in den Raum der Nachbardivision, ja des Nachbarkorps.

Nur in Ausnahmefällen, wenn die Einwirkung der Führung nicht möglich ist, oder wenn ein Kampf in breiter Front ohne besonderen Nachdruck geführt werden soll (z. B. beim Rückzug), handeln die Unterführer in ihren Gefechtsstreifen selbständig (action parallèle).

Das Zusammenwirken der Waffen.

Percins Lehren von der liaison par le bas kennzeichnet Blaise mit den Worten: „Man hat die Artillerie so gut verbunden, daß sie eines schönen Tages gänzlich gefesselt und bewegungsunfähig erwacht ist; und das natürlich zum größten Schaden der Infanterie." Nach seiner Ansicht führt der „Mißbrauch der gemischten Gefechtsgruppen" zu einer „action linéaire et parallèle" der Artillerie, die damit auf aus-


Digitized by Google

schlaggebende Erfolge verzichtet. Selbst die Artillerie der in mehreren Kolonnen vormarschierenden Division bleibt besser unter den Befehlen des Regimentskommandeurs, um ihre spätere einheitliche Verwendung vorzubereiten. Nur in ganz großen Verhältnissen beschränkt sich die Führung darauf, den unterstellten Einheiten Artillerie zuzuteilen: Die Division hat grundsätzlich ihre eigene Artillerie, für jedes Armeekorps gibt es einen Artilleriekommandeur, der die einheitliche Führung übernehmen kann.

Der sparsame Einsatz.

Um das Vermischen der Verbände zu verhüten, will Blaise es vermeiden, die im Feuer stehende Artillerie allmählich zu verstärken. Jede Artilleriegruppe sei so stark zu machen, daß sie mit Sicherheit ihre Aufgabe lösen könne. Der Führer brauche nicht alle seine Batterien von vornherein feuern zu lassen; sie könnten nach Bedarf zur Verstärkung des Feuers dienen. Aus diesem Grunde will Blaise auch möglichst früh die Vorhut-Artillerie durch Batterien verstärken, die in den Abstand zwischen Vorhut und Gros vorgezogen werden. Er hält die frühzeitige Entwicklung starker Artillerie für unbedenklich, weil auch eingesetzte Artillerie im allgemeinen unter der Einwirkung der Führung bleibe. Er erklärt deshalb die Feuerlinie für den „normalen Platz der »Artillerie«-Reserve“.

Die Lehren Fayolles.

Auch General Fayolle, Kommandeur der Artillerie des 12. Korps und früher Lehrer an der Kriegsakademie, tritt in seinem Buch „Concentration des feux et concentration des moyens“ für den Entscheidung suchenden Artilleriekampf und die einheitliche Verwendung der Artillerie ein. Nach seiner Ansicht führt der sparsame Einsatz der Artillerie zu einem steten Kampf mit Minderheiten gegen überlegenen Feind und „steht daher im Widerspruch mit allen Gesetzen des Krieges, wie sie bis auf den heutigen Tag gelten“. Die Entstehung der Theorien der französischen „Modernisten“, wie er Percins Anhänger nennt, sei auf die Zeiten vor 1907 zurückzuführen, als Frankreich ein Schnellfeuergeschütz mit Schutzschilden besaß, Deutschland aber nicht. Jetzt seien beide Gegner im Besitz gleichwertiger Geschütze und Geschosse, beide bevorzugten verdeckte Stellungen. Fayolle tritt dem in Frankreich häufig ausgesprochenen abfälligen Urteile über das deutsche Feldgeschütz entgegen und weist nach, daß den Vorzügen des französischen Gerätes auch solche des deutschen gegenüberstehen. Man setze sich daher den schlimmsten Enttäuschungen im Ernstfalle aus, wenn man die Grundsätze der Artillerieverwendung auf die vermeintliche Unterlegenheit des deutschen Geschützes aufbaue.

Ausschlaggebend für die Wirkung sei die Trefferdichte. Sie wachse mit der Zahl der Schüsse, nehme ab mit der Breite des Zieles. Danach müsse der französische Grundsatz falsch sein, die Zahl der einzusetzenden Batterien nach Zielbreiten zu bemessen, z. B. einer Batterie im Artilleriekampf einen Zielraum von 200 m, also zwei deutsche Batterien, zuzuweisen.

Bei der Vereinigung des Feuers mehrerer Batterien auf dasselbe Ziel steigert sich dagegen die Wirkung. Schießtechnisch sei die Feuervereinigung sehr wohl aus-

Digitized by Google

führbar; denn die Batterien brauchten sich nicht gleichzeitig einzuschießen. Auch könne man jeder Batterie einen schmalen Streifen des Zieles zuweisen (juxtaposition statt superposition des feux). „Feuervereinigung ist das einzige Mittel, mit einer gepanzerten, verdeckt stehenden Batterie fertig zu werden.“ Und doch sei „das Schlimmste, was man einem Modernisten antun könne, ihm mehr Batterien zu geben als seinem Gegner. Er halte sie verfügbar, um sie später an Stelle niedergekämpfter Batterien einzusetzen: er lasse sich »stückweise auffressen«“.

Beim Schießen mit Granaten, von deren Verwendung die „Artillerietaktik der Zukunft abhänge“, behalte die Feuervereinigung ihren Wert. Denn so hohe Ergebnisse, wie sie das Reglement auf Grund von Schießplatzerfahrungen angibt (s. S. 577) werde man auf dem Schlachtfelde kaum erzielen.

Auch das Reglement fordere die Feuervereinigung „in kritischen Lagen“ und gegen „besonders bedrohlichen Feind“. Im Kampfe zwischen Deutschen und Franzosen sei aber der Feind immer „besonders bedrohlich“, bei jedem Angriff sei die Lage „kritisch“. Deshalb müsse auch nach dem Geiste des Reglements die Feuervereinigung die Regel bilden.

Der einheitliche Einsatz der Artillerie.

In Zukunft wird es nach Fayolles Ansicht nicht einen einmaligen Artilleriekampf bei Beginn der Schlacht geben, er wird sich vielmehr bei jedem Angriff erneuern. Durch die Verwendung der Granate und die Mitwirkung der Flieger wird er entscheidend sein und zur Vernichtung führen können. Am sichersten verbürge aber die Überlegenheit an Zahl den Erfolg; deshalb müsse man in der Verteidigung wie beim Angriff die Masse der Artillerie von vornherein einsetzen oder doch bereitstellen.

Das beste sei gruppenweise Aufstellung, nicht Anhäufung der Batterien in einer Stellung. Oft werde es nicht zu vermeiden sein, größere Massen in einer Stellung zu vereinigen. In größeren Verbänden würden Regimentsgruppen die Regel bilden. In Armeeschlachten werde es auf den Flügeln bei entscheidenden Angriffen zu ungeahnter Massenentfaltung von Artillerie kommen. Der Gedanke Percins, kleine, unabhängig voneinander kämpfende Gefechtsgruppen zu bilden, sei im Massenkriege unausführbar.

Fayolle folgert aus seinen Betrachtungen, daß die Artillerie auch heute noch nach den gleichen Grundsätzen verwendet werden muß, nach denen sie Napoleon und die Deutschen 1870 verwendet haben, daß nach wie vor das Zusammenfassen der Kampfmittel, das Zusammenfassen des Feuers zu einheitlicher Wirkung die Entscheidung bringt.

3. Der Einfluß auf die Praxis.

Wenn man den Streit der Meinungen in der Literatur verfolgt, so kann man kaum im Zweifel sein, daß in der Theorie die Anhänger des Entscheidung suchenden Artilleriekampfes und des einheitlichen Einsatzes der Artillerie an Boden gewinnen.

Digitized by Google

Schwieriger ist es zu erkennen, ob die Praxis mehr an den seit Jahren vertrauten Lehren Percins festhält oder sich der neuen Strömung anschließt.

Die Stellungnahme Joffres.

Wie man in den maßgebenden Kreisen der Armee denkt, geht aus den Bemerkungen des Chefs des französischen Generalstabes, General Joffre, über die Manöver 1911 hervor. Der Erlaß spricht sich scharf gegen den Mißbrauch der commandements momentanés und die Zersplitterung der Artillerie durch ihre frühzeitige Aufteilung auf die Infanterieverbände aus. Er weist auf die einheitliche Verwendung der großen Artillerieverbände und auf das Zusammenfassen von frontalem und Flankenfeuer zur Massenwirkung hin (action par masses). Der Einwirkung dieses Erlasses kann man es wohl zuschreiben, daß in den Manövern 1912 mehr als bisher eine einheitliche Verwendung der Artillerie erkennbar war.

Aus den Manövern der 26. Division.

Ein Beispiel aus den Manövern der 26. Division, die Oberstleutnant de Cissey im Journal des sciences militaires vom 15. November und 1. Dezember bespricht, ist geeignet, das zu verdeutlichen.

Die Division sollte als linke Flügel-Division den Angriff gegen einen etwa 1200 m breiten Abschnitt der feindlichen Stellung durchführen. Die Artillerie — es waren nur zwei Abteilungen vorhanden — sollte den Angriff unterstützen.

Alle sechs Batterien wurden in einer Stellung aufgestellt und feuerten sämtlich zunächst gegen die feindliche Artillerie, wobei jede Batterie nur 100 m Zielbreite beschoß. Denn, führt der Berichterstatter aus, häufig wird es nicht möglich sein, nach der Frontbreite des Feindes die Zahl der zu seiner Bekämpfung nötigen Batterien zu bestimmen. Dann wird der Führer, der den festen Willen hat, sein Ziel zu erreichen, sämtliche verfügbaren Batterien zum Artilleriekampf einsetzen.

Bei Beginn des Infanteriekampfes erhielt die Artillerie den Befehl, mit einer Batterie die feindliche Artillerie niederzuhalten, mit allen anderen die feindliche Infanterie zu beschießen. Das mit Baumreihen, Hecken und Obstgärten bestandene Gelände erschwerte es, die Ziele zu erkennen, die Bewegungen der eigenen Infanterie zu verfolgen und sie zur rechten Zeit zu unterstützen. Der Artilleriekommandeur führte deshalb unter dem Schutze von zwei Batterien die übrigen vier in eine weiter vorn gelegene Stellung vor.

Oberstleutnant de Cissey betont in seiner Besprechung des Manövers, der Führer, der seine Artillerie in starker Masse in einer zentralen, das Gefechtsfeld beherrschenden Stellung vereinige, gewinne allein hierdurch ein unbestreitbares Übergewicht über einen weniger geschickten Gegner. Das Zusammenwirken mit der Infanterie werde durch die vom Truppenführer erteilten Aufträge, durch das taktische Verständnis des Artillerieführers für die Bedürfnisse der Schwesterwaffe und durch Augenverbindung gewährleistet. Alle andern Verbindungsmittel würden häufig versagen. Deshalb sei es trotz aller Friedenstheorien oft besser, auf die Vorteile der verdeckten Stellung zu verzichten und die Gefahren des Stellungswechsels und

Digitized by Google

Nahkampfes auf sich zu nehmen, als in entscheidenden Augenblicken untätig zu bleiben.

In diesem gewiß nicht vereinzelten Falle geht also die Praxis in der Massenverwendung der Artillerie noch über die Bemerkungen Joffres hinaus und führt den Artilleriekampf und das Zusammenwirken mit der Infanterie durchaus im Sinne der neuen Richtung.

Die Lehren des Balkan-Krieges.

Der französische General Herr, Kommandeur der Artillerie des 6. Korps, hat Ende 1912 die Schlachtfelder des mazedonischen Kriegsschauplatzes und die Catalдza-Stellung besucht. Er veröffentlicht daraufhin im Februarheft der Revue d'artillerie beachtenswerte Betrachtungen über Ziele und Aussichten des Artilleriekampfes. Nur die Erfahrungen eines Krieges können, so begründet er seinen Aufsatz, den Streit der Meinungen entscheiden, in dem „die meisten treu den Irrtümern bleiben, in denen sie unterrichtet worden sind".

In der Schlacht bei Kumanowo setzten die Serben sämtliche Batterien zum Artilleriekampf ein und wandten sich erst nach dessen siegreichem Ausgange gegen die feindliche Infanterie. Die Türken dagegen lenkten von Anfang an das Feuer aller Batterien gegen die serbische Infanterie und erleichterten dadurch dem Feinde den Artilleriekampf. Eine verdeckt stehende türkische Batterie brachte einer serbischen Division durch Flankenfeuer schwere Verluste bei; sie wurde selbst durch Kreuzfeuer serbischer schwerer und Feldbatterien zum Schweigen gebracht.

Bei Monastir entfalteten sich die Serben unter dem Schutze ihrer zahlreichen schweren Artillerie, der die türkischen Batterien wegen zu geringer Schußweite nichts anhaben konnten. In einem Falle wurde türkische Artillerie auf 10 km Entfernung durch Flankenfeuer schwerer Kanonen niedergekämpft. Erst nachdem die Überlegenheit im Artilleriekampf errungen war, traten die Serben zum Angriff an.

Vor der Catalдza-Stellung griffen die Bulgaren ohne genügende Vorbereitung durch Artilleriefeuer an. Sie erlitten durch das Kreuzfeuer der türkischen Batterien außerordentlich hohe Verluste und mußten drei Batterien im Stiche lassen. Auch gegen bulgarische Schützengräben erzielten die Türken durch konzentrisches Feuer verheerende Wirkung.

Aus diesen Tatsachen zieht Herr folgende Schlüsse:

Die Artillerie kann vernichtende Wirkung selbst gegen verdeckte Schildbatterien erreichen. Die Verluste durch Artilleriefeuer sind im Balkan-Kriege sogar sehr erheblich gewesen. Die Entscheidung im Artilleriekampf ist also möglich; wer darauf verzichtet, gerät in Nachteil. Hat man vorher die feindliche Artillerie niedergekämpft, so kann auch ein Frontalangriff über offenes Gelände glücken. Herr geht so weit, „die Überlegenheit im Artilleriekampf" als die „conditio sine qua non des endgültigen Erfolges" zu bezeichnen.

Die große Wirkung des Flankenfeuers ist vielfach zu Tage getreten. Besonders

Digitized by Google

wirksam war es auch gegen Schützengräben, gegen die Feldgeschütze mit gestreckter Flugbahn frontal nichts ausrichten konnten. Herr fordert deshalb, im Reglement solle der Grundsatz betont werden, daß vor Beginn des entscheidenden Infanterieangriffs der Artilleriekampf durch Feuervereinigung bis zur endgültigen Entscheidung durchzuführen sei. Auch sollten bestimmte Vorschriften über die Anwendung des Flankenfeuers und seine Verbindung mit frontalem Feuer gegeben werden.

Schließlich hält er es für notwendig, die Kampf- und Beobachtungsmittel der Artillerie mit Rücksicht auf den Artilleriekampf auszubauen. Hierher gehöre die Durchführung der Ausrüstung der Batterien mit Beobachtungsleitern und die Einführung von Entfernungsmessern. Ferner seien der Artillerie als unentbehrliche Ergänzung der Beobachtungsmittel eigene Artillerie-Flugzeuge bereits im Frieden dauernd zuzuteilen. Herr weist besonders darauf hin, daß die bisherigen Vorschriften über die Verwendung von Artillerie-Flugzeugen nur die Mitwirkung beim Schießen einzelner Batterien ins Auge fassen. Es müsse möglichst bald ein Verfahren festgelegt werden, das beim gleichzeitigen Schießen großer Artillerieverbände anwendbar sei. Als wichtigstes Mittel aber, den Sieg im Artilleriekampf zu erringen, fordert Herr die Einstellung zahlreicher schwerer Flachfeuergeschütze in die Artillerie der Armeekorps.

Damit zieht der General die praktische Nutzanwendung aus der theoretischen Erörterung; die taktische Streitfrage wird zur Bewaffnungsfrage. Denn, wie der Verzicht auf die Entscheidung im Artilleriekampf und damit das ganze System Percins auf der Überzeugung beruht, daß der Kampf gegen verdeckte Schildbatterien aussichtslos sei, so bedingt die Erkenntnis seiner Durchführbarkeit und Notwendigkeit den entsprechenden Ausbau der Kampfmittel. Betrachtet man von diesem Gesichtspunkte aus die in der französischen Artillerie zur Zeit erwogenen Bewaffnungsfragen, so wird man einen weiteren Anhalt dafür gewinnen, wie weit der Einfluß der Anhänger des Entscheidung suchenden Artilleriekampfes geht.

II. Bewaffnungsfragen.

Die Rüstungsvorlage von 1913.

Die Ende Februar 1913 von der französischen Regierung eingebrachte Rüstungsvorlage läßt erkennen, daß die französische Heeresverwaltung der Vervollkommnung der Artilleriebewaffnung augenblicklich besondere Aufmerksamkeit widmet. Die Vorlage forderte ursprünglich für die nächsten 5 Jahre Kredite in Höhe von 635 Millionen Franken. Hiervon waren 135 Millionen durch regelmäßige jährliche Kredite gedeckt, 500 Millionen stellten eine Ausnahmeforderung dar. Der Kriegsminister begründete diese Mehrforderung mit der politischen Lage; sie sollte die beschleunigte Durchführung der sowieso beabsichtigten Maßnahmen ermöglichen. Von den 500 Millionen war mehr als die Hälfte, fast 300 Millionen, für die Artillerie bestimmt: vor allem für die Verbesserung des Feldartillerie-Geräts, die Einführung leichter Feldhaubitzen, die Verbesserung und Vermehrung der schweren und Belagerungs-

Digitized by Google

artillerie und die Erhöhung der Munitionsausrüstung. Im März 1913 ist die Summe von 80 Millionen Franken für leichte Feldhaubitzen gestrichen worden, so daß für artilleristische Sonderausgaben noch immer 214 Millionen verfügbar bleiben. Es ist nicht bekannt, wie viel außerdem von den regelmäßigen jährlichen Krediten für die Artillerie bestimmt ist.

Die Mängel des 75 mm-Feld-Geschützes.

Mit dieser Forderung erfüllt der Kriegsminister eine Reihe von Wünschen, die bereits seit einiger Zeit in der französischen Artillerie laut geworden und anscheinend darauf zurückzuführen sind, daß die Franzosen sich der deutschen Artillerie gegenüber nicht mehr in dem Maße überlegen fühlen wie früher. Zwar halten sie fast allgemein ihr Feldartillerie-Gerät für erheblich besser als das deutsche. Sie geben aber zu, daß das französische 75 mm-Feldgeschütz (canon de 75 M le 97) schwerwiegende Mängel hat, die seine Verwendung beeinträchtigen und Abhilfe wünschenswert machen. Als solche Mängel werden besonders hervorgehoben:

das hohe Gewicht — abgeprotzt 1140 kg, aufgeprotzt (ohne Bedienung) 1950 kg —;

die Notwendigkeit, das Geschütz beim Schießen zu verankern (abatage);

das geringe Richtfeld — nach jeder Seite 3°, nach der Höhe 12°, bei eingegrabenem Lafettenschwanz 20° —;

und die infolge der großen Anfangsgeschwindigkeit von 529 m allzusehr gestreckte Flugbahn.

1. Das neue Geschütz für die reitenden Batterien.

Die erstgenannten Nachteile der Feldkanone wurden besonders unangenehm bei den reitenden Batterien empfunden. Diese konnten infolge des hohen Geschützgewichtes der Kavallerie in schwierigem Gelände nur mühsam folgen; im Gefecht erschwerten die Verankerung und das beschränkte Seitenrichtfeld das Feuer gegen die schnell bewegliche Kavallerie.

Nach langjährigen Versuchen entschied sich daher die Heeresverwaltung im Herbst 1912 zur Einführung eines leichteren Geschützes, das in den Armeemanövern des genannten Jahres erprobt worden war. Zunächst wurden für die zehn Kavallerie-Divisionen je zwei Batterien zu vier Geschützen bestellt, die teilweise noch vor dem Manöver 1913 der Truppe überwiesen werden sollen. Nach der Einführung der dreijährigen Dienstzeit sollen alle Kavallerie-Divisionen noch eine dritte Batterie erhalten.

Das neue Geschütz wird von Schneider-Creusot geliefert. Es hat das Kaliber der Feldkanone und verfeuert dieselbe Munition wie diese. Die Verankerung ist weggefallen, ein Rundblickvisier angenommen worden. Das Richtfeld ist etwas größer als bisher. Das Geschütz wiegt abgeprotzt 965 kg, aufgeprotzt (ohne Munition) 1350 kg. Die Gewichtsverminderung hat man hauptsächlich durch Verkürzung des

Digitized by Google

Rohres und Verringerung der Anfangsgeschwindigkeit auf 485 m erzielt. In der Geschützprotze wird nach einigen Nachrichten gar keine, nach andern nur wenig Munition mitgeführt. Diese Verminderung der Protzmunition gerade bei einem Kavallerie-Geschütz wird vielfach als ein schwerer Nachteil bezeichnet. Die im ganzen mitgeführte Munitionsmenge soll allerdings die gleiche wie bisher geblieben sein, da man einen Teil der Staffel mit schwereren Munitionswagen ausgerüstet hat, die mehr Munition enthalten als die übrigen und als eine Art leichter Munitionskolonne den Batterien nachgeführt werden sollen.

2. Die Feldhaubitz-Frage.

Begründung der Frage.

Bei den fahrenden Batterien wird die Verwendbarkeit des Geschützes weniger durch das hohe Gewicht beschränkt, als durch die allzu gestreckte Flugbahn und das geringe Höhen- und Seiten-Richtfeld. Die große Rasanz erschwert es, Deckungen auszunützen, und macht es unmöglich, gegen Ziele hinter steil abfallenden Höhen, dicht hinter Wäldern, Gehöften usw. zu schießen. Dadurch ist nach französischer Ansicht vor allem der Kampf gegen die zahlreichen deutschen Feld-Steilfeuer-Batterien erschwert. Und gerade in diesen Batterien, weniger in der größeren Geschützzahl, erblickt man die Überlegenheit der deutschen Artillerie. Infolge der gestreckten Flugbahn ist ferner beim Schießen aus verdeckter Stellung der vor der deckenden Höhe liegende tote Winkel besonders groß. Deshalb muß man häufig offene Stellungen aufsuchen, wenn man in den Infanteriekampf eingreifen will, und kann nur in besonders günstigen Fällen die Infanterie bis zuletzt mit Feuer unterstützen. Auch macht das beschränkte Richtfeld das Geschütz zum Kampfe gegen Luftziele fast ungeeignet.

Um diesen Mängeln abzuhelfen, trat in den letzten Jahren mehr und mehr der Gedanke in den Vordergrund, den Bogenschuß bei der Feldartillerie einzuführen.

Vorschläge zur Lösung der Frage.

Am nächsten lag es wohl, nach dem Vorgange anderer Militärstaaten eine leichte Feldhaubitze einzuführen. Dieser Vorschlag fand aber von vornherein lebhaften Widerspruch. Man wandte sich vor allem gegen die Einführung eines zweiten Kalibers, zumal da man die Geschoßwirkung des 75 mm-Geschützes für ausreichend hielt, wollte aber auch nicht „Deutschland blindlings nachahmen".

Man erstrebte deshalb vielfach lediglich eine stärkere Krümmung der Flugbahn und die Vergrößerung des Höhenrichtfeldes des Feldgeschützes. Die wichtigsten Vorschläge, die zur Verwirklichung dieser Lösung gemacht wurden, sind folgende:

Einige Artilleristen, nach deren Ansicht die gestreckte Flugbahn vor allem die Verwendung des Geschützes im Infanteriekampf beeinträchtigt, wollten sich damit begnügen, jeder Abteilung eine Batterie „kurze 75 mm-Kanonen" als Nahkampf-Steilfeuergeschütze zuzuteilen. Diese Batterien sollten die Infanterie auch auf nahe Entfernungen und bis zum letzten Augenblick aus verdeckten Stellungen unterstützen,

Digitized by Google

aber auch im Artilleriekampf auf nicht zu großen Entfernungen verwendbar sein. Sie würden damit ähnlich verwendet werden wie die serbischen Gebirgsbatterien im Balkankriege.

Andere glaubten, man könnte sich bei der Feldartillerie grundsätzlich mit einer geringeren Anfangsgeschwindigkeit und geringerer Rasanz begnügen. Zu ihnen gehörte Percin, der sich für ein 90 mm-Einheitsgeschütz mit etwa 400 m Anfangsgeschwindigkeit aussprach. Auch er betonte, daß die gekrümmtere Flugbahn das Überschießen der Deckung und damit vor allem das Eingreifen in den Infanteriekampf erleichtern würde.

Die meisten wollten auf die ballistischen Vorzüge der 75 mm-Feldkanone nicht verzichten; sie schlugen vor, diese derart abzuändern, daß sie für gewöhnlich als Flachbahngeschütz, im Bedarfsfalle aber auch zum Bogenschuß verwendet werden könnte.

Die Versuche der Heeresverwaltung. a. mit leichten Feldhaubitzen.

Die von der Heeresverwaltung angeordneten Versuche bewegten sich ebenfalls in verschiedenen Richtungen. Schon 1909 bezeichnete der Kriegsminister die Einführung einer leichten Feldhaubitze als erwünscht. In seinem Bericht über den Heereshaushalt für 1912 sprach sich der Abgeordnete Clémentel für ihre Annahme aus. Er erklärte die 155 mm-Rimailho-Haubitzen für zu schwer und zu wenig zahlreich und forderte vier Batterien zu vier 100 oder 105 mm-Haubitzen für jedes Armeekorps.

Im Sommer 1912 waren die Versuche so weit gediehen, daß eine Batterie 105 mm-Haubitzen der Firma Schneider-Creusot am Armeemanöver teilnehmen konnte. Das Geschütz verfeuert Schrapnells und Granaten oder ein Einheitsgeschoß mit 300 m größter Anfangsgeschwindigkeit bis 6400 m weit. Geschoß und Kartusche sind mit Bajonettverschluß zur Patrone verbunden.

Die im Manöver mit der Haubitze gemachten Erfahrungen werden in einem Aufsatz „Questions d'artillerie d'actualité" im Journal des sciences militaires vom 15. Dezember 1912 besprochen. Aus ihm geht hervor, daß man bei der Verwendung des Geschützes weniger Wert auf die Ausnutzung des wirksameren Geschosses im Artilleriekampf legte, als darauf, besser als bisher Deckungen ausnutzen und hinter Deckungen wirken zu können. Besonders wird hervorgehoben und mit Beispielen belegt, daß die Haubitze, ohne einen Stellungswechsel nötig zu haben, in der Verteidigung den feindlichen Infanterieangriff bis auf die nächsten Entfernungen beschießen, beim Angriff das ganze Vorgelände bestreichen konnte, hinter dessen steile Hänge selbst eine mit verkleinerter Ladung schießende Feldkanone nicht hätte wirken können.

Auch die nach den Herbstübungen angestellten Schießversuche scheinen befriedigt zu haben, so daß die Einführung der leichten Feldhaubitze beschlossen und die erforderlichen Kredite in die Rüstungsvorlage eingestellt wurden.

Digitized by Google

b. der Bogenschuß aus dem Feldgeschütz.

Gleichzeitig mit den Versuchen mit leichten Feldhaubitzen fanden andere statt, die sich damit beschäftigten, die Feldkanone zum Schießen mit stärker gekrümmter Flugbahn zu befähigen. Zunächst versuchte man dieses Ziel durch Anwendung von Teilladungen zu erreichen. Besonders lebhaft wurde diese Lösung befürwortet, als die Konstruktion eines dessertisseur genannten Gerätes geglückt war, mit dem in der Feuerstellung die Patrone leicht in Geschoß und Kartusche zerlegt und nach dem Fertigmachen der Ladung wieder zusammengefügt werden konnte. Dieses Verfahren ermöglichte es, die Patronenmunition beizubehalten, beeinträchtigte aber die Feuergeschwindigkeit. Vor allem wird in der Fachpresse auf die Schwierigkeit aufmerksam gemacht, ein Pulver zu finden, das im Flachbahn- und Bogenschuß gleich gute Ergebnisse liefert.

Mitte März 1913 wurde bekannt, daß der Artilleriehauptmann Malandrin zu dem erstrebten Ziel auf einem andern, einfacheren Wege gelangt sei. Bei den Versuchsschießen bewährte sich die Erfindung Malandrins so gut, daß der Kriegsminister beschloß, sie an Stelle der Feldhaubitze einzuführen, und den Erfinder außer der Reihe zum Major beförderte.

Bei dem neuen Verfahren wird die stärkere Krümmung der Flugbahn dadurch erreicht, daß auf die Geschoßspitze eine Platte aufgesetzt und durch sie der Luftwiderstand erhöht wird. Für jede Granate der Munitionsausrüstung werden zwei verschieden große Platten (plaquettes, auch collerettes genannt) mitgeführt. Man kann also auf derselben Entfernung mit drei verschiedenen Flugbahnen schießen. Die Platten sollen sich leicht und ohne die Feuergeschwindigkeit zu beeinträchtigen anbringen lassen. Die Einführung dieser Erfindung kostet nur 500 000 Franken, während für die Feldhaubitzen 80 Millionen gefordert waren.

3. Die Umänderung der Lafette des Feldgeschützes.

Um die Feldkanone zum Bogenschuß zu befähigen, mußte ihr ein größeres Höhenrichtfeld gegeben werden. Damit wurde die Frage einer Änderung der Lafette brennend, die schon vorher aus anderen Gründen — Schießen gegen Luftziele, Erleichterung des Zielwechsels — angeschnitten worden war und zu Versuchen geführt hatte.

Vielfach wurde deshalb in der Presse auf das „neue Deport-Geschütz" aufmerksam gemacht, das Anfang 1912 die italienische Heeresverwaltung angenommen hatte. Dieses Geschütz stammt von dem Konstrukteur der französischen Feldkanone, Oberst Deport, der seit seinem Ausscheiden bei der Firma Chatillon-Commentry angestellt ist. Es zeichnet sich besonders durch sein großes Richtfeld aus (45° nach der Seite, — 10° bis + 50° nach der Höhe), das hauptsächlich auf einer sinnreichen Einrichtung der Lafette beruht, deren Wände in der Feuerstellung auseinandergespreizt werden.

Digitized by Google

Eine solche Lafette eignet sich zum Bogenschuß und zum Schießen gegen Luftziele besonders gut und erleichtert den seitlichen Zielwechsel in hohem Maße. Die französische Heeresverwaltung hat aber die Einführung dieses Geschützes oder seiner Lafette abgelehnt und scheint auf anderem Wege zu einem ähnlichen Ergebnisse gelangt zu sein. Nach den Ankündigungen im Parlament steht die Umänderung der Lafette des Feldgeschützes unmittelbar bevor. Der Bericht Clémentel über die Rüstungsvorlage sagt darüber: „Wir können, statt 250 Millionen für ein neues Feldartillerie-Gerät mit vergrößertem Seiten- und Höhenrichtfeld zu opfern, mit einer zehnmal kleineren Summe (also 25 Millionen) durch eine geistvolle Änderung unserm 75 mm-Geschütz gleichen Wert, wenn nicht eine Überlegenheit über alle zurzeit vorhandenen Geschütze geben." In der Senatssitzung vom 22. Mai 1913 erklärte der Kriegsminister, daß die Versuche endgültig abgeschlossen und die zur Umänderung der Lafetten nötigen Kredite in der Rüstungsvorlage enthalten seien.

Man glaubt, daß nach der Einführung der Erfindung Malandrins und der Umwandlung der Lafetten jedes Geschütz der französischen Feldartillerie in der Lage sei, „die dreifache Rolle eines Flachfeuergeschützes, einer leichten Feldhaubitze und einer Ballon-Abwehrkanone zu übernehmen".

4. Der Ausbau der schweren und Belagerungsartillerie.

Die Lösung der Feldhaubitz-Frage durch die Anpassung des Feldgeschützes an den Bogenschuß ist nicht ohne Widerspruch geblieben und wird vielfach als falsche Sparsamkeit bezeichnet. Die meisten Anhänger der leichten Feldhaubitze wünschten nicht nur die Einführung des Bogenschusses, sondern vor allem auch eine Steigerung der Geschoßwirkung. Sie hielten daher die Annahme eines größeren Kalibers für die wichtigste Forderung. So wies z. B. der Abgeordnete Clémentel in seinem Bericht über den Heereshaushalt für 1912 auf den Wert der Haubitze im Artilleriekampf und ihre größere materielle und moralische Wirkung hin. Dieses Verlangen nach einem schwereren Geschoß wurde um so lebhafter, je mehr Anhänger der Entscheidung suchende Artilleriekampf gewann. Es wurde schließlich unabhängig von der Feldhaubitz-Frage behandelt und wird anscheinend von der Heeresverwaltung auf einem andern Wege erfüllt werden, nämlich durch Verbesserung und Vermehrung der schweren Artillerie. Allerdings wurde deren Ausbau auch ohnehin im Hinblick auf die zahlreiche Ausstattung des deutschen Feldheeres mit schweren Geschützen für besonders dringlich gehalten.

Die schwere Artillerie.

Die zur Feldartillerie zählende, im Kriege den Armee-Oberkommandos unterstellte schwere Artillerie (artillerie lourde d'armée) besteht zur Zeit aus 21 Batterien 155 mm-Rimailho-Haubitzen, die wahrscheinlich 42 Batterien zu 2 Geschützen mobil machen.

Das Rimailho-Geschütz wird fast allgemein wenig günstig beurteilt. Es sei eher

Digitized by Google

ein Belagerungs- als ein Feldgeschütz, sei zu schwerfällig, seine Schußweite — 6300 m für Schrapnells, 6000 m für Granaten — sei zu gering. Es wird deshalb vorgeschlagen, das Geschütz an die Fußartillerie abzugeben und die freiwerdenden Batterien mit leichten Feldhaubitzen auszurüsten, oder ihnen eine neue 120 mm-Haubitze zu geben.

Die Einführung einer 105 mm-Kanone.

Zur Zeit hält aber die öffentliche Meinung die Einführung eines schweren Flachfeuergeschützes für dringlicher. Auch Clementel erklärte es in seinem Bericht für notwendig, neben der Rimailho-Haubitze eine 100 mm-Kanone in die schwere Artillerie einzustellen. Im Verlauf der angestellten Versuche nahm dann ein Zug zu zwei 105 mm-Schnellfeuer-Kanonen der Firma Schneider-Creusot an den Armeemanövern 1912 teil. Das Geschütz verschießt ein 16 kg schweres Geschoß mit 575 m Anfangsgeschwindigkeit 11 800 m weit. Es wiegt in der Feuerstellung 2160 kg, aufgeprotzt 2450 kg.

Nach dem bereits erwähnten Bericht im Journal des sciences militaires zeigte sich das Geschütz im Manöver beweglicher als die Rimailho-Haubitze. Es war schneller verwendungsbereit und wegen der größeren Schußweite weniger in der Wahl der Stellungen behindert. Die Kanonen wurden mehrfach gegen Ansammlungen von Infanterie und Artillerie auf etwa 8 km verwendet. Ihrer Eigenart entsprach besonders ihre Verwendung bei der Erzwingung eines Flußüberganges an den letzten Manövertagen. Hier waren sie allein imstande, das Feuer der feindlichen langen 120 mm-Kanonen zu erwidern, gegen das die 75 mm-Kanonen und die Rimailho-Haubitzen mit ihrer geringen Schußweite wehrlos waren.

Es ist bereits erwähnt worden, daß General Herr auf Grund der im Balkan-Krieg gemachten Erfahrungen die Einführung eines schweren Flachfeuergeschützes für notwendig erklärt. Nach seiner Ansicht ist weniger der Bogenschuß der Feldhaubitze, als ein schweres Geschoß und eine große Schußweite für die Entscheidung im Artilleriekampf notwendig.

Nach übereinstimmenden Angaben des Generals Herr und der France militaire erwartet man von der schweren Feldkanone die Lösung folgender Aufgaben: Das Geschütz soll weit vorne in der Marschkolonne marschieren, um wichtige Geländepunkte frühzeitig unter Feuer zu nehmen und für den Feind unhaltbar oder unüberschreitbar zu machen. Bei Beginn des Gefechts soll es das Instellunggehen der Feldbatterien gegenüber bereits aufgefahrener feindlicher Artillerie sichern. Wenn nicht genug geeignete Stellungen für die ganze Feldartillerie innerhalb der günstigen Schußweiten vorhanden sind, dann sollen die schweren Kanonen in zweiter Linie aufgestellt werden. Vor allem werden sie außerhalb der Schußweite leichter Kanonen oft Stellungen finden, aus denen sie den Feind flankierend beschießen können. Sie erleichtern dadurch die Feuervereinigung.

Weil diese Aufgaben es nötig machen, daß die schweren Kanonen ständig mit den leichten Batterien zusammenwirken, schlägt man vor, sie der Feldartillerie zu-

Digitized by Google

zuteilen. Über ein Kaliber von etwa 100 mm hinauszugehen, hält man nicht für zweckmäßig, weil das Geschütz dann nicht beweglich genug und der Munitionsersatz zu schwierig sein würde. Herr schlägt vor, ein Einheitsgeschoß zu wählen, damit man gleichzeitig gegen die Bedienung der feindlichen Batterien und ihr Gerät wirken könne.

Es steht noch nicht fest, ob eine 100 mm-Kanone tatsächlich eingeführt werden wird; doch ist es sehr wahrscheinlich. Im Parlament hat der Kriegsminister selbst auf den bevorstehenden Ausbau der schweren Artillerie hingewiesen. Auch die Absicht der Heeresverwaltung, bei der Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit 27 Fußbatterien in schwere Batterien umzuwandeln und 15 schwere Batterien neu aufzustellen, scheint dies zu bestätigen. Es ist anzunehmen, daß ein Teil dieser Batterien mit 100 mm-Kanonen bewaffnet zur schweren Artillerie tritt, während der Rest die bespannte Fußartillerie verstärkt.

Die bespannte Fußartillerie.

Die bespannte Fußartillerie (artillerie lourde mobile) ist mit langen 120 mm-Kanonen und 220 mm-Mörsern bewaffnet, die dem Gerät der Artillerie-Belagerungstrains entnommen werden. Im Frieden sind zur Zeit neun Batterien verfügbar. Am Armeemanöver 1912 haben zwei Batterien der bespannten Fußartillerie teilgenommen. Die mitgeführten Geschütze, je eine Batterie langer 120 mm-Kanonen Modell 1878 und 220 mm-Mörser Modell 1880, wurden an den letzten Manövertagen auf der roten Seite bei der Verteidigung des Vienne-Abschnitts verwendet.

Die Geschütze befriedigten aber nicht: „sie sind sehr alt", sagt der schon erwähnte Aufsatz im Journal des sciences militaires und „hätten bereits durch ein zeitgemäßeres Gerät ersetzt werden müssen". Dabei wird auf den überlegenen deutschen Mörser und auf eine neue 210 mm-Haubitze von Schneider-Creusot hingewiesen. Besonders werden das hohe Gewicht der Geschütze und — gegenüber neueren, mit Radgürteln versehenen Geschützen — die langwierigen Arbeiten betont, die vor der Feuerbereitschaft und vor einem Stellungswechsel nötig sind, um die Bettung zu strecken oder abzubauen.

Die Heeresverwaltung hat diese Mängel des Belagerungsgerätes erkannt und ist im Begriff Abhilfe zu schaffen. Der Kriegsminister sprach am 22. Mai 1913 im Senat von einer beabsichtigten Umänderung der 120 mm- und 155 mm-Kanonen und kündigte ein neues weittragendes Belagerungsgeschütz mit den Worten an: „Es ist zu erwarten, daß wir in wenigen Monaten über eine 130 oder 150 mm-Kanone verfügen werden, die uns erlauben wird, in unsre Festungen und unsre Feldbatterien ein Geschütz mit 15, 16, 18 km Schußweite einzustellen".

Schleppkraftwagen für schwere Geschütze.

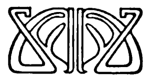
Zur Beförderung des 220 mm-Mörsers wurde im Manöver ein Schleppkraftwagen erprobt, der sich gut bewährt hat. Die französische Heeresverwaltung bemüht sich deshalb, die Ausgestaltung dieser Art von Schleppkraftwagen für schwere Geschütze durch besondere Wettbewerbe weiter zu fördern. Der im Manöver erprobte Wagen ist nach Angaben des Obersten Deport von der Firma Panhard-Levassor gebaut

Digitized by Google

worden. Er hat Vierräderantrieb, ist 4,85 m lang und hat einen kleinsten Schwenkungs-Halbmesser von 9 m. Er wiegt leer 4 t, beladen 7 t und schleppte im Manöver den Rohrwagen, den Lafettenwagen und den Bettungswagen mit zusammen 12 180 kg mit 8 bis 10 km Stundengeschwindigkeit. Er soll auch querfeldein fahren und kleinere Hindernisse (Straßengräben, liegende Baumstämme) überwinden können. Steilere Steigungen nimmt der Kraftwagen zunächst allein und zieht dann mit einer Winde und einem Kabel die Anhänger einzeln nach. Er bringt die einzelnen Fahrzeuge bis in die Feuerstellung.

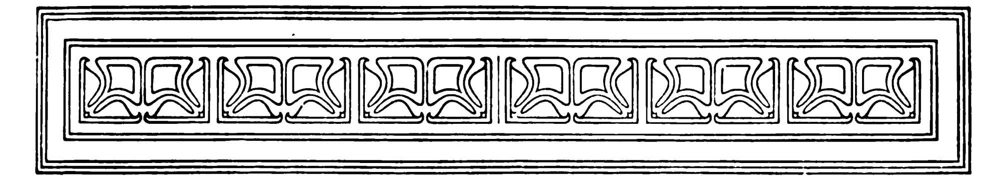
Rückblick. Zweifellos müssen die in der Literatur und Tagespresse veröffentlichten Erörterungen über taktische und Bewaffnungsfragen zurückhaltend beurteilt und einseitige Schlußfolgerungen vermieden werden. Im vorliegenden Falle kann man aber, gestützt auf die große Zahl der aus den verschiedensten Quellen stammenden Äußerungen, folgende Punkte als mit Sicherheit erwiesen feststellen: In der französischen Artillerie macht sich seit Percins Ausscheiden aus dem aktiven Dienst eine deutliche Abkehr von seinen taktischen Lehren geltend. Dagegen gewinnt mehr und mehr eine Strömung an Boden, die unter Voranstellung des Vernichtungsgedankens die Zusammenfassung des Feuers der Artillerie zur Massenwirkung fordert. Diese taktischen Anschauungen wirken auch auf die Bewaffnung der Artillerie ein; um den Kampf gegen verdeckte Ziele und um eine Ausnutzung verdeckter Stellungen durch die eigenen Batterien zu erleichtern, wird die Feldkanone zum Schießen mit starker gekrümmter Flugbahn eingerichtet, zum Vernichtungskampf gegen die feindliche Artillerie wird die schwere Artillerie erheblich ausgebaut.

Freilich fehlt den neuen taktischen Anschauungen noch der klare Ausdruck im Reglement und bestehen die besprochenen Verbesserungen der Bewaffnung zum Teil erst als Wünsche und Forderungen. Doch darf man damit rechnen, daß eine endgültige Fassung des Exerzier-Reglements in nicht allzu ferner Zeit der Wandlung der Ansichten Rechnung tragen wird. Daß die bereits gelösten Bewaffnungsfragen nur einen Anfang bedeuten, kann man aus den Worten entnehmen, die der Kriegsminister am 22. Mai im Senate gesprochen hat: „Heute habe ich nur einen ersten Kredit von 420 Millionen gefordert, und ich werde wahrscheinlich neue Opfer vom Lande fordern müssen, um unsere Bewaffnung auf dieselbe Höhe zu bringen wie die andrer Mächte".



Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68, Kochstraße 68-71.

Digitized by Google



Nachdruck, auch unter Quellenangabe, untersagt. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Über den Durchbruch als Entscheidungsform.

Begriffsbezeichnungen sind auf allen Wissensgebieten schwierig und undankbar. Besonders da, wo menschliches Handeln in Frage kommt, gibt es immer wieder „Grenzfälle", die sich rittlings der sorgfältig gezogenen Begriffsgrenzen stellen. Gewiß ist „nicht viel mit solchen Rubriken gewonnen; auch innerhalb derselben Rubrik will jeder Fall für sich behandelt werden".*)

Obwohl ich ganz und gar auf dem Boden dieser Auffassung stehe und besonders einen philosophischen Streit über Begriffsgrenzen für müßig und unfruchtbar halte, so empfinde ich es am Anfang einer Untersuchung über das gewählte Thema doch als eine Notwendigkeit, dem Leser von vornherein zu sagen, was ich z. B. unter taktischem oder operativem Durchbruch verstehe. Ich tue dies nur, um später nicht mißverstanden zu werden, stelle es im übrigen jedem anheim, sich für seinen Hausgebrauch die Rubrikenlinien so zu ziehen, wie es ihm paßt.

Unter taktischem Durchbruch verstehe ich das gewaltsame frontale Durchstoßen eines taktischen Zusammenhanges, unter operativem Durchbruch die durch Kampf erfolgte frontale Zerreißung eines operativen Zusammenhanges.

Als Entscheidungsform stellt sich der taktische Durchbruch dar, wenn er die Schlacht, der operative, wenn er den Feldzug entscheidet.

An der Hand der Kriegsgeschichte möchte ich nachweisen, in welchen Fällen der Durchbruch taktisch oder operativ gelang oder mißglückte, die damaligen Erfolgsbedingungen oder Mißerfolgsursachen prüfen und schließlich untersuchen, unter welchen Voraussetzungen und in welcher Form noch heute die Anwendung des taktischen und operativen Durchbruchs als Siegesmittel denkbar ist.

Taktischer Durchbruch. Kriegsgeschichtlicher Überblick.

In den Zeiten, wo die Schlachten durch reinen Nahkampf entschieden wurden, war frontales Niederringen des Gegners, Mann gegen Mann, die urwüchsigste und blutigste Form des Sieges. Auch der Sieger hatte sich zumeist verblutet. Die Folge war, daß die Kämpfer anfingen, ihren Körper durch eine gewichtige Eisenwehr zu

*) Kuhl, „Der Feldzug 1796".

Digitized by Google

schützen. Dadurch wurden sie schwer beweglich und untauglich zu schnellen Manövern, die auf Umfassung von Flanke und Rücken des Feindes abzielten, eine Kampfesweise, auf die die einfachsten, natürlichen Instinkte von jeher Mensch und Tier hingewiesen hatten. So gebar ein Übel das andere: der Frontkampf den Durchbruch. Man türmte waffenstarrende Menschenreihen hintereinander, man versuchte sogar lebende Keile aus Schwerbewaffneten zu formen, man erfand Spieße, die so lang waren, daß selbst das fünfte Glied noch mit seinen Speerspitzen den vordersten Feind erreichte; oder man wollte mit Sichel-Wagen und Kampf-Elefanten die feindlichen Schlachtreihen sprengen. Wo immer solche Mittel zum vollendeten Durchbruch führten, da konnte in jener Zeit freilich keines Führers Kunst mehr das Schicksal des Tages wenden; mit der Zerbrechung der kunstvoll aufgebauten Schlachtordnung zerbrach der Wille zum Siege bei Führer und Truppe. Heraklea, Asculum — wenn es auch „Pyrrhussiege" waren, — Chäronea, Granicus, Issus Gaugamela, das war die Glanzzeit des Durchbruchs als Entscheidungsform gegenüber einer minderwertigen Übermacht.

Aber dann kam einer, einer der ersten, der sich den „Verhältnissen anpaßte" — Hannibal. Solange er noch Elefanten hatte, verschmähte auch er den Durchbruch nicht; am Ticinus, an der Trebia, am Trasimenischen See siegte er, indem er den frontalen Einbruch der Elefanten und den Flankenangriff seiner numidischen Reiter kombinierte. In den campanischen Sümpfen hatte er seine Elefanten verloren. Mit dem Rücken am Meere stand er den Römern zur Entscheidungsschlacht gegenüber. Terentius Varro wollte den Punier mit dessen eigener Taktik schlagen. Aus seinen Schwerbewaffneten baute er eine Durchbruchssäule von einer bisher nie gesehenen Tiefe auf. Hannibal stellte dem zentralen Stoß seine minderwertigen Hilfsvölker gegenüber; während diese vor dem Stoß sich in der Mitte zurückbogen, griffen die als Flügelkolonnen verwendeten karthagischen Kerntruppen die römische Phalanx von beiden Seiten in ihren wehrlosen Flanken an; gleichzeitig warf sich die numidische Reiterei nach einem glücklichen Gefecht gegen die römische Kavallerie in ihren Rücken. So wurde Cannae das Urbild des von beiden Seiten erdrückten Durchbruchs — zugleich das erste und für 2000 Jahre — bis Sedan — auch letzte Beispiel einer Vernichtungsschlacht durch Ringsumfassung im freien Felde.

Die Feuerwaffen hatten, solange ihre Wirkungsgrenzen eng gezogen waren, eine merkwürdige Methodik der Kampfweise mit sich gebracht, eigentlich einen Rückfall in die rohe Form des frontalen Abringens, nur daß der neue Nahkampf sich nicht Brust an Brust, sondern innerhalb der damaligen Gewehrschußweite (rund 100 Schritt) abspielte. Der Kampf konnte überhaupt erst beginnen, wenn die Gegner sich in mehrgliedrigen starren Linien auf nächste Entfernung gegenüberstanden. Dann fing man an, durch Salvenfeuer knieend und stehend freihändig sich gegenseitig totzuschießen, um schließlich mit dem Bajonett dem Feinde den Rest zu geben.

Digitized by Google

Ein typisches Beispiel, zu welchen merkwürdigen Erscheinungen jene Kampfweise führte, ist Kolin. Wir sehen den einen Gegner in starker Stellung in voller Schlachtordnung, Daun auf den Höhen von Krzeczhorz. Sein Widerpart, König Friedrich, zieht da unten auf der Kaiserstraße etliche 1000 m vor den Mündungen der österreichischen Kanonen, knapp außerhalb ihrer Schußweite, an der feindlichen Front vorüber, unbekümmert, wohlbewußt, daß jener, der doch vollentwickelt auf den Höhen steht, es nicht wagen werde, ihn im Flankenmarsch anzufallen, denn die Flanke ist nicht schwach wie früher bei den Phalangen, sie ist stark; ein Kommando, ein Signal genügt, — und Front steht gegen Front. Es hat also keinen Sinn, die Marschkolonne Friedrichs in der Flanke anzufallen, man muß methodisch warten, bis er selbst den Flankenmarsch beendet, einschwenkt und angreift. Bei Roßbach vollends marschieren zwei Kolonnen in gleicher Richtung nebeneinander her, etwa wie zwei Flotten in Kiellinie in gleichlaufendem Gefecht; keiner greift den anderen an, denn sie bieten sich ja die Flanke! Erst als es den flinkeren Preußen gelingt, den Feind zu überholen und seiner Tete sich vorzulegen, ist der Sieg verbürgt.

Nur ein Genius konnte der starren Methodik jener Zeit Finten abgewinnen, die den Feind verblüfften und den Sieg errangen: Bei Roßbach umfaßt Friedrich zunächst die damals wehrlose*) Tete, bei Leuthen trifft er mit seiner schrägen Linie die feindliche Flanke. So paßt sich Friedrich, wie Hannibal, den Verhältnissen an und findet gleich jenem die geniale taktische Aushilfe; sein Hasdrubal — Seydlitz — steigert das Siegesmittel zur Entscheidung.

Aber öfter als einmal verfingen die Finten nicht; der methodischen Umfassung setzte der Gegner ebenso methodisch die Frontverlängerung entgegen.

Zu einem Durchbruch fehlten dem Lineartaktiker jegliche Form und jedes Mittel. Schwache, hilflose Ansätze hierzu zeigen sich ja zuweilen, wie z. B. in der Schlacht von Jena der Angriff Hohenlohes gegen Vierzehnheiligen. Die Taktik jener Zeit trug eine Schnürbrust, die ebenso unbeweglich machte wie die Waffenlast der Hopliten.

Da fand die Not eine freiere Fechtweise, die der Wahl der taktischen Siegesmittel größeren Spielraum gewährte. Die von den Revolutionsheeren als Notbehelf erfundene, von Napoleon ausgestaltete Schützen- und Kolonnentaktik trat der Lineartaktik gegenüber. Diese mußte im Nachteil sein. Die in jedem Gelände schnell beweglichen Tirailleure und die schmiegsamen Kolonnen hatten es leicht, die schwer-

*) Über dieses absonderliche Sachverhältnis, daß die Lineartaktik in ihrer Reinkultur eine Entwicklung in der Marschrichtung überhaupt nicht kannte, sondern nur nach der Flanke, nach der „Breitseite" ihre Kräfte entfalten konnte, war Napoleon selbst auf St. Helena sich noch nicht klar geworden, sonst hätte er zu Gourgaud über Roßbach nicht sagen können: „Wenn Friedrich sich mit allen seinen Kräften auf die linke Flanke der feindlichen Kolonne geworfen hätte, anstatt sie von vorne anzugreifen, das wäre ein Manöver eines großen Generals gewesen. So machte ich es bei Austerlitz."

Digitized by Google

fälligen starren Linien in den Flanken zu umfassen. Die Sprödigkeit und Zerbrechlichkeit der lineartaktischen Formen forderte ferner zu dem Versuche heraus, die dünnen Linien mit der Wucht der tiefen Kolonnen zu durchstoßen. Die langsame Feuerfolge, die geringe Reichweite und Durchschlagskraft des glatten Vorderladers schienen solche Massenstöße nicht zu verbieten. Die Zeit der mazedonischen Phalangen schien wiederzukehren. Und doch — die erwarteten Erfolge blieben aus.

Es erwies sich bei solchen Versuchen, daß die taktischen Formen der Napoleonsgegner doch nicht mehr jenen Grad von Sprödigkeit besaßen wie die Linien der friderizianischen Zeit, die Goltz mit einem „starren Stab" vergleicht, „den man brechen kann". Sie hatten schon etwas von dem „elastischen Band" gewonnen, „das sich um unsere Seiten legt, wenn wir es zurückdrücken".*)

Vor allem aber hatte, was der Muskete noch fehlte, doch das Geschütz bei einer Reichweite von 600 bis 1200 Schritt schon eine ausgiebige Zerstörungskraft gegenüber dicken Kolonnen gewonnen, die Massenziele von dem Gefechtsfelde ausschloß. Dem Artilleristen Napoleon, dem Erfinder der „großen Batterien" von Eylau und Wagram war diese Tatsache gewiß nicht unbekannt. Und doch gehörte zu den kriegsgeschichtlichen Legenden, die sich am zähesten erhalten, die Fabel, wonach Napoleon den Schlachterfolg vorzugsweise im Wege des taktischen Durchbruchs mit massigen Kolonnen erstrebt habe.

Wenn man die Verteidiger dieser These frägt, wo und wann der Kaiser den

Textskizze 1. Austerlitz.



*) Frhr. v. der Goltz, „Kriegführung", Seite 134.

Digitized by Google

Schlachterfolg mit diesem Mittel erreicht habe, dann beeilen sie sich, immer wieder auf das klassische Beispiel von Austerlitz hinzuweisen; aus der Erinnerung an diesen Durchbruchssieg in seiner ersten großen Schlacht habe Napoleon eine ausgesprochene Vorliebe für diese Kampfform geschöpft. (Textskizze 1.) Diese Folgerung ist irrtümlich, weil die Voraussetzung falsch ist. Austerlitz ist kein taktischer Durchbruch, kann keiner sein, weil hier keine geschlossene oder zusammenhängende taktische Linie durchbrochen wurde.

„Das Manöver des Tages" von Austerlitz ist die aktive Abwehr einer Umgehung durch einen Flankenstoß, durchgeführt von einer starken zentralen Reserve aus der Verteidigung heraus.

Austerlitz ist eine Gruppenschlacht. Zwischen den Gruppen Bagration und Kutusow besteht keine taktische Fühlung. Der Großfürst Konstantin, der als Reserve hinter der Lücke steht, läßt sich zur nördlichen Kampfgruppe abziehen; so bleibt ein freier Zwischenraum von 2 bis 3 km, der bei den damaligen Artillerie-Wirkungsgrenzen (600 Schritt Kartätsch-Schuß, 1200 Schritt Kugelwurf) auch nicht unter Fernfeuer lag. In dieser „operativen" Lücke entfaltet der Kaiser seine Massen zum vernichtenden Angriff gegen die innere Flanke der südlichen Hauptgruppe — genau so, wie er es am Schlachtvorabend in seinem Tagesbefehl vorhergesagt hatte: „Und während sie marschieren werden, um meine rechte Flanke zu umgehen, werden sie mir die Flanke bieten."

Ich habe eine gewisse Scheu, nun auf einmal das Manöver von Austerlitz in eine andere „theoretische Rubrik" einzureihen. „In großen Taten ist etwas enthalten, das uns verbietet, hinter sie zu blicken", sagt Emerson. Es könnte genügen, sie zu bewundern; wer aber daraus lernen will, der muß sie von allen Seiten betrachten. So wage ich es, abschließend zu sagen: Für den taktischen Durchbruch kann Austerlitz uns nichts lehren, weil es kein taktischer, sondern ein Grenzfall des operativen Durchbruchs ist.

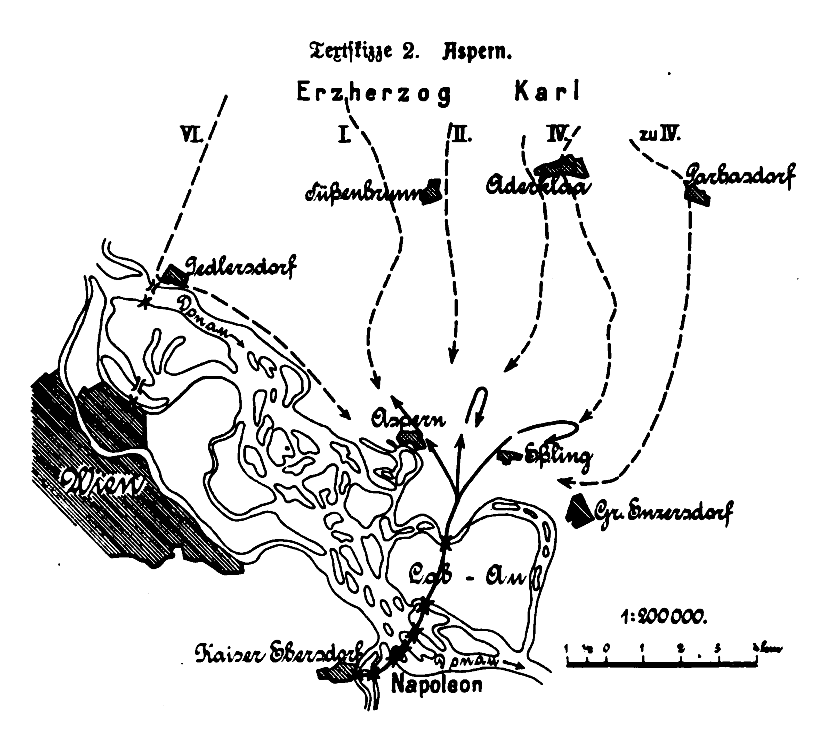
Aber Eylau! Gewiß, ein taktischer Durchbruch, aber ein kläglich zusammengebrochener Versuch eines solchen und nur unternommen, nachdem die weit ausholende Umfassung durch Davout und die Schlachthilfe Neys auf dem anderen Flügel länger auf sich warten ließ, als die Geduld des Schlachtenkaisers reichte. Hier war es erstmals, wo lineartaktische Kampflinien vor dem Massenstoß Augereaus sich elastisch zurückbogen und mit den äußeren Flügeln vorschwenkten, so daß der Durchbruch in einer mörderischen Sackgasse verbluten mußte. Skizze 48.

Aspern — ein gewaltsamer Stromübergang auf einer Brücke angesichts und unter den Kanonen des Feindes! (Textskizze 2.) In solcher Lage war zentrales Vorbrechen geradeswegs aus dem Engnis heraus kein selbstgewähltes, sondern überhaupt das einzige Mittel, um den Sieg zu erzwingen. Nur aus grenzenloser Geringschätzung des bei Eggmühl geschlagenen Gegners läßt sich das tollkühne Wagnis erklären. Weiß Gott, ob der Kaiser nicht trotz alledem den Schlachterfolg an sich gerissen

Digitized by Google

hätte, wenn nicht im entscheidenden Moment die Brücke in Trümmer ging. So konnte Davout, abgeschnitten durch den Strom, dem Angriff Lannes' nicht die nachhaltige Kraft verleihen, die noch zum Siege fehlte.

Textskizze 2. Aspern.



Skizze 49. Durch die gewaltsamen Erkundungen des ersten Schlachttages von Wagram hatte Napoleon die für jene Zeit ungewöhnliche Breite der österreichischen Front (18 km bei 120 000 Mann) und die Kräfteverteilung in dieser genau erkannt: Zwischen der besonders starken östlichen Flügelgruppe (hinter dem Rußbach) und der ansehnlichen Westgruppe (auf dem Bisam-Berg) eine auffallend schwache Mitte; in der 5 km breiten Lücke zwischen Deutsch-Wagram und Gerasdorf stand nur Kavallerie. Diese Kräftegruppierung des Feindes erinnert den Kaiser an Austerlitz; so sollte das Manöver des 6. Juli jenem von Austerlitz gleichen: die schwächere Westgruppe sollte nur beschäftigt, die stärkere Ostgruppe vom inneren Flügel her angegriffen werden. Zu diesem Zwecke wurden die Flügelkorps Davout und Massena mit Nachtmarsch gegen die Mitte zusammengezogen.

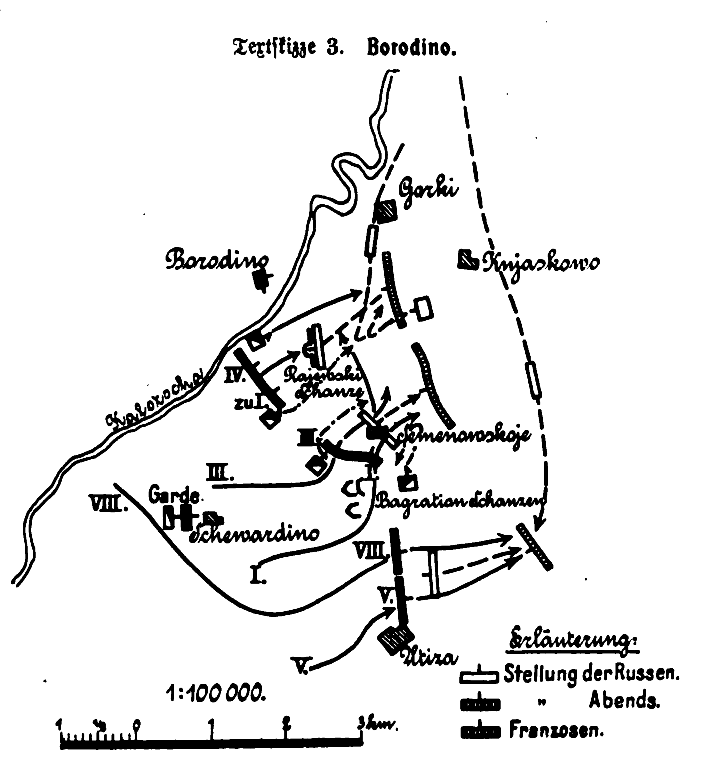
Als es Tag wurde, erkannte der Kaiser, daß der Erzherzog sich anschickte, ihn beiderseits zu umfassen und daß die schwachen, an den Flügeln belassenen Kräfte kaum so lange würden standhalten können, bis in der Mitte die Entscheidung gefallen wäre. So blieb nichts übrig, als Davout und Massena wieder auf ihre alten

Digitized by Google

Plätze nach den bedrohten Flügeln zu schicken. Zudem hatte sich durch den konzentrischen Vormarsch der Österreicher die 5 km-Lücke nahezu geschlossen. Schon wankte der linke französische Flügel, Davout kam auf dem rechten nicht vorwärts. Überdies drängte die strategische Lage Napoleon zur Entscheidung: in seinem Rücken stand auf Tagemarschentfernung Erzherzog Johann. Die zentralen Reserven auch noch im Flankenmarsch nach den Flügeln zu senden, schien dem Kaiser zu spät. So blieb, um die Schlacht zu retten, als ultima ratio nur der taktische Durchbruch; und so baute Napoleon jenen gewaltigen Massenstoß von fünf Infanterie- und zwei Kavallerie-Divisionen gegenüber dem österreichischen Zentrum auf, der wie bei Eylau mit einem völligen Zusammenbruch endete. Daß der Tag von Wagram trotz des mißlungenen Durchbruchs für Napoleon günstig, wenn auch ohne eigentliche Entscheidung abschloß, das hatte der Kaiser seinem „Beißer" Davout zu danken, der nach zähem Kampfe den österreichischen Flügel wenigstens zurückdrängte; zum Umfassen fehlte die Kraft.

Den ganzen Sommer 1812 hindurch war es das Ziel der operativen Schlachtanlage Napoleons gewesen, den Gegner womöglich beiderseits zu umklammern; aber schlechte Wege, Erschöpfung der Truppen, Kriegsmüdigkeit der Führer hatten die Schnelligkeit der Umgehungsbewegungen beeinflußt. So war es immer den Russen gelungen, rechtzeitig den Kopf aus der Schlinge zu ziehen und der von Napoleon ersehnten Schlachtentscheidung auszuweichen. Da steckte Napoleon seine Ziele enger; er wollte mit dem trockenen Brod des Schlachtenlenkers, dem reinen Frontalangriff sich begnügen, wenn nur die Russen ihm endlich standhielten. So entstand Borodino, seine erste reine Frontalschlacht.

Textskizze 3. Borodino.

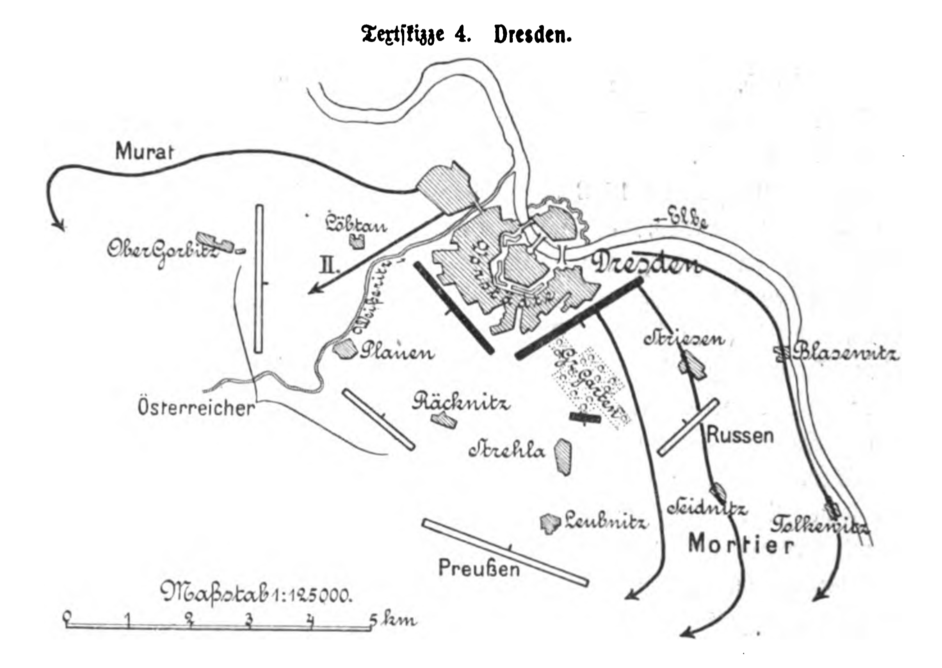


Ein verstärkter rechter Flügel war die einzige Pikanterie, die er sich gestattete. Auf einen Durchbruch hatte er verzichtet; ein schwacher Ansatz zu einem solchen ergab sich ungewollt nach der Wegnahme der Bagration-

Schanzen. Das Gesamtergebnis des äußerst blutigen Tages war ein geringes frontales Zurückdrücken der Russen; den Besiegten fehlte trotz 50 v. H. Verlust zu ihrer moralischen Entwertung das beklemmende Gefühl, das nur die Umfassung hervorruft.

Auch mit jungen Truppen sucht der Kaiser den Schlachterfolg vorzugsweise durch die Umfassung und nicht durch den Zentrumsstoß. Noch mehr als Bautzen beweist dies Dresden, (Textskizze 4), wo doch ein Vorstoß aus dem Brückenkopf heraus ebenso nahe lag wie bei Aspern, wo zudem das Mittel der Umfassung für Napoleon schon deshalb nicht anwendbar erschien, weil die Verbündeten beide Flügel bis nahezu an

Textskizze 4. Dresden.



den Fluß ausdehnten, und doch wurde diese „Verteidigungsschlacht durch umfassendes Vorgehen beider Flügel gegen die Flanken des Angreifers entschieden".*)

Leipzig und Hanau sind keine Durchbrüche im Sinne des Themas; sie bezwecken ja nicht den taktischen Sieg, sondern sind letzte Rettungsakte, mehr ein „Ausbrechen", ein Sichdurchschlagen der letzten Reste, als ein Durchbruch. (Ebensowenig haben Durchbruchsversuche aus Festungen irgendwelche Beziehung zu meinem Thema. Auch sie sind Verzweiflungstaten, die niemals auf eine Entscheidung gerichtet sein können, sondern lediglich den Zweck verfolgen, wenigstens einen Teil der in der Festung begrabenen lebendigen Streitkräfte zu retten. Auch das Durchbrechen eines Grenz-

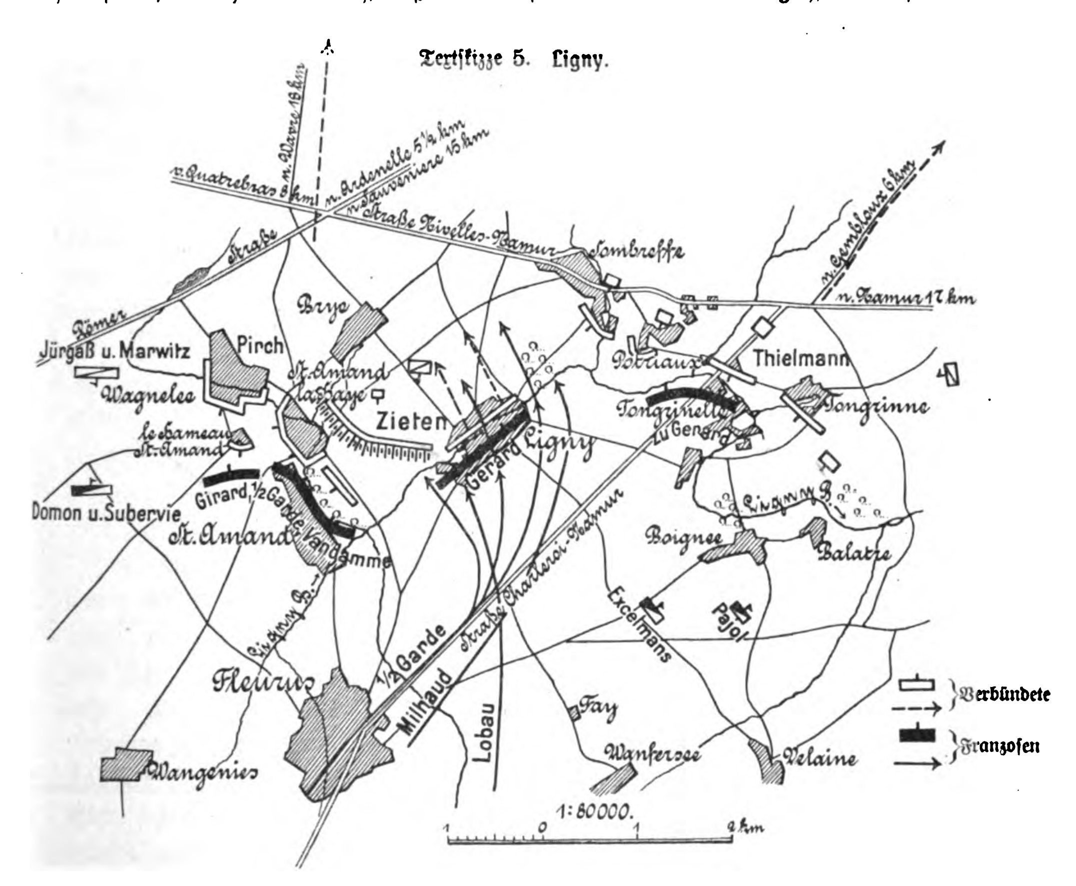
*) Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik. III. Band, „Der Schlachterfolg", Seite 94.

Digitized by Google

schutzes oder einer Verschleierungslinie kann ein Glied dieser Abhandlung nicht bilden; ihr Zweck dient nur der Aufklärung, nicht einer Schlachtentscheidung.)

Ligny (Textskizze 5) ist das einzige Beispiel eines gelungenen taktischen Durchbruchs in all den 60 Napoleonsschlachten. Auch Ligny ist eine ultima ratio, unternommen erst, als der eigentliche Schlachtgedanke — Flankenangriff durch das Korps Erlon — sich nicht erfüllte, erleichtert dadurch, daß die Dörfer St. Amand und Ligny, im Scheitel-

Textskizze 5. Ligny.



bogen der preußischen Stellung gelegen, schon teilweise in französischen Händen waren, als der Kaiser zu seinem letzten Mittel, dem Durchbruch griff. Aber auch dieser siegreiche Durchbruch war nicht entscheidend; er gestattete den Rückzug Blüchers in der von ihm gewollten Richtung (Wavre), die ihm der Flankenstoß Erlons verboten haben würde. Wäre der Tag von Ligny (16. Juni) eine „Entscheidung" gewesen, dann hätte der besiegte Blücher nicht schon am 18. abends mit den gleichen Truppen die entscheidende Schlachthilfe von Belle-Alliance bringen können.

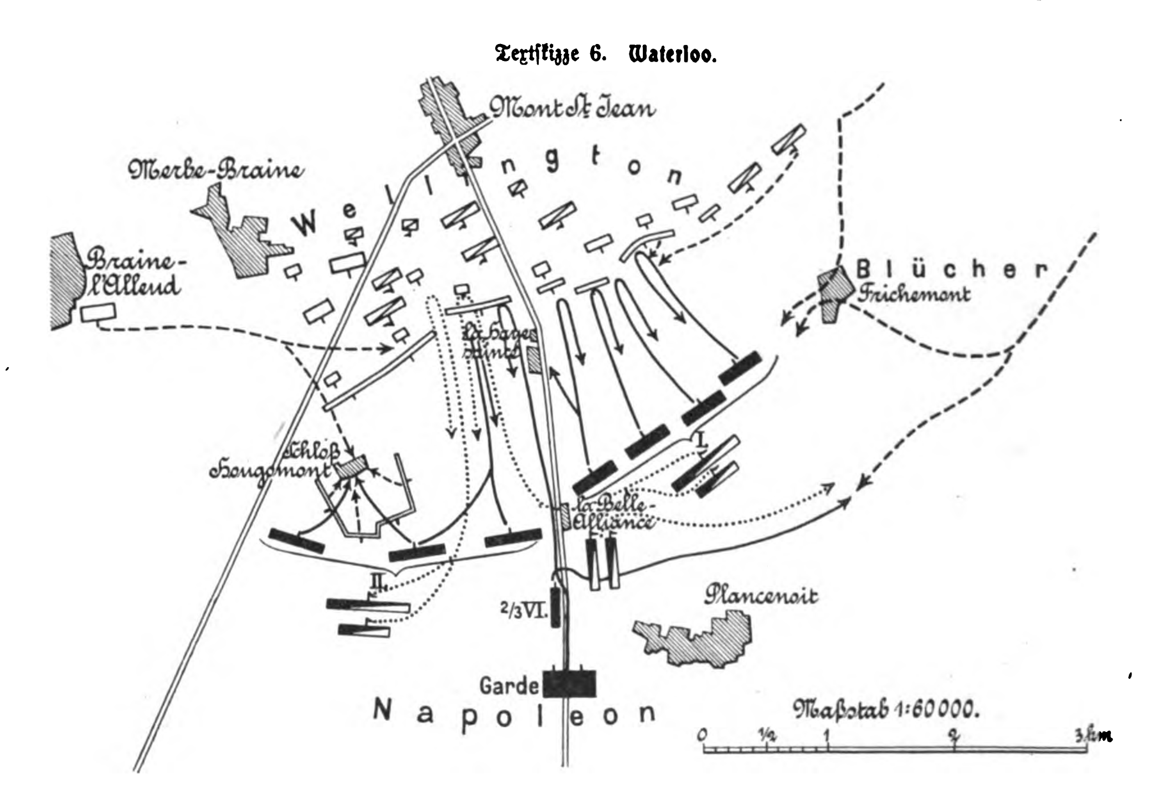
Daß schließlich die Durchbruchsversuche von Waterloo (Textskizze 6) nur allerletzte

Digitized by Google

Verzweiflungshandlungen darstellen, kann als allgemeine Wahrheit gelten. Auch hier war Napoleons erster Schlachtgedanke die Umfassung gewesen. Er wollte Wellingtons linke Flanke angreifen, aber das überraschende Eintreffen der preußischen Teten bei Frichemont setzte dieser Absicht ein Ziel. Ein Angriff auf den englischen rechten Flügel hätte nur der Vereinigung Wellingtons mit Blücher Vorschub geleistet.

Napoleons großes Ziel im Kriege war die Vernichtung des Feindes in der Feldschlacht. Gleich allen großen Feldherren erstrebte er dieses Ziel, wenn irgend

Textskizze 6. Waterloo.



möglich, auf dem gangbarsten Wege, durch die Umfassung; aber er weiß sich auch zu bescheiden, wenn die Verhältnisse ihm diesen Weg versagen. Dann beschränkt er sein Ziel, dann ist ihm jedes Mittel zum Siege recht, und wenn dieser nur in der Behauptung des Schlachtfeldes bestehen sollte.

Ein solches Mittel mit beschränktem Ziel ist ihm der taktische Durchbruch. Zu einer vollen Entscheidung hat dieser ihn nie geführt, auch nicht der einzige gelungene Durchbruch von Ligny.

So spricht Napoleon in den Jahren auf St. Helena, wo er sein ganzes großes Leben noch einmal überdenkt, nicht ein einziges Mal von dem Durchbruch als

Digitized by Google

Siegesmittel. Um so häufiger sind. Sätze wie dieser: „Die große Kunst der Schlachten besteht darin, daß man während des Gefechts seine Operationslinie verlegt.“

War schon in einer Zeit so enger Waffenwirkungsgrenzen der taktische Durchbruch in der Regel gleichbedeutend mit einer nutzlosen Menschenhekatombe, so mußte jeder Fortschritt der Waffentechnik die Erfolgsaussichten dieser Kampfform stetig verringern.

Noch einmal schien der Massenstoß Daseinsberechtigung zu behaupten — 1859. Dieser Feldzug bietet in der Kriegsgeschichte ein ähnliches Interesse wie etwa in der Kunstgeschichte ein Übergangsstil; er bildet die Überleitung zur neuzeitlichen Kriegsweise. Operativ klingen schon moderne Noten herein: Eisenbahn und Telegraph, wenn auch die Benutzung dieser neuen Kriegsmittel noch das Gepräge der Improvisation trägt. Aber es sind noch keine Wehrpflichtsheere, die sich hier treffen, und auch die Waffentechnik steht erst am Ausgangspunkt ihrer schnellen Entwicklung. Die kriegführenden Heere hatten den Schritt zum Hinterlader, den Preußen bereits getan, noch nicht mitgemacht; ja selbst mit gezogenen Gewehren war auf beiden Seiten nur ein geringer Bruchteil ausgerüstet, die Mehrzahl der Infanterie führte noch den glatten Vorderlader mit Schußweiten bis zu 300 Schritt. Nur in der Artilleriebewaffnung hatte Frankreich mit der Hälfte seiner Batterien, die mit gezogenen Vorderladern ausrückten, den Vorsprung erweiterter Wirkungsgrenzen (etwa 1500 m, aber auf Kosten geringerer Ladegeschwindigkeit).

Es waren also die Kampfbedingungen gegenüber den napoleonischen Zeiten noch wenig verändert. Taktisch hatte man sich in Frankreich ein Angriffsverfahren zurechtgelegt, von dem man annahm, daß es ebensogut gegenüber der glatten Muskete wie dem gezogenen Vorderlader, der auf nahe Entfernungen Hochschuß hatte, sich anwenden ließe: man wollte unter möglichster Geländeausnutzung gedeckt bis auf Sturmentfernung herankommen, dann, gewissermaßen das Feuer unterlaufend, in raschem Ansturm mit dichten Massen die Österreicher über den Haufen werfen. Die Rechnung stimmte nicht allenthalben. Die großen Frontalangriffe am Naviglio (Magenta) bei Solferino schlugen fehl; in beiden Fällen brachte nicht der frontale Masseneinbruch, sondern erst der Flankenangriff Mac Mahons die Entscheidung.

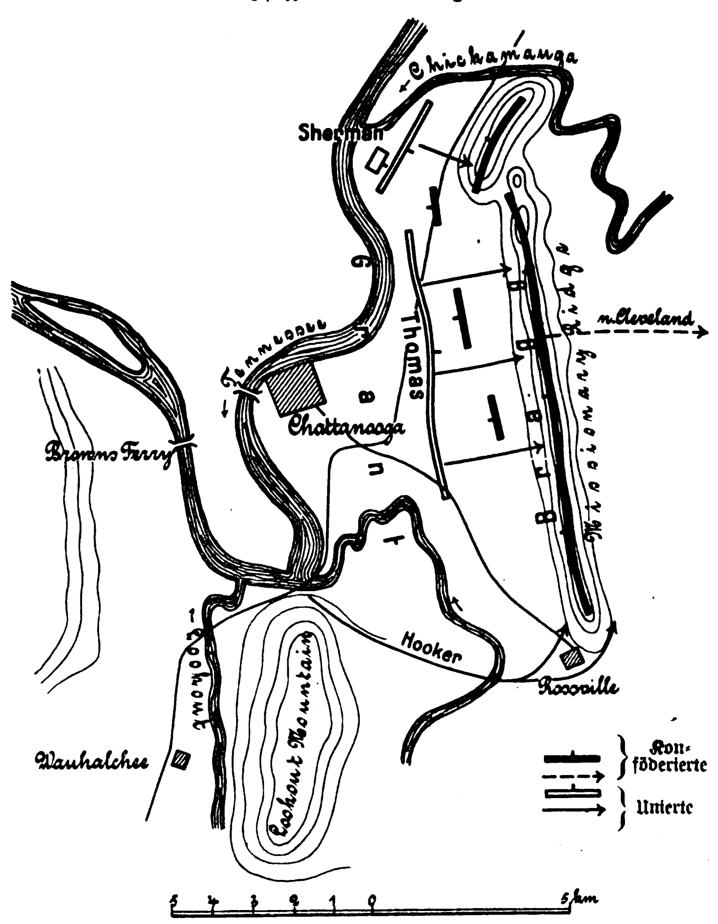
Immerhin hatten die heldenmütigen Massen-Sturmläufe der Franzosen den Österreichern derartigen Eindruck gemacht, daß sie 1866 das gleiche Mittel, trotz der Warnung Einsichtiger, gegenüber dem preußischen Hinterlader anzuwenden gedachten. Die Massengräber von Nachod, Skalitz und Chlum klagen den blutigen Irrtum an.

Auch im amerikanischen Sezessionskriege sind mißlungene Durchbruchsversuche zu verzeichnen. So brach der als letzte Aushilfe unternommene Durchbruch Lees bei Gettysburg rettungslos im Feuer der Föderierten zusammen. Aber auch die Föderierten gaben bei Petersburg ein wahres Glanzbeispiel, daß der Verteidiger,

Digitized by Google

wenn er kaltes Blut und Entschlossenheit bewahrt, nur die Ungunst der Lage auszunützen braucht, in die der Durchbruch sich freiwillig begibt; trotz einer mächtigen Minenwirkung, die eine Lücke von 500 m in ihre Reihen riß, verloren die Verteidiger den Kopf nicht und bereiteten den durchbrechenden Angreifern kaltblütig das Schicksal Augereaus.


Textskizze 7. Chattanooga.



Dagegen hat man Chattanooga (25. November 1863) einen gelungenen und entscheidenden taktischen Durchbruch genannt. (Textskizze 7.)

Der Angriff gegen Braggs stark befestigte Feldstellung auf Missionary Ridge war nur bei der großen zahlenmäßigen Überlegenheit Grants überhaupt möglich. Grant wollte den Hauptangriff links umfassend mit der Gruppe Sherman führen; Hooker sollte gleichzeitig rechts umfassen, Thomas die ganze Front beschäftigen. Der Angriff Shermans war seit zwei Tagen zum Stehen gekommen, weil Bragg alle

Digitized by Google

Verfügungstruppen der ganzen Front, die eben noch nicht ernstlich angegriffen war, ihm hatte entgegenwerfen können. Hooker war beim Überschreiten des Chattanooga aufgehalten worden. Schon geht der Novembertag zur Rüste. „Es muß etwas geschehen, um Sherman zu helfen", sagt Grant. So befiehlt er um 3[30] nachmittags den gleichzeitigen Angriff der ganzen Frontgruppe Thomas; sie sollte zunächst nur die schwache Vorstellung am Westhang des Missionary Ridge wegnehmen. Diese wird fast ohne Widerstand geräumt; ohne Aufenthalt stürmen die Angreifer hinter den Flüchtigen drein und dringen mit diesen in die Hauptstellung ein. Ein deckungsarmes Glacis von 2 bis 3 km Ausdehnung war fast ohne Feuerhalt und mit geringen Verlusten durchschritten worden. Dieser — auch für Grant selbst — überraschend leichte Erfolg ist gewiß nicht zum wenigsten dem imponierenden Eindruck zu danken, den ein so ungestümer, unaufhaltsamer einheitlicher und tief gegliederter Angriff von 3 bis 4 km Breite auf den Verteidiger ausüben mußte. Er erklärt sich aber auch aus nicht unwesentlichen Begleitumständen: die starke Bedrohung mit der doppelten Umfassung, die schon seit mehreren Tagen Bragg um seine Rückzugslinie besorgt gemacht hatte, hatte ihn dazu verleitet, die bis dahin nicht angegriffene Mitte seiner Stellung immer mehr und mehr zu entblößen und alle irgendwie verfügbaren Kräfte nach den Flügeln zu werfen. So war schließlich die ganze Stellung äußerst dünn besetzt, das Feuer demgemäß schwach. Der gelungene Frontangriff ist daher wohl zumeist eine Folge der wirksamen Drohung mit der beiderseitigen Umfassung. Auch der bekannte Nachteil der vorgeschobenen Stellung kam dem Angreifer zugute.

Chattanooga lehrt, daß einen so billigen Durchbruch nur der erzielen kann, der sich den Luxus der doppelten Umfassung gestatten darf. Wer aber so reich an Siegesmitteln ist, der wird sie besser anders, radikaler verwenden. Hätte Grant die Gruppe Sherman aus der Gruppe Thomas um etwa zwei Divisionen verstärkt und hätte er mit dem festen Anfassen der Front nicht bis zur letzten Stunde gewartet, dann würde es wohl am Ende der dreitägigen Schlacht gelungen sein, den Nordflügel Braggs einzudrücken und dessen Rückzugsweg auf Cleveland zu durchschneiden. Dann wäre Grant die mühsame, auch für den Sieger kostspielige und wenig ergiebige direkte Verfolgung erspart geblieben.

Die preußische Infanterietaktik war auch 1870/71 trotz des Hinterladers noch auf der Stoßtaktik aufgebaut. Die geschlossenen Formen waren nur kleiner geworden als zur Zeit Napoleons, aber sie waren noch immer die eigentlichen Träger des Infanterieangriffs. Die vorausgehenden Schützenlinien waren nicht breit und kampfkräftig genug, um die Offensive des Feuers, die Moltke seit 1858*) als eine notwendige Folge der neuen Bewaffnung ebenso unablässig wie vergeblich ge-

*) Taktisch-strategische Aufsätze, Seite 7 ff., 25 ff., 42 ff.

Digitized by Google

predigt hatte, zur vollen Geltung zu bringen. Wie die Österreicher 1866, mußte die preußisch-deutsche Infanterie 1870 auf dem Schlachtfelde umlernen, sie mußte abstreifen, was ihr auf den heimischen Exerzierplätzen anerzogen war.

Gewiß ist die Moltkezeit reich an eindrucksvollen Frontangriffen; aber die mit ihnen verbundenen Blutopfer weisen auf andere Wege hin, — auf die Verbindung von Frontangriff und Umfassung.

Der taktische Durchbruch als Entscheidungsform großen Stiles zeigt sich in diesem Kriege nirgends. Wohl aber bringen die Zufälligkeiten eines großen Gefechtsverlaufes manche kleinere Episoden, die einem taktischen Durchbruch gleichen.

Skizze 50. Nur ein Beispiel: Am 6. August 1870 um 5° abends war in dem harten Ringen um die Hochfläche des Roten Berges eine Atempause eingetreten. Auf dem westlichen Flügel reifte eine deutsche Krisis heran. Hier standen 7½ preußische Bataillone gegen 19 französische. Zwei kurz nacheinander folgende französische Vorstöße warfen die Preußen aus dem Spicherer Wald und in das Stiringer Waldstück zurück. Nur in der Baracke Mouton und der Goldenen Bremm krallten sich tapfere preußische Besatzungen fest. Die Brigade Woyna hing in der Luft; sie hatte überdies den gemauerten Bahneinschnitt wie einen Festungsgraben vor sich. Der rechte Flügel der Eroberer des Roten Berges war schwer gefährdet. Im Gifertwalde kam der preußische Angriff nicht vorwärts.

Da zog Alvensleben seine gesamte Artillerie vom Repperts- und Winter-Berge auf die Folster Höhe vor, bildete aus den zuletzt eingetroffenen vier Bataillonen seines Korps eine Gruppe unter Oberstleutnant v. Lestocq und setzte diese durch den Spicherer Wald zum Flankenangriff Richtung Forbacher Berg an. Aber Artillerieflankenfeuer von Stiring-Wendel her drückte die Gruppe, die westlich ausholen wollte, nach Osten in die Waldschlucht südlich der Goldenen Bremm; von hier würde der Angriff frontal auf die Bataillone gestoßen sein, die die Spicherer Höhe mit Front nach Nordwesten hielten. Lestocq gelang das Kunststück, seine Bataillone im Walde wieder auf den Westhang des Rückens und an diesem südwärts vorzuführen, so daß er schließlich — zwischen 6° bis 7° abends — in der Flanke der französischen Artilleriestellung auf dem Forbacher Berg aus dem Walde trat — gerade zur rechten Zeit! Denn um diese Stunde hatte Laveaucoupet einen letzten, großen, einheitlichen Gegenangriff angesetzt, der die Preußen ein drittes Mal in den Gifertwald zurückwarf. Das Erscheinen von vier preußischen Bataillonen in der Flanke veranlaßte Laveaucoupet zum Rückzug.

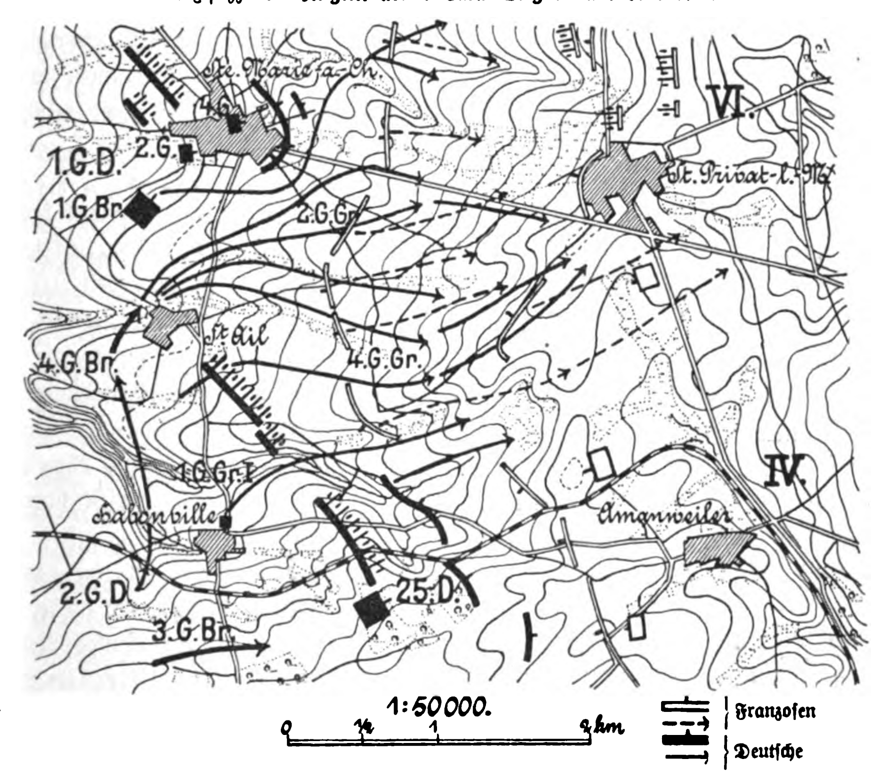
Inzwischen hatte Alvensleben einige frisch eingetroffene Bataillone (J. R. 52) Lestocq nachgesandt. Diese ließen sich aber von dem mittlerweile durch abermalige Angriffe Woynas neu entflammten Gefecht bei Stiring-Wendel nach rechts abziehen — „wie vom Magnet das Eisen", wie Alvensleben sich ausdrückte. Und das war gut! Wie Lestocq **links** einschwenkend oben auf den Höhen, gaben sie hier **rechts** ein-

Digitized by Google

schwenkend die Entscheidung, — freilich nur deshalb, weil die Franzosen ihre Kräfte zur Abwehr nicht gebrauchten und weil ihr oberster Führer Frossard sich selbst für besiegt hielt.*)

So klein und zahlenmäßig unbedeutend die Episode war, so lehrreich ist sie. Sie kann als typisches Beispiel für Einleitung und Durchführung eines taktischen Durchbruchs

Textskizze 8. **Angriff der 4. Garde-Brigade auf St. Privat.**



gelten: Bearbeitung der Einbruchstelle mit Artillerie, gedecktes Vorführen der Durchbruchsgruppe, Einschwenken nach beiden Seiten zum Aufrollen der feindlichen Linien.

Wie unendlich schwieriger ein Durchbruch ist, wenn ihm die Geländebedeckung beim frontalen Vorgehen und besonders beim Einschwenken zum Aufrollen fehlt, zeigt, allerdings wieder in kleinem Maßstabe, ein Gefechtsausschnitt des 18. August 1870. (Textskizze 8.)

Der 4. Garde-Infanterie-Brigade war es, unterstützt von Artillerie, gelungen, in freiem, deckungslosem Gelände an der flachen Bergnase südwestlich St. Privat eine Lücke in die zusammenhängende Linie des 6. und 4. französischen Korps zu reißen

*) Le général Frossard, non battu, a cru l'être, et il l'a été. (Bonnal.)

Digitized by Google

und sogar noch im heftigen Feuer nach Norden hin zum aufrollenden Flankenangriff einzuschwenken, aber dann war „die Angriffskraft infolge der außerordentlichen Verluste und Anstrengungen vorläufig so gut wie erloschen".*)

Wäre die 3. Garde-Infanterie-Brigade, die als — damals bereits überflüssige — Reserve des IX. Armeekorps bei Habonville stand, hier am rechten Flügel der Schwesterbrigade zur Stelle gewesen, und hätte der Kommandierende General des Gardekorps nicht die angebotene Hilfe der Korpsartillerie X. Armeekorps abgelehnt,**) dann wäre es durchaus nicht unmöglich gewesen, daß der begonnene Durchbruch vollendet, St. Privat von Süden her in der siebenten Abendstunde genommen und das grausame Ringen der 1. Garde-Division auf dem erbarmungslosen Glacis mindestens um eine Stunde abgekürzt wurde.

Warum es gerade im Buren-Krieg mehrfach zu Durchbruchsversuchen kam, erklärt sich sehr einfach aus der Tatsache, daß hier ein sehr methodischer, noch in kolonnentaktischen Schuhen steckender Angreifer einem ganz besonders beweglichen, weil berittenen, Verteidiger gegenüberstand. Bei dieser Wechselwirkung mußte jeder Versuch einer Umfassung unfehlbar zu spät kommen; nur der massierte Frontangriff konnte allenfalls zum Ziele führen. Da, wo solche Durchbruchsversuche wirklich gelangen, wie bei Bergendal, handelte es sich um so geringfügige Streitkräfte des Verteidigers — eine dünne vordere Linie von schwachen, weit getrennten Schützengruppen ohne Unterstützungen und ohne Artillerie —, daß Schlüsse auf europäische Verhältnisse überhaupt nicht gezogen werden können.

Ganz anders sieht das Bild des taktischen Durchbruchs sich an, wo, wie im Mandschurischen Kriege, annähernd normale Verhältnisse herrschen, wo hinter einer starken vorderen Linie des Verteidigers starke Artillerie und ausgiebige Reserven bereitstehen. Unter solchen Umständen wird der taktische Durchbruch kleinen Maßstabes sich zumeist mit der Vernichtung bestrafen; das Aufrollen mißlingt, ein Zurück gibt es nicht. Festgekeilt in der selbstgerissenen Bresche bricht der Angriff unter dem Feuer von drei Seiten zusammen. So wurde z. B. in der Schlacht von Mukden die japanische Brigade Nambu bei den „drei Häusern" buchstäblich zermalmt (90 v. H. Verluste).

Siege und Niederlagen, das sind die Marksteine in der Kriegsgeschichte; zwischen ihnen liegt, vergessen oder unerkannt, die ungezählte Reihe der versäumten Gelegenheiten.

Es ist zuweilen nützlich, sich auch in Gefechtslagen hineinzudenken, deren Tragweite im Augenblick des Handelns nicht erkannt wurde, oder wo der Wille fehlte, sie auszunutzen.

*) Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik. V. Band. „Der 18. August 1870", Seite 397.
**) Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik. V. Band. „Der 18. August 1870", Seite 379.


Digitized by Google

Hier nur einige Beispiele, um das Thema auch von der Seite des „Wenn" und „Aber" zu betrachten.

Am 18. August 1870 bot sich der französischen Schlachtleitung an zwei Stellen ein taktischer Durchbruch größeren Stiles an.

Zunächst die Lage um 2^{45} nachmittags, wie sie Skizze 51 darstellt: Das 3. und 4. französische Korps gegenüber dem mürbegeschossenen IX. Armeekorps. Der Durchbruch scheint hier schon halb vollendet und bereits ins Aufrollen übergehen zu wollen, von Süden her, aus dem Genivaux-Walde heraus, Richtung Verneville. Mit der Sorge vor diesem Durchbruch hatte sich in den ersten Nachmittagsstunden auch Prinz Friedrich Karl ernstlich getragen. Der Aufbau einer großen Artillerielinie des Gardekorps (die dann diesem Korps gegenüber St. Privat so bitterschmerzlich fehlte) und die Anhäufung von starken Reserven (zuerst 3. Garde-Infanterie-Brigade, die in der Folge von ihrer Division schwer vermißt wurde, später das ganze III. Armeekorps) sollten der gefürchteten Gefahr begegnen. Prinz August von Württemberg befürchtete noch um 5^0 nachmittags einen französischen Durchbruch gegen das IX. Armeekorps, weil er die rückgängigen Bewegungen von Truppen des 6. französischen Korps von Westen gegen St. Privat für Heranziehungen aus Richtung Roncourt über St. Privat hielt. Er übersah dabei gänzlich, daß inzwischen hinter ihm das X., hinter dem IX. das III. Armeekorps als Schlachthilfen bereitstanden. Wahrscheinlich war den Franzosen das Vorgehen zum Durchbruch in das freie Gelände hinein wenig verlockend.

Skizze 51.

Mehr Aussicht, glaube ich, und mehr Anreiz bot zwischen 3^0 und 4^0 nachmittags ein französischer Durchbruch aus der Linie Folie—Leipzig—Moskau— (hier Drehpunkt) durch den Genivaux-Wald, links einschwenkend gegen Malmaison. Zu diesem Durchbruch hätte auch das nahe zur Hand stehende französische Gardekorps den nötigen Nachdruck leihen können.

Die Winterschlachten der deutschen Abwehrarmeen gegenüber den neuaufgestellten französischen Entsatzheeren sind besonders reich an unbenützten Durchbruchsmöglichkeiten für die Franzosen. Die zwar minderwertigen, aber an Zahl um ein Mehrfaches überlegenen französischen Heerkörper zwangen die zusammengeschmolzenen deutschen Korps und Divisionen, sich immer weiter und weiter auszudehnen, ihre Kampflinie aufs Äußerste zu verdünnen, ja sogar bewußt große Lücken offen zu lassen.

Moltke erzählt*) in launiger Weise, wie bei Amiens ein solches „Vacuum", dem gegenüber eine ganze französische Brigade steht, „zunächst nur durch das zahlreiche Gefolge und die Stabswache des deutschen Oberkommandierenden verschleiert, dann durch das zur Bedeckung des Hauptquartiers bestimmt gewesene Bataillon einigermaßen ausgefüllt wird".

*) „Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges", Seite 218.

Digitized by Google

Winterliche Kämpfe haben überhaupt ihre besondere Eigenart. Wir sehen an der Hallue und Loire, am Hunho und Schiliho, wie „die rauhe Jahreszeit zwingt, wenigstens des Nachts die Truppen unter Dach zu bringen; daher auf beiden Seiten große Ausdehnung der Quartiere, breites Anrücken zum Gefecht".*) Die zahlenmäßige Unterlegenheit sieht sich, um nicht von beiden Seiten umklammert zu werden, gezwungen, ihre Kräfte in kleine und kleinste Kampfgruppen zu zerlegen. Nur gut, daß „die Gefahr, die gelockerte Front durchbrochen zu sehen, durch die Ungeübtheit des Gegners und den geringeren inneren Wert seiner zusammengerafften Scharen beseitigt erscheint".*)

So muß als eine versäumte Durchbruchsgelegenheit ersten Ranges der 17. Januar 1871 erscheinen, wenn man den Plan 34 des deutschen Generalstabswerkes zur Schlacht an der Lisaine auf sich wirken läßt. Massige rote Truppensignaturen gegenüber äußerst fadenscheinigen, lückenreichen blauen Linien von 5 km Länge.**) Aber freilich, der Schein trügt! Die roten „Massen" sind Haufen kampfmüder, halb verhungerter und halb erfrorener Menschen, die nach dem Grade ihrer Ausbildung kaum den Namen „Soldaten" verdienen. Ihren Führern mangelt der mitleidlose Siegerwille; ihrer schwindsüchtigen Entschlußkraft gibt ein Kriegsrat den Gnadenstoß.

Eine unbenützte Durchbruchsgelegenheit, die zur Entscheidung führen konnte, bestand für die Russen am vorletzten Schlachttage von Mukden, 9. März 1905, wenn das beim Bahnhof Mukden stehende I. Sibirische Armeekorps nordwärts zum aufrollenden Durchbruch gegen die Dritte japanische Armee, die der russischen Rückzugsstraße so bedenklich nahe stand, eingesetzt wurde.

Der Mandschurische Krieg hatte mehrfach frontale Einbrüche in gegnerische Stellungen, aber nur Ansätze zu Durchbrüchen in entscheidender Form gebracht, so am Yalu, bei Wafangou, am Schaho, bei den „Drei Häusern" usw.

Eine taktische Entscheidung als unmittelbare Folge solcher Frontangriffe ohne aufrollende Fortsetzung läßt sich nur einmal nachweisen und auch hier nur mit gewissen Einschränkungen. (Textskizze 9.)

Es war an der Hunho-Front in den beiden letzten Tagen von Mukden. Am 9. März 1905, unter dem Schutz des historischen Sandsturmes, überschritt die japanische 12. Division bei Peigitun den Hunho und besetzte nahezu kampflos die Höhenstellungen nördlich des Flusses; die Russen hatten hier wie auch auf den Höhen östlich und westlich nur schwache Nachhuten belassen und ihre Hauptkräfte nach Tawa gegen die Mandarinen-Straße, ihre Hauptrückzugslinie, gezogen, die von der umfassenden Dritten japanischen Armee schon seit mehreren Tagen schwer bedroht war. Am 10. März wurden auch die Höhen westlich, die starken Verschanzungen auf den Kaiser-

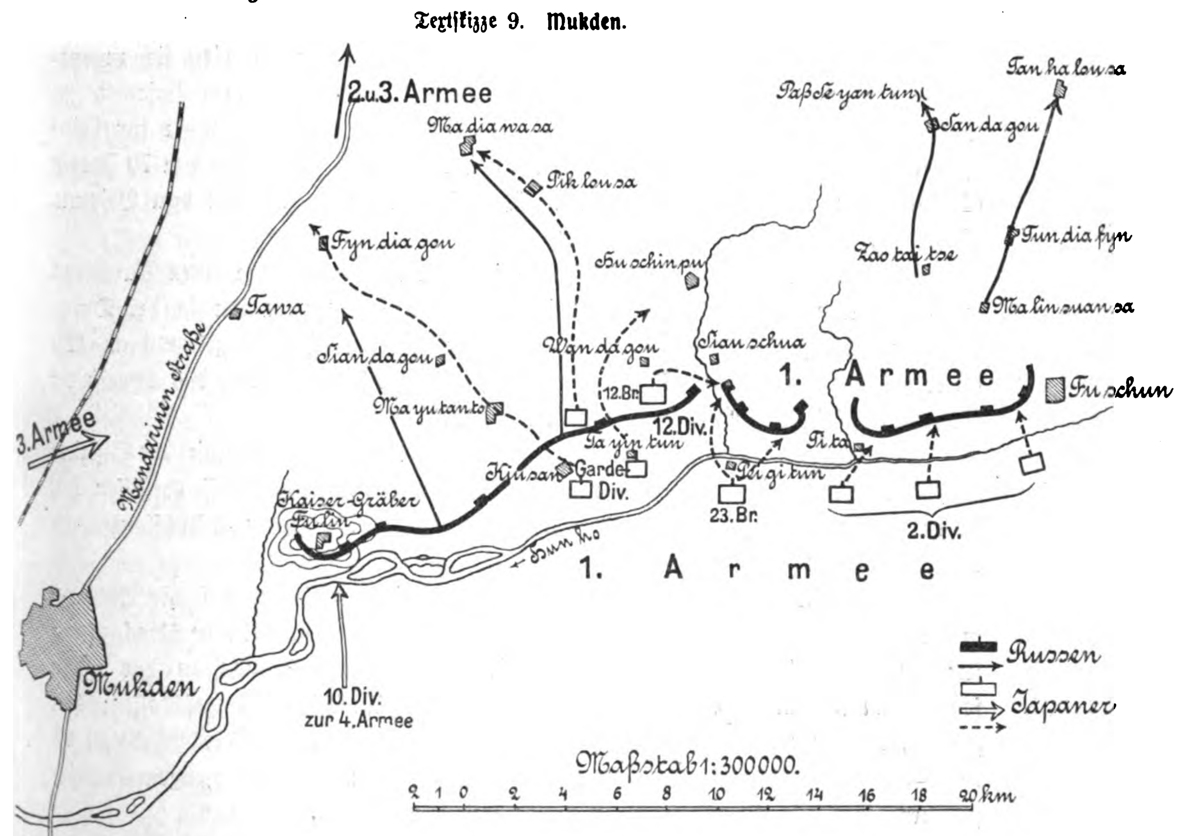
*) Moltkes Kriegslehren. „Die Schlacht", Seite 470.

**) Zwischen Montbéliard und Héricourt (Orte ausschließlich) und zwischen Luze und Chenebier.

Digitized by Google

gräbern, geräumt; hier schlossen sich die japanische Garde- und 10. Division dem Vorgehen der 12. an. Diese Armeegruppe erreichte, in einer Breite von etwa 15 km nordwärts vorrückend und schwache russische Nachtruppen vor sich hertreibend, am Abend des 10. März mit ihrem linken Flügel wenigstens mit Artilleriefeuer noch die russische Rückzugsstraße, die bereits seit dem 9. von Westen her unter dem Feuer der Dritten Armee lag.

Textskizze 9. **Mukden.**



Es kann heute kaum noch ein Zweifel sein, daß bei Mukden schließlich die Umfassung der Dritten Armee die Entscheidung herbeiführte. — Der breite Durchbruch oder besser gesagt, die direkte Verfolgung durch Teile der frontal angreifenden Ersten und Vierten Armee hatten den Sieg nur in glücklicher Weise vollenden helfen.

Im Mandschurischen Krieg führte bekanntermaßen die Eigenart des Kriegstheaters, der Nachschubverhältnisse und der Finanzlage zu einem Stellungskrieg von bis dahin nicht gekannten Ausdehnungen. 16 000 Russen stehen am Yalu in 20 km, 200 000 am Schaho in 60 km, 310 000 bei Mukden in 110 km Front — dagegen 1870 bei Gravelotte—St. Privat 100 000 Franzosen auf 11 km! Es liegt in der Natur der

Digitized by Google

Dinge, daß unmäßig ausgedehnte Fronten schwache, kranke, ja bei der gruppenweisen Besetzungsart sogar truppenleere Stellen aufweisen, die alle zum taktischen Durchbruch einladen. Aber freilich, wenn der Verteidiger sich ins Ungemessene ausdehnt, dann muß es auch der Angreifer tun, und wenn er nicht zahlenmäßig überlegen ist, dann muß er seine Kräfte derart verwässern, daß ihm zum entscheidenden Angriff, sei es gegen Front oder Flanke, der nötige Nachdruck fehlt.

Die Gefechtsverhältnisse des jüngsten Balkan-Krieges sind noch ungeklärt. Daß es zu vielen Frontangriffen kam, mag als sicher gelten; daß diese sich zu entscheidenden*) Durchbrüchen, sogar, wie behauptet wurde, mit dem Bajonett, gestalteten, ist noch nicht geschichtlich erwiesen. Das Suworowsche Wort für seine Zeit in Ehren, — für unsere Tage gilt wohl, was Moltke schon vor den 70 Jahren (1839) sagte: „Das Feuer entscheidet. Den eigentlichen Angriff mit dem Bajonett, glaube ich, hat noch niemand gesehen."

Es würde ein entsetzlicher Irrtum sein, wollte man heutzutage einen Durchbruch durch Massenanhäufung mit dem Bajonett erzwingen. Jedermann in der Durchbruchsgruppe muß Platz haben, sein Gewehr zum Schießen zu gebrauchen. Wie bitter sich selbst zu dichte Schützenknäuel im heutigen Feuer rächen, das beweist der Kampfverlauf in der Nordfront von St. Privat.

Wo freilich eine durch Hunger, Munitionsmangel und schlechtes Beispiel der Offiziere entwertete Truppe ihre Stellungen schon vor dem ernstlichen Angriff verlassen hat, da ist es für den Angreifer ebenso überflüssig, das Seitengewehr aufzupflanzen wie eine Patrone in den Lauf zu schieben.

Nur so viel dürfte heute schon vom Balkan-Kriege feststehen, daß die Bulgaren in allen Kämpfen den Schlachterfolg durch die operative und taktische Umfassung suchten. Vor der Tschataltscha-Linie, die ihre Flügel nicht nur an das Meer, sondern an schwimmende Batterien lehnte, war jede Umfassung ausgeschlossen; hier galt es, wenn irgendwo, den Sieg lediglich mit dem Mittel des Durchbruchs zu erstreben. Aber gerade hier kam es, wie einwandfreie, militärische Zeugen übereinstimmend berichten, überhaupt zu keinem ernsthaften Angriff.

Ich kann mit gutem Gewissen diesen kriegsgeschichtlichen Exkurs abschließen mit folgenden Sätzen: Die meisten taktischen Durchbruchsversuche sind mißglückt. Mißlungene Durchbrüche sind meist gleichbedeutend mit der eigenen Vernichtung. Gelungene taktische Durchbrüche sind gezählt; sie gelingen nur, wenn sie einheitlich in großer Breite oder überraschend durch deckendes Gelände vorgeführt und ausgiebig durch Artillerie und nachrückende Reserven unterstützt werden. Immerhin ist es möglich, daß manche günstige Gelegenheit für einen Durchbruch ungenutzt vorüber

*) Leutnant Wagner, „Mit den siegreichen Bulgaren", Seite 163 und 166.


Digitized by Google

ging. Wenn ein taktischer Durchbruch schlachtentscheidend wirkt, dann dankt er dies der Verbindung mit Umfassung oder mindestens einer Drohung mit dieser Entscheidungsform. Die Wirkung des Durchbruchs wird bedeutend gesteigert, wenn er in ein Aufrollen nach rechts und links sich fortsetzt. Entscheidend, im Sinne von vernichtend, hat nie ein taktischer Durchbruch gewirkt, auch nicht gegenüber Minderwertigen. Dieser höchste Schlachterfolg ist immer nur der doppelten Umfassung beschieden gewesen. Darum dehnt sich der an Zahl Schwächere ins Ungemessene aus und sieht lieber der kleineren Gefahr des Durchbruchs als der größeren der Umfassung ins Auge.

Der taktische Durchbruch in der Literatur.

Und doch, trotz dieser Lehren der Kriegsgeschichte, ist der Streit über die Möglichkeit des taktischen Durchbruchs und seinen Wert als Entscheidungsform bis heute noch nicht verstummt.

„Jede wesentliche Verbesserung der Infanterie-Feuerwaffe bedingt eine Änderung in der Taktik aller Waffen.“

Der nächste logische Schluß aus dieser Moltkeschen Wahrheit müßte lauten: Wenn schon unter der glatten Muskete und unter dem Kartätschschuß der Vorderladerkanone jeder Durchbruch zusammensank, dann muß er heute gegenüber dem um das Zehnfache schnelleren und weiterreichenden Feuer des Mehrladers, des Maschinengewehrs und der Schnellfeuerkanone völlig ausgeschlossen sein.

Stimmen, die ohne Zweifel gehört zu werden verdienen, sagen dagegen: Die immens gesteigerte, abstoßende Kraft des heutigen Feuers führt zu nie gesehenen Frontausdehnungen; damit werden die Gelegenheiten zum taktischen Durchbruch häufiger denn je.

Moltke, der als einer der ersten die auflösende Kraft des modernen Feuers erkannt hatte, hat gleichwohl niemals die Möglichkeit eines Frontangriffes gegenüber den verbesserten Waffen geleugnet. Er hielt ihn geradezu für notwendig, denn er sah den Weg zum Schlachterfolg lediglich in der Verbindung von Frontangriff und Umfassung. Vom taktischen Durchbruch als Entscheidungsform scheint er freilich so gut wie nichts gehalten zu haben. Nur zuweilen in seinen kriegsgeschichtlichen Schriften fällt das Wort „Durchbruch“*), aber nur in dem Sinne, wie ein gewissenhafter Chronist eben alle Möglichkeiten aufzählt. Niemals, weder in seinem Memoire über 1866, noch in der Instruktion für die höheren Truppenführer, noch sonst in seinen Schriften wird der taktische Durchbruch in einer Weise erwähnt, als ob er eine Kampfform darstelle, die neben oder nächst der Umfassung Berechtigung besäße.

Auch unsere heutigen Gefechtsvorschriften, die noch immer und hoffentlich für immer Moltkeschen Geist atmen, kennen den Begriff des taktischen Durchbruchs nicht.

*) Moltkes Kriegslehren. „Die Schlacht“, Seite 46, 209, 217, 315, 346, 365, 426, 447, 470.

Digitized by Google

Aber man wäre immerhin berechtigt zu sagen: Was Moltke schrieb und was die Verfasser unseres letzten Infanterie-Exerzier-Reglements dachten und für wahr hielten, fußt größtenteils auf Erfahrungen aus Kriegen, die mit anderen Waffen geführt wurden, als wir sie heute haben. Unsere Gefechtsvorschriften sind noch nicht auf mitteleuropäischem Boden erprobt. Noch fehlt für ihre Bewertung der richtige Maßstab. Wir wissen noch nicht, wie es kommen wird. So mag auch eine Spekulation berechtigt sein, die gerade aus den „Änderungen in der Taktik aller Waffen", wie sie die neueste Technik mit sich brachte, folgern will, daß die Tage des taktischen Durchbruchs im Kommen sind. Der Gedankengang der Verteidiger dieser Richtung ist etwa folgender: Es sind zweifellos heute Kräfte am Werke, die auf immer größere Gefechtsausdehnungen hinwirken, der gesteigerte Sinn für Geländebeurteilung und -Ausnutzung lenkte auf eine nicht zusammenhängende, sondern auf eine gelockerte, gruppenweise Verwendung der Kräfte im Gefecht hin.

Seit das einzelne Gewehr und Geschütz ein Mehrfaches zu leisten vermag, kann eine Stellung mit gutem Schußfeld von einem Bruchteil der früher notwendigen Besatzung verteidigt werden. Der Angreifer vermeidet tunlichst den kostspieligen Freifeldangriff, sucht um jeden Preis den Gegner zu überflügeln und zu umspannen, der Verteidiger hingegen tut alles, um sich nicht umfassen zu lassen, verlängert seine Flügel, schiebt Flügelstaffeln zur Abwehr hinaus und verdünnt zu diesen Zwecken lieber die nicht ernstlich angegriffene Mitte (Chattanooga). Diese Wechselwirkung erzeugt notgedrungen schwache Stellen in der Kampffront, — Eingangspforten für den Durchbruch.

Schon vor 25 Jahren sprach Meckel*) von der „Umfassungssucht" als einer „kranken Erscheinung unserer Zeit", deren Wurzel er in der „Frontscheu" erblickte. Indem Meckel der Umfassung die gefährlichen Nachteile „Zeitverlust" und „Zersplitterung der Kräfte" vorwirft, verlangt er geradezu den taktischen Durchbruch, wenn der Feind im Verhältnis zu seinen Kräften in zu großer Ausdehnung steht, (wie z. B. Werder an der Lisaine) oder wenn der Feind zwar an Zahl stärker, an kriegerischen Kräften aber schwächer ist (wie z. B. die Heere der Republik 1870/71). Meckel denkt hierbei stets an einen taktischen Durchbruch großen Maßstabes. In kleineren Verhältnissen, „für den Kampf von Truppenabteilungen, deren Gefechtsbreite die Entfernung des wirksamen Artilleriefeuers nicht übersteigt, ist der Gedanke des Durchbruchs nicht recht anwendbar". Als Beweis für seine Behauptung führt Meckel ein Lehrbeispiel eines Durchbruchs größeren Stils auf dem Schlachtplan von St. Privat unter der Annahme durch, daß die Franzosen ihren rechten Flügel bis Malancourt ausgedehnt hätten.

Für Meckel ist der Durchbruch mit dem frontalen Angriffssieg vollendet. Daß

*) „Truppenführung im Kriege", Seite 221 ff.

Digitized by Google

solche Frontalangriffe auch heute noch möglich sind, leugnet niemand, aber sie sind nicht entscheidend im Sinne des Vernichtungsgedankens. „Das bloße Niederringen des Feindes ist ein halber Sieg" (J. E. R. 421). An eine Fortsetzung des Durchbruchs zur Herbeiführung der Entscheidung durch Aufrollen nach rechts und links denkt Meckel noch nicht.

Bernhardi*) hat die gleiche Frage unter heutigen Gesichtspunkten und auf breiterer Grundlage behandelt. Sein Gedankengang ist dem Meckelschen ähnlich. Die Umfassungssiege früherer Kriege seien zunächst nur groben Fehlern der Verteidiger zu danken, die taktischen Selbstmord begingen, indem sie ihre Flügel zurückbogen. Künftig werde jede Umfassung höchst einfach und unfehlbar wirksam durch eine Flügelstaffel abgewehrt werden. Auch die großen Gefechtsausdehnungen würden die Umfassung erschweren. Durch solche Verhältnisse erscheine „die Möglichkeit eines Umfassungssieges wesentlich beschränkt".

Diese Erwägungen führen Bernhardi zu einer eingehenden Erörterung des taktischen Durchbruchs.

Ein taktischer Durchbruch könne mit Erfolg nur dann durchgeführt werden, wenn es dem Angreifer gelinge, eine erhebliche Überlegenheit überraschend vor der anzugreifenden Linie zu versammeln. Die Möglichkeit hierzu werde sich vielleicht ergeben, wenn der Verteidiger eine Umfassung befürchtet, durch Demonstrationen in dieser Sorge bestärkt wird und deshalb seine Reserven hauptsächlich hinter seinen Flügeln gestaffelt hält. Immerhin müsse die Überlegenheit des Angreifers eine recht erhebliche sein. In kleineren Verhältnissen bezweifelt Bernhardi, wie Meckel, die Möglichkeit des taktischen Durchbruchs, weil die durchbrechende Truppe in das konzentrische Feuer der heutigen weittragenden Feuerwaffen hineingerate. Werde aber der Angriff in einer Breite geführt, die die modernen Schußweiten und auch das indirekte Artilleriefeuer berücksichtigt, und werde er so tief gestaffelt, daß die rückwärtigen Reserven sich nach erfolgtem Durchbruch rechts und links gegen die feindliche Front wenden können, so könne von der Gefahr einer taktischen Umfassung doch wohl kaum die Rede sein. Einen „ungeheuren Vorteil" des gelungenen Durchbruchs sieht Bernhardi darin, daß der Feind zu exzentrischen Rückzugslinien gezwungen ist.

Mit solchen Bedenken gegen die taktische Umfassung und mit der schließlichen Empfehlung des taktischen Durchbruchs stehen Meckel und Bernhardi in Gegnerschaft zu Blume, Schlieffen, Freytag-Loringhoven, zu unseren Gefechtsvorschriften und wohl zur Mehrzahl aller, die in der Truppenführerpraxis stehen und täglich sich mit taktischen Dingen beschäftigen.

Wer umfassend angreifen will, der muß, wie auch Bernhardi hervorhebt, dem Verteidiger überlegen sein. Von dieser Überlegenheit derart Gebrauch zu machen,

*) „Vom heutigen Kriege", Seite 69 ff.

Digitized by Google

daß die ganze Front des Verteidigers hinreichend gefesselt, seine Flügelstaffel in Tätigkeit gesetzt und doch noch eigene Kräfte zur Umfassung ausgespart werden — das ist eben die Kunst des Taktikers.

Bernhardi verlangt für das Gelingen des Durchbruchs mit Recht Überraschung und ansehnliche Breite des überraschenden Angriffs. Hierin liegt wohl die erste Schwierigkeit. Ausgedehnte Stellungen werden ja gewiß ihre schwachen Punkte haben; aber so breite Deckungen für den Angriff, wie sie ein überraschender und breiter Durchbruch verlangt, wird kein Verteidiger unmittelbar vor seiner Stellung dulden. Wo es sich z. B. nicht vermeiden läßt, daß ausgedehnte gangbare Waldungen vor der Front liegen, wird der Verteitiger diesen gegenüber seine Stellungen genügend weit zurückziehen, oder er wird hier seine Aufgabe durch Gegenangriff zu lösen suchen.

Der auf Entscheidung gerichtete Durchbruch großen Stiles wird damit rechnen müssen, daß er großenteils freies Gelände zu durchschreiten hat. In der Form Augereaus und Macdonalds kann er nicht geführt werden. Der Massenstoß von heute muß so breit sein, daß auf seinen Kopf und Rumpf kein konzentrisches Feuer vereinigt werden kann. Er muß möglichst unverwundbare Formen zeigen und wird sich von dem normalen Infanterie-Angriff höchstens durch die Zahl und dichtere Folge der Wellen und durch schnelleres Auffüllen der vordersten Linie unterscheiden dürfen — ein Verfahren, für das die Bezeichnung „geschlossener Angriff" geprägt wurde. Langes, mühsames Ringen um die Feuerüberlegenheit bleibt auch dieser Angriffsweise nicht erspart. So „schlagartig" wie bei Chattanooga wird die Wirkung selten sein. Meist wird der Verteidiger ausreichend Zeit haben, Reserven und besonders Artillerie nach der bedrohten Stelle heranzuführen.

Selbst wenn der erste Akt des Durchbruchs, der „Einbruch" in die Front gelungen ist, dann ist, wenn der Verteidiger nicht aus völlig minderwertigen Truppen besteht,*) noch nichts Entscheidendes geschehen. Es ist zunächst nur das erreicht, was Blume**) einen beschränkten Gefechtszweck nennt — partielles Zurückdrängen des Feindes aus einer Linie, die er festzuhalten bemüht war (Borodino). Der geworfene Teil verläßt die Stellung; in dieser entsteht eine Art Bresche, aber rechts und links steht „die Mauer" noch. Die von dem Durchbruch nicht betroffenen Teile werden vielleicht ihre inneren Flügel hakenförmig zurückbiegen. Das ist alles. Durchbrochene Linien bedrückt nicht die Sorge um die Rückzugslinie, wie sie die Umfassung, besonders die beiderseitige, unleugbar hervorruft.

Dem ersten Akt des Durchbruchs muß also ein zweiter folgen, wenn der Durchbruchserfolg bis zur Entscheidung gesteigert werden will.

---

*) Blume, „Strategie", Seite 207.
**) Blume, „Strategie", Seite 154.

Digitized by Google

Dieser Übergang vom ersten zum zweiten Akt gehört wohl zu den schwierigsten taktischen Problemen, die überhaupt auszudenken sind. Die durchgebrochene vorderste Linie, die vor dem Sturm wohl mehrere Wellen in sich aufgenommen hatte, hat unter schweren Verlusten die vom Gegner geräumte Stellung erreicht; ihre nächste Aufgabe kann nur sein: Verfolgungsfeuer und dann mit allen Kräften dem geworfenen Frontgegner nach, bevor er sich neuerdings setzen kann. Die nächsten rückwärtigen Wellen, die vor dem Einbruch nicht mehr zum Auffüllen gelangt sind, werden wohl zur Unterstützung der vordersten Linie in der gleichen Richtung folgen müssen. Wenn nun die an die Bresche angrenzenden feindlichen Linien noch halten, und wenn die vom Durchbruch Geworfenen von Reserven aufgenommen werden und wieder zum Stehen kommen, dann ist der durchbrechende Verfolger in einer nicht beneidenswerten Lage, die mit der Umfassung von drei Seiten eine verwünschte Ähnlichkeit hat.

Selbst wenn diese gefahrvolle Lage für die vordersten Teile des Durchbruchs durch erneute Angriffe überwunden wird, dann ist zunächst der Erfolg doch nur gering, um so unerheblicher, je dünner die durchbrochene Linie war. Nach der harten, nervenzermürbenden Blutarbeit eines Frontalangriffes ist es schwer, die Truppe zu neuen opfervollen Angriffen vorwärts zu reißen. Selbst ein von Fanatismus aufgepeitschtes Naturvolk, wie die Bulgaren, versagte vor dieser Forderung. Auf Kirk-Kilisse und Lüle-Burgas blieb tagelang die Verfolgung aus. Nur die Zufuhr neuer frischer Truppen kann hierzu den Impuls geben. So werden meist noch weitere Kräfte, die dem Durchbruch folgen, sich einsetzen müssen, um zunächst nach vorwärts und seitwärts die Bresche zu erweitern, bis zu dem Maße, daß ein breiter Raum im Inneren der Lücke entsteht, den auch konzentrisches Artilleriefeuer des Verteidigers nicht mehr erreichen kann.

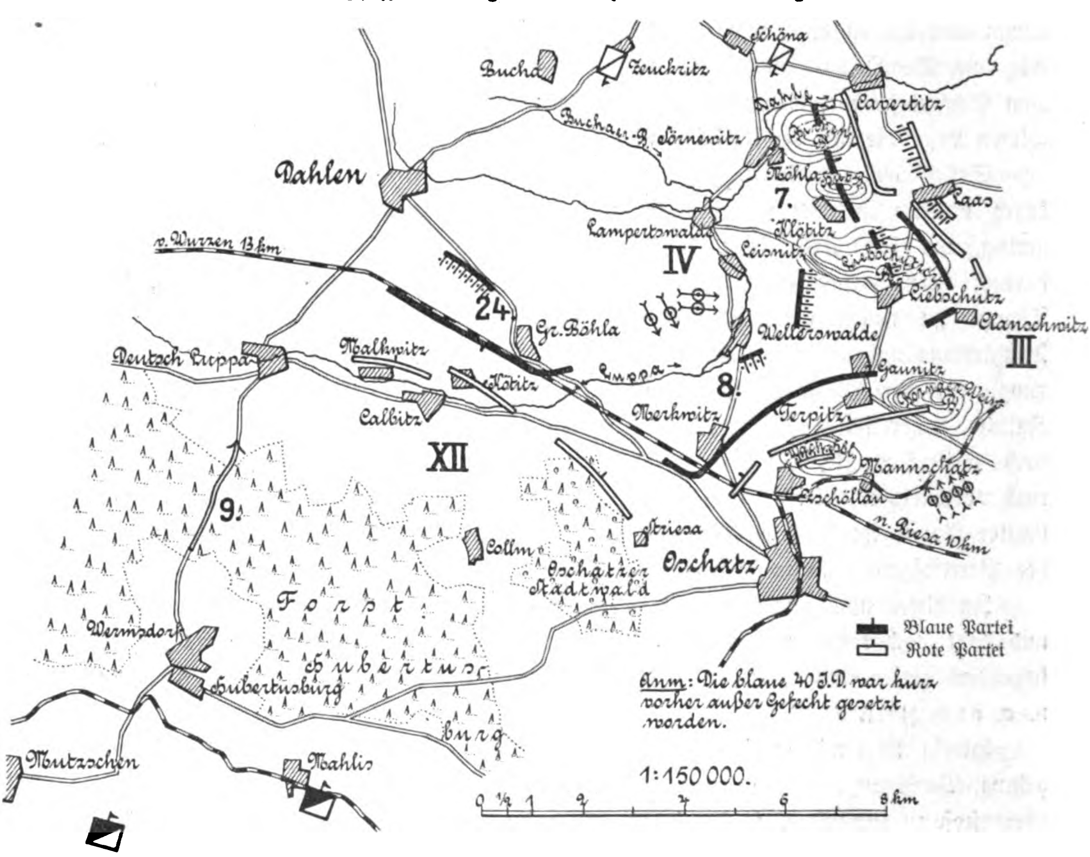
In diesen Raum müssen abermals neue starke Kräfte des Angreifers nachgeführt und dort nach rechts und links zum Aufrollen der Flankenangriff gegen die noch stehenden Linien des Verteidigers gruppiert und angesetzt werden. Das braucht u. a. auch Zeit.

Hierin liegt wieder eine schwere Krisis. Wenn es unterdessen dem Verteidiger gelang, Verfügungstruppen aller Waffen von den Flügeln heranzuführen und zum Gegenstoß zu entwickeln, so ist ein modernes Cannae fertig. Aber selbst wenn diese gefährliche Gegenwirkung des Verteidigers ausbleibt, ist das Ansetzen des Flankenangriffs von der Mitte aus nach beiden Seiten, die Zuweisung der Angriffsrichtungen nicht geradeaus, sondern in kurvenförmige Streifen hinein, das seitliche Abgrenzen dieser Kampffelder, die Gliederung nach der Tiefe aus einem eng begrenzten Raum heraus — ein technisches Kunststück ersten Ranges, um so mehr, wenn für den Durchbruch ein bedecktes, unübersichtliches Gelände gewählt worden war. Dann werden dieselben Umstände, die den ersten Akt begünstigten, in gleichem Maße den zweiten erschweren.

Digitized by Google

Wir stehen hier vor einer der schwierigsten Aufgaben der Truppenführung im Gefecht, schwieriger und gefahrvoller als irgendeine Umfassung, — vor einer Aufgabe zudem, für deren Lösung im Frieden nur selten Gelegenheit gegeben ist. Die reine Spekulation kann hier nicht praktische Wege zeigen. Da der taktische Durchbruch bei der heutigen Feuerwirkung nur in großem Stile, etwa in Armeekorps-Breite denkbar ist, so können nur unsere größten Manöver die gewünschte Friedensgelegenheit

Textskizze 10. Lage am 13. September 1912 mittags.



bieten. Nur in der Armee-Manöverschlacht kann eine Bresche von einer Breite gerissen werden, daß eine in die Lücke nachdrängende Armeereserve, etwa eine Division, zur aufrollenden Tätigkeit angesetzt werden kann.

Einen taktischen Durchbruch größeren Umfangs versuchte das IV. blaue Armeekorps im Kaisermanöver 1912. (Textskizze 10.)

Schon ist die Bresche gerissen; aber der exzentrische Angriff erlahmt; es fehlt die aufgespeicherte Kraft unberührter Reserven, um die auseinandergedrängten Teile

Digitized by Google

des roten III. Armeekorps in die Elbe zu werfen. Der errungene Vorteil verkehrt sich in den Nachteil des Ringsumfaßtseins. Wären die 24. Division noch zur Vollendung des Durchbruchs und die 40. noch zur Abwehr des roten XII. Armeekorps verfügbar gewesen, dann hätte die Schlacht des 13. September vielleicht als blauer Durchbruchssieg enden können.

Die Entfaltung der 24. Division in dem Dreieck Merkwitz—Liebschütz—Sörnewitz nach beiden Seiten wäre keine einfache, aber eine dankbare und lehrreiche Aufgabe geworden.

Vielleicht könnte das rein Formelle einer solchen Entfaltung von der Mitte aus nach rechts und links allenfalls Gegenstand von Divisions-Gefechtsübungen auf Truppenübungsplätzen werden; freilich würde es nicht leicht sein und eines großen Aufwandes an Regie bedürfen, um die Kulissen zu stellen, d. h. sowohl die Lage beim Feinde als die der eigenen Durchbruchsgruppe des 1. Aktes und damit die Ausgangslage für die Übungsdivision — die Akteure des 2. Aktes — durch Markierungen einigermaßen kriegswahr aufzubauen.

Vielleicht ließe sich einmal auch praktisch erproben, ob es weniger schwierig erscheint, die aufrollende Fortsetzung nur nach halbrechts und halblinks, statt nach der ganzen Flanke einzuleiten. Sollte sich dieses als einfacher erweisen, dann würde nicht die dünne gerade Linie es sein, die zum Durchbruch auffordert, sondern vielmehr der Scheitelpunkt eines ausspringenden Bogens in der feindlichen Stellung, wie ihn Napoleon bei Ligny erfaßte, wie er den Deutschen am 18. August 1870 gegenüber Amanweiler und im ausgesprochensten Grade den Japanern gegenüber dem scharfen Bruchpunkt der russischen Linien südwestlich Mukden sich darbot.

Erst wenn alle die geschilderten kritischen Lagen glücklich überstanden sind und es wirklich gelungen ist, mit nachgeführten frischen Truppen von der Mitte aus die noch stehenden feindlichen Linien aufzurollen, nur dann wird einmal die Kriegsgeschichte eine Entscheidungsform des taktischen Durchbruchs feststellen können; bis jetzt hat sie eine solche nicht zu verzeichnen gehabt.

Eine Entscheidung im Sinne von „Vernichtung“ wird auch ein solcher „fortgesetzter Durchbruch“ meist nur dann bringen, wenn er mit doppelter oder mindestens einfacher Umfassung gepaart ist. Materielle Vernichtung bis auf den letzten Mann kennt die Zeit des Fernfeuerkampfes und der Millionenheere kaum mehr. Sedan ist das erste Cannae seit Cannae und wird vielleicht auch lange das letzte bleiben. Was wir heute unter „Vernichtung“ verstehen, ist mehr als moralische Entwertung, denn als physische Zerstörung aller lebendigen Kräfte zu denken.

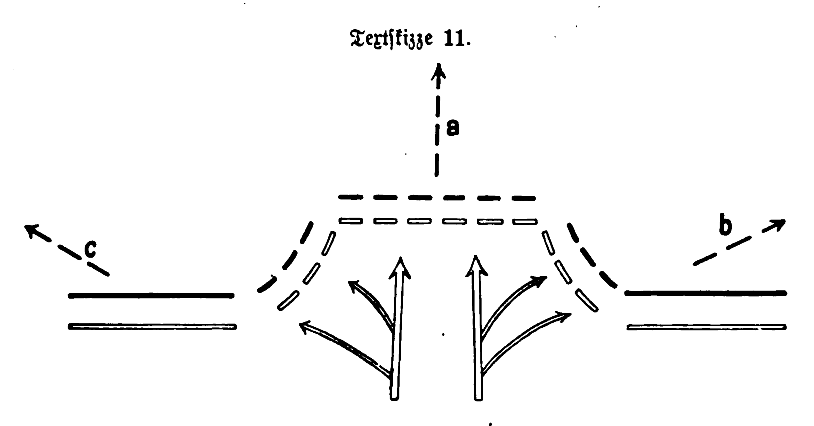
Diese moralische Entwertung tritt erfahrungsgemäß ein, sobald der Verteidiger seine Rückzugslinie bedroht glaubt. Das atemraubende Beklemmungsgefühl, das sich mit dieser Vorstellung verbindet, wird am schnellsten und sichersten durch die doppelte Umfassung wachgerufen, die den Besiegten auf einen einzigen engen Rückzugsweg zu-

Digitized by Google

sammenpreßt, ihm auch noch diesen letzten Ausweg abzuschneiden droht. Die demoralisierende Fernwirkung der Umfassung in der großen Schlacht ist ganz ungleich größer als die des Durchbruchs. Der Flankenstoß schlägt seine Wellen weithin; die Sorge um die Rückzugslinie geht wie ein Lauffeuer kilometerweit durch die Kampflinie und führt allenthalben zu vorzeitigem Abbauen.

Der gelungene einfache Durchbruch, ohne die aufrollende Fortsetzung läßt für alle, auch für die geworfenen Teile des Verteidigers die Wahl der Rückzugslinie frei (Ligny, Spichern). Der Feind weicht in gerader Richtung nach rückwärts aus und ist schon in den nächsten Tagen wieder schlagbereit. Erst das Aufrollen nach beiden Seiten gibt dem Durchbruch die entscheidende Form; nur diese Fortsetzung des Durchbruchs zersprengt den Verteidiger nach drei Richtungen (Textskizze 11. a, b und c); zwei von diesen Stoßrichtungen (b und c) drängen ihn zunächst von seinen natürlichen Verbindungen ab. Wird er energisch verfolgt, dann mag es wohl längere Zeit dauern, bis er sich

Textskizze 11.



wieder zusammenfindet. Aber er wird sich wieder vereinigen, wenn anders das Hinterland ihm Raum zum Ausweichen läßt; fehlt dieser Raum, dann freilich kann auch der taktische Durchbruch — in der entscheidenden Form des Aufrollens — vernichtende Wirkung haben. Diese Bedingung war bei Lüle Burgas und bei Tschataltscha gegeben. Die ganze militärische Welt, die diesen kriegerischen Ereignissen mit Spannung zusah, erwartete nichts anderes als einen solchen Durchbruch; daß er ausblieb, ist der neueste Beweis für die taktische Schwierigkeit des Unternehmens. Nur in einer Lage wie dort — in beiden Flanken das Meer — dürfte der „ungeheure Vorteil"*) gegeben sein, den Bernhardi der Verfolgung nach jedem Durchbruch zubilligt.

Im allgemeinen gilt wohl auch heute noch die Wahrheit, daß es günstiger ist, mehrere Rückzugslinien zu haben als nur eine. „Bildung mehrerer Marschkolonnen

*) Siehe Seite 615.

erleichtert den Rückzug.“ (J. E. R. 431.) Die Ausbeutung des Schlachterfolges durch die Verfolgung wird zweifellos ergiebiger sein, wenn der Feind nur einen Ausweg, als wenn er deren mehrere offen hat; auch in seinen Folgen steht also der Umfassungssieg weit über dem Durchbruchssieg. Zuletzt und nicht am wenigsten ist er für den Angreifer billiger an Menschenopfern. Gleichwohl wird man, wo immer die Gelegenheit für den taktischen Durchbruch sich künftig darbietet, sie benützen müssen; denn jeder Teilerfolg hilft mit zum Siege, zur Gesamtentscheidung. Wer aber den taktischen Durchbruch als Entscheidungsform grundsätzlich an Stelle der Umfassung anwenden will, der wird die Lehre des Pyrrhus an sich erleben und auf dem nächsten Schlachtfelde sein Rezept ändern müssen, wie die Österreicher im Juni 1866 und die Deutschen im August 1870.

Noch zur Zeit Friedrichs des Großen waren die Heere nicht viel größer als ein kriegsstarkes Armeekorps von heute, meist sogar schwächer. Friedrichs Schlachten waren Korpsschlachten von wenigen Kilometern Ausdehnung, einheitliche Akte, einzig von seinem Willen getragen, von seiner Persönlichkeit durchdrungen.

Napoleons Genius hatte erstmals 1805 aus seinem großen Heere strategische Gruppen zu bilden, die er in getrennten Kolonnen zur Schlacht heranführt. Auch viele seiner großen Schlachten bestehen aus nebeneinander einhergehenden Sonderakten getrennter Befehlsgruppen, die nur sein beherrschender Wille zu einem Ganzen vereinigt — zu Armeeschlachten.

Seit Königgrätz, Metz, Sedan, Orleans, Liaoyan, Schaho, Mukden kennen wir Heerschlachten.

In der Zukunft haben wir mit Millionenschlachten zu rechnen.

Dieses aus der allgemeinen Wehrpflicht hervorquellende, reißende Anwachsen der Volksheere hat zwei neue Erscheinungen mit sich gebracht, die die frühere Kriegsgeschichte nicht kannte — die strategische Umfassung und den operativen Durchbruch.

Strategische Umfassung.

Die strategische Umfassung ist freilich, noch mehr als die taktische, eine Sache für reiche Leute; sie führt zu großen Entscheidungen, zu Ulm, Leipzig, Königgrätz, Metz, Sedan. Moltke hielt sie für die stärkste Form der operativen Schlachtanlage; wo immer es ging, suchte er sie anzuwenden. So wenig er den Durchbruch fürchtete, so besorgt war er, daß der Feind Teile seines Heeres strategisch umfassen könnte. Am 3. Juli 1866 hätte er sogar gewünscht, daß Benedek mit seiner Übermacht über Lipa—Sadowa—Dub durchbreche — „dann hätten wir ihn erst recht in der Mausefalle gehabt“. Wenn er dagegen noch in späten Tagen an die Lage des Kronprinzen in der letzten Juniwoche 1866 zurückdachte, wo tatsächlich die österreichische Nordarmee in der Lage war, das V. Armeekorps und die Garde beiderseits zu umklammern und zu erdrücken, da pflegte Moltke zu sagen: „Mir läuft es noch heute kalt über den Rücken, wenn ich mir das ausdenke!“


Digitized by Google

Der an Zahl Schwächere hat nur zwei Mittel gegen die strategische Umklammerung: Ausweichen nach rückwärts oder die Arbeit auf der inneren Linie.

Das erste Mittel kann nur durch Erschöpfung des Angreifers zum Ziele führen; „Ermattungsstrategie" ist nur anwendbar bei einem unermeßlichen Hinterlande und mit Soldaten von gottergebener Stumpfheit, die einen monatelangen Rückzug vertragen. So handelten die Russen 1812. Napoleon hatte den Feldzug mit einer Linksumfassung einleiten wollen. Aber als er erkannte, daß die Gruppe Bagration sich zu weit nach Norden erstreckte, und daß zwischen Bagration und Barclay eine weite Lücke klaffte, da gab er den Gesamt-Umfassungsplan auf und wählte die innere Linie. Vergebens suchte er in ununterbrochenem Vormarsch bald den einen, bald den anderen strategisch zu umfassen. Immer entglitten sie ihm in die unergründliche russische Tiefe, bis sie schließlich, Vorsprung gewinnend, vereinigt vor ihm standen bei Smolensk.

Innere Linie.

Auf der **inneren Linie** zeigt sich die Spannkraft des Feldherrn in der Potenz; durch blitzschnell geführte Schläge nach entgegengesetzten Seiten verdoppelt er die Wirkung seiner Streitkraft. — Friedrichs des Großen siebenjährige Meisterschaft in dieser Kunst hält wohl für alle Zeit den Rekord. Ihm kommt das heldenmütige Ringen Napoleons 1814 am nächsten; Montmirail—Montereau ist zweifellos ein Gegenstück zu Roßbach—Leuthen. Ein Jahr vorher freilich (1813) mußte der Kaiser die Erfahrung machen, daß, was die „Potsdamer Wachtparade" vermochte, für eine **große Armee** und überdies für ein Rekrutenheer eine unmögliche Leistung sei.

Gegenüber der Blücherschen Methode: Elastisches Ausweichen solange die getrennten äußeren Gruppen sich nicht gegenseitig unterstützen konnten, Standhalten erst, wenn alle Gruppen in die Entscheidung eingreifen konnten — gegenüber dieser Methode mußte Napoleon schließlich „zum taktischen Umfaßtsein resignieren".

Auch ohne die zwingenden Gründe von 1813 und 1814 nahm Napoleon zuweilen freiwillig die Arbeit der inneren Linie auf. 1808 schob er sich mit seiner Masse zwischen die getrennten vier spanischen Gruppen. Von den zusammengewürfelten Volksaufgeboten und ihren Führern fürchtete er keinen einheitlichen konzentrischen Angriff. Man hat dieses kampflose Einschieben den „Durchbruch von Burgos" genannt. Durchbruch ist Überwindung eines Widerstandes; ein solcher war dort nicht gegeben. Der Vorstoß auf Burgos war ein strategisches **Manöver**, auch in seiner Wirkung. Der Kaiser manövrierte tatsächlich die vier Gruppen nach allen Richtungen der Windrose auseinander, aber zu einer Entscheidung kam es nicht. Ihr stand die Natur des spanischen Landes entgegen, dieser Geburtsstätte der Guerilla, mit ihren unwegsamen Gebirgsketten, die der rebellischen Bevölkerung tausend Schlupfwinkel bot.*)

*) Vgl. auch Freytag-Loringhoven, Die Führung in den neuesten Kriegen. „Gebirgskämpfe", Seite 21 ff.

Digitized by Google

Heute ist die Ausnutzung der inneren Linie bei Feldzugseröffnungen kaum noch denkbar. Im späteren Verlaufe eines langen Krieges mag sie vielleicht eintreten, wenn im unbeherrschten feindlichen Hinterlande an weit getrennten Punkten neue Kerne der Landesverteidigung sich bilden und wenn der siegreiche Landesfeind sich zwischen diese Neubildungen wirft.

Heute, im Zeitalter der Luftaufklärung und der drahtlosen Telegraphie sind die Erfolgsaussichten der inneren Linie ganz beträchtlich gesunken. Die eine schließt das überraschende Handeln des Innenstehenden aus, die andere stellt die Verständigung zwischen den äußeren Gruppen sicher. Auf der Überraschung und auf der Unstimmigkeit des Handelns der äußeren Gruppen beruhte aber der ganze Vorteil der inneren Linie. Die Gefahr, daß dieser Vorteil sich in den „Nachteil des taktischen Umfaßtseins verkehrt", ist gegen früher erheblich gewachsen.

Damit hat die moderne Technik vielleicht ein Stück genialen Feldherrntums zu Fall gebracht.

Im weitesten Sinne aber hat gerade der neuzeitliche Schnellverkehr eine neue Form der inneren Linie geschaffen — den Krieg gegen zwei Fronten und seine Durchführung auf den Schienen: Eisenbahnaufmarsch nach beiden Grenzen; der schneller bereite der verbündeten Gegner wird in raschen und großen Entscheidungen von der Hauptmacht auf die Knie gezwungen, während der Rest des Heeres dem zweiten Feind zunächst verteidigungsweise entgegentritt; dann soll das siegreiche Hauptheer, im Eisenbahnrückmarsch nach der entgegengesetzten Grenze geworfen, auch hier die Entscheidung bringen. Das erste Beispiel eines solchen Zweifronten-Krieges lieferte Österreich 1866. Auch Preußen stand in demselben Kriege vor dem gleichen Problem. Moltke war bereit es zu lösen.*)

Operativer Durchbruch.

Der operative Durchbruch ist eine besonders kühne Art der Arbeit auf der inneren Linie; auch hier ist mit dem ersten Akt, dem Überrennen von Verbindungstruppen, noch nichts zur Entscheidung getan; im Gegenteil, er führt wieder zunächst den Durchbrechenden in eine schwere Krisis, die nur durch schnellstes und kräftigstes Handeln überwunden werden kann. Wenn es nicht gelingt, in blitzartigen Schlägen nach rechts und links die getrennten Feindesgruppen nacheinander entscheidend zu schlagen, dann tritt das Gegenteil des erwarteten Erfolges ein: Der Durchbrechende wird operativ und bald auch taktisch vom Durchbrochenen umfaßt.

Nur das Bewußtsein der eigenen Kraft und berechtigte Geringschätzung des Feindes können dazu bestimmen, für die Entscheidung eine operative Ausgangsstellung zu wählen, ja sie durch Kampf zu erzwingen, die mit dem taktischen Umfaßtsein bedenkliche Analogien hat. Es scheint, daß die Kühnheit eines solchen Handelns allein schon auf den Gegner Eindruck macht, besonders wenn dieser innerlich unterwertig

*) Moltkes militärische Korrespondenz, 1866, Nr. 329.


Digitized by Google

und nicht von einem einheitlichen Willen geführt ist. So hat z. B. ein Heer, das nationale Solidarität und einen einzigen, kräftigen Führer besitzt, trotz Minderzahl begründete Anwartschaft auf einen operativen Durchbruchssieg gegenüber einer Übermacht, die aus einer Koalition unter mehreren Führern besteht; denn gegenseitiges Hilfebringen ist bei Verbündeten nicht so natürlich wie bei getrennten Heeresteilen einer Nationalität.

So mochte es kommen, daß die Kriegsgeschichte zwar arm an taktischen, reich dagegen an glücklichen operativen Durchbrüchen ist.

Mit dieser Form leitete Bonaparte seine Siegerlaufbahn ein. Er durchstieß den schwachen, 15 km breiten Kordon, der die Gruppen Beaulieus und Collis verband, erweiterte in den glücklichen Gefechten von Montenotte, Cosseria und Dego die Lücke nach der österreichischen Seite hin, ohne diese Gruppe entscheidend zu schlagen, wendete sich dann gegen die Piemontesen und zwang sie in zehn Tagen zum Waffenstillstand. Die Österreicher hatten während dieser Zeit sich von schwachen Kräften beschäftigen lassen, ebenso wie während der ersten fünf Tage die Piemontesen. Die Rechnung mit den Schwächen der Koalition hatte gestimmt.

Daß Austerlitz, wenn es wirklich ein Durchbruch genannt werden soll, einen Grenzfall des operativen Durchbruchs darstellt, habe ich schon nachzuweisen versucht. Die getrennten Gruppen Bagration und Kutusow (Vgl. Textskizze 1 Seite 596) haben, nach dem Maßstab der damaligen Geschützreichweiten, keine taktische, sondern nur operative Fühlung. Zwischen beide Gruppen drängt Napoleon seine Massen hinein, indem er den Versuch des Großfürsten, die Lücke teilweise zu füllen, über den Haufen wirft und in der freigebliebenen Lücke unentwegt den ursprünglich geplanten Flankenstoß gegen die Hauptgruppe durchführt. Man muß eben jede Schlacht mit dem Augenmaß von dazumal betrachten. Wer freilich sich auf der Höhe von Pratze Artillerie von heute mit einer Schußweite von 5000 m denkt, der muß der Täuschung erliegen, daß das Manöver von Austerlitz ein taktischer Durchbruch gewesen sei.

Seinen schönsten operativen Durchbruch vollbrachte der Kaiser in den Tagen von Abensberg—Landshut. In verzweifelter Lage, mit dem Rücken an die Donau gepreßt, stand der isolierte französische linke Flügel gegenüber der entwickelten Hauptmacht des Erzherzogs Karl. Ein kalter Regentag, dieser 20. April 1809, trüb der Morgen, bang die Mienen. Da traf Napoleon bei Abensberg ein, hielt eine seiner zündenden harangues, ein einziges nicht enden wollendes Hurra und Vive l'Empereur lief durch die Reihen, pflanzte sich fort in die Wälder von Hausen, wo Davout sich duckte, drang hinüber in die Hopfengärten von Rohr, zu den Österreichern — da sanken die Köpfe da drüben, ein banges Flüstern schlich von Biwak zu Biwak: „Der Kaiser ist da!"

Bei solchen Erscheinungen, von glaubwürdigen Zeugen erzählt, versteht man den

Digitized by Google

tiefen Sinn der Fabel vom Haupt der Meduse auf dem Schild der Pallas Athene. Das ist die Vorbedingung für das Wagnis des operativen Durchbruchs: hier rücksichtsloser Siegerwille, dort tiefe Entmutigung.

Am nächsten Morgen steht der Kaiser vor Landshut, nur fliehende Trümmer sind es, die er am 21. über die Isar und Vils zurückjagt. Und in der Nacht zum 22. marschiert er mit den gleichen Truppen, die die Gruppe Hiller geschlagen und eine Nacht hindurch, „tête baissée“ verfolgt hatten, die 50 km nach Eggmühl und über diesen Zweistundensieg hinweg wieder in die Nacht hinein bis nahe vor die Tore von Regensburg. Kein Wunder, wenn der einsame Mann von St. Helena, rückschauend auf seine Taten, diese zu seinen schönsten rechnet.

Mit einem operativen Durchbruch der kühnsten Art endet auch seine Bahn 1815. Skizze 52. Sein Spiel war va banque. Er wagte die Karte und es fehlte nicht viel, daß er gewann, trotz nahezu doppelter Überlegenheit seiner Gegner. Man nennt seinen Vormarsch auf Ligny einen „massierten“. Die Bezeichnung kann irreführen. Wenn heute 125 000 Mann (d. i. nach jetzigen Stärkeverhältnissen etwa drei Armeekorps mit Heereskavallerie) in einer Breite von etwa 30 km vorrücken, so wird uns dies keineswegs eng massiert erscheinen. Die Napoleonische Massenbildung lag mehr in der Aufgeschlossenheit; seine drei Kolonnen waren jede nur 10 km tief. Hieraus erklärt sich auch die Langsamkeit seines Vormarsches in dem waldreichen, wegearmen Lande. „Ich sehe nur Eines, das sind die Massen“, so sagt der zurückblickende Kriegsphilosoph auf St. Helena. Er nimmt das Maß an seinen Gegnern, die taktisch an Zersplitterungswut und an dem Grundfehler des tropfenweisen Einsatzes, strategisch an „Kordonsucht“ (Clausewitz) litten. An den Ausdehnungen seiner Gegner gemessen, erscheint auch uns auf den ersten Blick alles als Masse, was der Kaiser vorbewegt oder in den Kampf schickt. So auch um die Junimitte 1815. Wir sehen den Kaiser in einer Operationsfront von anfänglich 30, dann 10 km einen Raum von 150 km Breite durchstoßen, in dem die Verbündeten teils in Ruhequartieren liegen, teils in Versammlung begriffen sind. Blücher bringt das Kunststück zuwege, in wenigen Tagen sein Heer bei Ligny zusammenzuziehen. Wellington gelingt dies nicht, nur schwache Kräfte finden sich an dem vereinbarten Punkte Quatrebras ein, wo Ney sie mühelos wirft. Am gleichen Tage faßt Napoleon die Preußen bei Ligny an; ein Flankenstoß der wieder freigewordenen Gruppe Ney soll sie vernichten. Wäre dies geschehen, wäre Blücher so entscheidend geschlagen worden, daß er vor Wochen nicht wieder auf die Beine kam, dann wäre Belle-Alliance ein französischer Sieg geworden, und auch der letzte Feldzug Napoleons hätte wie sein erster mit einem gelungenen operativen Durchbruch begonnen.

Der größte operative Durchbruch der Kriegsgeschichte und zugleich der Skizze 53. kühnste (wenn auch unbewußt kühn) war der schon erwähnte Überraschungsdurchbruch, der dem Prinzen Friedrich Karl bei Orleans wider seine Absicht gelang.


Digitized by Google

Am Nachmittag des 2. Dezember des zweiten Tages der viertägigen Gruppenschlacht von Orleans war dem Prinzen aus Versailles befohlen worden: „Nach eingegangener Meldung dürften die Hauptkräfte der Loire-Armee jetzt südlich Artenay stehen, deren weiteres Vordringen über Toury hinaus der Großherzog vielleicht nicht allein verhindern kann. Seine Majestät erachten es für unbedingt erforderlich, daß die Zweite Armee nunmehr direkt zum Angriff auf Orleans schreitet, um die Entscheidung herbeizuführen".*)

Südlich von Artenay stand in der Nacht vom 2. zum 3. Dezember nur das von Pouprp her etwas zerzauste französische 15. Korps, im übrigen dehnte sich aber die Front der Loire-Armee noch immer über 80 km von Varize bis Ladon aus. Dem deutschen Armee-Oberkommando war bis zur Befehlsausgabe diese gegnerische Aufstellung in den Umrissen bekannt. Prinz Friedrich Karl kannte aber die Bedeutung der in Sperrdruck hervorgehobenen Befehlsformel zu genau von den Gitschiner Tagen her,**) um sie nicht buchstäblich zu befolgen. Vielleicht nahm er auch an, daß die französischen Korps sich in der Nacht zum 3. gegen die Mitte zusammenziehen würden. Kurz, er befahl, als wenn tatsächlich die ganze Loire-Armee, wie Moltke annahm, südlich Artenay stände: „Die Zweite Armee und die Armee-Abteilung des Großherzogs von Mecklenburg soll morgen am 3. Dezember zum konzentrischen Angriff gegen Orleans vorgehen."***)

So kam es zu dem merkwürdigen Schauspiel, daß der rechte und linke Flügel der Deutschen unbekümmert an der Front ihrer bisherigen Gegner vorüberzogen und sich am 3. und 4. Dezember zum konzentrischen Angriff auf das allein nördlich Orleans stehende 15. Korps warfen. Am meisten verwunderlich ist freilich, daß das 20. und 18. französische Korps ihren Gegner von Beaune la Rolande ruhig seinen Flankenmarsch vor ihren Kanonen vorbei vollenden ließen, und daß Chanzy in Seelenruhe den Parademarsch der Bayern abnahm. Erst später wurden die inneren Gründe bekannt: Das Feldherrnpaar Gambetta-Freycinet hatte, als eben der Karren gründlich verfahren schien, den Marschallstab an d'Aurelles abgegeben. Dieser hatte ihn noch nicht erhalten. So blieb die Gruppe Bourbaki (20. und 18. Korps) 24 Stunden ohne Befehl und deshalb untätig stehen. Und Chanzy hatte Befehl zum Rückzug. Als ihm die Unverfrorenheit der Bayern auf seine Soldatennerven ging, machte er ja wohl einen Vorstoß, aber doch mit halbem Herzen. So drängten sich am 5. Dezember morgens fünf deutsche Armeekorps vor den Loire-Brücken von Orleans und sahen vor sich nur die letzten Trümmer des 15. Korps über den Fluß zurückgehen; dagegen standen auf Tagemarschentfernung rechts und links in den Flanken dieses strategischen Knäuels je zwei französische Korps. (Textskizze 12.)

---

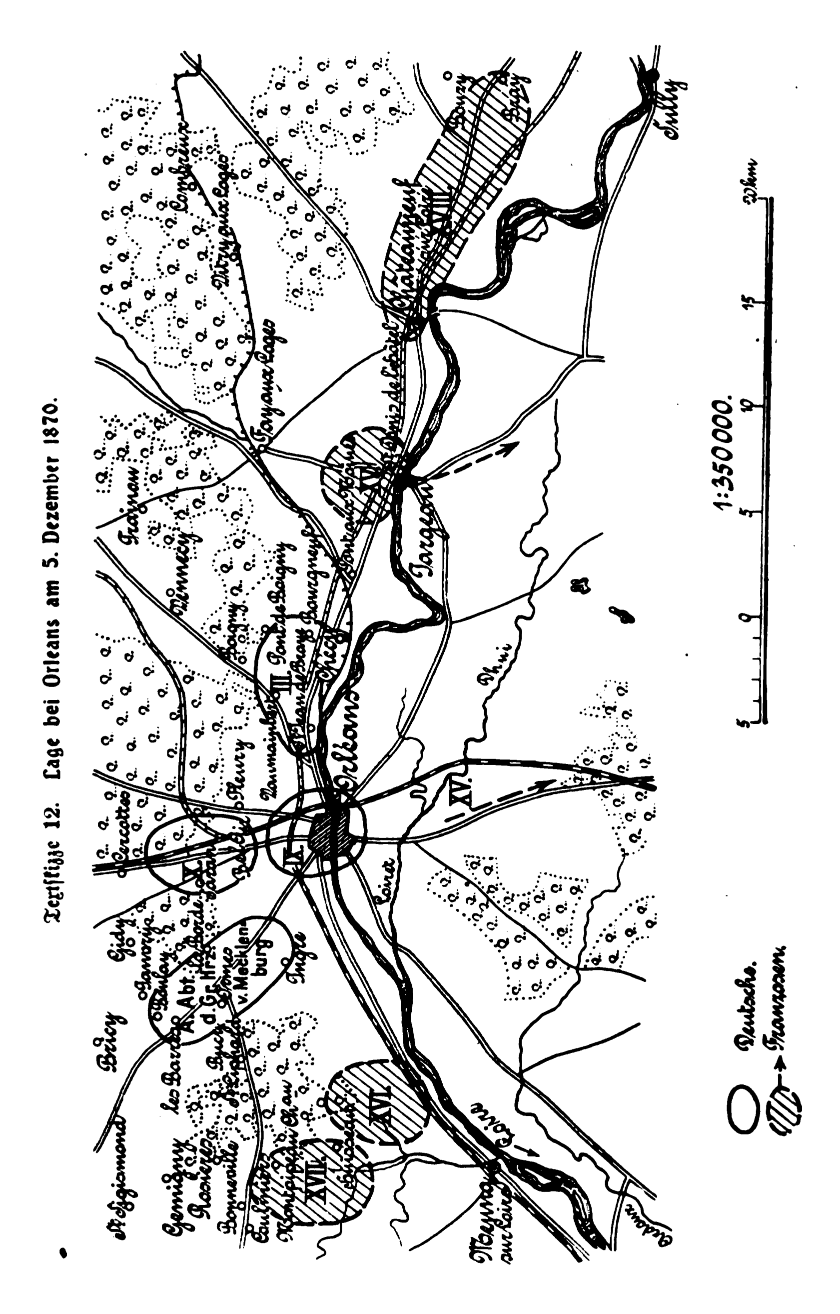
*) Moltke, „Militärische Korrespondenz" II.

**) Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde IX. Jahrgang, 1912, 1. Heft, Seite 68ff.

***) Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik. III. Band „Der Schlachterfolg". Seite 260.

Digitized by Google

Textskizze 12. Lage bei Orleans am 5. Dezember 1870.



Statt eines „konzentrischen Angriffs“ war der 1. Akt eines operativen Durchbruchs größten Stiles gelungen. Der 2. Akt war von langer Dauer; er fand seinen Abschluß erst bei Le Mans und an der Schweizer Grenze.

Digitized by Google

Die jüngste Kriegsgeschichte hat zwei neue Erscheinungen in den Vordergrund treten lassen, Armee-Begegnungsschlachten in Gruppen und Armee-Stellungsschlachten in Gruppen. Beide Erscheinungen sind der Anwendung des operativen Durchbruchs in einer neuen Form günstig.

Solferino, Custozza (1866), Orleans, Le Mans — das sind alles Begegnungsschlachten in Gruppen.

Die Begegnungsschlacht großen Stiles entsteht naturgemäß, wenn auf beiden Seiten die Heeresleitung von Angriffsgeist, Entschlußkraft und Selbstvertrauen bis zu dem Maße beherrscht ist, daß für den Zusammenstoß auf die Bundesgenossenschaft des Geländes verzichtet wird, und wenn die Führer der großen Einheiten das volle Vertrauen des Oberfeldherrn genießen; denn dieser muß sich klar sein, daß er selbst am ersten Tage der Begegnungsschlacht kaum in der Lage sein wird, seine eigenen Führermittel zur Geltung zu bringen. Diese Verhältnisse und das ehrgeizige Streben nach Umfassung als der stärksten Entscheidungsform oder aber die Furcht, überflügelt zu werden, führen zwingend zu der Erscheinung, daß selbst am Vorabend der Entscheidung die Armeen noch in breiter Operationsfront sich auf etwa doppelte Tagemarschentfernung gegenüberstehen. Mag Kavallerie- und Luftaufklärung auch die vom Feinde belegten Marschstraßen, Tiefe und Zusammensetzung der Kolonnen und die erreichten Marschziele des Gegners einwandfrei und noch rechtzeitig vor der Befehlsausgabe durch Funkspruch gemeldet haben, so muß doch auf beiden Seiten ins Ungewisse hinein befohlen werden. Denn die Fragen: Wie wird der Gegner den letzten entscheidenden Marsch durchführen? Zieht er seine Kräfte nach einem Flügel oder nach der Mitte zusammen? Gliedert er sich breit oder tief? Bildet er Staffeln, vor- oder rückwärts? — Diese Fragen kann auch kein Flieger und kein Luftschiff rechtzeitig beantworten.

In soviel Ungewißheit bleiben wohl die meisten Führer auch für den letzten Marsch in breiter Front; denn Überflügelung durch den Feind ist und bleibt die größere Gefahr. Überflügelung führt zur taktischen Umfassung, diese zur Vernichtung.

So kommt es zu jenen Gruppen-Begegnungsschlachten, wo die Heere noch in Operationsfronten aufeinander stoßen. Die Front ist, je nach dem Wegenetz, da und dort zu breit, um taktisch ausgefüllt zu werden. Gerade das Streben, die großen Einheiten für den Kampf zusammenzuhalten, günstiges Gelände zu benützen, ungünstiges zu vermeiden, führt im ersten Zusammenstoß zu Korpsschlachten, vielleicht zu Divisionsgefechten und oft zu großen Lücken zwischen diesen. Bei der gesteigerten Widerstandskraft der feuernden Waffen bringt das erste Aufeinandertreffen meist noch keine Entscheidung. Der erste Schlachttag, der in seiner ersten Hälfte noch durch den beiderseitigen Anmarsch verbraucht wurde, geht über unentschiedenen Kampfeinleitungen zu Ende. So war es schon bei Wagram, dann bei Orleans, Le Mans, am Schaho. Aber diese Fühlungnahme durch das Gefecht hat hingereicht, die feind-

Digitized by Google

liche Kräftegruppierung, mindestens die der vorderen Linie, zu erkennen und abzuschätzen. Auch was dahinter noch folgt, wird künftig vielleicht die Luftaufklärung, um die Flügel herum und durch die Lücken hindurch möglicherweise auch die Kavallerie feststellen. Gleichwohl stehen auch an diesem Abend auf beiden Seiten die höheren Führer noch vor wichtigen Entschlüssen. Neue Kräftegruppierung, nächtliche Verschiebungen zum Zwecke der Massierung vor entscheidenden Punkten oder weit ausholender Umgehungen, Vorziehen rückwärtiger Staffeln, — das sind die Ziele dieser letzten operativen Entschlüsse. Aber auch der Feind ist noch unabhängig in seinem Willen; auch er benützt die Nacht zum Handeln. Und wenn am nächsten Morgen mit dem Tageslicht der Vorhang sich hebt, da mag sich gar oft die Szenerie sehr überraschend geändert haben: Man wollte in einer Lücke durchbrechen und sieht plötzlich diese geschlossen und sich selbst umfaßt (Napoleon bei Wagram), oder man glaubte beiderseits zu umfassen und wird sich klar, daß man vor einem Durchbruch steht (Prinz Friedrich Karl am 5. Dezember 1870 bei Orleans). Der Führer, der früher als sein Gegner von seinen Aufklärern über die veränderte Sachlage unterrichtet wird, hat vielleicht noch die Vorhand des taktischen Handelns. Aber meist ist keine Zeit mehr zu entscheidenden Taten des obersten Führers. Die Würfel des Kampfes rollen. Die Geschicke der Schlacht liegen zumeist in den Händen der höheren Truppenführer. Armeeführer, Oberste Heeresleitung, können höchstens auf einem oder ganz wenigen Punkten der meilenlangen Front ihren letzten Trumpf ausspielen, indem sie ihre letzte Verfügungstruppe einsetzen. Nur an langen Sommertagen oder in einer mehrtägigen Schlacht können höhere Führerhände noch in den Gang der Ereignisse eingreifen.

In solchen Gruppenschlachten wird kaum mit einem großen Schlage die Entscheidung fallen. Meistens wird die größere Summe von Teilerfolgen den Gesamtsieg mit sich bringen. Unendlich mannigfaltig werden die Formen dieser Teilentscheidungen sein.

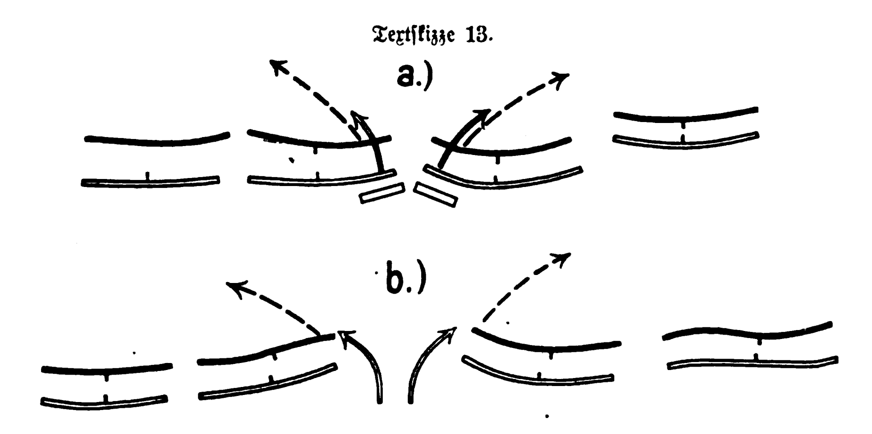
Selten wird in der Gruppenschlacht ein taktischer Durchbruch sich ergeben. Die Fronten sind zu kurz. Um so häufiger werden Umfassungen kleineren Umfangs eintreten. Gerade die Lücken zwischen den Gruppen fordern dazu auf. Wo sich die Gruppen mit ihren Flügeln einander nähern, werden Angriffe mit verstärktem Flügel*) die häufigste Lösung der Kampfaufgaben bilden. Beide Formen, der Flanken- und der Flügelangriff können eine neue Form des operativen Durchbruchs — oder vielleicht ein Mittelding zwischen taktischem und operativem Durchbruch — herbeiführen. Wenn zwei benachbarte blaue Gruppen mit ihren inneren Flügeln umfassen, oder mit verstärkten inneren Flügeln angreifen*), dann ergibt sich naturgemäß das Bild des operativen Durchbruchs, — ein Ergebnis, das

*) Vgl. auch Textskizze 11, Seite 620.



auch in das Gebiet der Nachbargruppen seine Wellen schlagen muß; denn die exzentrisch geworfenen roten Gruppen werden auf die Rückzugslinien ihrer Nachbarn gedrängt. Die schematischen Textskizzen wollen dies klar machen.

Textskizze 13.



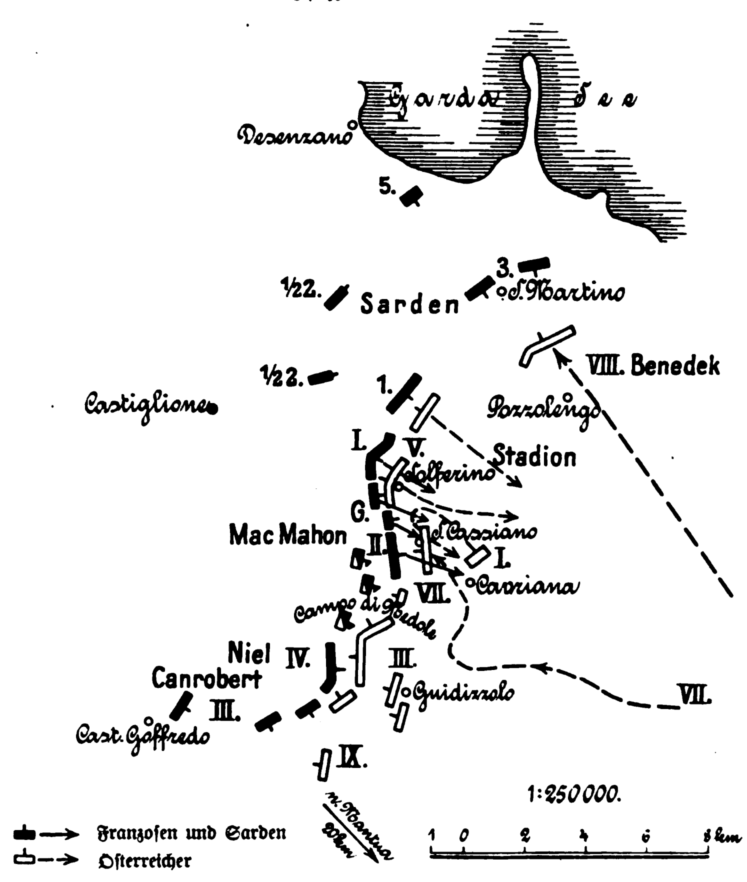
Auch kann ein Kräfteüberschuß bei der einen Gruppe durch Flankenstoß oder selbst durch Rückenbedrohung bei der Nachbargruppe die Entscheidung bringen. Aber freilich, das Abbiegen zu einem Nebengefecht kostet einen harten Entschluß. Wohl mögen einem Divisionskommandeur, der aus der Tiefe vorgezogen, stundenlang als Flügelreserve steht, die Lorbeeren locken, die ihm winken, wenn er bei der Nebengruppe mit leichter Mühe den Ausschlag gibt. Um so mehr wird sein Korpsführer zögern, ihn zu entlassen, so lange er nicht die Geschicke seines eigenen Korps klar vor Augen hat. Ungewißheit macht die Initiative schwer. Anfragen beim Armeeführer sind nicht beliebt und sind Umwege, die meist die Gunst des Augenblicks versäumen lassen. Das Armee-Oberkommando wird solche Verschiebungen erst dann befehlen, wenn es die Lage bei allen Gruppen übersieht. Darüber geht oft die beste Gelegenheit verloren. So sind tatsächlich die Beispiele von entscheidenden Hilfeleistungen in der Kriegsgeschichte nicht allzuhäufig.

Mac Mahon bei Solferino (Textskizze 14) hat den hierzu notwendigen Mut der Verantwortung. Schon am frühen Morgen hatte er erkannt, daß das Schicksal der Schlacht nicht auf dem Campo di Medole und schon gar nicht in den dichten Maulbeer- und Weinplantagen der lombardischen Ebene werde entschieden werden, sondern da oben auf den beherrschenden Höhen von Solferino und Cavriana. So hatte er schon zu Beginn der Schlacht seinen Nachbar zur Rechten, Niel, gebeten, den ihm selbst (Mac Mahon) zugewiesenen Gefechtsstreifen mit zu übernehmen. Niel hatte zugesagt, sobald das südliche Flügelkorps Canrobert eingegriffen hätte. Aber Canrobert bleibt stundenlang als rechte Flügelstaffel stehen und späht nach imaginären Staubwolken, Richtung Mantua. Inzwischen ringen Mac Mahon und neben ihm Niel in un-

Digitized by Google

entschiedenem Kampfe gegen österreichische Überlegenheit. Sehnsüchtig suchen Mac Mahons Blicke in diesen Stunden das entscheidende Kampfziel, da oben links, wo vom Pulverdampf umweht, der alte Longobardenturm, die Spia d'Italia, winkt. Endlich, in den ersten Nachmittagsstunden, kann Mac Mahon daran denken, sich loszulösen, obwohl er hier zwei französische Korps gegen drei österreichische im Kampfe zurückläßt. In der 4 km breiten Lücke zwischen Campo di Medole und Solferino

Textskizze 14. Solferino.



gruppiert er sich neu zum Flankenangriff. Die Lücke ist für jene Zeit, wo der österreichische Kanonenschuß kaum weiter als 1500 m reichte, unbedingt als eine *operative* Lücke anzuerkennen.

Der Flankenangriff Mac Mahons zwingt das heldenmütige Korps Stadion zum Weichen, das acht Stunden lang in ungünstiger Stellung die heftigsten Angriffe von schließlich drei französischen Korps abgewehrt hatte. Die mittlere der drei

Digitized by Google

österreichischen Kampfgruppen war geworfen, der operative Durchbruch vollendet — vollendet durch Flankenangriff. Die beiden österreichischen Armeekorps (I. und VII.), die all die Zeit nach der vom Erzherzog Karl überkommenen Theorie in einer Aufnahmestellung östlich Cavriana zurückgehalten worden waren, kamen zu spät, um

Textskizze 15. Custozza.

Erläuterung:
Anmärsche der Italiener
Stellung der Italiener, morgens
" " " , nachmittags
Anmärsche der Österreicher
Stellung der Österreicher, morgens
" " " , nachmittags
Angriffsrichtungen der Österreicher.

1:150000.

die Schlacht wieder herzustellen. Diese unglückliche Theorie trägt die Hauptschuld an der verlorenen Schlacht.

Aber noch einer ist von einer Unterlassungsschuld nicht völlig frei zu sprechen, — gerade der eine österreichische Führer, dem als einzigen am Tage von Solferino ein Lorbeerreis beschieden war. Schon in den Morgenstunden hatte Benedek durch seinen Gegenstoß bei San Martino die Sardinier zurückgeworfen; diese brauchten Stunden und Stunden, um sich für einen neuen Angriff zu ordnen. Wie, — wenn auch Benedek

Digitized by Google

diese Stunden nützte und Stadion gerade um die kritische Mittagszeit durch einen Stoß in die linke Flanke der Franzosen zu Hilfe eilte? Dann wäre Mac Mahons entscheidende Schlachthilfe um eine Stunde zu spät gekommen; statt eines französischen hätte ein österreichischer operativer Durchbruch vielleicht den Tag entschieden.

In dem gleichen Hügellande südlich des Garda-Sees sollte genau sieben Jahre später, am Johannistage 1866, ein österreichischer operativer Durchbruchssieg durch die gegenseitige Schlachthilfe getrennter Kampfgruppen erstehen, — in der Gruppen-Begegnungsschlacht von Custozza. (Textskizze 15.)

Während ein starker rechter italienischer Kampfflügel den ganzen Tag über untätig in der Ebene von Villafranca steht, und während der linke Flügel Monzambano festhält, werden im Höhengelände vier isolierte italienische Gefechtsgruppen durch die gleichfalls in getrennten Kolonnen vorrückenden Österreicher nacheinander bei Oliosi, Monte Vento, Santa Lucia und Monte Croce geschlagen. Die Teilentscheidungen werden durch die gegenseitige Hilfeleistung der österreichischen Kolonnen erzielt, die hier ihren Kräfteüberschuß, dort, nach glücklichem Gefecht, ihre Gesamtkraft in dem noch schwankendem Gefecht der Nachbargruppe durch umfassenden Flankenstoß zur Geltung bringen. Custozza ist ein Beispiel, wie sich aus einer Summe von Teilerfolgen eine Gesamtentscheidung ergeben kann, die sich als operativer Durchbruch darstellt. Der operative Zusammenhang der Linie Villafranca—Monzambano ist auf der Strecke Monte Croce—Monte Vento durchbrochen.

Custozza gibt auch die Lehre, daß die grundsätzliche Zerlegung in Divisionskolonnen dazu führt, überall zu schwach zu sein. Divisionsgefechte sind ein Übel; das Korps muß zusammengehalten bleiben, selbst auf die Gefahr hin, daß Lücken zwischen den Korpsschlachten entstehen. Gewiß wird auch in der Korps-Begegnungsschlacht die Gefechtsleitung zu Anfang vornehmlich in den Händen der Divisionskommandeure liegen; aber in der Art, wie der Kommandierende General seine Divisionen ansetzt, ihnen Entfaltungsstreifen und Kampfräume zuweist, muß schon die erste Bürgschaft liegen, daß seine Korpsschlacht nicht in zwei Divisionsgefechte auseinanderfällt. Schließlich geht jedes Begegnungsgefecht in stabilere Formen über; neben dem Angriff erscheint die Verteidigung, und damit kehrt die Zeit zurück, wo der Kommandierende General die Zügel wieder in die Hand bekommt.

Noch eines: Man könnte sagen, Solferino und Custozza sind Überraschungsschlachten: keiner wußte vom Vormarsch des andern, daher der gelockerte, bei den Italienern nahezu friedensmäßige Anmarsch, daher die Gruppenbildung im Gefecht und die großen Lücken.

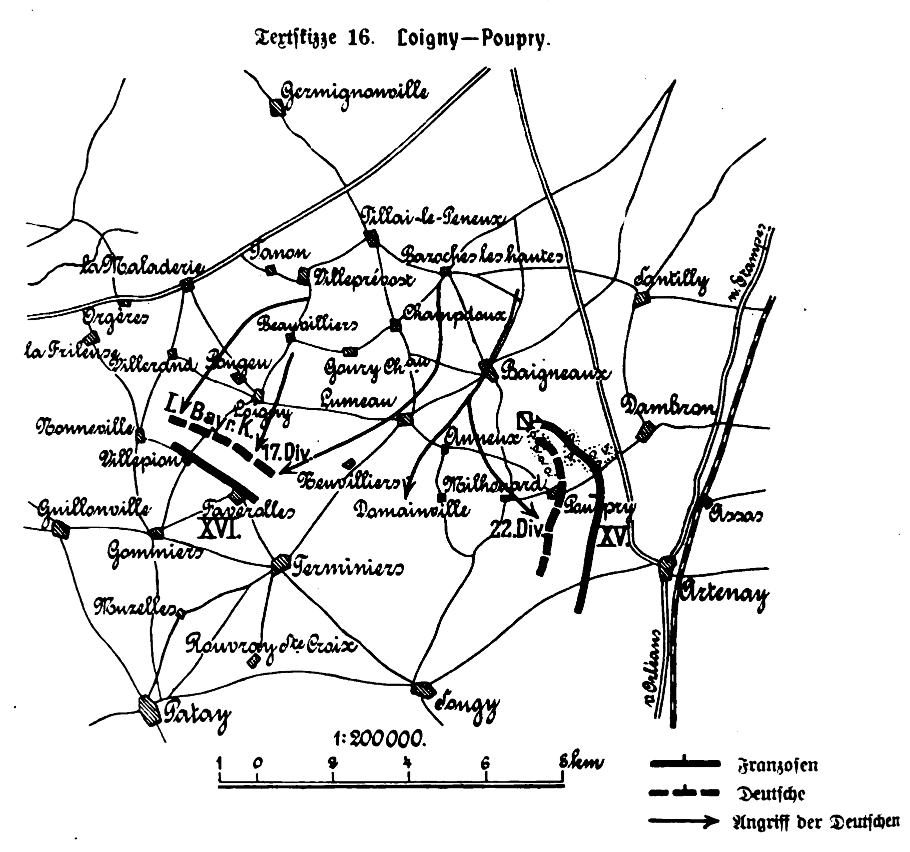
Ich möchte diesem Einwand gegenüber bei der Behauptung stehen bleiben, daß selbst, wenn die Aufklärung nicht versagt, wenn im Gegenteil die Luftaufklärung glänzende Ergebnisse liefert, gleichwohl die Gruppen-Begegnungsschlacht entstehen wird. Denn gerade wenn A von B und B von A bestimmt weiß, daß der Gegner in einer

Digitized by Google

gewissen Breite anrückt, dann wird er um keinen Preis schmäler, wahrscheinlich aber noch breiter sein wollen. Wenn wirklich die Lufterkundung den beiderseitigen Führern die gegnerische Ausdehnung so frühzeitig melden sollte, daß jeder noch Zeit hat, sie übertrumpfen zu wollen, dann entsteht eine Schraube ohne Ende, die die Zusammenstoßfronten gleichsam automatisch erweitern wird.

Je kleiner die Gefechtseinheiten sind, die im Begegnungsgefecht aufeinander prallen, um so geringer ist die Wirkung eines Teilerfolges auf die Gesamtentscheidung,

Textskizze 16. Loigny—Poupry.



um so regelloser und unübersichtlicher und schwerer zu lenken wird das Schlachtganze. Kurze, vielfach gebrochene, unregelmäßige Fronten bilden die Kampflinie, die nur im allgemeinen der ursprünglichen Operationsfront entspricht. So mag es sich ereignen, daß unter dem Einfluß des Geländes und in dem Wechselspiel taktischer Erfolge und Rückschläge die Gefechtsfronten der einzelnen Gruppen zur idealen Linie der Operationsfront zuweilen sehr steile Winkel bilden.

Am 2. Dezember 1870, bei Loigny—Poupry (Textskizze 16), stehen zwei deutsche Divisionen, die 17. und 22., nach vollendetem operativen Durchbruch zwischen

Digitized by Google

dem 16. und dem anrückenden 15. französischen Korps nahezu mit dem Rücken gegeneinander; die Front der 22. Division bildet zu der im allgemeinen westöstlich verlaufenden deutschen Front annähernd einen rechten Winkel. Leider fehlte diesem operativen Durchbruch bei den zusammengeschmolzenen Gefechtsstärken die entscheidende Kraft.

Noch mehr verworfen und kaleidoskopartig wechselnd sind die Kampffronten in den Tagen von Le Mans, wo der gesamte Zahlenunterschied und die schwindsüchtigen Frontstärken der deutschen Infanterie zur Zerlegung in schwache Detachements zwingen, die eigentlich nur mehr Artilleriegruppen mit Infanteriebedeckung darstellen. Doch das sind abnorme Verhältnisse, die freilich wiederkehren können, z. B. in einem Zweifrontenkrieg.

Das deutsche Kaisermanöver 1912 und die großen Armeemanöver in Frankreich 1912 waren in der Hauptsache Begegnungskämpfe zweier Armeen, naturgemäß mit ähnlichen Erscheinungen, wie der Krieg sie zeitigt. Auch der operative Durchbruch fehlte nicht in diesen Gruppenschlachten.

Ein doppeltes Schulbeispiel lieferte der erste Tag der „Schlacht von Oschatz". (Textskizze 17.) Zwischen dem nordöstlich Oschatz gegen drei blaue Divisionen im Kampfe stehenden roten III. Armeekorps und dem roten XII., das in zwei Kolonnen zum Angriff gegen die westlich Mügeln vereinzelt stehende blaue 40. Division vorgeht, ist um die Mittagszeit eine Lücke von etwa 5 km entstanden. Der Kommandeur der blauen 24. Division schiebt kühn seinen rechten Gefechtsflügel in die Lücke, um durch umfassenden Angriff von Süden her das rote III. Armeekorps aufzurollen, also operativ zwischen den beiden roten Armeekorps durchzubrechen. Dieser blaue Umfassungsflügel muß der von Salbitz auf Mügeln vorstrebenden roten 23. Division notgedrungen den Rücken bieten. Darin liegt die Gefahr für den operativen Durchbruch.

Der Kommandeur der 23. Division dachte als erster daran, nach Norden abzubiegen, um dem Nachbarkorps Hilfe zu bringen. Sein Kommandierender General hält ihn zunächst fest; er weiß nicht, ob er die Hälfte seiner Kräfte wird entbehren können.

Dann überzeugt sich auch der Kommandierende General von der Forderung der großen Lage; er befiehlt das Abbiegen. Während die Befehle noch in Ausgabe begriffen sind, trifft die Weisung des Armee-Oberkommandos ein, die das gleiche anordnet. Hier begegnen sich Führereigenschaften, wie Moltke sie wünschte: Der „feste Wille" des obersten Führers, der den „Nebel der Ungewißheit" durchdringt, und „verständnisvolles Entgegenkommen von unten her".

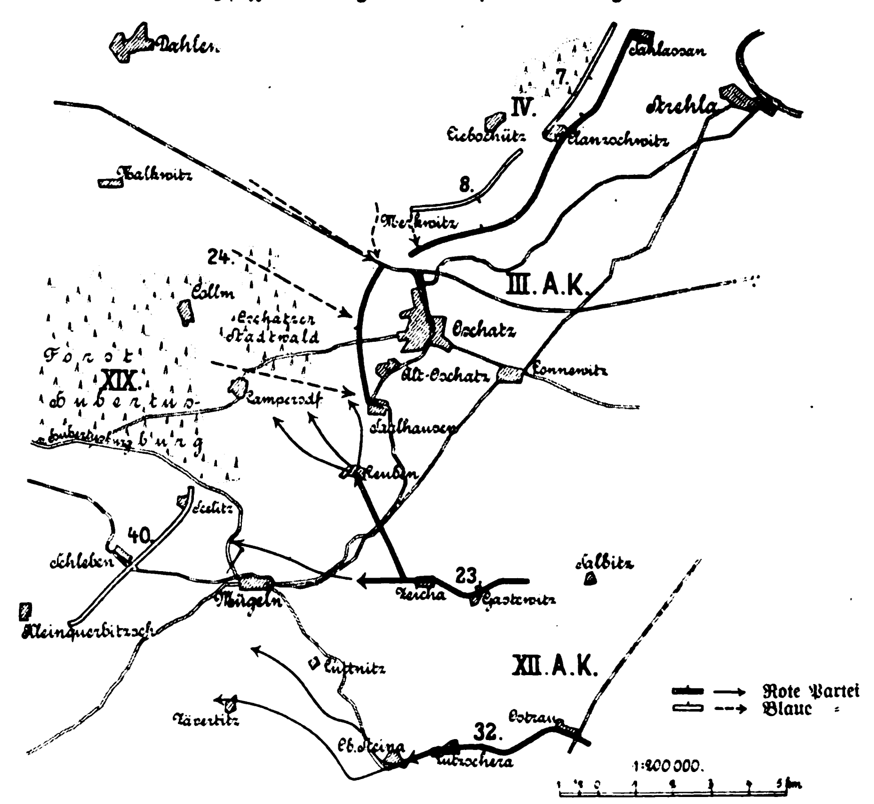
Der Erfolg war der Sieg des ersten Tages: Die blaue 24. Division, die schon im besten Zuge war, den roten Kampfflügel bei Oschatz zu umfassen und von Süden her aufzurollen, wird im Rücken gepackt, der blaue operative Durchbruch, der schon im vollen Werke war, in letzter Stunde verhindert, ein roter operativer Durchbruch an seine Stelle gesetzt.

Digitized by Google

Nur der sinkende Tag, die Marschmüdigkeit der roten Truppen, vielleicht auch der Umstand, daß der mitleidlose Verfolgerwille im Frieden noch seltener gedeiht als im Kriege, bewahren Blau vor der vollen Entscheidung und lassen dem blauen Armeeführer die einzige Rettung offen, die im Zurücknehmen der getrennten Heergruppen noch übrig blieb.

In den letzten großen Manövern in Frankreich stand am 13. September in ein und derselben Gruppenschlacht ein blauer operativer Durchbruch gleichzeitig einer roten

Textskizze 17. Lage am 12. September mittags.



Umfassung gegenüber. Leider käm infolge des Manöverabbruchs das interessante Problem nicht mehr zum Austrag. (Textskizze 18.)

Armee-Stellungs-schlachten in Gruppen.

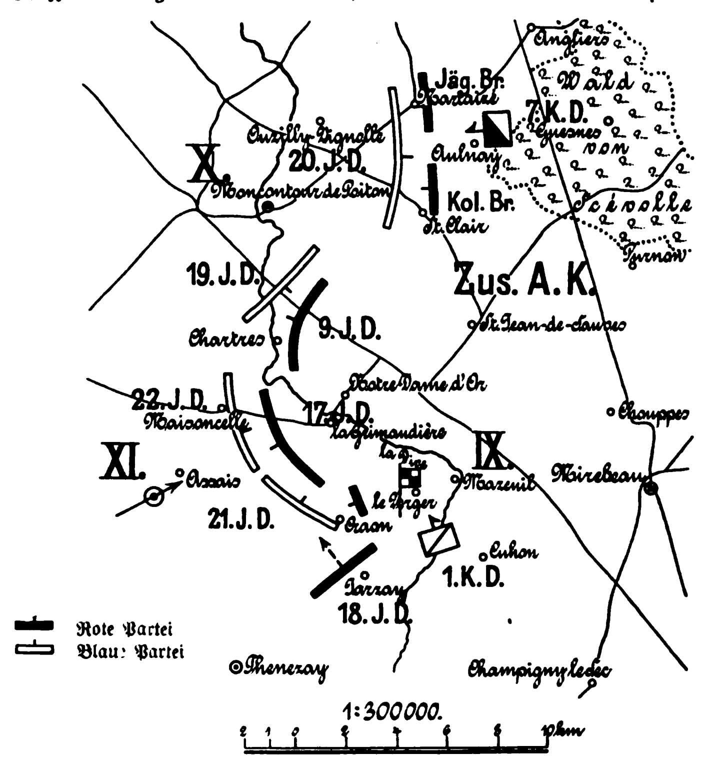
Bei einer künftigen mitteleuropäischen Feldzugseröffnung ist es ebensowohl möglich, daß die an den Grenzen aufmarschierten beiderseitigen Heere ihre Kräfte im Begegnungskampfe messen, oder daß der eine Gegner in seiner Gesamtheit oder mit Teilen, gestützt auf Grenzbefestigungen, in vorbereiteten Stellungen den Feind erwartet.


Digitized by Google

In letzterem Falle können sich Stellungskämpfe ergeben von den gleichen oder noch größeren Ausdehnungen, wie sie die Kriegsgeschichte seit 1904/05 kennt.

Solche viele Meilen lange Verteidigungsstellungen ohne schwache Punkte finden sich wohl nirgends, auch wenn Zeit ist, sie auszusuchen. Je länger die Linie, um so häufiger werden sich schwache Stellen oder Lücken zwischen den großen Einheiten ergeben, die nur zum Schein von Verbindungsdetachements ausgefüllt werden. Zu großen strategischen Umfassungen wird sich auch in diesem Fall bei Kriegsbeginn

Textskizze 18. **Lage in den französischen Armee-Manövern am 13. September 1912.**



nur mehr selten Gelegenheit bieten. Der Genius muß sich wohl die großen Schachzüge auf das Mittel- und Endspiel versparen und muß sich bescheiden, die Partie mit einem einfachen, systematischen Bauernspiel zu eröffnen.

In der Mehrzahl der Feldzugseinleitungen wird es sich, gleichzeitige Bereitstellung vorausgesetzt, darum handeln, beim Gegner die kleinen Blößen, die dünnen Linien und die Lücken zu erkennen und alle diese Schwächen auszunutzen, sei es durch einen breit angelegten taktischen (Mukden) oder einen operativen Durchbruch.

Dieser letztere wird auch gegenüber von weit gedehnten, gruppenweise besetzten

Digitized by Google

Stellungen vielleicht häufig in der Form sich anwenden lassen, wie sie in Textskizze 13 Seite 629 darzustellen versucht wurde. Diese Form kann für den beiderseits eingerahmten Angreifer zum täglichen Brot werden. Die Mehrzahl der Einbrüche in russische Stellungsfronten gelang den Japanern mit verstärktem Flügel; es fehlte nur an der Organisation von oben her, an der systematischen Schlachtleitung. Hätte z. B. am 11. Oktober 1904 das Oberkommando der Ersten Armee, als die Garde-Division mit starkem **rechten** Flügel das rechte Ende der Westabteilung zurückdrängte, gleichzeitig die rechts der Garde kämpfende 12. Division veranlaßt, mit starkem **linken** Flügel anzugreifen, dann wäre auch das linke Ende der Ostabteilung eingedrückt und eine Bresche von 15 km Breite zwischen den beiden russischen Heeresabteilungen gerissen worden.

Skizze 54.

Freilich konnten dort in der Mandschurei auch **operative** Durchbrüche so **kleinen** Maßstabs niemals feldzugsentscheidende Wirkung haben; denn selbst wenn z. B. am 11. und 12. Oktober 1904 noch eine Verfügungstruppe zur Hand gewesen wäre, um den Durchbruch mit der Umfassung von innen her fortzusetzen, so konnte doch die Schubkraft dieser frischen Truppen unmöglich so weit reichen, um die ganze russische Armee von ihrer Rückzugslinie wegzudrängen. Die fernwirkende Kraft konnte nur eine **ganze**, vom westlichen Flügel her umfassende **Armee** ausüben. Gegenüber so unbedeutenden Durchbrüchen, wie am 11. Oktober 1904, behielt die Masse des russischen Heeres immer ihren Rückzug frei in das unermeßlich tiefe eigene Hinterland.

Skizze 55.

Dagegen scheint, soweit sich dies heute schon übersehen läßt, die Schlacht von Lüle-Burgas—Bunarhisar den Bulgaren eine gute Gelegenheit zu einem **entscheidenden operativen** Durchbruch angeboten zu haben. Die Türken standen in zwei Gruppen, zwischen beiden ein leerer Raum von etlichen 6 bis 8 km. Wären die Angriffe nicht so, wie die Skizze zeigt, geführt worden, sondern, die breite Lücke benutzend, mit dem Hauptgewicht linksumfassend über Karagac und rechtsumfassend Richtung Čongara, dann wären die beiden türkischen Gruppen durch einen operativen Durchbruch und eine darauf folgende kurze, aber energische Verfolgung nach Süden und Norden von ihrer Rückzugslinie ab- und **gegen das Meer** gedrängt worden. Ich sehe keinen Grund, weshalb ein Sieg in dieser Form nicht feldzugsentscheidend hätte sein können. Die tatsächliche Kräfteverteilung des Angreifers scheint nach den bisher vorliegenden Berichten etwas gleichmäßig gewesen zu sein.

Eine schwächliche Tendenz der Rechtsumfassung (bei Lüle-Burgas) und ein frontaler Durchbruch*) (über Kavakdere—Ivanköj)**) scheinen sich die Wage gehalten

---

*) Leutnant Wagner, „Mit den siegreichen Bulgaren", Seite 166, behauptet, dieser Durchbruch habe den linken Flügel der Türken „aufgerollt." Wäre dies der Fall gewesen, dann konnte nur die Vernichtung der türkischen Hauptgruppe die Folge sein.

**) Ivanköj liegt etwa 8 km nordwestlich Türk Bey am Monastir Devesi, Kavakdere 9 km westlich Ivanköj.

Digitized by Google

zu haben. Dafür spricht auch die Wirkung: Ungestörter Rückzug der Türken in der natürlichen Richtung nach der starken, vorbereiteten Verteidiungslinie bei Tschataldscha.

Schluß.

Das Ergebnis meiner Untersuchung möchte ich in folgende Gedanken zusammenfassen:

Ein massierter Stoß zum Zwecke des taktischen Durchbruchs ist bei der heutigen Feuerwirkung unmöglich.

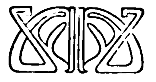
Ein taktischer Durchbruch kann sich heute nicht auf eine bestimmte schmale Einbruchstelle richten, sondern er muß ein breites Stück der feindlichen Linie in einheitlichem, tiefgegliedertem Schützenangriff anfassen und zurückzuwerfen suchen.

Entscheidende Form gewinnt der taktische Durchbruch erst durch die aufrollende Fortsetzung; er wird immer ein äußerst schwieriges, gefährliches und opferreiches Unternehmen sein — eine ultima ratio, wenn alle anderen Siegesmittel versagen.

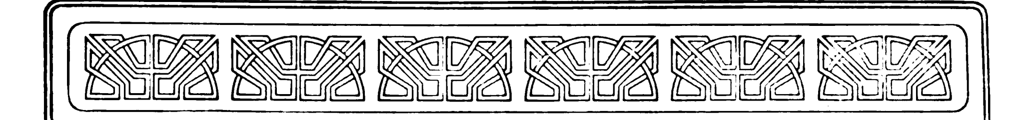
Für den operativen Durchbruch napoleonischen Musters werden unsere künftigen Feldzugseinleitungen, wenn sich der Aufmarsch beiderseits normal vollzieht, kaum Gelegenheit bieten. Vielleicht, daß im späteren Verlauf des Krieges, nach dem großen, mehr mechanischen ersten Abringen, sich Lagen ergeben, die seine Art des operativen Durchbruchs begünstigt, z. B. in Ländern, wo die Volkskraft für die ersten Entscheidungskämpfe noch nicht völlig ausgenutzt wurde und neue Zentren der nationalen Verteidigung sich bilden, wie dies 1870/71 in Frankreich noch der Fall war.

Dagegen kann gerade bei den großen Einmarschkämpfen künftig eine Form des Durchbruchs sich ergeben, die zwischen dem Wesen des taktischen und des operativen Durchbruchs die Mitte hält. Diese neue Durchbruchsart reißt eine Lücke in die feindliche Operationsfront, wendet aber hierzu das Mittel der taktischen Umfassung oder des Flügelangriffs an. Ein einzelner solcher Durchbruch wird wohl niemals die Wirkung einer Hauptentscheidung haben; so geringwertig ist die Moral bei keinem europäischen Volk und Heer. Erst eine Summe von Durchbrüchen solcher Art kann sich zum Wert einer ausschlaggebenden Entscheidung erheben. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die ersten Entscheidungen eines künftigen Europa-Krieges dieses Gepräge tragen.

Wenninger,
Königlich Bayerischer Generalmajor und Militärbevollmächtigter.



Digitized by Google



Über die Bedeutung der Artillerie im nächsten Kriege.

In den Schlachten und Gefechten des Balkan-Krieges soll die Entscheidung in vielen, vielleicht in den meisten Fällen, durch die Artillerie herbeigeführt worden sein, sei es, daß diese ihrer Infanterie durch kräftige Unterstützung den Weg zum Siege bahnte, oder daß sie durch völliges Versagen die Niederlage verschuldet hat. Die Frage, welche Bedeutung der Artillerie in den Kriegen der nächsten Zukunft voraussichtlich zukommen wird, ist somit wohl berechtigt, aber nicht leicht zu beantworten. Die Geschichte der Kriege des letzten halben Jahrhunderts zeigt, daß die Artillerie darin eine außerordentlich wechselnde Rolle gespielt hat. Das liegt in der Natur der Sache; denn es sprechen dabei sehr viele Umstände mit.

Die Artillerie ist die Hilfswaffe der Infanterie. Sie soll beim Angriff die diese beim Vorgehen aufhaltenden Hindernisse aus dem Wege räumen in der Verteidigung der feindlichen Infanterie das Vorgehen erschweren, womöglich ganz untersagen. Schon hieraus geht hervor, daß es sehr von der eigenen Infanterie und der des Gegners abhängt, welche Rolle die Artillerie in den Kämpfen spielt. Ist die eigene Infanterie der feindlichen bedeutend überlegen in Bewaffnung, Ausbildung und innerem Gehalt, so bedarf sie der Unterstützung der Artillerie nur in geringem Maße, vielleicht gar nicht.

Der Feldzug 1866.

So war im böhmischen Feldzuge 1866 die preußische Infanterie der österreichischen durch die Bewaffnung mit dem schnellfeuernden Zündnadelgewehr, durch sorgfältige Ausbildung und geschickte Anwendung der dem Gewehr entsprechenden Kampfformen — dünne Schützenlinien, die verstanden, die im Gelände vorhandenen Deckungen auszunutzen, während die Österreicher in dichten Massen kämpften — weit überlegen. Sie wurde sich dessen schon bei den ersten Zusammenstößen bewußt, so daß sie, ohne die Unterstützung der Artillerie abzuwarten, zum Angriff überging und siegte. Dazu kam, daß die preußische Artillerie der österreichischen nicht gewachsen war. Während diese ausschließlich mit gezogenen Geschützen bewaffnet

Digitized by Google

war, befanden sich unter den preußischen noch drei Achtel glatte Geschütze, die so gut wie gar nicht zur Tätigkeit kamen. Überdies wurde die preußische Artillerie schlecht, man kann fast sagen, gar nicht geführt. Beim Vormarsch wurde sie in der Marschkolonne weit nach hinten eingeteilt und kam dadurch meist zu spät auf das Gefechtsfeld. Die Abteilungsverbände waren häufig zerrissen, und die Batterien fochten meist auf eigene Hand, beschossen Ziele, die ihnen besonders günstig oder unbequem waren, aber nicht die, deren Bekämpfung im Interesse der Infanterie nötig gewesen wäre.

Die österreichische Artillerie war zwar nicht in der Lage, die große Überlegenheit der preußischen Infanterie auszugleichen und die Niederlage abzuwenden. Wohl aber war es ihr möglich, ihre Infanterie vor dem wirksamen Feuer der preußischen Artillerie zu schützen und durch ihren bewundernswerten Opfermut in der Schlacht bei Königgrätz die Verfolgung aufzuhalten und die Armee vor völliger Auflösung zu bewahren.

Der Feldzug 1870/71.

Der deutsch-französische Krieg gab der preußischen Artillerie die Gelegenheit, die Scharte von 1866 auszuwetzen. Viele günstige Umstände trafen zusammen, um zu bewirken, daß die deutsche Artillerie zur Entscheidung der großen Schlachten in einem Grade beitrug, wie es vorher nur der Artillerie Napoleons vergönnt gewesen war. Einmal waren die Hinterladungs-Geschütze, mit denen die deutsche Artillerie ausschließlich bewaffnet war, den französischen Vorderladern bedeutend überlegen. Sodann wurde die Artillerie besser verwendet; sie war in der Marschkolonne weiter nach vorn eingeteilt und erschien daher stets frühzeitig auf dem Kampfplatze. Aber auch die Artilleristen hatten aus den Ereignissen von 1866 gelernt und eingesehen, daß der Wert ihrer Geschütze nicht in den großen Schußweiten, sondern in ihrer großen Wirkung lag; sie hatten den Drang nach vorwärts und kämpften Schulter an Schulter mit der Infanterie. Die Hauptsache aber war, daß die bessere Bewaffnung der französischen Infanterie die deutsche zwang, die Vorbereitung ihrer Angriffe durch die Artillerie abzuwarten. Diese verstand es, die französische Artillerie vom Gefechtsfelde zu vertreiben oder sie doch so niederzuhalten, daß ihr auf die Infanterie gerichtetes Feuer ganz wirkungslos blieb. Sodann nahm sie die Stellen, gegen die sich der Angriff der Infanterie richten sollte, so kräftig unter Feuer, daß dieser beim Sturm die reife Frucht des Sieges in den Schoß fiel.

Aber nicht nur an den Schlachten und Gefechten im freien Felde, sondern ebenso an dem Kampf um die zahlreichen Festungen hatte die deutsche Artillerie einen hervorragenden Anteil. Vor sechzehn französischen Festungen ist die schwere deutsche Artillerie in Tätigkeit getreten; elf davon sind lediglich durch ihr Feuer bezwungen; bei zweien arbeiteten Ingenieur und Artillerist zusammen; zwei Festungen wurden durch den Hunger überwältigt; eine (Bitsch), die nicht ernstlich angegriffen wurde, blieb bis zum Ende des Krieges im Besitz des Verteidigers. Die Ursachen der großartigen Erfolge lagen hier neben der gewaltigen Überlegenheit des deutschen Artillerie-

Digitized by Google

geräts in der veralteten Anlage, sowie der unzureichenden Ausrüstung und Besatzung der französischen Festungen.

Der Feldzug 1877/78.

Wenige Jahre darauf — im russisch-türkischen Kriege — wurden die auf die Artillerie gesetzten Hoffnungen schwer enttäuscht. Die erst unter den Augen der Russen entstandene befestigte Stellung von Plewna ermöglichte es den Türken unter Osman Pascha, die mit numerisch weit überlegenen Kräften unternommenen Angriffe wiederholt zurückzuweisen. Hier versagte die russische Artillerie vollständig; sie versuchte zwar nach dem von uns in Frankreich erprobten Muster die Infanterieangriffe durch Beschießung der türkischen Stellung vorzubereiten. Aber die Verhältnisse lagen hier ganz anders; die Türken litten gar nicht unter diesem Feuer; denn sie blieben während des Artilleriefeuers ruhig hinter ihren Erdaufwürfen und zeigten sich erst, wenn die russische Infanterie in den wirksamen Feuerbereich ihrer Gewehre gelangt war. Dann aber hatte die in ihren Stellungen verbliebene russische Artillerie, in der Befürchtung, die eigenen Truppen zu treffen, das Feuer eingestellt und der Infanterieangriff wurde mit schweren Verlusten zurückgeschlagen. Nur dem General Skobelew war es gelungen, am 11. September eine türkische Schanze zu nehmen, die er aber wieder aufgeben mußte, da er keine Unterstützung erhielt. Man suchte allgemein die Ursache für diesen Mißerfolg in der mangelhaften Leistungsfähigkeit der Kanonen, die wegen ihrer gestreckten Geschoßbahn die in den Schanzen gedeckte türkische Besatzung nicht zu treffen und mit ihren leichten Geschossen ebensowenig die Brustwehren zu zerstören vermochten. Es wurde übersehen, daß es dem General Skobelew gelungen war, mit denselben Geschützen sich in den Besitz eines wichtigen Teils der Befestigung zu setzen. Er ließ die Batterien ihr Feuer nicht einstellen, sondern befahl, daß sie ihre Infanterie bis auf die nächsten Entfernungen an den Feind begleiteten und sorgte so dafür, daß ihre Unterstützung der Infanterie in dem entscheidenden Augenblicke nicht fehlte.

In fast allen Staaten wurde nun auf Mittel gesonnen, die Feldartillerie in den Stand zu setzen, die dicht hinter oder gar unter Deckungen befindliche Besatzung von oben zu treffen, und es wurden für diesen Zweck Haubitzen von größerem Kaliber als dem der Kanonen eingeführt. Diese wurden mit Schrapnells und Granaten ausgerüstet; letztere waren mit einem kräftig wirkenden Sprengstoff geladen, durch den sie in sehr viele Splitter zerrissen wurden, die mit großer Geschwindigkeit nach allen Seiten, also auch nach hinten geschleudert und dadurch befähigt wurden, die dicht hinter der Brustwehr sitzenden Verteidiger zu treffen. Volltreffer konnten auch die Deckungen zerstören.

Der Burenfeldzug 1899/1900.

Der nach einer längeren Pause ausgebrochene südafrikanische Krieg bot wieder ganz neue Bilder. Eine große Bedeutung konnte die Artillerie in diesem Kriege überhaupt nicht erlangen. Dafür war sie auf seiten der Buren viel zu schwach, und gegen die ganz lockeren Linien der Buren konnte die englische Artillerie keine

Digitized by Google

nennenswerte Wirkung erreichen. Aber sehr bemerkenswert war das völlige Versagen der englischen Artillerie bei den Angriffen auf befestigte Stellungen der Buren, obwohl sie genügend mit Haubitzen ausgerüstet war. Wie bei Plewna handelte die Artillerie ohne Einvernehmen mit der Infanterie; sie richtete ihr Feuer stundenlang gegen nicht vom Feinde besetzte Punkte. Die zum Angriff vorgehende Infanterie erhielt dann plötzlich aus wirksamster Schußweite überraschendes Feuer von noch gar nicht beschossenen Stellungen aus und mußte unter großen Verlusten den Angriff aufgeben. Auch Geschütze mit gekrümmter Flugbahn können nur erfolgreich in enger Verbindung mit der Infanterie wirken, die den Feind zur Besetzung seiner Stellungen zwingt.

Neu war das Auftreten ganz leichter Geschütze mit Schutzschilden, der sogenannten Pompoms, die ihrer großen Beweglichkeit wegen schnell Stellungswechsel ausführen und überraschend bald hier, bald dort auftreten. Sie wurden schwer vom Gegner entdeckt und waren durch die Schilde fast unverwundbar. Sie müssen den Engländern recht unbequem geworden sein; denn kurz nach diesem Kriege rüsteten sie die reitenden Batterien damit aus, erkannten aber bald, daß man ihren Wert bedeutend überschätzt hatte, und schafften sie wieder ab. Auch die Verwendung ganz schwerer, der Festungsartillerie zugehöriger Kanonen in Feldschlachten war etwas Neues. Sie leisteten den Buren durch ihre große Schußweite manchen Dienst, konnten aber schon wegen ihrer geringen Zahl keinen entscheidenden Einfluß ausüben. Möglich wurde ihre Verwendung nur durch die Langsamkeit der englischen Operationen die den Buren die Zeit ließ, ihre Verteidigungsstellen gut einzurichten.

Der russisch-japanische Krieg 1904/05.

Mit besonders hohen Erwartungen auf die Wirkung der Artillerie wurde der russisch-japanische Krieg eröffnet. Auf beiden Seiten war die Artillerie mit Geschützen bewaffnet, die, wenn sie auch den in früheren Kriegen verwendeten überlegen waren, doch den modernen Ansprüchen noch nicht völlig genügten. Die Russen hatten ein Rohrrücklaufgeschütz von hoher ballistischer Wirkung, aber großem Gewicht und ohne Schutzschilde. Dazu kam, daß es der Truppe so gut wie ganz unbekannt war, da sie es erst kurz vor dem Eisenbahntransport nach Asien erhalten hatte. Das Feldgeschütz der Japaner war ein erheblich leichteres Geschütz mit Lafettenrücklauf, federnder Schußbremse und ohne Schutzschilde. An Wirkung, namentlich in bezug auf die Schußweite des Schrapnells, stand es dem russischen Geschütz nach, war dafür aber mit Sprenggranaten ausgerüstet, die jenem fehlten. Die Beweglichkeit genügte in dem unwegsamen Gelände auf beiden Seiten nicht; bei dem japanischen Geschütz war die Bespannung mit leichten, kleinen Pferden ganz ungenügend. Auf beiden Seiten waren auch Steilfeuergeschütze vorhanden; die russische Artillerie besaß den bald nach dem türkischen Kriege eingeführten, völlig veralteten 15 cm-Mörser von durchaus ungenügender Wirkung — die Schußweite betrug nur 2700 m —; die Japaner hatten 12 cm-Kruppsche Haubitzen, brachten aber im späteren Verlauf des Krieges auch 15 cm-, sogar 28 cm-Haubitzen in Tätigkeit.


Digitized by Google

In den ersten Gefechten erreichte die japanische Artillerie große Erfolge, namentlich gegen die russische Artillerie, die unter Verachtung jeder durch das Gelände gebotenen Deckung nur offene Stellungen wählte und hier unter dem japanischen Schrapnellfeuer zusammenbrach. Die japanische Artillerie verstand dagegen von vornherein die Deckungen im Gelände gewandt auszunutzen. In den späteren Gefechten verwertete die russische Artillerie die von den Japanern erteilten blutigen Lehren und wählte mit Vorliebe verdeckte Stellungen. Das Schießen aus solchen Stellungen war aber bisher nie von ihr geübt; improvisieren läßt sich so etwas vor dem Feinde aber nicht, und es ist daher durchaus nicht verwunderlich, daß die Wirkung der russischen Artillerie im allgemeinen wenig befriedigte. Sie hat zu häufig den guten artilleristischen Grundsatz: „Wirkung geht vor Deckung" in sein Gegenteil verkehrt und oft verdeckte Stellungen gewählt, wo nur aus offenen Wirkung zu erwarten war. — Beide Artillerien schossen meist auf zu großen Entfernungen. Die Japaner, die fast ausschließlich die Angreifer waren, fürchteten die ballistische Überlegenheit des russischen Geschützes und hielten sich gern jenseits dessen Schrapnell-Schußbereichs, wo sie durch ihre Granaten, die den Russen fehlten, wieder eine gewisse Überlegenheit gewannen. Die schlechte Bespannung erschwerte ihnen, ihre Batterien zeitgerecht zur Unterstützung der Infanterie einzusetzen.

Sehr bald nach dem Kriege hat man häufig seiner Enttäuschung über die auf die Artillerie gesetzten Erwartungen einen übertriebenen Ausdruck gegeben, sprach sogar von einem völligen Fiasko des Schrapnells. Zum Beweise führte man die geringfügigen durch Artilleriefeuer hervorgerufenen Verluste an, die man auf nur 5 v. H. aller Verluste angab. Abgesehen davon, daß es ganz falsch ist, die Wirkung dieser Waffe nur nach der Zahl der dem Feinde zugefügten Verluste zu beurteilen, stellte sich später heraus, daß die materielle Wirkung der Artillerie doch drei- bis viermal so hoch gewesen war. Die Unterstützung, die die Artillerie ihrer Infanterie gewährt, besteht eben nicht nur in der Vernichtung des Feindes, sondern ebensowohl und hauptsächlich darin, daß sie ihn verhindert, seine Feuer ungestört auf die eigene Infanterie zu richten. Sie ermöglicht dieser dadurch, daß sie die feindliche Artillerie bekämpft, überhaupt erst das Vorgehen und den Gebrauch der eigenen Waffe. Und wenn sie erreicht hat, daß der Feind sich nicht aus seiner Deckung hervorwagt, hat sie der Infanterie den größten Dienst geleistet, auch wenn kein Mann durch ihr Feuer getötet ist.

Ob die große Zahl schwerer, ja schwerster Haubitzen, die an ihre Verwendung im Feldkriege geknüpften Erwartungen erfüllt haben, darüber gehen die Berichte weit auseinander. Meines Erachtens aber hätten sie, gegen Port Arthur eingesetzt, ihre Aufgabe weit besser erfüllt; der späte Fall der doch nur höchst mangelhaft angelegten Festung erklärt sich nicht zum geringsten aus der Schwäche der Artillerie, die dem Angreifer zur Verfügung stand.

Digitized by Google

Eine ganz auffallende Erscheinung in diesem Kriege ist der außerordentlich hohe Munitionsverbrauch der Artillerie, besonders auf russischer Seite. Mehrfach überstieg die in einem Gefecht von einem Geschütz verfeuerte Schußzahl die von der deutschen Batterie im deutsch-französischen Kriege abgegebene Zahl, die den größten Munitionsverbrauch aufzuweisen hatte. Kein deutsches Feldgeschütz hat in einem Gefecht dieses Krieges über 200 Schuß verfeuert; dagegen hat die gesamte Artillerie des I. und III. Sibirischen Armeekorps in der zweitägigen Schlacht von Lyaojang durchschnittlich aus jedem Geschütz über 800, an einem Tage also über 400 Schüsse abgegeben.

Der Balkan-Krieg 1912/13

Im Balkan-Kriege traten zum ersten Male ganz moderne Schnellfeuergeschütze mit Rohrrücklauf, neuen Richtmitteln und Schutzschilden in Tätigkeit. In der ersten Hälfte des Krieges aber mit ganz verschiedenem Erfolge. Auf Seite der Verbündeten war der Krieg gut vorbereitet, die Mannschaft sorgfältig ausgebildet, die Geschütze ausreichend mit Munition versehen. Nichts dergleichen auf türkischer Seite. Die Mannschaften waren zum weitaus größten Teil am Geschütz gar nicht ausgebildet; Schießübungen waren überhaupt nicht abgehalten. Bei dem überraschenden Ausbruch des Krieges war nichts für eine hinreichende Ausrüstung mit Munition und deren Nachschub getan. Auch die Verwendung der Artillerie ließ infolge der allgemeinen Kopflosigkeit sehr zu wünschen übrig. Kein Wunder, daß die türkische Artillerie in diesem Kampfe gar keine Bedeutung erlangte. Die Artillerie der Verbündeten, von der montenegrinischen, deren Geschütze ganz veraltet waren, abgesehen, leistete Gutes und hat einen wesentlichen Anteil an der günstigen Entscheidung der Gefechte gehabt.

Die Zeit des Waffenstillstandes wurde von den Türken sehr gut ausgenutzt; sie holten in der kurzen Zeit nach, was irgend möglich war, und so vermochte die türkische Artillerie nach Wiederaufnahme der Feindseligkeiten ihre Schuldigkeit zu tun.

Die schweren gegen die Festungen verwendeten Geschütze haben nur wenig geleistet; es werden wohl meist solche veralteter Konstruktion gewesen sein. Nur dadurch ist es zu erklären, daß die höchst mangelhaft befestigten Plätze Adrianopel und Skutari einen so langen Widerstand leisten konnten. Da zuverlässige Nachrichten über Einzelheiten fehlen, kann Genaueres über die Bedeutung der Artillerie in diesem Kriege nicht gesagt werden.

Dieser Rückblick auf die letzten Kriege zeigt, von wie vielen Umständen die Bedeutung der Artillerie in einem Kriege abhängt. Da nun aber diese Umstände unmöglich vorauszusehen sind, ist es natürlich außerordentlich schwer, vorauszusagen, was man in einem Zukunftskriege von der Artillerie zu erwarten hat. Man kann höchstens auf die Umstände hinweisen, die die Bedeutung dieser Waffe im Zukunftskriege erhöhen oder herabsetzen werden.

Aller Voraussicht nach wird die Artillerie in dem nächsten europäischen zwischen

Digitized by Google

Großmächten ausgebrochenen Kriege in einem Stärkeverhältnis zu den andern Waffen auftreten, wie nie zuvor. Ganz besonders würde das bei einem Kriege zwischen Frankreich und Deutschland zutreffen. Bei Ausbruch des Krieges 1870 zählten die deutschen Armeekorps bei normaler Zusammensetzung 25 Bataillone zu 1000 Gewehren und 14 oder 15 Batterien von 6 Geschützen; somit kamen auf je 1000 Gewehre 3,2 bis 3,6 Geschütze. Die französische Artillerie war verhältnismäßig schwächer; die Armeekorps waren von sehr verschiedener Stärke; ihre Stärke schwankte zwischen 24 und 52 Bataillonen; es läßt sich also das Verhältnis nicht so berechnen, wie bei der deutschen Armee. Nach dem Generalstabswerk zählte die französische Armee Anfang August 332 Bataillone und 388 Geschütze (einschließlich 138 Mitrailleusen). Rechnet man die Bataillone zu 800 Gewehren, so entfallen auf 1000 Gewehre ebenfalls 3,4 Geschütze. Da aber beim 6. Korps acht Batterien fehlten, die infolge der Eisenbahnunterbrechung den Anschluß nach Metz nicht erreichten, so sinkt das Stärkeverhältnis auf etwa 3,2.

Heute zählt das deutsche Armeekorps ebenfalls noch 25 Bataillone, dagegen 144 Feld- und 16 schwere, zusammen 160 Geschütze, also auf 1000 Gewehre 6,4 Geschütze, d. h. etwa 78 bis 100 v. H. mehr. Das französische Armeekorps zählt bei normaler Zusammensetzung auf 30 Bataillone 144 Feld- und durchschnittlich wahrscheinlich 4 schwere, zusammen also 148 Geschütze; auf 1000 Gewehre entfallen somit 4,93 Geschütze, d. h. 54 v. H. mehr. Je stärker die Artillerie im Verhältnis zur Infanterie ist, desto mehr kann und muß man von ihr erwarten.

Ebenso ist die Wirkung der Geschütze in stärkerem Maße gestiegen als bei den Gewehren. Das gilt ganz besonders von der Feuergeschwindigkeit, die durch die Annahme des Rohrrücklaufs vielleicht zehnmal so groß geworden ist, als bei den Geschützen von 1870. Vor allem aber ist die Geschoßwirkung durch die Einführung des Schrapnells, das in mehr als 300 Teile zerlegt wird, und der mit starkem Sprengstoff geladenen Granate erhöht. Diese Steigerung der Feuerwirkung, sowohl der Gewehre als auch der Geschütze, trägt dazu bei, die Bedeutung der Artillerie zu erhöhen. Die größere Wirkung des feindlichen Gewehrfeuers vermehrt das Bedürfnis der angreifenden Infanterie nach Unterstützung durch die Artillerie, und die größere Wirkung des Artilleriefeuers setzt diese Waffe in den Stand, diese Unterstützung kräftiger als früher zu gewähren.

Aber es darf anderseits nicht übersehen werden, daß die größere Feuerwirkung alle Truppen mehr als bisher veranlaßt, die im Gelände sich bietenden Deckungen auszunutzen. Es wird der angestrengtesten Aufmerksamkeit bedürfen, die feindlichen Stellungen überhaupt zu entdecken; die kleinen sich vielleicht nur kurze Zeit zeigenden Ziele erschweren der Artillerie das Einschießen sehr und setzen ihre Wirkung bedeutend herab, da sie, um überhaupt zur Wirkung zu kommen, sich meist mit einem das Gelände in ziemlicher Breite und Tiefe bestreuenden Feuer wird begnügen müssen. Der

Digitized by Google

Artillerie genügen die Schutzschilde, die gegen Infanteriefeuer, Schrapnellkugeln und kleine Granatsplitter Deckung gewähren, nicht; auch sie wird den Schutz durch das Gelände möglichst ausnützen, so daß ihre Stellungen nur sehr schwer aufzufinden sind. Ja, es ist sogar möglich sie so zu wählen, daß der Feind nicht einmal die Feuererscheinung des Schusses wahrnimmt und die Stellung höchstens durch Flieger erkundet werden kann.*) Dadurch wird es der Artillerie sehr schwer werden, die feindlichen Geschütze erfolgreich zu bekämpfen. An einen Artilleriekampf, der noch im Jahre 1870 dem entscheidenden Infanterieangriff vorausging und die unterlegene Artillerie zur völligen Ohnmacht verdammte, ist jetzt nicht mehr zu denken. Der Artilleriekampf wird vielmehr während des Infanterieangriffs fortgesetzt werden, ja erst jetzt seinen Höhepunkt erreichen. Er ist nicht mehr wie früher Selbstzweck, es kommt vielmehr vor allem darauf an, die feindliche Artillerie an der Abgabe eines wirksamen Feuers auf die eigene Infanterie zu hindern und der eigenen Artillerie das Feuer auf die feindliche Infanterie zu ermöglichen.

Ob die Artillerie in dem Umfange von verdeckten Stellungen Gebrauch machen wird, wie man im Frieden annimmt, hängt wieder von sehr vielen Umständen ab. Da spricht vor allem die Geländeform mit. Am einfachsten ist die Benutzung verdeckter Stellungen in einem leicht gewellten Gelände. Bei stärkeren Böschungen vermögen nur Geschütze mit stark gekrümmter Flugbahn (Haubitzen) das Gelände vorteilhaft auszunutzen. Sehr wesentlich ist dabei, ob es im Ernstfalle ebenso leicht wie bei den Friedensübungen gelingen wird, der Schwierigkeiten Herr zu werden, die sich der Feuerleitung entgegenstellen. Im Frieden ist die Verständigung durch den Fernsprecher leicht; es fehlen die feindlichen Geschosse, die durch ihr Platzen das Getöse der Schlacht vergrößern und die Ruhe der Nerven beeinträchtigen. Im Frieden kann das Fernsprechgerät stets sorgfältig in Ordnung gehalten werden; ob das im Kriege möglich sein wird, ist mehr als fraglich. Auch Unterbrechungen durch Reißen des Drahtes werden viel häufiger vorkommen. Sehr zu bezweifeln ist auch, daß die Sehzeichen im feindlichen Feuer stets richtig gegeben und verstanden werden. Jedenfalls setzt gerade das Schießen aus verdeckter Stellung eine sorgfältige Bedienung aller Richtmittel, also eine sehr gründliche Ausbildung voraus.

Vielleicht sind diese Schwierigkeiten so groß, daß die Artillerie doch häufiger genötigt sein wird, aus offener Stellung zu kämpfen. Namentlich gilt das für die Artillerie des Verteidigers. Die angreifende Infanterie wird wahrscheinlich nur dadurch Gelände gewinnen können, daß sie günstige Augenblicke ausnutzt, um in kleinen Gruppen von Deckung zu Deckung in kurzen Sprüngen vorzukommen. Nur

*) Wird, was höchstwahrscheinlich ist, in Zukunft ein Pulver verwendet, das sich ohne Feuererscheinung zersetzt, so wird die Auffindung einer feindlichen Artilleriestellung noch schwieriger.

Digitized by Google

wenn es gelingt, solche rasch enteilenden Augenblicke auszunutzen, kann die Artillerie darauf rechnen, dem Feinde Abbruch zu tun. Geht der Befehl dazu erst vom Batterieführer durch den Fernsprecher an die Batterie, so ist der günstige Zeitpunkt verpaßt. Nur wenn der Zielraum von der Batterie aus zu übersehen und auf die Geschütze oder Züge verteilt ist, wenn diese, gewissermaßen auf der Lauer liegend, im richtigen Augenblick sofort das Feuer eröffnen, darf man auf einen Erfolg rechnen.

Solche Batterien werden aber naturgemäß das feindliche Artilleriefeuer ganz besonders auf sich ziehen, weil sie dem Feinde sehr unbequem sind und ein günstiges Ziel bieten. Daher müssen andere Batterien in Lauerstellung bereit stehen, diese gegen das feindliche Artilleriefeuer zu schützen und ohne Zeitverlust das Feuer gegen die lästig werdenden Batterien eröffnen zu können. Ohne einen solchen sorgfältig vorbereiteten Schutz darf man nicht darauf rechnen, daß die offen stehenden Batterien ihre schwierige Aufgabe erfüllen.

Aus verschiedenen Gründen ist anzunehmen, daß die Schlachten und Gefechte des Zukunftskrieges von längerer Dauer sein werden als vor vierzig Jahren. Das ist begründet in den weiteren Wegen, die vom Angreifer infolge der größeren Schußweite der modernen Waffen im feindlichen Feuerbereich zurückzulegen sind, in der größeren Vorsicht und Ausnutzung der Deckungen, die durch die gesteigerte Wirkung geboten sind und der dadurch erschwerten Erkundung. Auch die größere Stärke der modernen Heere wird die Dauer der Schlachten verlängern. Schon dieser größere Zeitbedarf wird einen vermehrten Munitionsverbrauch zur Folge haben, der durch die große Feuergeschwindigkeit zweifellos noch gesteigert wird. Das wird auch durch die bereits erwähnten Erfahrungen im ostasiatischen Kriege bestätigt. Über den Munitionsverbrauch im Balkan-Kriege liegen bis jetzt nur vereinzelte Nachrichten vor; Tatsache ist, daß mehrere türkische Batterien aus Munitionsmangel ihre Tätigkeit haben einstellen müssen.

Daraus folgt zweierlei. Nur bei reichlicher Ausrüstung mit Munition wird die Artillerie ihre mannigfachen Aufgaben im Gefecht erfüllen können. Die deutschen Kanonen-Batterien sind etwa ebenso mit Munition ausgerüstet, wie es die schweren Batterien im Feldzuge 1870/71 waren (etwa 130 Schuß für jedes Geschütz), die leichten Feldhaubitz-Batterien haben dagegen nur eine Ausrüstung von etwa 90 Schuß pro Geschütz. Beide Batterien verfügen aber außerdem noch über die in den leichten Munitionskolonnen mitgeführte Munition, wodurch die Ausrüstung auf ungefähr das Doppelte steigt. Die französischen Batterien, die aber nicht auf weiteren Nachschub, der an dem Schlachttage selbst eintrifft, rechnen können, verfügen über 312 Schuß für jedes Geschütz. Bei der möglicherweise mehrtägigen Dauer der Schlachten spielt die Ausrüstung der Munitionskolonnen, auf deren Eintreffen am ersten Schlachttage nicht mit Sicherheit gerechnet werden darf, eine große Rolle. Rechnet man diese mit

Digitized by Google

ein, so kann man bei den deutschen Kanonen-Batterien auf rund 400, bei den leichten Feldhaubitz-Batterien auf 260 Schuß für jedes Geschütz rechnen. Die französischen Geschütze können über je 580 Schuß verfügen.

Die reichliche Munitionsausrüstung allein bietet noch keine Gewähr dafür, daß im Bedarfsfalle die nötige Munition auch vorhanden ist. Es ist dazu vor allem ein richtiges Haushalten mit der Munition nötig. Die Verhältnisse werden oft die Abgabe von Schnellfeuer fordern, so namentlich, wenn es sich darum handelt, rasch enteilende günstige Augenblicke auszunutzen. Weil es meist mehr darauf ankommt, frühzeitig eine ausreichende, als nach längerer Zeit eine vorzügliche Wirkung zu erhalten, wird man sich sehr häufig mit einem groben Einschießen und Streufeuer begnügen müssen, das, um wirksam zu sein, einen nicht unbedeutenden Munitionsaufwand erfordert. Solche großen Ausgaben sind unvermeidlich; um so notwendiger ist das sofortige Einstellen oder Verlangsamen des Feuers, sobald der Gefechtszweck erreicht ist. Eine der wichtigsten Aufgaben der Vorgesetzten ist es, stets für den rechtzeitigen Nachschub von Munition zu sorgen.

Ein ferneres neues Element wird durch das Auftreten zahlreicher schwerer Artillerie in der Feldschlacht geschaffen. Es wird ganz von den besonderen Umständen abhängen, ob und welche Bedeutung sie gewinnt. Ist das Wegenetz eng und gut, wie in Frankreich, können die schweren Pferde ausreichend verpflegt werden, so wird man durch dieses neue Kampfmittel einen großen Kraftzuschuß erhalten. Sind die Wegeverhältnisse aber schlecht und werden die Pferde ungenügend verpflegt, so läuft man Gefahr, seine Bewegungsfreiheit einzubüßen, wenn man es nicht vorzieht, die schwere Artillerie in größerem Abstande folgen zu lassen nnd mit ihrer Unterstützung nur für besondere Fälle zu rechnen. Daß im ostasiatischen Kriege, wo die Wegeverhältnisse gewiß nicht günstig waren, doch schwere Geschütze in der Feldschlacht mitgewirkt haben, ist noch kein Beweis, daß dies in Zukunft die Regel sein wird. Die Operationen verliefen so langsam, und zwischen den großen Schlachten lagen so lange Pausen, daß die Russen Zeit hatten, sich in den gewählten Stellungen einzurichten, die Japaner Zeit sich auszuruhen, so daß von außergewöhnlichen Marschleistungen keine Rede sein konnte. Der Angriff auf die befestigten Stellungen machte auch die Mitwirkung der schweren Artillerie notwendig und zwang zur Rücksichtnahme auf diese. — Die große Schußweite, Treffähigkeit und Geschoßwirkung der schweren Geschütze kann sich, namentlich auch moralisch sehr geltend machen Jedenfalls aber sind die bisher vorliegenden Erfahrungen mit dieser neuen Waffe noch nicht ausreichend, um darüber ein bestimmtes Urteil abzugeben.

Bisher war nur von der in Verbindung mit der Infanterie kämpfenden fahrenden Artillerie, die weitaus den größten Teil der gesamten Artillerie umfaßt, die Rede. Aber auch der in Verbindung mit der Kavallerie fechtenden Artillerie kommt

Digitized by Google

eine große Bedeutung zu. Es handelt sich hier weniger um Unterstützung der Kavallerie bei ihren Angriffen gegen die feindliche Kavallerie — hier sind Überraschung und Schnelligkeit die besten Bundesgenossen der Kavallerie — als vielmehr um Unterstützung der Kavallerie bei ihrer operativen Tätigkeit vor der Front der Armee: Erkundung und Verschleierung. Dort wird es sich oft darum handeln, wichtige Geländepunkte und Engwege überlegenen Kräften gegenüber zu behaupten oder schwach besetzte fortzunehmen. Dazu wird die Kavallerie oft zu Fuß kämpfen müssen und dabei von ihrer Artillerie eine kräftige Unterstützung erwarten dürfen. Schon im Kriege 1870/71 hat die Kavallerie einige Erfolge im Fußgefecht erreicht; aber im ganzen blieb das doch auf wenige Ausnahmefälle beschränkt, schon weil nur ein Teil der Kavallerie mit einer weittragenden Schußwaffe ausgerüstet war. — Große Aufgaben harren der beiden Waffen bei der Verfolgung, die freilich nur selten in einwandfreier Weise gelöst sind, sowie auch bei der Abwehr der Verfolgung, wofür das Verhalten der österreichischen Kavallerie und Artillerie in der Schlacht von Königgrätz ein mustergültiges Beispiel bietet.

Die Ausrüstung der Kavallerie mit einer Schußwaffe, die der der Infanterie nur wenig nachsteht, befähigt sie auch im Sinne einer berittenen Infanterie zu kämpfen. Denkt man sich eine starke Kavallerie mit mehreren reitenden Batterien um die Flügel der Armee herumgreifend gegen die feindliche Flanke oder Rückzugslinie vorgehend, so wird hierbei die Hauptaufgabe der Artillerie zufallen, die unter dem Schutze abgesessener Kavallerie durch überraschend abgegebenes Feuer großartige Erfolge erreichen kann. Ein solcher Versuch ist — freilich mit unzureichenden Mitteln — am 16. August von der 1. reitenden Garde-Batterie (von der Planitz) auf dem äußersten linken Flügel der deutschen Stellung gemacht worden. Unter dem Schutze des 19. Dragoner-Regiments fuhr sie in einer Stellung südsüdöstlich von Brouville, wo sich später das französische 4. Korps entwickelte, auf und beschoß französische Infanterie bei St. Marcel. Durch überlegenes Feuer wurde sie sehr bald zum Aufgeben ihrer Stellung gezwungen. Denkt man sich zu dieser Zeit die 5. und 6. Kavallerie-Division mit modernen Schußwaffen, reitenden Batterien und Maschinen-Gewehren hier eingesetzt, so hätten sie Großes leisten können. Die Entwicklung des 4. französischen Korps, dessen Angriff die Brigade Wedell zermalmte, wäre wesentlich aufgehalten und der linke Flügel der deutschen Stellung entlastet worden.

Noch eine besondere Aufgabe wird der Artillerie im Kriege der Zukunft zufallen, die Bekämpfung feindlicher Luftfahrzeuge. Man mag über die Bedeutung dieser denken wie man will, bei der strategischen und taktischen Aufklärung werden sie unschätzbare Dienste leisten können. Vielleicht auch in der Unterstützung der Artillerie als Beobachter aus der Höhe, obwohl ihre bisherigen Erfolge auf diesem Gebiete bei den Schießübungen noch recht dürftig waren. Die Artillerie hat bei der Be-

Digitized by Google

kämpfung dieser Ziele ganz besondere Schwierigkeiten zu überwinden, nicht nur weil diese sich in so großer Höhe, sondern weil sie sich schneller als alle anderen Ziele und nach drei Dimensionen hin bewegen können. Vorläufig fehlt es noch an Geschützen und Geschossen, die allen Anforderungen, die das Beschießen derartiger Ziele stellt, entsprechen. Aber selbst dann, wenn solche Geschütze zur Verfügung ständen, wäre es kaum möglich, wirklich kriegsmäßige Schießübungen gegen Luftfahrzeuge abzuhalten, weil man mit den Zielen weder die Schnelligkeit, noch den raschen Wechsel der Bewegungen darstellen kann.

Über die Bedeutung der Artillerie im Festungskriege läßt sich bei dem Mangel an Kriegserfahrungen nur wenig sagen. Die in den neuesten Kriegen angegriffenen Festungen haben in keiner Weise den modernen Anforderungen entsprochen. Überall fehlten die in allen modernen Festungen vorhandenen Panzertürme, es fehlte an genügend zahlreichen weittragenden Geschützen. Welche Schwierigkeit das Niederkämpfen von Geschützen unter Panzerschutz für die Artillerie hat, davon kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man die gegen das kleine Ziel zu erwartende Trefferzahl berechnet. Nach einer solchen von dem österreichischen Hauptmann Berger in den Artilleristischen Monatsheften veröffentlichten Berechnung ist erst von durchschnittlich 167 Schüssen ein Treffer zu erwarten. Zur wirksamen Zerstörung eines Panzerturmes sind nach derselben Quelle drei Treffer aus dem 24 cm-Mörser nötig, d. h. es sind rund 500 Schuß, die ein Gewicht — nur das der Geschosse in Rechnung gestellt — von 66½ Tonnen haben. Dabei sind noch die allergünstigsten Verhältnisse, d. h. schußtafelmäßige Streuung und genauestes Einschießen vorausgesetzt. Nimmt man an, daß statt des 24 cm-Mörsers ein 30,5 cm-Mörser eingesetzt wird, der kürzlich in der österreichischen Belagerungsartillerie eingeführt ist, so genügt vielleicht schon ein Treffer. Das Gewicht der verfeuerten Munition würde aber darum nicht kleiner; denn die 30,5 cm-Granate wiegt gerade dreimal so viel wie die vom 24 cm Kaliber. Anderseits ist zu bemerken, daß die Beförderungsmittel wesentlich verbessert sind. Im Kriege 1870/71 kannte man weder Förderbahnen noch Kraftwagen und Radgürtel; es werden also weit größere Lasten als damals fortgeschafft werden können.

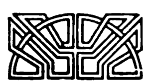
Aus dem Vorstehenden dürfte wohl ersichtlich sein, daß, mögen die äußeren Umstände noch so verschieden sein, nur eine nach jeder Richtung hin auf der Höhe stehende Artillerie die ihr im Zukunftskriege zufallenden Aufgaben zu erfüllen vermag. Nicht nur ihr Gerät muß sowohl nach Wirkung als auch nach Beweglichkeit allen Anforderungen entsprechen, sondern sie muß auch, um ihre Wirkung vom richtigen Ort aus gegen das richtige Ziel zur Geltung zu bringen, verständnisvoll geführt und kriegsmäßig ausgebildet sein. Denn improvisieren kann man auf dem Schlachtfelde nichts. Wenn man auch nicht erwarten darf, daß alle Handlungen sich wie ein Reflex vollziehen, so müssen doch Offiziere und Mannschaften durch abwechslungs-

Digitized by Google

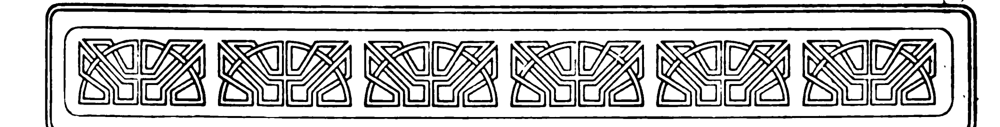
reiche, kriegsmäßige Übungen — allein und in Verbindung mit der Infanterie — dahin gebracht werden, daß sie das gewöhnlich im Gefecht Vorkommende beherrschen und nicht durch unvorhergesehene Ereignisse völlig lahmgelegt werden.

Die Verwirklichung der neuen Wehrvorlage ermöglicht erst der ganzen Artillerie häufig wirklich kriegsmäßige Übungen auszuführen, die dabei auftretenden Reibungen kennen und überwinden zu lernen. Mit Recht kann jetzt die Infanterie erwarten, daß sie von der Artillerie wie im Feldzuge 1870/71 eine wirksame Unterstützung findet.

Rohne,
Generalleutnant z. D.



Digitized by Google



Kritik.

„Es ist so unendlich viel schwieriger zu handeln, als hinterdrein zu urteilen, daß dem, der berufen war, im Drange der Begebenheiten selbst Entschlüsse zu fassen und sie auszuführen, die nachträgliche Würdigung des Geschehenen nur zu leicht als anmaßend erscheint. . . . . . Die Kritik wird ihr im Vergleich zum Handeln so geringes Verdienst in völliger Unparteilichkeit und in gewissenhafter Wägung und Benutzung aller Nachrichten zu suchen haben, die Licht über die Begebenheiten verbreiten. Es verschwindet nämlich in der Regel das geradezu unzweckmäßig und widersinnig Erscheinende ganz, sobald man die Motive, die tausend Reibungen und Schwierigkeiten übersieht, die sich der Ausführung im Kriege entgegengestellt haben."

Diese Worte des Feldmarschalls Grafen Moltke*) treffen nicht nur dort zu, wo es sich um die Beurteilung von kriegerischen Ereignissen des Ernstfalles handelt, sondern auch dort, wo Maßnahmen zu begutachten sind, die bei einer Friedensübung, sei es einer solchen mit oder ohne Truppen, getroffen würden.

Eine Kritik wird anderseits nur dann wahrhaft belehrend sein, wenn sie die Wirkung aus den Ursachen klar ableitet. Zwar wirft Clausewitz**) ein, daß man hierbei oft auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoße, weil man im Kriege die wahren Ursachen gar nicht kenne. Er hat hierbei jedoch die dürftigen kriegsgeschichtlichen Darstellungen seiner Zeit vor Augen; heute liegen die Dinge nach dieser Richtung wesentlich anders. Schon Moltke schreibt 1861***): „In heutiger Zeit verbreiten die vielen Augenzeugen von Ereignissen, an denen Millionen Menschen mithandelnd beteiligt sind, mündlich und in Druckschriften Licht über so viele einzelne Züge und Färbungen des großen Gemäldes, daß es bei vorhandener genauer Kenntnis des Kriegsschauplatzes und der handelnden Armee möglich wird, unter Zuhilfenahme der amtlichen und halbamtlichen Äußerungen beider Teile, den wesentlichen Zusammenhang der Ereignisse in deutlichen Zügen zu erkennen." Im Jahre 1867 schreibt der Feld-

*) „Kriegslehren", III. Seite 452. Kriegsgeschichtliche Darstellung.
**) Vom Kriege, II. Buch, 5. Kapitel.
***) A. a. O.

Digitized by Google

marschall*): „Die richtige historische Darstellung gibt die schärfste Kritik", und nach diesem Grundsatz ist unter seiner Leitung bei Abfassung der Generalstabswerke über die Kriege 1866, 1870/71 und 1864 verfahren worden. Er ist auch heute noch maßgebend für die kriegsgeschichtlichen Darstellungen des Generalstabes, nur daß diese, da unsere großen Kriege jetzt Jahrzehnte zurückliegen, naturgemäß mit der Kritik weniger zurückhaltend zu sein brauchen als ehedem, bald nach den Ereignissen.

So spricht sich Band V. der „Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik, der 18. August 1870", wenn er die geschichtliche Darstellung des älteren Generalstabswerkes auch im wesentlichen bestätigt, doch völlig offen aus über die vielfachen Mängel in der Führung, die an jenem Tage auf Deutscher Seite hervorgetreten sind, wobei eine große Zahl seitdem erschlossener Quellen eine sichere Grundlage gewährte. Das ältere Werk wollte nur Geschichte bringen, wobei freilich für den Kundigen immerhin viel unausgesprochene Kritik zwischen den Zeilen zu finden war, der „18. August" trägt dagegen den ausgesprochenen Charakter einer Studie zu Lehrzwecken. Sie scheut sich denn auch nicht offen auszusprechen, daß in der Schlacht von St. Privat—Gravelotte der Wille der Heeresleitung nicht, oder doch nur teilweise zur Ausführung gelangt sei**), daß die Heeresleitung im ganzen die Rolle des Zuschauers gespielt habe, der auf den Gang der Ereignisse kaum Einfluß geübt***), und zwar nicht zuletzt, weil der Übermittlungsdienst schwerfällig und langsam, jedenfalls unzureichend gearbeitet habe†). Der vom Prinzen Friedrich Karl gewählte Standpunkt bei Habonville wird als ungünstig bezeichnet, weil von ihm aus eine Einwirkung auf den Gang der Ereignisse auf dem linken Flügel der Zweiten Armee erschwert war. „Prinz Friedrich Karls Vorstellung von dem Gange der Ereignisse wich fortan bedeutend von der Wirklichkeit ab. . . . . Es war geboten, selbst zu prüfen, ob ein einheitliches Handeln des XII. und des Garde-Korps gewährleistet war, und ob die Hand des Oberbefehlshabers in das Vorführen der Truppen zur Entscheidung helfend und ausgleichend einzugreifen hatte." ††)

Dergleichen Urteile, wenn sie sich als nachträglich aus den Geschehnissen heraus entwickelte darstellen, haben nichts Verletzendes. Die uns in der Kriegsgeschichte überlieferte Erfahrung würde nutzlos verloren gehen, wenn wir nicht Folgerungen dieser Art aus ihr ziehen wollten. Das ist auch jetzt allgemein erkannt worden. Das französische Generalstabswerk über den Krieg 1870/71 hält sich zwar nicht völlig frei von Parteilichkeit weder hinsichtlich des damaligen Gegners noch hinsichtlich eines Teils der eigenen Generale, aber es bemüht sich in anerkennenswerter Weise, den Dingen auf den Grund zu gehen und kann das um so mehr, als es erst drei Jahrzehnte nach dem Kriege zu erscheinen begann, sonach durch keinerlei Rücksichten mehr eingeengt war. Die englische Regierung hat kein Bedenken getragen, die Berichte

*) A. a. O. **) Seite 580. ***) Seite 581. †) Seite 583. ††) Seite 232.

Digitized by Google

der mit der Untersuchung über die Ereignisse im südafrikanischen Kriege betrauten War-Commission alsbald zu veröffentlichen, und das amtliche Werk des englischen Generalstabes ist nicht nur ein Muster an Unparteilichkeit, sondern auch darin, wie alle von englischer Seite begangenen Fehler offen zugestanden werden. Der gründliche Wandel, dem die taktischen Anschauungen in der englischen Armee seit dem Buren-Kriege unterworfen worden sind, ist eine Folge des in ihr sich noch während des Krieges geltend machenden Bestrebens, die Ursachen der Mißerfolge zu erkennen und sich den Forderungen neuzeitlicher Waffenwirkung anzupassen.

Noch weiter ist man in Rußland gegangen. Indem der russische Generalstab nur fünf Jahre nach dem unglücklich verlaufenen Mandschurischen Kriege ein Werk hat erscheinen lassen, in dem nichts beschönigt wird, in dem die vollste Objektivität herrscht, lieferte er ohne Zweifel einen Beweis großer Selbstlosigkeit. Die Art dieser Veröffentlichung ist freilich durch die kühle Auffassung begünstigt worden, die in der russischen Nation und selbst in der Armee über die Niederlagen in der Mandschurei herrscht. Da der Krieg im Fernen Osten stets unpopulär war, und man ihn etwa so ansah wie anderswo ein verfehltes koloniales Unternehmen, wurde in Armee und Volk das Mißgeschick der russischen Waffen durchaus nicht mit jener brennenden Scham empfunden, wie sie bei jedem echten Preußen heute noch der Tag von Jena, bei den Franzosen der von Sedan hervorruft. Sodann war man in Rußland von jeher gewohnt, sich in der Kritik keinerlei Zwang anzutun. Vermied man es, mit der Polizei in Konflikt zu kommen, konnte man auch unter dem rein absolutistischen Regiment so ziemlich alles sagen, was einem beliebte. Nirgends wurde eine freiere und zum Teil boshaftere Sprache geführt, als in den Petersburger Salons. Nach dem Türkenkriege von 1877/78 ließen sich alsbald in der Militär-Literatur Stimmen vernehmen, die die begangenen Fehler und zutage getretenen Mißstände innerhalb der Armee öffentlich rügten. In erster Linie sei hier an die Veröffentlichungen Kuropatkins „Lowtscha, Plewna und Scheinowo“ erinnert. Kurz nach dem Mandschurischen Kriege haben sich zahlreiche Kriegsteilnehmer, berufene und unberufene, in öffentlichen Blättern, in erster Linie im „Invaliden“, „Wojenny Sbornik“ und im „Raswjädschik“ vernehmen lassen. Das erklärt zum Teil das baldige Erscheinen des großen und umfassenden amtlichen Werkes. Übelwollender Kritik einzelner, auch des Oberbefehlshabers in seinem vorzeitig veröffentlichten Rechenschaftsbericht an den Zaren, wurde dadurch am besten das Handwerk gelegt. Eine wirklich durchgearbeitete Geschichte des Krieges zu sein, kann freilich das russische Generalstabswerk nicht beanspruchen, eine solche zu liefern, war bei der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit nicht möglich. So entstand im wesentlichen nur eine umfangreiche, wenn auch sehr wertvolle Quellensammlung, freilich eine einseitige, da auf die Gegenseite kaum eingegangen worden ist, die Verhältnisse auf japanischer Seite vielmehr nur so weit skizziert sind, als es das Verständnis des Ganzen erforderlich macht.

Digitized by Google

Erklärt sich das baldige Erscheinen des russischen Generalstabswerkes über den Mandschurischen Krieg sonach einerseits durch die in Volk und Heer bestehenden Verhältnisse, so ist anderseits nicht zu übersehen, daß es nur über eine fortlaufende Reihe schwerster Versäumnisse und ernster Niederlagen zu berichten hat, inmitten deren die keineswegs seltenen Beispiele heroischer Tapferkeit nur wie bittere Tragik wirken. Bei uns wäre unmittelbar nach den beispiellosen Erfolgen des Krieges 1870/71 eine strenge Kritik fast wie Gehässigkeit erschienen. In diesem Sinne ist auch Moltkes Ausspruch über das Generalstabswerk*) aufzufassen: „Was in einer Kriegsgeschichte publiziert wird, ist stets nach dem Erfolg appretiert, aber es ist eine Pflicht der Pietät und der Vaterlandsliebe, gewisse Prestigen nicht zu zerstören, welche die Siege unserer Armee an bestimmte Persönlichkeiten knüpfen." Diese Worte entsprechen völlig der edlen Denkungsart des Feldmarschalls, der immer geneigt war, das Verdienst anderer in den Vordergrund zu stellen und nicht müde wurde, die Tapferkeit der Truppen zu rühmen, die überall zu siegen wußten, wo er sie hinwies. Keineswegs aber hat Moltke, der kritische Beurteiler so vieler Feldzüge, mit dem erwähnten Ausspruch das Recht und die Pflicht einer Kritik an den Kriegstaten auch unserer eigenen Armee für alle Zeiten abstreiten wollen. In der Art und Weise, wie wir sie zu üben haben, sollen wir uns freilich seine weise Mäßigung zu eigen machen, um so mehr, als wir in Deutschland auf die öffentliche Meinung Rücksicht zu nehmen haben.

Es ist ein schwerer Irrtum, wenn man glauben wollte, daß im Geburtslande der allgemeinen Wehrpflicht eine an kriegerischen Ereignissen oder an militärischen Verhältnissen überhaupt geübte Kritik, immer richtig verstanden würde. Infolge der Neigung des Deutschen, alles zu bekritteln, ist meistens das Gegenteil der Fall. Diese Neigung ist die Kehrseite des sonst dem Deutschen eigenen Dranges nach Wahrhaftigkeit und führt gelegentlich zu Auswüchsen, die in anderen Ländern undenkbar sind. Die immer wiederkehrenden geschmacklosen Schmähungen auf die „Junker von 1806" wären in Frankreich einfach unmöglich. Bei uns werden sie nicht nur vorgebracht, sondern auch geglaubt. Geschichtliche Kenntnisse sind in keinem Lande sehr verbreitet. Das wenige, was davon der breiten Masse zufließt, ist anderswo noch dazu gefärbt, aber wenigstens einseitig in patriotischem Sinne. Bei uns wird dagegen die Geschichte von gewissen Parteien mit Vorliebe in einem für unser eigenes Land ungünstigen Sinne ausgelegt. Die „Junker" von 1806 werden uns immer von solchen vorgehalten, die geflissentlich übersehen, daß keine Armee erbarmungsloser über sich selbst zu Gericht gesessen hat als die von 1806, noch, daß es dieselben Junker waren, die 1813 die Armee zum Siege führten. Derartige Geschichtsverdrehungen mahnen zur Vorsicht in öffentlich ausgesprochenen Urteilen über kriegerische Ereignisse. Ein

*) A. a. O., Seite 454.

Digitized by Google

Verfahren, wie es die Russen eingeschlagen haben, war bei uns nach 1870/71 nicht angebracht, zum Glück freilich auch nicht erforderlich.

Clausewitz*) sieht mit Recht eine große Schwierigkeit für die kritische Forschung darin, daß die Wirkungen im Kriege selten aus einer einfachen Ursache hervorgehen, sondern aus mehreren gemeinschaftlichen. Diese Schwierigkeit besteht für jede, auch allgemeingeschichtliche Forschung, wie für die Beurteilung menschlicher Verhältnisse überhaupt. Das heutige Geschlecht wird durch den schnellen, aber nicht immer völlig einwandfreien Nachrichtendienst der Presse leicht zu einem voreiligen Urteil über die Tagesereignisse verleitet. In vielen Fällen sollte man sich hierbei des französischen Wortes erinnern: „Tout comprendre, c'est tout pardonner". Eine militärische Kritik wird, wenn sie belehrend wirken will, sich ebenfalls bestreben müssen, alles zu verstehen, darum freilich nicht alles verzeihen dürfen. So wird sie, wenn sie gegen den Führer gerecht sein will, stets zu beachten haben, unter welchen Anschauungen und mit welcher Ausbildung eine Armee in den Krieg trat. Die Studie „Der 18. August" tut solches in vollem Maße, so wenn sie ausführt, daß damals das Verständnis für die Aufklärungstätigkeit der Kavallerie noch wenig oder gar nicht entwickelt war**), daß die Infanterietaktik nicht der Wirkung des Chassepotfeuers entsprach***). Darum aber wird nicht minder hervorgehoben, daß große Unterlassungen hinsichtlich der Aufklärung begangen sind, sowie, daß bei aller Anerkennung, die gerade an diesem Tage General v. Pape in vielfacher Hinsicht verdient, doch „seine Anordnungen unzweifelhaft dazu beigetragen haben, daß der Angriff der 1. Garde-Infanterie-Division ungewöhnlich schwere Opfer forderte"†).

Die englische Infanterie trat in den Südafrikanischen Krieg ebenfalls mit einer Fechtweise ein, die auf das neuzeitliche Gewehr kleinen Kalibers nicht mehr paßte. Dazu war sie durch verhältnismäßig leichte Erfolge in Kolonialkriegen verwöhnt. Die Beschaffenheit des Kriegsschauplatzes, die Größe der in Betracht kommenden Räume, die Schwierigkeit des Nachschubs auf den wenigen Schienensträngen des Landes, die eigentümliche Fechtweise des höchst beweglichen Gegners, das alles hat bei den anfänglichen Mißerfolgen der Engländer mitgewirkt. Gleichwohl sind die Führer nicht von Schuld freizusprechen. Sie ließen sich anfangs von den Verhältnissen überraschen und fanden bei aller persönlichen Tapferkeit nicht immer den Entschluß, den die Lage forderte. Das geistige Training der englischen Armee war im allgemeinen nicht auf der Höhe des körperlichen; man ist seitdem eifrig bemüht gewesen, diesem Mangel abzuhelfen.

Die russischen Niederlagen in der Mandschurei sind in erster Linie durch eine Reihe von Fehlern der Führung verschuldet. Das Bestreben, sicher zu gehen,

---

*) Vom Kriege, II. Buch, 5. Kap. **) Seite 582. ***) Seite 588.
†) Seite 457.

Digitized by Google

überwog oben und unten den Siegesdurst; unbestreitbar aber ist ferner, daß die Truppe, bei allem Heroismus, den sie stellenweise an den Tag legte, in entscheidenden Augenblicken versagt hat. Ist es doch Kuropatkin nicht gelungen, bei Liaoyan mit etwa 90 Bataillonen 1½ feindliche Divisionen über den Taitsyho zurückzuwerfen. Die ungesunden inneren Verhältnisse der Armee, die Unbeliebtheit dieses Krieges, die zunehmende Gärung im großen russischen Reiche haben wesentlich mit eingewirkt, das Kriegsinstrument stumpf zu machen.

So wirken in jedem Kriege mannigfache Ursachen bis in die Schlachten hinein mit. Die Kritik kann sich nicht damit begnügen, wie Clausewitz sagt*), „bei willkürlichen Satzungen stehen zu bleiben, es kommt für sie vielmehr alles darauf an, bis zu unzweifelhaften Wahrheiten durchzudringen". Um sich bis zur äußersten Klarheit durchzuringen, die es allein ermöglicht, eine Lage einwandfrei zu beurteilen, gehört, daß nach Moltke**) eine gerechte Kritik sich fragt, was die Führer zur Zeit des Handelns wissen konnten, und sich nicht durch den nachmaligen Lauf der Dinge und die Kenntnis der Verhältnisse beeinflussen läßt.

Das gilt mehr oder weniger auch für den Leitenden von Friedensübungen mit oder ohne Truppen, im Gelände wie auf der Karte. Er wird sich stets zu sagen haben, daß er nicht die gleiche Auffassung, wie sie bei ihm besteht, ohne weiteres bei dem Handelnden, der nur die Lage bei seiner Partei übersieht, voraussetzen darf. Es klingt das durchaus selbstverständlich, und doch geschieht es nicht immer, aus dem einfachen Grunde, weil es überaus schwer ist, von Dingen abzusehen, die man selbst weiß. Daran liegt es auch zum Teil, daß der Leitende sich gelegentlich von der Handlungsweise eines Parteiführers völlig überrascht sieht. Anderseits findet solches freilich darin seine Erklärung, daß, wie Ranke sagt, es überhaupt nur den Geistern erster Klasse gegeben ist, sofort alle Seiten einer Lage richtig zu erfassen, und wer möchte sich ihnen zuzählen? In jedem Falle wird der Leitende von seinem höheren Standpunkt und der größeren Übersicht, die er besitzt, nur dann den richtigen Gebrauch machen, wenn er so objektiv als möglich verfährt, was keineswegs ausschließt, daß er seine Ansicht bestimmt äußert, vielmehr ihr nur größeres Gewicht zu geben geeignet ist.

Die Kritik darf hier sowohl wie bei Beurteilung kriegerischer Vorgänge „von dem Vorteile ihres größeren Horizontes Gebrauch machen"***). Sie müßte sich sonst auf kriegsgeschichtlichem Gebiet auch „jedes Ausspruchs über ein großes Talent enthalten. Sie kann einem großen Feldherrn die Lösung seiner Aufgabe nicht mit denselben Daten wie ein Rechenexempel nachrechnen, sondern sie muß, was in der höheren Tätigkeit seines Genies gegründet war, erst durch den Erfolg, durch das sichere Zutreffen der Erscheinungen bewundernd anerkennen und den wesentlichen Zu-

*) Vom Kriege, II. Buch, 5. Kap.
**) A. a. O., Seite 453.
***) Clausewitz, II. Buch, 5. Kap.

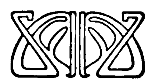
Digitized by Google

sammenhang, den der Blick des Genies ahnte, erst faktisch kennen lernen. . . *). Diese höhere Stellung der Kritik, ihr Lob und Tadel nach völliger Einsicht der Sache, hat auch an sich nichts, was unser Gefühl verletzt. . . . Der, welcher die Kritik übt, kennt die gemachten Fehler aus dem Zusammenhange der Dinge und fordert von der Kapazität des Handelnden, daß er sie hätte sehen sollen".*) Wollte man auf eine derartige Kritik völlig verzichten, man würde die Lehren der Kriegsgeschichte niemals für die Gegenwart nutzbar machen können. Es ist ein Urteilen nach dem Erfolge, aber als solches nicht zu verwerfen, vorausgesetzt, daß aus ihm keine Folgerungen gezogen werden, die für andere Lagen nicht passen.

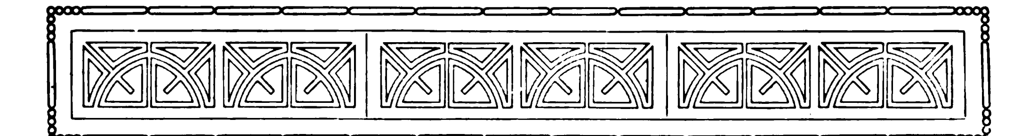
Dahin gehört u. a. eine übertriebene Bewertung von Erscheinungen neuzeitlicher Kriege, die, weil wir selbst lange Zeit hindurch keinen Krieg geführt haben, vielfach als umwälzende Neuerungen betrachtet worden sind. Dabei wurde übersehen, daß die meisten dieser Erscheinungen bereits in früheren Kriegen aufgetreten waren. Es sei nur auf so manche voreilig gezogenen Schlüsse aus dem Buren-Kriege und dem russisch-japanischen Kriege erinnert. Sie wären nicht gezogen worden, wenn die Kenntnis der Kriegsgeschichte allgemeiner verbreitet gewesen wäre. Solche Kenntnis vermag allein das sichere Urteilsvermögen zu entwickeln, das befähigt, das Wahre vom Falschen, das Allgemeingültige vom Besonderen zu unterscheiden. Nicht Theorie ist es, die uns die Kriegsgeschichte bietet, sondern Bildung und Schulung unseres Geistes, vor allem aber unseres Vorstellungsvermögens, das ohne sie stets unvollkommen bleiben wird. Keine Erfahrung von Übungen auf der Karte oder im Gelände, keine Manövererfahrung kann darin Ersatz bieten. So wertvoll, ja unentbehrlich für die Führerausbildung sie auch ist, sie wird gar zu leicht die Farbe des Sonderfalles oder doch von Sonderfällen annehmen, nicht jene ursprüngliche an sich tragen, wie sie der durch die Kriegsgeschichte überlieferten Erfahrung eigen ist.

*) Clausewitz, II. Buch, 5. Kap.

Frhr. v. Freytag-Loringhoven,
Generalleutnant und Oberquartiermeister
im Generalstabe der Armee.



Digitized by Google



Korea unter japanischer Herrschaft.

Die Annexion Koreas.

Skizze 56.

Seit Jahrhunderten strebt Japan nach dem Besitz von Korea. Zwei siegreiche Kriege erfüllten in der Gegenwart die alten Hoffnungen der Nation. Der Friede von Shimonoseki schaltete China aus; der Friede von Portsmouth beseitigte den Einfluß Rußlands. Schon mit Beginn des mandschurischen Feldzuges sah sich das militärisch bedeutungslose und wirtschaftlich verkommene Korea zur Anerkennung der japanischen Oberhoheit gezwungen. Nach dem Kriege verwandelte ein neues Abkommen die Halbinsel in einen Vasallenstaat. Der japanische Staatsmann Fürst Ito übernahm die Leitung der koreanischen Geschäfte. Er kam als ein ehrlicher Freund des verarmten Volkes. Doch seine Politik der Milde und Schonung stieß in den Ränken des Hofes und in der Unfähigkeit der koreanischen Beamtenschaft auf immer neue Schwierigkeiten. Als Kaiser Yi-köng den hoffnungslosen Versuch unternahm, auf der Friedenskonferenz von Haag gegen die „Vergewaltigung" von Korea zu protestieren, zwang Japan ihn zur Abdankung. Sein Sohn Itschak, ein gefügiges Werkzeug in den Händen Japans, bestieg an seiner Stelle den Thron. Wohl erkannte ein Bruchteil des koreanischen Volkes die furchtbare Gefahr, die seiner nationalen Selbständigkeit drohte. Die Patriotenpartei griff zu den Waffen; allein ihr Widerstand wurde von der japanischen Besatzung rasch und energisch gebrochen. Die koreanische Armee, die an den Unruhen nicht unbeteiligt geblieben war, wurde aufgelöst.

Fürst Ito trat 1909 von seinem Posten zurück. Sein Nachfolger, Vicomte Soue, versuchte die alte Politik der Schonung fortzusetzen, obwohl die einflußreiche Militärpartei in Japan immer dringender die Anwendung schärferer Mittel forderte. Da gab im Sommer 1910 die Ermordung des Fürsten Ito durch einen Koreaner das Zeichen zur förmlichen Annexion. Sie durchzuführen, wurde der tatkräftige Kriegsminister Terauchi berufen, dem, zunächst neben seinem bisherigen Amt, der Posten des Generalresidenten von Korea übertragen wurde. Am 28. August 1910 wurde das Edikt der Annexion veröffentlicht. Der Staatsvertrag zwischen Japan und Korea, von Terauchi und dem koreanischen Ministerpräsidenten Yi-Wau-Yang ver-

Digitized by Google

einbart und von beiden Herrschern unterzeichnet, überträgt alle Souveränitätsrechte auf den Kaiser von Japan. Der Kaiser von Korea und die Prinzen seines Hauses erhalten Ruhegelder. Koreanische Beamte, die sich der neuen Regierung loyal anschließen, werden in den japanischen Reichsdienst übernommen. So wurde Korea zur japanischen Provinz. Das Land, das sich über ein Jahrtausend den beiden Großmächten der gelben Rasse gegenüber zu behaupten wußte, das selbst, als Vermittler der buddhistischen Kultur, für die innere Entwicklung Japans entscheidende Bedeutung hatte, war aus der Reihe der selbständigen Staaten gestrichen.

Im Anschluß an den Annexionsvertrag regelte Japan die Beziehungen Koreas zum Auslande. Die meisten zwischen Korea und den fremden Mächten geschlossenen Verträge traten außer Wirksamkeit. Der koreanische Tarif für Ein- und Ausfuhr, die Sonderrechte der Niederlassungen und die Bestimmungen über Küstenschiffahrt und offene Häfen blieben für die nächsten zehn Jahre in Kraft; nur das zum Kriegshafen ausersehene Masampo-Chinkai wurde geschlossen, an seiner Stelle Shingishu eröffnet. Doch schon 1913 gelang es der Regierung durch Verhandlungen mit den fremden Mächten, die Vorrechte der Niederlassungen zu beseitigen. Die Ausländer traten unter die volle Verwaltungshoheit der japanischen Behörden.

Die Annexion vergrößerte den Flächeninhalt Japans nahezu um die Hälfte des bisherigen Besitzes. Korea, oder wie die Japaner es nennen, Chosen, umfaßt 218 650 qkm. Die Volkszählung von 1911 ergab über 14 Millionen Einwohner, unter denen sich etwa 210 000 Japaner (1913: 245 000) und einschließlich der besonders zahlreichen Chinesen rund 13 000 Ausländer befanden.

Der Zustand des Landes und des Volkes war unter der koreanischen Herrschaft trostlos. Eine geldgierige, bestechliche Beamtenschaft hatte den Fleiß und Erwerbssinn der Nation vernichtet. Fast alle Gebiete der Volkswirtschaft lagen brach. Der Ackerbau, der mit seinen Ernteergebnissen für die Wohlfahrt des reinen Agrarstaates schlechthin bestimmend war, fand in der Regierung nicht die geringste vorsorgende Unterstützung. Die ehemals reichen Forsten von Korea waren dem Untergange preisgegeben. Der Regen spülte die Erdkrume von den entwaldeten Bergen; rasch strömende Gebirgswässer verschlammten Acker und Reisfeld. Allein im Norden des Landes, an den Ufern des Yalu, des Taidong und des Tumen lagen größere Forstbestände, reich genug, um noch kurz vor dem Mandschurischen Kriege die Begehrlichkeit russischer Unternehmer anzulocken. Eine Industrie im europäischen Sinne gab es nicht. Die Heimarbeit in kleinen und kleinsten Betrieben vermochte nur das Allernotwendigste zu liefern. Handel und Verkehr entsprachen der geringen Entwicklung des Gewerbes. Die Frachten waren auf Träger, Packtiere und Ochsenkarren angewiesen; Straßen und Brücken befanden sich in denkbar schlechtestem Zustande. Erst mit dem Jahre 1900 mit der Eröffnung der von den Amerikanern begonnenen, 40 km langen Linie Seoul—Chemulpo setzte der Eisenbahnverkehr in Korea ein. Im nächsten Jahre gelang es

Digitized by Google

japanischen Unternehmern, die Bauerlaubnis für die Strecke Seoul—Fusan (450 km) zu erhalten.

Verwaltung und Finanzen. Die Eigenart der jungen Kolonie mit ihrer stamm- und kulturverwandten, aber wirtschaftlich rückständigen Bevölkerung forderte eine besonders sorgfältige und durchdachte Organisation der Verwaltung. Ihr gesunder straffer Aufbau war die erste Vorbedingung für reformatorische Erfolge. An die Spitze der koreanischen Verwaltung trat, vom Kaiser aus der Reihe der Generale und Admirale unmittelbar ernannt, der Generalgouverneur. Alle militärischen und maritimen Streitkräfte, die Gendarmerie und die Polizei der Halbinsel sind ihm unterstellt. Er regelt selbständig die Landesverteidigung. Für die ganze innere Politik der Kolonie, für wichtige Gebiete des Rechtswesens und für die Entwicklung des Verkehrs gibt die neue Verfassung dem Generalgouverneur weitgehende Machtbefugnisse. Die leitenden Stellen der Zentralbehörden besetzte man mit Japanern. Immerhin wurden die einflußreichsten Männer des koreanischen Volkes im Adel und in der Beamtenschaft nicht völlig übergangen. Mit der Berufung in den „Landesrat", der als beratende Körperschaft dem Generalgouverneur angegliedert wurde, mit japanischen Adelstiteln und namhaften Geldmitteln gelang es, diese Kreise für das japanische Staatsinteresse zu gewinnen.

Zugleich mit der Organisation der Verwaltnng begann man, den verkommenen koreanischen Staatshaushalt nach modernen Finanzgrundsätzen aufzustellen. Die Verpflichtungen, die sich aus den alten, etwa 60 Millionen Mark betragenden Staatsschulden ergaben, wurden von Japan übernommen. Seit dem 1. Oktober 1910 führt Korea ein besonderes, vom japanischen Reichshaushalt getrenntes Budget. Nur die Wehr- und Schutzaufgaben der Kolonie, die Beträge für die auf der Halbinsel stehenden Truppen, die Gendarmerie und die Polizei werden vom Mutterland selbst bestritten. Der Voranschlag für 1913/14 (Rechnungsjahr 1. April bis 31. März) schließt in Einnahme und Ausgabe mit 122 Millionen Mark ab (+ 12 Millionen gegen das Vorjahr). Die ordentlichen Einnahmen, etwa die Hälfte der Gesamtsumme, bringt Korea selbst auf; sie fließen aus Steuern, Zöllen, Stempelabgaben und den Erträgen von Regierungsunternehmungen. Zur Deckung des Fehlbetrages dienen die außerordentlichen Einnahmen, die sich aus dem Zuschuß des Mutterlandes und aus in Japan aufgenommenen inneren Anleihen zusammensetzen. Die Einführung neuer Steuern suchte man zu vermeiden. Die Zölle waren nach den Erklärungen der Annexion bis 1920 gebunden. So beschwert der Zuschuß, den Japan seit der Besitzergreifung für Korea zu leisten hat, nicht unwesentlich den heimischen Etat.

Es zeugt für die Einsicht und die Tatkraft der japanischen Staatsmänner, daß sie trotz der Finanznöte des Mutterlandes die für die Entwicklung von Korea erforderlichen Gelder bereitstellten. Denn der Mehrbelastung des japanischen Reichshaushaltes steht die begründete Aussicht gegenüber, daß aus der kolonialen Saat einst der Wirtschaft und dem Vermögen der Nation gewichtige Werte und Vorteile erwachsen.

Digitized by Google

Strategische Bedeutung der Erwerbung.

Weit vorausschauende Unternehmungen finden oft nur dann finanzielle Unterstützung, wenn sich wirtschaftliche Zwecke mit greifbaren militärischen Zielen verbinden. Wie für die Anlage des Kaiser Wilhelm- und des Panama-Kanals Gesichtspunkte der Landesverteidigung entscheidend mitsprachen, so bedeutet auch für Japan die Erwerbung von Korea eine bedeutsame Verschiebung der strategischen Lage. Mit der Annexion der Halbinsel gab es die Vorteile seiner unangreifbar insularen Stellung auf. Der offensive, tatenfrohe Geist des Volkes begnügte sich im Gegensatz zu England nicht mit der politisch und militärisch einfachen, wenn auch in ihrer Wirksamkeit beschränkten Form der reinen Seemacht. Als Japans Staatsmänner, getragen von dem Willen der Nation, die Grenzen des Reiches bis an den Yalu und Tumen verschoben, schufen sie für immer die Notwendigkeit, die Armee als machtvollen, in den Geschicken des ostasiatischen Festlandes entscheidenden Faktor zu erhalten. Auf diesem Boden erwachsen Probleme, deren Lösungen über die engere Zukunft Japans hinaus die schwerwiegendsten Fragen in der Politik und in der Kräfteverteilung des Stillen Ozeans berühren. Der Zwiespalt zwischen Landmacht und Seegeltung greift tief in die Ideenwelt und die letzten Ziele des japanischen Volkes ein. Seit dem Winter 1912 steht die Forderung von zwei neuen Divisionen für Korea im Mittelpunkt der ganzen inneren Politik des Landes. Die Verstärkung der Truppen in Korea erscheint im Hinblick auf den möglichen Ausbau der chinesischen Armee und die baldige Vollendung des zweiten Gleises der russisch-sibirischen Bahn wohl begründet. Trotzdem gelang es der Militärpartei bis zur Stunde nicht, die gegenwärtige Mehrheit des Abgeordnetenhauses, deren Sympathien vor allem der Entwicklung der japanischen Seemacht angehören, von der Notwendigkeit der beiden neuen Divisionen zu überzeugen.

Rußland gegenüber bedeutete die Erwerbung der Halbinsel eine gewichtige und dauernde Verbesserung der seestrategischen Lage. Mutterland und Kolonie umspannen im doppelten Bogen das japanische Meer. Die Befestigungen auf beiden Seiten der Straße von Korea, um deren Freiheit Rußland jenen hartnäckigen diplomatischen Kleinkrieg vor dem Waffengange von 1904 mit an erster Stelle führte, sperren jeden Ausweg nach Süden. Sie unterbinden die operative Ausnützung des Kriegshafens von Wladiwostok und beschränken die Seegeltung Rußlands im fernen Osten auf rein örtliche Zwecke. So sichert die Annexion Koreas im gewissen Sinne die Frucht des Sieges von Tsushima.

Die militärischen Gefahren, die aus der neuen Landgrenze für Japan erwachsen können, werden durch einige strategische Vorteile wesentlich gemindert. Die Einverleibung der Halbinsel gibt die Möglichkeit, ihr Eisenbahn- und Straßennetz, ihre wirtschaftlichen Hilfsmittel und, wenn auch in weiterer Ferne, die Kraft des koreanischen Volkes selbst in den Dienst der japanischen Kriegführung zu stellen. Die beiden großen Etappenlinien, die jetzt auf mandschurischem Boden über Dairen und auf koreanischem über Fusan und Chemulpo an die leistungsfähige Transportflotte

Digitized by Google

anschließen, stellen die Heeresversorgung auf eine doppelte Basis. Sie befreien künftige Operationen in ihren Zielen und in ihrer Energie zum großen Teil von dem lähmenden Zwange ungünstiger Verbindungen, den die japanische Heeresleitung im letzten Kriege nicht immer zu überwinden wußte.

Truppen in Korea.

Zur Zeit besteht die Besatzung der Halbinsel aus einer Division, einer selbständigen Infanterie-Brigade und einem Bataillon schwerer Artillerie. Die gesamten Kräfte sind einem besonderen Oberkommando unterstellt. Die Division — gegenwärtig die 8. — wird im zweijährigen Wechsel abgelöst. Sie liegt mit einer Infanterie-Brigade und der Masse der übrigen Waffengattungen im Nordosten; der Rest sichert die Bahn Seoul—Shingishu. Ihre wichtigste Aufgabe ist der Grenzschutz. Die selbständige Infanterie-Brigade steht im Gegensatz zur Division dauernd in Korea. Sie setzt sich aus einzelnen Kompagnien verschiedener Divisionen zusammen, aus deren Zahl jährlich die Hälfte entlassen und durch neue Kompagnien anderer Divisionen ergänzt wird. Ihre Aufgabe ist der Schutz des Südens und der wichtigsten Bahnstrecke Fusan—Taiden.

Die starke Anspruchnahme im Wachtdienst und die außerordentliche Zersplitterung — manche Posten sind bis 200 km meist schwieriger Gebirgswege vom Regiments-Stabsquartier entfernt — beeinflussen die Ausbildung im hohen Grade. Im Winter 1912 wurden die Rekruten der Infanterie zum ersten Male in Korea selbst eingestellt. Die Entlassung der alten Mannschaften erfolgte aber erst nach der Rekrutenbesichtigung. Für den größten Teil der Infanterie schließt die Ausbildung im Rahmen der Kompagnie. Das Gelände selbst mit seinen im Vergleich zu Japan flachen und weiten Bergformen gestattet, Gefechtsaufgaben besonders kriegsmäßig anzulegen. Nach deutschen Berichterstattern ist es besonders beachtenswert, daß auf dem Boden von Korea fast alle bei den Truppenübungen in Japan getadelten, allein durch die Ungunst des Geländes bedingten Maßnahmen verschwinden. Sehr eingehend wird der Posten- und Patrouillendienst betrieben. Die großen Entfernungen und das oft schwierige fremde Gelände stellen an den einzelnen Mann Anforderungen, die eine vortreffliche Schule für den Ernstfall bilden. Als ein bemerkenswerter Erfolg der systematischen moralischen Erziehung des japanischen Soldaten verdient hervorgehoben zu werden, daß selbst der einsamste Posten niemals seine stramme soldatische Haltung vernachlässigt. Sein ausgeprägtes Pflichtbewußtsein und seine überzeugte Disziplin kommen auch in dem Benehmen der Bevölkerung gegenüber klar zum Ausdruck.

Die neuen, soeben erst vollendeten militärischen Anlagen im Norden Koreas zeigen in ihrer Technik den Niederschlag aller Erfahrungen, die man in Japan und in Europa zu sammeln wußte. Die Kasernenbauten nähern sich unter den kälteren klimatischen Bedingungen der Halbinsel mehr dem europäischen Vorbilde. Wie überall in Korea hat die japanische Regierung auch bei der Errichtung der Kasernen unzweckmäßige und in ihren Folgen unwirtschaftliche Ersparnisse vermieden. Die für je

Digitized by Google

zwei Kompagnien bestimmten Häuser sind aus Granit und Ziegeln gebaut. Sämtliche Gebäude haben elektrische Beleuchtung. Der Strom wird, soweit nicht Elektrizitätswerke am Orte vorhanden sind, selbst hergestellt. Die Küchen sind mit den neuesten Dampfkochapparaten versehen; die Baderäume enthalten große steinerne Becken mit Dampfheizung. In Kainei und Ranan besitzt die Militärverwaltung eigene Wasserwerke. Jedes Bataillon verfügt über einen geräumigen Exerzierschuppen, das Kavallerie-Regiment und jede Artillerie-Abteilung über eine gedeckte Reitbahn. Um Unteroffizieren und Mannschaften das Leben fern von der Heimat so angenehm wie möglich zu gestalten, sind besondere Gebäude für Kantine, sportliche Spiele und gesellige Vereinigungen geschaffen. Die Feldwebelleutnants haben eigene Wohn- und Versammlungshäuser. Die Offizierkasinos sind für japanische Verhältnisse reichlich ausgestattet. Sie sind mit den freundlichen Dienstwohnungen der Offiziere durch gedeckte Gänge verbunden.

Die Verpflegung ist erheblich besser als in der Heimat. Der tägliche Satz für Zuspeisen, dem deutschen Beköstigungsgeld entsprechend, übertrifft mit 40 Pfennigen den japanischen Betrag um das Doppelte, obwohl die Hauptbestandteile der Zukost — Fisch, Fleisch und Gemüse — eher billiger als in der Heimat sind. So können den Leuten recht reichliche Mittags- und Abendmahlzeiten, fast täglich je einmal Fleisch und Fisch geliefert werden. Die Kantinen, von den Truppen selbst verwaltet, führen gute, billige Waren. Reis und Gerste für die Mannschaftsverpflegung, die aus hygienischen Gründen gemischt die deutsche Brotportion ersetzen, werden zum größten Teil im Lande angekauft. An Bekleidung besitzen die Truppen neben der alten dunklen Uniform zwei vollständige Sommer- und Wintergarnituren neuer Art. Auf den Kammern lagern für den harten koreanischen Winter bedeutende Bestände an Pelzen, Unterzeug und Tuchhandschuhen.

Von den ehemals koreanischen Truppen blieb allein die frühere Leibgarde in der Stärke von einem Bataillon und einer Eskadron bestehen. Auch sie wurde am 1. Mai 1913 bis auf zwei Kompagnien mit zusammen 150 Mann aufgelöst. Die allgemeine Wehrpflicht der koreanischen Bevölkerung kommt für absehbare Zeit nicht in Frage. In erster Linie mag man sich ähnlich wie die Russen in Finnland scheuen, die politisch noch unsichere Bevölkerung zu bewaffnen. Allerdings würde der stattliche, kräftige Koreaner einen körperlich durchaus vollwertigen Ersatz bilden. Ihm fehlen aber die für den Soldaten unerläßlichsten Imponderabilien, Disziplin und Dienstfreudigkeit, Liebe zu Herrscher und Vaterland, die gerade der Japaner in so hohem Maße besitzt. Vielleicht gelingt es der zähen Beharrlichkeit der japanischen Regierung unter kluger Benutzung der Schule, die kommenden Generationen allmählich mit japanischem Geiste zu durchdringen und sie so zu befähigen, einen auch moralisch brauchbaren Ersatz zu stellen. Aus den besseren koreanischen Familien wurden bald nach der Besitzergreifung junge Leute in die japanischen Kadettenkorps aufgenommen.

Digitized by Google

Sie wurden 1912 zum ersten Mal als Fähnriche in die Armee eingereiht und Infanterie-Regimentern Alt-Japans überwiesen.

Gendarmerie und Polizei.

Nicht ohne Bedeutung für die Besatzungstruppe sind die starken Gendarmerie- und Polizeikräfte der Halbinsel. In ihren Händen lag in den letzten Jahren vornehmlich die Sicherung des Landes gegen innere Unruhen. Die Gendarmerie verfügt heute über 3500 Japaner und 4500 Koreaner. Sie hält in erster Linie die Grenze und schwächer besiedelte Landschaften besetzt. Die Koreaner werden als Hilfsgendarmen verwendet. In ihren Khakiuniformen sind sie bei flüchtiger Betrachtung von den Japanern kaum zu unterscheiden. Nach Leistungen und Dienstzeit werden sie unter sich befördert, bleiben aber stets Untergebene der japanischen Gefreiten. Die Polizei sichert im Gegensatz zur Gendarmerie größere Ortschaften, Eisenbahnlinien und offene Häfen. Die gesamte Polizeimacht beträgt, je zur Hälfte Japaner und Koreaner, rund 6000 Mann. An der Spitze der Gendarmerie und der Polizei steht ein japanischer Generalleutnant. In seinem Stabe finden einige höhere koreanische Beamte Verwendung.

Eisenbahnen.

Zu der militärischen und politischen Sicherung des Landes gesellt sich der planmäßige und energische Ausbau der Verkehrswege. Die Leistungen Japans auf diesem Gebiete bedeuten trotz der schlechten Finanzlage des Heimatlandes und großer technischer Schwierigkeiten eine beachtenswerte Tat in der Geschichte kolonialer Unternehmungen und Erfolge.

In erster Linie galt es, den Ausbau der von Fusan über Seoul nach Shingishu führenden, 940 km langen Strecke abzuschließen. Sie bildet strategisch und wirtschaftlich das eigentliche Rückgrat des koreanischen Eisenbahnnetzes. Ihr Bau, der zum Teil während des Krieges vollendet werden mußte, trug zunächst einen mehr behelfsmäßigen Charakter. Sofort nach dem Friedensschlusse setzten umfassende Verstärkungsarbeiten ein. Mit beträchtlichen Kosten wurden einzelne Strecken verlegt, hölzerne Brücken durch eiserne ersetzt, Rampen und Ausweichgleise erweitert und vermehrt. Eine künftige zweigleisige Anlage bietet auf der Strecke Seoul—Shingishu keine besonderen Schwierigkeiten; dagegen würde der vornehmlich Gebirgsland durchschneidende Südabschnitt Fusan—Seoul erheblichere Mittel beanspruchen. Die Bahn ist mit dem neuesten und schwersten Material, amerikanischen Lokomotiven und Güterwagen mit 22 bis 26 t Ladefähigkeit, ausgestattet.

Ihre Krönung fand die Strecke, als am 3. November 1911 die Antung—Mukden-Bahn und die Yalu-Brücke dem Verkehr übergeben wurden. Damit war eine neue transkontinentale Bahn geschaffen, die Europa mit dem Fernen Osten unmittelbar verbindet. Japanische Schnellzüge laufen heute von der Übergangsstation Tschangtschun über Seoul nach Fusan. In zehnstündiger Seefahrt erreichen von dort die Anschlußdampfer in Shimonoseki die Küste von Alt-Japan. Die ungeheuere Entfernung Berlin—Tokio wird auf dem Wege über Korea in knappen dreizehn Tagen bewältigt.

Digitized by Google

Die Yalu-Brücke selbst ruht auf zwölf steinernen Pfeilern. Sie überspannt den Strom unfern des Schlachtfeldes vom 1. Mai 1904 in einer Breite von 1000 m. Durch normalspurige Zweiglinien sind die Hafenstädte Masampo, Chemulpo und Chinampo an die Hauptstrecke angeschlossen.

Im Jahre 1914 werden zwei weitere, ihrer Länge nach bedeutendere Linien vollendet werden, die Honan-Bahn, die Taiden mit Mokpo und Kunsan verbindet, und die wichtigere Keigen-Bahn, die von Seoul nach Genzan führen soll. Die Arbeiten an der Honan-Bahn sind besonders weit fortgeschritten. Ihre Gesamtlänge beträgt 273,5 km. Sie wird mit die fruchtbarsten Gebiete des Landes erschließen. Die Bedeutung der zweiten Linie, der Keigen-Bahn, kann für die Entwicklung Mittel-Koreas kaum hoch genug bewertet werden. Sie verkürzt die Reise aus dem Nordosten, die bisher auf den schwerfälligen Seeweg über Fusan angewiesen war, um fast zwei Tage. Mehr denn je wird Seoul durch diese Strecke zum wirklichen Mittelpunkt der Halbinsel werden. Die militärischen Vorteile der Bahn liegen in der gesicherten Verbindung, die eine an der Ostküste operierende Heeresabteilung unabhängig von der Seeherrschaft gewinnt. Die Strecke führt durch Bergland mit tief eingeschnittenen, schmalen Tälern und vielfach fast senkrechten Granit- und Basaltwänden. Ihre schweren 10 m-Schienen und das Brückenmaterial stammen aus Amerika. Die Schwellen — Nuß- und Eichenholz — sind aus Sachalin und Hokaido, der Nordinsel Alt-Japans, bezogen. Die Mehrzahl der Lokomotiven lieferte Borsig.

Die Bahn ist als das erste Glied einer großen Verbindungslinie zwischen Korea und der nördlichen Mandschurei gedacht. Sie soll von Genzan über Kainei nach Tschangtschun führen. Ihr Ausbau, der allerdings vor 1923 nicht zu erwarten ist, würde der japanischen Heeresleitung neben den Linien Dairen—Mukden und Fusan—Mukden eine dritte leistungsfähige Aufmarschbahn zur Verfügung stellen. Die mandschurische Endstrecke Tschangtschun—Kirin konnte bereits 1912 dem Verkehr übergeben werden. Sie wurde vertragsmäßig von China, aber unter der Leitung eines japanischen Chefingenieurs und zur Hälfte mit japanischem Gelde gebaut. Auf koreanischem Boden wird zur Zeit im Zuge der künftigen Hauptstrecke eine Förderbahn betrieben. Sie wurde im Kriege gegen Rußland von Pionieren gelegt. Der eingleisige, durchaus behelfsmäßige Unterbau gestattet nur den Verkehr von sehr leichten, kleinen Wagen, die von chinesischen oder koreanischen Arbeitern gezögen werden. Die Strecke führt vom Hafen von Seishin bis zu den Kasernen von Kainei. Die Unterhaltung der Bahnanlagen ist die Aufgabe des Pionier-Bataillons Kainei. Die Betriebsleitung liegt in den Händen der Militärverwaltung.

Im Sommer 1912 verfügte Korea über ein Vollbahnnetz von 1400 km. Die Wahl der mitteleuropäischen Spurweite auf allen Hauptlinien gestattet im Frieden und besonders auch im Kriege einen ungehinderten Übergang auf chinesische Strecken.

Digitized by Google

Schwierigkeiten bestehen allerdings für den Materialersatz, da die japanischen Bahnen, selbst auf den wichtigsten Linien, nur die 1 m breite Kapspur führen. Um so mehr ist die japanische Regierung bestrebt, die eigenen Bestände der koreanischen Bahnen, besonders an Lokomotiven und Güterwagen, möglichst zu verstärken. Für Eisenbahnbauten stehen in den Jahren 1910 bis 1915 rund 65 Millionen Mark zur Verfügung.

Straßen.

Mit den Eisenbahnen verflechten sich die neuen Straßennetze. Bis 1915 sollen 26 Straßen von zusammen 2300 km Länge vorhanden sein. Die gesamten Kosten überschreiten 30 Millionen Mark. Militärisch wichtig sind vor allem die Verbindungen Seoul—Genzan und Seishin—Kainei. Beide Straßen nähern sich ihrer Vollendung. Ihre Breite beträgt 7 m. Die Brückenstärken genügen für den Verkehr mit Lastkraftwagen. Von besonderer Bedeutung als kürzeste Verbindung zwischen der Ost- und Nordküste erweist sich die Straße Pyöngyang—Genzan. Sie spielte bereits im Kriege gegen China eine gewisse Rolle. Auf dem damals noch saumpfadähnlichen Wege marschierte die bei Genzan gelandete 5. japanische Infanterie-Brigade in die Flanke und den Rücken des bei Pyöngyang versammelten Gegners vor. Mit dem fortschreitenden Ausbau des Wegenetzes haben sich vielfach Unternehmer gefunden, die Automobil-Linien — meist nur mit einem Wagen — eingerichtet haben. Die Fahrzeuge sind durchweg amerikanischer Herkunft.

Telegraph, Telephon.

Auch die modernen Nachrichtenmittel, Telegraph und Fernsprecher finden seit der Besitzergreifung immer größere Verbreitung. Alle Hafenorte, Städte und zahlreiche Dörfer sind durch den Draht verbunden. Sämtliche Militär-, Gendarmerie- und Polizeistationen verfügen über den Fernsprecher. Die Südmandschurei ist an das koreanische Telegraphennetz angeschlossen; die Verbindung mit der Heimat erfolgt über das Kabel Fusan—Tsushima—Kiushu, das Japan kurz vor der Annexion von der großen Nordischen Telegraphengesellschaft erworben hatte. Zu den Telegraphenlinien gesellen sich die Funkenstationen. Zur Zeit bestehen fünf nach besonderen Patenten des japanischen Verkehrsministeriums errichtete Stationen, die aber für den öffentlichen Betrieb nicht freigegeben sind. Da die beiden Pfeiler des japanischen Funkennetzes, die Großstationen Dairen und Tokio, nach dem System Telefunken erbaut werden, so dürfte auch Korea einmal an das deutsche System angeschlossen werden.

Häfen und Schiffahrt.

Im Ausbau der Häfen beschränkte sich die japanische Regierung auf die militärisch und wirtschaftlich wichtigsten Plätze. Recht beträchtliche Mittel wurden für die Entwicklung von Fusan eingesetzt. Die Stadt, durch Jahrhunderte mit Japans Geschichte eng verbunden, ein japanisches Calais auf koreanischem Boden, besitzt einen vorzüglichen Naturhafen. Mächtige moderne Kunstbauten und vielgleisige Hafenbahnen erhöhen seine Leistungsfähigkeit in hohem Grade. Fusan bewältigt heute ein Viertel des gesamten koreanischen Außenhandels. Nach der Überholung von Chemulpo nimmt es die erste Stelle unter den Häfen der Halbinsel ein. Seine Bedeutung im Um-

Digitized by Google

schlags- und Durchgangsverkehr stieg besonders nach der Vollendung der Antung—Mukden-Bahn, die Fusan mit China und über Sibirien selbst mit Europa unmittelbar verbindet. Fusan ist Sitz einer Filiale der japanischen Seetransportabteilung. Die jährlichen Massenbewegungen der in Korea oder in der Mandschurei wechselnden Divisionen, die zum großen Teil über Fusan geleitet werden, bilden für Japan auf dem Gebiete der Seetransporte eine immer neue Quelle der Erfahrung.

Den Schutz von Fusan übernimmt der westlich in der herrlichen Bucht von Masampo gelegene Kriegshafen von Chinkai. Hier wartete Admiral Togos Flotte am Morgen von Tsushima auf den russischen Gegner. Nach dem Kriege trat Chinkai an die Stelle des verfallenden Port Arthurs. Mit den Befestigungen von Takeshiki auf Tsushima und von Sasebo deckt es die Verbindungen zwischen Japan und Korea. Ältere Pläne, die Chinkai zu einem Waffenplatz ersten Ranges umgestalten wollten, gehen voraussichtlich nicht in Erfüllung. Die Entwicklung der politischen Machtfragen im Fernen Osten bedingt, daß sich das Schwergewicht der japanischen Kriegshäfen allmählich vom Gelben Meer zum Stillen Ozean verschiebt.

Der wichtigste Platz der koreanischen Ostküste ist von jeher Genzan, der Ausgangspunkt der Straßen nach Seoul, Pyöngyang und dem Norden. Die große, tiefe und eisfreie Bucht von Genzan ist in den letzten Jahren befestigt worden. Die neuen Hafenanlagen bestehen aus einer Steinmole, Landungskais und einer Anzahl massiver Lagerhäuser. Der Handel von Genzan geht nach der Vollendung der Bahn nach Seoul einem sicheren Aufschwung entgegen.

Als Hafenplatz der wichtigen Garnisonen des Nordostens, von Ranan und Kainei, gewinnt Seishin steigende Bedeutung. In wenigen Jahren hat es sich zu einer blühenden japanischen Stadt mit breiten, gutgehaltenen, elektrisch beleuchteten Straßen und sauberen, wohlhabenden Häusern entwickelt. Der innere Hafen ist durch steinerne Wellenbrecher und eine Mole gesichert. Die Ufer sind auf weite Strecken abgemauert. Seishin mit Ranan und Kainei bilden für Nebenoperationen in einem Kriege gegen Rußland eine wertvolle Basis.

Die Häfen der Westküste sind militärisch von mehr untergeordneter Bedeutung. Wirtschaftlich ragt unter ihnen Chemulpo, der Hafen der Hauptstadt Seoul, neben Fusan der wichtigste Handelsplatz des Landes, hervor. Die im Bau befindlichen Hafenanlagen sind so gefördert, daß sie planmäßig 1916 fertiggestellt sein werden. Sie bestehen in erster Linie aus einem Becken für drei bis vier 2000 t-Schiffe. Eine 140 m lange, 21 m breite Doppelschleuse schließt das Bassin gegen den außerordentlichen Gezeitenunterschied (10 m) ab.

Die Küstenschiffahrt liegt in den Händen der „Koreanischen Postdampfergesellschaft", die einen häufigen Verkehr mit allen Küstenplätzen unterhält. Die Dampfer sind zum größten Teil klein. Die großen japanischen Linien, die Nipponyusenkaisha, eine der bedeutendsten Dampfschiffahrtsgesellschaften der Welt, und die Osakashosen-

Digitized by Google

kaisha verbinden die Halbinsel mit Alt-Japan und der russischen Küstenprovinz. Zwischen Shimonoseki und Fusan laufen täglich zweimal im Anschluß an die durchgehenden Züge 1500 bis 3300 t-Dampfer der Eisenbahnverwaltung. In Fusan legen die Dampfer am neuen Pier unmittelbar neben dem Expreßzuge an.

Wirtschaftliche Entwicklung.

Wie jede bedeutende Kolonie, so bildet auch Korea eine vorzügliche Hochschule für die Betätigung und Erziehung weitblickender und selbständiger Charaktere. Hier, wo in den Richtung bestimmenden Anfängen der Entwicklung die Persönlichkeit alles ist, steht der Generalgouverneur Graf Terauchi als rechter Mann am rechten Platze. Seine organisatorischen Leistungen als Kriegsminister vor und während des mandschurischen Feldzuges gehören der Geschichte an. In seiner Wandlung vom Soldaten zum Staatsmann ähnelt er Lord Kitchener. Ihm verdankt Korea in erster Linie eine tüchtige, leistungsfähige Beamtenschaft.

Produktion.

Die beiden wichtigsten Produktionszweige der Halbinsel, die Landwirtschaft und der Bergbau werden von der Regierung planmäßig unterstützt. Landwirtschaftliche Schulen und Musterfarmen regen die Bevölkerung zu rationeller Arbeit an. Maschinen, Zuchttiere, Geflügel, Bruteier und Sämereien werden im Lande verteilt. In den südlichen, dem Reisbau günstigen Provinzen sind mit Hilfe der Regierung Bewässerungsgesellschaften erfolgreich gegründet. Die fühlbare Abhängigkeit der japanischen Textilindustrie vom amerikanischen Baumwollmarkte veranlaßte umfassende Anpflanzungsversuche in Korea. Besonders der Südwesten um Mokpo erscheint für amerikanische Sorten recht geeignet. Die Ernten steigern sich von Jahr zu Jahr außerordentlich. Auf jede Weise versuchen die Behörden, das Interesse der Bevölkerung für die Seidenzucht zu wecken, die mehr als jede andere Arbeit als lohnende Nebenbeschäftigung für den Landmann und seine Familie in Betracht kommt. Die bisher in Korea unbekannte Zuckerrübe wurde ebenso wie in Formosa mit befriedigenden Ergebnissen eingeführt. Um den Bauern gegen die verheerende Wirkung der Hochwässer zu sichern, begann die Regierung, die Gebirge planmäßig wieder aufzuforsten. An Gemeinden, Schulen und Vereine werden jährlich Samen und Setzlinge, vor allem Kiefern, Kastanien und Pappeln abgegeben. Neu erlassene, strenge Forstgesetze gebieten der alten Raubwirtschaft in den Forsten Einhalt.

Zur Hebung der Viehzucht, die in Korea günstige Vorbedingungen findet, werden energische, sanitäre Maßnahmen getroffen. Das koreanische Pferd ist ein nur 1 m hoher, zierlicher Pony, der fast ausschließlich als Tragtier Verwendung findet. Die Tiere sind anspruchslos und für ihre Größe außergewöhnlich kräftig und ausdauernd. Militärisch sind sie nur von geringem Werte. Sehr viel zahlreicher und wichtiger sind die koreanischen Rinder. Besonders im Nordosten wird ein schöner, großer Schlag gezüchtet. Als Bespannung von Fuhrparkkolonnen und zum Transport schwerer Geschütze erscheint das koreanische Rind sehr geeignet.

Hohe, vielleicht übertriebene Erwartungen setzt man in Japan auf die Ausbeute

Digitized by Google

von Erzen, da die Entwicklung der heimischen Industrie gerade unter dem Mangel an Eisen empfindlich leidet. Gegraben wird vornehmlich nach Gold, Silber, Kupfer, Graphit, Kohle und Eisen. Wenn auch Ausländer, besonders Amerikaner, noch aus den Tagen der koreanischen Herrschaft im Besitz der ertragreichsten Minen sind, so befindet sich doch auch eine größere und steigende Anzahl von Bergwerken in japanischen Händen. Die Regierung ist selbst Besitzerin einiger Eisenminen und eines Kohlenbergwerkes bei Pyöngyang. Am ertragreichsten erwies sich bisher die Ausbeute an Gold. Unter den Kohlengruben steht das Regierungsunternehmen von Pyöngyang an erster Stelle. Seine Anthrazitflötze werden auf eine Milliarde Tonnen geschätzt; die jährliche Ausbeute erreicht zur Zeit 100 000 t. Anfang 1912 wurden weitere abbaufähige Kohlenlager im Nordosten entdeckt.

Handel.

Der Aufschwung, den Landwirtschaft und Bergbau in Korea genommen haben, kommt in den Zahlen des Außenhandels klar zum Ausdruck. Die Gesamtumsätze stiegen von 80 Millionen im Jahre 1906 auf 185 Millionen im Jahre 1912. (Gesamthandel der deutschen Kolonien ohne Tsingtau 1911: 241 Millionen Mark.) Die Handelsbilanz ist allerdings für Korea nicht sehr günstig. Mehr als drei Viertel entfallen auf die Einfuhr, die wiederum zum großen Teil für die Bedürfnisse der japanischen Ansiedler und Besatzungstruppen bestimmt ist. Der erste Abnehmer und Verkäufer ist Japan selbst. Für seine im internationalen Wettbewerb schwer kämpfende Industrie ist der sichere koreanische Markt von größter Bedeutung.

Ansiedlung.

Die Besiedlung der jungen Kolonie machte zunächst nicht die in Japan erhofften raschen Fortschritte. Die Sehnsucht des Japaners geht, vielleicht ein Erbteil des malaiischen Bluteinschlages im nationalen Körper, nach warmen, sonnigen Ländern. Hawai und das nun verschlossene Kalifornien sind, obwohl über ihnen eine fremde Flagge weht, begehrter als die eigene, mit ungeheuren Opfern erworbene aber winterkalte Kolonie. Nach der Besitzergreifung ergoß sich zwar ein Strom unlauterer und abenteuernder Elemente über die Halbinsel. Allein die Regierung, die ihr Kolonisationswerk gefährdet sah, griff energisch ein. Das zweifelhafte Material wurde wieder nach Japan abgeschoben.

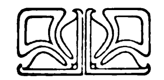
Im Mittelpunkt der Ansiedlungstätigkeit steht die „Ostasiatische Kolonisationsgesellschaft". Sie arbeitet unter der Oberaufsicht der Regierung, besitzt aber wirtschaftlich und finanziell eine recht große Bewegungsfreiheit. Ihre der Zahl nach geringen Kolonisationsergebnisse werden von einem Teil der japanischen Presse heftig angegriffen. Vielleicht spricht aber gerade die langsame, vorsichtige Entwicklung für die Gesundheit des Unternehmens. Die Auswahl der anzusiedelnden Familien wird sehr sorgfältig betrieben. Die Regierung rechnet, daß in der Kolonie ohne Verdrängung der Koreaner Raum für 2 bis 3 Millionen Japaner vorhanden ist.

Überall auf der Halbinsel sind wie in der Heimat Verbände des Landeskriegervereins entstanden, die in engster Fühlung mit den Militärbehörden und der Gen-

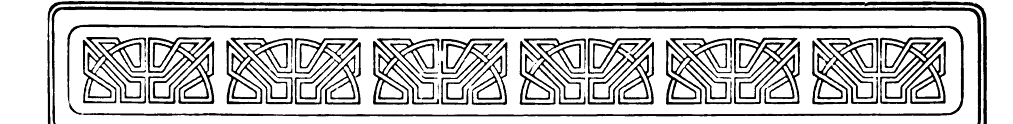

Digitized by Google

darmerie arbeiten. Die Zahl ihrer Mitglieder erreicht in der Gegenwart bereits 10 000 Mann. In gleicher Weise vermehren sich die Gestellungspflichtigen von Jahr zu Jahr. Es erscheint nicht ausgeschlossen, daß in absehbarer Zeit die Truppen in Korea einen Teil des Ersatzes im Lande selbst decken.

So zeigen sich auf allen Gebieten erfreuliche und gesunde Ansätze der Entwicklung. Immer mehr vertiefen sich die persönlichen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Mutterland und Kolonie. Die geschickte, energische und wenn es not tut, rücksichtslose Politik der japanischen Regierung bietet die Gewähr, daß sich Korea dermaleinst zu einem wirtschaftlich hochwertigen Besitz gestaltet.



Digitized by Google



Der Nahkampf im Festungskriege unter besonderer Berücksichtigung der Erfahrungen von Port Arthur.

(Schluß.)

Wie sind die Bedingungen des Nahkampfes im Festungskriege für die Zukunft zu beurteilen?

Kampfziele.

Die Kampfziele des Festungskrieges im europäischen Zukunftskriege werden eine große Verschiedenheit und Vielseitigkeit in ihrer taktischen und technischen Ausgestaltung aufweisen. Ihre fortifikatorische Stärke wird sich vielfach abstufen, je nachdem die Anlagen feldmäßiger, behelfsmäßiger, halbständiger oder ständiger Art sind. Aber der Verteidigungswert auch der ständigen Befestigungen wird sehr verschieden zu beurteilen sein, je nachdem die Werke den Anforderungen neuester Festungsbautechnik entsprechen oder nicht. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ein flüchtiger Nahangriff in der Weise, wie wir ihn früher in Aussicht genommen haben, gegen feldmäßige, behelfsmäßige und veraltete ständige Befestigungen auch in Zukunft durchführbar sein wird und erfolgreich sein kann, im besondern, wenn man es nur mit schwächeren Anlagen zu tun hat und nicht mit solchen im Rahmen guter ständiger Werke, d. h. nicht mit einer Verteidigungsstellung, wie wir uns eine armierungsmäßig ausgebaute, moderne große Festung oder einen befestigten Geländeabschnitt denken.

Allerdings sind nach den kriegsgeschichtlichen Erfahrungen die Schwierigkeiten des flüchtigen Nahangriffs im allgemeinen gewachsen. Ob sie größer oder geringer sein werden, hängt einerseits von der Verfassung und dem Verhalten des Verteidigers und von der Beschaffenheit der Kampfstellung, anderseits von den technischen Mitteln und Kräften, die dem Angriff zur Verfügung stehen und nicht zum mindesten von der Güte und dem Ausbildungsstand der entscheidenden Waffe, der Infanterie, ab. Auch in schwächerer Form erbaute Befestigungsanlagen vermögen dem flüchtigen Nahangriff große Schwierigkeiten entgegenzustellen, wenn sie geschickt angeordnet und in ihrer näheren Beschaffenheit dem Angreifer unbekannt sind, wie es den Japanern vor

Digitized by Google

Port Arthur erging. Was die mögliche Beschaffenheit derartiger zukünftiger Kampfstellungen anbelangt, möchte ich auf einige wichtige Punkte hinweisen.

Bei uns hat man bisher geglaubt, sowohl im Feld- wie im Festungskriege, bei einer Verteidigungsstellung mit einer einzigen Linie oder besser gesagt, mit einem einzigen Treffen als Träger der Nahverteidigung auszukommen, während im Auslande — zum Teil in übertriebenem Maße — stets die Notwendigkeit einer gewissen Tiefengliederung der Kampfstellung anerkannt und in der Praxis auch angewendet ist.

Die Erfahrungen von Port Arthur stehen m. E. dieser Anschauung zur Seite. In der Regel ist es undurchführbar, die Schützenstellung in der Verteidigung dauernd kampfbereit besetzt zu halten. Man setzt die Besatzung der Gefahr aus, aufgerieben zu werden, ohne einen Schuß zu tun. Hält man ihren Hauptteil zurück, so kommt er in den meisten Fällen zu spät*). Auch die Unterbringung der Besatzung in geschützten Räumen in unmittelbarer Nähe der Kampfstellung vermögen die schwächeren Befestigungsformen in der Regel nicht zu leisten. Wie bereits erwähnt, ist es vor Port Arthur mehrfach vorgekommen, daß die vorderen Stellungen von den Japanern im ersten Anlauf ohne nennenswerte Verluste genommen wurden, weil sie von den Russen nur bewacht und nicht rechtzeitig besetzt werden konnten. Nun traten aber die rückwärtigen Befestigungen in Wirksamkeit. Das weitere Vorgehen scheiterte an ihrem Feuer, das Aushalten in der genommenen Stellung war unerträglich und der jetzt unternommene Vorstoß der russischen Reserven zwang zur Wiederaufgabe des errungenen Erfolges. In ähnlicher Weise bewährten sich die vom Verteidiger zur gegenseitigen Unterstützung der Werke und zur Zwischenraum-Bestreichung vorgesehenen Maßnahmen.

Bei späteren ähnlichen Unternehmungen folgten den japanischen Sturmkolonnen Arbeiter und Maschinengewehre auf dem Fuße, um die gewonnenen Stellungen sofort nach vorwärts und seitwärts zu verbauen, zur Verteidigung einzurichten und mit den rückwärtigen Laufgräben zu verbinden. Auf die Weise glückte es ihnen, und zwar meist nur bei nächtlichen Unternehmungen, sich zu behaupten und auch dann wohl nur infolge rücksichtslosesten Überschießens der Artillerie auf die knappesten Entfernungen.

Man hat gesagt, die Geländeverhältnisse bei Port Arthur hätten die Tiefengliederung der Verteidigungsstellung ganz ausnahmsweise begünstigt, insofern die vorderen Befestigungsanlagen von den hinteren überhöht worden seien. Ich gebe zu erwägen, ob dies wirklich als ausschlaggebender Vorteil zu betrachten ist. In diesem Falle liegen sämtliche Tiefenglieder der Stellung der Beobachtung und Feuerwirkung des Angreifers offen und sind ihr von vornherein preisgegeben, und zwar um so mehr, je geringer der Tiefenabstand ist, und der war in Port Arthur recht gering. M. E. er-

*) Vgl. hierzu K. u. F. Ziffer 351. Die hier aufgestellte Forderung, daß „gute Beobachtung jeder feindlichen Bewegung und rasche Wiederbesetzung der Kampfstellungen gewährleistet sein muß", ist schwer zu erfüllen.


Digitized by Google

füllen die rückwärtigen Befestigungen ihren Zweck besser, wenn sie in einem Gelände liegen, wo sie ohne Beeinträchtigung eines gewissen Schußfeldes gut maskiert werden können.

Jedenfalls bietet eine derartige Gliederung der Stellung dem Verteidiger ein Mittel gerade bei feld- und behelfsmäßig hergerichteten Stellungen die fortifikatorische Schwäche der Werke selbst bis zum gewissen Grade auszugleichen, und der Angreifer wird gut tun, sowohl bei der Vorbereitung wie bei der Durchführung des flüchtigen Nahangriffs, mit diesen Rücken- und Seitenbefestigungen von vornherein und sehr ernstlich zu rechnen.

Wenn ich somit eine beschränkte Tiefengliederung der Stellung für den Verteidiger empfehle und für den Angreifer als Erschwernis bezeichne, so geschieht dies — um Mißdeutungen vorzubeugen, sei es besonders betont — nicht etwa im Sinne mehrerer selbständiger voreinander liegender Stellungen, wie sie die Russen zu ihrem Schaden mehrfach angewendet haben, sondern lediglich im Sinne von Teilen ein und derselben Stellung, die im engsten taktischen Zusammenhange stehen*).

Ein anderer Gesichtspunkt bei schwächeren Befestigungsanlagen betrifft die Frage, ob und wie die mangelnde Sturmfreiheit und geringe passive Widerstandsfähigkeit ausgeglichen werden können. Unsere neuesten Vorschriften geben hierfür einigen Anhalt. Es werden gute Maskierung, wechselseitige Feuerunterstützung und Zerlegung der Unterkünfte in kleine Einheiten empfohlen. Wir müssen uns aber ferner darauf gefaßt machen, daß auch bei Befestigungen schwächerer Form das flankierende Feuer nach Möglichkeit ausgenutzt wird, und zwar in viel höherem Maße, als dies bisher in die Erscheinung tritt, daß vielleicht jedes Hindernis, gleichviel ob es frontal unter Feuer liegt oder nicht, flankiert wird, ebenso auch das nächste Umgelände und die Zwischenräume der Stützpunkte. Gewiß besitzen die nur behelfs- oder feldmäßig hergestellten Streichen keine große passive Widerstandsfähigkeit. Es gibt aber Mittel und Wege, einen Ausgleich zu schaffen, wie geeignete Führung der Hindernislinien, unter Umständen ganz unabhängig vom Verlauf der frontalen Feuerstellungen, Zerteilung und Maskierung der Streichen und die auskömmliche Bereithaltung technischer Kräfte und Mittel für Ausbesserungen.

Diese letztere Maßnahme: Vorsorge für Wiederherstellungen, gilt nicht nur für Streichen, sondern auch für alle Befestigungselemente überhaupt. Die Verteidiger von Port Arthur haben uns auch in dieser Hinsicht beherzigenswerte Lehren geliefert, und sehr beachtenswerte Erfolge aufzuweisen trotz der großen Schwierigkeiten hauptsächlich wegen Mangel an technischen Kräften und Mitteln. Der Verteidiger wird in Zukunft Vorsorge treffen, daß ein solcher Mangel nicht eintritt, und der Angreifer alles

*) Die neuesten deutschen Vorschriften lassen übrigens auch hierin Spielraum. Vgl. z. B. K. u. F. Ziffer 286, 296, 297, 298, 323, 330, 344, 345, 349. F. Pi. D. Ziffer 214, 217, 234, 235, letzter Abs. 240.

Digitized by Google

aufbieten, um Wiederherstellungsarbeiten zu verhindern. Neben Schnelligkeit und Entschlossenheit des Zugreifens bietet die unausgesetzte Tätigkeit der Artillerie und der Pioniere geeignete Mittel hierzu.

Schließlich wird gerade bei schwächeren Befestigungen damit gerechnet werden müssen, daß eine weitgehende Ausnutzung der Artillerie für die Nahverteidigung angestrebt wird. Unsere neuesten Vorschriften geben auch hierin Fingerzeige*), und sicherlich wird die Tatsache, daß es sich bei Befestigungen um die Befeuerung ganz bestimmter, nach Breite und Tiefe sehr beschränkter Geländestriche handelt, auch in der Praxis allgemeine Beachtung finden, um so mehr als diese Aufgabe sehr wohl mehr mechanisch und automatisch aus völlig verdeckten Aufstellungen gelöst werden kann, sofern nur für zweckentsprechende Beobachtung und Feuerleitung gesorgt wird.

Eine unerläßliche Vorbedingung für das Gelingen des flüchtigen Nahangriffs, bis zum gewissen Grade selbst bei nächtlichen Überfällen, wird in Zukunft eine starke, leistungsfähige schwere und Feldartillerie und ihre sachgemäße Verwendung im engsten Anschluß an die Infanterie bilden. Wie schon mehrfach hervorgehoben, ist diese alte Wahrheit durch Port Arthur wieder vollauf bestätigt worden.

Es ist wohl anzunehmen, daß es der neuzeitlichen Artillerie auch mit ihren jetzigen Mitteln und bei ihrer jetzigen Organisation gelingen wird, bei den vorgenannten schwächeren Befestigungsformen dem Nahangriff der Pioniere und der Infanterie so gut vorzuarbeiten, daß der Sturmanlauf aus größerer Entfernung glücken kann. Freilich, was hierzu an artilleristischen Mitteln, besonders an Munition und auf welche Zeitdauer eingesetzt werden muß, dürfte die früheren landläufigen Annahmen bei Übungen, Kriegsspielen und Übungsritten erheblich übersteigen**).

Auch wird zu verlangen sein, daß die Infanterie bis zum letzten Augenblick die Unterstützung der Artillerie findet. Vermag dies die Artillerie mit ihrem jetzigen Material nicht oder nicht ausreichend zu leisten, so müssen andere Hilfsmittel, wie Minenwerfer, dafür eintreten, die zudem den großen Vorzug haben, dem Truppenführer in den vordersten Laufgräben unmittelbar zur Hand zu sein***).

Nicht minder wird sich aber auch ein Aufwand pioniertechnischer Mittel und Kräfte erforderlich erweisen, der mit den gegenwärtigen Organisationen der Militärmächte nicht im Einklang steht. Auch sind die Sturm- und Zerstörungsgeräte und ihre Anwendung wohl noch mancher technischer Vervollkommnung und Steigerung fähig. Vor allem wird man eine schon im Festungskampfe friedensmäßig wohlgeschulte höhere Führung und Infanterietruppe brauchen. Zwar muß theoretisch verlangt werden, daß das gleiche geleistet wird wie von den Japanern, die, für ihre Aufgabe mangelhaft vorbereitet, durch Ströme von Blut belehrt worden sind. Aber

*) K. u. F. Ziffer 342, 348, 351, 354, 355, 359. F. Pi. D. Ziffer 230, 231.
**) K. u. F. Ziffer 139.
***) K. u. F. Ziffer 174.


Digitized by Google

welche Erfahrungen im Ernstfalle hiermit gemacht werden, steht dahin, und es ist eine sowohl im Interesse der Humanität wie der Sicherheit des Erfolges berechtigte Forderung, daß Führung und Truppe auch auf dem Gebiete des Festungskrieges im Ernstfalle nichts abzustreifen und nichts hinzuzulernen haben.

Der förmliche Angriff.

Wenn ich nach vorstehendem den flüchtigen Nahangriff gegen nicht ganz vollwertige Befestigungen auch in Zukunft für ausführbar halte, so vermag ich dagegen dieser Art Angriff nur geringe Aussichten zuzuerkennen, wenn moderne Werke guter ständiger Bauart in einer ausgedehnteren Kampfstellung im Gegensatz zum vereinzelten Sperrfort das Kampfziel bilden.

Diese Werke können zwar je nach Zweck und Gelände sehr verschieden ausgestaltet sein, sind es auch auf den verschiedenen europäischen Kriegsschauplätzen in der Tat. Allen gemeinsam ist aber ein sehr hoher Grad passiver Widerstandsfähigkeit und größtenteils auch Sturmfreiheit sowie mit wenigen Ausnahmen ein sehr geringer Grad von Zielfähigkeit, d. h. geringer Beobachtungsfähigkeit bei ihrer Beschießung. Die hohe Widerstandsfähigkeit ist eine Folge der militärtechnischen Ausgestaltung des Betonbaues, des Betoneisenbaues und der Panzerung, Konstruktionen, gegen welche sich die bisherigen artilleristischen Kampfmittel wenig wirksam erwiesen haben.

Die Sturmfreiheit wird durch die Anhäufung einer ganzen Anzahl widerstandsfähiger und gut bestrichener Hindernisse in und vor dem Graben erreicht. Die Flankierungsanlagen liegen so, daß sie aus der Ferne kaum zerstört werden können. Der Umstand, daß die geschlossenen Werke in der Regel nicht mehr als Kampfstellung für eine direkt richtende Verteidigungsartillerie benutzt werden, sondern nur zur Nahverteidigung eingerichtet zu werden brauchen, gestattet meist ihre gute Maskierung. Ferner liegt bei einem derartigen Werke die Gefahr der Überraschung des Verteidigers durch den flüchtigen Nahangriff viel weniger vor, als bei schwächeren Befestigungen. Der Festungsbau hat es in der Hand, Maßnahmen zu treffen, um dem Werke einen hohen Grad von Kampfbereitschaft zu verleihen, deren Vernichtung oder selbst nur wesentliche Herabminderung durch die Angriffsartillerie schwierig ist.

Derartige Maßnahmen sind: Gepanzerte leichte Schnellfeuerkanonen, Maschinengewehre und aufklappbare bzw. aufstellbare Schützenschilde, gepanzerte Wachttürme und Beobachtungsstände, elektrische und mechanische Alarmeinrichtungen, Beleuchtungsmittel verschiedener Art, die schon erwähnten Hindernisse in mehreren Zonen hintereinander, Bereitschaftsräume mit kurzen Ausgängen nach den offenen Schützenstellungen, wo diese beibehalten werden müssen.

Schließlich werden auch Hand- und Gewehrgranaten und Minen ein wertvoller Zuwachs zur Abwehr des flüchtigen Nahangriffs sein, wenn das direkt gezielte Feuer von der Brustwehr niedergehalten wird.

Skizze 57 stellt den Studienentwurf zu einem modernen Nahkampfstützpunkt dar in Anlehnung an verschiedene Vorschläge in der Literatur.

Skizze 57.

Digitized by Google

Es ist vorher ausgeführt, daß die Erzielung eines gewissen Grades von Sturmreife für das Gelingen des flüchtigen Nahangriffs Vorbedingung ist, d. h. die Verteidigungsfähigkeit und Kampfbereitschaft des Werkes muß im wesentlichen soweit gebrochen sein, daß der Sturmanlauf aus der Sturmstellung weder am feindlichen Feuer noch in den Hindernissen unüberwindliche Schwierigkeiten findet. Dies zu erreichen sei Aufgabe in erster Linie der Artillerie, sodann der Pioniere. Die Ansichten, ob die heutige Artillerie modernen Werken gegenüber die erwähnte Aufgabe zu erfüllen vermag, sind auch in artilleristischen Kreisen geteilt. Aber auch die Partei, welche in dieser Frage optimistische Anschauungen hegt, gibt zu, daß ein außerordentlicher Munitionsaufwand hierzu gehören wird, auf dessen Vorhandensein bzw. Bereitstellung unter der Annahme mehrerer umfangreicher Festungskämpfe, die sich zur gleichen Zeit und eventuell auf verschiedenen Kriegsschauplätzen abspielen, schon aus finanziellen Gründen mit Sicherheit nicht gerechnet werden kann.

Wie man m. E. die Zuständigkeit der Erfahrungen von Port Arthur zu beurteilen hat, habe ich bereits ausgeführt*).

Die artilleristischen Vorgänge vor Port Arthur im allgemeinen und die Rolle, die die 28 cm Küstenhaubitze als Belagerungsgeschütz im besonderen gespielt hat, haben ferner mit dazu beigetragen, die Frage der „faulen Grete", d. h. einer erneuten Wirkungssteigerung der schweren Artillerie durch Kalibervergrößerung und Anwendung entsprechender Munition wieder aufzunehmen. Daß es der heutigen Technik schließlich gelingen dürfte, alle die großen Schwierigkeiten zu überwinden, die der Einführung und Anwendung derartiger Monstregeschütze in die Belagerungsartillerie entgegenstehen, kann keinem Zweifel unterliegen.

Nehmen wir deshalb an, der Festungskrieg der Zukunft hätte mit Geschützen zu rechnen, deren Einzeltreffer die jetzt gebräuchlichen Schutzmittel stärkster Art — Beton, Eisenbeton, Panzer — durchschlägt, und versuchen wir die Bedeutung dieser Aussicht zu würdigen! Gewiß würde der Angriff hierdurch einen erheblichen Zuwachs an Kraft gewinnen und der Nahangriff, mit dem wir uns hier beschäftigen, wirksam unterstützt werden, im besonderen beim Kampfe um kleinere, vereinzelte Befestigungen, wie Sperrforts. Ob aber im Kampfe um große Festungen solche Geschütze eine ausschlaggebende Bedeutung besitzen, muß nach den Erfahrungen von Port Arthur mit den 28 cm-Haubitzen bezweifelt werden. Denn es bleibt zu bedenken:

1. Die Wirkung dieser Geschütze besteht nur so lange wie die jetzigen, nicht zukünftigen, entsprechend verstärkten Festungsziele. Daß eine weitere Steigerung der passiven Widerstandsfähigkeit letzterer möglich und nur eine Kostenfrage ist, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

*) Vgl. 3. Heft dieses Jahrganges Seite 435 ff.


Digitized by Google

2. Der hohen Kosten und Gewichte wegen wird wohl stets nur eine recht beschränkte Zahl von Geschützen mit nicht allzu reichlicher Munitionsausrüstung auftreten.

3. Ob von der hiernach abgegebenen Schußzahl ein hoher Prozentsatz Treffer und von diesen wieder wirksame Treffer sein werden, erscheint bei den schwierigen Angriffsverhältnissen beim Kampf um eine große Festung zum mindesten fraglich, und selbst wenn dies der Fall ist, so sind doch auch der Ziele recht viele.

Man könnte daher vom wirtschaftlichen Standpunkte im Zweifel sein, ob die Kosten der Einführung solcher schwersten Geschütze mit dem praktischen Nutzen im Einklang stehen und ob nicht dem jetzt so eindringlich betonten Zusammenwirken der Waffen beim Festungsangriff durch eine nach Zahl und Leistungsfähigkeit möglichst vervollkommnete Mittelartillerie besser Rechnung getragen würde. Es hieße aber die Bedeutung der schweren Artillerie im Festungskriege unterschätzen, wollte man ihr nicht — und gerade vom Standpunkte der Entlastung der Infanterie und der Pioniere — die unbeschränkte Möglichkeit wünschen, ihre Organisation und technische Leistungsfähigkeit den Bedürfnissen der Zukunft entsprechend zu vervollkommnen. Anderseits wäre es aber eine unsichere und den Moltkeschen Überlieferungen nicht entsprechende Rechnung, wenn sich die höhere Führung auf die Erfolge der Artillerie unbedingt verlassen und die ganze Durchführung des Angriffs hiervon abhängig machen wollte. Es sind auch in Zukunft unter sonst ganz normalen Verhältnissen infolge der vielfachen Reibungen des Krieges sehr wohl Fälle denkbar, in denen die erwartete Wirkung der Artillerie ausbleibt, ohne daß der Waffe als solcher der geringste Vorwurf gemacht werden könnte. Die Führung kann es daher nur mit Freude begrüßen, wenn ihr noch ein zweites Mittel zur Lösung ihrer Aufgabe an die Hand gegeben wird, der förmliche Nahangriff der Infanterie und der Pioniere.

Wie steht es nun mit der Vorbereitung des flüchtigen Nahangriffs auf gute ständige Befestigungen durch die Pioniere?

Sie sollen die Beschaffenheit der angegriffenen Befestigungen in allen Einzelheiten, d. h. aus nächster Nähe erkunden, durch Beseitigung der vielgestalteten Hindernisse die Sturmgassen herstellen oder aufräumen, sie sollen die Streichen unwirksam machen und dies alles von einer verhältnismäßig weit abgelegenen Basis aus, von den Laufgräben oder der Sturmstellung, die mindestens 200 m vom Glacis entfernt sind.

Diese Tätigkeit erfolgt entweder heimlich oder gewaltsam, im letzteren Falle unter dem Schutze des den Verteidiger niederhaltenden Angriffsfeuers, aber stets flüchtig, d. h. in kurz bemessenen Zeitspannen. Man hat dies früher für möglich gehalten, und die Pioniertruppe würde gewiß die letzte sein, sich dem Versuch auch in Zukunft zu versagen. Aber Port Arthur hat doch den Beweis geliefert, daß diese Aufgabe ständigen Werken gegenüber selbst von schwacher Bauart und mangelhafter

Digitized by Google

Ausstattung außerordentlich schwierig ist, und man darf sich keiner Täuschung hingeben, daß sie unausführbar sein wird, wenn der Verteidiger noch über ein wenn auch nur geringes Maß von Wachsamkeit und Feuerkraft verfügt; daß dies wahrscheinlich der Fall sein wird bei vollwertigen modernen Werken, haben wir soeben gesehen.

Und nun der Sturm selbst mit weiterem Sturmweg! Mag er noch so sorgfältig und opferwillig erkundet und vorbereitet sein, wie leicht vermag der Verteidiger dem Angreifer die unangenehmsten Überraschungen zu bereiten, wie sie die Japaner bei ihren unzähligen Stürmen zu ihrem Schaden mehrfach erlebten!

Die sowohl der Artillerie wie den Pionieren erwachsenden Schwierigkeiten einer zuverlässigen Sturmvorbereitung steigern sich beim flüchtigen Nahangriff auf starke Werke derart, daß in Zukunft der förmliche Nahangriff auf sie die Regel bilden wird*). Er gestattet, sachgemäß angesetzt und tatkräftig durchgeführt, nicht nur die Wirksamkeit der Artillerie zu ergänzen und bis zu einem gewissen Grade zu ersetzen, sondern schafft auch je nach der Stufe seiner Durchführung für das Gelingen des Schlußaktes jedes Nahangriffs, des Sturmes, so günstige Bedingungen, als dies überhaupt möglich ist. Gewiß erfordert er mehr Zeit als der flüchtige Nahangriff, aber er vermag jederzeit in diesen überzugehen, wenn man Zeit und Umstände für gekommen erachtet, und führt mit größerer Sicherheit und mit geringeren Verlusten zum Ziele.

Flugtechnik.

Es scheint geboten, noch einige Worte über den voraussichtlichen Einfluß der Flugtechnik auf den Nahkampf im Festungskriege zu sagen. Irgendwie ausschlaggebend dürfte dieser Einfluß nicht sein.

Zunächst kann nicht ohne weiteres zugegeben werden, daß, wie auf anderen Gebieten des Festungskampfes unbestreitbar ist, der Angreifer schließlich die Überlegenheit in der Luft erringen muß. Denn auch in der Luft kann eine große Festung von der Außenwelt nicht abgeschlossen werden. Sicherlich wird die Erkundung auf beiden Seiten erleichtert. Bei vielen Einzelheiten, die besonders der Angreifer wissen muß, versagt aber die Lufterkundung.

Auch bei der Verwendung von Luftfahrzeugen als Träger von Waffen und Zerstörungsmitteln können wohl auf beiden Seiten Erfolge erzielt werden sowohl im Sinne der Vorbereitung und Unterstützung des Sturmes, wie anderseits zur Abwehr der Angriffsarbeiten. Diese Erfolge werden aber in ihrer Wirkung kaum anders sein als die durch Artillerie und Minenwerfer erzielten und an Zahl so spärlich, daß sie demgegenüber kaum in Betracht kommen. Zudem läßt die Bekämpfung der Luftfahrzeuge vom Lande aus, zumal wenn sie, wie hier vorbereitet werden kann, eine derartige Vervollkommnung erwarten, daß der Einsatz dieses neuen Kriegsmittels in größerem Umfange beim Nahkampfe des Festungskrieges der Opfer nicht lohnt**).

*) K. u. F. Ziffer 169. Vgl. auch v. Bernhardi, „Vom heutigen Kriege" II. Seite 139/40 u. 144/46.

**) Vgl. hierzu auch v. Bernhardi, „Vom heutigen Kriege", Seite 148 u. ff.

Digitized by Google

Die Durchführung des Nahkampfes im zukünftigen Festungskriege.

Flüchtiger Angriff.

Für die Durchführung des flüchtigen Nahangriffes im unmittelbaren Anschluß eines aus größerer Entfernung angesetzten flüchtigen Angriffs überhaupt geben unsere neuesten Dienstvorschriften treffliche Anweisungen*), die wohl für absehbare Zeit Gültigkeit behalten dürften.

Nur auf einzelne Gesichtspunkte, die dort weniger ins Auge fallen, möchte ich auf Grund der Erfahrungen von Port Arthur hinweisen.

1. Der Angriff muß in so breiter Front und innerhalb dieser mit so dichter Entwicklung angesetzt werden, daß die einzelnen Angriffsziele, jedes für sich angegriffen, sich auch nur um sich selbst kümmern und somit die vom Verteidiger zur wechselseitigen Feuerunterstützung und Flankierung getroffenen Maßnahmen wenig zur Geltung kommen können.

2. Nicht minder bedarf der Angriff stärkster Tiefengliederung. Nur durch fortgesetzten Antrieb von rückwärts können die durch Stockungen und Rückschläge zu befürchtenden Krisen überwunden werden**).

3. Es ist mit allen Mitteln anzustreben, sich nicht auf wenige schmale Sturmgassen zu verlassen, sondern auch den letzten Sturmanlauf über die Hindernisse hinweg in entwickelter breiter Front auszuführen. Hierzu ist die Zuteilung zahlreicher Pioniere und Infanterie-Pioniere, und zwar nicht nur bei den vorderen, sondern in Rücksicht auf die zu erwartenden Verluste auch bei den rückwärtigen Schützenwellen unbedingt erforderlich.

4. Es müssen klare Anordnungen nicht nur für den Fall des Gelingens, sondern auch für den Fall teilweiser Erfolge und des Mißlingens getroffen sein. (Halten und Verbauen bestimmter Abschnitte, Öffnen von Hindernissen im Rücken, Vorziehen von Feldartillerie, Minenwerfern, Maschinengewehren, Hand- und Gewehrgranaten-Trupps, Vorsorge für Aufnahme usw.)

5. Die Feuerunterstützung des Anlaufs durch Infanterie- und Maschinengewehrfeuer von seitwärts und rückwärts her muß bis zum letzten Moment angestrebt werden. Schrägfeuer und Überschießen dürfen hierbei nicht gescheut werden***).

Die vorstehend erörterte Art des flüchtigen Angriffs: Sturm im unmittelbaren Anschluß an das Heranarbeiten aus größerer Entfernung, wird der Unsicherheit des Erfolges wegen in Zukunft wohl nur ausnahmsweise versucht werden. In der Regel erscheint es vorteilhafter und sicherer, sich erst in der Linie festzusetzen und

*) Ex. R. f. d. Inf. Ziffer 362—391, Ex. R. f. d. Fa. Ziffer 483—500, Ex. R. f. d. Fßa. Ziffer 414—460, K. u. F. Ziffer 218, 229—232, F. Pi. D. Ziffer 257—263.

**) Vgl. hierzu v. Bernhardi, „Vom heutigen Kriege“, II. Seite 54 ff.

***) Bei älteren hochragenden oder auf natürlichen Erhebungen mit konkaven Hängen liegenden Werken macht dies keine Schwierigkeit.

Digitized by Google

einzugraben, wo früher die letzte Parallele lag und unter neueren Verhältnissen die letzte Infanterie- oder Sturmstellung angenommen wurde, d. h. auf etwa 200 m von der Feuerlinie der Hauptkampfstellung.

Die Kriegsgeschichte lehrt — auch Port Arthur hat das bestätigt — daß es keine allzu schwierige Aufgabe ist, den Verteidiger aus dem weiteren und näheren Vorgelände in die Hauptkampfstellung zurückzuwerfen. Trotz der gesteigerten Wirkung der neuesten Abwehrwaffen und -mittel wird dies wahrscheinlich auch in Zukunft, wenn auch unter Schwierigkeiten und Verlusten auf dem Wege flüchtigen bzw. „sprungweisen“ Heranarbeitens gelingen. Es ist dies nämlich die Zone, die bei Nacht und unsichtigem Wetter noch außerhalb der unmittelbaren Beobachtungsgrenze der Verteidigungsstellung liegt und noch von der eigenen Artillerie überschossen werden kann.

Der Angreifer muß diese Zone möglichst rasch zu erreichen suchen. Denn erst hier wird er zuverlässige Unterlagen für seine Entscheidung gewinnen, ob förmlich oder flüchtig weiter vorgegangen werden soll. Der Infanterie hierzu zu verhelfen und fernerhin ihren Nahangriff zu entlasten, hierin erblicke ich die Hauptaufgabe der Angriffsartillerie im zukünftigen Festungskriege, und hiernach wäre m. E. auch in erster Linie ihre Organisations- und Materialfrage zu beurteilen*).

Für die Fortsetzung des flüchtigen Nahangriffs aus der so gewonnenen Sturmstellung werden in Zukunft die Minenwerfer und Gewehrgranaten eine wichtige Rolle spielen. Erstere dienen im Verein mit der Artillerie, soweit sie noch zu wirken vermag, zur Zerstörung der Hindernisse in möglichst breiter Front, der Flankierungs-, Beleuchtungs- und Beobachtungsanlagen sowie schwächerer Unterkünfte, beide Kampfmittel ferner zur Entlastung des Infanterieangriffs durch Bekämpfung der feindlichen Minenwerfer und Granatgewehre, schließlich beteiligen sie sich an der Feuerunterstützung des Sturmes selbst**).

Im übrigen behalten auch die allgemeinen Hinweise am Eingang dieses Kapitels sinngemäße Geltung. Da die starke Tiefengliederung in diesem Falle, d. h. beim Sturm aus einer vorbereiteten Sturmstellung heraus, aber meist durch Massierung von Truppen in dieser Stellung oder in ihrer nächsten Nähe ersetzt werden muß, außerdem auch die Sturmgeräte hier bereit zu legen sind, so muß für einen entsprechenden Ausbau der Stellung, u. U. in Form mehrerer voreinander liegender Gräben mit bequemer Entwicklungsmöglichkeit (Rampen, Stufen) gesorgt werden. Ebenso sind zur Feuerunterstützung des Sturmes von vornherein Stellungen für

*) Vgl. vorstehend Seite 675 und 676 und K. u. F. Ziffer 151, 152, 165.

**) Die Bekämpfung von Panzern ist hier nicht aufgeführt, weil ich einen flüchtigen Nahangriff gegen noch kampfkräftige moderne Panzerbefestigungen für sehr unwahrscheinlich halte.


Digitized by Google

Infanterie=, Maschinen= und Granatgewehre und etwas weiter zurück auch für Feldgeschütze vorzusehen.

Auf die Verhinderung von Wiederherstellungsarbeiten in der Verteidigungsstellung ist größter Wert zu legen.

Verteidigung gegen den flüchtigen Nahangriff.

Bei der Verteidigung gegen den flüchtigen Nahangriff werden Überraschungen am besten entdeckt durch zähes Festhalten des Vorgeländes*) und durch einen gut organisierten Beleuchtungsdienst**) und zum Scheitern gebracht durch eine zweckmäßige Gruppierung der Befestigungen***).

Im übrigen möchte ich hinsichtlich der Frage, wie der Verteidiger seine Aussichten zur Abwehr des flüchtigen Nahangriffs in Zukunft verbessern kann, auf das früher Gesagte verweisen†) und noch hinzufügen, daß außer der unbedingt nötigen leistungsfähigen Nahkampf=Artillerie zahlreiche Minenwerfer leichterer Art und Gewehrgranaten auch für den Verteidiger unentbehrlich sind, um den Angreifer in achtungsvoller Entfernung und auch in seinen Deckungen niederzuhalten, und Handgranaten, den Sturm auch aus der Deckung heraus im letzten Moment abzuwehren, wenn die Besetzung der offenen Feuerlinie unmöglich wird.

Der förmliche Nahangriff.

Auf Skizze 57 deutet die Linie A—A die auf flüchtigem Wege gewonnene Stellung an. Diese und die rückwärtigen Verbindungs=Laufgräben werden sich in Zukunft von den bisher üblichen durch möglichste Steilhaltung der Böschungen, zahlreiche widerstandsfähige Eindeckungen und die umfangreiche Verwendung von Sandsäcken, Stahl= und Schotterschilden unterscheiden. Einzelne Teile der Laufgräben werden schon jetzt als „bedeckte Sappe" geführt sein. Es sind dies Maßnahmen, die durch eine energische Verteidigung aufgenötigt werden.

Wir nehmen an, daß in dem Skizzenbeispiel die Durchführung des flüchtigen Nahangriffs (Sturmes) aus dieser Stellung heraus infolge unzureichender Vorbereitung durch Artillerie und Pioniere bei einem Versuch gescheitert ist oder von vornherein für zu gewagt erachtet wird. Man ist beiderseits zu einem stehenden Feuergefecht übergegangen, dessen Zwecklosigkeit aber bald erkannt wird, da beide Teile durch Sandsack=, Schotterscharten und Schützenschilde, infolge Verwendung von Schützenwallspiegeln und vervollkommneten Schießgestellen gut gedeckt sind; dagegen werden etwa auftauchende ungedeckte und sichtbare Ziele sofort mit Feuer überschüttet. Des Nachts findet ein dauerndes Geplänkel zwischen der beiderseitigen nahe gegenüber eingegrabenen dichten Postenkette und Patrouillen statt. Gleichzeitig treten auf beiden

*) K. u. F. Ziffer 344, 345, 349.

**) Z. B. Sturm auf die Kurgan=Batterie in der Nacht vom 26./27. November 1904. Vgl. 3. Heft dieses Jahrganges Seite 416.

***) Vgl. vorstehend Seite 677 und 678 u. ff., im besonderen Punkt 1 und 2.

†) Betreffend Schwierigkeiten des Angriffs Seite 673 und 674.

Digitized by Google

Seiten die Minenwerfer, Gewehrgranaten und falls vorhanden, die leichten Steilfeuergeschütze umfangreich in Wirksamkeit. In diesem Kampfe gewinnt der Angreifer allmählich die Überlegenheit. Nun tritt der förmliche Nahangriff in seine Rechte*). Seine erste Aufgabe besteht darin, die Basis für den Nahangriff noch näher heranzuschieben, um günstigere Bedingungen zur pioniertechnischen Vorbereitung und etwaigen Wiederholung und Durchführung des Sturmes zu gewinnen. Zu diesem Zweck muß unter steter Deckung Gelände nach vorwärts gewonnen werden. Es beginnt somit das „schrittweise“ Heranarbeiten, d. h. die systematische Herstellung von Annäherungswegen, und zwar werden in dem Beispiel der Skizze mindestens deren 7 angesetzt werden. Die Ausführung erfolgt im wesentlichen mit der völligen Sappe (Erdwalze) oder auch unter Verwendung von Sandsäcken und sonstigem Gerät zur Deckung der Spitzenteile. Bei ungünstigen, Erdarbeiten ausschließenden Bodenverhältnissen sind Sandsäcke in großen Massen und andere künstliche Deckungsmittel zum Vorwärtskommen unentbehrlich. Es kann auch schon jetzt erforderlich werden, unterirdisch mit Minen vorzuarbeiten. Dies wird dann der Fall sein, wenn sehr harte Bodenbeschaffenheit das Aussprengen der Laufgräben bedingt oder wenn man schon jetzt auf Gegenminen des Verteidigers zu stoßen fürchtet. In beiden Fällen wird man vorzugsweise Bohrminen anwenden. Die in Form der Deckwehr- oder Schlangensappe hergestellten Laufgräben, besonders die auf das Werk zuführenden Schläge wird man nach Möglichkeit eindecken. In dieser Weise wird es vermutlich gelingen, bis an den Glacisfuß vorzudringen. Hier, dicht vor der ersten Hinderniszone und nahe am Bereich des feindlichen Gegenminensystems, falls ein solches vorhanden, muß durch Verbindung der Spitzen der Annäherungswege die neue Basis in Form einer Infanterie- oder Sturmstellung geschaffen werden: Stellung B—B. Die Herstellung erfolgt in gleicher Weise wie die der Annäherungswege. Die Wiederaufnahme des flüchtigen Nahangriffs von dieser zweiten Sturmstellung aus wird durch die Kürze der Entfernung begünstigt, im besonderen wird die Erkundungs- und Zerstörungstätigkeit der Pioniere erleichtert sein, um so mehr, wenn Minenwerfer zum Werfen von Sprengladungen aus den Deckungen heraus gegen die Hindernisse, die Streichen, die Panzer**) usw. verwendet werden. Auch die Tätigkeit der Pioniere und der Infanterie beim Sturm selbst wird aussichtsreicher mit der Abnahme der

*) K. u. F. Ziffer 169—173.

**) Ich bin der Ansicht, daß zwar der flüchtige aber nicht der förmliche Nahangriff durch Kampfpanzer wesentlich aufgehalten werden kann. Fernkampfpanzer liegen vielfach so hinter Deckungen, daß ihre untere Schußgrenze jenseits der Zone des förmlichen Nahangriffs liegt, auch werden sie, wenn durch den Angreifer noch nicht außer Gefecht gesetzt, ihre Munitionsvorräte bereits erschöpft haben. Nahkampfpanzer — Maschinengewehre und l. Schnellfeuerkanonen — sind den Deckungen des förmlichen Nahangriffs gegenüber zu wenig wirksam. Vgl. hierzu K. u. F. Ziffer 161, 165 Schlußsatz, 348 Schlußsatz.


Digitized by Google

zurückzulegenden Entfernung. Dagegen werden sich der dauernden Weiterwirkung der Artillerie in dieser Kampflage bereits manche Schwierigkeiten entgegenstellen*).

Wenn somit auch die Bedingungen für den Sturm jetzt wesentlich günstiger geworden sind, so bietet er doch, wie die Erfahrungen von Port Arthur lehren, wo viele aus allernächster Nähe angesetzte Stürme mißglückten, keine sichere Gewähr des Erfolges. Man muß also mit der Fortsetzung des förmlichen Nahangriffs rechnen. Seine Aufgabe besteht nunmehr darin, sich des Glacis, sodann des Vorgrabens zu bemächtigen und eine neue Stellung unmittelbar an der Glaciskante zu gewinnen.

Das Vorgehen erfolgt ebenfalls mit einer Anzahl Annäherungen — ich möchte sie Attacken nennen — gegen alle Teile des Werkes. Sind planmäßig vorbereitete tief liegende Verteidigungsminen vorhanden oder werden sie für wahrscheinlich gehalten, so wird dies Vorgehen vorzugsweise unterirdisch mit Minengängen und Bohrminen erfolgen müssen. Jede Attacke besteht aus mehreren Stollen, deren Spitzen sich übergreifen und zeitweise und abwechselnd durch Bohrminen verlängert werden. Letztere dienen gewissermaßen zur Aufklärung und Sicherung gegen die feindlichen Minen. Den Minenspitzen folgt bei jeder Attacke in einem Abstand von 10—20 m wiederum ein oberirdischer Annäherungsweg in Form der völligen Sappe. Gelingt es, ohne Belästigung durch Gegenminen auf diese Weise vorwärts zu kommen, so werden die Minengänge streckenweise etwa in Abständen von 10—20 m miteinander, sowie durch lotrechte Schächte mit dem oberirdischen Sappenangriff direkt oder durch Querschläge verbunden, um bessere Lüftung und kürzere Verbindungen zu erhalten, und möglichst beschleunigt gegen die äußere Grabenwand vorgetrieben, während die Deckwehrsappe als eigentlicher Annäherungsweg für den oberirdischen Angriff beibehalten und ausgebaut wird.

Sucht der Verteidiger aber seinerseits durch starke, tiefliegende Fladderminen oder Quetscher den Angreifer zu bekämpfen, so werden im abgekürzten Verfahren in den bereiteten Minengängen mit brisantem Sprengstoff stark überladene Trichter gesprengt, um gleichzeitig die Gegenminen zu zerstören und neue oberirdische Deckungen zu schaffen. Das abgekürzte Verfahren hierbei besteht darin, daß die bereitgehaltene Sprengmunition in noch bequem zu handhabenden Mengen schleunigst vor Ort angehäuft und nur ganz flüchtig oder gar nicht verdämmt elektrisch gesprengt wird. Die gesteigerte Wirkung und Eigenschaft der brisanten Sprengstoffe, auch ohne Verdämmung zu wirken, während das Pulver ohne die sehr zeitraubende Anlage einer Verdämmung nach rückwärts ausbläst, gestattet wesentliche Zeitersparnis und wird dem neuzeitlichen Minenkriege, wenn ich ihn so nennen darf, sein besonderes Gepräge aufdrücken. Stößt das Vorarbeiten bei dem oberirdischen Teil der Attacke auf Schwierigkeiten an den Bodenverhältnissen oder im Verhalten des Verteidigers,

*) K. u. F. Ziffer 174.

Digitized by Google

so wird man die vorgetriebenen Minengänge ohne Rücksicht darauf, ob Verteidigungsminen vorhanden sind oder nicht, auch zum Aussprengen oberirdischer Annäherungswege benutzen. Bei der geschilderten Art des Vorarbeitens werden auch die oberirdischen Hindernisse auf dem Glacis und im Vorgraben von selbst durchbrochen. Diese Arbeiten fallen den Pionieren zu, während die Infanterie die Hilfsarbeiter stellt und die oberirdische Sicherung der Arbeiten gegen ebensolche Unternehmungen des Verteidigers zu übernehmen hat. Eine solche ist unbedingt erforderlich da, wie die Kriegsgeschichte lehrt, Zerstörungen der Minengänge, der Sappen und Eindeckungen dem Angriff höchst unerwünschten Aufenthalt bereiten und derartige Unternehmungen durch die Verwendung brisanter Sprengladungen heutigen Tags wesentlich erleichtert sind. Die oberirdische Sicherung der Attacken erfolgt bei Tage durch die Laufgrabenbesatzungen in den rückwärtigen Infanteriestellungen, bei Nacht muß aber eine dichte Postenkette vor den Sappen- und Minenspitzen vorgeschoben sein. Die Posten liegen eingegraben in Löchern hinter Sandsäcken und Schützenschilden und sind mit Handgranaten, Leuchtpistolen und statt des Gewehrs teilweise mit Schnellade-Pistolen versehen, während die Laufgrabenbesatzung dahinter mit kleinen tragbaren Scheinwerfern ausgerüstet ist. So gelangt der Angreifer nach Überwindung aller vorwärts des Grabens befindlicher Hindernisse in die Stellung C—C, die man mit der früheren Glaciskrönung vergleichen kann. Gleichzeitig wird er mit den Minen, falls diese nicht zu oberirdischen Aussprengungen benutzt sind, an der äußeren Grabenwand, an den Umfassungswänden der äußeren Grabenstreichen und u. U. auch unter den Fundamenten etwa vorhandener Blockhäuser im gedeckten Wege angelangt sein. Einmal soweit, wird es zweckmäßig sein, vor Erneuerung des Sturmes nun auch in möglichster Breitenausdehnung die Blockhäuser, die äußere Grabenwand und die Streichen durch Sprengungen einzuwerfen, was nunmehr ohne Schwierigkeit und Zeitverlust erfolgen kann. Da hiermit voraussichtlich auch die Hindernisse im gedeckten Wege und im Graben zerstört werden, empfiehlt es sich, den Sturm unmittelbar oder wenigstens kurze Zeit nach den Sprengungen auszuführen, um dem Verteidiger keine Zeit zu lassen, durch rasche Behelfsmaßnahmen neue Schwierigkeiten in den Weg zu legen.

Scheitert auch jetzt wiederum der Sturm über den Graben und auf den Wall, so wird nichts anderes übrig bleiben, als die Grabensohle durchzusappieren oder durchzuminieren und mit Minengängen durch das Innere des Werkes vorzugehen, ein Fall, für den außer Port Arthur auch die ältere Geschichte des Festungskrieges manche Vorgänge bietet, der in Zukunft aber wohl sehr selten eintreten wird.

Ich möchte noch einiges über die Beteiligung der Artillerie bei der geschilderten Art des förmlichen Nahangriffs nachholen.

Es wäre dringend erwünscht, daß die Feuertätigkeit der Artillerie durch dieses nahe Herantragen des Angriffs an die beschossenen Werke und Stellungen nicht be-

Digitized by Google

hindert wird. Denn dieser Angriff würde außerordentlich unterstützt und erleichtert werden, wenn dem Verteidiger durch das unausgesetzte Artilleriefeuer des Angreifers die oberirdische Abwehr des Angriffs unmöglich wird. Allerdings müßte verlangt werden, daß Volltreffer (Kurzschüsse) auf das eigene Angriffsfeld ausgeschlossen sind, während die Gefährdung durch zurückfliegende Sprengstücke oder durch zu kurz gehende Schrapnelgarben weniger von Belang ist und in den Kauf genommen werden könnte, da man sich mehr dagegen schützen kann. Die Artillerie des Angreifers befindet sich auch hierzu in einer günstigen Lage. Da in diesem Zeitabschnitt des Angriffs angenommen werden muß, daß die Kampfartillerie des Verteidigers lahmgelegt ist oder wenigstens den Kampf mit der Angriffsartillerie aufgegeben hat, so können die Angriffsbatterien einschließlich der Feldartillerie, was besonders betont werden muß, so nahe herangehen, daß ihre Treffähigkeit unter den günstigsten Beobachtungs- und Zielverhältnissen voll ausgenutzt werden kann. Auch für dieses Verfahren haben die Japaner vor Port Arthur manche wertvolle Fingerzeige geliefert. Überdies wird solches Vorziehen der Artillerie schon in dem Falle erforderlich sein, wenn die Verteidigungsartillerie ein Verfahren befolgt, das ich stets schon in früheren literarischen Arbeiten empfohlen habe und das gegenwärtig auch in artilleristischen Kreisen viele Anhänger zählt, nämlich, wenn sie nicht in der einmal gewählten Stellung bis zum letzten Schuß ausharrt, sondern zurückrettet, was noch zurückzuretten ist, so wie sich die Aussichtslosigkeit des Artilleriekampfes herausstellt und sich darauf beschränkt, aus rückwärtigen Stellungen das unmittelbare Vorfeld der Festung unter Feuer zu halten d. h. die Zone, die der Angreifer zur Durchführung seines Nahangriffs unbedingt überschreiten muß*). Erklärt aber die Artillerie, die vorerwähnte Aufgabe: Unterstützung des förmlichen Nahangriffs bis zum letzten Moment, mit ihrem jetzigen Geschützmaterial nicht erfüllen zu können, so wäre die Konstruktion eines neuen leichten Schnellade-Steilfeuergeschützes, welches den Vorzug der Leichtigkeit des früheren 9 cm Mörsers mit großer Treffsicherheit, Feuergeschwindigkeit und einer auf lebende Ziele und leichte Deckungen berechnete Wirkung vereinigte, eine höchst dankenswerte Aufgabe. Bekanntlich haben sich die Japaner zu diesem Zweck mit Gebirgsgeschützen und Bambusmörsern beholfen, welch letztere in großer Anzahl vor Port Arthur zur Verwendung gelangt sind. Dieses neue Nahkampf-Steilfeuergeschütz, wie ich es nennen möchte, ist aber nicht mit den bereits erwähnten Minenwerfern der Pioniere zu verwechseln, welche Sprengladungen auf nächste Entfernung zu schleudern bestimmt sind.

Welche Kräfte, Mittel und Zeit sind zur Durchführung des von mir vorgeschlagenen förmlichen Nahangriffs erforderlich?

---

*) Vgl. vom Verfasser „Die Festung in der heutigen Kriegführung", II. 1. Auflage, 1898, Seite 74/75 und K. u. F., Ziffer 161, 174 und 348.

Digitized by Google

Als Vorbedingungen für dessen Gelingen sind anzusehen:

1. Der Angriff muß mit großer Überlegenheit nach einheitlichem Plan gegen alle erreichbaren Teile des Werkes bzw. der Stellung angesetzt werden.*) Die Minenangriffe von Schweidnitz 1762, Sewastopol 1854/55, Petersburg-Richmond 1864 waren auf zu schmaler Basis angesetzt. Der gleiche Mangel hat, wie bereits erwähnt, sicher auch vor Port Arthur zur langen Dauer des Kampfes um Glacis, Graben und Wall der Werke Fort II, Fort III und Zwischenwerk 3 beigetragen. Also möglichst viele Attacken! Jede Attacke bildet einen organisch selbständigen Unterabschnitt, der unter Oberleitung des Ingenieur-Offiziers des Abschnitts denselben Truppeneinheiten zu überweisen ist. Zum 24stündigen Dienst in jeder Attacke ist mindestens ½ Pionier-Kompagnie und eine Infanterie-Kompagnie erforderlich. Die Pioniere stellen mit dreifacher Besetzung einen Sappeurtrupp und drei Mineurtrupps, sowie mit zweifacher Besetzung einen Laufgrabentrupp zum Ausbau der Laufgräben durch Bekleidungen, Eindeckungen, Verteidigungseinrichtungen, Abwässerungen sowie zum Bodentransport, Bedienung der Minenwerfer, Erkundungen, Verwaltung des Pionierdepots usw.

Die Infanterie stellt einen Zug als Feldwache in die vorderste Infanteriestellung, bei Nacht mit vorwärts eingegrabener Postenkette, einen Zug als ruhende Bereitschaft etwas weiter zurück und einen Zug zum Arbeitsdienst.

Gönnt man der Attackenbesatzung nach 24-stündigem Dienst nur 24 Stunden Ruhe — erwünscht wären wenigstens 48 Stunden — so stellt sich der Gesamtbedarf für eine Attacke auf eine Pionier- und zwei bzw. drei Infanterie-Kompagnien. Für die Durchführung des Angriffs in der Skizze 57 mit sieben Attacken würden demnach sieben Pionier-Kompagnien und 14 Infanterie-Kompagnien erforderlich sein und da es allenfalls angängig erscheint, die Pioniere zum Teil noch mehr durch Infanterie-Hilfsarbeiter und Mannschaften der Park-Kompagnie des Pionier-Belagerungs-Trains zu ersetzen, als vorher angenommen, so würden im allgemeinen für den förmlichen Angriff auf ein größeres modernes Werk **mindestens** ein Pionier-Bataillon zu drei Pionier- und einer Park-Kompagnie und drei bis vier Infanterie-Bataillone zu rechnen sein**).

Hierbei bleibt aber zu bemerken, daß die etatsmäßige Zahl an Offizieren und Unteroffizieren bei den Pionieren nicht ausreichen würde, sondern um etwa 50 v. H. erhöht werden müßte.

2. Es muß möglichst rasch unter Anspannung aller Kräfte vorgearbeitet werden. Hierzu gehört eine im Frieden sorgfältig geschulte technische Truppe, die mit dem

*) K. u. F. Ziffer 172, 2. Absatz.

**) Vgl. K. u. F. Ziffer 17, 162, 163. Auf die Wichtigkeit der Park-Kompagnien, die den Pionier-Kompagnien nicht unbedingt gleichwertig zu sein brauchen, wird besonders hingewiesen.


Digitized by Google

Verfahren im ganzen und im einzelnen unter den verschiedensten örtlichen Verhältnissen völlig vertraut sein muß. Ferner gehört hierzu eine möglichst hohe Vervollkommnung des technischen Verfahrens und der technischen Geräte und Hilfsmittel.*) Es weist dies darauf hin, daß man eine für diesen Zweig des Festungskrieges zwar nicht ausschließlich, aber doch vorwiegend ausgebildete Pioniertruppe wie wir sie jetzt in den sogenannten Festungs-Bataillonen besitzen, nicht entbehren kann. Außerdem ist eine für Spezialzwecke des Festungskrieges, z. B. im Minieren unter besonders schwierigen Verhältnissen ausgebildete Truppe erforderlich.

3. Der Angriff muß über reichliche Bestände an baustofflichen, spreng- und elektrotechnischen Mitteln und Gerätschaften verfügen.

Alles, dessen Beschaffung durch Beitreibungen und Anfertigung vor der Festung nicht gesichert erscheint, muß möglichst im Frieden vorrätig gehalten werden. Es ergibt sich hieraus die Forderung einer Neuorganisation und Ausrüstung der Pionier-Belagerungs-Trains, die in Rücksicht darauf, daß ein Teil dieser Bestände erst in späteren Stadien der Belagerung gebraucht wird, in eine bespannte und in eine nicht bespannte Staffel geteilt werden kann**).

Ein zur Beurteilung des vorgeschlagenen Verfahrens wichtiges Moment wäre die Beantwortung der Frage: „Welche Zeit gehört zu seiner Durchführung?" Die Antwort ist natürlich schwer zu geben, da im Ernstfalle der Zukunft sich unzählige teils hindernde, teils aber auch fördernde Einflüsse geltend machen werden, die unmöglich übersehen werden können. Ich glaube aber nach Maßgabe der möglichen Arbeitsleistungen, daß der Angriff nach Skizze 57, d. h. bis zur Besitznahme des Grabens, in 10 bis 14 Tagen durchgeführt werden **kann**, wenn die vorher von mir gestellten Vorbedingungen erfüllt sind.

Verteidigung.

Wenn sich der Angreifer zu einem von mir vorgeschlagenen oder ähnlichen förmlichen Nahangriff gezwungen sieht, muß vorausgesetzt werden, nicht nur daß der Verteidiger über moderne Befestigungen und entsprechende Ausrüstungen verfügt, sondern auch daß der Wille und die moralische und physische Kraft zu einem energischen Widerstand vorhanden sind. Ein sehr wichtiger Satz unserer neuesten Vorschriften lautet, daß der Festungsverteidiger das Vorgelände, soweit sich dasselbe im Schutz der Festungsartillerie befindet, solange als möglich dem Angreifer streitig

*) Z. B. scheint die Verwendung von „Laufgraben-Förderbahnen" unerläßlich. Auch liegt der Gedanke nahe, das ober- und unterirdische Vorarbeiten in Anlehnung an die bürgerliche Technik durch maschinelle Vorrichtungen mit Kraftbetrieb zu erleichtern und zu beschleunigen. In der Tat ist aus der Literatur bekannt, daß darauf abzielende Vorschläge gemacht und Versuche angestellt sind. Der Verwirklichung dieses Gedankens bei Herstellung von Laufgräben „Sappenbagger" zu verwenden scheint aber die Forderung der Kriegsbrauchbarkeit große Schwierigkeiten entgegenzustellen, während die Vervollkommnung der unterirdischen Miniertechnik auf diesem Wege bessere Aussichten bietet.

**) K. u. F. Ziffer 17.

Digitized by Google

machen soll. Die Vorposten sollen nur Schritt für Schritt dem äußersten Zwange folgend weichen und dabei engste Fühlung mit dem vordrängenden Gegner halten*). Der gleiche Grundsatz muß m. E. auch auf das nähere und nächste Vorgelände der Verteidigungsstellung und auf das Glacis Anwendung finden, auf die Gefahr hin, daß sich, wie vor Port Arthur, beide Teile nur durch Erdklötze und Brustwehren von wenigen Metern Stärke getrennt in ihren Deckungen gegenüber liegen. Dem Verteidiger muß eine hartnäckige und schrittweise, sowohl oberirdische wie unterirdische Verteidigung ermöglicht werden. Am Tage wird es sich darum handeln, das förmliche Vorarbeiten des Angreifers möglichst zu erschweren und jedes Verlassen der Deckung unbedingt zu verhindern. Zu diesem Zweck dient das frontale Feuer mit leichten Schnellfeuergeschützen, Maschinengewehren und Infanteriegewehren hinter Panzer- bzw. Stahlschilden und Sandsäcken aus der eigentlichen Verteidigungsstellung heraus, sowie das flankierende Feuer aus ständigen und behelfsmäßigen Zwischenstreichen, zur Verhinderung des förmlichen Vorarbeitens Steilfeuer aus zurückgezogenen schweren oder analog wie beim Angreifer aus dem Steilfeuer-Nahkampfgeschütz und die Tätigkeit der Minenwerfer zum Werfen von Sprengladungen, deren Gewicht hier entsprechend der Widerstandsfähigkeit der Ziele im Gegensatz zum Angriff in mäßigen Grenzen gehalten werden kann, ferner die Gewehrgranaten.

Bei Nacht muß eine dichte Postenkette, die in engster Fühlung mit der Postenkette des Angreifers eingegraben und ebenso wie diese ausgerüstet ist, alle Erkundungs- und flüchtigen Zerstörungsmaßnahmen verhindern und den Kampf von Mann gegen Mann aufnehmen. Die Postenlöcher können sich ferner zu einem System von Gegengräben verdichten, die durch die völlige Sappe auch am Tage hergestellt und ergänzt werden können. Auch jetzt noch muß dem offensiven Element der Verteidigung durch zahlreiche kleine Ausfälle in der Dunkelheit Rechnung getragen werden, die vorwiegend die rasche Zerstörung der feindlichen Sappen und Mineneingänge durch Sprengladungen zum Ziele haben.

Für dieses Verfahren ist aber notwendig, daß der Festungsbau dem gedeckten Wege wieder eine größere Bedeutung beimißt, da nur dieser, nicht das Innere des Werkes als Basis und Ausgangspunkt für die oberirdische Verteidigung des Glacis dienen kann. Hierzu müssen nicht nur der gedeckte Weg, sondern auch die seitlichen Anschlüsse des Werks mit einer Anzahl bombensicherer, gegen Überraschungen verteidigungsfähiger Blockhäuser und Unterstandsbauten ausgestattet sein, die möglichst mit Vorbereitungen zur Sprengung für den Fall der Räumung und mit kurzen zuverlässigen Verbindungen nach dem Innern des Werkes versehen sein müssen.

So würde die oberirdische Abwehr des förmlichen Nahangriffs anzustreben sein.

*) K. u. F. Ziffer 286, 296, 322, 330, 344, 345, 349.

Digitized by Google

Sie ist Sache der Infanterie, der Pioniere und Artillerie, während die unterirdische Abwehr Aufgabe der Pioniere ist. Daß die Anwendung von Quetschern, wie im früheren Minenkriege, ein Operieren mit neuen Minengängen in verschiedenen Richtungen und Höhenlagen, wie dies vor Sewastopol stattfand und noch vor Port Arthur versucht wurde, überhaupt durchführbar und zweckmäßig wäre, ist nicht anzunehmen, da die Zeit hierzu fehlen würde. Dagegen würde ich die Anwendung einer Anzahl stark geladener Fladderminen vorschlagen, die in dem Glacis in größerer Tiefe (je nach der Bodenart 5—10 m) schachbrettförmig in mehreren Treffen angelegt und zur Erhöhung der Wirkung und zur Sicherung gegen Artilleriefeuer, Sprengungen und Bohrminen des Angreifers mit einer starken Steinpackung zu umgeben wären. Sie werden in ständigen Gegenminen oder in Schächten angebracht, die bei der Armierung herzustellen sind. Die Zündleitungen werden ebenfalls möglichst tief, auch in Bohrlöchern verlegt. Man läßt die Minen spielen, sowie der Angreifer beim Sturm oder beim förmlichen Nahangriff in ihren Bereich gelangt. Um dies beim Minenangriff rechtzeitig zu erkennen oder zu erhorchen, wird man ein System von Gegenstollen, in geeignetem Boden durch Bohrlöcher verlängert, im besonderen vor den Grabenstreichen und Blockhäusern nicht entbehren können. Vielleicht wird auch die elektrische Akustik in Zukunft hierbei eine Rolle spielen. Die Gegenstollen dienen in erster Linie zu Horchzwecken, können im Verlauf des Kampfes aber ebenfalls mit Ladungen versehen werden. Daß durch die Sprengungen der vorbezeichneten Verteidigungsminen Deckungen geschaffen werden, die der Angreifer benutzen kann, ist ein Nachteil, der gegenüber der großen moralischen und einmaligen materiellen Wirkung in Kauf genommen werden muß und durch die vorbereitete und zielbewußte Bewerfung der Trichter durch kleines und großes Steilfeuer erheblich abgeschwächt werden kann.

Außer den vorerwähnten stark geladenen und tiefen Minen vorwärts des gedeckten Weges sind schwächer geladene und seichtere Minen im gedeckten Wege und auf der Grabensohle anzulegen. Sie sind hier besser geschützt gegen das Artilleriefeuer und treten ebenfalls beim Sturm oder beim unterirdischen Vorgehen des Angreifers gegen den Graben und gegen etwa vorhandene innere Grabenstreichen in Wirksamkeit. Unternimmt der Angreifer von der Grabensohle aus den Sturm, so müssen die noch im Besitz des Verteidigers befindlichen Grabenteile (Kehlgraben) verbarrikadiert und mit befehlsmäßigen Flankierungsanlagen versehen sein. In dieser Gefechtslage haben sich in Port Arthur auch die reduitartigen Stellungen im Innern des Werkes, von denen aus der Hof und der rückwärtige Teil des Walles beherrscht wurden, außerordentlich bewährt, ebenso behelfsmäßige Streichen auf der Grabensohle.

Wie der Verteidiger das unterirdische Vorgehen gegen das Innere des Werkes, was die Japaner endlich zum Erfolge führte, bekämpfen soll, ist eine schwierige Frage. Ein derartiges Angriffsverfahren hielt man für längst abgetan, der moderne

Digitized by Google

Festungsbau hat deshalb mit der Möglichkeit eines solchen überhaupt nicht mehr gerechnet, und sowie erst die äußere Grabenwand mit den Streichen in der Hand des Angreifers sich befindet, sind der Wall und das Innere des Werkes den Minenangriffen so ziemlich schutzlos preisgegeben. Die Russen haben — an einer Stelle nicht ohne Erfolg — versucht, diese unterirdischen Angriffe vom Hofe der Werke aus mit Gegenminen und Stollen zu bekämpfen. Ein radikales Mittel wäre, die Minen mit lebendem und totem Inhalt zu ersäufen. Das müßte aber von langer Hand vorbereitet und durch die örtlichen Verhältnisse begünstigt sein.

Gelingt es nicht oder ist es aussichtslos, diesen Angriff oberirdisch zu bekämpfen, so wird man in Zukunft zu dem Mittel der Gegenminen nur dann seine Zuflucht nehmen, wenn es sich um die möglichst lange Behauptung besonders wichtiger Werke handelt, und in solchen wird der ständige Festungsbau schon im Frieden Vorbereitungen treffen müssen. Bei anderen Werken, durch deren Aufgeben die Weiterführung der Festungsverteidigung nicht in Frage gestellt wird, ist wohl jetzt der Zeitpunkt gegeben, zu erwägen, ob es sich nicht mehr empfiehlt, das Werk freiwillig zu räumen und unter möglichster Schädigung des Angreifers in die Luft fliegen zu lassen, im besonderen, wenn der Widerstand in rückwärtigen Stellungen fortgesetzt werden kann.

Aus vorstehendem ergibt sich, daß eine irgendwie erfolgreiche Abwehr des Festungsangriffs im allgemeinen und des förmlichen Nahangriffs im besonderen ebensowenig improvisiert werden kann wie seine Durchführung. Vor allen Dingen wird man — abgesehen von den Friedens- und Armierungsmaßnahmen fortifikatorischer Art — auch bei der Verteidigung wie im Festungskriege geschulte Führung und Infanterietruppe, eine leistungsfähige Artillerie hauptsächlich für die Kampfgeschütze,*) vor allem aber eine zahlreiche und tüchtige Pioniertruppe nicht entbehren können, deren Vorhandensein nicht nur zur möglichst langen Erhaltung der passiven Widerstandsfähigkeit der Befestigungen, sondern noch in höherem Maße zur verlangten offensiven Führung der Verteidigung bis zum letzten Moment unbedingt nötig ist.

Wenn es beim Angriff im Feldkriege der Infanterie gelungen ist, sich auf Sturmentfernung heranzuarbeiten und zur Erschütterung des Gegners die nötige Anzahl Gewehre in Feuertätigkeit zu setzen (Ziffer 343 des Ex. R. f. d. J.), so wird hiermit in vielen Fällen der schwierigste Teil und die Hauptaufgabe des Angriffs erledigt sein. Im Gegensatz hierzu finden wir, daß beim Angriff im Festungskriege in dieser Kampflage in der Regel erst die Schwierigkeiten beginnen und nur unter weitgehender und opferwilliger Mitwirkung der Technik zu überwinden sein werden.

Trotzdem bleibt nach Ziff. 264 des Exerzier-Reglements die Infanterie auch im

*) Zur Besetzung und Bedienung der Nahkampfgeschütze wird man allenfalls mit Feldartilleristen älterer Jahrgänge und angelernten Mannschaften anderer Waffen auskommen können.


Digitized by Google

Festungskriege die Hauptwaffe und die in Ziffer 265 ausgegebene Losung: „Vorwärts auf den Feind, es koste was es wolle!“ hat in gleicher Weise auch für den Festungskrieg Geltung.*)

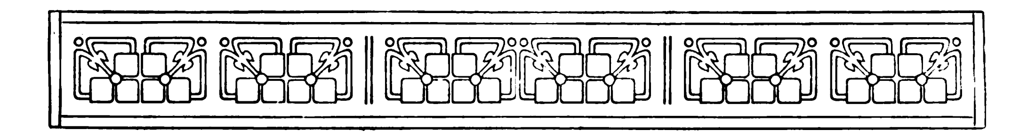
Die Pioniere sind sich dessen bewußt, daß es sowohl im Feld- wie im Festungskriege ihre Hauptaufgabe ist, im Verein mit der Artillerie, diesem „Vorwärts“ der Infanterie bis zum Handgemenge, sei es oberirdisch, sei es unterirdisch, den Weg zu bahnen. Es ist im vorstehenden versucht worden, die verschiedenen Verfahrungsweisen zum „Vorwärtskommen“ beim Festungsangriff zu charakterisieren, nach ihren Aussichten zu beurteilen und einige Hinweise dafür zu geben, was in Zukunft besondere Beachtung verdient. Wenn ich auch im Interesse der systematischen Gliederung meiner theoretischen Ausführungen den Unterschied zwischen flüchtigem und förmlichem Nahangriff beibehalten habe, so wird er sich doch in der Praxis der Zukunft ähnlich wie vor Port Arthur vielfach verwischen; beide Arten des Verfahrens können ineinander übergehen und einander ablösen. Es hängt dies im wesentlichen von den auch im Festungskriege sehr einflußreichen sogenannten „Imponderabilien“ ab. Aber soviel ist klar, daß sich hier zwei große Leitmotive gegenüberstehen: auf der einen Seite die Zeitersparnis, auf der anderen die Sicherheit des Erfolges.

Beide Rücksichten zu vereinigen, hierzu alle gebotenen Mittel und Wege in harmonischem Zusammenwirken auszunützen, und dementsprechend das Verfahren zu wählen, das am raschesten und am sichersten zum Erfolge führt, darin besteht die Kunst und wird sich das Genie des höheren Führers im Kampfe um Festungen zeigen.

*) K. u. F. Ziffer 6, 121, 152, 153, 165.

Schroeter,
Generalmajor und Inspekteur der 4. Ingenieur-Inspektion.

Digitized by Google



Milizheere.

(Schluß.)

Die Heere der französischen Republik im Kriege 1870/71.

Das Wehrgesetz vom 1. Februar 1868.

uf Befehl des Kaisers Napoleon hatte der Marschall Niel zu Beginn des Jahres 1868 ein neues Wehrgesetz zur Vorlage gebracht, nach dessen Annahme durch die gesetzgebende Körperschaft am 1. Februar 1870 die bewaffnete Landmacht Frankreichs eingeteilt wurde in die aktive Armee, die Reserve und die mobile Nationalgarde.

Die allgemeine Wehrpflicht sollte die Grundlage für dieses Gesetz bilden, aber diese Absicht des Kriegsministers scheiterte an dem Widerstande der Volksvertretung. Fast alle bisherigen gesetzlichen Befreiungen von der Dienstpflicht wurden zwar beschränkt, doch blieben Stellvertretung und Nummertausch nach wie vor bestehen.

Im aktiven Heere betrug die Dauer der Dienstzeit fünf Jahre. Die jährliche Rekrutenaushebung erfolgte derart, daß die Leute der „première portion“ wirklich eingestellt, die der „deuxième portion“, — auch nur felddienstfähige, aber freigeloste Mannschaften — dagegen im allgemeinen beurlaubt wurden. Sie mußten sich aber dauernd zur Verfügung des Kriegsministers halten und jährlich einige Monate auch wirklich Dienst tun. Außer diesen fünf Jahrgängen beider „portions“ gehörten zur aktiven Armee noch die Stellvertreter (rengagés) und die Freiwilligen.

Die Dienstzeit in der Reserve betrug vier Jahre. Zweck dieser Formation war, die aktive Armee auf vollem Bestande zu erhalten. Ihren Mannschaften wurde in den Depots eine kurze Ausbildung zuteil. Abgesehen von dieser durfte die Reserve nur in Kriegszeiten, und zwar erst dann einberufen werden, wenn alle Jahrgänge des aktiven Heeres erschöpft waren.

Die mobile Nationalgarde setzte sich zusammen aus den durch gesetzliche Vorzugsbestimmungen Befreiten, aus den durch Stellvertretung Losgekauften, den Ausgelosten und schließlich aus Freiwilligen. Sie war bestimmt als Besatzung für Festungen, zur Verteidigung der Küsten und Grenzen, fand also nur innerhalb des Landes Verwendung. Die Dienstzeit betrug hier fünf Jahre. Nur 15 mal alljährlich

Digitized by Google

durfte die mobile Nationalgarde für je einen Tag (!)*) zum Dienst herangezogen werden; zu jeder längeren Heranziehung bedurfte es eines Gesetzes.

Außer den vorstehenden Formationen bestand nach einem Gesetz von 1852 noch eine „seßhafte Nationalgarde“ (garde nationale sédentaire), die alle tauglichen Franzosen von 25 bis 50 Jahren umfaßte, sofern sie nicht schon anderweitig militärisch in Anspruch genommen waren. Etwa unserem Landsturm vergleichbar, sollte sie den inneren Dienst im Lande versehen und departementsweise nur dort zusammentreten, wo die Regierung es für nötig hielt.

Erst im Jahre 1875 hätte Frankreich diese Organisation vollenden und damit für den Kriegsfall 800 000 Mann des aktiven Heeres und der Reserve nebst 500 000 Mann der mobilen Nationalgarde aufstellen können. Bei Ausbruch des Krieges war aber die ganze Armee mitten in der Umformung begriffen. Dazu kam, daß Marschall Niel im August 1869 starb, und sein Nachfolger, der Marschall Le Boeuf ein Gegner seiner Schöpfung, namentlich der Nationalgarde, war.

Neuschöpfungen der Kaiserlichen Regierung bis 2. September 1870.

Während des Krieges war noch unter dem Kaiserreich ein wesentlicher Teil der Neuschöpfungen des Heeres vorbereitet und auch begonnen worden. Für das aktive Heer hatte der Kriegsminister Le Boeuf schon unmittelbar nach der Kriegserklärung „Marschtruppenteile“ geschaffen. Die Depots der Linien-Regimenter bestanden nämlich aus den 7. und 8. Kompagnien der Bataillone und waren für je ein Regiment in sechs Kompagnien mit 300 Mann, für jedes Jäger-Bataillon in zwei Kompagnien mit 122 Mann eingeteilt. Durch Dekrete vom 14. und 28. Juli wurden nun aus allen 7. Kompagnien sämtlicher Infanterie-Bataillone und der 8. Kompagnie des 1. Bataillons jedes Regiments vierte Bataillone errichtet und durch Reservisten auf Kriegsstärke gebracht. Je drei dieser Bataillone wurden zu Marsch-Regimentern vereinigt.**) Die den Depots entnommenen Kompagnien wurden dort ersetzt und ihre Zahl im August außerdem noch erhöht.

Zum aktiven Heere waren ferner im Juli 1870 die „deuxièmes portions“ der Jahrgänge 1865 bis 1868, am 10. August alle Unverheirateten und kinderlose Witwer zwischen 25 und 35 Jahren, soweit sie nicht zur mobilen Nationalgarde gehörten, einberufen worden. Hiervon traten die militärisch Ausgebildeten sofort in die Front (bis 12. August), die Mannschaften der „deuxièmes portions“ (bis zum 19. August), in die Depots. Die dritte Gruppe, aus gänzlich Unausgebildeten bestehend, sollte nach Bedarf eingezogen werden, fand aber nachher anderweitig Verwendung***). Ebenfalls vom 10. August an wurde die Einberufung der Jahresklasse 1870 vorbereitet, bei der man auf etwa 158 000 Mann†) rechnete.

---

*) Einschließlich Hin- und Rückreise von und nach der Heimat.

**) In ähnlicher Weise verfuhr man bei den Jäger-Bataillonen.

***) Seite 697 (garde nationale mobilisée).

†) Seite 697.


Digitized by Google

Die gesetzlich vorgeschriebene Einberufung der mobilen Nationalgarde war durch Dekret vom 17. Juli erfolgt. Schon am 7. August berief man dann alle Franzosen unter 30 Jahren ein, die nicht anderweitig verpflichtet waren, ferner am 18. August alle Losgekauften, Unverheirateten und kinderlosen Witwer der Jahresklassen 1865 und 1866. Entgegen der bisherigen Anschauung führte ein Dekret vom 29. August die Verwendung dieser mobilen Nationalgarde bei der aktiven Armee ein, machte sie also für den Krieg auch außerhalb der eigenen Grenzen verfügbar.

Für die seßhafte Nationalgarde war am 7. August die Einberufung aller noch vorhandener Franzosen zwischen 30 und 40 Jahren in allen Departements erfolgt. Ein Gesetz vom 29. August erkannte alle Mannschaften dieser Formation als Teile der bewaffneten Macht an, sofern sie ein militärisches Abzeichen trugen. Dieser Erlaß war nötig, weil es der seßhaften Nationalgarde an Waffen, Ausrüstung und Bekleidung gebrach.

Die Maßnahmen der „Regierung der nationalen Verteidigung“.

Als am 4. September die Republik proklamiert wurde, bildete sich „die Regierung der nationalen Verteidigung“. General Trochu, der Gouverneur von Paris, trat an ihre Spitze. Leon Gambetta erhielt das Ministerium des Innern und des Krieges, Jules Favre das des Äußeren, Fourichon wurde Marineminister und versah in Tours provisorisch auch den Posten des Kriegsministers. Da nämlich der Vormarsch der deutschen Armeen auf Paris befürchten ließ, daß der Sitz der Regierung vom übrigen Lande und auch von den ausländischen Regierungen abgetrennt würde, hatte man sich entschlossen, am 16. September eine Delegation der Regierung unter den Vizeadmiral Fourichon von Paris nach Tours zu entsenden. Von dort aus sollte diese Delegation die Aufstellung neuer Streitkräfte in den Provinzen vorbereiten. Dazu fehlte es aber in Tours an allem. Das Kriegsministerium mußte sich erst organisieren, hatte aber keinerlei Befehle oder Direktiven, auch keine Personalpapiere. Selbst an Karten fehlte es, weil alle Kupferplatten der Karte von Frankreich zwar von Paris nach Brest abgesandt waren, man aber verabsäumt hatte, die Regierungsdelegation in Tours entsprechend zu benachrichtigen. Die Platten blieben bis zum Friedensschluß verschwunden. Meist auf photographischem Wege gelang es allmählich, etwa 30 000 Karten herzustellen.

Zu allen diesen Reibungen trat solche Uneinigkeit innerhalb der Delegation selbst, daß Fourichon seinen Posten als stellvertretender Kriegsminister in Tours verließ, weil seine Kollegen in Organisationsfragen die Militärautorität der Zivilverwaltung unterordnen wollten. Durch die Macht der Ereignisse und die dadurch bedingte Trennung der Regierungsorgane wurde die Stetigkeit der organisatorischen Maßnahmen natürlich für längere Zeit unterbrochen. Aber schon am 29. September erhielten die Präfekten die Anweisung, aus der seßhaften Nationalgarde unverzüglich Kompagnien zu bilden, die den Namen der „**garde nationale mobilisée**“ erhielten. Dort sollten eingestellt werden:

Digitized by Google

1. Alle Freiwilligen, die weder der regulären Armee noch der mobilen Nationalgarde angehörten,

2. Alle noch vorhandenen Unverheirateten und kinderlosen Witwer zwischen 21 und 40 Jahren,

3. Alle Unausgebildeten (3. Gruppe der unter das Gesetz vom 10. August 1870 fallenden Mannschaften)*).

Das Dekret vom 1. Oktober rief dann die Jahresklasse 70 in allen vom Feinde nicht besetzten Departements zu den Fahnen. Statt der erhofften 158 000 Mann ergab dieser Jahrgang aber nur 125 140**), und von diesen liefen noch so zahlreiche Befreiungsgesuche ein, daß die entscheidenden Behörden zu strenger Prüfung verpflichtet wurden und zahlreiche Gesuche zurückwiesen.

Gambetta in Tours.

Am 9 Oktober traf Gambetta mit dem Luftballon in Tours ein. Beseelt von leidenschaftlicher Vaterlandsliebe, aber auch von Ehrgeiz und Eitelkeit, ausgestattet mit einem außerordentlichen Organisationstalent und unermüdlicher Energie, gelang es dem bisher wenig bekannten Advokaten, einen Widerstand des gesamten Landes zu organisieren, den man auf deutscher Seite nicht für möglich gehalten hatte. Entgegen der Anschauung aller Berufssoldaten verlegte Gambetta zunächst den Schwerpunkt der nationalen Verteidigung von Paris in die Provinzen. Seine Gehilfen waren, wie er, meist nie Soldat gewesen. An die Spitze des Kriegsministeriums in Tours, das er infolge des Rücktrittes Fourichons unbesetzt fand, stellte er den bisherigen Zivilingenieur de Freycinet***).

Zunächst galt es, das ganze Volk in der Tiefe aufzuwühlen und alle dem „Kampfe bis aufs Messer“ günstigen Leidenschaften zur hellen Lohe anzufachen. Das geschah durch zahlreiche Proklamationen, die durch Erinnerung an den alten französischen Waffenruhm den Ehrgeiz der Nation aufstachelten und die Notwendigkeit der politischen Größe Frankreichs betonten.

Sobald die Volksseele zum Kochen gebracht war, ging Gambetta an die Schaffung neuer Verbände. Schon seit dem 4. September waren alle nach dem Untergange der Armee von Chalons und der Einschließung der Rhein-Armee verfügbaren Streitkräfte des aktiven Heeres zur Verteidigung von Paris dorthin zusammengezogen worden. Mit Depot-Truppen zahlreicher Regimenter bildeten sie das XIII. und XIV. Armeekorps. Hierzu traten allmählich vielfache Formationen des regulären Heeres, der Nationalgarde und Freikorps, so daß schließlich mehr als 400 000 Mann die Hauptstadt des Landes verteidigten.

Skizze 58.

In den Provinzen war seit Mitte September mit Aufstellung neuer Verbände begonnen worden. General de la Motterouge hatte in Nevers, Bourges und Vierzon

*) Seite 695. **) Seite 695. ***) Gambetta blieb zwar offiziell selbst Kriegsminister, bedurfte aber als oberster Leiter aller organisatorischen und operativen Angelegenheiten eines selbständigen Gehilfen an der Spitze des Kriegsministeriums, den er in Freycinet fand.


Digitized by Google

das XV. Armeekorps neu gebildet, das im November 60 000 Mann zählte. Im Osten hatte General Cambriels bei Epinal aus Mobilgarden, Freiwilligen und Francтireurs „zur Verteidigung der Vogesen" neue Truppenteile aufgestellt, die fast bis auf 30 000 Mann anwuchsen. Im nordwestlichen Frankreich hatte Ende September General Fiéreck einige Bataillone mobiler Nationalgarde gesammelt, zu denen später noch einige mobilisierte und Marschtruppenteile traten. Kavallerie und Artillerie fehlten hier aber fast völlig. Diese Truppen bildeten einen schwachen Cordon von Chartres bis Evreux. Im Norden Frankreichs standen Ende September nur einige Garnisontruppen.

So hoffnungslos die Lage Frankreichs nach den schweren Schlägen, die Napoleons Gefangennahme bei Sedan besiegelte, auch erschien, so war sie es tatsächlich durchaus nicht, wenn es nur auf die Zahl der Streiter angekommen wäre. Auch den Deutschen hatten die bisherigen Kämpfe schwere Verluste gebracht. Metz und Straßburg mußten belagert werden. Bewachung und Transport der mehr als 200 000 Gefangenen und der Schutz der rückwärtigen Verbindungen nahmen starke Kräfte in Anspruch. Nur 150 000 Mann waren nach der Schlacht bei Sedan für neue Operationen verfügbar, und diese mußten sich gegen das von einer doppelten Überlegenheit verteidigte Paris richten. Was blieb dann übrig zur Niederwerfung der französischen Neuformationen?

Man kann verstehen, daß ein heißblütiger, phantasiereicher Mann wie Gambetta, der sein Vaterland und dessen Ruhm und Ehre mit glühendem Herzen liebte, in Erinnerung an die Revolutionskriege hoffte, sich der deutschen Invasion mit den ihm zur Verfügung stehenden Kräften schließlich doch noch zu erwehren. Dafür hätte aber eine ganze Reihe von Vorbedingungen erfüllt sein müssen, die tatsächlich nicht bestanden; vor allen Dingen hätte die Fesselung der deutschen Armee vor den großen Festungen Bestand haben müssen.

Gambetta verfügte am 1. Oktober 1870 in den Provinzen über*)

I. Aktives Heer.	Offiziere	Mannschaften
In Frankreich	1405	52 587
„ Algier	1264	36 015
„ den Depots	2714	202 453
I.	5383	291 055
II. Mobile Nationalgarde.		
In Frankreich	2576	127 810
„ Algier	185	9 593
„ den Depots	—	102 992
II.	2761	240 395
III. Freikorps	321	8 032
Se. I. II. III.	8465	539 482

rund 548 000 Köpfe.

*) „Revue d'histoire" 1909. Heft 105, Seite 501.

Digitized by Google

Auch an Waffen fehlte es Frankreich nicht. Nach des Pallières*) waren vorhanden:

	in Paris	in den Provinzen
Feldgeschütze	424	2 064
Gewehre	277 804	569 899,

diese letzteren meist System Chassepot und Tabatière, ferner 1 198 500 Vorderlader. Die Flotte endlich stellte zur Verfügung 198 Feldgeschütze und 20 000 Chassepots.

Frankreichs Kredit war trotz seiner Niederlagen bei allen Nationen unerschüttert, seine Industrie für Bewaffnung, Ausrüstung und Bekleidung hoch entwickelt. Alle französischen Häfen waren frei, keine überlegene Flotte gefährdete den Verkehr seiner Schiffe auf hoher See. Schließlich war doch auch nur ein verhältnismäßig geringer Teil französischen Grund und Bodens von den Deutschen besetzt. In Berücksichtigung des Nationalcharakters und der militärischen Traditionen kann es nicht wundernehmen, daß die Franzosen sich unter diesen Umständen zu zähestem Widerstande entschlossen.

Die ersten Organisationsdekrete Gambettas erschienen wenige Tage nach seiner Ankunft in Tours. Zunächst mußte Ordnung geschaffen werden, denn die Vielseitigkeit der Hilfsquellen, vor allem aber die Fülle der bisher ergangenen Vorschriften bedrohten die ganze Organisation mit heilloser Verwirrung. Alle Streitkräfte des Landes, die nicht in der regulären Armee Verwendung fanden, wurden daher durch ein Dekret vom 14. Oktober in der „armée auxiliaire“ zusammengefaßt. Diese bestand danach aus der mobilen Nationalgarde, der mobilisierten Nationalgarde, den Freikorps und einigen noch übrigen Truppenteilen. Alle diese Formationen der „armée auxiliaire“ wurden für die Dauer des Krieges der „regulären Armee“ in jeder Hinsicht gleichgestellt. Beide sollten sich nach Bedarf gegenseitig ergänzen und den gemeinsamen Namen führen: „Armee der nationalen Verteidigung.“

Gleichzeitig erschienen Bestimmungen über örtliche Verteidigung der Departements, über den Belagerungszustand, Fortschaffung von Nahrungsmitteln, die dem Feinde nützen konnten, über die Organisation des Volkskrieges, Zerstörung von Kunstbauten und endlich die zahlreichen Dekrete für das Eisenbahnwesen, die wegen mangelnder Schulung sowohl der Befehlenden als des Personals größtenteils unausführbar waren.

Zur Verstärkung der Streitkräfte begnügte sich die Regierung der nationalen Verteidigung aber durchaus nicht mit Auffrischung und Auffüllung der Reste der Kaiserlichen Armee, sondern sie forderte jetzt in Anlehnung an die früheren Erlasse vom französischen Volke eine „levée en masse“, die alle Forderungen des Augustgesetzes von 1793 weit übertraf. Am 2. November wurde die Einberufung aller tauglicher Franzosen zwischen 21 und 40 Jahren, auch der Verheirateten und Witwer

*) F. Hoenig, „Der Volkskrieg an der Loire“. Teil I, Seite 18.

Digitized by Google

mit Kindern, in die „garde nationale sédentaire“ verfügt. Als Befreiungsgründe galten nur völlige körperliche Untauglichkeit und Unabkömmlichkeit im Staatsdienst, nicht aber die Eigenschaft eines Versorgers der Familie. Bis zu einem gewissen Grade übernahm dafür die Regierung die Sorge für die Angehörigen. Alle diese Mannschaften wurden eingeteilt in einen „premier ban“ (Unverheiratete, kinderlose Witwer und Mannschaften der Jahrgänge 1863—69, die bisher als einzige Ernährer ihrer Familie befreit waren) und in einen „deuxième ban“ (alle Verheirateten und Witwer mit Kindern). Dieser „deuxième ban“ zerfiel wieder in drei Gruppen, deren erste (Mannschaften zwischen 20 und 30 Jahren) in der Zeit vom 1. bis 10. Dezember zum Dienst bereit sein sollte. Die Mannschaften der zweiten Gruppe (zwischen 30 und 35 Jahren) sollten zwischen dem 20. und 30. Dezember zur Verfügung stehen, während die Bereitschaft der dritten Gruppe (Mannschaften zwischen 35 und 40 Jahren) einstweilen noch nicht festgesetzt wurde.

Im allgemeinen stieß dieses Dekret vom 2. November ebenso auf die Trägheit und zum Teil auf den Widerwillen der Massen wie die „levée en masse“ zur Zeit der Revolution. Die Ausführungsbestimmungen beschränkten es auch insofern, als der „deuxième ban“ wegen Waffenmangels tatsächlich nicht einberufen wurde*). Trotz der wenig begeisterten Aufnahme des Gesetzes ergab der „premier ban“ aber doch die Zahl von 578 900 Mann. Hiervon standen zur Verfügung des Kriegsministers

a) unter militärischem Befehl . . . . . 490 800 Mann
b) unter Zivilbehörden . . . . 88 100 „

Am 3. November erhielten die Departements den Befehl, für je 100 000 Einwohner eine vollbemannte, bespannte und ausgerüstete Batterie zu stellen. Das Ergebnis war eine hochachtbare Leistung**).

Vor Mitte November wurden dann noch Arbeiter-Bataillone organisiert und alle Personen, deren Berufskenntnisse bei der Verteidigung verwertet werden konnten***), dem Kriegsminister zur Verfügung gestellt. Dieser ordnete auch nach Bedarf Versetzungen aus einer Formation in die andere an, namentlich zur Auffüllung der Kadres bei der regulären Armee. Hierdurch wurden freilich der „armée auxiliaire“ ihre besten Elemente und alles Ausbildungspersonal entzogen.

Besondere Bedeutung erlangte das Gesetz vom 25. November über Einrichtung von 11 großen Truppenlagern zu mindestens je 60 000 Mann. Vier von ihnen, St. Omer, Cherbourg†), La Rochelle†) und Pas des Lanciers†), besaßen Einrichtungen für je 250 000 Mann. Durch ihre Lage am Meer erhielten sie erhöhte Bedeutung.

---

*) Er wurde geschätzt auf 290 000 Mann.

**) Seite 707.

***) Ingenieure, Architekten, Eisenbahnbeamte.

†) Außerhalb der Skizze gelegen.

Digitized by Google

Eine weitere, sehr einschneidende Verstärkungsmaßregel war, daß man die Mannschaften der Jahresklasse 1863, die am 31. Dezember 1870 zu entlassen waren, bei den Fahnen behielt. Wenige Tage später, am 5. Januar 1871 wurde die Aushebung des Jahrganges 1871 eingeleitet. Die bisher gültige Losung fiel fort. Als Befreiungsgrund wurde nur körperliche Untauglichkeit anerkannt; auch hier galt die Eigenschaft des Familienernährers nicht. Stellvertretung, allerdings nur unter Verwandten, war aber gestattet, und zwar bis zum 6. Grade.

Von Mitte Januar 1871 an wurde das Bureaupersonal auf das Nötigste beschränkt und durfte nur noch aus Leuten bestehen, die über 40 Jahre alt und von jeder Dienstpflicht befreit waren.

Unzweifelhaft ist überall das Bestreben der Regierung erkennbar, die allgemeine Wehrpflicht tatsächlich streng durchzuführen und in die Formationen, die gegen den Feind geführt wurden, in erster Linie solche Leute einzustellen, die wenigstens einigermaßen militärisch ausgebildet waren. Dabei ist eine berechtigte Rücksichtnahme auf Familienverhältnisse unverkennbar. Aber räumliche Schwierigkeiten stellten sich oft einer allgemeinen, gleichmäßigen Durchführung der Gesetze entgegen, und trotz aller guten Absichten der Regierung entstand vielfach Unzufriedenheit, namentlich deshalb, weil durch den Erlaß vom 2. November mobilisierte Nationalgarden an den Feind geführt werden sollten, während im Süden des Landes noch Truppenteile der mobilen Nationalgarde zurückbehalten wurden. Ferner beklagten sich viele Familienväter von 40 Jahren über ihre Einstellung, während Jünglinge von 18 bis 19 Jahren frei blieben.*)

Ein schwerer Übelstand bei allen diesen sich überstürzenden Organisationserlassen war, daß sie von Männern ausgingen, die dem militärischen Leben und seinen Anforderungen bisher völlig fremd gegenüber gestanden hatten. So konnten alle diese unzähligen Anordnungen sich nicht organisch aufeinander aufbauen, sondern es mußte vorkommen, daß spätere Erlasse einen früheren ganz oder teilweise aufhoben. Dadurch entstanden Rückfragen, neue Entscheidungen, unnötige Mehrarbeit, Mißmut, Mißtrauen und Verwirrung.

Trotzdem sind in der Zeit vom 1. Oktober 1870 bis zum Ende des Krieges sehr anerkennenswerte Ergebnisse erzielt worden. Am 5. Februar 1871 zählten:**)

I. Die Feld-Armee:

Reguläre Armee	116 500 Mann	
Die mobile Nationalgarde	97 727 „	
Die mobilisierte Nationalgarde . .	132 177 „	
Freikorps	17 585 „	= 363 989 Mann

*) Dieses Freibleiben der Leute unter 20 Jahren hatte seinen Grund darin, daß man sie körperlich noch nicht für genügend leistungsfähig hielt.

**) Revue d'histoire, 1909. Heft 105, Seite 502 und 503.

Digitized by Google

II. In Festungen, Depots, Übungslagern Frankreichs:

Reguläre Armee	113 432	Mann	
Mobile Nationalgarde	75 129	„	
Mobilisierte Nationalgarde	229 196	„	= 417 757 Mann

III. In Algerien:

Reguläre Armee	33 815	Mann	
Mobile Nationalgarde	13 801	„	
Mobilisierte Nationalgarde	2 665	„	= 50 281 Mann

IV. Ostarmee (seit 1. Februar auf Schweizer Gebiet übergetreten):

Reguläre Armee	64 000	Mann	
Mobile Nationalgarde	48 081	„	
Mobilisierte Nationalgarde	4 021	„	
Freikorps	2 041	„	= 118 143 Mann
		Zusammen . . .	950 170 Mann.

Das bedeutet, abgesehen von allen Verlusten, seit dem 1. Oktober einen Zuwachs von mehr als 400 000 Mann.*)

Die reguläre Armee.

Wenden wir uns nun dem inneren Wert der neugeschaffenen Formationen zu. Die reguläre Armee bestand aus den geringen Resten**) des alten Kaiserlichen Heeres, soweit sie den Katastrophen bei Metz und Sedan entronnen waren; sodann aus Truppenteilen, die man aus Algerien herangeführt hatte.***) Ferner traten hinzu

*) Bezeichnung	Stärke am 1. Oktober 1870	Stärke am 5. Februar 1871	Zuwachs oder Abnahme
Reguläre Armee	296 438	327 747	+ 31 309
Mobile Nationalgarde	243 156	234 738	— 8 418[1])
Mobilisierte Nationalgarde	—	368 059	+ 368 059
Freikorps	8 353	19 626	+ 11 273
Zusammen . . .	547 947	950 170	+ 402 223

[1]) Die Abnahme der mobilen Nationalgarde erklärt sich aus den Verlusten und zahlreichen Abgaben an die reguläre Armee.

**) Revue d'histoire, Heft 106 bis 109:
Infanterie: 1 Marsch-Regiment, 11 vierte Bataillone, 119 Depot-Kompagnien, 198 provisorische Depot-Kompagnien, 104 Kompagnien hors rang, 6 Bataillone der Fremden-Regimenter.
Kavallerie: 86 Eskadrons.
Artillerie: 37 Batterien nebst zugehörigen Formationen für Munition und Feldgerät.

***) In Afrika standen:
Infanterie: 4 Linien-Regimenter, etwa 30 Kompagnien Zuaven, 3 Bataillone, 12 Kompagnien und 3 Kompagnien hors rang Tirailleure vom 1. Fremden-Regiment, 4 Bataillone und 1 Kompagnie hors rang, 3 Bataillone leichter afrikanischer Infanterie, 7 Kompagnien des Disziplinarkorps.
Kavallerie: 36 Eskadrons.
Artillerie: 12 Batterien.

Digitized by Google

die Marschtruppen,*) und die Marinetruppen.**) Ihrem inneren Werte nach gehören auch zur regulären Armee die Gendarmerie-Truppenteile,***) die, ursprünglich als Mustertruppe gedacht, vom 10. Dezember an auf die Feldarmee verteilt, nur noch zu Polizeizwecken verwandt wurden. Ferner gehören hierher die Zollwächter, von denen nur drei Bataillone und eine Kompagnie, sowie die Förster, von denen fünf Kompagnien bei den Provinz-Armeen Verwendung fanden.

In den Resten der alten Kaiserlichen Armee herrschte ein guter soldatischer Geist, aber nur so weit, als sie die Schrecken der Niederlagen noch nicht am eigenen Leibe verspürt hatten. Bei den Marschtruppen war doch wenigstens der Grund militärischer Ausbildung gelegt, wenn sie auch nur wenige Monate bei der Fahne gedient hatten. Geist und Disziplin ließen dementsprechend hier schon viel zu wünschen übrig, waren aber noch nicht ganz schlecht.

Die kurze Ausbildungszeit machte sich natürlich am schwersten bei der Kavallerie fühlbar, die daher im Verhältnis zu den anderen Waffen stets zu schwach war und immer sehr wenig leistungsfähig blieb. Der Artillerie stand dagegen nicht nur reichliches Material, sondern auch im ganzen genügend Personal zur Verfügung, das notdürftig ausgebildet war.

Pioniere und Train waren wie die Kavallerie im Verhältnis zu den anderen Waffen viel zu schwach. Hervorgehoben zu werden verdienen die Marine-Truppenteile, die allseitig als der beste Kern der ganzen Armee gerühmt werden. Sie waren die Lieblingstruppe der guten Elemente des Volkes, haben sich überall gut geschlagen und auch in ernsten Augenblicken ihre Disziplin gewahrt.

Der schwerste und nicht zu beseitigende Übelstand war schon bei der regulären Armee der Mangel an geeigneten Offizieren. Bei weitem die meisten Offiziere der alten Kaiserlichen Armee waren in Kriegsgefangenschaft geraten. Gelang es auch einem Teil von ihnen, daraus zu entweichen und wieder Dienste zu nehmen, zog man auch alle in den Depots oder sonst irgend entbehrlichen Offiziere heran, so reichte deren Zahl noch nicht einmal annähernd zur Besetzung der Stellen in der regulären Armee aus. Die Ernennung und Beförderung der Offiziere lag im allgemeinen dem Kriegs-

*) Bis zum Abschluß des Waffenstillstandes wurden hiervon in den Provinzen aufgestellt:
Infanterie: 226 Bataillone mit 1283 Kompagnien.
Kavallerie: 44 Regimenter und 7 Eskadrons, zusammen 183 Eskadrons.
Artillerie: 215 Batterien verschiedener Kaliber, davon 19 durch Marine-Artillerie aufgestellt.

**) Bis zum Waffenstillstand wurden in den Provinzen aufgestellt: 42 Kompagnien Marine-Infanterie mit zusammen 8900 Mann und die Formationen der Flotten-Equipage mit 266 Offizieren, 12000 Mann, zusammen etwa 21011 Köpfe.

***) Die im Frieden bestehenden Gendarmerie-Truppen waren in Paris eingeschlossen. Gambetta schuf 3 Gendarmerie-Marsch-Regimenter, zu denen noch 2 Eskadrons bei der Nordarmee und 1 Kompagnie bei der Zweiten Loire-Armee hinzukommen. Am 20. Dezember wurden die bisherigen 3 Regimenter durch Mobilisierung der „gendarmerie sédentaire“ verstärkt und diese im inneren Sicherheitsdienst des Landes durch neuaufgestellte provisorische Gendarmerie-Brigaden ergänzt.

Digitized by Google

minister ob, der dieses Recht zeitweise auf die höheren Führer, sogar bis auf Divisionskommandeure übertrug. Um dem großen Offiziermangel abzuhelfen, reaktivierte man verabschiedete Offiziere, stellte Schüler von St. Cyr und Kandidaten der polytechnischen Schule unter Beförderung zu Unterleutnants vorzeitig ein. Ebenfalls als Unterleutnants für die Dauer des Krieges wurden ehemalige Unteroffiziere der Armee, der Gendarmerie und Marine eingestellt. Aber alle diese kleinen Mittel genügten nicht. Gambetta setzte daher am 13. Oktober alle bisher gültigen Beförderungsbestimmungen außer Kraft und führte die „Beförderung nach Verdienst" ein. Jetzt konnten nicht nur Unteroffiziere, sondern auch gemeine Soldaten und sogar Nichtsoldaten zu Offizieren ernannt werden. Es kann nicht geleugnet werden, daß damit einzelne tüchtige Männer in hohe Stellungen gelangt sind und dort gute Dienste geleistet haben; aber man hat doch auch viele schwere Mißgriffe getan. Maßgebende Behörden in Frankreich selbst urteilen darüber:*)

„Guter Wille und Mut fehlte diesen improvisierten Offizieren nicht, aber die Schilderung des zweiten Teiles des Krieges wird leider nur zu oft ihre allgemeine Unerfahrenheit, ihre für das militärische Handwerk ungenügende Ausbildung zeigen und wird erkennen lassen, wie gering ihr Ansehen bei den Mannschaften war und wie wenig Einfluß sie auf ihre Untergebenen hatten."

Es sind dann ferner auch solche Offiziere in der Armee wieder angestellt worden, die auf Ehrenwort aus der Kriegsgefangenschaft entlassen waren. Allerdings hat nach Angabe der Revue d'histoire die Regierung diese Offiziere nicht zum Eintritt aufgefordert, ihnen vielmehr die Entscheidung darüber anheim gestellt, ob sie es mit ihrem Ehrenwort für vereinbar hielten, in den Depots bei der Verwaltung oder der Rekrutenausbildung tätig zu sein. Einige dieser Offiziere sind nach Algerien geschickt worden, um dort andere verfügbar zu machen. In keinem Falle „sollen" sie bei den Operationen verwandt worden sein.

Dieser letzten Behauptung muß widersprochen werden. Es ist festgestellt, daß mehrere auf Ehrenwort entlassene Offiziere**) wieder gegen Deutschland gefochten haben. Dann aber läßt der Wortlaut der eingegangenen Verpflichtung auch keinen Zweifel darüber, daß jeder militärische Dienst, also auch der in Algerien und in den Depots, mit in die Verpflichtung eingeschlossen war. Sie lautete:

„Je sousigné (nom, prénom etc.) m'engage pendant toute la durée de la guerre contre le gouvernement français à ne point remplir de service militaire et à n'exercer aucune autre espèce d'action contraire aux intérêts de l'Allemagne et je m'y engage sur ma parole d'honneur."

Sedan le ... sept. 1870.

*) Revue d'histoire, 1909. Heft 104, Seite 327.

**) Jähns, „Das französische Heer", Seite 592 und Kunz, „Die Zusammensetzung der französischen Provinzial-Armeen", Seite 60.

Digitized by Google

Die mobile Nationalgarde.

Diese Neuschöpfung Niels war in den Provinzen meist nicht zur Ausführung gelangt. Bis zum Ausbruch des Krieges waren im nordöstlichen Frankreich in 29 Departements*) die Rahmen für 142 Bataillone und 91 Batterien gebildet. Für den ganzen übrigen Teil des Reiches mußte die Organisation erst geschaffen werden. Am 4. September bestanden 318 Bataillone zu je acht Kompagnien. Davon war aber ein großer Teil in den Festungen miteingeschlossen. In den Provinzen wurden bis zum Ende des Krieges 234 Bataillone zu 1200 Mann verwendet.

An Kavallerie wurde nur ein Regiment zu sechs Eskadrons aufgestellt. Die Artillerie der mobilen Nationalgarde zählte am 4. September 1870 im ganzen 125 Fußbatterien, von denen aber 56 in Festungen eingeschlossen waren. Zu den verfügbaren 69 Batterien traten 31 neue hinzu, darunter 12 Mitrailleusen-Batterien, so daß im ganzen 100 Batterien zur Verfügung standen, von denen 62 Fuß-, 26 reitende und 12 Mitrailleusen-Batterien waren.

Im allgemeinen umfaßte die mobile Nationalgarde Mannschaften des Jahrgangs 1865 und der folgenden Jahre. Je drei Bataillone wurden in den Übungslagern zusammengestellt und erhielten dort eine kurze Ausbildung. Bekleidung und Ausrüstung waren ähnlich vollständig wie bei der Linie. Sehr ungleichmäßig war die Bewaffnung. Meist führten die Leute Tabatière-Gewehre, die man zu Hinterladern umgeändert hatte. Später gelangten Chassepots zur Ausgabe. In viel höherem Grade noch als die reguläre Armee krankte die mobile Nationalgarde an dem Mangel geeigneter Offiziere. Die vorhandenen Offiziere waren noch meist von der Kaiserlichen Regierung nach ihrer politischen Gesinnung und sozialen Stellung ausgesucht, hatten aber keine Ausbildung genossen und daher keine Ahnung vom Dienst. Die besten Elemente, deren Ansehen durch das Gewicht ihrer sozialen Stellung noch gefestigt war, mußten nun an die reguläre Armee abgegeben werden. Unter diesen Umständen ist es erklärlich, daß nach dem Sturze des Kaiserreiches bei den Mannschaften, die oft denselben Ortschaften entstammten wie die Offiziere und daher ein sehr genaues Urteil über sie hatten, Unzufriedenheit entstand. Sie äußerte sich in zahlreichen Eingaben der Mannschaften, die ihre Offiziere der Unfähigkeit ziehen. Daß diese Anklagen sachlich begründet waren, geht aus der Menge der von diesen Offizieren freiwillig eingereichten Entlassungsgesuche hervor. Die Regierung gab diesen aber keine Folge, sondern bestimmte, daß die Gesuchsteller in Zukunft als gemeine Soldaten weiter dienen sollten. Den Beschwerden der Untergebenen gab sie insofern nach, als sie am 17. September an Stelle der bisherigen Ernennung durch den Kriegsminister die Wahl der Offiziere durch die Mannschaften einführte. Durch diese demokratische Einrichtung, bei der die Erinnerung an die Revolutionskriege wohl eine große Rolle spielte, wurden alle bisherigen Offiziere abgesetzt, und ihre Wiederwahl

*) Von 89 Departements im ganzen im Jahre 1870.

Digitized by Google

war von ihrer Beliebtheit bei den Untergebenen abhängig gemacht. Natürlich beraubte Gambetta hierdurch das Offizierkorps der mobilen Nationalgarde seiner besten Elemente. Ausbildung und Disziplin litten so schwer darunter, daß die Regierung schon am 18. Dezember die Wahl der Offiziere wieder abschaffte und sich selbst deren Ernennung vorbehielt.

Unter diesen Umständen war der Geist der mobilen Nationalgarde zwar sehr verschieden, aber im allgemeinen doch überwiegend unzuverlässig. Am wenigsten brauchbar waren die aus Parisern gebildeten Bataillone, besser die des Ostens, Nordens und Nordwestens. Wirkliche militärische Disziplin und freudiger Gehorsam haben aber auch in den Reihen der besten dieser Bataillone gefehlt, wie zahlreiche Gehorsamsverweigerungen und Meutereien beweisen. Zweifellos sind auch tapfere, tüchtige Männer darunter gewesen, aber im allgemeinen tat man gut, die mobile Nationalgarde im Gefecht in zweiter Linie zu halten, wenn man sie nicht einer Panik aussetzen wollte. Dormoy*) schildert sie unter tüchtigen Offizieren für brauchbar, aber diese fehlten. An anderer Stelle sagt er: „Ebenso langsam beim Angriff wie schnell beim Rückzuge, flößten uns diese starken Bataillone schon einige Zweifel ein. Es sind Körper ohne Seelen“ und weiter: „Wir glaubten, daß die Begeisterung für das Vaterland genüge, um jeden kräftigen Mann in einen Soldaten zu verwandeln. Ach nein! Kräftig waren unsere mobilen Nationalgarden nach Möglichkeit — und doch welche schmachvolle Auflösung!**) Wir erkannten, daß man das Waffenhandwerk nur gut ausüben kann, wenn man es vorher lange genug erlernt hat, daß man weder Heere noch Erfolge improvisiert, und daß beim Soldaten die Gewohnheit, das Gewehr zu tragen, vielleicht wichtiger ist, als der Mut, sich dessen zu bedienen.“

Den Landeseinwohnern gegenüber waren schlechte Behandlung und Erpressungen an der Tagesordnung. Mit anderen Truppen, namentlich mit den Freikorps, lag die mobile Nationalgarde dauernd im Streit.

Die mobilisierte Nationalgarde.

Die seßhafte Nationalgarde war das große Sammelbecken, aus dem Gambetta unentwegt für die Neuformationen schöpfte. Sein Dekret vom 29. September über die Aufstellung von Truppenteilen aus diesem Sammelbecken wurde dahin ergänzt, daß jeder Kanton ein Bataillon zu vier bis zehn Kompagnien***) oder bei höherer Kompagniezahl zwei Bataillone bilden sollte. Die Bataillone eines Arrondissements sollten eine Legion, die Legionen eines Departements eine Brigade bilden. An Infanterie sind im ganzen gebildet worden 749 Bataillone zu sechs, acht, neun oder zehn Kompagnien, von denen in den Festungen, Übungslagern und in Algier 382 verwendet wurden. Bei der Feldarmee fanden 367 Bataillone mit zusammen 260000 Mann Verwendung. Kavallerie konnte bei der mobilisierten Nationalgarde nicht aufgestellt

*) Während des Krieges Leutnant bei den Franctireurs.

**) Bei Dijon.

***) Zu 100 bis 250 Mann.

Digitized by Google

werden, dagegen aber eine überraschend starke Artillerie. Die Verfügung der Regierung vom 3. November, nach der von je 100 000 Einwohnern eine vollständig ausgerüstete Batterie aufzustellen war, hatte bis zum 1. Februar zur Folge, daß für 151 Batterien das Personal zur Verfügung stand, aber nur 57 mit Material ausgerüstet waren. Im ganzen sind mit einem Kostenaufwand von 33 Millionen Franks 1717 Geschütze*) mit 263 000 Geschossen aufgebracht worden.

Formierung und Ausbildung der Truppenteile der mobilisierten Nationalgarde sollten zunächst in der Heimat erfolgen. Als Fortschritte dort aber nicht zu erkennen waren, dagegen die verweichlichenden und oft auch verhetzten Einflüsse der Heimat sich geltend machten, wurden sie in die Übungslager verlegt. Eine gewisse Wirkung wurde hierdurch erzielt, namentlich hinsichtlich der Disziplin. In der Nähe des Feindes mußten Teile der Mobilisierten übrigens, der Not des Augenblickes gehorchend, statt in die Übungslager oft ohne jede Ausbildung gegen den Feind ausrücken. Die Ergebnisse waren kläglich.

Bezüglich der Bekleidung und Ausrüstung rechnete die Regierung mit dem guten Willen der Gemeinden, die sich aber nur durch Zwang zu Geldopfern herbeiließen. Die Bewaffnung war sehr minderwertig. Sie bestand aus gezogenen Vorderladern oder umgeänderten Hinterladern. Das Vertrauen der Mannschaften zu diesen Waffen war so gering, daß sie stellenweise ihre Dienste verweigerten. Ankäufe aus England und Amerika sollten Abhilfe schaffen. Da sie zu spät erfolgten, und da die Union für die Überlassung des Ausschusses von Waffen im Sezessionskriege Vergeltung übte, so behielt der größte Teil der Truppen die alten Gewehre.

Das Offizierkorps war noch bunter zusammengesetzt und noch minderwertiger, als bei der mobilen Nationalgarde. Die höheren Offiziere bis ausschließlich Bataillons-Kommandeur wurden vom Minister ernannt, die übrigen von den Mannschaften gewählt. „Teils aus Zivilkreisen stammend — selbst den höchsten —, verstanden sie nichts vom Dienst, teils Flüchtlinge von Metz oder Sedan — oft ehemalige Gemeine der Kaiserlichen Armee — waren sie durch das Mißgeschick so angeekelt, durch panischen Schrecken betört und so ruhebedürftig, daß sie in Reih und Glied oder in höherer Rangstellung mehr schädlich als nützlich wirkten."**)

Diesen Verhältnissen entsprechend, waren Geist und Disziplin, überhaupt der Wert der mobilisierten Nationalgarde noch geringer, als der mobilen. War diese zu jung, so jene zu alt, ohne alle Begeisterung, nur erfüllt von Sehnsucht nach dem heimischen Herd, ohne jedes Vertrauen zu sich selbst und der eigenen Waffe. Das Davonlaufen beim ersten Schuß war daher an der Tagesordnung, selbst in ganzen Bataillonen. Unparteiische Beurteiler heben hervor, daß die mobilisierte Nationalgarde für den Verteidigungskampf hinter Deckungen für beschränkte Zeit, aber nur

*) Davon hatten geliefert: die Regierung 918, die Departements 469, Amerika (gekaufte) 330.
**) Fabricius, „Die Kämpfe um Dijon". Seite 70.

Digitized by Google

am Tage, brauchbar gewesen sei. Eine eigentümliche Anerkennung! „Bis auf einige Ausnahmen war die mobilisierte Nationolgarde ein unzuverlässiges und wenig leistungsfähiges Kriegsinstrument."*)

Die Franctireurs.

Auf Veranlassung des Marschalls Niel waren 1868 bürgerliche Schützengesellschaften unter den Namen „Franctireur-Kompagnien" zusammengetreten zu dem Zweck, die Jugend im Waffengebrauch zu üben. Nach Beginn des Krieges hatte ein Dekret vom 12. August zur Bildung neuer Franctireur-Kompagnien aufgefordert, die nun wie Pilze aus der Erde schossen. Ihre Zusammensetzung war in jeder Hinsicht gemischt. Alle Gesellschaftsklassen und Abenteurer aus aller Herren Länder waren vertreten. Die Mehrzahl der Freiwilligen, vielfach aus besseren Kreisen stammend, war eingetreten mit der Absicht, der Disziplin möglichst geringe Opfer an persönlicher Freiheit zu bringen. Die Franctireurs traten in Kompagnien, meist zu 60 bis 70 Mann, zusammen. Von Ausbildung war nicht die Rede, aber die Mannschaften waren alle mit der Waffe vertraut. Eine eigentliche Uniform gab es nicht. Die selbstgewählte Bekleidung war meist sehr phantastischer Art und zeigte schreiende Farben. Die notdürftigste Ausrüstung war entweder selbst beschafft oder von den Departements geliefert. Gut war die Bewaffnung. Sie bestand aus Spencer- und Remington-Repetier-Gewehren, zum Teil aus Chassepots. Der Geist in den Franctireur-Kompagnien entbehrte jeder militärischen Grundlage. Völlige Disziplinlosigkeit verband sich nicht selten mit gemeinem Verbrechersinn. Beleidigungen und tätliche Angriffe gegen Vorgesetzte, Mordversuche, Raub und Diebstahl waren an der Tagesordnung. Im Gefecht waren die Leistungen sehr gering. Nach Möglichkeit entzogen die Franctireurs sich ihm überhaupt oder sie liefen nach den ersten Schüssen davon. Ein Offizier aus dem Stabe des Generals Cremer sagt: „Sie führen keinen Krieg, sondern verüben nur gesetzliche Meuchelmorde." Die Offiziere gingen den Leuten nicht mit gutem Beispiel voran, sondern förderten im Gegenteil deren freches Benehmen. So erwiderte ein Hauptmann auf einen von seinem Bataillons-Kommandeur erhaltenen Befehl: „Ich bin Franctireur geworden, um zu den Stunden wo es mir paßt, zu kämpfen, und ich will mich nicht zu den Stunden anderer schlagen." Zu diesem Verhalten gesellten sich noch sehr hohe, meist völlig unberechtigte Ansprüche in bezug auf Unterbringung und Verpflegung, und als deren Ergebnis Mißhandlungen der Quartierwirte. Viele von diesen wünschten sich die Deutschen herbei, um von den Ansprüchen, Erpressungen und sonstigen Schandtaten der Franctireurs befreit zu werden. Rousset, der Verfasser der „Freiwilligen von 1792" schreibt: „Gewisse Franctireur-Kompagnien, die mit pomphaften Namen geschmückt und mit schreienden Uniformen bekleidet waren, bildeten für die Volksverteidigung eher ein Hindernis als eine Hilfe; andere haben eine vorsichtige Zurückhaltung bewahrt und sich methodisch enthalten, sich zu zeigen, wo Gefahr vorhanden war."

*) Nach Fabricius a. a. O. Seite 76.

Digitized by Google

Trotz aller Mißstände spielten die Franktireurs im französischen Heere aber eine gewisse Rolle. Einmal umgab sie der Nimbus des Abenteuerlichen; dann machte ihre Organisation in ganz kleinen Abteilungen sie selbständig und beweglich. Kein Troß erschwerte ihr Handeln, Unterhalt fanden sie überall. Bei dem Mangel an Kavallerie versahen sie deren Dienst in Aufklärung und Sicherung, zerstörten Eisenbahnen und Kunstbauten, überfielen schwache deutsche Abteilungen oder erschossen Patrouillen aus dem Hinterhalt. Dadurch erschwerten sie die Aufklärung für die Deutschen. Im ganzen aber überwogen bei ihnen die Nachteile doch sehr bedeutend. Die immer lauter erschallenden Klagen der Einwohner und die immer greller hervortretenden Mißstände des Franctireurswesens veranlaßten Gambetta, am 5. Januar 1871 weitere Neubildungen zu erschweren, sie dann am 14. ganz zu verbieten und die in der Bildung begriffenen Korps aufzulösen oder in das Heer einzureihen.

Die Loire-Armee.

Fassen wir nun, soweit der Raum es gestattet, die einzelnen, von der Regierung der nationalen Verteidigung aufgestellten Armeen ins Auge. Der Schwerpunkt aller Neuformationen lag, namentlich im Anfang, beim XV. Armeekorps, das sich um Orleans versammelt hatte, und Ende September fälschlich schon auf mehr als 60 000 Mann geschätzt wurde. Nach seiner Fertigstellung Anfang Dezember war es stark:*) 60 Bataillone, davon 9 Linien-, 33 Marsch-, 18 mobile Nationalgarden-Bataillone; 48 Eskadrons, davon 28 Linien-, 20 Marsch-Eskadrons und 26 Batterien mit etwa 134 Geschützen; zusammen etwa 70 000 Mann.

Das XV. Armeekorps war seiner Zusammensetzung nach das beste aller Neuformationen, denn es zählte überwiegend Bataillone und Eskadrons der regulären Armee, — sogar neun Linien-Bataillone — in seinen Reihen.**) Trotzdem traten aber, namentlich im Anfang, alle Nachteile der Improvisation deutlich hervor. In den Marsch-Regimentern und denen der mobilen Nationalgarde war starke Neigung zur Indisziplin. Die Offiziere, viel zu gering an Zahl und sehr verschieden an Wert, kannten ihre Mannschaften nicht. Diese hatten wieder kein Vertrauen zu ihren Offizieren. In großer Zahl gleichzeitig in den Depots zusammengeströmt, mußten die Leute in Bürgerquartieren untergebracht werden und waren dort, da sie oft tagelang nichts zu tun hatten, den Einflüssen politischer Hetzapostel ausgesetzt. Zur Wahrung der Disziplin sah sich die Regierung daher schon jetzt veranlaßt, an Stelle der bisherigen Kriegsgerichte „des cours martiales“ einzuführen, die kurzen Prozeß machten. Die organisatorischen Arbeiten ließen den wenigen ausgebildeten Offizieren fast keine Zeit, die Ausbildung der Mannschaften zu fördern, so daß man gezwungen war, die mit allen Schwächen eines Milizheeres behafteten Truppen gegen den Feind zu führen.

*) **Revue d'histoire**, 1911. Heft 121 und 122.
**) Die Bataillone zählten 1000 bis 1100 Mann, die Eskadrons gegen 100 Mann.

Digitized by Google

Die deutsche Heeresleitung hatte, um der von Orleans her der Einschließungslinie von Paris drohenden Gefahr zu begegnen, den General v. der Tann mit dem I. Bayerischen Armeekorps, der 22. Division und der 2. Kavallerie-Division auf Orleans in Marsch gesetzt. Nachdem es am 10. Oktober bei Artenay zu einem kurzen Gefecht gekommen war, das mit einem bald in Flucht ausartenden Rückzuge der Franzosen endete, führte der weitere Vormarsch der Deutschen am folgenden Tage zu einem heftigen Kampfe bei Orleans, in dem das beste Korps der neuen französischen Armee tief erschüttert wurde, noch ehe es eigentlich bestanden hatte. Während die etwa 30 000 Mann starken Truppen v. der Tann's gegen 1000 Mann verloren, büßten die Franzosen, von denen etwa 20 000 Mann gefochten haben mögen, 700 Mann an Toten und Verwundeten, 1800 Mann an Gefangenen ein und ließen 5000 Gewehre und 3 Geschütze im Stich. Zuaven und Fremdenlegionäre hatten sich am besten geschlagen, alle übrigen Truppen sich aber in einem höchst ungünstigen Lichte gezeigt. Auch die Führung hatte versagt. Verstärkungen, die am Morgen des 11. in Orleans eingetroffen waren, fanden keine Verwendung, sondern „blieben teilnahmlos, zechend und lärmend in der Stadt, schlossen sich später völlig aufgelöst dem Strom der Fliehenden an und warfen ihre Gewehre fort." Alle diese Umstände, namentlich der hohe Prozentsatz der Gefangenen, hätten der französischen Regierung zu denken geben müssen. Aber ein „Zurück" war nicht mehr möglich.

Wer nicht zu siegen verstand, war für die Regierung der Republik nicht brauchbar. Daß man dem General de la Motterouge anfangs verboten hatte, sich mit unfertigen Truppen in Kämpfe einzulassen, daß man ihn dann aber gegen seine Überzeugung geradezu in solche Kämpfe hineingehetzt hatte, war für diesen keine Entlastung. Durch General d'Aurelle de Paladines wurde er ersetzt. Dieser führte das XV. Armeekorps auf das linke Loire-Ufer nach Salbris zurück. Seine erste Sorge war die Hebung der mehr und mehr schwindenden Disziplin. Mit großer Energie ging er vor. Mehrere Todesurteile wurden von den „cours martiales" gefällt und dann sofort vollstreckt. In dem neuen Unterkunftsraume vereinigte d'Aurelle das XV. Armeekorps mit dem XVI., um später mit beiden gemeinsam zur Offensive zu schreiten.

In diese Zeit fällt eine Kundgebung Gambettas, in der auf Grund der Kapitulation von Metz die Offiziere der alten Armee als Verräter und Unfähige gebrandmarkt werden. Mögen solche aufreizenden Worte auch geeignet gewesen sein, im Volke die Gemüter zu neuer Wut gegen den Feind zu entflammen, so war der Schaden, den sie durch Erschütterung des Vertrauens der Armee zu ihren Führern, durch weitere Untergrabung aller Disziplin und durch die berechtigte Erbitterung aller noch in Reih und Glied stehender Offiziere der alten Armee erzeugten, doch bei weitem größer. Der Erlaß war ein schwerer Mißgriff des Advokaten-Kriegsministers, der den Herzschlag der Armee nicht fühlte.

Digitized by Google

Das XVI. Armeekorps war nächst dem XV. das bestorganisierte der Loire-Armee. Es zählte Anfang Dezember 39 Bataillone, davon 21 Marsch- und 18 der nationalen Mobilgarde, ferner 24 Eskadrons, davon 4 Linien-, 20 Marsch-Eskadrons und 102 Geschütze.*)

Zwar bildeten bei der Infanterie die Marsch-Bataillone noch die Mehrzahl, aber Linien-Bataillone finden wir überhaupt nicht mehr und bei der Kavallerie nur vier Eskadrons des alten Heeres. Alle beim XV. Armeekorps gerügten Mängel zeigten sich hier also in verstärktem Maße.

Die schon erwähnte Offensive d'Aurelles mit beiden Armeekorps richtete sich Anfang November gegen den bei Orleans stehen gebliebenen General v. der Tann und sollte dann weiter auf Paris geführt werden, dessen Gouverneur bei einem für den 6. November geplanten Ausfall auf die Hilfe der Provinz-Armeen rechnete. Während nun die Organisation der Truppen Ruhe und Zeit erforderte, gebot die operative Lage höchste Eile und Kampf. In diesem Widerstreit gewann, wie es in einer Republik die Regel ist, die Rücksicht auf die öffentliche Meinung die Oberhand. Aber erst am 7. November begann d'Aurelle mit 70 000 Mann den Vormarsch, vor dem General v. der Tann mit seinen 19 000 Mann Orleans räumte und sich am 9. November bei Coulmiers nach kurzem Kampfe durch Abmarsch auf Toury einer Niederlage entzog. Die Deutschen hatten dabei etwa 1300 bis 1500, die Franzosen 1800 Mann eingebüßt. Immerhin war es für diese ein Erfolg gewesen, und er erweckte, wohl in der Erinnerung an die Siege der Revolutionsheere, im ganzen französischen Volke ungeheuer übertriebene Hoffnungen auf einen endlichen Sieg, bei der Regierung der nationalen Verteidigung sehr übertriebene Ansichten hinsichtlich der eigenen Leistungsfähigkeit und der operativen Begabung.

General d'Aurelle wurde schon am 10. November auf 100 000 Mann verstärkt. Wären dies nun festgefügte Truppen gewesen, so hätte er seinen Erfolg bei Coulmiers zweifellos durch sofortigen Vormarsch auf Paris ausgenutzt. Seine jungen Truppen waren aber durch den Kampf und die Märsche völlig erschöpft, bedurften daher dringend der Ruhe, um sich zu erholen und die eingerissene Unordnung zu beseitigen. So blieb er untätig bei Orleans stehen und gewährte dem Prinzen Friedrich Karl, der nach der Kapitulation von Metz mit drei Armeekorps und einer Kavallerie-Division**) bis zum 10. November in die Linie Troyes—Chaumont vorgerückt war, die nötige Zeit, um durch Rechtsabmarsch auf Fontainebleau dem schon von der Belagerungs-armee von Paris her durch den Großherzog von Mecklenburg verstärkten Korps v. der Tann zu Hilfe zu eilen.

Bald darauf wurden drei neue Armeekorps (XVII., XVIII., XX.) der Loire-

*) Kunz a. a. O., Seite 23.
**) III., IX., X. Armeekorps und 1. Kavallerie-Division.

Digitized by Google

Armee zugeteilt und deren Führer d'Aurelle von Gambetta zu neuer sofortiger Offensive angetrieben. Die Zusammensetzung dieser drei Korps war folgende:

Gesamtstärke				Hiervon				
				Bataillone			Eskadrons	
Armeekorps	Bataillone	Eskadrons	Geschütze	Linien-	Marsch-	mobile Natg.-	Linien-	Marsch-
XVII.	33	16	98	—	21	12	—	16
XVIII.	26—30	12	92	—	15—19	11	—	12
XX.	32	12	54	1	8	23	4	8

In den beiden ersten dieser drei Korps überwogen noch immer die Bataillone der Marschtruppen, sie gehörten also noch zu den besser zusammengesetzten. Beim XX. Armeekorps gehörten dagegen schon fast drei Viertel zur mobilen Nationalgarde, ein Nachteil, der durch Zuteilung eines einzigen Linien-Bataillons nicht annähernd ausgeglichen werden konnte. Trotzdem aber gerade bei diesem Armeekorps die viel zu schwache Artillerie! Von solchem Korps war nicht viel zu erwarten.

General d'Aurelle widersetzte sich mit Rücksicht auf die unvollendete Organisation seines Heeres hartnäckig dem steten Drängen Gambettas auf erneute rasche Offensive. Da griff der Diktator zu Mitteln, die wieder bezeichnend sind für das Fehlen einer monarchischen Spitze des Heeres. Wie es die Regierung in den Revolutionskriegen getan hatte, so sandte Gambetta jetzt Kommissare, und zwar zum Teil Offiziere niederer Dienstgrade, in die Hauptquartiere der Generalkommandos und machte sie dadurch zu Beaufsichtigern ihrer höchsten Vorgesetzten. Damit nicht genug! Er schaltete auch den Armeeführer, General d'Aurelle einfach aus und gab Operationsbefehle direkt an die Armeekorps. So löste er das XVIII. und XX. Armeekorps*) von der Loire-Armee los, vereinigte mit ihnen die beste Division des XV. Armeekorps, deren Kommandeur General des Pallières**) die Führung der Operation übernahm, und befahl diesem die Offensive über Pithiviers auf Fontainebleau. Er hoffte dabei, daß der zögernde d'Aurelle sich durch Anfangserfolge mit den übrigen Truppen würde fortreißen lassen. Aber „Mangel an Übereinstimmung in den Bewegungen, Ratlosigkeit der Führer, Mißgeschick und Wirrwarr folgten bald Schlag auf Schlag, und die ganze große Intrigue, welche die große Armee auf den Pfad der Siege hatte zerren sollen, scheiterte kläglich".***)

Bei dem Mangel an allen Direktiven und Zielen führten selbst die Korpsführer die täglich von Gambetta aus der Ferne gegebenen Befehle oft nur mechanisch aus, ohne ihren Zweck zu kennen. Daß diese Befehle vom grünen Tisch oft der augenblicklichen Lage nicht Rechnung trugen, erhöhte die Schwerfälligkeit aller Bewegungen.

*) Das XVIII. Armeekorps war bei Nevers, das XX. Armeekorps bei Gien zusammengetreten.

**) Später kommandierender General XV. Armeekorps.

***) Frhr. v. der Goltz „Gambetta und seine Armeen". Seite 58.

Digitized by Google

So brauchten die etwa 75 000 Mann starken Angriffstruppen vier Tage Zeit, um sich im Nordrand des Waldes von Orleans und östlich zum Angriff bereitzustellen. Endlich am 28. November erfolgte dieser, anfangs mit mehr als vierfacher Überlegenheit gegen das preußische X. Armeekorps bei Beaune la Rolande. Als dem X. gegen Abend Teile des III. Armeekorps zu Hilfe kamen, waren die Franzosen noch immer dreimal so stark als die Deutschen. Man muß dem französischen XVIII. Armeekorps tapfere Angriffe und dann zähes Standhalten im Häuserkampf einräumen. Die Angriffe des XX. Armeekorps waren aber von Anfang an zögernd und der letzte wurde schon auf Grund der Bedrohung durch eine Kavallerie-Division eingestellt. Der Geist der mobilen Nationalgarde machte sich geltend.

Die Verluste der Franzosen betrugen 4000 Mann einschließlich 1800 Gefangener, die der Deutschen 860 Mann. Erschütternd waren die Wirkungen der Niederlage auf die jungen französischen Truppen. General des Pallières selbst bezeichnete das XX. Armeekorps als „im elendsten Zustande".

Unterdessen war in Tours bei der Regierung die Nachricht eingegangen, daß General Ducrot am 29. einen großen Ausfall aus Paris in südlicher Richtung unternehmen würde.*) Diesem zu Hilfe zu kommen, konnte sich Gambetta trotz des Mißerfolges am 28. nicht versagen. Die unglückliche Verzettelung der Armee verhinderte aber jede Einheitlichkeit der Handlung. Zwei Armeekorps**) standen östlich des Waldes von Orleans. Wer sie eigentlich führte, wußte man nicht. Die andere große Gruppe stand 55 km westlich, zwischen beiden die beste Division Pallières in kleinen Posten zersplittert. Ein Kriegsrat bei General d'Aurelle, in den Herr de Freycinet das Absetzungsdekret für den Armeeführer, im Falle einer Ablehnung in der Tasche mitbrachte, entschied sich — hier einmal ausnahmsweise in positivem Sinne — zu erneuter Offensive, jetzt zunächst mit dem linken Flügel, dem der rechte dann folgen sollte. So kam es am 2. Dezember zur Schlacht von Loigny—Pouprry, die in der Hauptsache vom XVI. Armeekorps unter seinem tapferen kommandierenden General Chanzy geschlagen wurde. Immer wiederholte kräftige Angriffe seiner Infanterie führten dicht an die Stellungen der Deutschen heran, aber vom XVII. Armeekorps nicht unterstützt, mußte er schließlich doch zurückgehen. Das XV. Armeekorps, über Artenay gegen den linken deutschen Flügel vorgehend, kam erst mittags zum Eingreifen und führte ebenfalls mehrere tapfere, aber vergebliche Angriffe durch, nach denen es auf Artenay zurückging. Der Tag hatte den Franzosen, die etwa 52 000 Mann, 210 Geschütze stark waren, 4500 Mann tot oder verwundet, 2500 Mann unverwundete Gefangene, 9 Geschütze und 1 Fahne gekostet. Die Deutschen, etwa 38 000 Mann stark, mit 196 Geschützen, büßten gegen 4300 Mann ein, davon 3600 Mann tot oder verwundet.

---

*) Tatsächlich erfolgte er am 30. Seite 724 und ff.

**) XVIII. und XX.

Digitized by Google

Dem abgeschlagenen Angriff folgte schon am 3. Dezember der Gegenstoß des Prinzen Friedrich Karl und des Großherzogs von Mecklenburg. In der Hauptsache traf er die Division Pallières des XV. Armeekorps, die sich auch heute in der Verteidigung noch tapfer schlug. Ein Versuch Chanzys, das XV. Armeekorps mit Teilen des seinigen zu unterstützen, brach jedoch schon vor dem deutschen Artilleriefeuer zusammen. Die etwa zwei Tagemärsche entfernte Gruppe des französischen rechten Flügels kam nicht zum Eingreifen. Als das XV. Armeekorps aber dann auf Orleans zurückging, brach die bis dahin mühsam bewahrte Ordnung zusammen. Völlige Auflösung trat ein. In der Stadt füllten „waffenlose, ermüdete und betrunkene Soldaten die Straßen, die Plätze und vor allem die Wirtshäuser. Der Gehorsam hörte auf. Entmutigung herrschte überall".*) — Die hingebendsten Anstrengungen aller Offiziere waren nicht imstande, diese demoralisierten Truppen zu reorganisieren. Zwischen Regierung und Armeeführung schwirrte unterdes „ein Wirrwarr von Vorwürfen, Ratschlägen und Befehlen" hin und her.**)

In Abänderung des in der Nacht zum 4. bereits gefaßten Entschlusses zum Rückzuge nahm General d'Aurelle auf die Nachricht vom Anrücken einer, wie er glaubte, intakten Division des XV. Armeekorps am Morgen dieses Tages den Kampf bei Orleans wieder auf. Der erneute Angriff der Deutschen führte nun zum völligen Durchbruch der französischen Stellung und trennte sehr bald das XV. Armeekorps von den Gruppen des rechten und linken Flügels.

An beiden Tagen bei Orleans hatten die Deutschen allerdings die numerische Überlegenheit auf ihrer Seite gehabt. Mit etwa 86 000 Mann und 459 Geschützen hatten sie gegen 64 000 Mann mit 222 Geschützen gefochten. Ihre Verluste betrugen etwa 2000 Mann tot oder verwundet gegen 3000 beim Feinde. Bezeichnend für das Nachlassen der Widerstandskraft der jungen französischen Truppen ist aber die stets wachsende Zahl unverwundeter Gefangener, diesmal 18 000 Mann.

Die große Loire-Armee war in drei Teile auseinandergesprengt, deren exzentrischer Rückzug in Richtung auf Gien, Salbris und Blois die Teilung in die Erste und Zweite Loire-Armee unter Bourbaki und Chanzy zur Folge hatte.

Die Zweite Loire-Armee.

Wenden wir uns zuerst zur Zweiten Loire-Armee. General Chanzy, am 15. zum Armeeführer ernannt, übernahm außer dem XVI. und XVII. Armeekorps noch das neuformierte XXI. Armeekorps mit etwas mehr als 50 000 Mann und die selbständige Division Camo mit 12 800 Mann. Das XXI. Armeekorps bestand aus etwa 71 Bataillonen, 31 Eskadrons und 100 Geschützen, zusammen 60 000 bis 70 000 Mann. Von den Bataillonen waren 6 Marine-Infanterie-, 18 Marsch-, 33 mobile Nationalgarden- und 14 mobilisierte Nationalgarden-Bataillone, die hier zuerst im Korpsverbande auftreten. Sie und die mobile Nationalgarde überwiegen also bei weitem.

*) Frhr. v. der Goltz a. a. O., Seite 81.
**) Ebenda, Seite 78.

Digitized by Google

Von der Kavallerie waren 4 Linien-, 27 Marsch-Eskadrons.

Die Division Camo bestand aus 12 Bataillonen (6 Marsch-, 6 mobile Nationalgarden-), 20 Marsch-Eskadrons und 28 Geschützen.

Der großen Energie Chanzys glückte es zunächst, schon in Beaugency*) den Rückzug seiner Armee aufzuhalten. Dabei hatte er allerdings das Glück, daß die Deutschen am 5. und 6. Dezember auch der Ruhe bedurften. Ein Angriff in diesen Tagen würde ihm eine Katastrophe bereitet haben.**) Dann aber stärkte er in den nächsten Tagen den moralischen Halt der Truppen in so hohem Grade, daß sie fähig waren, nicht nur in zähen viertägigen Kämpfen vom 7. bis 10. Dezember dem Großherzog von Mecklenburg mit Erfolg jeden Fußbreit Landes streitig zu machen, sondern selbst dann noch angriffsweise vorzugehen, als dieser durch Teile der Zweiten Armee verstärkt worden war. Ein Beweis für die besonders auf Milizen wirksame Macht einer starken Persönlichkeit.

Allerdings fochten bei Beaugency nur etwa 30 000 Deutsche mit 200 Geschützen gegen 60 000 Franzosen mit 300 Geschützen. Am 8. und 9. fochten vier deutsche gegen elf französische Divisionen.

Unter diesen Umständen waren 9000 Mann Verlust auf französischer Seite — davon 4000 unverwundete Gefangene — gegen 3600 Mann bei den Deutschen wieder ein ungünstiges Zeichen für den inneren Halt der jungen Truppen, namentlich der hier zuerst im Korpsverbande auftretenden Mobilisierten. In den folgenden Tagen griffen deutsche Abteilungen dann auch noch starke Nachzüglertrupps auf. Als Prinz Friedrich Karl sich nun mit allen Kräften gegen Chanzy wandte, wich dieser über Vendome auf Le Mans aus.

Die Erste Loire-Armee.

Einen auffallenden Gegensatz zu Chanzys Armee bildete die Erste Loire-Armee unter dem weniger energischen und zur Schwarzseherei neigenden Bourbaki. Für ihn und seine Korps wurden die Tage des Rückzuges auf Gien zu solchen des Schreckens. Die Auflösung der Armee, die wüste Unordnung in der Stadt Orleans, das Treiben des unaufhörlichen Rückzuges steigerte sich von Stunde zu Stunde. — „Die einheitliche Leitung der französischen Streitkräfte hatte aufgehört, in drei große Gruppen getrennt, gingen sie in der Nacht und in den folgenden Tagen zurück, die Straßen mit Trümmern und Nachzüglern bedeckend.“***)

Ein Augenzeuge schreibt:*†) „Das Unglück übertrifft alles, was man nur denken kann. Der jetzige Zustand ist der organisierte Schrecken, denn die Soldaten wollen und

*) 26 km südwestlich Orleans.

**) Hönig a. a. O., Teil VI, S. 186 Anm. **): „Dans l'état de démoralisation, où des échecs successifs les avaient mis (das XVI. und XVII. Armeekorps) un engagement sérieux, survenu le 5. ou 6. décembre, aurait pu entrainer leur complète dislocation“. (Nach Lehaucourt, „campagne de la Loire.“ I. Nr. 382.)

***) Frhr. v. der Goltz, Seite 82.

*†) Jähns a. a. O., Seite 591.


Digitized by Google

können nicht mehr marschieren, die Exekutionen allein zwingen sie dazu. Die Offiziere beginnen in ihrem Eifer nachzulassen und zu revoltieren, da sie das Unnütze ihrer Anstrengungen erkennen." „Immer zügelloser und unzuverlässiger wurden die Truppen. Die Szenen, die sich täglich ereigneten, ließen schon erraten, was bald in Paris erfolgte. Ganze Abteilungen verweigerten den Gehorsam, truppweise verließen die Leute die Fahne."

Besonders trostlos war, daß jetzt auch das XV. Armeekorps, das stärkste und beste, das allerdings im Gefecht schwer gelitten hatte, völlig aus den Fugen ging. Auf dem Rückzuge brach im Lager von la Motte Beuvron auf die falsche Nachricht, daß die Deutschen im Anmarsch seien, eine völlige Panik aus.

Die Regierungsdelegation von Tours war schon am Tage nach der Schlacht bei Beaugency nach Bordeaux verlegt worden. Von hier erging jener Erlaß an die Truppen, nach dem jeder Armee ein Gendarmerie-Regiment zu Pferde zugeteilt wurde mit dem Auftrage, alle Ausreißer — auch Offiziere — im Rücken der Armee zu verhaften.

Gambetta plante trotz aller Mißerfolge sofort eine neue Offensive mit dem XV. und XVIII. Armeekorps über Montargis auf Paris. Sie scheiterte daran, daß die Deutschen nach den Kämpfen bei Orleans auch auf Gien folgten. Bourbaki setzte nach gänzlich unnötigen Hin- und Hermärschen, die bei starker Kälte und Glatteis ungeheuere Anforderungen an die Kräfte der Truppen stellten, den Rückmarsch bis Bourges fort, das seine letzten Truppen erst am Abend des 11. Dezember erreichten. „Auf allen Straßen waren zahlreiche traineurs zurückgeblieben. Zumal die Mobilgarden begannen sich zu zerstreuen. Das Übel war so groß, daß auch die Regierung mit scharfen Dekreten und der Androhung von Kriegsgerichten gegen die Pflichtvergessenen einschreiten mußte. Sie sagt in ihren Erlassen, daß selbst Offiziere aller Grade sich von der Armee entfernt hätten."*) Dabei hatte der unermüdliche Gambetta schon vom 9. Dezember ab Bourbaki bestürmt, durch Vormarsch in Richtung auf Blois den zähe kämpfenden Chanzy zu entlasten. Bourbaki hielt seine Korps aber für völlig unfähig zu solcher Leistung. Schon am 5. hatte er es satt gehabt, „solche Horden zu kommandieren". Einige Tage später bezeichnete er die Armee als „troupeau d'hommes" und klagte: „Die Leute sind in einem Zustande von Elend und marasme, daß Sie sich keinen Begriff davon machen können." Gambetta selbst, der sich in dieser Zeit einige Tage bei der Ersten Loire-Armee aufhielt, schrieb an Freycinet: „Das XV., XVIII. und XX. Armeekorps sind in wahrer Auflösung; es ist das traurigste, was ich je gesehen habe." Für den Verkehr zwischen Armee-Oberkommando und Regierung bleiben in dieser Zeit charakteristisch: „Klagen über Zustand der Truppen, über Wetter, Mängel und Schwierigkeiten aller Art auf der einen, unmögliche Anforderungen auf der anderen Seite."

Als Prinz Friedrich Karl nach den Kämpfen bei Beaugency sich selbst mit allen Kräften gegen Chanzy wandte, ließ Gambetta vom 19. Dezember an die Erste Loire-

*) Frhr. v. der Goltz a. a. O., Seite 105.

Digitized by Google

Armee noch einmal zu einem Vorstoß auf Montargis—Fontainebleau ansetzen. Die Rückkehr des Prinz-Feldmarschalls nach Orleans — ebenfalls am 19. — veranlaßt durch Chanzys Ausweichen nach Westen, brachten diesen neuen Plan Gambettas im Entstehen zum Scheitern. Aus ihm entwickelte sich später der Feldzug gegen Werder.

Nahezu unerhörte Anstrengungen hatten auch die Truppen der deutschen Zweiten Armee durchgemacht. Die Armeekorps glichen an Infanterie den Divisionen zu Beginn des Krieges. Die Zahl der Offiziere hatte sich noch über dieses Verhältnis hinaus vermindert. Es trat nun bis zum Ende des Jahres eine Unterbrechung der größeren Offensivunternehmungen der deutschen Heere ein, die als willkommene Ruhepause angesehen wurde. Als aber das Ablassen von der Offensive zur Ungewißheit über die Absicht des Gegners führte, befahl die deutsche Heeresleitung am 1. Januar dem Prinzen Friedrich Karl, mit seinen Hauptkräften und denen des Großherzogs von Mecklenburg gemeinsam die Offensive gegen den auf Le Mans zurückgegangenen General Chanzy zu ergreifen.

Neue schwere Strapazen und Kämpfe standen den deutschen Truppen bevor. Chanzys Armee war bei Le Mans noch durch Truppen verstärkt worden, deren Entstehung auf die von General Fiéreck im September zusammengerafften Bataillone mobiler und mobilisierter Nationalgarde zurückzuführen ist. Zu ihnen waren die im Lager von Conlie*) gesammelten mobilisierten Nationalgarden der Bretagne und Marschtruppenteile aus den Depots des Westens und Südwestens gestoßen. Diese Verstärkungen mögen Ende November 30 000 Mann betragen haben. Die Bewaffnung, Ausrüstung und Bekleidung waren aber sehr notdürftig. Ihren inneren Wert kennzeichnet am besten ein Telegramm des Lagerkommandanten in Conlie, General de Marivault, vom 10. Januar an die Regierung in Bordeaux:**)

„Je fais appel à votre honnêteté patriotique représenter à vos collégues quel crime stéril ce serait de pousser en tas nos mobilisés à peine armés sans cartouche et sans soulier au devant d'une déstruction qui anéantirait espoir de résistance ultérieure; leur place est vers Vitré, quand ils auront tiré quelques coups de fusil qu'ils ne connaissent pas encore et non devant l'ennemi, lorsqu'ils n'ont encore organisation militaire."

Rechnet man schließlich noch Teile des unterdes neu formierten französischen XIX. Armeekorps***) hinzu, so wird Chanzy bei Le Mans jedenfalls mehr als 100 000 Mann zur Verfügung gehabt haben.

Mit diesen gedachte er die Entscheidung in einer vorbereiteten Stellung vorwärts Orleans zwischen Sarthe und Huisne-Fluß anzunehmen, hatte aber starke Vortruppen 40 bis 60 km weit in eine mehr als 80 km lange Linie nach Osten vorgeschoben. Nach Möglichkeit sollten diese Vortruppen auch angriffsweise verfahren.

*) 11 km nordwestlich von Le Mans.

**) Jähns a. a. O., S. 599.

***) Als formiertes Armeekorps hat das XIX. am Kriege keinen tätigen Anteil genommen.

Digitized by Google

Gegen diese starken Kräfte Chanzys mußten nun die geschwächten deutschen Truppen unter den ungünstigsten Verhältnissen vorgehen. Tauwetter mit starkem Frost abwechselnd machte die Wege grundlos oder spiegelglatt. Die Geländeverhältnisse und der Anbau des Landes begünstigten ausschließlich die Verteidigung und machten die Verwendung der Artillerie oft unmöglich. Trotz aller dieser Hindernisse gingen die Truppen des Prinz-Feldmarschalls in siebentägigen zähen Kämpfen dem numerisch weit überlegenen Feinde stets in kühnen Angriffen auf den Leib. Auch die Franzosen verfuhren bis zum 6. Januar mehrfach noch angriffsweise, dann aber sahen sie sich völlig in die passive Verteidigung zurückgeworfen. In blutigen, schweren Kämpfen vom 10. bis 12. Januar, oft gegen erdrückende Übermacht, durchbrach die Zweite Armee die feindliche Front und verfolgte die Trümmer der Armee bis hinter die Mayenne.

Während die Deutschen bei einer anfänglichen Gesamtstärke von 72 000 Mann mit 324 Geschützen etwa 3000 Mann einbüßten, verloren die Franzosen an Toten und Verwundeten 6200, an Gefangenen aber noch 20 000 Mann, außerdem 17 Geschütze und 2 Fahnen. Zweifellos ist der Verlust der Schlacht nur dem schlechten Verhalten der jungen Truppen zuzuschreiben. Chanzy selbst bestätigt dies. Aber auch zahlreiche aufgefangene Briefe von Offizieren in hohen oder bevorzugten Stellungen bekunden übereinstimmend die völlige Auflösung der französischen Armee. In einem dieser Briefe heißt es: „Wenn ich Euch sagen wollte, was ich alles gesehen, so würde es Euch Abscheu einflößen gegen alles, was man heutzutage Soldaten nennt."

Die Nord-Armee. General Bourbaki hatte von der Regierung Ende Oktober den Auftrag erhalten, im nördlichen Frankreich eine Armee zu formieren. Hierzu standen ihm zur Verfügung Depotmannschaften ohne Kadres und Teile der mobilen Nationalgarde. Bis zum 6. November gelang die Aufstellung der 1. Division des XXII. Armeekorps. Den besten Halt gaben ihr nach Faidherbes eigener Angabe schon jetzt eine Anzahl (279) Berufsoffiziere, die nach der Übergabe von Metz aus der Gefangenschaft entkommen waren. Als gegen Ende des Monats die 2. Division formiert war, zählte das Armeekorps einschließlich der 8000 Mann starken Besatzung von Amiens gegen 25 000 Mann.

Sie waren eingeteilt in 28 Bataillone (16 Marsch-, 12 mobile Nationalgarden-), 1/2 Eskadron Marsch-Kavallerie und 36 Geschütze.*)

Als die deutsche Erste Armee nach dem Falle von Metz unter dem General v. Manteuffel in die nördlichen Departements abrückte, um dort ebenso den Schutz der Belagerungsarmee von Paris zu übernehmen, wie die Zweite Armee an der Loire, kam es am 27. November zur Schlacht bei Amiens, in der 35 000 Deutsche mit

---

*) Siehe Kunz, a. a. O., Seite 74. Diese Stärkenachweisung bezieht sich auf Anfang Januar 1871.

Digitized by Google

137 Geschützen gegen die 25000 Mann und 36 Geschütze des XXII. Armeekorps fochten. Im allgemeinen in der Defensive kämpfend, rafften sich doch auch einzelne französische Truppenteile zu Offensivstößen auf, die aber ergebnislos verliefen. Der Sieg blieb den Deutschen, die 1300 Mann verloren, während der Gegner außer 1400 Toten und Verwundeten noch 2100 unverwundete Gefangene, neun Geschütze und zwei Fahnen einbüßte. „Ein Teil der mobilen Nationalgarde hatte die Waffen fortgeworfen und war nach der Heimat entflohen."

Während die Reste der französischen Korps nach Arras zurückgingen, marschierte General v. Manteuffel zunächst nach Rouen, kehrte aber in großem Bogen über Dieppe nach Amiens zurück, als der Feind sich dieser Stadt wieder näherte, und schlug hier am 23. und 24. Dezember die Schlacht an der Hallue gegen den an Stelle Bourbakis zum Führer der Nordarmee ernannten energischen General Faidherbe, der jetzt außer dem XXII. noch über das aus zwei neuformierten Divisionen bestehende XXIII. Armeekorps verfügte. Von den 29 Bataillonen dieses Korps waren drei Marine-Infanterie-, vier Marsch-, sieben mobile und fünfzehn mobilisierte Nationalgarden-Bataillone. Die ganze Kavallerie bestand aus einem Zuge Marsch-Dragoner und 1/2 Eskadron Mobilisierter. An Geschützen waren 36 vorhanden. Wieder waren die Franzosen in den Kämpfen an der Hallue stark in der Überzahl, fast doppelt überlegen. Es fochten 43000 Mann mit 82 Geschützen gegen 22600 Mann mit etwa 100 Geschützen. Am ersten Tage griffen die Deutschen zuerst an. Die Franzosen, anfangs in der Verteidigung, unternahmen dann nach Eintritt der Dunkelheit noch ergebnislose Offensivstöße. Am 24. Dezember blieben die Deutschen, nachdem sie die zweifache Überlegenheit des Feindes erkannt, zunächst in der Verteidigung. Schon um 2° nachmittags aber trat General Faidherbe den Rückzug an, weil seine ungenügend ausgerüsteten Truppen durch Kälte und den ungünstigen Verlauf des Gefechtes tief erschüttert waren. Ihr Verlust von 3000 Mann übertraf den der Deutschen in Höhe von 1000 Mann um das Dreifache. Am 2. Januar wiederholte Faidherbe dann seine Offensive, diesmal zum Entsatz von Peronne. Mit mehr als 32000 Mann, 84 Geschützen kämpfte er an diesem und dem folgenden Tage bei Bapaume gegen 13200 Mann und 72 Geschütze des VIII. Armeekorps unter General v. Goeben. Die Franzosen gingen am 2. zum Angriff vor, ihre Divisionen unterstützten sich aber in keiner Weise, so daß die angreifenden Truppen nur Niederlagen erlitten. Am 3. Januar kämpften außer einem Mobilgarden-Regiment ausschließlich Linientruppen, während die mobile und mobilisierte Nationalgarde rein passive Zuschauer bildeten, weil Faidherbe ihnen keine Kraft mehr zutraute. Der Tag hatte den Deutschen 750 Mann, den Franzosen 2100 Mann gekostet.

Nachdem General v. Goeben am 7. Januar an Stelle des anderweitig verwendeten Generals v. Manteuffel den Befehl über die Erste Armee übernommen hatte, deckte er hinter der Somme von Amiens bis St Quentin die Belagerung von Paris gegen

Digitized by Google

Faidherbe, der vom 17. Januar an zur Unterstützung eines Ausfalles der Pariser Garnison mit 40 000 Mann, 100 Geschützen von Norden her auf St. Quentin vorging. General v. Goeben stellte sich ihm hier am 19. mit 32 600 Mann, 160 Geschützen entgegen, schritt sofort zum Angriff und errang wieder, wenn auch mühsam, einen vollständigen Sieg, den er mit einem Verlust von 2400 Mann bezahlte. Der Feind verlor aber 3000 Mann tot oder verwundet und mehr als 900 unverwundete Gefangene. Durch diesen letzten deutschen Sieg wurde die Kampfkraft der französischen Nord-Armee endgültig gebrochen.

Von allen Armeen der französischen Republik hatte die Nord-Armee das festeste Gefüge, und ihr Halt wurde dank der Energie Faidherbes nicht täglich schlechter wie an der Loire und im Osten, sondern besser. Andernfalls wäre die erneute Offensive nach der Schlacht an der Hallue nicht möglich, die Zahl der unverwundeten Gefangenen stets größer gewesen. Es bleibe dahingestellt, wieviel von dieser größeren Festigkeit dem Umstande zuzuschreiben ist, daß die Macht des Advokaten-Kriegsministers nicht bis in den Norden reichte, daß Faidherbe also, der sich auch wenig um die „Traditionen der großen Revolution“ kümmerte, sein eigener Herr blieb und auf Ordnung im Heere hielt. Zweifellos steht aber fest, daß ihm hierbei besonders die vielen, auf dem Wege über Belgien entkommenen Offiziere des alten Heeres halfen, deren Verdienst um die zunehmende Tüchtigkeit der Nord-Armee schwerlich zu hoch angeschlagen werden kann.

Die Ost-Armee.

Nach dem Scheitern des letzten Offensivplanes Gambettas zum Entsatz von Paris*) entstand bei ihm und seiner Umgebung der Plan, das eingeschlossene Belfort zu entsetzen, um von dort aus die rückwärtigen Verbindungen der deutschen Heere zu durchschneiden und Süddeutschland zu bedrohen. General Bourbaki, der am 19. November das Kommando der Nordarmee niedergelegt hatte, war zur Durchführung dieser Operation ausersehen. Er sollte von der Loire das XVIII. und XX. Armeekorps, sowie die besten Truppen des XV. Armeekorps mitnehmen, von Lyon aus das XXIV. Armeekorps unter General Bressolles**) und die Division Cremer***) an sich ziehen und mit dieser gewaltigen Übermacht von 135 000 Mann mit 364 Geschützen die 43 000 Mann Werders, die allerdings weit überschätzt wurden, angreifen. Der Erfolg der Operation hing davon ab, ob es gelang, die Deutschen zu überraschen. Es mußte also so schnell als möglich gehandelt werden. Daher wollte man die Korps mit der Bahn in die Gegend Besançon—Dijon befördern. Aber nichts war vor-

*) Siehe Seite 716/717.

**) Kunz a. a. O., Seite 61. Höchste Stärke 11 Marsch-, 13 mobile Nationalgarden-, 12 mobilisierte Nationalgarden-Bataillone, ferner 4 Eskadrons und 82 Geschütze.

***) Kunz a. a. O., Seite 44 und 45. Höchste Stärke: 6 Marsch-Bataillone, 1 mobiles Nationalgarden-Bataillon; 2 Legionen mobilisierte Nationalgarden, 4 Freiwilligen-Kompagnien und 3 Batterien = etwa 13 000 Mann. Nur die 2. Brigade in Stärke von etwa 6500 Mann nahm an dem Lisaine-Feldzuge teil.

Digitized by Google

bereitet. Die wichtigsten ersten Depeschen der Regierung an die „Compagnie de Lyon" blieben wegen Überlastung der Drähte einen Tag liegen. Am 20. Dezember erst erhielt diese Gesellschaft den Befehl, am 21. mit den Transporten zu beginnen (!) und sie in drei bis vier Tagen zu beenden. Das war natürlich völlig unmöglich. Alle Linien standen voller Waggons, die mit Lebensmitteln beladen waren. Leere Wagen fehlten. Die Gesellschaft wollte die vollen Wagen nicht entladen, hätte es aber bei dem Mangel an Arbeitern auch gar nicht gekonnt. Gambetta gab von Lyon, Freycinet von Bordeaux aus, die Generale aus ihren Quartieren und die Bahnhofsvorstände von den Stationen aus nach eigenem Ermessen Befehle aller Art an die Eisenbahnbehörden. Es war eine unbeschreibliche Verwirrung. Volle fünf Tage lagen einzelne vollbesetzte Truppenzüge an einer Stelle, jeden Augenblick auf die Weiterfahrt wartend.

Die Truppen konnten also trotz strenger Kälte nicht einquartiert werden und litten Hunger, obwohl Proviantzüge die Geleise sperrten. Das war zu viel für Mobilgarden. Die ohnehin lockere Disziplin ging aus allen Fugen und der Absynth gewann die Oberhand. Gambetta zog schließlich vom 4. Januar 1871 an noch den Rest des XV. Armeekorps nach. Erst am 16., als die Schlacht an der Lisaine in vollem Gange war, trafen die letzten Züge in Clerval ein. Zu alledem kamen noch starke Reibungen zwischen Regierung und Armeeführung. Daß unter solchen Umständen das ganze Unternehmen den Keim des Mißlingens in sich trug, ist klar. Erst am 2. Januar 1871 hatte Bourbaki seinen Vormarsch aus der Linie Besançon—Dijon nach Vesoul, wohin der bei Dijon stehende General v. Werder zurückgegangen war, antreten können. Vielleicht hätte er durch große Schnelligkeit bei Dijon Erfolge gegen Werder errungen oder ihn von Belfort abgedrängt. Bourbaki aber konnte diese ungefügen Menschenhaufen anfangs nicht in Bewegung setzen, dann, als dies endlich gelang, sie nur mit so unbeschreiblicher Langsamkeit vorwärts bringen, daß Werder nach dem Gefecht bei Villersexel Zeit gewann, in die Lisaine-Stellung abzurücken, der Bourbaki näher gestanden hatte als er selbst. Nach schwerfälliger dreitägiger Rechtsschwenkung griff Bourbaki dann in den Tagen vom 15. bis 17. Januar mit seiner mehr als dreifachen Überlegenheit die Truppen Werders an. Schon vorher waren aber die Kräfte der französischen Korps erschöpft. Da die vielen Truppen in den wenigen Dörfern an den Vormarschstraßen nicht annähernd unterkamen, mußte die weit überwiegende Mehrzahl bei bitterer Kälte — 14 bis 16° R. — im Schnee biwakieren. Mangel an Nahrungsmitteln kam hinzu, weil die Verpflegungskolonnen auf den vereisten Straßen umherirrten, ohne Ziel und Weg zu kennen. Die Unsicherheit in der oberen Führung war für den letzten Troßknecht erkennbar. Trotz alledem fochten Bourbakis Truppen drei Tage lang tapfer und griffen immer wieder von neuem an. Es war vergeblich. Obgleich Werders Minderzahl auch noch die unbezwungene und stark besetzte Festung Belfort

Digitized by Google

im Rücken hatte, schlug sie schließlich doch alle Angriffe ab. Am 17. Januar abends war die Kraft des Angriffs gebrochen. Die Truppen wollten nicht mehr kämpfen; sie schanzten, wo sie standen. Alle Hoffnung war dahin, mit ihr aller Halt; der Rückzug begann. Willenlos strömte der Heerhaufen nach Besançon. 5000 Mann hatte Bourbaki eingebüßt gegen 2150 bei Werder. Der Leidenskelch der jungen Truppen war aber noch nicht geleert.

Während nämlich auf französischer Seite „ein buntes Gewirr von Wünschen, Hoffen, Versuchen und Nichtkönnen"*) die Armee in ein aussichtsloses Abenteuer hineingetrieben hatte, war im deutschen großen Hauptquartier weit vorausschauend die dritte große Katastrophe vorbereitet worden. In der Linie Nuits—Chatillon s./S. waren das VII. und II. Armeekorps in Stärke von 56 Bataillonen, 20 Eskadrons und 168 Geschützen zusammengezogen und mit dem anfangs noch selbständigen General v. Werder als „Südarmee" dem General v. Manteuffel unterstellt worden. Dieser marschierte auf Gray, legte sich östlich Dole und bei Pontarlier der zurückflutenden Armee Bourbakis vor und zwang sie in den Tagen vom 30. Januar bis 2. Februar 1871 zum Übertritt auf schweizerisches Gebiet.

„Alle Schwächen so junger Truppen zeigten sich in dieser Episode deutlich. Der Mangel an jeder Selbständigkeit, an Tätigkeitsdrang und Kampfeslust, diese vollkommene Mutlosigkeit, das Fliehen vor den Schreckgespenstern der eigenen Einbildungskraft."**) Oberst Bousson, ein „vaillant officier", meldete am 22. von Pont de Roide aus dem Kommandanten von Besançon: „Die Armee ist in dieser Nacht im Laufschritt mit merkwürdiger Geschwindigkeit davongeeilt. Man hat die Korps***) ohne Scham im Stich gelassen." — — „Ich bin hier nach einem dem Feinde verborgenen Nachtmarsch angekommen. Alle Welt war auf und davon. Ich fühle mich halbtot und befinde mich hier mit zwei Bataillonen. Preußen hinten, Preußen vorn. Meine Leute und ich, wir sind hin. Die Mobilisierten und die Artillerie habe ich fortgeschickt. Ich hatte dem General Bressolles versprochen, als der Letzte vom Fleck zu weichen. Ich halte Wort; ich werde mich erst in die Berge schlagen, wenn ich ausgeruht bin. Der Telegraph ist abgeschnitten. Ich verweigere es auf die förmlichste Weise, General zu werden, wie mir Bressolles vorschlägt. Ich fühle mich nicht fähig, eine derartige Truppe zu befehligen." —

General Bressolles gab am 24. Januar seine Absicht, die südlich des Doubs auftretenden Preußen in den Fluß zurückzuwerfen, mit folgenden Worten auf: „Mit Truppen, wie den unsrigen, ist es unmöglich, Stellungen zu nehmen, die feigerweise von den Banden verlassen worden sind, die man absolut für eine Armee hat ansehen wollen."*†) Zahlreiche Generale meldeten Bourbaki von allen Seiten, daß ihre Truppen

*) Frhr. v. der Goltz a. a. O., Seite 146.

**) Frhr. v. der Goltz a. a. O., Seite 193.

***) Er meint mobile Kolonnen, die von Besançon aus zur Unterstützung der Armee abgesandt waren.

*†) Frhr. v. der Goltz a. a. O., Seite 194.

Digitized by Google

völlig versagten, daß sie keinen Schuß mehr tun, sondern ausreißen würden, sobald der Feind vorginge. Da gebar die Not des Augenblicks wieder einmal einen Kriegsrat, dessen Ergebnis der Rückzug auf Pontarlier war. Am 26. wohnte Bourbaki dem Durchmarsch des XVIII. Armeekorps durch Besançon bei. „Er sah, wie die müden, mutlosen Soldaten sich zwischen den Wagen hindurchwanden, die alle Straßen stopften, sah, wie sie nur mit den ungeheuersten Anstrengungen die spiegelglatten Bergwege hinter der Stadt erstiegen, wie die Pferde im Geschirr umkamen und die Mannschaften kraftlos niedersanken. Alle diese Eindrücke, die das Elend der Armee hervorriefen, hatten seine Seele erweicht. Vollkommen unschlüssig, ob er mit diesen Truppen, wie er am Tage zuvor Bressolles geschrieben, gegen Beaume les Dames vorstoßen oder gleichfalls nach Pontarlier ziehen sollte, ritt er abends heim. Seine Ratlosigkeit und Aufregung hatten den Gipfel erreicht. Er schloß sich in sein Zimmer ein und machte den Selbstmordversuch, der glücklicherweise mißlang."*)

Das Ostheer an der Lisaine war nicht eigentlich besiegt. Sein Angriff war nur abgeschlagen worden, die Verluste sogar verhältnismäßig gering. Und trotzdem diese völlige, unbeschreibliche Auflösung in dem Augenblick, als die Kunde eintrifft, daß der General v. Manteuffel mit dem numerisch doch weit schwächeren Heere den Rückzug bedroht. Einzig und allein der milizartige Charakter des Heeres gibt hierfür eine Erklärung.

Die Pariser Armee.

Frankreichs Hauptstadt war seit dem 19. September von deutschen Armeen in der Gesamtstärke von 150 000 Mann mit 620 Feldgeschützen eingeschlossen. Zu ihrer Verteidigung bildete sich allmählich eine Heeresmacht von etwa 400 000 Mann, allerdings von sehr verschiedener Güte. Vom aktiven Heere waren das XIII. (das noch zwei Linien-Regimenter in seinen Reihen zählte) und das XIV. Armeekorps — nur aus Marschtruppen bestehend — nach Paris zurückgegangen. Von diesen aktiven Truppen, die etwa 50 000 Mann zählten, waren erhebliche Teile nur durch Verspätung der Eisenbahn der Katastrophe von Sedan entgangen. Sie kamen in solchem Zustande der Auflösung in Paris an, daß dort allgemeine Bestürzung einriß. Zu ihnen traten 14000 besonders tüchtige und zuverlässige Marinesoldaten und Matrosen, sowie etwa 8000 Gendarmen, Zollwächter und Förster. Den zweiten Hauptbestandteil der Verteidigungsarmee bildeten etwa 115 000 mobile Nationalgarden, deren Haltung und Geist naturgemäß noch wesentlich hinter denen des aktiven Heeres zurückstanden. Am schlimmsten, namentlich am meisten zur Indisziplin neigend, zeigten sich die Pariser Bataillone, während die aus der Provinz gefügiger waren. Allerdings muß man zugeben, daß die völlig unausgebildeten Offiziere nicht die geeigneten Elemente waren, um solche widerspenstigen Horden zum Gehorsam zu bringen. Ein weiterer Bestandteil der Besatzung waren die aus der seßhaften Nationalgarde gebildeten mobilisierten Bataillone, deren Mannschaftszahl allmählich

*) Frhr. v. der Goltz a. a. O., S. 207.

Digitized by Google

von 50 000 auf mehr als 220 000 Mann stieg. Nach Trochus eigener Angabe befanden sich hierunter 25 000 Sträflinge und 6000 Sektierer, „die zu allem fähig waren, was gegen die soziale Ordnung streitet". Vom Ungehorsam gingen die Mobilisierten sehr bald nicht nur zum lauten Schimpfen und zu Beleidigungen, sondern auch zu tätlichen Angriffen auf ihre Offiziere über. Die Trunkenheit war ein allgemein verbreitetes Übel. An Stelle der Uniform trugen die Mobilisierten Bluse und Käppi. Anfangs meist mit Tabatière-Gewehren bewaffnet, strebten sie schon frühzeitig in auffälliger Weise nach dem Besitz zahlreicher Chassepots. Aufgaben der mobilisierten Nationalgarde waren die Verteidigung der Hauptumwallung und innerer Dienst. Vorsichtigerweise hatte man ihnen als Rückgrat einen großen Teil der Gendarmen sowie mehrere Tausend Zollwächter und Forstbeamte beigegeben, ohne daß deren Einfluß auf den Gesamtgeist aber fühlbar geworden wäre.

Den Mobilisierten in Paris an innerem Wert gleichzustellen sind die zahlreichen Franctireur-Legionen in Stärke von zusammen 15 000 bis 18 000 Mann. Obwohl die Regierung sehr wohl einsah, daß diese Elemente am besten auf die aktiven Korps verteilt worden wären, so wagte man doch nicht, durch solchen Schritt die Volksstimmung noch mehr zu erhitzen.

Von allen diesen zahlreichen Menschenmassen konnte Trochu den sich der Hauptstadt nähernden deutschen Kolonnenteten am 19. September nur etwa 80 000 Mann im freien Felde gegenüberstellen, aber hiervon täuschten zahlreiche Marsch- und Zuaven-Bataillone durch ihr sehr unrühmliches Verhalten im Gefecht das in sie gesetzte Vertrauen. Die Zeit bis Ende Oktober wurde dann zur Festigung der Verbände und zur notdürftigsten Ausbildung benutzt, namentlich um auch die mobile Nationalgarde zu Ausfällen, also offensiv, verwenden zu können. Der gefürchteten öffentlichen Meinung zuliebe erfolgte ein solcher Ausfall am 21. Oktober gegen Malmaison.*) Da ihm ein greifbares Ziel fehlte, wurde er auch ohne Energie geführt. Einige Tage später bei Le Bourget am 30. Oktober war diese Energie im Verteidigungskampfe vorhanden, führte aber auch nur zu einer Niederlage mit 1400 Toten und Verwundeten und 1200 Gefangenen, während die Angreifer nur 500 Mann verloren. Dieses neue Mißgeschick und die Nachricht vom Fall von Metz steigerten die Tatkraft der Parteien des Umsturzes. Nur die wackeren Mobilgarden aus der Bretagne retteten am 31. Oktober, als die mobilisierte Nationalgarde sich empörte, die Hauptstadt für diesmal noch von der Herrschaft der Kommune.

Am 30. November brach General Ducrot mit etwa 100 000 Mann und mehr als 300 Geschützen zu dem schon erwähnten großen Ausfall auf, dessen Hauptstoß sich gegen Villiers, den im Osten liegenden schwächsten Punkt der Einschließungslinie, richtete und der anfänglich einigen Erfolg hatte. Bald aber wurden von allen Seiten deutsche Verstärkungen herangeführt, und nach hartnäckigen Kämpfen bis zum 4. Dezember,

*) Dicht westlich von Paris gelegen.

Digitized by Google

während deren man französischerseits immer vergeblich auf Hilfe von der Loire-Armee hoffte, führte Ducrot seine stark gelichtete, in ihrem innern Halt wieder tieferschütterte Armee nach Paris zurück, während die Deutschen ihre früheren Stellungen wieder einnahmen. Sie hatten gegen 6000, die Franzosen die doppelte Zahl Mannschaften eingebüßt. Als nach der Wiederbesetzung Orleans durch die zweite deutsche Armee am 4. Dezember die Hoffnung schwand, der Loire-Armee die Hand reichen zu können, entschloß man sich in Paris zu einem Ausfall nach Norden, der am 21. Dezember wieder zu einem sehr heftigen Kampfe bei Le Bourget führte. In diesem zeichneten sich die Marine-Füsiliere durch zeitweise erfolgreiche Tapferkeit aus, ohne allerdings ihre errungenen Vorteile auf die Dauer behaupten zu können. Die Franzosen verloren über 600 Mann, außerdem 360 Gefangene, die Deutschen 400 Mann. Es folgten nun mehr als vier Wochen Ruhe vor Paris. Dann aber beschloß die Regierung wieder, gedrängt durch die öffentliche Meinung, Mitte Januar eine neue Massenunternehmung, die am 19. zum Ausfall am Mont Valerien*) führte. Der französische Angriff wurde vom V. deutschen Armeekorps allein gegen vierfache Überlegenheit abgewiesen, ohne daß er die Hauptstellung des Verteidigers überhaupt erreichte. Einem Verlust von 600 Mann auf deutscher Seite standen 3568 Tote und Verwundete, außerdem mehr als 500 Gefangene auf französischer Seite gegenüber. Namentlich die unter den mobilen Nationalgarden eingerissene Zügellosigkeit machte jeden Erfolg unmöglich. Wiederholt trat nun in Paris der Kriegsrat in Tätigkeit, wieder mit dem gewohnten negativen Endergebnis, hier der Übergabe von Paris, die am 28. Januar 1871 stattfand.

Nach den zwischen der deutschen Heeresleitung und der Pariser Regierung getroffenen Vereinbarungen sollten die aktive Armee und die mobile Nationalgarde innerhalb dreier Wochen die Waffen abliefern. Nur einer Division und der Gendarmerie beließ man sie zur Aufrechterhaltung der Ordnung. Sehr fehlerhafterweise hatte Jules Favre der deutschen Heeresleitung die Bitte ausgesprochen, von der Entwaffnung der mobilisierten Nationalgarde Abstand zu nehmen. Diese bewaffneten Haufen bildeten eine schwere Gefahr, die dem eigenen Vaterlande am meisten Verderben bringen sollte. Als ihr Kommandeur, General Thomas, die Zügel der Herrschaft täglich mehr seinen Händen entgleiten fühlte, erbat er seine Entlassung und wurde durch General Vinoy ersetzt. Am 24. Februar begann der Aufruhr. Zwei Tage später bemächtigten sich die Mobilisierten zahlreicher Geschütze, deren Zahl bis 417 stieg. Sie wurden alle nach den nordöstlichen Höhen der Stadt gebracht, ihre Mündungen auf Paris gerichtet. Der Montmartre wurde zur Festung.

Von den 250 000 Mann entwaffneter Truppen waren bis etwa zum 20. März gegen 200 000 Mann in die Provinzen abgeschoben. Ein Teil hatte mit den Empörern gemeinsame Sache gemacht. Schon am 9. März hatte das Zentralkomitee

*) Fort an der Westfront von Paris.

Digitized by Google

der Nationalgarde Forderungen an die Regierung gestellt, die darin gipfelten, die ganze Militärgewalt in die Hand der Munizipalität von Paris zu bekommen. Als General Vinoy aber mit der Verhängung des Belagerungszustandes antwortete, wurde in stürmischen Volksversammlungen beschlossen, sich jedem Versuch zur Entwaffnung oder Umgestaltung der mobilisierten Nationalgarde mit Waffengewalt zu widersetzen. Das war der Bürgerkrieg. Am 18. März griff General Vinoy mit seinen auf 25000 bis 30000 Mann verstärkten Truppen den Montmartre an, wurde jedoch abgewiesen und mußte auf das linke Seineufer zurückgehen. Die Aufständischen bemächtigten sich sogar am 20. März der fünf von den Deutschen geräumten Forts.*)

Sowohl die Regierung, als die am 28. März proklamierte Kommune rüsteten nun mit gleichem Eifer gegeneinander. Während aber zwischen Kommune und dem bisherigen Zentralkomitee heftiger Streit jede einheitliche Handlung lähmte, wurden die Truppen der Regierung durch zurückkehrende Gefangene der alten Armee erst auf 80000, dann auf 100000 Mann verstärkt und schlugen am 2., 3. und 4. April die Aufständischen im Westen und Südwesten der Stadt entscheidend. Dann schritt man vom 6. April an zur Belagerung der Festung, gelangte aber erst am 2. Mai nach Einnahme der Forts vor die Hauptumwallung. Das Innere von Paris war unterdessen ein Hexenkessel. Am 20. Mai beschloß die Kommune, vor dem Eindringen der Truppen, alle öffentlichen Gebäude mittels Petroleums in Brand zu stecken. Ihre Losung hieß: „Wenn wir sterben müssen, so wollen wir der Freiheit ein ihr würdiges Leichenfest bereiten." Als die Truppen dann in Paris einrückten, riefen die Führer der Kommune die Bürger auf die Barrikaden. Ein solcher Aufruf vom 23. Mai in „le Salut public" lautete:**) „Bürger! Verrat hat dem Feinde die Tore geöffnet; er befindet sich in Paris; er bombardiert uns; er tötet unsere Frauen und Kinder. Bürger! Die letzte Stunde des großen Kampfes hat geschlagen. Morgen, heute Abend wird das Proletariat wieder unter das Joch zurückgefallen oder für immer befreit sein. Siegt Thiers, triumphiert die Nationalversammlung, so kennt Ihr das Leben, das Euch erwartet: Arbeit ohne Erfolg, Elend ohne Unterbrechung. Keine Zukunft, keine Hoffnung mehr! Eure Kinder, die Ihr frei geträumt hattet, werden Sklaven bleiben; die Priester werden die Jugend wieder in Empfang nehmen, Eure Töchter, die Ihr schön und keusch gesehen hattet, werden geschändet in die Arme dieser Banditen fallen. Zu den Waffen! Zu den Waffen! Kein Mitleid! — Schießt diejenigen nieder, die ihnen die Hände reichen könnten! Wäret Ihr geschlagen, so würden sie Euch nicht verschonen. Wehe denen, die Pulver an den Fingern oder Rauch im Gesicht haben werden!

---

*) Mit Ausnahme des Mont Valerien.

**) Jähns a. a. O., Seite 665.

Digitized by Google

Feuer! Feuer! Drängt Euch um das rote Banner auf den Barrikaden, um den Wohlfahrtsausschuß! Er wird Euch nicht verlassen! Wir werden uns mit Euch bis auf die letzte Patrone schlagen, bis hinter der letzten Barrikade.

Es lebe die Republik! Es lebe die Kommune! Es lebe der Wohlfahrtsausschuß!"

Erst am 28. Mai war Mac Mahon völlig Herr von Paris. Die Regierung hat die Verluste der Armee auf etwa 7000 Mann angegeben. Von den Aufständischen werden außerhalb Paris etwa 20 000 Mann, im Straßenkampf 25 000 Mann Verlust zu veranschlagen sein. Im Mai 1872 hat der Seine-Präfekt die als berechtigt anerkannten Ansprüche für Beschädigungen bekannt gegeben, die durch die beiden Belagerungen und durch die Herrschaft der Kommune verursacht worden sind. Daraus ergibt sich,*) daß der Stadt Paris die Belagerung durch Mac Mahon mehr als 4mal, der Kommunistenaufstand selbst 25mal soviel Schaden zugefügt hat, als die so oft als „vandalisch" verschrieene Belagerung durch deutsche Truppen.

Betrachtungen.

Die Gesamtmachtentfaltung Frankreichs im Kriege stellt sich etwa wie folgt dar:**)

Am Schluß des Krieges waren:

1. Kriegsgefangene in Deutschland	383 841 Mann	***)	
2. Interniert in der Schweiz und Belgien	121 143 „	†)	
3. In Paris gefangen gehalten:			
a) vom aktiven Heere und mobiler Nationalgarde	250 669 „	††)	
b) von mobilisierter Nationalgarde und Franktireurs	254 400 „	†††)	= 1 010 053 Mann
4. Noch zur Verfügung der französischen Regierung: *†)			
a) von der Feldarmee	363 989 Mann		
b) im Innern der Festungen, Depots und Übungslagern	417 757 „		
c) in Algerien	50 281 „		= 832 027 „
	Im ganzen		1 842 080 *††) Mann,

denen noch die Verluste an Toten und nicht gefangenen Verwundeten hinzuzurechnen sind.

*) Jähns a. a. O., Seite 666, Anmerkung:
1. Schäden bei der Belagerung durch die Deutschen 2 207 274 Franken.
2. Schäden bei der Belagerung durch Mac Mahon 9 333 868 Franken.
3. Schäden durch den Kommuneaufstand 55 581 682 Franken.

**) Die verschiedenen hierüber veröffentlichten Angaben weichen oft sehr voneinander ab.

***) Siehe v. Moltke, Krieg 1870/71, Seite 413.

†) **Revue d'histoire**, 1909. Heft 105, Seite 503. Der dort angeführten Zahl sind 3000 in Belgien internierte Mannschaften hinzuzurechnen.

††) Jähns a. a. O., S. 645. Kunz rechnet hierzu noch 133 000 Mann der Kriegsbataillone der Nationalgarde.

†††) Nach Jähns, Seite 626 = 266 Bataillone. Diese sind zu durchschnittlich 900 Mann gerechnet. Ferner treten hinzu 15 000 Franktireurs.

*†) **Revue d'histoire**, 1909. Heft 105, Seite 502 u. folg.

*††) Hierbei sind die Seite 700 erwähnten 290 000 Mann des „deuxième ban" nicht mitgerechnet.

Digitized by Google

Diese gewaltige Streitmacht ist niedergeworfen worden von rund 1148000 Deutschen, also von einem weit mehr als um ein Drittel schwächeren Feinde.

Hatte der erste Teil des Feldzuges die Überlegenheit des Heeres der allgemeinen Wehrpflicht über die Konskriptions-Armee mit Stellvertretung dargetan, so hatte nun der Krieg gegen die Volksheere Gambettas gezeigt, daß die allgemeine Wehrpflicht an sich noch nicht entscheidend ist. Ihre Bedeutung erhält sie vielmehr erst dadurch, daß sie die Jugend des Volkes in die aus Berufssoldaten gebildeten, festgefügten Rahmen des stehenden Heeres einfügt und dadurch die militärische Erziehung der Nation bewirkt. Zieht man die ungeheuren Verluste, Leiden, Anstrengungen und Entbehrungen in Betracht, die alle deutschen Heere schon erlitten hatten, als ihnen die an Zahl meist sehr überlegenen Milizarmeen Gambettas gegenübertraten, sieht man dann eine Woge dieses Volksaufgebotes nach der anderen auch dann noch an den festgefügten deutschen Korps zerschellen, als die Mehrzahl ihrer Offiziere im Grabe oder in den Lazaretten lag, dann erkennt man den Wert der Ausbildung und der Disziplin, d. h. den Wert der Schulung des Heeres im Frieden. Welches schnelle Nachlassen der Widerstandskraft dagegen auf französischer Seite! Während im Kriege gegen das Kaiserreich die deutschen Verluste oft die feindlichen überstiegen und bis zum 2. September von den Deutschen verhältnismäßig wenig Gefangene gemacht wurden, hatten im Monat Januar 1871 die Deutschen etwa 10000 Mann verloren, die Franzosen dagegen ohne die nach der Schweiz übergetretene Ostarmee 118000 Mann, mit ihr das Doppelte. Die Widerstandsfähigkeit solcher Miliztruppen läßt also ungeheuer schnell nach, sobald sie nur einmal erschüttert ist. Welches Unheil über ein Volk und Land hereinbrechen kann, dessen Armee der Friedensschulung entbehrt, zeigt das Verhalten der mobilisierten Nationalgarde in Paris und die aus dem Kommuneaufstand entstandenen Folgen.

Zählt man von der obigen Gesamtzahl der französischen Streitkräfte die alte aktive Armee nebst den ihnen am Wert gleichstehenden Formationen der Marine, Zoll- und Waldwächter in Höhe von 853000 Mann ab, so erhält man für die Neuformationen vom Beginn des Krieges an die Zahl von etwa 989000 Mann, also fast eine Million.

Wenn nun auch alle Neuformationen in verhältnismäßiger Ruhe vor den deutschen Armeen erfolgten, weil diese vor den großen Festungen gefesselt waren, wenn sie auch erleichtert wurden durch andauernde Herrschaft Frankreichs zur See, reiches Kapital und hohen Kredit, endlich nicht zum wenigsten durch die Vorliebe des französischen Volkes für nationale Waffenehre und kriegerisches Gepränge, so stellten sie in ihrer Gesamtheit doch eine organisatorische Leistung ersten Ranges dar, der wir unsere Anerkennung und Achtung nicht versagen dürfen, und die in ein um so helleres Licht tritt, als Frankreich im Jahre 1870 ein von der Revolution zersetzter Staat war. In solchen Momenten nationaler Not hängt alles von den Männern ab, die das

Digitized by Google

Steuer des Staatsschiffes führen. Hierin hatte Frankreich Unglück. Gambetta hat Großes geleistet, aber auch schwere Fehler begangen, die zum Teil auf mißverstandenen Erfahrungen aus den Revolutionskriegen und dem amerikanischen Sezessionskriege beruhten. Er vergaß, daß die „volontaires von 1793" kein nationales Heer mit einheitlicher Spitze, sondern ein Koalitionsheer aus bezahlten Söldnertruppen bekämpft hatten, deren Führern der Wille zum Siege gefehlt hatte. Er übersah, daß ein westeuropäischer Kriegsschauplatz und europäische Kultur nicht eine Kriegführung gestatteten, wie sie einige Jahre früher in Amerika noch möglich gewesen war, weil dessen unbegrenzte Räume die Führer instand gesetzt hatten, den Krieg nach Belieben in die Länge zu ziehen und so die unausgebildeten Milizen durch den Krieg selbst zu Soldaten zu erziehen und auszubilden. Durch Begeisterung und Patriotismus allein war die fehlende Kriegserfahrung nicht zu ersetzen. „Alle Generale klagten, daß Gambetta ihnen bewaffnete Bauern und Arbeiter zu vielen Tausenden gebe, aber verlange, daß sie mit diesen dasselbe leisteten, wie mit einer im Frieden sorgfältig ausgebildeten Armee".*)

Auch die Tatsache, daß die Schwerfälligkeit solcher Milizheere mit ihrer Größe wächst, sehen wir von neuem erhärtet. Hierin liegt zum Teil mit der Grund, daß solche Milizarmeen, wenn auch unter günstigen Bedingungen zur Verteidigung noch brauchbar, doch sicher beim Angriff, der allein die Entscheidung bringt, versagen.

Sehr scharf treten auch in diesem Kriege die Nachteile hervor, die durch Unterordnung der Operationen unter politische Rücksichten entstehen. Immer wieder war die öffentliche Meinung ausschlaggebend zum Schaden des Ganzen.

Von besonderer Bedeutung wurde die Uneinigkeit zwischen der Regierung und den Armeeführern sowie zwischen den Generalen selbst. Trotz aller Energie und aller Fähigkeiten fehlte dem Advokaten-Kriegsminister doch die Autorität, um mit einem Königlichen „Ich befehle" jeden Widerspruch und jeden Zwiespalt im Keime zu ersticken. Es fehlte ihm aber auch das Herz des Soldaten, sonst wäre es unmöglich gewesen, daß er mit seinem Verdammungsurteil über die Offiziere nach dem Falle von Metz der Armee einen Faustschlag ins Gesicht versetzte.

Die Ursache vieler Niederlagen liegt ferner auch in dem Eigensinn und der dilettantenhaften Art der Befehlsgebung Gambettas, der aus der Ferne die Armeen wie Schachfiguren bewegen wollte, ohne den Führern Ziele und Direktiven zu geben. Dadurch entzog er jeder zielbewußten Selbsttätigkeit der Generale und Unterführer den Boden und erzeugte eine auch für den gemeinen Mann unverkennbare Verwirrung, die der Tod jedes Vertrauens zur Führung wurde. Bei Milizen ist solches Vertrauen doppelt nötig. Da wo Gambettas Macht nicht hinreichte, war es in dieser Hinsicht besser bestellt, sofern eine energische Persönlichkeit an der Spitze des Heeres stand, wie wir sie in Faidherbe bei der Nord-Armee finden.

*) Frhr. v. der Goltz a. a. O., S. 29.

Digitized by Google

Ein klares Gesamtbild über den Wert der Milizen geben die Worte des Feldmarschalls Grafen Moltke, die er am 16. Februar 1874 im deutschen Reichstage sprach:

„Meine Herren, wir haben es alle erlebt und uns überzeugt, daß selbst die zahlreichste Versammlung von tüchtigen, patriotischen und tapferen Männern noch nicht imstande ist, einer wirklichen Armee zu widerstehen. Die französischen Mobil- und Nationalgarden haben den Krieg um mehrere Monate verlängert, sie haben blutige Opfer gekostet, große Verwüstung und viel Elend verbreitet, aber sie haben den Gang des Krieges nicht wenden können, sie haben Frankreich beim Frieden keine besseren Bedingungen verschafft. Vollends das Unwesen der Franktireurs hat unsere Operationen nicht einen Tag lang aufgehalten; wohl aber hat es selbst unserer Kriegsführung zuletzt einen Charakter der Härte verliehen, den wir beklagen, aber nicht ändern konnten“. . . . „Meine Herren, wenn Sie die Nation bewaffnen, so bewaffnen Sie mit den guten Elementen zugleich die schlechten, und deren hat jede Nation“. . . . „Die Gewehre sind bald ausgeteilt, aber nicht so bald wieder zurück zu bekommen. Und glauben Sie, daß wir bei uns nicht auch Elemente beherbergen, wie die, welche nach dem Kriege in Paris zur Herrschaft gelangt sind?“

Rückblick.

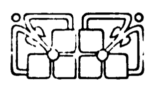
In fünf großen Kriegen haben wir die Gründe für Erfolg oder Mißerfolg der Milizheere zu erkennen versucht. Der Aufstand der Tiroler im Jahre 1809, der Buren-Krieg und die kaum beendeten Kämpfe auf der Balkan-Halbinsel würden noch viel Stoff zu weiteren Untersuchungen bieten, die der zur Verfügung stehende Raum aber nicht gestattet. Unzweifelhaft haben Milizheere zum Teil Großes geleistet und den Dank des Vaterlandes in reichem Maße verdient. Wo sie aber gesiegt haben, da sind ihnen stets eigenartige Umstände, die teils in der Beschaffenheit der feindlichen Armee und überlebter Anschauung über das Wesen des Krieges, teils in der Eigenart des jeweiligen Kriegsschauplatzes oder in der Eigenart des Volkes selbst begründet waren, zugute gekommen. Alle diese, den bestimmten Zeitepochen oder Ländern eigentümlichen Verhältnisse sind aber für einen Zukunftskrieg auf die Allgemeinheit nicht übertragbar und vor allem nicht auf unser deutsches Vaterland. Wohl aber ist in allen besprochenen Kriegen und Ländern eine stets wiederkehrende Erscheinung festzustellen: „Daß nämlich die Milizen im Anfang überall und namentlich beim Angriff versagt haben.“ Damit ist die im ersten Aufsatz aufgestellte Behauptung bewiesen, daß ebenso, wie im gewöhnlichen Leben der Geübte dem Ungeübten überlegen ist, dies im erhöhten Maße im Kriege bei den Heeren der Fall sein wird, weil hier die höchsten Anforderungen unter den schwierigsten Verhältnissen an große Massen gestellt werden. Nun folgt daraus allerdings noch nicht, daß die Miliz für alle Länder die ungeeignete Heeresform ist; dazu sind die für den Krieg in jedem Lande maßgebenden Verhältnisse viel zu verschieden. So kann die Schweiz in ihren Gebirgen, mit ihren vaterlandsliebenden, tüchtigen, kräftigen, durch Natur und Entwicklung zum Soldaten geeigneten Söhnen sehr wohl eine erfolgreiche Verteidigung führen, bei der

Digitized by Google

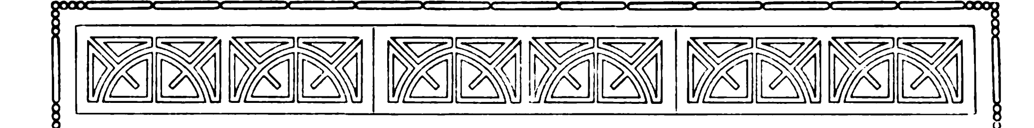
auch die Vielköpfigkeit der republikanischen Regierung infolge der sich von selbst ergebenden Aufgaben nicht nachteilig einzuwirken braucht.

Auch in Holland und Belgien sind die Geländeverhältnisse einer hartnäckigen Verteidigung durchaus günstig. Hier wie dort ist viel geschehen, um die natürliche Verteidigungsfähigkeit durch künstliche Anlagen zu verstärken. Allen diesen genannten Staaten werden aber in einem Zukunftskriege nur Aufgaben defensiver Natur zufallen. Gerade im Gegensatz hierzu wird für unser Vaterland als für eine im Herzen Europas liegende Großmacht alles Heil einzig und allein in einer starken Offensive mit raschen, wuchtigen Anfangsschlägen zu suchen sein, über deren Bedeutung die Kriegsgeschichte hinreichend Auskunft gibt. Bei allen in Betracht kommenden Völkern beschleunigt nun aber die sehr schnell fortschreitende Entwicklung der Technik und aller Verkehrsverhältnisse die Mobilmachung. Jeder uns feindliche Staat wird sich naturgemäß bestreben, uns darin zuvorzukommen, um so die Wucht seiner Anfangsschläge zu verdoppeln. Einzig und allein zu diesem Zwecke erhöht Frankreich, das doch die reichsten Erfahrungen mit Milizen aufzuweisen hat und den günstigsten Nährboden für sie bietet, jetzt mit den schwersten Opfern nicht nur die Zahl, sondern vor allen Dingen die Güte, die innere Beschaffenheit und Schlagbereitschaft seiner Armee. In diesen Anfangsschlachten müssen wir aber siegen und siegen kann man nur durch den Angriff. Da aber die Miliz in allen Anfangsschlachten beim Angriff versagt, so kann sie für unser Vaterland niemals ein brauchbares Kriegsinstrument sein. Deutschland kann nur siegen mit einem Heer, das in der Schule des Friedens ausgebildet ist und in ihr den Willen gestählt hat, das gehorchen kann, und das im Siege und im Tode treu steht zu seinem Kaiser und seinem Herrn. Mit solchem Heere wird es aber auch siegen, wie der Held von Roßbach und Leuthen selbst gegen eine Welt von Feinden.

v. Zimmermann,
Oberst a. D.



Digitized by Google



Gehilfen preußischer Heer- und Truppenführer im 18. Jahrhundert.

Im 25. Artikel seiner Generalprinzipien vom Kriege wirft König Friedrich die Frage auf, „Ob es nötig und rathsam sey, daß ein commandirender General Krieges-Rath halte", um diese Frage sehr bestimmt zu verneinen. „Ein General," so sagt er, „welchen der Souverain seine Truppen anvertraut, muß durch sich selbst agiren, und das Vertrauen welches der Souverain in der Merite dieses Generals setzet, authorisiret ihn, daß er die Sachen vor sich und nach seiner Einsicht mache." Ausdrücklich aber fügt der König hinzu: „Inzwischen glaube Ich, daß ein General, welchen auch ein Subaltern-Officier einen guten Rath giebet, davon profitiren muß, allermaßen ein rechtschaffenes Mitglied des Staates, wenn es auf den Dienst des Vaterlandes ankommt, sich selbst vergisset und auf das wahre Wohl der Sachen siehet, ohne sich zu embarassiren, ob dasjenige so ihn dahin leitet, von ihm selbst oder von einen andern komme, dafern er nur sonst seinen guten Endzweck dadurch erreichet."

Denselben Gedanken gibt Moltke Ausdruck, wenn er sagt*): „In den allermeisten Fällen wird der Führer eines Heeres des Beirats nicht entbehren wollen. . . . Dem Kommandierenden bleibt dabei vor dem Ratgeber das unendlich schwerer wiegende Verdienst, die Verantwortlichkeit für die Ausführung übernommen zu haben." „Zwar", so sagt der Feldmarschall kurz vorher, „gibt es Feldherren, die keines Rates bedürfen, die in sich selbst erwägen und beschließen; ihre Umgebung hat nur auszuführen. Aber das sind Sterne erster Größe, deren kaum jedes Jahrhundert aufzuweisen hat."

Zu solchen „Sternen erster Größe" gehört unbestritten König Friedrich. Und doch hat auch dieser König-Konnetable guten Rat erprobter Männer nicht verschmäht. Davon kündet uns eine jüngst erschienene Biographie Winterfeldts vom General der Infanterie v. Janson**). In der Vorrede wird hier Winterfeldt als der „geistige

*) Kriegsg. Arbeiten III. Der Italienische Feldzug 1859, Seite 10.

**) Berlin 1913. Georg Stilke.

Digitized by Google

Ahnherr des Chefs des Generalstabes der preußischen Armee" bezeichnet, obwohl er niemals einen entsprechenden Titel geführt habe. „In zehnjähriger Friedensarbeit war Winterfeldt damit beschäftigt, den König dauernd über die Gestaltung der Wehrkraft aller Nachbarn auf dem laufenden zu erhalten und die wahrscheinlichen Kriegsschauplätze zu studieren, vornehmlich Sachsen, Böhmen und Mähren. . . . Eine Einwirkung auf die Politik ist für Winterfeldt nicht nachweisbar, wohl aber jedesmal gesteigerte Tätigkeit im Nachrichtendienst, sowie der politische Horizont sich stärker bewölkte", und nachdrücklich ist er vor Beginn des Siebenjährigen Krieges für ein „Prävenire" seines Königlichen Herrn eingetreten, den Operationsplan für das Kriegsjahr 1757 hat er zuerst angeregt. „Friedrich der Große wußte wohl zu würdigen, was er an diesem rastlos tätigen, in allen Sätteln gerechten Generaladjutanten hatte; ihm ganz allein gewährte er uneingeschränkten Einblick in sein militärisches Denken." Seine militärischen Schriften hat denn auch der König stets der Begutachtung Winterfeldts unterbreitet.

Wohl besaßen wir bereits Lebensbeschreibungen Winterfeldts, wohl ist das Generalstabswerk über die Kriege Friedrichs des Großen der Bedeutung dieses Mannes gerecht geworden, aber einen so umfassenden Überblick über seine Tätigkeit, wie sie uns General der Infanterie v. Janson bietet, vermochten die bisherigen Darstellungen nicht zu geben. Nur ein vielseitig gebildeter und von Grund aus praktisch erfahrener Soldat war imstande, mit vollem Verständnis in das Wirken Winterfeldts einzudringen, es uns plastisch zu schildern bis zu jenen ergreifenden Worten, die sein königlicher Freund bei Empfang der Unglücksbotschaft von Moys hervorbrachte: „Wider die Menge meiner Feinde werde ich Mittel ausfinden können, aber ich werde wenige Winterfeldts antreffen."

Winterfeldts neuester Biograph führt uns die wechselvollen Schicksale dieses reichen Soldatenlebens in seiner ganzen Vielseitigkeit vor. Lange ehe er in der erwähnten Weise zum Ratgeber seines Königs wurde, war Winterfeldt öfter als Gehilfe von Generalen tätig gewesen, die an der Spitze entsendeter Abteilungen standen, hier gewissermaßen als Generalstabsoffizier bei der Truppe in unserem heutigen Sinne. Es liegt auf der Hand, daß zu jener Zeit, die eine dauernde Gliederung der Armeen in Korps und Divisionen noch nicht kannte, auch ein Bedürfnis für einen eigentlichen Truppengeneralstab noch nicht vorlag. Die Generale führten, außer bei Entsendungen, ihre Brigaden und Divisionen in der Ordre de bataille der als Einheit geschlossen fechtenden Armee. Als Gehilfen dienten ihnen ihre Adjutanten, die sogenannten „Generaladjutanten". Gleichwohl gab es schon unter Friedrich dem Großen und noch früher einen sogenannten Generalstab.

Zu diesem rechnete man in der vorfriderizianischen Zeit alles, was nicht zu den Regimentern oder zur Artillerie gehörte, zunächst die gesamte Generalität, dann das

Digitized by Google

Befehls- und Verwaltungspersonal des Hauptquartiers. Darunter waren der Generalquartiermeister und der Generalquartiermeisterleutnant Ingenieure ohne bestimmten militärischen Rang. Sie standen etwa den Stabsoffizieren gleich. Ihre Aufgabe war die Auswahl und unter Umständen die Befestigung der Lager, die sie mit Hilfe der Regimentsquartiermeister und Kompagniefouriere vermaßen und absteckten. Auch lag ihnen die Erkundung und Feststellung der Marschrouten ob, während der „Capitaine des guides" Führer für die Marschkolonnen und Kundschafter beizutreiben hatte. Generalauditoriat und Generalkriegskommissariat wurden ebenfalls zum Generalstabe gerechnet.

Unter Friedrich dem Großen behält der Ausdruck „Generalstab" immer noch den allgemeinen Sinn einer Zusammenfassung der in besonderen Stellen befindlichen Nichtregimentierten, nur die Generalität wird in diese Rubrik nicht mehr mit eingerechnet. Die Rangliste von 1740 zählt hier die General- und Flügeladjutanten des Königs und den Generalquartiermeister der Armee, Oberst du Moulin, sowie zwei Generalquartiermeisterleutnants auf. In den Feldkriegskassenetats, so z. B. noch in dem von 1763, findet sich daneben unter der Überschrift „Generalstabsbediente" eine merkwürdig zusammengewürfelte Gruppe, so 2 Oberauditeure, 1 Feldprobst, 2 reformierte Prediger, 4 katholische Patres, 2 Generalpolizeimeister, 2 Stabsfouriere, 2 Stabsprofosse, 2 Scharfrichter mit ihren Gesellen, die gleichen Ämter, denen man in den Generalstabslisten der Kurfürstenzeit begegnet.

Gleichwohl verfügte König Friedrich in gewissem Sinne in den Offizieren der „Königlichen Suite" bereits über einen Generalstab im heutigen Sinne. Seine General- und Flügeladjutanten, in erster Linie Winterfeldt, sowie die übrigen Offiziere seines militärischen Gefolges hat er je nach seinem Vertrauen und ihrer Eignung nach Art heutiger Generalstabsoffiziere verwendet. Entsendeten Generalen gab er seine Adjutanten als Berater und Vertreter seiner Ansicht sowie als Berichterstatter mit. Winterfeldt hat in dieser Weise und daneben gleichzeitig als Truppenführer gewirkt. General v. Wobersnow fiel 1759 bei Kay, als er vom Könige zur Armee Dohnas entsandt war, Major Frhr. v. der Goltz bereits 1757 bei Gr. Jägersdorf. In den späteren Jahren des Krieges ist der nachherige Generaladjutant und Generalquartiermeister v. Anhalt häufig zu solchen Entsendungen verwandt worden.

Winterfeldts Zuteilung zur Armee des Prinzen von Preußen hat nach der Schlacht von Kolin 1757 das dieser Armee auf ihrem Rückzuge nach der Lausitz zugestoßene Unheil bei der Rivalität der den unglücklichen Prinzen umgebenden Generale nicht abzuwenden vermocht, aber auch sonst hat der König mit der Zuteilung auch der besten Offiziere seines Hauptquartiers nur selten das Erhoffte erreicht. Diese Männer des königlichen Vertrauens standen naturgemäß zu den Generalen, denen sie zugeteilt waren, nicht in dem gleichen Vertrauensverhältnis wie heute ein Divisions-

Digitized by Google

Generalstabsoffizier oder Chef des Generalstabes zu einem höheren Truppenführer. Indessen, auch abgesehen davon, vermochten sie selbst beim besten Willen nicht ihren Generalen Eigenschaften und Fähigkeiten zu geben, die ihnen fehlten.

Erzherzog Albrecht von Österreich sagt sehr bezeichnend in seiner Schrift „Über die Verantwortlichkeit im Kriege"*): „Man hat früher vielfach geglaubt, durch die Beigabe eines hervorragenden Mannes als Generalstabschef oder Adlatus die Mängel eines zum Armeekommandanten Erkorenen: geringere Kriegserfahrung, fehlende Kenntnisse, Schwäche des Charakters usw. in genügendem Maße ersetzen zu können, doch die Erfahrung lehrt, daß stets die bitterste Enttäuschung solchen Versuchen nachfolgte. Warum diese sich so häufig in der Geschichte wiederholen, erfordert eine Erläuterung.

Da niemand vollkommen ist, und gerade bei entschiedenen Charakteren auch die Schattenseiten kräftiger ausgeprägt zu sein pflegen, so ist es allerdings wünschenswert, ja oft notwendig, daß die einflußreichen Personen der Umgebung mit ihren etwa zu analogen Charakteren nicht zur schädlichen Steigerung dieser Schattenseiten beitragen, und daß daher im Gegensatze der Feldherr und seine nächsten Gehilfen sich gewissermaßen kompensieren sollen. Dieser ganz richtige Satz, bei welchem stets Grundbedingung bleibt, daß eben der Feldherr zu seinem schwierigen Posten ganz, oder doch wenigstens, was die wichtigsten Eigenschaften desselben betrifft, tauge, wurde aber öfter so aufgefaßt, als ob der Mangel unentbehrlicher Feldherrneigenschaften bei einem Armeekommandanten durch die Talente eines Gehilfen ersetzt werden könne, und darin lag der gefährliche Irrtum."

Solchem ist auch König Friedrich mehrfach verfallen. Freilich er mußte mit den Menschen rechnen, wie sie waren. Seit Schwerin und Winterfeldt den Heldentot gestorben waren, besaß der König nur in seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, und allenfalls in Fouqué und Hülsen Führer, denen er abgesonderte Gruppen seiner Armee anvertrauen konnte.

Auf dem wichtigen Gebiete der Heeresversorgung ist der König meist vortrefflich durch geeignete höhere Offiziere unterstützt worden, am besten im Ersten und Zweiten Schlesischen Kriege durch den Chef des Regiments Gensdarmes, General Georg Conrad Frhr. v. der Goltz. Kaum war dieser aus dem Sattel, so vertauschte er den Pallasch mit der Feder und erteilte seine Anordnungen, um die Verpflegung der Armee sicherzustellen, wie der König selbst von ihm rühmt. Er hat dem bewährten Reiterführer und Armee-Intendanten eine warme Lobrede geschrieben, die 1748 vor der Akademie der Wissenschaften verlesen wurde. Im Siebenjährigen Kriege haben Generalleutnant v. Retzow und teilweise Generalmajor Carl Christoph Frhr. v. der Goltz sowie zuletzt Oberst v. Arnstedt die Obliegenheiten des Armee-Intendanten versehen. Wie der zuerst genannte Goltz waren auch Retzow und Goltz (Carl Christoph) gleichzeitig Truppenführer.

*) Wien 1869. Faesy & Frick.

Digitized by Google

Außer den Offizieren, die der König zu den dem heutigen Generalstabsdienst entsprechenden oder ihm verwandten Aufgaben heranzog, war die spätere Entwicklung dieses Dienstzweiges noch weiterhin angedeutet, entsprechend der oben gekennzeichneten, in früherer Zeit vorzugsweise technischen Tätigkeit des Generalquartiermeisters und seiner Gehilfen. Als der Siebenjährige Krieg ausbrach, gab es, ähnlich wie 1740, nur einen Generalquartiermeister, den 1744 hierzu ernannten Generalleutnant Grafen Schmettau, und einen Generalquartiermeisterleutnant, den Oberstleutnant v. der Oelsnitz. Beim Beginn des Krieges trat ein Capitaine des guides, der Hauptmann v. Gaudi, hinzu, und bald darauf noch vier Hauptleute als Quartiermeisterleutnants. Doch hat sich ein „Generalquartiermeisterstab" daraus noch nicht entwickelt. Schmettau fand besondere Verwendung und fiel nach der Übergabe von Dresden 1759 in Ungnade, Oelsnitz wurde 1757 vor Prag tödlich verwundet, Gaudi war in den späteren Jahren dauernd dem Korps des Generalleutnants v. Hülsen in Sachsen beigegeben, und die wenigen Quartiermeisterleutnants waren auf die verschiedenen Armeen verteilt. Bei der Armee des Königs versah den Quartiermeisterdienst sowie die Verwaltung der Plankammer von 1760 ab der nach der Schlacht von Liegnitz zum Hauptmann ernannte bisherige Leutnant Wilhelmi, ein natürlicher Sohn des verstorbenen Erbprinzen Wilhelm Gustav von Anhalt-Dessau, der Januar 1761 unter dem Namen v. Anhalt geadelt und in beispiellosem Aufstieg bis 1765 zum Obersten und Generalquartiermeister aufrückte.

Der König verschloß sich den Mängeln der bestehenden Organisation nicht. Er zog daher nach dem Siebenjährigen Kriege eine Anzahl geeigneter Offiziere als Quartiermeisterleutnants nach Potsdam und übernahm selbst ihre Ausbildung. Er schreibt darüber*): „L'armée avait fait bien des campagnes, mais souvent le quartier général avait manqué de bons maréchaux de logis. Le Roi voulût former ce corps, et choisit douze officiers qui avaient déjà quelque teinture du génie, pour les dresser lui-même. A cet usage, on leur fit lever des terrains, marquer des camps, fortifier des villages, retrancher des hauteurs, élever ce qu'on appelle des palanques (Pallisadierungen), marquer les colonnes de marches etc."

Damit war der Anfang des Generalquartiermeisterstabes, des späteren Generalstabes, gemacht. Dieser hatte unter König Friedrich eine wechselnde Stärke. Unter dem Generalquartiermeister standen ein oder mehrere Quartiermeister im Obersten- oder Oberstleutnantsrange und 7 bis 15 Quartiermeisterleutnants, die Leutnants oder Kapitäns waren. Die Offiziere des Generalquartiermeisterstabes behielten ihre Regimentsuniform, erst nach dem Tode Friedrichs des Großen erhielten sie eine besondere Uniform, die für die aus der Infanterie hervorgegangenen hellblau, für die

*) Oeuvres VI. Seite 98.

Digitized by Google

der Kavallerie entstammenden weiß war. Die noch heute getragene dunkelblaue Uniform mit karmoisinroten Abzeichen wurde 1798 einführt. Vorübergehend ist die Bezeichnung „Generalstab“ bereits damals üblich gewesen, jedoch erst mit der Reorganisation der Armee nach dem Tilsiter Frieden wurde sie dauernd beibehalten. Bis dahin findet sich vom Jahre 1791 beginnend die Bezeichnung „Generalquartiermeisterstab“ in den Ranglisten. Diejenige des Jahres 1796 führt auf: 1 Generalquartiermeister (Generalleutnant v. Geusau), 2 Generalquartiermeisterleutnants (Oberstleutnants), 7 Quartiermeisterleutnants und 2 Brigademajors, dazu 15 Ingenieur-Geographen. Diesen lag die Zusammenstellung des Materials und die Ausführung der Karten ob, während die topographischen Aufnahmen Sache der Offiziere waren.

Im Jahre 1803 erhielt der „Generalquartiermeisterstab“ eine neue Einteilung. Dem Generalquartiermeister unterstanden von da ab drei Generalquartiermeisterleutnants, unter denen von den Offizieren des „Generalquartiermeisterstabes“ je ein Kriegstheater bearbeitet wurde, ein östliches, ein südliches und ein westliches, die entsprechenden Teile der preußischen Monarchie und die angrenzenden Länder umfassend. Doch wurden von sämtlichen Offizieren des Generalquartiermeisterstabes verlangt, „daß sie alle, selbst nur einigermaßen merkwürdige Stellungen in sämtlichen preußischen Staaten, sie seien defensiv oder offensiv, sie seien bloß für die Armee Seiner Majestät oder auch für den Feind brauchbar usw. nicht nur in ihren großen Beziehungen, sondern auch in ihren kleinsten Details kennen lernen müssen“. Man sieht, wohin die Anschauungen der Nachfolger König Friedrichs sich verirrt hatten. Auch ist es kein anderer als der aus dem Kriege 1806 so unvorteilhaft bekannt gewordene Oberst v. Massenbach, dessen „Instruktion für den Generalquartiermeisterstab“ die obigen Worte entnommen sind.

Sein Werk ist die Umformung des Generalquartiermeisterstabes im Jahre 1803. Mit dieser hat sich Massenbach unstreitig ein Verdienst erworben, das bei der damals im staatlichen Leben Preußens herrschenden Stagnation nicht gering anzuschlagen ist. „Er hat“, schreibt die in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts vom Generalstabe bearbeitete Geschichte der Reorganisation der Preußischen Armee*), „zuerst eine ausgeprägte Organisation des Generalstabes ins Leben gerufen, und zwar in dem Sinne einer außerordentlich anstrengenden Tätigkeit aller Offiziere des Generalstabes. . . . . Diese Tätigkeit nahm freilich eine einseitige Richtung an, welche trotz der umfangreichen Arbeiten auf dem Terrain ihren praktischen Nutzen für die wirkliche Kriegführung verfehlte. Man glaubte in Stellungen und deren aktenmäßiger Registrierung so ausschließlich ein Mittel zum Siege zu besitzen, daß dadurch jede freie, geistige Auffassung des Krieges, daß vor allem eine richtige Erkenntnis über den Wert der praktischen, durch den Einfluß des Augenblicks bestimmten Truppenführung verloren ging.“

*) Beihefte zum Militär-Wochenblatt.

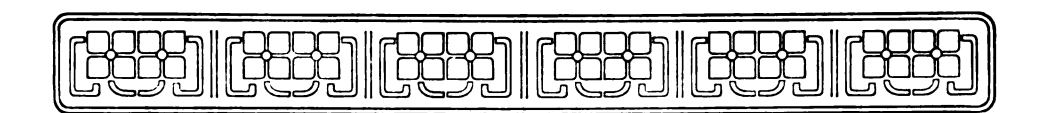


„Man galt“, sagt Boyen*), „im Generalstabe für einen tüchtigen Offizier, wenn man zeichnen, eine Gegend aufnehmen konnte; verstand man gar ein Lager abzustecken oder hatte man einige auf der Karte berechnete Märsche zu irgendeinem Zweck zusammengestellt und dieser Arbeit den Namen eines Operationsplanes gegeben, so war der angehende Feldherr fertig. Der eigentliche Gebrauch der verschiedenen Waffen im Gefecht, die Behandlung der Menschen usw., das waren für diese Strategen Nebendinge.“ Wenn Boyen dann hinzufügt, nur der Oberst v. Scharnhorst verdiene als ehrenvolle Ausnahme genannt zu werden, so geht er darin unzweifelhaft zu weit. Die Geschichte der Reorganisation der Armee hebt unzweifelhaft mit Recht hervor, daß die damalige Organisation immerhin eine gute Grundlage für die Auswahl geeigneter Persönlichkeiten des Generalquartiermeisterstabes geliefert hätte. Boyen selbst gehörte ihm 1806 an und gleich ihm zahlreiche Offiziere, die sich nicht lange darauf in den Befreiungskriegen im Generalstabe und als Truppenführer einen Namen gemacht haben. Die Winterfeldt-Naturen waren in der Armee nicht ausgestorben, sie befanden sich 1806 nur nicht an den richtigen Stellen.

*) Erinnerungen des Feldmarschalls v. Boyen. I. Seite 217. Herausgegeben von Nippold.



Digitized by Google



Das Korps Yorck bei Wartenburg und Möckern.

Die hundertjährige Wiederkehr der Zeit der großen Freiheitskämpfe, in denen Europa die Herrschaft Napoleons brach, hat begonnen und uns, den Nachkommen, erwächst die Pflicht, dankbar der großen Männer jener Zeit und der tapferen Kämpfer für die Freiheit und Ehre unseres Volkes zu gedenken. Dem General v. Yorck und seinem preußischen I. Korps war es vergönnt, zwei der wichtigsten und entscheidendsten Schläge des Krieges, den von Wartenburg und von Möckern allein, ohne Hilfe der zur Schlesischen Armee gehörigen Russen oder anderer preußischer Korps siegreich durchzufechten und damit Marksteine in der Geschichte der Freiheitskriege und der Geschichte des preußischen Heeres aufzurichten. Ihnen sollen die nachfolgenden Zeilen gewidmet sein.

Allgemeine Lage im September 1813.

Am 16. August 1813 war der Waffenstillstand zu Ende gegangen, nachdem am 12. auch Österreich sich der Koalition angeschlossen und Frankreich den Krieg erklärt hatte. Alle drei Armeen der Verbündeten hatten gegen Ende des Monats Siege erfochten. Von der Nord-Armee hatte das preußische Korps Bülow am 23. die Franzosen unter Oudinot bei Großbeeren zurückgeschlagen und Berlin vor Einnahme und Brandschatzung gerettet, am 26. schlug Blücher mit der Schlesischen Armee den Marschall Macdonald an der Katzbach und am 29. und 30. August gelang es den Verbündeten der Böhmischen Armee bei Kulm und Nollendorf, den sie nach der unglücklichen Schlacht bei Dresden verfolgenden General Vandamme zu schlagen und sein Korps größtenteils gefangen zu nehmen. Auch der September begann wieder günstig, indem der an Oudinots Stelle getretene Marschall Ney von den beiden preußischen Korps der Nord-Armee am 6. bei Dennewitz besiegt und in Auflösung nach der Elbe zurückgeworfen wurde. Damit waren die Unglückstage von Dresden wieder ausgeglichen, und während Napoleon die für ihn unglücklichen Schlachten von Großbeeren und an der Katzbach geringfügig bewertete, während die Meldung über die Vernichtung des Korps Vandamme bei Kulm ihn in seinen Absichten und Plänen nicht wankend machte, drängten sich ihm bei Empfang der Nachricht über die neue Niederlage zum ersten Male Zweifel an dem glücklichen Ende des Krieges auf. Er begann noch in der folgenden Nacht, Maßregeln für die Verteidigung Frankreichs zu

Digitized by Google

treffen. Obgleich ihm Ney nach seiner Niederlage geraten hatte, sich auf die Saale zurückzuziehen, konnte er sich nicht entschließen, die Elblinie aufzugeben. Napoleon rechnete für die nächste Zukunft immer noch auf Fehler seiner Gegner, die jedoch nicht begangen wurden, weil die Verbündeten überhaupt nichts Wesentliches unternahmen.

Skizze 59.

Die Schlesische Armee war nach ihrem Siege an der Katzbach am 3. September bis über die Neiße bei Görlitz vorgedrungen und hatte an der Landskrone Stellung genommen. Am 4. näherte sie sich Bautzen. Aber schon bei Hochkirch stieß die Vorhut auf energischen Widerstand und Blücher erhielt von allen Seiten Meldungen über das Vorrücken der französischen Armee sowie über das Eintreffen Napoleons und der Garden, so daß er den Vormarsch einstellte und am selben Tage nach der Landskrone, am 5. hinter die Neiße, am 6. bis hinter den Queiß auswich. Auch der zweite Vorstoß Napoleons gegen die Schlesische Armee war damit ebenso wie der erste im August zu einem Luftstoß geworden, und es wurde ihm klar, daß sich Blücher planvoll der erwünschten Schlacht entzog. Napoleon sah ein, daß er sich nicht in nutzloser Verfolgung von diesem Gegner weiter von Ney und von Dresden weglocken lassen dürfe. Am 5. kehrte der Kaiser daher mit seinen Garden nach Bautzen zurück. Aber schon am 7. hatte Blücher die Umkehr Napoleons erfahren und am 8. befand er sich bereits wieder auf dem Vormarsch gegen Görlitz, das er am folgenden Tage hinter dem nach Bautzen zurückweichenden Macdonald erreichte.

Die nächste Zeit verlief ohne besonders wichtige Ereignisse. Blücher stellte seine Verfolgung der französischen Bober-Armee ein in der Absicht, sie nicht zu einer Vereinigung mit der großen Armee Napoleons zu drängen. Dann machte er den Versuch, sie durch eine Rechtsschwenkung in die Linie Hochkirch—Neustadt von Dresden nach Norden abzudrängen. Da Macdonald rechtzeitig seinen Rückzug auf Dresden bis Bischofswerda—Stolpen fortsetzte, folgte ihm Blücher bis Bautzen—Neukirch und blieb hier an der Spree stehen, um den Anmarsch der russischen Reserve-Armee unter Bennigsen von der Oder und den Übergang der Nord-Armee über die Elbe abzuwarten oder vor überlegenen Kräften über die Neiße bei Ostritz auszuweichen. Infolge der eingehenden Nachrichten über die Anhäufung französischer Truppen bei Großenhain wurde am 15. September die Schlesische Armee etwas nach Norden in die Linie Mariastern—Bautzen verschoben und hatten die Avantgarden kleinere Gefechte; aber bis zum 21. standen beide Heere sich gegenüber ohne ernstliche Berührungen. Das schlechte Wetter erschwerte die Bewegung größerer Truppenabteilungen.

Im Blücherschen Hauptquartier war man sich allmählich klar darüber geworden, daß der Kronprinz von Schweden sich nur zum Elbübergang entschließen würde in unmittelbarer Verbindung mit der Schlesischen Armee. Schon um die Mitte des Monats wurde daher ein Rechtsabmarsch der Schlesischen Armee ins Auge gefaßt, dem dann der Elbübergang unmittelbar folgen sollte in der Hoffnung, die Nord-Armee mit fortzureißen. Vorher mußte aber mit den bei Großenhain stehenden,

Digitized by Google

jetzt von Murat befehligten Kräften abgerechnet werden, wobei Tauentzien mit seinem Korps, als der am nächsten stehende Teil der Nord-Armee seine Mitwirkung zugesagt hatte. Ehe aber der für den 24. festgesetzte Angriff zur Ausführung kam, erfolgte am 22. und 23. September der dritte Vorstoß Napoleons gegen die Schlesische Armee, den dieser ansetzte, um Klarheit über deren Bewegungen und Absichten zu gewinnen, denn er hatte sie längst als seinen gefährlichsten Gegner erkannt. Aus dem Vorgehen des 3. und 9. französischen Korps gegen die Avantgarden Blüchers unter Oberst v. Katzeler und General Emanuel entwickelte sich am 22. das Gefecht bei Bischofswerda, das am 23. bis Rot-Naußlitz nordöstlich Bischofswerda fortgesetzt wurde. Der am 24. von Blücher erwartete Angriff auf die Hauptstellung bei Bautzen hinter der Spree erfolgte jedoch nicht. Er war entschlossen, die Schlacht anzunehmen, die Napoleon vorher so sehr ersehnt hatte. Aber dieser ergriff die Gelegenheit nicht mehr. Er war unsicher geworden und hatte den Rückzug nach der Elbe eingeleitet. Blücher befahl daher wiederum den Vormarsch und Katzeler besetzte am 25. früh seine alte Stellung bei Bischofswerda. Das Gros der Armee blieb zunächst bei Bautzen.

An diesem Tage marschierten voraussichtlich die letzten Truppen Bennigsens durch Zittau, die Polnische Armee war also völlig unbeachtet vom Feinde nach Böhmen gelangt und die Schlesische Armee konnte nun ihren Rechtsabmarsch antreten. Über das Ziel dieses Marsches, d. h. die Stelle, an der der Elbübergang zu bewirken sei, war man sich im Blücherschen Hauptquartier noch nicht klar. Zunächst war Mühlberg ins Auge gefaßt, konnte jedoch nur festgehalten werden, wenn die französische Haupt-Armee über Dresden hinaus zurückging. Das geschah vorläufig nicht, und sämtliche Elbbrücken von Königstein bis Torgau blieben in Händen des Feindes. Der Major Rühle v. Lilienstern vom Stabe Blüchers wurde daher elbabwärts vorausgesandt, um eine geeignete Stelle für den Übergang zu erkunden. Seine ihm mitgegebene Instruktion verwies ihn auf die Stromstrecke Torgau—Wittenberg und sollte er von vornherein zwei Stellen in Aussicht nehmen, eine für den ersten Übergang und eine zweite für eine spätere rückwärtige Verbindung. Vor dieser wollte man einen Brückenkopf von derartiger Ausdehnung und Beschaffenheit anlegen, daß man sich in ihm nötigenfalls mit 50 000 Mann gegen eine dreifache Überlegenheit halten könne. Auf dem rechten Stromufer müsse außerdem eine Stellung für etwa 20 000 Mann gegen einen auf diesem Ufer von Torgau her erfolgenden feindlichen Angriff vorhanden sein. Der Mitwirkung der Generale Bülow und Tauentzien beim Übergang und bei Herstellung des Brückenkopfes sollte sich Rühle unter der Hand versichern. Als vermutlich geeignetste Stelle für einen solchen wurde ihm die beim Dorfe Elster bezeichnet.

Rechtsabmarsch der Schlesischen Armee.

Am 26. September trat die Schlesische Armee ihren Abmarsch in nordwestlicher Richtung an, unter Zurücklassung eines gemischten russischen Truppenkorps von 9500 Mann unter Fürst Schtscherbatow bei Bautzen zur Sicherung von Schlesien und Böhmen.


Digitized by Google

Blücher war sich über die außerordentliche Bedeutung seines Marsches und über die Gefahren völlig klar, denen seine Armee ausgesetzt war, aber ebenso klar war er sich, daß der Augenblick gekommen sei, die Übermacht der Verbündeten zum entscheidenden Schlage gegen Napoleon vorzuführen, und daß er berufen sei, die beiden

Gliederung des I. preußischen Armeekorps am 3. Oktober 1813.

Avantgarde.

Oberst v. Katzeler.

Kavallerie:

Brandenburgisches Husaren-Regiment	5	Eskadrons von der 7. u. 8. Brigade
2. Leib-Husaren-Regiment	2*)	: : : 1. :
Brandenburgisches Ulanen-Regiment	4	: : : Reserve-Kavallerie
Ostpreußisches National-Kavallerie-Regiment	5	: : : : :
5. Schlesisches Landwehr-Kavallerie-Regiment	4	: : : : :
Reitende Batterie Nr. 3	—	8 Geschütze der Reserve-Artillerie
	20	Eskadrons 8 Geschütze.

Infanterie:

Major Hiller v. Gärtringen.

Leib-Grenadier-Bataillon	1	Bataillon von der 1. Brigade.
Westpreußisches Grenadier-Bataillon	1	: : : 1. :
II. Bataillon 12. Reserve-Infanterie-Regiments	1	: : : 8. :
I. Bataillon Brandenburgischen Infanterie-Regiments	1	: : : 8. :
Füsilier-Bataillon 2. Ostpreußischen Infanterie-Regiments	1	: : : 2. :
Landwehr-Bataillone Rekowsky, Thiele, Wedell	3	: : : 1. 8 7. :
3 Kompagnien Jäger	3/4	: : : 1. 7. :
Avantgarde zusammen	8 3/4	Bataillone 20 Eskadrons 8 Geschütze

Brigade Steinmetz.

Erstes Ostpreußisches Grenadier-Bataillon	1	Bataillon von der 1. Brigade
I. Bataillon 2. Ostpreußischen Infanterie-Regiments	1	: : : 2. :
Landwehr-Bataillone Fischer, Mumm, Seydlitz,	—	: : : 2. 1. 1 :
Walter v. Cronegk, Larisch, Martitz	6	: : : 1. 1. 1 :
6-pfündige Fuß-Batterie Nr. 2	—	8 Geschütze : 1. :
Zusammen Brigade Steinmetz	—	8 Bataillone 8 Geschütze.

Brigade Prinz Karl von Mecklenburg.

Schlesisches Grenadier-Bataillon	1	Bataillon von der 1. Brigade
1. Ostpreußisches Infanterie-Regiment	3	: : : 2. :
II. Bataillon 2. Ostpreußischen Infanterie-Regiments	1	: : : 2. :
Landwehr-Bataillon Kosecky	1	: : : 1. :
Mecklenburg-Strelitzer Husaren-Regiment	—	4 Eskadrons : : 2. :
2. Leib-Husaren-Regiment	—	3 : : : 1. :
6 pfündige Fuß-Batterie Nr. 1	—	— 8 Geschütze : : 2. :
5 Geschütze der 6-pfündigen Fuß-Batterie Nr. 3	—	— 5 : : : 7. :
Zusammen Brigade Prinz Karl	6	Bataillone 7 Eskadrons 13 Geschütze.

*) Das Jäger-Detachement des Regiments ist hier als Eskadron gerechnet.

Digitized by Google

anderen Armeen durch seine eigene Kühnheit mit fortzureißen. Der alte Held bewährte sich hier in seiner ganzen Charaktergröße und zeigte seine großen Feldherrneigenschaften. Die Avantgarden, südwestlich gegen die Elbe vorgeschoben und den Hauptkolonnen folgend, meldeten den Rückzug des Feindes nach dem Strom. Die Übergänge blieben von ihm besetzt. Vom 28. September ab war das Yorcksche Korps an die Spitze der Armee genommen worden, um den Feind, der seit längerer Zeit gewöhnt war, sowohl bei Mühlberg als auch bei Elster nur preußische Truppen

Brigade Horn.

Leib-Infanterie-Regiment	3 Bataillone	von der 7. Brigade
Bataillon Thüringer	1 Bataillon	„ „ 7. „
Landwehr-Bataillone:		
Sommerfeld	1 „	„ „ 7. „
Pettingkofer, Reichenbach	2 „	„ „ 7. „
und Knorr-Kottulinsky	1 „	„ „ 7. „
3 Geschütze der 6-pfündigen Fuß-Batterie Nr. 3	— 3 Geschütze,	7. „
Zusammen Brigade Horn	8 Bataillone, 3 Geschütze.	

Brigade Hünerbein.

II. und Füsilier-Bataillon Brandenburgischen Infanterie-Regiments	2 Bataillone	von der 8. Brigade
I. „ „ „ 12. Reserve-Infanterie-Regiments	2 „	„ „ 8. „
Landwehr-Bataillon Kempky	1 Bataillon	„ „ 8. „
6-pfündige Fuß-Batterie Nr. 15	— 8 Geschütze,	8. „
Zusammen Brigade Hünerbein	5 Bataillone, 8 Geschütze.	

Reserve-Kavallerie Jürgaß.

Litauisches Dragoner-Regiment	5 Eskadrons	
1. Westpreußisches Dragoner-Regiment	4 „	
Schlesisches Landwehr-Kavallerie-Regiment Nr. 10	4 „	
1. Neumärkisches Landwehr-Kavallerie-Regiment	4 „	
Reitende Batterie Nr. 1	—	8 Geschütze
„ „ Nr. 2	—	8 „
Zusammen Reserve-Kavallerie	17 Eskadrons,	16 Geschütze.

Es blieben an den Kriegsbrücken zurück und wurden zum Teil zur Verstärkung des Brückenkopfes verwendet:

Landwehr-Bataillon Courbière	1 Bataillon von der 7. Brigade	
„ „ Reibnitz	1 „ „ „ 7. „	
„ „ Briesen	1 „ „ „ 8. „	
„ „ Gfug	1 „ „ „ 8. „	
Schlesisches Landwehr-Kavallerie-Regiment Nr. 3	—	4 Eskadrons von der 7. u. 8. Brigade
1. und 2. Feld-Pionier-Kompagnie*)	—	2 Pion. Komp.
Zusammen	4 Bataillone,	4 Eskadrons, 2 Pion. Komp.

Auf dem rechten Elbufer blieb die gesamte Reserve-Artillerie, doch wurde um Mittag durch den Oberstleutnant v. Schmidt noch die 3-pfündige Batterie Nr. 1 und die reitende Batterie Nr. 12 über die Elbe gezogen und an den Brücken bereitgestellt; sie gelangten aber nicht mehr zur Verwendung.

*) Die 1. Feld-Pionier-Kompagnie scheint später mit der Brigade Hünerbein vorgegangen zu sein.

Digitized by Google

sich gegenüber zu sehen, in dem Glauben zu lassen, daß er es auch jetzt mit Abteilungen des III. oder IV. preußischen Korps von der Nord-Armee zu tun habe.

Bis zum 2. Oktober gelangten die Korps Yorck*) und Langeron an die untere Elster bei Jeßen, während Sacken vor Meißen mit den französischen Truppen dauernd in Berührung blieb, die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich zog und ihn veranlaßte, dort ein ganzes Korps zu vereinigen. Durch die Verschleierungsmaßnahmen gelang es tatsächlich, den Marsch der Armee so geheim zu halten, daß Napoleon die Blücherschen Korps noch in der Gegend von Bautzen vermutete, als sie bereits an der Mulde standen.

Am 30. September war Rühle von seiner Erkundungsreise zurückgekehrt. Er hatte die Stelle beim Dorfe Elster als für alle Zwecke am geeignetsten bezeichnet. Dort war schon Mitte September vom Korps Bülow eine Brücke erbaut und Wartenburg mit einigen Kompagnien besetzt worden. Am 23. und 24. fanden dort Gefechte statt, in deren Folge die preußischen Truppen nach Elster zurückgingen. Auf seiten der Franzosen wurde das ganze 4. Korps Bertrand auf der Linie Wartenburg—Bleddin vereinigt, da man einen Übergang Bülows vermutete. Anderseits glaubte auch der Kronprinz von Schweden, daß die Franzosen einen Übergang an dieser Stelle beabsichtigten und ließ daher die mit vieler Mühe erbaute Brücke in der Nacht vom 25. zum 26. September abbrechen, was den Abzug des Korps Bertrand aus Wartenburg zur Folge hatte.

So standen die Dinge, als der Major v. Rühle bei Elster erschien. Nach einer Erkundung hatte er nicht nur die Zusicherung Bülows und Tauentziens zur kräftigen Mitwirkung, sondern sogar vom Kronprinzen von Schweden das Versprechen erhalten, die Elbe mit der Nord-Armee in 3 oder 4 Tagen zu überschreiten, den Übergang der Schlesischen Armee bei Elster aber durch Scheinunternehmungen von Roßlau und Aken aus zu unterstützen. Demgemäß hatte der Kronprinz am 27. abends den Befehl an Bülow gesandt, die abgebrochene Brücke wieder herzustellen.

Auf Grund dieses Berichtes war am 30. der Übergang bei Mühlberg endgültig aufgegeben und bei Elster beschlossen worden. Die Korps Yorck und Langeron standen an diesem Tage in der Gegend von Elsterwerda. Während des weiteren Vormarsches der Schlesischen Armee wurde an der neuen Schiffbrücke durch die Pioniere Bülows eifrig gearbeitet.

Der in Wartenburg von Bertrand zurückgelassene Kavallerieposten war am 29.

*) Das Korps Yorck hatte nach den Rapporten vom 1. Oktober eine Stärke von 723 Offizieren, 24 483 Mannschaften, 5910 Pferden. Es bestand aus: 1. Brigade Oberst v. Steinmetz; 2. Brigade Generalmajor Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz; 7. Brigade Generalmajor v. Horn; 8. Brigade Generalmajor v. Hünerbein; Reserve-Kavallerie (drei Brigaden) unter Oberst v. Wahlen-Jürgaß; Reserve-Artillerie (sieben Batterien zu acht Geschützen) unter Oberstleutnant v. Schmidt. Die Brigaden bestanden damals aus Truppen aller drei Waffen nach Art unserer heutigen Divisionen.


Digitized by Google

von preußischen Jägern vertrieben worden. Auf die Nachricht, daß bei Elster abermals an der Brücke gearbeitet werde, ließ Ney am 30. Wartenburg wieder stark besetzen und Bertrand versammelte bis zum Abend des 2. Oktober sein ganzes Korps in der früheren Stellung Wartenburg—Bleddin. Am 1. gingen drei preußische Kompagnien über, vertrieben die württembergischen Vorposten und begannen auf dem linken Ufer den Bau der Landbrücke und die Herstellung eines Pallisadentambours. Trotz der auf französischer Seite allmählich anwachsenden Truppenzahl geschah von dorther weder am 1. noch am 2. Oktober etwas Ernsthaftes zur Störung der Arbeiten. Eine am Abend des 2. vorgehende württembergische Schützenlinie wurde bald zur Umkehr gezwungen und konnte daher auch die Vorbereitungen zum Bau einer zweiten Brücke nicht bemerken.

Die eigenartige Gestaltung des Geländes, auf dem sich der Kampf am 3. Oktober abspielte, erfordert eine kurze Würdigung.

Die Elbe bildet auf ihrem etwa 12 km langen Laufe von oberhalb Bleddin bis unterhalb Iserbecka einen großen Bogen, in dessen innerer etwa 5 km langen Verbindungslinie die Ortschaften Bleddin und Wartenburg, an dessen am meisten nach Osten vorspringenden Teil auf dem rechten Ufer das Dorf Elster liegt, vor dem beide Brücken für den Übergang erbaut wurden. Wartenburg liegt in grader Linie von den Brücken 3 km, Bleddin 5 km entfernt. Zwischen Bleddin und Wartenburg, dieses Dorf östlich umfassend und von da weiter bis an den äußersten nordöstlichen Ausläufer der etwa 10 m hohen Sand-Berge, erstreckte sich damals der stark profilierte große kurfürstlich sächsische Landdamm. Außerdem bestand südlich Wartenburg ein kleiner, den Sau-Anger umschließender und endlich ein dritter Damm von Bleddin längs des Bleddiner Riß und Falkenweiden Streng, der, bis zum Moyenhaynicht-Graben reichend, diesen gegen den letztgenannten Streng abschloß. Das Gelände zwischen dem großen Landdamm und der Elbe bildete eine Niederung, die bei hohem Wasserstande größtenteils überschwemmt, sonst von zahlreichen Gräben, Wasserrissen, toten Elbarmen, größeren und kleineren Wasserlöchern durchzogen und bedeckt war. Die bedeutendsten von diesen waren, in einem Zuge liegend, der im Norden unmittelbar mit der Elbe in Verbindung stehende „hinterste Streng", durch die „Renne" in Verbindung mit dem „Streng", alle drei tief und nicht zu durchwaten, der Streng sich in der sumpfigen „Gebaue", der „kalten Keite" und den „Pfählen„ bis Bleddin fortsetzend, also vor dem Landdamm ein fortlaufendes Wasserhindernis bildend. Ein weiterer für den Verlauf der Schlacht ungemein wichtiger Wasserlauf ist der „Moyenhaynicht-Graben", breit, sumpfig, undurchschreitbar.

Skizze 60.

Über alle diese Wasserläufe führte damals keine einzige für Fuhrwerke brauchbare Brücke, nur einzelne Fußstege waren vorhanden, Fuhrwerke mußten Furten benutzen, die aber im Herbst 1813 unpassierbar waren. Das Gelände zwischen der Elbschleife und dem Moyenhaynicht-Graben bestand fast lediglich aus Wiesen und


Digitized by Google

Wald und war an den Wasserläufen und Tümpeln dicht mit Weidengestrüpp und Röhricht bewachsen; südlich des genannten Grabens zeigte sich zum Teil derselbe Charakter mit Ausnahme der Ackerflächen des „Schütz-Berges“ und des „Sau-Angers“. Die Wege waren einfache Waldwege, deren Gangbarkeit sich ganz nach Jahreszeit und Witterung richtete, die somit damals also sehr naß waren. Auch der Weg von Wartenburg nach Elster war nur ein niedriger dammartiger Fußweg. Übersicht über das Gelände hatte man von keinem Punkte aus, selbst die Kirchtürme von Wartenburg und Bleddin waren nur von wenigen Stellen aus sichtbar.

Die Stellung bei Wartenburg war also außerordentlich stark, ihr Vorgelände durch die mannigfaltigsten Hindernisse sehr schwer gangbar. Die Schwierigkeit bei der am 3. Oktober zu lösenden Aufgabe lag also weniger in dem Stromübergange selbst als in dem Festsetzen auf dem jenseitigen Ufer und dem Vertreiben des Gegners aus seiner unangreifbar erscheinenden Stellung.

Der General Bertrand hielt aus seiner von einer früheren Erkundung herrührenden Kenntnis der Gegend eine weitere Verstärkung nicht für erforderlich. Er ließ nur einige Geschützeinschnitte in dem Landdamm sowie für die Artilleriefeuerwirkung mehrere Durchhaue durch den davorliegenden Wald herstellen und den nach Elster führenden Weg durch eine Brustwehr mit Verhau sperren. Ein Durchschreiten des Vorgeländes mit größeren Truppenmassen hielt er für ganz unmöglich. Auch hatte er von der Anwesenheit der gesamten Schlesischen Armee keine Kenntnis und ebensowenig von dem Bau der zweiten Brücke.

Sein Korps zählte 27 Bataillone*), 8 Eskadrons und 32 Geschütze mit einer Gesamtstärke von etwa 13 000 bis 14 000 Mann. Die Verteilung dieser Truppen bei Beginn der Schlacht geht aus der Skizze 60 hervor. Danach standen auf dem linken, durch das Gelände stärksten Flügel die Division Morand (16 Bataillone 20 Geschütze) mit Vorposten auf den elsterschen Wiesen; auf dem rechten, erheblich schwächeren Flügel bei Bleddin die württembergische Division Franquemont (vier Bataillone, zwei Eskadrons, sechs Geschütze) mit Vorposten am Moyenhainicht-Graben. Als Reserve nördlich und östlich Globig die Division Fontanelli und die Kavallerie-Brigade Beaumont (zusammen sieben Bataillone, sechs Eskadrons, sechs Geschütze).

Die gewählte Stellung hatte vom Bleddiner Riß bis zur Hengst-Haynichte längs des Dammes eine Länge von etwa $5^1/_2$ km, war jedoch nur auf den Flügeln besetzt, so daß zu Beginn des Gefechts der ganze mittlere Teil — etwa 3 km — unverteidigt war. Die Reserve stand hinter diesem Abschnitt in etwa 2 km Entfernung. Diese Verteilung der Streitkräfte und besonders die auffallend schwache Besetzung des an sich schon schwächeren rechten Flügels hatten ihren Grund wahrscheinlich in der An-

*) Nach der im September infolge der Verluste bei Dennewitz erfolgten Zusammenstellung.

Digitized by Google

nahme Bertrands, daß ein Angriff mit stärkeren Kräften überhaupt nicht zu erwarten sei und daß, wenn er doch stattfände, ihm das Gelände unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten würde. In dieser Auffassung hatte er schon am 25. an den Kaiser berichtet: „Meine Aufstellung hinter den Elbdämmen von Wartenburg und Bleddin halte ich für hinreichend, um dem Feinde die Lust zu benehmen, hier überzugehen," und als ihm am 30. der Bau einer neuen Brücke gemeldet wurde, äußerte er, „daß er nichts mehr wünsche, als daß der Feind in recht großer Masse herüberkäme, da er ihn zu empfangen nie in besserer Stellung und Verfassung sich befunden habe."

Der General Franquemont fand aber bei einer genauen Erkundung des ihm zugewiesenen Abschnittes das Gelände durchaus nicht in dem Maße ungangbar, daß er es mit seiner sehr geringen Truppenzahl einem überlegenen Angriff gegenüber halten könne. Seine schon am 2. und dann während der Schlacht wiederholten Vorstellungen und Bitten um Verstärkung fanden aber bei Bertrand kein Gehör.

Der Wiederaufbau der Behelfsbrücke bei Elster war, wie erwähnt, auf Befehl des Kronprinzen von Schweden vom 28. ab durch Bülowsche Truppen unter Leitung des Kapitäns v. Zaborowski in Angriff genommen worden, kam aber wegen Mangels an Material nicht recht vorwärts, so daß Blücher sich am 1. Oktober veranlaßt sah, den Kapitän v. Lölhöffel vom Yorckschen Generalstabe, der Ingenieuroffizier war, zur Unterstützung des Bauleitenden nach Elster vorauszusenden. Desgleichen schickte Yorck auf dessen Bitte am 2. alle verfügbaren, vorher abgeladenen Wagen zur Beschleunigung des Materialtransportes und zur Verstärkung der Arbeitskräfte die beiden Pionier-Kompagnien des Korps dorthin voraus. Die Brücke bestand aus längeren Landbrücken auf Böcken, zwischen ihnen waren Kähne als Unterstützungen eingebaut.

Am Abend dieses Tages nach Einbruch der Dunkelheit trafen zwei russische Pontonier-Kompagnien vom Langeronschen Korps mit ihrem Pontontrain bei Elster ein und begannen um 9 Uhr abends ihre Arbeit. In diese Brücke wurden 72 Pontons eingebaut und gelang es trotz der sehr dunklen Nacht, beide Brücken bis zum Tagesanbruch des 3. Oktober fertigzustellen. Zur Deckung des Baues diente ein Detachement vom Bülowschen Korps in Stärke von drei und drei Viertel Bataillonen, einer Eskadron und eineinhalb Batterien*), das schon längere Zeit in Elster stand und Wartenburg vom 23. bis 25. und 29. bis 30. September mit einigen Kompagnien besetzt gehalten hatte. Zur Verstärkung der Deckungstruppen sandte Yorck auf Blüchers Befehl am Abend des 2. Oktober noch drei Bataillone und eine Batterie unter Oberstleutnant v. Sjöholm.**)

*) In der Nacht zum 3. trat noch eine reitende Batterie hinzu.

**) I. und II. Bataillon 2. Ostpreußischen Infanterie-Regiments; Landwehr-Bataillon Fischer und 6-pfündige Fuß-Batterie Nr. 1.

Digitized by Google

Die Nachrichten über die Vorgänge auf dem linken Elbufer und die Stärke der dort stehenden feindlichen Truppen waren im Hauptquartier der Schlesischen Armee äußerst dürftige. Man hatte nur durch Bülow die Ankunft der Division Franquemont in Wartenburg erfahren und von ihm am 2. die weitere Meldung erhalten, daß um Mittag eine feindliche Kolonne, etwa 6000 Mann, auf Wartenburg marschiert sei. Das war alles, was man vom Feinde wußte. Ebensowenig Kenntnis hatte man über die Geländebeschaffenheit. An Yorck war am 2. Oktober der Befehl ergangen, nach Elster zu marschieren. Ein schriftlicher Befehl für seine weitere Tätigkeit scheint nicht gegeben und nur die mündliche Anweisung gefolgt zu sein „die Elbe zu passieren und Wartenburg zu nehmen". Auch ihm waren demnach die Stellung und Stärke des Feindes sowie das Gelände völlig unbekannt.

Wartenburg.

Das Korps brach am 3. Oktober früh 5 Uhr aus seinem Biwak bei Jeßen in zwei Kolonnen auf, beide trafen mit ihren Spitzen gegen 6 Uhr in Elster ein. Es war ein Sonntag, das Wetter kalt und nebelig. Der Kommandeur der 2. Brigade, Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz, war den Truppen vorausgeritten, fand an der Elbe den General v. Gneisenau schon vor und erhielt von ihm die Anweisung, mit den bereits dort befindlichen Truppen seiner Brigade nach Fertigstellung der Brücken, die in kurzer Zeit zu erwarten sei, überzugehen, Wartenburg zu nehmen und darüber zu melden. Die übrigen Truppen sollten dann folgen.

Gegen 7 Uhr begann der Prinz seinen Übergang mit drei Bataillonen und einer halben Batterie. Seine Bataillone stießen, als sie in der Richtung auf Wartenburg vorgingen, schon auf den elsterschen Wiesen auf feindliche Vorposten, die nach dem „hohen Holz" zurückwichen. Die hierbei gewechselten Schüsse hatten aber die Franzosen in und bei Wartenburg alarmiert. Bald hörte man zahlreiche Rufe und laute Kommandoworte von dort herüberschallen, aus denen schon jetzt erkannt wurde, daß man es mit einer sehr viel stärkeren Besatzung zu tun habe, als man vermutet hatte. Gleichzeitig fand der Prinz bereits hier das Gelände recht wenig gangbar. Die Erkenntnis, daß er mit seinen drei Bataillonen Wartenburg jedenfalls nicht erreichen würde, veranlaßte ihn haltzumachen, an Yorck, der mittlerweile bei Elster eingetroffen war, Meldung zu erstatten und um Verstärkung zu bitten. Sie wurde ihm durch drei weitere Bataillone*) zuteil, von denen er eines noch auf den rechten Flügel der ersten Linie nahm, zwei in zweiter Linie folgen ließ. Mit diesen Truppen setzte er seinen Vormarsch fort und vertrieb den Feind aus dem „hohen Holz". Sobald sich die preußische Linie aber an dessen Westrande sehen ließ, schlug ihr über die mit Buschwerk bestandene und von Gräben durchzogene Bruch-Wiese herüber heftiges Geschütz- und Gewehrfeuer entgegen. Wieder wurde haltgemacht. Da das

*) 1. Ostpreußisches Grenadier-Bataillon, Schlesisches Grenadier-Bataillon und Landwehr-Bataillon Seydlitz.

Digitized by Google

Wetter sich jetzt aufgeklärt hatte, konnte man sich etwas orientieren. Man sah im Hintergrunde auf etwa 1500 m den Kirchturm von Wartenburg, vor sich aber nur Wiesen, Büsche, weiterhin hohen Wald, aber keinen Feind; der stand vorwärts und rechts seitwärts in vorzüglichen Deckungen und anscheinend in erheblicher Stärke.

Ein als Führer mitgenommener Einwohner von Elster erklärte dem Prinzen, daß auf diesem Wege wegen der Geländeschwierigkeiten nicht an Wartenburg heranzukommen sei, denn der einzige Weg sei ein niedriger und nasser Dammweg; vielleicht aber könne man mehr links ausweichend hingelangen. Daher entschloß sich der Prinz, dem Rate zu folgen und eine Umgehung des Dorfes links zu versuchen. Er ließ den Oberstleutnant v. Sjöholm mit vier Bataillonen*) in der bisherigen Stellung mit der Anweisung, ein hinhaltendes Tirailleurgefecht zu führen; mit den übrigen beiden sowie zwei inzwischen nachgesandten, also vier Bataillonen**) und der halben 6-pfündigen Batterie zog sich der Prinz nach links, sandte die halbe Batterie aber sehr bald zurück, da sie nicht folgen konnte.

Sjöholm drang mit den Tirailleuren seiner Bataillone zwar mit großer Bravour über die Bruch-Wiese sowie durch den vorliegenden Wald vor und gelangte bis an den toten Elbarm dicht vor Wartenburg, aber der breite und tiefe Wasserlauf setzte einem weiteren Vorwärtskommen unüberwindbare Hindernisse entgegen und die Verluste wurden sehr erheblich, namentlich durch eine an der Hengst-Haynichte verdeckt stehende Batterie, die von dort das Gelände längs der „Renne" mit Kartätschen bestrich. Inzwischen war auch der Rest der 1. Brigade, vier Landwehr-Bataillone***), unter dem Brigadekommandeur Oberst v. Steinmetz gefolgt, zwei davon waren in das zweite Treffen genommen, zwei dahinter in Reserve aufgestellt worden, so daß der Oberst v. Steinmetz, der das Kommando über alle hier anwesenden Truppen, auch über die der 2. Brigade des Oberstleutnants v. Sjöholm, übernommen hatte, nun über acht Bataillone und eine halbe Batterie verfügte.

General York war persönlich hierher und weiter bis in die allmählich verstärkte Tirailleurlinie dicht vor Wartenburg geritten, konnte sich aber nur davon überzeugen, daß das Dorf in der Front nicht zu nehmen, ein Erfolg vielmehr nur von der Flanke her zu erzielen sei. Auch erkannte man deutlich die starke französische Artilleriestellung auf den Sand-Bergen nordwestlich des Dorfes. Er befahl deshalb dem Oberst v. Steinmetz, die Tirailleure zurückzunehmen und sich lediglich auf die Verteidigung zu beschränken. So tobte hier der stehende Kampf unter immer mehr

*) 1. Ostpreußisches Grenadier-Bataillon, I. Bataillon 2. Ostpreußischen Infanterie-Regiments, Landwehr-Bataillon Fischer, Landwehr-Bataillon Seydlitz.

**) II./2. Ostpreußischen Infanterie-Regiments, Schlesisches Grenadier-Bataillon, Füsilier-Bataillon 1. Ostpreußischen Infanterie-Regiments, Landwehr-Bataillon Kosecky.

***) Landwehr-Bataillon Mumm, Landwehr-Bataillon Walter v. Cronegk, Landwehr-Bataillon Larisch, Landwehr-Bataillon Martitz.


Digitized by Google

sich steigernden Verlusten stundenlang weiter, aber die Bataillone wichen keinen Schritt zurück und hielten mit zähester Tapferkeit stand. Um aber das feindliche Geschützfeuer, unter dem die Bataillone besonders stark litten, wenigstens etwas zu dämpfen, gab York dem Oberstleutnant v. Schmidt den Befehl, zu versuchen, ob nicht vom rechten Ufer her gegen die Batterien auf den Sand-Bergen eine Wirkung zu erzielen sei. Die 12-pfündige Batterie Nr. 1 erhielt von diesem den entsprechenden Auftrag, fand aber keine geeignete Stellung, da die hohe Baumbewachsung der Elbufer den Überblick vom rechten Ufer her überall verwehrte. Erst nach längerer Zeit, etwa zwischen 1 und 2 Uhr, wurde der Batterieführer durch einen Offizier des zum Bülowschen Korps gehörigen Westpreußischen Ulanen-Regiments, der mit einer kleinen Abteilung schon seit einer Woche in Iserbecka stand und das rechte Elbufer genau kannte, nach der Gallinschen Haynichte geführt, von wo aus er die vorzüglich gedeckt stehenden feindlichen Geschütze beschießen konnte. Er eilte mit zwei Kanonen und zwei Haubitzen dorthin, überraschte die französische Artillerie vollkommen, die zuerst verstummte, aber sehr bald ein derartig überlegenes und teilweise flankierendes Feuer gegen ihn richtete, daß er seine Geschütze allmählich wieder zurückziehen mußte. Durch diesen Artilleriekampf war aber wenigstens erreicht, daß die Steinmetzschen Bataillone eine kurze Zeit entlastet wurden.

Prinz Karl von Mecklenburg war inzwischen nach mehrfachem Hin- und Hermarschieren in dem verwachsenen und ganz unübersichtlichen Gelände auf den Moyenhaynicht-Graben gestoßen, und mußte sein Vorhaben als unausführbar aufgeben. Seine Führer rieten ihm nun, bis an den Falkenweiden Streng auszubiegen, an dem ein Damm bis nach Bleddin führe, von dort aus könne man in freiem Gelände nach Wartenburg gelangen. Dorthin zog sich nun der Prinz am Moyenhaynicht-Graben entlang und fand an dessen Anfang auch den beschriebenen Damm.

Hier, es war unterdessen 9 Uhr geworden, stieß man auf Tirailleurs der am Dammwachthause stehenden württembergischen Abteilung, die zurückgeworfen wurden, worauf man endlich auf das freie Gelände, den „Schütz-Berg", gelangte und den Kirchturm von Bleddin vor sich sah.

Zunächst wollte der Prinz nochmals den Versuch machen, Wartenburg durch die Obstanlagen zu erreichen, obgleich ihm die Führer versicherten, daß er auch von hier aus nicht, sondern nur über Bleddin in das Dorf hineinkomme. Er ließ zwei Bataillone zur Sicherung seines Rückzuges am Elbdamm stehen und machte mit den beiden anderen*) diesen Versuch. Aber sehr bald gerieten diese Bataillone in heftiges Artilleriefeuer von Wartenburg und vom „Schütz-Berg" her und vorgesandte Offiziere meldeten ihm, daß der Feind bei Wartenburg verschanzt hinter großen Wasserlachen stehe. Gleich darauf ging die Meldung von den Bataillonen am Elbdamm ein,

*) Schlesisches Grenadier-Bataillon und Füsilier-Bataillon 1. Ostpreußischen Infanterie-Regiments.

Digitized by Google

daß sie von Süden her angegriffen würden. Da der Prinz besorgte, von seiner einzigen Rückzugslinie, dem Damm, abgeschnitten zu werden, ging er dorthin zurück und erreichte glücklich den Durchgang, nachdem die feindlichen Tirailleure zurückgeworfen waren. Dann sandte er Meldung an den General York, daß man Wartenburg nur über Bleddin erreichen könne, daß er dazu aber mehr Kräfte gebrauche, namentlich auch Artillerie und Kavallerie.

Hier entstand somit jetzt eine Gefechtspause, die der Prinz dazu benutzte, Durchhaue durch das Unterholz schlagen und über den Movenhaynicht-Graben mittels hineingeworfener Strauchbündel einen Übergang herstellen zu lassen. Allerdings nahm diese Arbeit mehrere Stunden in Anspruch, da man die beiden Pionier-Kompagnien an den Brücken zurückgelassen hatte, sie auch jetzt nicht nachfolgen ließ und die Infanterie mit ihrer mangelhaften Schanzzeugausrüstung nur langsam vorwärts kam. Zur Deckung der Arbeit blieben zwei Bataillone in den Eichwald vorgeschoben in lebhaftem und verlustreichem Gefecht mit den Württembergern.

Wir haben gesehen, daß bis jetzt der Kampf unter den Führern der 1. und 2. Brigade an zwei getrennten Stellen stundenlang mit großen Verlusten geführt wurde, ohne daß ein Erfolg abzusehen war. Mittlerweile waren der Rest der 2. sowie die 7. und 8. Brigade ebenfalls über die Elbe gegangen und standen auf den elsterschen Wiesen in Kolonnen formiert; die Reserve-Artillerie und -Kavallerie waren auf dem rechten Ufer geblieben.

Als die Meldung des Prinzen von Mecklenburg bei York, der sich noch immer bei der Abteilung Steinmetz befand, eintraf, und York daraus erkannte, daß das Gefecht noch zu keinem Erfolge geführt hatte, gab er etwa um 11 Uhr folgenden Befehl aus:

„Die 1. Brigade beschäftigt den Feind in der Front und auf dessen linkem Flügel.

Die 7. Brigade bleibt verdeckt zur Unterstützung des Prinzen Karl von Mecklenburg stehen und unterhält die Verbindung zwischen der 1. und 2. Brigade.

Der linke Flügel unter dem Generalmajor Prinzen Karl von Mecklenburg dringt rasch auf das Dorf Bleddin vor, vertreibt den Feind daraus und sucht mittels einer Rechtsschwenkung den Feind in seiner rechten Flanke zu umgehen.

Die 8. Brigade bildet die Reserve und bleibt an dem Wege stehen, der von den Schiffbrücken nach Wartenburg führt.

Sobald die 2. Brigade das Dorf Bleddin genommen und des Feindes rechten Flügel umgangen hat, greifen die 1. und 7. Brigade die feindliche Stellung in der Front an, lassen das Dorf Wartenburg durch einige Bataillone stürmen und umgehen dasselbe mit dem übrigen Teile ihrer Truppen von beiden Seiten."

Gleich nach Eintreffen dieses Befehls, also gegen 11[30], setzten sich die

Digitized by Google

Truppen von den Brücken her in Bewegung. Der Prinz wurde durch die noch zurückgebliebenen Bataillone seiner Brigade*) unter dem Oberstleutnant v. Lobenthal, das mecklenburgische Husaren-Regiment und drei Eskadrons 2. Leib-Husaren sowie seine Brigade-Batterie und fünf Geschütze der Brigade Horn verstärkt, so daß er nun über sechs Bataillone, sieben Eskadrons und dreizehn Geschütze verfügte. Hinter diesen Truppen rückte General v. Horn mit acht Bataillonen**) und den drei übrigen Geschützen seiner Batterie längs der Elbe bis hinter den südlichen Teil des Moyenhaynicht-Grabens und schob sofort zwei Bataillone zur Sicherung der rechten Flanke des Prinzen in die Obstanlagen vor.

Die Brigade Hünerbein ging unter Zurücklassung von zwei Bataillonen***) und ihrer zur Stelle befindlichen beiden Eskadrons an der Elbe mit fünf Bataillonen, acht Geschützen bis an den Ostrand des „hohen Holzes" vor und schob ein Bataillon und zwei Geschütze an dessen Westrand zur Verbindung mit der Brigade Horn.

Als alle diese Truppenverschiebungen beendigt und der Übergang über den Moyenhaynicht-Graben endlich für die berittenen Waffen gangbar war, war es 1 Uhr geworden. Nun konnte der Angriff der Brigade Mecklenburg auf Bleddin erfolgen, zu dem gerade auch noch ein Befehl Blüchers eintraf.

Mit zwei Bataillonen†) an der Elbe hinter dem Deich, zweien††) rechts rückwärts und zweien†††) sowie den sieben Eskadrons als dritte Staffel, neun Geschütze*†) in den Zwischenräumen ging die Brigade vor. Das am Dammwachthause stehende Bataillon der Württemberger war durch ein zweites verstärkt worden, aber beide wurden zum Weichen gebracht und auch weitere Verstärkungen aus der Reserve, die schließlich nur aus zwei Kompagnien bestand, konnten deren Rückzug nicht aufhalten; Graf Franquemont hatte den General Bertrand schon bei Beginn des Gefechts dringend um Verstärkung gebeten, aber zur Antwort erhalten, „daß keine Truppen zur Verstärkung der württembergischen Division verfügbar seien, daß aber gegen die in der Mitte der Stellung vordringenden Preußen (zwei Bataillone der Brigade Horn) die Division Fontanelli vorrücken werde". Da Franquemont jetzt zu seiner größten Überraschung auch Artillerie und Kavallerie sich gegenüber, andere Bataillone im Vor-

*) I. Bataillon u. II. Bataillon 1. Ostpreußischen Infanterie-Regiments.

**) I., II., F. Bataillon Leib-Infanterie-Regiments, Bataillon Thüringer, Landwehr-Bataillon Sommerfeld, Landwehr-Bataillon Pettingkofer, Landwehr-Bataillon Reichenbach, Landwehr-Bataillon Knorr-Kottulinsky.

***) Landwehr-Bataillon Gfug, Landwehr-Bataillon Briesen.

†) I., II. Bataillon 1. Ostpreußischen Infanterie-Regiments.

††) II. Bataillon 2. Ostpreußischen Infanterie-Regiments u. Landwehr-Bataillon Kosecky, die seit 9 Uhr den Dammpaß verteidigt hatten und nur noch wenige hundert Mann stark waren.

†††) Schlesisches Grenadier-Bataillon u. F. Bataillon 1. Ostpreußischen Infanterie-Regiments.

*†) Zur Stelle anfangs eine halbe Batterie Nr. 1, die zuerst über die Brücke gegangen und vom Prinzen wieder herangezogen war, sowie die 5 Geschütze der Brigade Horn, — die andere halbe Batterie Nr. 1 traf erst später ein, als Bleddin eben genommen war.


Digitized by Google

gehen gegen den Sau-Anger und hierdurch seine Verbindung mit den anderen Divisionen bedroht sah, glaubte er den längeren Widerstand als nutzlos aufgeben zu müssen. Eine nochmals wiederholte Bitte um Verstärkung blieb wieder unbeachtet und so entschloß er sich zum Abzuge, der in musterhafter Ordnung angetreten wurde, wobei die noch in Reserve gehaltenen zwei Kompagnien die vorderen aufnahmen. Nach tapferer Verteidigung wurde Bleddin um 2 Uhr von den preußischen Truppen genommen, Tirailleure folgten den Württembergern, während die Husaren mit einigen Geschützen das Dorf westlich umgingen.

Franquemont war im Begriff, sich längs der Elbe auf Trebitz zurückzuziehen, als er von Bertrand den bestimmten Befehl erhielt, sich der Division Morand anzuschließen. Das war nur noch über Globig möglich. Er bog sofort dahin ab. Vor diesem Dorf stand die Kavallerie-Brigade Beaumont, sechs Eskadrons stark; sie war bereits von der die preußischen Husaren begleitenden halben Batterie scheinbar mit Erfolg unter Feuer genommen worden. Als der Führer der Husaren, Oberstleutnant v. Warburg, sie bemerkte, setzte er sofort mit seinen sechs Eskadrons*) zur Attacke an. Fünf in der Front, eine im zweiten Treffen stürzte er sich auf die Beaumontschen Reiter, die den Stoß stehenden Fußes erwarteten. Aber ehe er erfolgte, machten sie kehrt und suchten sich flüchtend durch das Dorf zu retten. Dort aber von den Husaren eingeholt, wurde ein großer Teil niedergehauen, etwa 200 zu Gefangenen gemacht. Die im zweiten Treffen gefolgte 4. Eskadron 2. Leib-Husaren hatte Befehl, die feindliche Batterie, die ihrer Infanterie vorausgeeilt war und südlich Globig abgeprotzt hatte, anzugreifen. Fünf Geschütze und vier Munitionswagen fielen in ihre Hände. Gleich darauf attackierte die Eskadron das vorderste Bataillon der württembergischen Infanterie, das mit dem Divisionsstabe eben die Leine überschritten hatte. Etwa 30 berittene Offiziere hatten sich zu einem Zuge gesammelt, um die Geschütze wieder zu erobern; sie wurden zurückgeworfen, das Bataillon machte kehrt und gelangte auch dank seiner vorzüglichen Haltung über die Leine zurück.

Da dem General Franquemont somit die Vereinigung mit Morand unmöglich war, zog er sich mit dem Rest seiner Truppen, etwa 900 Mann Infanterie und 200 Reitern, nach Schnellin zurück, von wo er spät am Abend bei Düben die Mulde erreichte. Der Tag hatte der württembergischen Division 500 Mann und ihre Artillerie gekostet.

Während dieser zuletzt geschilderten Vorgänge hatte sich die Infanterie des Prinzen von Mecklenburg südlich Bleddin wieder gesammelt.

Ehe wir ihre Tätigkeit weiter verfolgen, wollen wir zunächst zu der Brigade Horn zurückkehren, die wir am Moyenhaynicht-Graben verließen, als sie mit sechs Bataillonen hinter diesem aufmarschiert war und zwei Bataillone**) in die Obstanlagen

*) Eine Eskadron war bei der Infanterie detachiert.

**) F. Bataillon Leib-Infanterie-Regiments, Bataillon Thüringer.

Digitized by Google

vorgeschoben hatte. Gegen diese war, als der Angriff auf Bleddin begann, durch Truppen der Division Fontanelli, die inzwischen den Sau-Anger besetzt hatte, ein lebhafter Angriff erfolgt. Er wurde zwar zurückgewiesen, aber die Bataillone mußten allmählich ganz als Schützenlinie aufgelöst werden, so daß sich Horn genötigt sah, ein drittes Bataillon*) in die Gefechtslinie vorzuschieben.

Um diese Zeit waren die ersten Bataillone des dem Yorckschen über die Elbe folgenden Korps Langeron hinter Horns linkem Flügel eingetroffen; von ihnen wurde dessen bisherige Aufgabe, der 2. Brigade als Reserve zu dienen, übernommen, so daß die 7. Brigade frei wurde. General Horn schwenkte daher in Richtung auf den Sau-Anger rechts ab, um an dieser Stelle, wo seine vorgeschobenen Bataillone schon der Unterstützung bedurften, sich in die Gefechtslinie einzuschieben.

Zu dieser Zeit war Blücher mit seinem Stabe bis auf den Schütz-Berg vorgeritten. Die bisherigen ungenügenden Erfolge und die sich bei Steinmetz in bedenklicher Weise häufenden Verluste hatten ihn unruhig gemacht; zudem ging durch einen Spion die Meldung ein, Napoleon sei mit 20 000 Mann im Anmarsch von Torgau.**) Er sandte daher an den Prinzen von Mecklenburg die Weisung, „Wartenburg um jeden Preis im Rücken zu nehmen, da alle Angriffe in der Front vergeblich seien".

Als dieser Befehl beim Prinzen eintraf, fand gerade die Attacke der Husaren statt, außerdem waren von ihm drei Bataillone, eine Eskadron und eine halbe Batterie zum Schutz seiner linken Flanke gegen die von Torgau her gemeldeten feindlichen Truppen bei Bleddin aufgestellt worden. Er verfügte in dem Augenblick daher nur über zwei Bataillone,***) zusammen 600 bis 700 Mann stark, und neun Geschütze, war mithin in einer schwierigen Lage. Trotzdem ließ er sofort den Marsch auf Wartenburg antreten und schickte dem Oberstleutnant v. Warburg, dessen Husaren bei der Verfolgung und mit Rückführung der Gefangenen und Geschütze beschäftigt und sehr zerstreut waren, den Befehl, sich unverzüglich ihm anzuschließen.

In der Front wurde die Lage immer schwieriger; die Truppen der Brigade Steinmetz waren zum Teil schon fast acht Stunden im Gefecht und ihre Verluste besorgniserregend. Yorck befahl daher den beiden rechten Flügel-Bataillonen der 7. Brigade,†) Wartenburg von Süden über den Damm hinweg anzugreifen, Horn sollte mit dem übrigen Teil der Brigade den Sau-Anger nehmen und dann das Dorf umgehen, sobald die 8. Brigade zur Unterstützung heran sei.

Die erstgenannten Bataillone griffen an, gerieten aber in derartig wirksames Gewehr- und Kartätschfeuer, daß sie trotz aller Tapferkeit nicht vorwärts kamen. Abermals stand das Gefecht. Die in vorderer Linie stehenden vier Bataillone Horns waren

*) II. Bataillon Leib-Infanterie-Regiments.

**) Die Meldung stellte sich bald als falsch heraus.

***) Schlesisches Grenadier-Bataillon und Landwehr-Bataillon Kosecky.

†) Landwehr-Bataillon Pettenkofer, Landwehr-Bataillon Sommerfeld.

Digitized by Google

im heftigen Feuerkampf, auch eine Verstärkung durch Tirailleure der beiden Musketier-Bataillone des Leib-Regiments führte zu keiner Entscheidung. Horn erbat sich daher von dem eben bei ihm anlangenden Yorck die Erlaubnis, schon vor Eintreffen der 8. Brigade die Entscheidung zu suchen. Sie wurde nach eingehender Erwägung der Gefechtsverhältnisse gewährt. Horn setzte sich nun an die Spitze des II. Bataillon Leib-Regiments, dem das Landwehr-Bataillon Reichenbach und als Reserve das Füsilier-Bataillon Leib-Regiments folgten. Als das vorderste Bataillon ins Feuer kam, fing es an, dieses zu erwidern. Das Pferd des Generals stürzte, von einer Kugel getroffen, tot zusammen, aber schnell ließ er sich von ihm befreien, ergriff das Gewehr eines gefallenen Musketiers und mit dem Rufe: „ein Hundsfott, wer noch einen Schuß tut, zur Attacke Gewehr rechts!" durchwatete er, allen voran, den Morast, das Bataillon folgte ihm und mit dem Bajonett stürmte es den hinterliegenden Damm. Das Landwehr-Bataillon Reichenbach sowie das Füsilier-Bataillon Leib-Regiments hatten sich angeschlossen und alle drei warfen die Besatzung des Dammes sowie fünf dahinter aufgestellte Bataillone über den Haufen, die in wilder Flucht davon eilten. Der Sau-Anger war in Händen der Preußen. Auch die beiden Bataillone Pettenkofer und Sommerfeld hatten den Damm erstiegen und drangen in das Dorf ein. Hier erfolgte dann ein nochmaliger heftiger Gegenstoß einer Abteilung der Division Morand; als aber zwei von den bei der 7. Brigade gebliebenen drei Geschützen der 6-pfündigen Batterie Nr. 3, die mit großer Mühe auf den Damm gebracht waren, mit Kartätschen zu feuern begannen und das Landwehr-Bataillon Kottulinsky gerade rechtzeitig mit Hurra eingriff, gelang es endlich, in das Dorf einzudringen und es den Franzosen zu entreißen, wobei das I. Bataillon Leib-Regiments ebenfalls noch in Tätigkeit trat und zur Entscheidung beitrug. Es war gegen 3^{30} nachmittags.

Die Division Fontanelli hatte sich, als sie aus dem Sau-Anger geworfen war, als Strom von Flüchtigen in das Gelände südwestlich Wartenburg ergossen. Hier stieß sie plötzlich auf die schwache Abteilung des Prinzen Karl von Mecklenburg, der, wie wir sahen, mit zwei Bataillonen und neun Geschützen von Bleddin auf Wartenburg vorgerückt und bis in die Nähe der am Wege nach Biedegast stehenden Windmühlen, also völlig in den Rücken der französischen Stellung gelangt war, ohne irgendwo auf den Feind gestoßen zu sein, der in und südlich Wartenburg mit allen Kräften beschäftigt war. Bertrand war auch ohne Nachricht vom Rückzuge Franquemonts auf Schnellin und von der Niederlage der Brigade Beaumont geblieben. Der Prinz hatte haltgemacht, um das von ihm befohlene Nachrücken der bei Bleddin zurückgelassenen Teile seiner Brigade sowie der Husaren zu erwarten, als plötzlich die regellosen Haufen Fontanellis südlich Wartenburg hervorstürmten. Einige Kartätschschüsse veranlaßten die Fliehenden zur schleunigen Umkehr nach dem Dorf.

Als Bertrand hiervon Meldung erhielt, gab er den Kampf verloren und befahl den Abzug. Um die Division Fontanelli aufzunehmen, ließ er die Division

Digitized by Google

Morand noch einmal auf den Sand-Bergen Front machen, gab aber auch diese Stellung auf, als die Brigade Horn durch Wartenburg gegen sie vorging und zog in zwei Kolonnen ab.

Der Oberst v. Steinmetz hatte acht Stunden im Kampf gestanden, als sich auch bei ihm die günstige Wendung der Schlacht fühlbar machte. Das Artilleriefeuer von den Sand-Bergen hörte auf und die Besatzung des Elbdammes verließ ihre Stellung. Er ließ daher die Sperrung des Weges nach Wartenburg forträumen und drang mit seinen Truppen in das Dorf ein, kam aber dort an, als es bereits von den Franzosen geräumt war und folgte nun der Brigade Horn, indem er nördlich am Dorfe vorbeiging.

Der Abzug der Division Morand an der Elbschleife entlang wurde noch vom rechten Ufer aus durch einige 12-pfündige Geschütze der Reserve-Artillerie*) und eine halbe reitende Batterie des Bülowschen Korps beschossen und zum Ausbiegen weiter südlich veranlaßt. Die Division Fontanelli ging in ziemlich aufgelöster Verfassung längs des Schleusen-Grabens zurück, wo sie noch von den Husaren Warburgs attackiert wurde und einige Geschütze und eine größere Zahl Fahrzeuge verlor.

Teile der Brigaden Horn und Prinz Karl von Mecklenburg sowie der nach Beendigung des Kampfes eingetroffenen Kavallerie der Avantgarde Katzelers und eine Eskadron der sehr spät nachgezogenen Reserve-Kavallerie verfolgten die Franzosen noch bis Pratau gegenüber Wittenberg. Bertrand ging bis Klitschena und Göhra auf dem Wege nach Oranienbaum zurück.

Das Korps Yorck, bei dem auch die Avantgarde, die Reserve-Kavallerie und -Artillerie eintrafen, lagerte in der Nacht südlich Wartenburg, daneben das über die Brücken gefolgte Korps Langeron, während das Korps Sacken erst um Mitternacht bei Elster anlangte und auf dem rechten Elbufer blieb.

Die Verluste des Korps Yorck betrugen:

	10 Offiziere	290 Mann	tot
	57 "	1742 "	verwundet und vermißt
zusammen	67 Offiziere	2032 Mann,**)	

wovon etwa die Hälfte auf die Truppen des Oberst v. Steinmetz entfiel.

Der Verlust des 4. französischen Korps war jedenfalls geringer, aber es verlor etwa 1000 Mann an Gefangenen, ferner elf Geschütze und etwa 70 Fahrzeuge.

Wenn wir die Ereignisse des 3. Oktober nochmals rückblickend kritisch betrachten, so entsteht zunächst die Frage: War die Wahl des Übergangspunktes zweckmäßig? Der Major v. Rühle war in seiner Instruktion ausdrücklich auf die

*) Dieselbe halbe 12-pfündige Batterie Nr. 1, die schon früher kurze Zeit die französische Artillerie auf den Sand-Bergen im Rücken beschossen hatte.

**) Kriegs-Archiv, Generalstab.

Digitized by Google

Strecke zwischen Torgau und Wittenberg und auf die Erkundung von zwei Übergangsstellen hingewiesen worden. Beide genannten Festungen waren in Feindes Hand, erstere mit einer starken Besatzung versehen, nur durch ein Detachement auf dem rechten Elbufer beobachtet und in ihrer Freiheit zu handeln wenig beschränkt. Es lag also nahe, einen Punkt zu wählen, der von Torgau genügend weit entfernt war und anderseits sich der Nord-Armee näherte, die mit ihren Hauptkräften zwischen Wittenberg und Roßlau stand und die man durch den eigenen Übergang mit über die Elbe herüberzuziehen gedachte. Als Vereinigungspunkt für beide Armeen schlug Blücher dem Kronprinzen von Schweden Düben an der Mulde vor. Das in Händen der Verbündeten befindliche Kartenmaterial war sicher ganz unzureichend, man verfügte nur über die Petrische Karte 1 : 165 000, aus der die Geländebeschaffenheit in taktischer Beziehung nicht zu ersehen war. Um so mehr war es notwendig, genaue Erkundungen an Ort und Stelle vorzunehmen, die durch die Bewohner benachbarter Orte zu ergänzen waren. Es steht nun fest, daß der Major v. Rühle das linke Elbufer nicht betreten hat und ebenso, daß weder Einwohner von Elster noch auch Offiziere vom Bülowschen Korps, von dem Teile in der Zeit vom 23. bis 25. und 29. bis 30. September Wartenburg besetzt hatten, über die Beschaffenheit des Geländes in der dortigen Stromschleife genügend befragt worden sind. Major v. Rühle hat vielmehr offenbar den Übergangspunkt nur nach der Karte ausgewählt und ist namentlich durch den Umstand bestimmt worden, daß an der gewählten Stelle schon vorher eine Kriegsbrücke erbaut gewesen und deren Material zum Teil noch vorhanden war. Zu einer Erkundung des linken Ufers fand er auch auf seinem Rückwege von Zerbst nicht die Zeit, obwohl gerade am 29. Wartenburg wieder von preußischen Jägern besetzt wurde und obgleich er den Hauptmann v. Völhöffel in seiner Begleitung hatte, der die Erkundung auch nach seiner Abreise hätte ausführen können; er hat jedenfalls seine Verhandlungen mit Tauentzien, Bülow und dem Kronprinzen von Schweden für den wichtigeren Teil seiner Sendung angesehen. Es ist aber anzunehmen, daß der Übergangspunkt bei Elster von Blücher und Gneisenau nicht gewählt worden wäre, wenn man das Gelände bei Wartenburg auch nur einigermaßen gekannt hätte.

Es fragt sich nun, ob auf der in Betracht kommenden Stromstrecke andere, besser geeignete Stellen vorhanden waren. Das muß bejaht werden. Eine Durchsicht der Deckerschen Karte 1 : 25 000, die im Jahre 1817 begonnen wurde, also die Verhältnisse annähernd in der Weise wiedergibt, wie sie 1813 waren,*) führt zu der Anschauung, daß oberhalb von Elster bei Pretzsch, etwa 25 km unterhalb Torgau und bei Klöden — 5 km unterhalb Pretzsch, geeignete Brückenstellen waren, die

Skizze 59.

*) Die beigegebene Skizze der Schlacht ist, soweit es das Gelände betrifft, eine Wiedergabe der Deckerschen Karte.


Digitized by Google

deshalb für die Wahl besonders in Betracht kamen, weil an beide Orte Wege heranführen und daher auf beiden Ufern gut fahrbare Straßen vorhanden waren, sie außerdem Düben näher lagen als Elster und bei Klöden schließlich ein in weitem Bogen um ein Altwasser geführter Elbdamm die Anlage eines großen Brückenkopfes erleichterte. — Auch 6 km unterhalb Elster finden wir bei Gallin eine Stelle, die erhebliche Vorteile bot und wo der Brückenbau der Sicht von Wartenburg her durch kleine Erhebungen und die Bewachsung der Gallinschen Haynichte entzogen war. Die Geländeverhältnisse des linken Ufers waren hier zweifellos viel günstiger als gegenüber Elster, auch gewährte der vom Strome etwa 1,5 km entfernte Hauptdamm und der Melzwiger Busch eine günstige Stellung zum Schutz des Brückenbaues und zu Beginn des Überganges. Baute man also in der Nacht zum 3. Oktober an der Behelfsbrücke bei Elster, auf die die Aufmerksamkeit des Feindes bereits gerichtet war, ruhig weiter, ließ dagegen die Pontonbrücke anstatt bei Elster bei Gallin bauen, was bei der gleichen Strombreite und ähnlichen Uferverhältnissen ebenfalls bis Tagesanbruch möglich gewesen wäre, so konnte man, den Aufbruch der Yorckschen Truppen aus ihrem Biwak eine Stunde früher angenommen, morgens 7 Uhr mit einer Brigade bei Elster mit den drei anderen bei Gallin übergehen. Die bei Elster stehenden Bülowschen Truppen, drei und drei Viertel Bataillone, eine Eskadron, 20 Geschütze, falls nötig noch durch eine Batterie aus der Yorckschen Reserve-Artillerie verstärkt, dienten der preußischen Brigade, die ein hinhaltendes Scheingefecht zu führen gehabt hätte, als Rückhalt, während das Korps Langeron als Reserve des Yorckschen Korps auf Gallin folgte. Dieses Verfahren würde den Tag jedenfalls weniger verlustreich und den Erfolg vielleicht noch erheblich größer gestaltet haben.

Das Verhalten der Truppen Yorcks war durchweg über alles Lob erhaben, die zähe, stundenlange Ausdauer der Brigade Steinmetz, die ihre Aufgabe löste, ohne zu weichen und jeden Versuch des Gegners zur Offensive sofort zurückwies, das mehrere Stunden dauernde Festhalten des Passes am Bleddiner Damm durch die Truppen des Prinzen von Mecklenburg, ihre energische schnelle Wegnahme des Dorfes, der Sturm des Sau-Angers durch die Brigade Horn sind Ruhmestaten, die sich den schönsten würdig anreihen, die je von preußischen Truppen vor- und nachher ausgeführt wurden. Aber alle Tapferkeit beim Angriff konnte nicht zum Erfolge führen, wenn nicht die schweren Fehler Bertrands bei Besetzung der Stellung zu Hilfe gekommen wären, wenn er statt der für seine Truppenstärke sehr ausgedehnten Linie mit seinem rechten Flügel bis an den Moyenhaynicht-Graben vorgegangen und den Dammpaß am Ende desselben stark besetzt hätte. Die Stellung wäre nach einer Äußerung Yorcks, die er wenige Jahre nach dem Kriege in einem Briefe niederschrieb, uneinnehmbar gewesen. Bei der Gefechtsführung des letzteren ist das lange Zurückhalten der Brigaden Horn und Hünerbein auffallend. Wenn mindestens eine von beiden dem Angriff auf Bleddin angeschlossen wurde, während die andere zur Deckung

Digitized by Google

der rechten Flanke dieses Angriffs und zur Abwehr eines Gegenstoßes vom Sau-Anger her in den Obstanlagen aufgestellt blieb, von wo sie ebenfalls über Bleddin nachrücken konnte, sobald die vordersten Bataillone des Korps Langeron eingetroffen waren, so konnte der Erfolg schneller und gründlicher erreicht werden, namentlich auch, wenn die Reserve-Kavallerie eher über Bleddin vorgenommen wurde. Ein so langes Zurückhalten von Reserven ist nicht recht erklärlich, da deren Aufgabe schon bald nach Mittag von russischen Truppen übernommen werden konnte. Ferner war es möglich, die Kampfdauer abzukürzen und damit die Verluste, wenigstens bei der 1. Brigade, zu vermindern, wenn die Überbrückung des Moyenhaynicht-Grabens, an der zwei Bataillone der 2. Brigade von 11 bis 1 Uhr arbeiteten, früher begonnen und dazu die beiden Pionier-Kompagnien herangezogen worden wären. Diese standen aber, 3 Offiziere 178 Mann stark, zuerst an der Elbbrücke und scheinen dann mit den Reserven gefolgt zu sein, fanden jedenfalls zu dieser ungemein wichtigen Arbeit keine Verwendung. Hier liegt zweifellos ein Unterlassungsfehler des Yorckschen Stabes vor.

„Die schönste Kriegstat des Yorckschen Korps war vollbracht. Kühn geplant, heldenmütig durchgefochten, von höchster Wichtigkeit in seinen Folgen, ist dieser Sieg einer der denkwürdigsten der Befreiungskriege geworden. Mit großer Spannkraft und todesmutiger Tapferkeit, im innigsten Zusammenhang aller drei Waffen, war eine gleich starke französische Armee aus einer Stellung geworfen worden, deren außerordentliche Stärke man erst, als sie genommen war, staunend erkannte.“*)

Auch die Landwehr hatte ihre Schuldigkeit im vollsten Maße getan, denn von den 22 Bataillonen, die vom Korps Yorck am eigentlichen Kampfe beteiligt waren, waren genau die Hälfte, elf Bataillone Landwehr, und zwar gehörten gerade von der Brigade Steinmetz, die an dem Tage so Schweres leistete und so viel zähe Ausdauer bewies, unter acht Bataillonen sechs der Landwehr an. Die anstrengenden sehr schweren Wochen seit Beginn des Herbstfeldzuges hatten alle physisch und moralisch Untauglichen aus ihren Reihen entfernt, die übrigen waren würdige Mitglieder der Armee geworden. Das erkannte auch Yorck am Abend der Schlacht mit den Worten an: „Nun hat auch die schlesische Landwehr mit allen Ehren das große Examen bestanden.“

Die eigentliche Bedeutung des Tages von Wartenburg war aber in seiner Nachwirkung auf den Gang der Dinge im Großen zu erblicken. Blücher erkannte das sehr richtig, indem er damals schrieb: „Die Tropeen sind bei weitten nicht so bedeutend als an der Katzbach aber die vollgen deß siegs müssen groß sein denn geht alles über der Elbe und die große arme kan aus Böhmen vordringen. Der große man soll in Leipzig sein und ich werde ihm in einigen Tagen aufwahrten.“ Die

*) A. v. Mackensen, „Die Leibhusaren“. II. Seite 707.

Digitized by Google

starke Elbfront Napoleons war durchbrochen und der Stein kam ins Rollen, der die Fremdherrschaft in Deutschland zu zertrümmern bestimmt war.

Von Wartenburg nach Möckern.

Unter Zurücklassung des Generals v. Rauch mit 4000 Mann aus allen Korps der Armee und dem Auftrage, bei Wartenburg eine verschanzte Stellung zu erbauen, trat Blücher am 4. Oktober in breiter Front seinen Vormarsch nach Südwesten gegen die Mulde an, die Franzosen wichen hinter sie zwischen Düben und Bitterfeld zurück, die Nord-Armee begann ebenfalls ihren Übergang über die Elbe bei Aken und Roßlau und gleichzeitig überstieg die Böhmische Armee die Höhen des Erzgebirges. Die Kriegslage hatte sich völlig verändert: Anstatt in drei standen die Verbündeten jetzt in zwei großen Gruppen den Franzosen gegenüber, alle Entfernungen hatten sich verkürzt, dadurch war das bei den Verbündeten beliebte Ausweichen beim Erscheinen Napoleons erschwert und zudem hatten die Nord- und die Schlesische Armee die Elbe nahe hinter sich. Demgegenüber hatte sich aber der von den Franzosen besetzte Raum verengt und die Vereinigung aller Kräfte der Verbündeten zur Entscheidungsschlacht war leichter geworden, auch waren die rückwärtigen Verbindungen Napoleons bereits stark gefährdet.

Dieser hatte am 4. Oktober 116 000 Mann und gegen 400 Geschütze bei Dresden vereinigt, die Elbe bis Strehla mit 16 000 Mann und 60 Geschützen besetzt, Ney der Nord- und Schlesischen Armee gegenüber durch das Korps Marmont wieder auf 70 000 Mann und 200 Geschütze verstärkt und Murat mit Verteidigung der südlichen Front beauftragt, dem dazu 43 000 Mann und 150 Geschütze zur Verfügung standen. In der Mitte bei Leipzig zogen sich 20 000 Mann mit 35 Geschützen unter Arrighi zusammen. So konnte also der Kaiser der einen oder der anderen der beiden Gruppen der Verbündeten in wenigen Tagen mit überlegenen Kräften gegenübertreten. Er faßte den Entschluß, sich auf Blücher, seinen gefährlichsten Gegner, zu werfen, doch ließen sein Eigenwille und Imperatorenstolz es nicht dazu kommen, alle verfügbaren Feldtruppen einzusetzen und aus Dresden, das für ihn doch seine Bedeutung verloren hatte, herauszuziehen; er ließ St. Cyr mit zwei Korps dort und trat, um 40 000 Mann schwächer als es möglich gewesen wäre, am 6. Oktober seinen Marsch elbabwärts an, nachdem er in der Nacht vom 4. zum 5. die Nachricht vom Ausgang des Treffens bei Wartenburg erhalten hatte. Sein nächstes Ziel war Wurzen an der Mulde, wo er weitere Entscheidungen treffen wollte. Er traf am 8. dort ein.

Blücher hatte mit dem Kronprinzen von Schweden die weiteren Operationen auf Leipzig vereinbart und ging am 8. an die Muldestrecke Eilenburg—Bitterfeld vor, während sich die Nord-Armee auf dem linken Mulde-Ufer zwischen Jeßnitz und Dessau befand. Napoleon stand mithin an diesem Tage mit großer Übermacht in Blüchers linker Flanke und schwebte namentlich dessen linkes Flügelkorps Sacken bei Mockrehna in großer Gefahr. Da wurde das Dunkel, das im Blücherschen Haupt-

Digitized by Google

quartier über die Bewegungen der Franzosen herrschte, durch die Meldung eines zur Erkundung nach Süden vorgeschickten Offiziers plötzlich erhellt. Er berichtete, Napoleon stände mit seinen Garden bei Wurzen. Sofort war Blücher entschlossen, die Schlacht in seiner vorbereiteten Stellung bei Wartenburg anzunehmen und sollte die Nord-Armee dem Kaiser während des Kampfes in die linke Flanke fallen. Doch der Kronprinz versagte seine Mitwirkung, er wollte hinter die Elbe zurückgehen oder wenn Blücher sich hierzu nicht bereit fand, hinter die Saale ausweichen, bis die Böhmische Armee heran sei. Auf letzteren Gedanken ging Blücher ein, obgleich dann alle eigenen Verbindungen mit der Heimat zeitweise aufgegeben wurden und der noch hinter der Elbe stehende Troß vorläufig nicht herangezogen werden konnte. Aber die Aussicht auf Erreichung des großen Zweckes: Vereinigung mit der Haupt-Armee und Vernichtung des Kaisers in einer großen Schlacht mit verkehrter Front, überwand alle Bedenken. Am 9. früh zog die ganze Schlesische Armee mulde-abwärts, Sacken im großen Bogen um das bereits von den Franzosen besetzte Düben herum, abends stand alles vereinigt am rechten Mulde-Ufer unterhalb Bitterfeld. Am folgenden Tage erreichten die Schlesische und die Nord-Armee die Gegend zwischen unterer Mulde und Saale und am 11. nahm Blücher die Richtung auf Halle, der Kronprinz ging, um der Elbe nahe zu bleiben, zwischen Alsleben und Bernburg auf das linke Saale-Ufer. Am 12. erreichte die Schlesische Armee Halle und nahm die Verbindung mit der Hauptarmee auf, die mit ihren Spitzen bis auf einen Tagemarsch an Leipzig herangelangte.

Aber noch einmal sollte eine unerwartete Wendung eintreten. Am 10. in Düben eingetroffen, erkannte Napoleon, daß ihm Blücher abermals entgangen sei und glaubte, er und der Kronprinz seien im Rückzug über die Elbe. Hierbei wollte er beide zur Schlacht zwingen, sie schlagen, dann selbst über die Elbe gehen, und sich auf Magdeburg basieren, Murat sollte sich unterdessen bei Leipzig halten oder nötigenfalls ihm über Düben auf das rechte Elbufer folgen. Aber zur Ausführung dieses genialen Gedankens fehlte es dem Kaiser bereits an der früher gewohnten Energie und Charakterstärke. Er wurde wieder unschlüssig, erwog dies und das, setzte zwar am 11. die Bewegung zur Elbe fort, aber am Abend lief bereits die Meldung Marmonts ein, die gesamte feindliche Armee befinde sich noch auf dem linken Elbufer. Der Kaiser schenkte diesem Bericht noch nicht vollen Glauben, meinte vielmehr, die Nord-Armee schon auf dem andern Ufer suchen zu müssen. Er beließ daher für den 12. noch die bereits am Strom stehenden Truppen von Reynier und Ney im Vormarsch gegen Aken und Dessau und ließ nur Marmont bei Delitzsch haltmachen, um dem etwa von Halle auf Leipzig vorgehenden Blücher in die Flanke zu fallen. Da traf in der Frühe des 12. der Bericht Murats ein über das stetige Vorrücken der Böhmischen Armee. Napoleon faßte zwar nun sofort den Entschluß, seine Korps bei Leipzig zu vereinigen und dort die Entscheidungsschlacht anzunehmen, aber Zweifel,

Digitized by Google

ob Murat sich so lange dort werde halten können und ob die rechtzeitige Vereinigung der ganzen Armee möglich sein werde, gaben Veranlassung zu weiterem Zögern. Endlich am 13. früh ging die sichere Nachricht ein, daß auch die Nord-Armee nicht über die Elbe gegangen sei. Das gab die Entscheidung und nun erfolgten die Befehle für alle Korps zum Marsch auf Leipzig, mitten in den Halbkreis der Verbündeten hinein.

An diesem Tage mußte Murat vor der Böhmischen Armee weiter in Richtung dorthin weichen. Blücher hatte allen Aufforderungen des Kronprinzen, hinter die Elbe zurückzugehen, widerstanden, und war am 13. bei Halle geblieben, während jener in Richtung auf seine Roßlauer Brücke bis Cöthen zurückmarschierte.

Am 14. waren die Franzosen in vollem Marsche auf Leipzig, Napoleon selbst bereits mittags dort eingetroffen, von wo er sich zu Murat begab, der bei Liebertwolkwitz im Gefecht stand.

Nachdem seitens der Schlesischen Armee am 13. gegen Leipzig erkundet und festgestellt war, daß starke Kräfte des Feindes sich dort zusammenzogen, folgte am 14. die sichere Nachricht vom Abmarsch Napoleons dorthin. Am 15. rückte Blücher daher bis in die Gegend von Schkeuditz und stand dort mit seinen 58 000 Mann und 300 Geschützen zur Teilnahme an der Schlacht bereit, während die von Cöthen auf Halle wieder in Marsch gesetzte Nord-Armee vom Kronprinzen am Peters-Berge, etwa 15 km nördlich Halle festgehalten wurde und dort, 40 bis 50 km von Leipzig entfernt, stehen blieb.

Die Schlacht bei Möckern.

Skizze 61.

Napoleon hatte mit dem Schutze Leipzigs und seines Rückens gegen Blücher und die Nord-Armee den Marschall Ney mit dem 3., 4. und 6. Korps, etwa 40 000 Mann, an den Straßen von Halle und Cöthen beauftragt. Im besonderen hatte Marmont (6. Korps)*) schon am 14. Befehl erhalten, nördlich von Leipzig eine Stellung mit Front gegen Halle einzunehmen, um den Feind zu verhindern, den Marsch der nach Leipzig eilenden französischen Korps zu stören und waren ihm Befestigungsarbeiten in derselben empfohlen worden. Er wählte die Linie Breitenfeld—Lindenthal—Wahren, bat aber wegen ihrer Ausdehnung um Verstärkungen, worauf ihm im Fall des Angriffs das 3. Korps in Aussicht gestellt wurde. Auf den Höhen zwischen Wahren und Lindenthal ließ er am 15. drei Feldschanzen ausführen. An diesem Tage einlaufende Nachrichten über das Vorrücken der Schlesischen Armee und die in der folgenden Nacht in Richtung auf Halle bemerkten Lagerfeuer, hatten bei Marmont die Überzeugung befestigt, daß er am 16. angegriffen werden würde, doch fanden seine bezüglichen Meldungen bei Napoleon keinen Glauben. Der Kaiser vermutete vielmehr einen Anmarsch Blüchers von Weißenfels her.

Am 16. früh erhielt Marmont daher vom Kaiser den Befehl, wenn kein stärkerer

*) Das 6. Korps bestand aus der 20. Division, Compans; 21. Division, Lagrange; 22. Division, Friederichs; 25. leichte Kavallerie-Brigade, Generalmajor v. Normann.

Digitized by Google

Feind im Anmarsch gemeldet werde, solle das 6. Korps durch Leipzig zur Unterstützung des in südlicher Richtung gegen die Böhmische Armee geplanten Angriffs abmarschieren. Obgleich Marmont den Irrtum des Kaisers wohl erkannte, setzte er auf den gegebenen bestimmten Befehl hin sein Korps etwa nach 9[30] vormittags in Marsch und blieb auch darin, als ihm bald darauf der Anmarsch mehrerer Bataillone von Halle und von Landsberg her gemeldet wurde. Zum Umkehren in die vorbereitete Stellung war es zu spät. In diesem für die weiteren Maßnahmen entscheidenden Moment traf Ney bei Marmont ein. Er hatte etwa um 9 Uhr das 4. Korps und die Kavallerie-Division Defrance durch Leipzig nach Lindenau entsandt, um dem aus westlicher Richtung drohenden Angriff entgegenzutreten. Jetzt vereinbarten beide, daß Marmont eine geeignete Stellung bei Möckern besetzen solle. Das 3. Korps, welches mit 2 Divisionen im Marsche von Mockau auf Leipzig und von Ney zur Unterstützung des 6. bestimmt war, wurde jedoch vom Kaiser zu seiner Reserve herangezogen, so daß Marmont für den Kampf nur noch auf die schwache Division Dombrowski*) und die Kavallerie-Division Fournier**) rechnen konnte, die nach Wiederitzsch herankommen sollten mit dem Auftrage, die von Düben anmarschierende Division Delmas (3. Korps) aufzunehmen und Marmont möglichst zu unterstützen.

Die neue Stellung, die Marmont in der Linie Eutritzsch—Möckern nahm, war nicht so vorteilhaft wie die frühere, aber weniger ausgedehnt, rechts angelehnt an den sumpfigen Rietschke-Bach links an die Elster. Hier endete sie in dem starken Stützpunkt, dem durch seine massive Bauart zur Verteidigung sehr wohl geeigneten Dorfe Möckern. Dieses war von der Höhe östlich davon einzusehen und unter Feuer zu nehmen. Der ganze übrige Teil der Stellung gewährte gute Übersicht über das Angriffsgelände, vorzügliche Artilleriewirkung und eine gegen Sicht gedeckte Aufstellung der Truppen.

Das 6. Korps, einschließlich der Kavallerie-Division Lorge, zählte in 42 Bataillonen, 14 Eskadrons mit 85 Geschützen, zusammen etwa 19 500 Mann. Die Infanterie bestand meist aus vortrefflichen, moralisch noch unerschütterten Truppenteilen. Marmont ließ die Divisionen nebeneinander, die Kavallerie-Brigade Normann hinter dem linken, die Kavallerie-Division Lorge rechts der Straße nach Lindenthal Aufstellung nehmen, die Artillerie beim Sichtbarwerden seines Gegners vor der Infanterie in Stellung gehen, Möckern in Eile zur Verteidigung einrichten.

In der Disposition, die Fürst Schwarzenberg am 14. Oktober für den 16. ausgegeben hatte, war über die Schlesische Armee mit folgendem Satze verfügt: „Infolge getroffener Übereinkunft bricht die Armee des Generals v. Blücher frühe präcis 7 Uhr von Schkeuditz auf und marschiert nach Leipzig.“

*) 4 Bataillone und 10 Eskadrons = 2000 Mann Infanterie und 1000 Pferde.
**) 24 Eskadrons = 1200 Pferde.


Digitized by Google

Im Hauptquartier Blüchers herrschte noch völlige Unklarheit darüber, wo und wie stark man den Feind nördlich Leipzig treffen werde; man wußte nur, daß die Franzosen mit starken Truppenmassen im Anmarsche auf der Dübener Straße dorthin waren. Wendete Napoleon sich am 16. gegen ihn, der ihm im Augenblicke am gefährlichsten war, so erschien seine Lage nicht unbedenklich. Auf eine Unterstützung durch den Kronprinzen durfte er, wie bekannt, für den 16. nicht rechnen. Blücher gab daher am 15. abends zunächst den Befehl für den 16. zu einer großen Erkundung gegen Leipzig. Danach sollte die Reserve-Kavallerie aller drei Korps nebst reitender Artillerie früh 6 Uhr vorgehen, und zwar die der Korps Yorck und Sacken auf der großen Straße Halle—Leipzig, die Kavallerie der Avantgarde Yorcks später an ihrer Spitze, die Reserve-Kavallerie von Langeron auf Lindenthal. Die Infanterie sollte morgens abkochen und sich von 10 Uhr ab marschbereit halten.

Als die Kavalleriespitze Yorcks vorwärts Lützschena, das schon von der Infanterie des Vortrupps besetzt war, eintraf, glaubten die beiden anwesenden Führer Jürgaß und Katzeler in der Linie Wahren—Lindenthal eine feindliche Stellung zu erkennen, die sich auf Radefeld fortzusetzen schien. Vor dem Gehölz nördlich Lindenthal bemerkte man stärkere feindliche Kavallerie. Von einer weiter nach vorwärts greifenden Erkundung wurde abgesehen, auch die Kavallerie Langerons machte vor dem besetzten Radefeld halt. Man vermutete, daß der Feind in der Gegend von Lindenthal oder weiter rückwärts auf den Höhen von Podelwitz oder Hohen-Oßig eine Schlacht annehmen wolle und aus dieser Richtung Verstärkungen erwarte. Da der seit 9 Uhr in zunehmender Stärke aus der Gegend jenseits Leipzig herüberschallende Kanonendonner und die in großer Breite deutlich sichtbar aufsteigenden Rauchwolken des Artilleriefeuers anzeigten, daß die Hauptarmee im Kampfe sei, entschloß sich der bei Lützschena eingetroffene Blücher anzugreifen. Die letzten Bedenken, die das Ausbleiben der Nord-Armee erregt hatten, schwanden. Die Würfel waren gefallen.

Nach dem ausgegebenen Befehl sollten die Truppen sofort aus ihren Biwaks aufbrechen, Langeron sollte Radefeld angreifen, Sacken ihm als Reserve folgen, Yorck bis Lützschena vorrücken und sich von da gegen Lindenthal wenden, seine Avantgarde aber auf der Straße nach Leipzig bleiben. Nach Einnahme der anscheinend vom Feinde besetzten Höhen und dessen Verhalten wollte Blücher weitere Entschlüsse fassen. Die Korps setzten sich bald nach 10 Uhr in Marsch. Vor den über Radefeld vorgehenden Russen zogen die nördlich des Waldes von Lindenthal stehenden französischen Vortruppen ab, aber nicht wie erwartet in östlicher, sondern in südlicher Richtung, was Blücher veranlaßte, Langeron mit weiteren Erkundungen in Richtung Hohen-Oßig zu beauftragen.

Das Korps Yorck traf bald nach Mittag bei Lützschena ein, bog links ab und marschierte etwa halbwegs nach Lindenthal brigadeweise in der Reihenfolge 8., 7., 1., 2., in sich in zwei Treffen formiert, auf. Der Kommandierende General

Digitized by Google

befahl der Brigade Horn das Dorf Lindenthal, der Brigade Hünerbein den Wald nördlich davon zu nehmen, den Brigaden Steinmetz und Mecklenburg als zweites Treffen, der Reserve-Kavallerie und -Artillerie hinter der Infanterie zu folgen, Katzeler das Vorgelände von der feindlichen Kavallerie zu säubern, der Infanterie der Avantgarde vorläufig bei Lützschena zu bleiben.

Etwa um 1 Uhr stieß die Kavallerie am Südzipfel des Waldes von Lindenthal auf die zur Deckung des Abmarsches der Franzosen zurückgebliebenen Abteilungen, von denen nur Kavallerie zu sehen war. Vor dem Ostpreußischen National-Kavallerie-Regiment, das Katzeler zur Attacke ansetzte, ging sie zurück, dahinterstehende Infanterie wies aber den Angriff ab. Durch das Feuer der reitenden Avantgarden-Batterie*) sowie durch das Vorgehen der Russen auf Breitenfeld wurden die Franzosen aber bald veranlaßt, den Wald und das Dorf Lindenthal zu räumen; ebenso wurde eine Artilleriestellung in der Nähe der etwa 1 km südwestlich Lindenthal liegenden Feldschanze aufgegeben, als die genannte reitende Batterie und etwas später zwei 12-pfündige Batterien gegen sie ihr Feuer aufnahmen. Die Brigade Hünerbein war durch und neben Lindenthal vorgegangen und gegen die Hauptstellung eingeschwenkt, die jetzt auf den Höhen zwischen Möckern und Eutritzsch erkannt war, die übrigen Brigaden folgten.

Während dieser Bewegungen des Korps hatte Major v. Hiller, der mit seiner Avantgarden-Infanterie vorwärts Lützschena geblieben war, bemerkt, daß schon der Aufmarsch durch feindliche Abteilungen, die sich an der Halle—Leipziger Straße etwa bei Stahmeln befanden, in der Flanke beschossen wurde. Ohne den Befehl dazu abzuwarten, trat er den Vormarsch an**), um den Feind aus den vorliegenden Dörfern zu vertreiben. Noch ehe Stahmeln erreicht war, erschien aus der Elsterniederung eine Abteilung von 40 Mann vom 2. österreichischen Jäger-Bataillon***), die vom F. Z. M. Gyulai, der den Angriff auf das westlich Leipzig liegende Lindenau leitete, abgesandt war, um die Verbindung mit der Schlesischen Armee aufzunehmen. Die Jäger wurden mit Jubel begrüßt und schlossen sich dem weiteren Vorgehen an. Stahmeln und Wahren†) wurden beim Erscheinen der preußischen Infanterie vom Feinde geräumt und letzterer Ort etwa um 2 Uhr erreicht. Zur selben Zeit erschienen die Brigaden Yorcks südlich von Lindenthal.

Von ihm war, wie erwähnt, die Stellung der Franzosen erkannt und hatte er sein Korps durch eine Schwenkung die Front gegen sie nehmen lassen. Um aber die

*) Reitende Batterie Nr. 2.

**) Im Vortrupp Füsilier-Bataillon 2. Ostpreußischen Infanterie-Regiments und ein Jäger-Detachement.

***) Bericht des Majors v. Klüx, Kriegs-Archiv, Generalstab.

†) Hiller erhielt direkten Befehl von Blücher, den Feind auf der Straße nach Leipzig „zu drängen". Daraufhin ließ Hiller durch Klüx Wahren in Besitz nehmen. Kriegs-Archiv, Generalstab.

Digitized by Google

Fühlung mit den im langsamen Vorrücken auf Wiederitzsch befindlichen Truppen Langerons nicht zu verlieren, war die Brigade Hünerbein ziemlich weit nach links gezogen, dadurch zwischen ihr und der Brigade Horn ein Zwischenraum entstanden und die große Ausdehnung des Korps von der Elster bis weit über die Straße nach Landsberg hinaus noch größer — fast 4 km — geworden.

Da an dem Tage eine gemeinsame Gefechtstätigkeit des Yorckschen Korps mit den russischen nicht eintrat, können wir bei der nun folgenden Schlachtenschilderung die Russen zunächst ganz unerwähnt lassen und wollen nur am Schluß kurz auf sie zurückkommen.

Mit dem Erkennen der feindlichen Stellung war Yorck auch die außerordentliche Bedeutung des Dorfes Möckern klar geworden, ein gleichzeitiger Angriff gegen die feindliche Front Möckern—Rietschke-Bach schien ihm aber nicht angängig, solange Groß- und Klein-Wiederitzsch noch in Feindes Hand waren und sein Angriff in der linken Flanke gefaßt werden konnte. Das veranlaßte ihn, die Brigaden Horn und Hünerbein zunächst zurückzuhalten. Die Avantgarde erhielt den Befehl, Möckern zu nehmen, die Truppen des Gros sich in folgender Weise bereitzustellen: Mecklenburg links rückwärts der Avantgarde gestaffelt, die von der Brigade nötigenfalls unterstützt werden sollte, Steinmetz hinter Mecklenburg als Reserve. Horn und Hünerbein sollten sich dann im späteren Vorgehen rechts schieben und Anschluß gewinnen, die gesamte Kavallerie hinter der Infanterie folgen. So entstand ein Echelonangriff auf den von Natur stärkeren rechten feindlichen Flügel. Ein Teil der Artillerie wurde vorgezogen und begann kurz nach 2 Uhr das Feuer, anfangs auf ziemlich weite Entfernung.

Etwa gleichzeitig erfolgte der Angriff der Avantgarde auf Möckern. Die vordersten Abteilungen des Vortrupps, Füsilier-Bataillon 2. Ostpreußischen Infanterie-Regiments und das Jäger-Detachement, von jeder Kompagnie ein Zug, gingen gegen das Dorf vor, während die Batterie gegen den Dorfrand und die in der Nähe des jenseitigen Ausganges sichtbare feindliche Artillerie das Feuer eröffnete. Die in geschlossener Masse vorstürmenden Truppen drangen in das Dorf ein, wurden aber durch die Verteidiger bald wieder hinausgeworfen, ein zweiter Sturm hatte dasselbe Schicksal, wobei sich auch das Feuer feindlicher Schützen, die jenseits der Elster eingenistet waren, empfindlich bemerkbar machte. Bei einem dritten Angriff wurde der ganze Vortrupp verstärkt durch das Leib-Grenadier-Bataillon*), zusammen dreiunddreiviertel Bataillone eingesetzt. Gegen die Tirailleurs auf dem andern Ufer wurde eine Jäger-Kompagnie bestimmt, die andern beiden und die ostpreußischen Füsiliere sollten getrennt an verschiedenen Stellen eindringen, das Landwehr-Bataillon gegen einen am Dorfeingang liegenden großen Bauernhof, die Leib-Grenadiere auf der Uferseite vorgehen. Auch dieser Angriff gelang anfangs;

*) Kriegs-Archiv, Generalstab.

Digitized by Google

man kam bis in die Mitte des Dorfes, aber nach heftigem Handgemenge mußte es zum dritten Male geräumt werden. Zum vierten Male setzt Major v. Klüx seine schon zusammengeschmolzenen Bataillone zum Sturm an, sie gelangen bis zu der Querstraße, werden jedoch abermals durch neue feindliche Kolonnen zurückgewiesen. Diesmal gelangt der verfolgende Feind bis zu der Batterie, von der eine Haubitze verloren geht. Da treffen vier Bataillone vom Gros der Avantgarde ein, Major v. Hiller läßt eines*) links neben dem Dorfe gegen die feindliche Artillerie, die drei andern gegen das Dorf selbst vorgehen. Sie und die Reste der Vortrupp-Bataillone gehen im Sturmschritt mit schlagenden Tambours gegen Möckern vor, dringen ein, auch das außen nicht vorwärtskommende Bataillon schließt sich im Dorf dem Vordringen an und alles gelangte nach erbittertem Kampf bis an den jenseitigen Ausgang. Dort aber empfängt sie ein Kartätschhagel, die Kräfte sind erschöpft, die Verluste gewaltig, das zum fünften Male genommene Dorf muß endlich zum fünften Male geräumt werden.

Während Hiller seine Bataillone wieder ordnet, erhält er von Yorck die Mitteilung, daß die 2. Brigade zu seiner Unterstützung anmarschiere.

Der Kommandierende General hatte aus der Meldung Hillers den Stand des Kampfes um Möckern erfahren. Er beschloß daher, die Wegnahme von Wiederitzsch durch die Russen nicht abzuwarten und befahl der Brigade Mecklenburg, nunmehr gegen die feindliche Stellung links des Dorfes vorzugehen, Steinmetz ihr zu folgen, Horn und Hünerbein den Vormarsch anzutreten und dabei die Verbindung mit dem rechten Flügel herzustellen. Die Artillerie, zusammen 83 Geschütze, wurde bis auf etwa 900 m an die französische Stellung vorgeschoben und eröffnete ein sehr lebhaftes Feuer gegen sie.

Während das Korps Yorck zu seinem Hauptangriff ansetzt, wollen wir einen kurzen Blick auf die feindliche Seite werfen.

Marmont hatte den ganzen Anmarsch und die Entwicklung der Schlesischen Armee übersehen können und war von der Stärke seines Gegners überrascht. Er hatte in Eile Möckern zur Verteidigung einrichten, dicht neben dem Dorf eine starke Batterie von Zwölfpfündern und in Verlängerung der Dorfstraße einige Geschütze in Stellung gehen lassen sowie einige Abteilungen in die Gebüsche der Elsterniederung seitwärts hinausgeschoben. Als der Angriff auf das Dorf sich entwickelte, verstärkte er die Artillerie auf seinem rechten Flügel, zog dafür aber immer mehr Infanterie auf den linken, da sich die ganze Division Lagrange in dem verzweifelten Kampfe um das Dorf Möckern allmählich verblutete. Später ließ der Marschall, als er das Vorgehen der 1. und 2. Brigade gegen seinen linken Flügel wahrnahm, seine noch auf der Höhe stehenden Truppen brigadeweise etwas links schwenken, um den Angriff mehr frontal abweisen zu können.

*) I. Bataillon Brandenburgischen Infanterie-Regiments.

Digitized by Google

Unmittelbar darauf erfolgte ein neuer wuchtiger Angriffsstoß der Preußen. Gleichzeitig mit der vorgehenden 2. Brigade griff die gesamte Avantgarde abermals Möckern an. Wieder wurde es genommen und der Feind bis an den jenseitigen Ausgang zurückgeworfen, aber auch diesmal kamen frische Verstärkungen der Dorfbesatzung zu Hilfe und drängten die Preußen wieder zurück, die jedoch die letzten Gehöfte in Besitz behielten. Für den schwer verwundeten Hiller hatte Major v. Klüx das Kommando übernommen. Unter seiner Führung werden immer erneute Vorstöße unternommen. Man stürmt nicht mehr in geschlossenen Kolonnen, der Kampf löst sich auf in ein wildes Ringen um den Besitz der Gehöfte, der einzelnen Häuser, der einzelnen Stockwerke; bunt aus allen Bataillonen gemischte Haufen dringen vor, stürmen, stoßen in grenzenloser Wut alles nieder und doch trotz alles Heldenmutes und zähester Tapferkeit will es nicht gelingen, das Dorf ganz in Besitz zu bekommen. Der Verteidiger erhält immer frische Verstärkungen, die den Stürmenden jeden Schritt streitig machen.

Auch die 2. Brigade*) hatte keinen dauernden Erfolg. Das auf dem rechten Flügel und zunächst am Feinde vorgehende Füsilier-Bataillon 1. Ostpreußischen Infanterie-Regiments erlitt durch das Feuer der neben Möckern stehenden feindlichen schweren Batterie große Verluste und wurde durch einen französischen Gegenstoß geworfen. Das I. Bataillon 1. Ostpreußischen Infanterie-Regiments brachte diesen jedoch zum Stehen und beide Bataillon zwangen den Gegner zum Zurückgehen in seine Höhenstellung, wo ihn Verstärkungen erwarteten; den Preußen gelang es, das gewonnene Gelände zu behaupten. Währenddessen war der linke Flügel der Brigade weiter vorgerückt.

Das I., II. Bataillon 2. Ostpreußischen Infanterie-Regiments gewann eine sehr günstig gelegene Geländefalte und hatten von ihr aus eine so vorzügliche Wirkung gegen die auf der Höhe stehende große Batterie, daß diese zum Schweigen gebracht und feindliche Infanterie zum Zurückgehen veranlaßt wurde. Das II. Bataillon 1. Ostpreußischen Infanterie-Regiments drang bis in die Batteriestellung ein. Aber diese gewonnenen Vorteile gingen wieder verloren als auch hier wieder Verstärkungen von der Division Compans eintrafen, die Marmont persönlich heranführte. Prinz Karl von Mecklenburg und Oberst v. Lobenthal wurden schwer verwundet, die meisten preußischen Batterien mußten zurückgehen, aber das Kartätschfeuer zweier stehenbleibender**) brachte endlich doch den Gegenstoß zum Halten. Da griff auch die 1. Brigade ein, hinter der die Reste der 2., auf die Hälfte zusammengeschmolzen und fast ohne Stabsoffiziere, sich sammelten.

Yorck hatte sich entschlossen, auch die Brigade Steinmetz einzusetzen. Sie

*) Kriegs-Archiv III. E. 63, Generalstab.

**) 6-pfündige Batterie 1 der 2. Brigade und 12-pfündige Batterie 2 der Reserve-Artillerie.

Digitized by Google

war die letzte, denn Horn und Hünerbein waren zu dieser Zeit im Vorrücken und gleichzeitigen Rechtsziehen gegen den feindlichen rechten Flügel und durch ihn bereits gebunden, ihre Artillerie bereits eine Stunde im Feuer, von Langeron keine Unterstützung zu erwarten und Sacken auf dem Schlachtfelde noch nicht sichtbar.

Es war etwa 5 Uhr geworden.

Die der weichenden 2. Brigade gefolgten Franzosen waren in die Höhenstellung zurückgegangen, die preußischen Batterien bis auf etwa 700 m Entfernung gefolgt.

Die 1. Brigade rückt in zwei Treffen vor, die rechten Flügel-Bataillone dringen, an der Querstraße angekommen, auf Befehl des Oberst v. Steinmetz in das Dorf ein, um das von dort herüberschlagende Flankenfeuer zu hindern und verstärken dort die Avantgarde. Die übrigen sechs Bataillone gehen im Sturmschritt ohne zu feuern weiter, das vordere Treffen bekommt rasendes Feuer, stutzt, das zweite dringt aber unaufhaltsam weiter, ihm schließt sich alles wieder an, und oben auf der Höhe entwickelt sich wie im Dorf ein mörderisches Ringen. Aber vielleicht wäre der endliche Ausgang doch ein unglücklicher geworden, wenn Yorck nicht in diesem Moment auch seine letzten Kräfte, die Kavallerie, eingesetzt hätte.

Sie war der Infanterie bisher so nahe als möglich gefolgt und hatte ungeduldig den Befehl zur Attacke erwartet. Ihre Verteilung war in diesem Augenblick so, daß Katzeler mit seinen Regimentern sowie die Kavallerie der 1. und 2. Brigade hinter dem rechten Flügel, Jürgaß hinter der Mitte, die Kavallerie der 7. und 8. Brigade rückwärts der letzteren hielten.*)

Sohr erhielt von Yorck den Befehl mit seinem brandenburgischen Husaren zu attackieren, als der 1. Brigade ein französischer Gegenstoß drohte. Ein gleicher Befehl zum allgemeinen Angriff gelangte an alle Truppen. So folgten Sohr die brandenburgischen Ulanen, die übrigen Regimenter der Avantgarde, die Reserve- und Brigade-Kavallerie, die 1. Brigade, die Reste der 2. sowie die 7. und 8.

Völlig überraschend fallen die brandenburgischen Husaren über die Kolonnen Marmonts her, sprengen zwei Bataillone auseinander, stürzen dann auf die große Batterie am Südende von Möckern und nehmen dort vier Geschütze. Ihre linke Flanke wird von der Brigade Normann angefallen, aber gleichzeitag sind auch die brandenburgischen Ulanen und das 5. Schlesische Landwehr-Kavallerie-Regiment, von Yorck selbst geführt, zur Stelle, links daneben hauen drei Eskadrons Leib-Husaren ein und Normann sowie die Kavallerie von Lorge werden geworfen. Die ganze übrige Reiterei, Jürgaß mit den 1. Westpreußischen Dragonern an der Spitze, attackiert die feindliche Infanterie, die preußischen Brigaden schließen sich alle gleich-

*) Droysen, III. 133.

Digitized by Google

zeitig an und in kurzer Zeit ist das Schicksal des Tages entschieden, das Korps Marmont überall geworfen und im Rückzuge, er selbst bemüht, ihn mit seinem am wenigsten geschwächten rechten Flügel, der Division Friederichs, zu decken.

Es erübrigt noch ein Blick auf den Angriff der 7. und 8. Brigade. Sie waren, wie wir wissen, nebeneinander in zwei Treffen gegen Zentrum und rechten Flügel der Franzosen vorgegangen, hatten aber offenbar den Befehl dazu sehr spät erhalten, wohl erst, als die 2. Brigade schon im Kampf stand; denn obgleich die von ihnen zurückzulegende Entfernung nur etwa 2 km betrug, kann auch ihr Gefecht nur kurz gewesen sein und wird ihr Angriff erst gegen 5 Uhr, kurz vor dem großen Kavalleriestoß, erfolgt sein. Die 7. Brigade, durch Vordrängen des anfangs im zweiten Treffen folgenden Leib-Regiments zuletzt nur ein Treffen bildend, stürmte das Zentrum der französischen Stellung, beim Einbruch sofort von ihrer Brigade-Kavallerie und den mecklenburgischen Husaren unterstützt. Die 8. Brigade hatte auf dem äußersten linken Flügel noch schwere Verluste durch Artilleriefeuer, zuletzt erfolgte ein energischer Gegenstoß der Franzosen, die erst nach heftigem Bajonettkampf zum Rückzuge gezwungen wurden. Dieser wurde vom rechten französischen Flügel auf Eutritzsch angetreten. Als bei einer deshalb erfolgenden geringen Linksschwenkung der 7. und 8. Brigade die Bataillone der 8. infolge Raummangels etwas ineinander gerieten, wurde dieser Augenblick noch einmal vom Feinde zu einem Angriff benutzt, dem die Brigade auch auf eine kurze Strecke wich, aber die Ordnung wurde sehr schnell wieder hergestellt und als auch hier noch einmal die siegreiche Reserve-Kavallerie kräftig eingriff, zog der Feind, auf diesem Flügel gut geordnet, nach Eutritzsch ab. Eine Verfolgung fand auf der ganzen Schlachtfront wegen der eintretenden Dunkelheit und der völligen Erschöpfung der Truppen nicht statt.

Marmont suchte seine Truppen am Abend jenseits des Rietschke-Baches zwischen Gohlis und Eutritzsch zu sammeln.

Das Korps Yorck biwakierte auf dem Schlachtfelde, die Avantgarde, 1. und 2. Brigade vorwärts des brennenden Möckern, die 7. und 8. Brigade zwischen der Straße nach Landsberg und dem Rietschke-Bach, die gesamte Kavallerie hinter Möckern, erschöpft von der Blutarbeit des heißen Tages. Wie einst bei Leuthen erklang das feierliche: „Nun danket alle Gott"!*)

Das Korps Langeron war bei Wiederitzsch auf die Division Dombrowski und die Kavallerie-Division Fournier gestoßen und hatte die Orte nach längerem Kampfe genommen. Dann kam sein Vorgehen durch die Meldung zum Stocken, daß von Düben her eine starke französische Kolonne heranrücke. Es war die Division Delmas

*) Carl v. Raumer: Erinnerungen und Tagebuch des Schlesischen Landwehr-Regiments 15. Nach diesem sang es die ganze 7. Brig. Kriegs-Archiv III. E. 46, Generalstab.

Digitized by Google

des 3. Korps*) mit dessen Fuhrwesen. Sie griff in den Kampf ein und Langeron wurde erst abends, als die Franzosen hinter Eutritzsch zurückwichen, Herr des Gefechtsfeldes.

Sacken war auf Blüchers Befehl etwa um 5 Uhr abends auf Möckern vormarschiert, kam dort aber erst an, als Yorck den Kampf schon beendigt hatte.

Die Verluste des Yorckschen Korps waren sehr groß. Es war am 16. mit 598 Offizieren, 21 240 Mann**) in die Schlacht gegangen und hatte davon 176 Offiziere, 7094 Mann verloren, wovon 157 Offiziere, 6500 Mann auf die Infanterie entfallen, die nach der Schlacht nur noch 250 Offiziere, 9800 Mann zählte. Groß war namentlich auch der Verlust an Stabsoffizieren: 33 tot und verwundet. 1 Adler, 2 Fahnen, 53 Geschütze, zahlreiche Munitionswagen wurden erbeutet, 2000 Mann gefangen und das Korps Marmont, das bisher noch keine Niederlage erlitten hatte, vollkommen geschlagen. Es war auf die Hälfte seiner Stärke herabgesunken, der Auflösung nahe und zählte kaum noch mit.

Langeron hatte etwa 1500 Mann verloren, 1 Fahne, 13 Geschütze erbeutet und mehrere Hundert Mann zu Gefangenen gemacht.

Der Ruhm des glorreichen Tages von Möckern gehört allein dem Korps Yorck, das mit Stolz auf die Blutarbeit und das Ergebnis des Tages zurücksehen konnte, denn ein in jeder Beziehung gleichwertiger, gut geführter Gegner war aus einer sehr vorteilhaften Stellung geworfen und größtenteils in Auflösung zurückgetrieben worden.

Am nächsten Morgen versammelte Yorck sein Korps zu einem ergreifenden Feldgottesdienst, zu dem die zusammengeschmolzenen Truppen fast ohne Führer anmarschierten; dann wurde das Korps neu formiert, aus den vier Brigaden zwei Divisionen zusammengestellt, die erste unter Horn aus den Resten der 2. und 7. Brigade, die zweite unter Hünerbein aus der 1. und 8.; fast durchgehend mußten je zwei, ja drei Bataillone***) zu einem zusammengelegt werden.

Bei einem kritischen Blick auf die Ereignisse des 16. Oktober fällt uns zunächst auf, daß die in den Morgenstunden mit so großen Reitermassen begonnene Erkundung ohne ausreichendes Ergebnis verläuft. Bei Lützschena, das bereits von Infanterievorposten besetzt war, macht die Kavallerie halt, die beiden bewährten Führer der Yorckschen Kavallerie reiten allein auf eine naheliegende Höhe und beobachten auf $2^1/_2$ km Entfernung die feindliche Stellung, die sie annähernd richtig erkennen. Von da ab scheint aber die weitere Beobachtung und jeder Versuch, näheren Einblick zu gewinnen,

*) 10 Bataillone, 14 Geschütze mit zusammen etwa 4000 Mann.

**) Zahlenangaben nach Droysen III, Beil. 4. In der Relation Yorcks wird die Stärke mit 21 429 Kombattanten angegeben. Kriegs-Archiv III. E. 46, Generalstab.

***) Die Landwehr-Regimenter 5 und 13 der 1. Brigade.

Digitized by Google

unterblieben zu sein, denn der um 9^{30} vormittags erfolgende Abmarsch des Marmontschen Korps und später dessen Verbleib werden nicht rechtzeitig erkannt, und der Abzug der französischen Vortruppen in südlicher Richtung ungefähr um 1 Uhr überrascht allgemein. Es ist nicht einzusehen, warum die gesamte Kavallerie frühmorgens in Bewegung gesetzt wurde, nur um bis an die schon am Abend vorher in ihrer Stellung befindlichen Infanterie-Vorposten zu reiten und dort festzustellen, was ein einziger Offizier ebensogut ermitteln konnte. Von einer weiteren Verwendung der Reitergeschwader zur Aufklärung scheint gänzlich Abstand genommen zu sein, wodurch das Erkennen der feindlichen Maßnahmen um Stunden hinausgeschoben wurde. Die Folge waren Entschlüsse und Anordnungen, die sich später als nicht richtig erwiesen.

In der Literatur ist Yorck der Vorwurf gemacht worden, den stärksten Punkt der französischen Stellung angegriffen zu haben. Diese Tatsache ist allerdings unbestreitbar Es wäre, theoretisch betrachtet, sicher vorteilhafter gewesen, wenn beide Korps, Yorck und Langeron, mit gegenseitiger Unterstützung nach Überwindung des Widerstandes in Wiederitzsch den rechten feindlichen Flügel in Front und Flanke mit ihrer großen Überlegenheit angegriffen hätten. Der dort erzielte Erfolg würde Marmont zur Aufgabe von Möckern veranlaßt haben, dessen Besatzung bis dahin durch ein hinhaltendes Gefecht der Avantgarde festzuhalten gewesen wäre. Das setzte aber einen klaren Überblick über die Verhältnisse und Stärke beim Gegner voraus und daran fehlte es gerade beim Oberkommando der Schlesischen Armee, das von Annahmen ausging, die der Wirklichkeit durchaus nicht entsprachen und erst am späten Nachmittage volle Klarheit gewann. Der Entschluß zu der Schwenkung aus der östlichen in die südliche Richtung und zum Angriff auf die Marmontsche Stellung, wurde von Yorck aber völlig selbständig gefaßt, und zwar geraume Zeit ehe Wiederitzsch von den Russen genommen wurde, das einem zu dieser Zeit auf den rechten Flügel Marmonts gerichteten Angriff in Flanke und Rücken gelegen hätte. Dieser Umstand führte dazu, von vornherein den linken Flügel anzugreifen und nun geschah das, was vorher und nachher unzählige Male geschehen ist und unter ähnlichen Verhältnissen auch künftig geschehen wird: der Kampf um die Örtlichkeit, hier Möckern, zieht alles magnetisch in seinen Bannkreis, verschlingt eine Verstärkung nach der andern und nimmt dem Führer bis zu einem gewissen Grade die freie Verfügung über seine Kräfte.

Nachdem die Infanterie der Vorhut das zweitemal aus Möckern hinausgeworfen war, betrachtete man es lediglich als Ehrensache, den Rückschlag wieder gut zu machen und versuchte daher aufs neue, sich des Dorfes zu bemächtigen, ohne jedoch mit diesem Unternehmen irgendwie die Erreichung eines anderen taktischen Zweckes zu verbinden. Erst als man später deutlich beobachtete, daß der Feind nicht nur seinen linken Flügel, sondern auch die in Möckern befindlichen Truppen verstärkte, schloß man, daß es seine Absicht sei, gestützt auf das Dorf, einen entscheidenden Schlag

Digitized by Google

gegen den rechten Yorckschen Flügel zu führen, diesen von der Straße nach Halle abzudrängen und in Richtung Lindenthal—Radefeld zurückzuwerfen. Das schien um so wahrscheinlicher, als der Feind unbeschränkte Einsicht in das Angriffsgelände hatte und beobachten konnte, daß das ganze Yorcksche Korps eingesetzt war und keine Reserven hinter sich hatte. Diese Meinung hat auch Yorck geteilt und daraus erklärt sich die Beharrlichkeit, mit der er die Inbesitznahme von Möckern anstrebte.*)

Ein wesentlich schnelleres Einsetzen der allmählich gegen den linken französischen Flügel verwendeten Truppen, wie es von der Kritik verlangt worden ist, wäre unter diesen Umständen und auch bei den sich ergebenden Anmarschrichtungen und Entfernungen kaum möglich gewesen, zumal es für Yorck klar war, daß er auf eine Unterstützung durch die anderen Korps nicht zu rechnen habe und er daher das Bestreben haben mußte, sich nicht vorzeitig völlig zu verausgaben. Unter diesen Umständen wäre es allerdings zweckmäßig gewesen, die Brigaden Horn und Hünerbein früher einzusetzen und dadurch zu verhindern, daß Marmont immer mehr Kräfte nach seinem linken Flügel zog. Das lange Zurückhalten dieser Brigaden ist nur durch das Bestreben Yorcks zu erklären, die Verbindung mit Langeron nicht ganz aufzugeben, und durch die berechtigte Erwartung von dessen baldiger Unterstützung bei einem umfassenden Angriff auf Eutritzsch.

Daß schließlich unterlassen wurde, einige Abteilungen von Wahren aus in die Elsterniederung zu senden, um von ihr aus die Einnahme von Möckern zu unterstützen, ist nicht dem Kommandierenden General, sondern dem Führer der Avantgarde zur Last zu legen, der wohl einen derartig hartnäckigen Kampf um das Dorf nicht voraussah oder dieses wirksame Hilfsmittel nicht rechtzeitig in seinen Angriffsbefehl einbezog.

Ein Augenzeuge der Vorgänge auf dem rechten Flügel**) schrieb später: „Die verschiedenen Momente dieser mörderischen Schlacht im Zusammenhange klar und übersichtlich zu schildern, ist eine Aufgabe, die niemand zu lösen vermag, und bleibt es ein vergebliches Bemühen, die gleichzeitig stattgefundenen Gefechtsverhältnisse jetzt noch ermitteln und gruppieren zu wollen. Es gab auf dem Schlachtfelde für einen auf preußischer Seite befindlichen Beobachter keinen Punkt, von dem aus ein Überblick des Ganzen zu gewinnen gewesen wäre, und die Relationen der Unterführer tragen eher dazu bei, das Bild der Begebenheiten zu verdunkeln."

Wenn wir die Ereignisse bei Möckern an unserem Geiste vorüberziehen lassen, so muß jedes Preußenherz höher schlagen. Alle soldatischen Tugenden vereinigten sich, um nach dem furchtbar blutigen Ringen endlich zum glänzenden Erfolge zu gelangen. Zäheste, heldenmütigste Tapferkeit, Todesverachtung, allgemeiner Drang nach vorwärts

*) Kriegs-Archiv III. E. 47 und Bericht Yorcks III. E. 45, Generalstab.

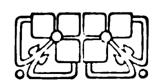
**) Leutnant Reyher, Adjutant Katzelers, der spätere General und Chef des Generalstabes der Armee.

Digitized by Google

Anspannung aller körperlichen und seelischen Kräfte, treueste Pflichterfüllung, alle diese Momente beherrschten das ganze Yorcksche Korps vom einfachen Soldaten bis zur höchsten Führerstelle und mußten zum Siege führen, da der unbedingte Wille dazu vorhanden war. Und es war der einzige wirkliche Sieg, den die Verbündeten an diesem Tage erfochten, denn im Süden des großen Schlachtenringes, bei Wachau, rettete nur die heldenmütige Standhaftigkeit der Truppen und ihrer Unterführer sowie eine Reihe glücklicher Zufälle die Haupt-Armee vor einer Niederlage, die die Unfähigkeit der Führung mit Recht verdient hätte, und auch im Westen bei Lindenau verlief das Gefecht trotz der von den Truppen bewiesenen Tapferkeit ohne jegliches Ergebnis. So bedurfte es noch eines weiteren blutigen Schlachttages, um Napoleon dazu zu zwingen, seine Sache in Deutschland aufzugeben und den Rückzug über den Rhein anzutreten.

Wartenburg und Möckern! Diese beiden Namen werden ihren guten Klang behalten, solange es eine preußische, eine deutsche Armee gibt; sie werden daran erinnern, daß nach den Jahren größten Unglücks und schwerster Erniedrigung die alten preußischen Soldatentugenden sich wieder zur vollen Höhe erhoben hatten, daß der alte Geist hingebender Treue und die Opferfreudigkeit für den König, das Vaterland und die Ehre der Armee unverändert fortbestanden, daß die Nation stolz sein durfte auf ihr Heer, besonders auf ihr Yorcksches Korps.

Troschel,
Oberst z. D., zugeteilt dem Großen Generalstabe.



Das Gesetz vom 7. August 1913 über Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit in Frankreich.

Am 6. März legte die französische Regierung der Kammer einen Gesetzentwurf vor, der die dreijährige aktive Dienstpflicht einführte und ihr rückwirkende Kraft auf die augenblicklich unter den Fahnen befindlichen Jahrgänge verlieh. Nur die Söhne kinderreicher Familien sollten bereits nach 2 oder 2½ Jahren entlassen werden.

Der Regierungsvorschlag wurde Anfang Mai im Heeresausschuß der Kammer nach einem Vorschlag der Abgeordneten Reinach und Lannes de Montebello abgeändert. Es wurde eine Mindest-Etatsstärke (z. B. Infanterie-Kompagnie an der Grenze 200, im Innern 140 Mann) festgelegt und vorgeschlagen, daß von dem 3. Jahrgange immer nur so viel Mannschaften im Dienst zu behalten seien, als nötig wären, um die festgelegten Etatsstärken zu sichern. Unter Berücksichtigung der für die geplanten Neuformationen erforderlichen Mannschaften hätte man damit eine durchschnittliche Friedensstärke von 673000 Mann zum Dienst mit der Waffe ohne Farbige und Fremde erreicht und jährlich nur etwa 160000 bis 170000 Mann mehr als bisher unter den Fahnen halten müssen. Da ein Jahrgang nach zweijähriger Dienstzeit noch etwa 200000 bis 210000 Mann stark ist, hätten etwa 40000 Mann jährlich nach 2 Jahren entlassen werden können. Das Heer wäre bereits im Herbst 1913 um 160000 ausgebildete Mannschaften verstärkt worden.

Aus der Absicht, dem Gesetz rückwirkende Kraft auf die jetzt dienenden Jahrgänge zu verleihen, erwuchsen der Regierung jedoch erhebliche Schwierigkeiten. Soldatenunruhen brachen im Mai 1913 aus, für den Herbst standen neue zu erwarten. Es war zweifelhaft, ob sich unter diesen Umständen die Kammer für Einführung der dreijährigen Dienstzeit entscheiden würde. Der Regierung kam daher ein am 25. Juni eingereichter Vorschlag, die Dienstpflicht in Zukunft schon mit dem 20. Lebensjahr anstatt wie bisher mit dem 21. beginnen zu lassen und im Herbst 1913 zwei Rekrutenjahrgänge einzustellen, sehr erwünscht.

Digitized by Google

Durch die Einstellung mit 20 Jahren erreichte man die Erhöhung der Friedensstärke, ohne daß die beim Inkrafttreten des Gesetzes dienenden Jahrgänge ein drittes Jahr zurückbehalten werden müssen. Selbst der ältere der beiden 1913 einzustellenden Jahrgänge (Klasse 1912) kann noch nach zweijähriger Dienstzeit entlassen werden. Allerdings wird damit das Heer im Herbst 1913 nicht sofort um ausgebildete Mannschaften, sondern um Rekruten vermehrt, die erst ausgehoben werden müssen und daher erst Ende November 1913 eingestellt werden können.

Die Regierung unterstützte den Antrag zur Einstellung der Zwanzigjährigen. Auch die gesetzgebenden Körperschaften traten ihm bei, allerdings unter der Bedingung, daß eine strenge Auswahl der Zwanzigjährigen stattfinde und daß nur wirklich völlig entwickelte Mannschaften eingestellt würden. Kurz vor der endgültigen Abstimmung über das Gesetz nahm die Kammer, dem republikanischen Grundsatz der Gleichheit zu Liebe, noch den Zusatz in das Gesetz auf, daß die Dienstzeit für alle tatsächlich gleich sein müsse. Der bereits angenommene Vorschlag der Abgeordneten Reinach und Montebello, eine Mindeststärke gesetzlich festzulegen und die darüber hinaus vorhandenen Mannschaften bereits nach zwei Jahren zu entlassen, wurde damit gegenstandslos. Das Heer wird nunmehr nicht, wie die Regierung es wollte, um etwa 160 000 Mann, sondern, wenn das Gesetz seine volle Wirksamkeit erlangt hat, um einen ganzen Jahrgang (220 000 Mann) verstärkt.

Der so abgeänderte Gesetzentwurf über Einführung der dreijährigen Dienstzeit wurde am 19. Juli 1913 mit 358 gegen 204 Stimmen von der Kammer angenommen. Der Senat nahm am 7. August 1913 den Gesetzentwurf in der von der Kammer beschlossenen Form mit 244 gegen 36 Stimmen unverändert an. Er stellte die Bedenken, die sich gegen verschiedene Bestimmungen des Gesetzes geltend machten, zurück, um die Annahme nicht zu verzögern und das rechtzeitige Inkrafttreten und damit die rechtzeitige Aushebung der Jahresklasse 1913 nicht unmöglich zu machen.

Das Gesetz trat am 7. August 1913 in Kraft. Sein wesentlicher Inhalt ist folgender:

Die Gesamtwehrpflicht wird von 25 auf 28 Jahre erhöht. Jeder taugliche Franzose hat tatsächlich die gleiche Dienstzeit abzuleisten und muß dienen:

in der aktiven Armee	3	(bisher 2)	Jahre,
in der Reserve	11	(= 11)	=
in der Territorialarmee	7	(= 6)	=
in der Reserve der Territorialarmee .	7	(= 6)	=

Bei einer allgemeinen Mobilmachung können alle nicht mehr wehrpflichtigen Mannschaften, die noch dienstfähig sind, wieder eingezogen werden.

Die Wehrpflicht gestaltet sich daher im Vergleich zu dem bisherigen Gesetz wie folgt:

Digitized by Google

Wehrgesetz vom 21. Mai 1905

aktiv	Reserve	Territorial-Armee	Reserve d. Territ.-Armee
22 23	24 25 26 27 28 29 30 31 32 33 34	35 36 37 38 39 40	41 42 43 44 45 46

Wehrgesetz vom 7. August 1913

aktiv	Reserve	Territorial-Armee	Reserve d. Territ.-Armee
21 22 23	24 25 26 27 28 29 30 31 32 33 34	35 36 37 38 39 40 41	42 43 44 45 46 47 48

Die Übungen im Beurlaubtenstande werden trotz der Verlängerung der aktiven Dienstzeit nicht verkürzt. Wie bisher sind in der Reserve zwei Übungen (eine von 23, eine von 17 Tagen), in der Territorial-Armee eine neuntägige Übung abzuleisten.

Die augenblicklich dienenden beiden Jahrgänge (Klasse 1910 und 1911) sowie der im Herbst 1913 normalerweise eintretende Rekrutenjahrgang (Klasse 1912) sind der dreijährigen aktiven Dienstpflicht noch nicht unterworfen. Sie haben jedoch die verlängerte Wehrpflicht des Beurlaubtenstandes abzuleisten.

Die aktive Dienstpflicht beginnt in Zukunft mit dem Jahre, in dem der Wehrpflichtige sein 20. (bisher 21.) Lebensjahr vollendet. Da nur vollentwickelte junge Leute eingestellt werden sollen, hat man die bisherige Bestimmung, daß nur einmal zurückgestellt werden darf, dahin erweitert, daß noch nicht genügend entwickelte Mannschaften bis zum Übertritt in die Reserve zurückgestellt werden können. Es haben zu dienen: die einmal Zurückgestellten drei Jahre, die zweimal Zurückgestellten zwei Jahre, die dreimal Zurückgestellten ein Jahr. Mannschaften, die nach viermaliger Zurückstellung für tauglich befunden werden, treten sofort in die Reserve und leisten dort die gesetzmäßigen Übungen ihres Jahrganges ab.

Die als erste mit 20 Jahren einzustellende Jahresklasse 1913, deren Musterung erst nach dem Inkrafttreten des Wehrgesetzes vorgenommen werden kann, soll spätestens in der zweiten Hälfte des November 1913 eingezogen werden. Bis dahin bleibt der Jahrgang 1910 unter den Fahnen.

Jeder drei Jahre dienende Soldat hat das Recht auf vier Monate Urlaub. Nur schwer Bestrafte gehen seiner verlustig. Die aktive Dienstzeit beträgt also tatsächlich insgesamt nur zwei Jahre und acht Monate.

Die Iststärken (einschl. Kapitulanten) dürfen nicht unter folgende Mindeststärken sinken:

<table>
<tr><th></th><th>Inf. Komp.</th><th>Kav. Regt.</th><th>Fahr. Battr.</th><th>Reit. Battr.</th><th>Geb. Battr.</th><th>Fußart. Battr.</th><th>Pion. Komp.</th><th>Eisenb. Komp.</th></tr>
<tr><td>Niedriger Etat . .</td><td>140</td><td rowspan="2">740</td><td>110</td><td rowspan="2">175</td><td rowspan="2">140</td><td>120</td><td>140</td><td rowspan="2">200</td></tr>
<tr><td>Hoher Etat . . .</td><td>200</td><td>140</td><td>160</td><td>200</td></tr>
</table>

Die Zöglinge der Offizier- und Sanitätsoffizier-Vorbereitungsschulen (St. Cyr, école polytecnique, école du service de santé militaire) dienen nicht mehr wie bisher vor dem zweijährigen Schulbesuch ein Jahr als Gemeine in der Front. Sie werden im August und September zu einem Truppenteil zur Dienstleistung kommandiert und nehmen an den Herbstübungen teil, und zwar im ersten Jahre als Gemeine, im zweiten als Unteroffiziere.

Nach einhalbjähriger Dienstzeit kann jeder Soldat eine Prüfung zum Reserveoffiziers-Anwärter ablegen. Diejenigen, welche die Prüfung bestehen, werden nach einjähriger aktiver Dienstzeit auf ein Jahr auf die Kriegsschulen kommandiert, auf denen schon die aus der Truppe hervorgegangenen Anwärter für die aktive Offizierlaufbahn ausgebildet werden. Nach erfolgreichem Besuch dieser Schulen werden sie zu Reserveoffiziers-Aspiranten ernannt. Das letzte halbe Jahr ihrer dreijährigen aktiven Dienstzeit leisten sie als Unterleutnants der Reserve ab.

Junge Leute, die sich durch die militärische Jugendausbildung das militärische Befähigungszeugnis (brevet d'aptitude militaire) erworben haben, können vom 18. Jahre ab in einen selbstgewählten Truppenteil als Dreijährig-Freiwillige eintreten. Die übrigen jungen Leute dürfen erst mit 19 Jahren als Freiwillige in einen vom Kriegsminister bestimmten Truppenteil ihres Korpsbezirks eintreten.

Nur Mannschaften, die sich für vier- oder fünfjährigen freiwilligen Dienst verpflichten, dürfen sich den Truppenteil wählen. Sie erhalten Handgeld und tägliche Zulage.

Kapitulationen können wie bisher bis zu einer Gesamtdienstdauer von 15 Jahren von Unteroffizieren, von 10 Jahren von Obergefreiten und Gefreiten der Kavallerie und reitenden Artillerie, von 5 Jahren von denen der übrigen Waffen abgeschlossen werden. Um 1913/14 eine größere Anzahl älterer Mannschaften für die Ausbildung der beiden Rekrutenjahrgänge zu erhalten und die Friedensstärke während der Übergangszeit zu erhöhen, können im Herbst 1913 Mannschaften der Jahresklasse 1910 und bereits entlassene älterer Jahrgänge Kapitulationen auf ein oder zwei Jahre abschließen. Sie erhalten eine tägliche Zulage von 1 Franken und ein Handgeld von 500 Franken jährlich, die sonst nur für eine Dienstdauer über 3 Jahre und auch da nicht in dieser Höhe gezahlt werden.

Da sämtliche Mannschaften — auch die Ernährer von Familien — 3 Jahre dienen müssen, erhalten unterstützungsbedürftige Familien, deren Ernährer zu aktivem Dienst ausgehoben wird, während dieser Zeit eine tägliche Unterstützung von 1,25 Franken für die Frau, von 0,50 Franken für jedes Kind unter 16 Jahren.

Der Kriegsminister kann, wenn die Umstände es erfordern, den Jahrgang, der sein drittes Jahr beendet hat, eine Zeitlang unter den Fahnen halten. Dem Parlament muß so bald als möglich Mitteilung gemacht werden.

Digitized by Google

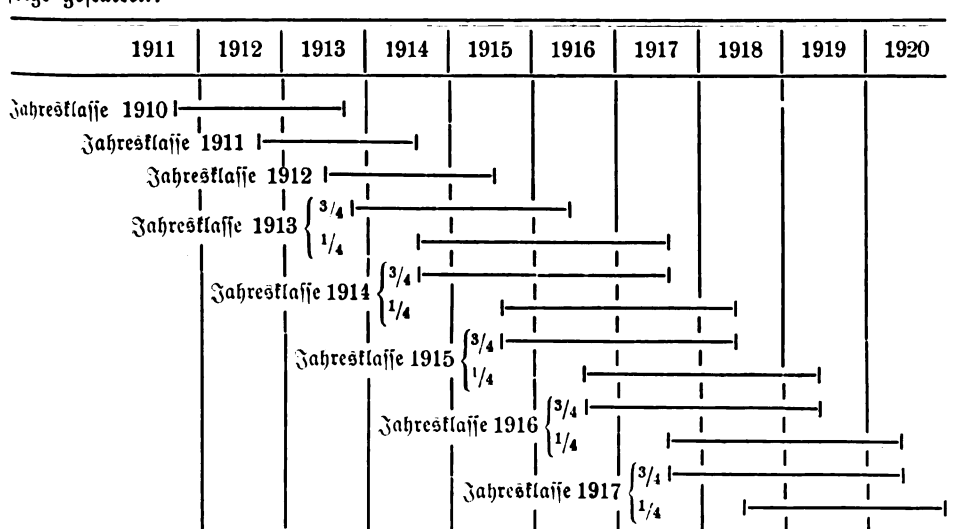
Die Wirkungen des neuen französischen Wehrgesetzes.

Wirkung auf die Friedensstärke.

Die Friedensstärke der französischen Armee wird wie bisher je nach den Rekrutierungsergebnissen schwanken. Gegen die bisherige Stärke erhöht sie sich, wenn das Gesetz seine volle Wirksamkeit erlangt hat, um die Zahl der bisher von einem Jahrgang zu zweijährigem aktiven Dienst ausgehobenen Mannschaften. Ein Jahrgang wird in den nächsten Jahren durchschnittlich 235 000 Mann zum Dienst mit der Waffe, 18 000 Mann zum Dienst ohne Waffe stark sein. Von einem Jahrgang traten schon bisher durchschnittlich 15000 Mann zu dreijährig-freiwilligem Dienst ein, die Erhöhung der Friedensstärke durch die dreijährige Dienstzeit wird also etwa 220 000 Mann zum Dienst mit der Waffe, 18 000 Mann zum Dienst ohne Waffe betragen. Da künftig von dem Rekrutenjahrgang nur die körperlich Vollentwickelten mit 20 Jahren eingestellt, die andern zurückgestellt werden sollen, kann der im Herbst 1913 einzustellende jüngere Rekrutenjahrgang (20 jährige) noch nicht 220 000 Mann zum Dienst mit der Waffe liefern. Man rechnet in Frankreich, daß von ihm etwa 140 000 körperlich bereits genügend entwickelte Mannschaften zum Dienst mit der Waffe, etwa 12000 zum Dienst ohne Waffe eingestellt werden können. Dazu kommen noch die im Frühjahr 1913 infolge der Ankündigung der dreijährigen Dienstzeit besonders zahlreich eingetretenen Dreijährig-Freiwilligen (rund 35000, also 20000 mehr als bisher). Das Heer wird daher im Herbst 1913 um rund 160000 Mann zum Dienst mit der Waffe (140000 und 20000 Dreijährig-Freiwillige), also um drei Viertel eines Jahrganges verstärkt.

Erst im Herbst 1914 wird die Mannschaftszahl eines vollen Jahrganges eingestellt werden können (3/4 Klasse 1914, 1/4 Klasse 1913 [Zurückgestellte]).

Die Zusammensetzung der Armee wird sich daher in den nächsten Jahren wie folgt gestalten:




Digitized by Google

Es werden also von Herbst 1913 bis Herbst 1916 nur jeweils $2^3/_4$ Jahrgänge dienen. Erst vom Herbst 1916 ab wird dauernd die Mannschaftszahl dreier voller Jahrgänge unter den Fahnen sein.

Es ergibt sich daraus, daß die Friedensstärke der französischen Armee, wie sie im Jahresdurchschnitt erreicht wird, sich etwa folgendermaßen entwickeln wird:

	Armee und Kolonialkorps			Dazu in Algerien, Tunesien und Marokko		Gesamtfriedensstärke
	Kapitulanten, Mehrjährig-Freiwillige, Gemeine zum Dienst mit der Waffe	Gemeine zum Dienst ohne Waffe	Summe rund	Araber-truppen, Marokkaner und Fremden-leginäre	Senegal-Neger	
1	2	3	4	5	6	7
1913 bis Herbst 1916	655 000 [1])	47 000	700 000	60 000 [2])	13 000 [2])	773 000
Ab Herbst 1916 . .	710 000 [1])	50 000	760 000	60 000 [2])	13 000 [2])	830 000

Bemerkungen: [1]) Vermehrung der Kapitulanten ist beabsichtigt. Die Friedensstärke wird demnach noch steigen. [2]) Eine weitere allmähliche Vermehrung der braunen und schwarzen Truppen ist beabsichtigt. Welchen Umfang sie haben wird, läßt sich noch nicht übersehen.

Mit der durch Einstellung des jüngeren Rekrutenjahrgangs Ende November erreichten Vermehrung sollen einmal die schon bestehenden Truppenteile auf erhöhten Etat gebracht und ferner einige Neuformationen aufgestellt werden. Die im Gesetz geforderten Mindestetatsstärken werden allerdings vor der vollen Wirksamkeit des Gesetzes (Herbst 1916) nicht ganz erreicht werden können, außer wenn es gelingt, vom Jahrgang 1910 eine große Anzahl von Kapitulanten zu gewinnen. (Vergl. S. 778.)

Man bezweckt mit den Neuformationen, sämtliche Jäger-Bataillone wieder auf sechs Kompagnien zu bringen und die zehn Kavallerie-Divisionen mit je drei reitenden Batterien auszustatten. Die Kavallerie wird um zwei Regimenter verstärkt, weiterhin soll eine starke schwere Artillerie geschaffen werden durch Aufstellung von 15 neuen Batterien und Umwandlung von 27 Fußartillerie-Batterien. Die Verkehrstruppen werden, um den schon lange notwendigen technischen Forderungen gerecht zu werden, um zwölf Kompagnien und 20 Fliegerabteilungen vermehrt. 21 Pionier-Kompagnien werden aufgestellt. Jedes Armeekorps erhält einen Scheinwerferzug. Die übrigen Neuformationen (vier Bataillone Zuaven, sieben fahrende und zwei Gebirgsbatterien) sind zum Ersatz für die nach Marokko aus dem Kolonialkorps und der Heimatsarmee abkommandierten Truppenteile bestimmt. Außerdem soll ein neues Armeekorps (XXI.) an den Vogesen aus einer der drei Divisionen des VII. Armeekorps und überzähligen Formationen anderer Armeekorps gebildet werden. Die neuen Formationen sollen durch ein besonderes Gesetz gefordert werden. Ihre Aufstellung wird voraussichtlich zum großen Teil am 1. Januar 1914 erfolgen.

Digitized by Google

Im Herbst 1916, wenn das Gesetz seine volle Wirksamkeit erlangt hat, können sämtliche Etatsstärken mindestens auf die geforderte Iststärke gebracht und auch noch weitere Neuformationen aufgestellt werden.

Wirkung auf die Kriegsstärke und Kriegsbereitschaft.

Die Kriegsstärke wächst um drei Jahrgänge, nämlich um: einen jungen Jahrgang, den der Zwanzigjährigen, und um zwei alte Jahrgänge, die durch Verlängerung der Wehrpflicht in der Territorial-Armee und ihrer Reserve gewonnen werden. Sie wird in Zukunft durch die vermehrte Einstellung der Farbigen und Fremden noch weiter wachsen.

Die Anzahl der alljährlich in den Beurlaubtenstand übertretenden Mannschaften erhöht sich nicht. Sie wird weiter rund 200000 Mann mit der Waffe Ausgebildeter betragen.

Die Feldtruppen werden künftig günstiger als bisher zusammengesetzt sein. Die Infanterie-Kompagnie auf hohem Etat wird künftig aus vier Fünfteln aktiver, einem Fünftel Ergänzungsmannschaften, die Infanterie-Kompagnie auf niedrigem Etat aus vier Siebenteln aktiver, drei Siebenteln Ergänzungsmannschaften bestehen.

Die Kavallerie und die reitende Artillerie hat künftig Kriegsstärke. Das Kavallerie-Regiment wird voraussichtlich auch in Zukunft aus vier kriegsstarken und einer schwächeren Depot-Eskadron bestehen.

Die Mobilmachung der Feldtruppen wird schneller als bisher vor sich gehen können. Sämtliche zehn Kavallerie-Divisionen, die bereits im Frieden zusammengesetzt sind, werden sofort marschbereit sein.

Eine größere Zahl von Truppenteilen als bisher wird als Grenzschutztruppen den hohen Etat erhalten. Voraussichtlich werden künftig an der deutschen Grenze fünf bis sechs Armeekorps auf hohem Etat sein. Die Grenzschutztruppen werden auch im Winter über einen starken Stamm ausgebildeter Mannschaften (Infanterie-Kompagnie etwa 135) verfügen, nur im Winter 1913/14 wird die Infanterie-Kompagnie des Grenzkorps wie bisher nur etwa 80 ausgebildete Mannschaften stark sein.

Die Wirkung auf die Ausbildung.

Die Ausbildung des französischen Heeres wird durch die längere Dienstzeit des einzelnen Mannes und durch die höheren Friedensetats nicht unwesentlich verbessert werden. Die bessere Ausbildung während der aktiven Dienstzeit wird sich späterhin auch bei den Mannschaften des Beurlaubtenstandes fühlbar machen, zumal die bisherigen Übungen des Beurlaubtenstandes in vollem Umfange beibehalten werden.

Sehr beachtenswert ist der Einfluß der längeren aktiven Dienstzeit auf die Ausbildung der Reserve-Offizier-Aspiranten, auf deren gründliche Durchbildung man schon seit längerer Zeit besondere Sorgfalt verwendete. Die Reserveoffiziere werden zweifellos künftig den jüngeren aktiven Offizieren kaum nachstehen. Das neue Gesetz wird somit zu einer weiteren Steigerung des Wertes der französischen Reservetruppen beitragen.

Digitized by Google

Die Einstellung von zwei Rekrutenjahrgängen im Herbst 1913 wird die Ausbildung im Winter 1913/14 erschweren, zumal da der ältere Rekrutenjahrgang Anfang Oktober, der jüngere erst Ende November eingestellt wird.

Wirkung auf das wirtschaftliche Leben.

Die Kosten für Einführung der dreijährigen Dienstzeit betragen an einmaligen Ausgaben 597, an dauernden 224 Millionen Mark. Dazu kommen noch in Frankreich 336 Millionen Mark, die in nächster Zeit für Verbesserung der Bewaffnung und Ausrüstung ausgegeben werden sollen, sowie 50 bis 60 Millionen Mark jährlicher Ausgaben für Erhöhung des Gehaltes der Offiziere und Unteroffiziere.

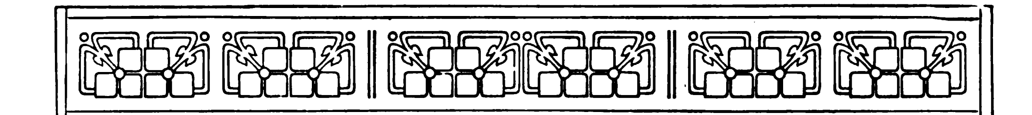
Die Deckungsfrage dieser hohen Kosten ist noch nicht gelöst. Sie wird noch erhebliche Schwierigkeiten machen.

Die Einführung der dreijährigen Dienstzeit bedeutet für Frankreich eine außerordentliche Anspannung der Wehrkraft, die auf Handel, Industrie und Landwirtschaft, auf jeden Stand und Beruf von einschneidender Wirkung sein muß.

Verschiedentlich wird die Befürchtung laut, daß die antimilitaristische Bewegung aus der Verlängerung der Dienstzeit Nutzen ziehen, und daß die schon jetzt hohe Zahl der Deserteure und der Mannschaften, die sich der Dienstpflicht durch Abwanderung entziehen, zunehmen wird.



Digitized by Google



Die Einnahme von Janina durch die Griechen.

Janina liegt in einem von hohen Gebirgszügen umschlossenen Tal in Epirus. Bei dieser kleinen Stadt laufen die Straßenzüge zusammen, die von dem griechischen Arta, von Preveza und andern adriatischen Küstenorten nach dem Innern, besonders nach Monastir führen.

Skizze 62.

Die Türkei rechnete für den Fall eines griechisch-türkischen Krieges mit der Aufstellung einer griechischen Hauptarmee in Thessalien und einer Nebenarmee gegen Epirus in der Nähe von Arta, ähnlich wie 1897 verfahren worden war.

Da Epirus zum großen Teil griechische Bevölkerung hat, mußte weiter damit gerechnet werden, daß die Griechen einmal besetztes Land nicht wieder herausgeben würden. Eine erhebliche Truppenmacht, um die Besitznahme von Epirus zu verhindern, konnte in dem entlegenen Gebiet schon mit Rücksicht auf einen griechischen Vormarsch von Thessalien aus nicht belassen werden. Es galt, dem Hauptgegner gegenüber stark zu sein und nicht für Nebenaufgaben unnötige Kräfte abzuzweigen. Dennoch sollte die griechische Eroberung von Epirus wenigstens so lange aufgehalten werden, bis eine Entscheidung auf dem Hauptkriegsschauplatz in Mazedonien gefallen war. Daher entschloß sich die Türkei, Janina zu befestigen und damit auch schwächeren Truppen in Anlehnung an eine Festung eine Widerstandsmöglichkeit gegen die eindringenden Griechen zu geben. 1910 wurde mit der Befestigung begonnen. Eine Festung im modernen Sinne konnte also aus Janina bis zum Herbst 1912 nicht gemacht worden sein. Viele Werke sind geplant geblieben, manche nur angedeutet, keines ist völlig ausgebaut worden. Entsprechend den Angriffsmitteln der Griechen, die über moderne Belagerungs-Artillerie nicht verfügen, konnte auf Panzer und schwere Betonwerke verzichtet werden.

Janina ist im Norden und Nordosten von steilen Gebirgen umgeben, die für Truppenbewegungen nicht in Frage kommen konnten. Einige Blockhäuser genügten hier, um die Saumpfade zu sperren. Die Hauptstraßenzüge nach Janina führen von Nordwesten und Süden heran. Deshalb waren die Befestigungen hier auf den Höhenzügen angelegt, die in 5 bis 8 km Entfernung die Stadt umgeben und sie damit der Sicht des Belagerers entziehen.

Skizze 63.

Digitized by Google

Ein griechischer Vormarsch aus nordwestlicher Richtung auf der Straße von Monastir und den Wegen von Santi Quaranta und Sagiadi (gegenüber Korfu) war unwahrscheinlich. Die Anlagen in diesem Abschnitt waren daher noch nicht ausgebaut, kaum armiert und fast gar nicht besetzt.

Die Westfront hat keine Straßenzüge zu decken. Das Gebirge ist nur für Infanterie und einzelne Gebirgsgeschütze passierbar. Ein Hauptangriff war hier also auch nicht zu erwarten. Dementsprechend waren die Werke Duruti und Sadowica nicht nennenswert armiert, kaum besetzt, obgleich einige Batterien in Beton hergestellt, und Schützengräben für kniende und stehende Schützen mit Deckungen und Schulterwehren in Stein und Erde ausgeführt waren.

Die Südfront hatte den Weg über den St. Nicolas-Paß und die wichtige Straße von Arta und Preveza zu decken. Die Werke waren hier, da der Hauptangriff sich aller Voraussicht nach gegen sie richten mußte, am vollkommensten ausgebaut und stark armiert, teilweise durch Heranziehung der Geschütze von anderen Fronten. St. Nicolas war mit vier 12 cm-Kanonen armiert. Die Munition lagerte hinter der Batterie in Betonräumen.

Groß- und Klein-Bizani, östlich der großen Straße von Janina, bildeten eine Befestigungsgruppe. Auf Groß-Bizani waren drei Batterien angelegt. Die Hauptbatterie für acht 15 cm-Haubitzen war in Beton ausgeführt. Die Geschütze und Bedienungsmannschaften waren nicht gedeckt, es wurde über Bank gefeuert. In den Schulterwehren befanden sich Munitionsnischen und Untertreteräume für Mannschaften, auch Verpflegungs- und Sanitäts-Depots. Östlich dieser Hauptbatterie liegt eine weitere Betonbatterie für vier Geschütze, die etwas gestaffelt ist. Die westlich gelegene Betonbatterie für sechs Geschütze ist unvollendet und nicht armiert gewesen. Die Flügel und das Vorgelände dieser Batterien wurden durch gut gedeckte Schnellfeuergeschütze in versenkten Geschützständen, wobei besondere Deckungen aus Sandsäcken hergestellt worden waren, gesichert und bestrichen.

Die Hauptschußrichtung aller drei Batterien ist Süden. Eine Bestreichung der Straße von Preveza sowie der Ebene und der Höhen westlich der Straße war daher nicht möglich. Das Vorgelände bietet dem Angreifer günstige Artilleriestellungen und vielfach verdeckte Annäherungsmöglichkeit. Deshalb wurden Batteriestellungen für Feldgeschütze aus Behelfsmaterial in der Nähe der Hauptbatterien angelegt, von denen eine Bestreichung der Geländeteile möglich ist, die der Einsicht und dem Feuer der Hauptbatterien entzogen sind.

Die Anlage der Batterien auf der Kammlinie für direktes Feuer mag nicht besonders vorteilhaft gewesen sein. Die Leitung indirekten Feuers hätte aber so hohe Anforderungen an die Schießtüchtigkeit gestellt, daß trotz allem Aufgeben der Deckung das direkte Feuer mehr Vorteile versprechen konnte. Das hinter den Batterien steil abfallende Gelände erschwerte jede Beobachtung der Schüsse und ermöglichte die

Digitized by Google

Unterbringung von Mannschaften, Munition und anderem Material auf 200 m in steinernen, aber keineswegs bombensicheren Gebäuden.

Auf Klein-Bizani befindet sich eine zusammenhängende etwa 3 km lange Infanterielinie, die in den Felsboden eingegraben ist. Die Schützengräben für stehende Schützen sind mit Unterständen und Schulterwehren versehen. Zwei Drahthindernisse von je 20 Schritt Breite liegen auf 100 und 160 Schritt vor der Feuerlinie.

Die nördlich der Infanterielinie liegenden vier Batterien (für 15 cm-Haubitzen und Feldkanonen älterer Kruppscher Lieferung) waren nur in Erde hergestellt. Unterstände und Munitionsnischen waren teilweise aus Sandsäcken errichtet. Diese Batterien können also nur als Behelfsbauten während der Armierung angesprochen werden. Im ganzen waren in der Gruppe Bizani sechzehn 15 cm-Haubitzen, vier 12 cm-Kanonen, neunzehn 8,7 cm- und acht moderne Schnellfeuerkanonen verwendet.

Die Südost- und Ostfront ist weniger wegen des hier heranführenden Weges von Metzovon, der nur für Infanterie und Gebirgsartillerie benutzbar ist, als durch ihre Lage zur Südfront von Wichtigkeit. Wird das hier liegende Werk Kastrica, das nur verstärkte, feldmäßige Batteriestellungen für insgesamt 15 leichtere Geschütze aufweist, genommen, so ist die Gruppe Bizani in Flanke und Rücken bedroht. Die Lage von Kastrica leidet unter der Überhöhung durch die Stellungen am Driskos-Berge. Eine starke Vorstellung war daher hier durchaus geboten. Die Front des Werkes wird von einer 9 cm-Kanonen-Batterie auf der im Janina-See gelegenen Insel vorteilhaft flankiert.

Eine zweite Verteidigungsstellung ist auf den Höhen 3 km südlich der Stadt Janina gegeben. Vor dem Feldzuge scheint diese Stellung jedoch nicht vorbereitet worden zu sein.

Als Besatzung für Janina ist die 23. türkische Nisam-Division (7000 Mann) und eine Redif-Division II. Kl. vorgesehen gewesen. Sie ist im Laufe der Kämpfe in Mazedonien durch Flüchtlinge und von dort zurückgehende Abteilungen der türkischen Wardar-Armee auf etwa 32 000 Mann gebracht worden. Die Vorräte und Magazine lagen teilweise nicht in Janina, sondern im weiteren Vorgelände, bei Delvino und Santi Quaranta. Ihre Nutzbarmachung war daher nach dem Eintreffen der Griechen vor Janina äußerst schwierig, wenn nicht zeitweise überhaupt unmöglich. Infolge Futtermangels verringerte sich die Zahl der nötigen Lasttiere sehr rasch.

Essad Pascha waren die Truppen und die Festung in Epirus unterstellt. Als Chef des Stabes war ihm sein Bruder Vehib Bey beigegeben.

Die Aufgabe der Garnison von Janina war Zeitgewinn. Es muß daher als durchaus richtig bezeichnet werden, daß die griechische Heeresgruppe unter General Sapuntsakis (etwa 15 000 Mann) von dem Augenblick des Überschreitens der griechisch-türkischen Grenze bei Arta an durch die Türken aufgehalten wurde. Entscheidende Kämpfe im weiteren Vorgelände der Festung konnten bei der griechischen Über-

Digitized by Google

legenheit nicht gesucht werden. Ein Zurückweichen war also jedesmal am Platze, wenn der griechische Kräfteeinsatz eine Vernichtung der Türken erlaubt hätte. Dabei fanden die Türken öfters Gelegenheit, dem zaudernden griechischen General Schlappen beizubringen.

Die Gefechte bei Strevina (Ende Oktober), Pentepigadia (Anfang November), der erfolgreiche Kampf der Türken bei Santi Quaranta (Anfang Dezember) entsprangen diesem Bestreben. Die Türken verzögerten damit den Beginn der eigentlichen Belagerung. Als die Armee-Abteilung des Generals Sapuntsakis auf etwa 10 km an Janina herangekommen war, hatte die griechische Hauptarmee auf dem mazedonischen Kriegsschauplatz bereits die Aufgaben gelöst, die ihrer dort harrten. Salonik war erobert, die Türken in raschem Zuge gegen Florina zersprengt. Die Janinaer Besatzung war jedoch durch ihren erfolgreichen Widerstand in Süd-Epirus moralisch gehoben, durch Abteilungen der Wardar-Armee numerisch verstärkt worden.

Es lag daher nahe, die Lösung der letzten großen Aufgabe, die Einnahme Janinas, nicht nur mit den schwachen Kräften, die bisher in Epirus standen, zu unternehmen, sondern die freigewordenen griechischen Divisionen von Salonik nach Epirus zu schicken. Zu Schiff wurden die 2. und 4. Division nach Preveza entsandt. Im Laufe des Dezember und anfangs Januar trafen sie vor Janina ein.

Eine völlige Einschließung war nicht möglich gewesen. Die Gebirgszüge sind im Winter zu schwer zugänglich. Die Griechen beschränkten sich darauf, die Südfront anzufassen, die Ost- und Westfront durch schwache Abteilungen, namentlich aus Freiwilligen bestehend, zu beobachten und zu beunruhigen. Geschütze wurden nur gegen die Südfront eingesetzt. Die Griechen verfügten nur über drei Batterien schwerer Artillerie (ein 10,5 cm Kanonen-, zwei 15 cm-Haubitzbatterien älterer Lieferung von Krupp). Das Heranführen und Instellungbringen der Batterien war äußerst schwierig wegen der geradezu elenden Wegeverhältnisse. Die Feld- und Gebirgsartillerie konnten dafür mit Vorteil zum Beschießen der freiliegenden türkischen schweren Batterien mit verwendet werden.

Die Infanterie war auch schon auf nahe Entfernungen an die türkischen Linien gegenüber Bizani herangekommen. Ein Sturm wurde damals gleichwohl nicht ausgeführt. Sapuntsakis zauderte, nahm selbst nicht genügend Augenschein von den erreichten Erfolgen und hielt sich zu weit von seinen Truppen entfernt. Die strenge Winterkälte brachte den dagegen nicht ausgerüsteten Truppen erheblichen Abgang, namentlich infolge erfrorener Gliedmaßen.

Deshalb wurde auch die 6. Division nach Epirus herangezogen. Noch vor ihrem Eintreffen wurden vom 21. bis 23. Januar von den Griechen Angriffe gegen die türkischen Stellungen bei Bizani gemacht. Wohl gelang es teilweise auf 300 bis 400 m heranzukommen, das weitere Vordringen hätte aber nur nach einer ausgiebigen Artillerie-Unterstützung erfolgen können. Diese fehlte jedoch damals noch.

Digitized by Google

Die türkische Besatzung hatte sich gut gehalten, so daß die Griechen am 24. nicht den Angriff erneuerten. Am 23. übernahm der damalige Kronprinz von Griechenland den Oberbefehl. Zunächst schob er die griechischen Divisionen näher an die Straße Preveza—Janina heran. Er gliederte sich somit mehr nach der Tiefe, als nach der Breite, hielt aber seine Masse stets noch gegenüber der starken Südfront zusammen. Gegen die Ostfront war ein schwaches Detachement unter Oberst Papakyriaris angesetzt. Die Westfront wurde durch Freiwilligenscharen dauernd beunruhigt. Die Nordfront blieb unbeobachtet. Ein Zuzug von frischen Lebens- und Verteidigungsmitteln war hier nicht mehr möglich, weil Monastir in den Händen der Serben, die albanisch-epirotische Küste aber blockiert und wegen der albanischen und epirotischen Freiwilligenbanden (Arnauten) hier eine Unterstützung der Türken aus dem Lande nicht mehr zu erwarten war.

Die Stärke der Südfront, die bekannte Zähigkeit der Türken in der Verteidigung und die schwachen, schlechten Angriffsmittel der Griechen veranlaßten den Kronprinzen den Fall von Janina nicht durch Angriff, sondern durch Umgehung zu erreichen. Er beabsichtigte die schwache Westfront Euka—Manoliassa überraschend anzugreifen und dadurch dann den Widerstand in der Südfront zu brechen. Die Ausführung dieses Gedankens konnte einen schnellen Erfolg versprechen, wenn es gelang, die Vorbereitungen dazu geheim zu halten. Dies war durchaus nicht leicht. Die albanische Bevölkerung war zwar griechenfreundlich, die Türken hatten aber in ihren Reihen eine große Zahl von Albanesen, deren Beziehungen zu der Landbevölkerung nicht leicht zu unterbrechen waren.

Diese Beziehungen wußte das Oberkommando auszunutzen. Es wurde die Nachricht verbreitet, daß die Truppen der Ostfront erheblich verstärkt würden. Tatsächlich sind nur einige Bataillone von Athen sowie eine den Türken abgenommene Batterie dorthin entsandt worden. Weiter wurde bekannt gemacht, daß bei Santi Quaranta eine Division gelandet sei. Die Türken sandten ihr drei Bataillone der Besatzung entgegen, um sie aufzuhalten. Weiter wurde der Anmarsch der 3. Division von Konica gegen die Nordfront angekündigt. Nichts lag für die Türken näher, als die Folgerung, daß Unternehmungen der Griechen vor deren Eintreffen nicht wohl zu erwarten wären. Eine Täuschung über Zeit und Richtung eines Angriffs war damit erreicht. Alle Briefe und Depeschen wurden angehalten, verräterische Nachrichten konnten somit auch auf Umwegen nicht nach Janina gelangen.

Daraufhin wurden nachts in aller Stille aus der Front Truppenteile herausgezogen und hinter dem linken griechischen Flügel in drei Kolonnen versammelt. In der Zeit vom 2. bis 3. März wurden diese Kolonnen gebildet. Infanterie und Gebirgsartillerie — im ganzen 23 Bataillone und 24 Geschütze und 2 Pionierkompagnien — wurden so unter General Moscopulos versammelt.

Einheimische Führer sollten die verschneiten Gebirgswege zeigen. Eine vorherige

Digitized by Google

Erkundung unterblieb, um die Aufmerksamkeit nicht vorzeitig auf die Westfront zu lenken. Sie hätte wohl auch eher abschreckend gewirkt, denn tatsächlich waren die Gebirgshänge kaum gangbar. Für telegraphische und optische Verbindung unter den Kolonnen wurde gesorgt. Am 3. traten die Kolonnen ihren Marsch an. Gleichzeitig hatten die Truppen der Süd- und Ostfront durch Angriff, der durch fortgesetztes Artilleriefeuer vorbereitet und unterstützt wurde, den ihnen gegenüber befindlichen Gegner zu binden.

Den Umgehungskolonnen war befohlen worden, sofort nach einem Erfolg durch Entsendung gegen Flanke und Rücken der Nachbarstellung deren Widerstand in der Front zu brechen. Die gegenseitige Unterstützung war also in hohem Grade gewährleistet.

Am 4. hatte die Abteilung des Obersten Dellagramatikos, welche den weitesten Weg hatte, Baussus erreicht. Sie brach von dort gegen 7° abends auf, um in drei Kolonnen gegen die Höhen von Cuka—St. Nicolas vorzugehen. Bis dicht an die türkischen Stellungen, die nur schwach besetzt waren, kamen diese Truppen heran. Die Türken mögen auch sie für Freischaren, durch die sie schon öfters beunruhigt worden waren, gehalten und ihre Stärke nicht erkannt haben. Die Kolonne nächtigte nahe bei den feindlichen Stellungen. Am 5. früh setzte Dellagramatikos den Angriff an. Die türkischen Vorstellungen auf Cuka wurden völlig überrascht, genommen und der Feind nach Duruti und Sadowica zurückgetrieben. Bei St. Nicolas wurde kein Widerstand gefunden. Mittags erreichte die mittlere Kolonne unter Oberst Janakitsas die Höhe 750 ohne auch hier auf Widerstand zu treffen. Die innere Kolonne unter Oberst Antoniades stieß südlich und östlich Höhe 750 auf einige tausend Mann, die sich noch hartnäckig hielten, als auch Cuka und Sava schon genommen waren. Erst als Duruti um 1° nachmittags von Dellagramatikos genommen war, erlahmte der Widerstand und der Gegner floh gegen Rapsista. Die griechische schwere Artillerie feuerte gegen die in der Ebene fliehenden Türken, da die türkische Artillerie auf Bizani bereits das Feuer eingestellt hatte.

Von der Kolonne Janakitsas verfolgt, konnten die Türken, obgleich bei Rapsista gesammelt, sich auch in der vorbereiteten Stellung südlich Janina nicht mehr halten. Sie eilten durch Janina hindurch und sind größtenteils nach Norden entkommen.

Abends hatten ein Evzonen-Bataillon der Kolonne Janakitsas das Kloster St. Johann, Vortruppen Dellagramatikos Duruti und Sadowica erreicht. Das Gros der drei Angriffskolonnen stand am 5. abends in dem Raume Vodimista—Rapsista—Kosmira. Damit war die Verbindung der Stadt Janina mit Bizani und Kastrica unterbrochen. Die Demonstrationstruppen des Obersten Papakyriaris hatten erst am 5. die türkischen Vorstellungen am Driskos-Berge genommen. Diese Unternehmung hatte planmäßig schon am 4. erfolgen sollen. 2000 Türken zogen von dort auf Janina ab.

Für den 6. März war die Fortsetzung der bisher ausgeführten Operationen in

Digitized by Google

Aussicht genommen. Die Umgehungskolonnen sollten unter Sicherung gegen Janina durch Teile der nördlichsten Kolonne Dellagramatikos Bizani im Rücken angreifen, die 19 Bataillone und die Artillerie der Demonstrationstruppen sollten gleichzeitig ihren Angriff und ihr Feuer auf Kastrica und Bizani weiterführen.

Die griechische Artillerie feuerte bis zum Morgen, ohne einer Erwiderung durch die Türken, bei denen die Munition für die Feldgeschütze völlig verbraucht war, ausgesetzt zu sein. Um 2³⁰ morgens erschien eine Abordnung des Kommandanten Essad Pascha, die die bedingungslose Übergabe der Festung und der Besatzung aus Mangel an Munition und Lebensmitteln anbot. Der Kronprinz nahm die Übergabe an. Ehe diese Tatsache bekannt geworden war, versuchte die 8. Division Sapuntsakis, die seit dem Oktober gegen die Türken in Epirus und vor Janina gekämpft hatte, die Stellungen bei Bizani zu stürmen. Die Nachricht der Kapitulation verhinderte die völlige Ausführung. Um 9⁰ vormittags zog General Soutsos mit drei Eskadrons in Janina ein. Er übernahm dort die Stellung des Militärgouverneurs.

Die Truppen Essad Paschas hatten sich nur teilweise der bedingungslosen Übergabe gefügt. Ein großer Teil, etwa 15 000 Mann unter Ali Riza Pascha, war gegen Santi Quaranta und Berat entflohen. Die Verfolgung in jenen Richtungen brachte in den nächsten Tagen noch 3000 Mann ein.

Da in den Lazaretten ungefähr 7000 Kranke und Verwundete lagen und 12 000 Mann sich ergeben hatten, hatte das griechische Heer etwa 22 000 Gefangene gemacht. Ihr Zustand war nichts weniger als gut. Die Verpflegung war in der letzten Zeit der Belagerung durchaus unzureichend gewesen. Die 300 gr Maisbrot, die in den letzten Tagen verabreicht wurden, sind besonders für die Anatolier, die das Gebäck gar nicht kennen und an dessen Genuß nicht gewöhnt sind, ungenügend gewesen. Die Feldartillerie-Munition war völlig verbraucht, für Infanterie und schwere Artillerie waren nur noch unbedeutende Reste vorhanden. Etwa 100 Geschütze fielen in die Hand des Eroberers, der in den Kämpfen der letzten Tage vor Janina nur 500 Tote und Verwundete verloren hatte. Am 7. März hielt der Kronprinz Konstantin seinen Einzug in die Stadt. Die größtenteils griechische Bevölkerung jubelte ihm begeistert zu. Die Erbitterung gegen die Türken und alles, was mit der türkischen Herrschaft und Religion zusammenhing, war sowohl unter der Bevölkerung wie unter den griechischen Soldaten, die sich zu allerlei Greueltaten hinreißen ließen, sehr groß.

Die mangelhaft armierte Festung Janina hat ihre Aufgabe, Epirus vor Eroberung zu schützen, zwar nicht erfüllt, die Tätigkeit der Türken bis zum Beginn der Belagerung, sowie die Verteidigung der Festung haben aber den weiteren Zweck, griechische Kräfte zu fesseln und ihr Vordringen zu verzögern, erreicht. Die Kämpfe des Oktober und November im Vorgelände der Festung haben die Möglichkeit von Erfolgen für einen tatkräftigen Verteidiger bewiesen. Die vergeblichen Versuche der

Digitized by Google

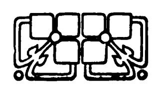
Griechen, die Südfront Janinas ohne ausreichende Vorbereitung durch schwere Artillerie zu nehmen, geben den Beweis, daß ein Sturm oder gar Handstreich Erfolg nicht haben kann, wenn die Anlagen zur seitlichen Bestreichung der Werke noch brauchbar sind. Ehe nicht die zur Längsbestreichung der Stellungen eingebauten Schnellfeuergeschütze schwiegen, scheiterten alle Sturmversuche.

Der Angriff gegen die Anlagen der Südfront hätte sicher große Verluste gefordert. Deswegen war der Gedanke, überraschend gegenüber der Westfront mit starken Kräften zu erscheinen und damit die Südfront abzuschneiden, sehr erfolgversprechend. Die Ausführung mußte gelingen, sofern die Türken nicht schnell erhebliche Kräfte den Angriffstruppen entgegenwerfen konnten. Um dies zu verhindern, war es durchaus geboten, nicht nur vor der Süd- und Ostfront zu demonstrieren, sondern hier auch den Angriff zu befehlen, mit dem gleichzeitig ein ausgiebiges Artilleriefeuer verbunden werden mußte.

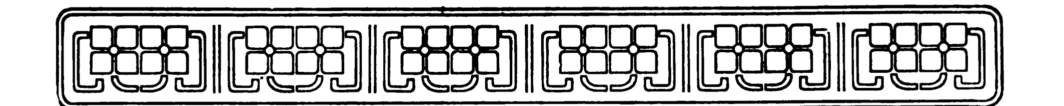
Nur durch den Angriff auf die Hauptfront konnte ein Verschieben von Kräften des Verteidigers verhindert werden. Die Reserven, die bei Janina standen, mußten bei dem mangelhaften Wegenetz und der weiten Entfernung bis zur Hauptverteidigungslinie zu spät kommen. Da überdies die Zusammensetzung der türkischen Truppen aus den Volksstämmen, die in dem Angreifer ihren Befreier sahen, die Desertionen stark vermehrte, so konnte der Fall von Janina wohl nicht vermieden werden.

Es sind Gerüchte über verräterische Handlungen des Obersten Essad Pascha aufgetaucht. Es mag sein, daß die unzureichende Besetzung der Westfront, die Aufstellung und Verteilung der Reserven und die ungenügenden Maßnahmen für Verpflegung und Munitionsausrüstung hierauf zurückzuführen sind. Eine Nachprüfung darüber ist noch nicht möglich.

Trotzdem kann nicht von der Hand gewiesen werden, daß die Griechen erfolgreich operiert haben, um den Fall der Festung ohne große Opfer zu erreichen, während die Türken durch richtiges Verhalten im Herbst den Beginn der Belagerung verzögerten und dadurch die unfertige Festung zu längerem Widerstand befähigten.



Digitized by Google



Einzelstudien über den spanischen Krieg 1808 bis 1814.

(Fortsetzung.)

Der Feldzug von Torres Vedras 1810/1811.

Skizze 64.

Wellington hatte am 3. September 1809, vom Feinde nicht behelligt, Badajoz erreicht. Von hier konnte er sich nach Bedarf wieder gegen das Innere Spaniens wenden oder auf Lissabon zurückgehen. Nun aber traten politische Schwierigkeiten einer kraftvollen Weiterführung der Operationen lähmend in den Weg. Hatte die Gleichgültigkeit der spanischen Behörden gegen die Verpflegung der Engländer, obwohl diese alles bar bezahlten, und die im Feldzuge von Talavera grell zutage getretene Unfähigkeit der spanischen Armeeführer Wellington aufs äußerste aufgebracht und zur vorläufigen Ablehnung jeder weiteren gemeinsamen Operation veranlaßt, so blieben ihm zu gleicher Zeit harte Kämpfe mit der parlamentarischen Regierung seines Heimatlandes nicht erspart.

Der unglückliche Ausgang der Walcheren-Expedition*) hatte in London große Verstimmung hervorgerufen. Es begann an Geld zu fehlen. Man erwog ernstlich, ob es nicht besser sei, die Armee aus Spanien und Portugal ganz herauszuziehen und die pyrenäische Halbinsel ihrem Schicksale zu überlassen, zumal auch der bei La Coruña gefallene General Moore schriftlich die Meinung vertreten hatte, Portugal sei durch englische Truppen auf die Dauer nicht zu halten. Nur dem energischen Eintreten Wellingtons für die Fortsetzung des spanischen Krieges ist es zu danken, das die Opposition in London endlich einlenkte. Nicht wenig trug hierzu die Erwägung bei, daß im Falle der völligen Unterwerfung der Peninsula Napoleon sich seinen gigantischen Plänen wieder zuwenden würde, die darauf hinausgingen, seinen hartnäckigsten Gegner durch Landung eines überlegenen Heeres auf englischem Boden endgültig niederzuwerfen.

Bei dieser Lage der Dinge mußte Wellington, dessen Kriegführung sich bisher

*) Vgl. v. Janson, Marine-Rundschau 1911 und Schwertfeger, „Geschichte der Königlich Deutschen Legion."

Digitized by Google

durch Kühnheit auszeichnete, zu einer behutsamen vorsichtigen Strategie übergehen und die operative Defensive bevorzugen. „Seien Sie vorsichtig und setzen Sie nichts aufs Spiel", darin gipfelten alle Weisungen, die ihm von seiner Regierung zugingen, denn eine verlorene Schlacht mußte die englische Kriegspolitik dem eigenen Parlament gegenüber aufs peinlichste bloßstellen. Der mit dem Ende des Jahres 1809 wahrnehmbare Umschwung in Wellingtons Kriegführung wird daher durch seine Rücksicht auf die Schwankungen der Politik in seinem Vaterlande völlig ausreichend erklärt, und es wäre ungerecht, in dem englischen Feldherrn von nun an nur einen anderen Fabius cunctator zu sehen. Noch wiederholt hat er den Beweis erbracht, daß die schnellen Schläge offensiver Kriegführung ihm ebenso geläufig waren, wie die ermüdenden Züge einer hinhaltenden Ermattungsstrategie.

Für die kommenden Monate war Wellington jedenfalls zu einer durchaus abwartenden Haltung gezwungen. Er suchte nach einem Mittel, das ihm auch für den äußersten Fall die Behauptung wenigstens von Lissabon ermöglichen sollte, und fand es in der Anlage einer ausgedehnten Verteidigungsstellung nordöstlich und nördlich von Lissabon.

Schon am 8. Oktober 1809 hatte Wellington sich von Badajoz nach Lissabon begeben, um dort eine geeignete Stellung zu erkunden. (Vgl. Textskizze 2 Seite 798) Die Höhen nördlich und nordöstlich der portugiesischen Hauptstadt schienen ihm für seine Zwecke besonders geeignet. Wurden in der allgemeinen Linie Alhandra—Sobral —Torres Vedras—Unterlauf der Zizandra Befestigungen angelegt, so konnte der ganze Küstenstrich vom Tajo, der sich östlich von Lissabon meerbusenartig verbreitert, bis zur Zizandra auch gegen überlegene Kräfte festgehalten werden, und für den schlimmsten Fall blieb den Engländern immer der Rückzug auf die Flotte. Die auch für die Verpflegung wichtige Anlehnung an das Meer aber konnte ihnen nicht streitig gemacht werden, da ihre Flotten die See beherrschten.

Wellington befahl also die Anlage einer stark verschanzten Stellung bei Torres Vedras, übertrug die Leitung dem Obersten Fletcher und ließ mit den Arbeiten ungesäumt beginnen. Am 1. November kehrte er über Sevilla, das damals noch Sitz der Zentraljunta war, nach Badajoz zurück, wo sein Heer ungeachtet des gesundheitschädlichen Aufenthaltes im Tal der Guadiana immer noch zum Schutze der südlichen spanischen Provinzen zurückgehalten wurde, erfuhr dort die spanischen Niederlagen bei Ocanna und Alba de Tormes, sowie die Übergabe von Gerona und befahl nunmehr am 15. Dezember den Abmarsch seines Heeres nach der portugiesischen Grenze. In den ersten Januartagen des Jahres 1810 traf es in seinen neuen Quartieren längs des Mondego und östlich davon ein. Das Hauptquartier kam nach Viseu.

Durch Wellingtons Abmarsch nach Norden wurde allerdings Andalusien preisgegeben, doch schien für einen etwaigen Vorstoß starker französischer Kräfte gegen Lissabon der Schutz der bedrohten Grenzfestungen Almeida und Ciudad Rodrigo

Digitized by Google

wichtiger. In der Tat hatte ja auch Napoleon in erster Linie immer den Vormarsch gegen Lissabon gefordert. Wellington handelte hier also nach dem Grundsatze, daß man beim Gegner stets die richtigsten Maßnahmen voraussetzen soll.

Am 1. Februar 1810 war König Joseph unter großen Feierlichkeiten in das durch Soult geräumte Sevilla eingezogen, hatte aber alsbald seine Kräfte weit zersplittert, indem er Sebastiani gegen Malaga und Granada, Mortier gegen Badajoz entsandte. Inzwischen ging Soult gegen Cadix vor und ließ diese Festung durch das Korps Victor von der Landseite her einschließen. Cadix lag auf der Spitze einer Halbinsel, die weit in das Meer hinausragte und durch eine breite Bucht vom Festlande getrennt war. Sie war infolgedessen ohne Mithilfe einer starken Flotte kaum zu nehmen. Mit der hohen See dauernd in Verbindung und zeitweise durch 10 000 Engländer, 20 000 bis 30 000 Spanier besetzt, hat Cadix 2½ Jahre ein starkes französisches Korps im äußersten Süden der Halbinsel gefesselt und dadurch eine bedeutende und späterhin operativ sehr wichtige Schwächung der französischen Streitkräfte bewirkt.

Da Soult rund 20 000 Mann vor Cadix, eine ebenso große Truppenmenge zur Niederhaltung von Andalusien verwenden mußte, so blieben ihm für Operationen im freien Felde nur 20 000 Mann unter Mortier. Dieses Korps, das 5., sollte nach Weisung des Kaisers Napoleon zur Aufklärung und Sicherung gegen die Engländer verwendet werden. Durch Vormarsch über Alcantara an die portugiesische Grenze konnte es zugleich die Verbindung zwischen Soult und dem bei Salamanca stehenden 6. Korps Ney aufrechterhalten.*)

Zwischen der Beendigung des Vorstoßes starker französischer Kräfte nach Andalusien, der im Februar 1810 in der Besetzung von Sevilla gipfelte, während der Festungskrieg um Cadix weiterging, und der von Napoleon seit langer Zeit gewünschten Operation gegen Portugal, lag eine Pause von nahezu sieben Monaten, die in erster Linie Wellingtons Plänen zustatten gekommen ist.

Durch Dekret vom 17. April 1810 schuf Napoleon eine Armée de Portugal**), die von der übrigen Armee in Spanien auch hinsichtlich ihrer Verwaltung getrennt erhalten werden und aus dem 2., 6. Korps, Reynier, Ney, und dem neuformierten 8. Korps, Junot, bestehen sollte. Diese Armee zählte etwa 70 000 Mann und wurde dem Marschall Massena unterstellt. Massena sollte von Salamanca aus nördlich des Tajo gegen Lissabon vorgehen und die Engländer ins Meer werfen; Soult hatte zur Erreichung dieses Zieles von Süden her mitzuwirken. Am 15. Mai 1810 traf Massena zur Übernahme des Oberbefehls in Valladolid ein.

In keiner Phase des Halbinselkrieges schien die endgültige Unterwerfung von

*) Corr. Nr. 16 190 und 16 192 vom 31. Januar 1810.
**) Corr. Nr. 16 385.

Digitized by Google

Spanien und Portugal so nahe bevorzustehen wie eben jetzt. Rund 370 000 Franzosen waren über die Pyrenäen vorgerückt, der Widerstand der Spanier aber erlahmte, abgesehen von Catalonien, in allen Teilen des Landes mehr und mehr und nur schwache zersprengte Heeresteile waren noch vorhanden. Die höchste Junta zu Cadix hatte die Regierung einem Fünfmänner-Ausschuß übergeben, aber auch die neuen Machthaber genossen nur geringes Vertrauen. Gelang es jetzt den Franzosen, Wellington zum Verlassen der Halbinsel zu zwingen, so schienen Napoleons Ziele der Verwirklichung nahe.

Erst im Herbst 1810 sollte Massena seine Bewegung beginnen, da der Kaiser mit Absendung der zum Teil aus Deutschland entnommenen Verstärkungen bis zum Frühjahr warten wollte, diese aber nicht früher in Spanien eintreffen konnten. Überdies sollten die heißen Sommermonate vermieden werden.

Zur Sicherung seiner Operationsbasis beschloß Massena zunächst die Wegnahme der Festungen Astorga und Ciudad Rodrigo. Astorga, das Bollwerk Galiziens, fiel am 22. April, das stärkere Ciudad Rodrigo hielt sich unter dem tapferen Herrasti bis zum 10. Juli gegen Ney. Wellington vermochte nichts zum Entsatz der Festung zu tun, da er sich den Franzosen im freien Felde zunächst noch nicht gewachsen fühlte. Seine Armee beobachtete in breiter Aufstellung an der portugiesischen Grenze die Entwicklung der Dinge.

Am 24. August überschritt Massena die Coa, um sich zunächst gegen die Grenzfestung Almeida zu wenden, die schon seit Mitte August durch Teile des 6. und 8. Korps eingeschlossen worden war. Wellingtons Hoffnung, Almeida werde sich unter seinem tüchtigen Kommandanten, dem englischen Obersten Cox, ebensolange halten wie Ciudad Rodrigo, erfüllte sich nicht, da eine Bombe am dritten Tage der Belagerung unglücklicherweise das Hauptpulvermagazin traf und mit ihm den größten Teil der Festung in die Luft sprengte. Cox mußte am folgenden Tage, dem 27. August, kapitulieren.

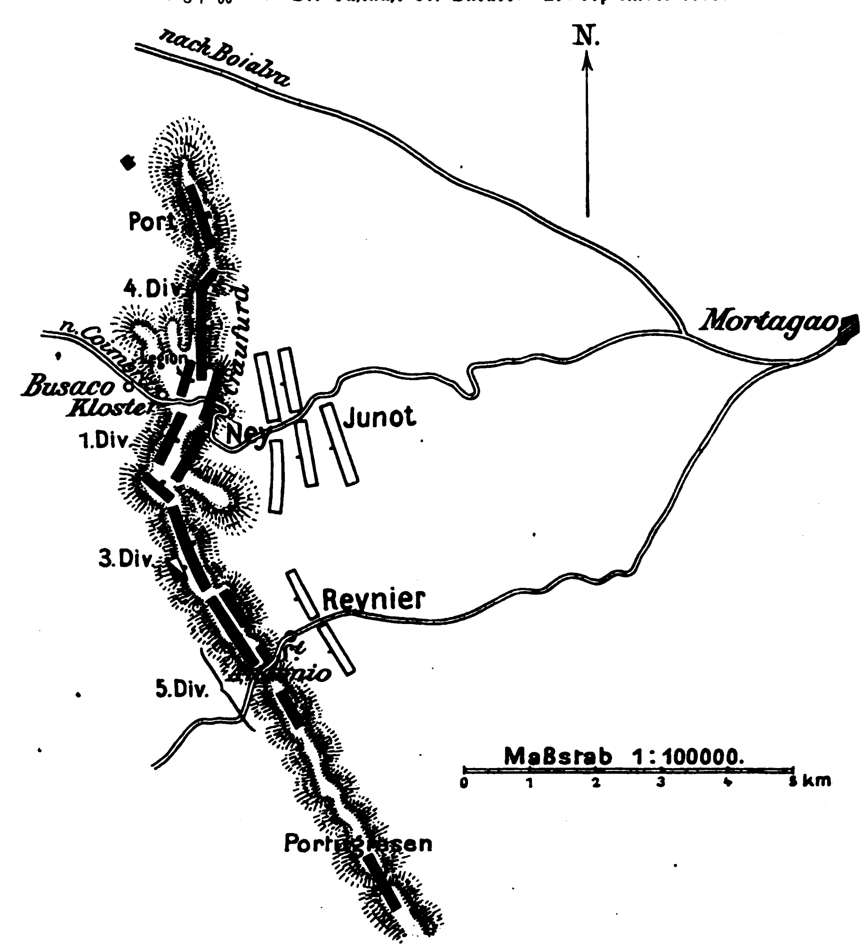
Wellington hatte, seiner strategischen Absicht gemäß, nichts Ernstliches für den Entsatz der portugiesischen Grenzfestungen getan, da er beabsichtigte, Massena hinter sich herzuziehen und ihn durch Verpflegungsschwierigkeiten aufzureiben. Deshalb hatte er auf Grund weitreichender Vollmachten von der portugiesischen Regierung das Vorgelände der Stellung von Torres Vedras in weitem Umfange bis nach Coimbra durch Fortschaffung oder Vernichtung aller Lebensmittel zu einer menschenleeren Wüste umgestalten lassen. Der Verlust von Almeida war dem englischen Feldherrn nur insofern unbequem, als er zu früh eintrat und ansehnliche Vorräte in die Hände der Franzosen gelangen ließ.

Portugal stand nun dem französischen Einmarsch offen. Nachdem Massena seine drei Korps bis zum 15. September nach Guarda (2.), Freixedas (6.) und Pinhel (8.), weitere Kräfte nach Almeida herangezogen hatte, rückte er in drei Kolonnen

Digitized by Google

nördlich des Mondego auf Viseu, wo er bis zum 24. September verblieb. Er hatte die nördliche Richtung über Viseu auf Coimbra statt der kürzeren Straße von Almeida südlich von Mondego auf Coimbra gewählt, da er dort reichere Verpflegung anzutreffen hoffte. Vor seinem Abmarsche war es ihm nur mit Mühe gelungen, für sechzehn Tage

Textskizze 1. Die Schlacht bei Busaco. 27. September 1810.



Proviant — sechs Portionen im Tornister — und für den Kopf seines rund 63 000 Mann Gefechtsstärke zählenden Heeres 60 Patronen mitzunehmen.

Rechtzeitig eingehende Meldungen und der Zeitverlust, den Massena bei seinem Umwege über Viseu erlitt, hatten es Wellington ermöglicht, in einer starken Stellung bei Busaco, wo die Straße von Viseu nach Coimbra einen steilen Höhenzug überschreitet, 49 000 Mann zu versammeln, die den langgestreckten Gebirgsrücken in breiter

Digitized by Google

Front besetzt hielten, während vor ihnen die dauernd am Feinde befindliche leichte Division Craufurd allmählich auf die Hauptstellung zurückwich (Textskizze 1).

Als am 25. September die beiden vordersten Korps der französischen Armee, das 2. und 6., vor der Stellung von Busaco erschienen, hatte Wellington diese erst mit etwa 25 000 Mann besetzt; Ney und Reynier wollten daher sofort zum Angriff schreiten, wurden aber von Massena, der das Herankommen des 8. Korps abwarten wollte, daran verhindert. Massena zögerte bis zum 27. und griff an diesem Tage mit dem 2. und 6. Korps in vorderer Linie unter großen Verlusten die inzwischen von 24 000 Engländern*) und 25 000 Portugiesen besetzten Stellungen an. Ohne einen Schuß zu tun, ließen die Engländer in der glühenden Sonnenhitze ihre Gegner die steilen Höhen erklimmen und bis auf wirksame Gewehrschußweite herankommen. Alsdann gaben sie eine Salve ab und warfen in ungestümem Bajonettanlauf die gänzlich erschöpften Franzosen von den Höhen wieder hinunter. Der Kampf dauerte nur eine Stunde, kostete den Franzosen aber fünf Generale und 4400 Mann, während Wellington nur 1300 Mann einbüßte. Sein taktischer Erfolg war für die Zukunft von hoher Bedeutung. Zum ersten Male hatte sich hier in einer bedeutenderen Schlacht die englische Linientaktik gegenüber den napoleonischen Stoßkolonnen siegreich behauptet. Außerdem hatte sich gezeigt, daß die von englischen Offizieren ausgebildeten jungen portugiesischen Truppen bereits eine gewisse Gefechtskraft besaßen.

Für Massena war der Mißerfolg von Busaco in jeder Beziehung nachteilig. Sein Ansehen bei den Truppen erlitt gleich zu Anfang des Feldzuges einen harten Stoß, und eine Neigung zur Unbotmäßigkeit trat bei seinen Unterführern alsbald zutage, die um so peinlicher war, als jene dem Oberbefehlshaber nicht mit Unrecht seine zu geringe Sorgfalt bei Erkundung der Stellung von Busaco vorwerfen konnten. Es wäre vor allem nicht nötig gewesen, den Übergang über die Gebirgsstraße zu erzwingen, denn man konnte die ganze Stellung über Boialva umgehen. Als Massena am 28. September abends diesen ihm anfangs unbekannt gebliebenen Weg einschlug, wurde Wellingtons Stellung unhaltbar, und das englisch-portugiesische Heer zog sich Schritt für Schritt in die Linien von Torres Vedras zurück. Massena folgte zunächst bis Coimbra, wo er noch reichliche Lebensmittel fand, aber durch Plünderung der Stadt mehrere Tage Zeit verlor, außerdem die Möglichkeit preisgab, sich hier eine Verpflegungsreserve zu schaffen und zu erhalten. Als er am 4. Oktober von Coimbra wieder aufbrach, ließ er etwa 5000 Verwundete und Kranke unter dem Schutze nur eines Halbbataillons dort zurück, um für die bei Lissabon erwartete Entscheidungsschlacht möglichst stark zu sein. Bereits drei Tage später wurden diese Zurückgelassenen zur leichten Beute einer portugiesischen Milizbrigade unter Oberst Trant.

*) Einschließlich der Mannschaften der Königlich Deutschen Legion.

Digitized by Google

Wellingtons Armee erreichte unter Mitnahme der gesammten Einwohnerschaft von Nord-Estremadura die Linien von Torres Vedras am 11. Oktober. Die Zahl der Esser wurde allerdings dadurch vermehrt, anderseits war die völlige Entvölkerung des Landes für die kommenden Ereignisse von der größten Bedeutung.

Kurz bevor Massena der Linien von Torres Vedras ansichtig wurde, erfuhr er erst von ihrem Vorhandensein. Wellington hatte sein Geheimnis auf das sorgfältigste gehütet und war sogar soweit gegangen, seine eigenen Truppen während des Rückmarsches von der portugiesischen Grenze in dem Glauben zu erhalten, er werde sich wahrscheinlich bei Lissabon einschiffen. Massenas Erkundungen ergaben alsbald die große Stärke der Stellung von Torres Vedras. Angesichts ihrer bedeutenden Ausdehnung konnte ein Angriff vielleicht noch unmittelbar nach dem Eintreffen der Franzosen vor der Stellung Erfolg haben, wo Wellingtons Streitkräfte von dem langen Rückzuge in Unordnung und auf die einzelnen Werke noch nicht genügend verteilt waren. Ney und Reynier versagten aber einem sofortigen Sturm unter Berufung auf die Vorgänge bei Busaco ihre Mitwirkung. So blieb denn nichts anderes übrig, als in breiter Front vor der Stellung liegen zu bleiben und auf eine günstigere Gelegenheit zum Angriff zu warten.

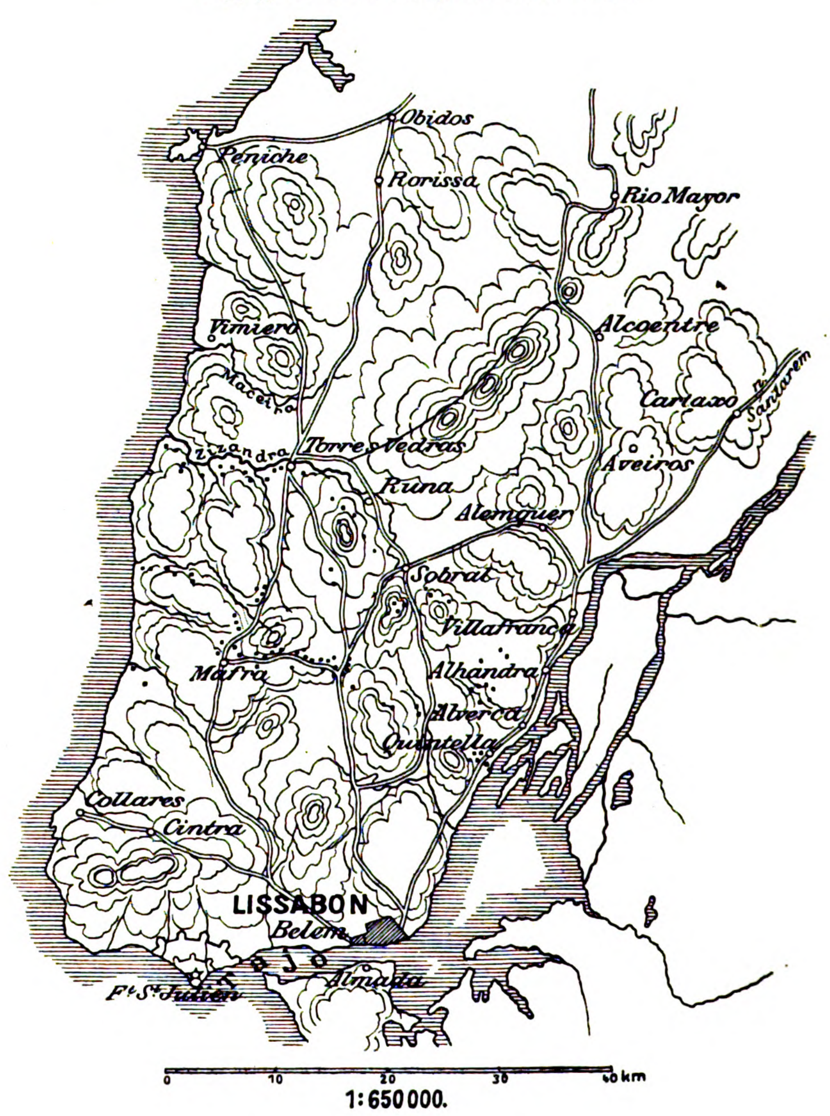
Die Linien von Torres Vedras waren allerdings mit den Mitteln der Feldarmee nicht niederzuzwingen (Textskizze 2 Seite 798). Zehn Monate lang waren unter Leitung englischer und deutscher Ingenieure mehr als 7000 Arbeiter an der Herstellung einer dreifachen Befestigungslinie tätig gewesen. Ein geschlossener Umzug von dreizehn kleineren Werken umgab brückenkopfartig das Fort St. Julien an der Tajomündung und sicherte mit den ständigen Batterien am Tajo für den äußersten Fall die Einschiffung und Abfahrt der Armee. Der weite Raum zwischen den Flußläufen des Tajo und der Zizandra wurde durch eine vordere Reihe von 70 Sperrwerken in der allgemeinen Linie von Alhandra—Sobral—Torres Vedras—Zizandra-Mündung und durch eine weiter rückwärts gelegene von 69 Werken in der Linie Quintella—Mafra bis zum Meere derart gesperrt, daß sämtliche Pässe und Straßen des gebirgigen Geländes unter Feuer zu nehmen waren. Jedes Sperrwerk hatte einen sturmfreien Umzug mit steil abgestochenem Glacis; nicht unter Feuer zu nehmende Geländestrecken waren durch Hindernisse ungangbar gemacht, die Wasserläufe zum Anstauen hergerichtet. Die Geschützausrüstung für die beiden vorderen Linien betrug 534 Geschütze, die erforderliche Besatzung 34 125 Mann. Bei Massenas Erscheinen vor der Stellung waren im ganzen erst 126 geschlossene Werke vorhanden und mit 247 Geschützen und 30 000 Mann besetzt. Der Brückenkopf von St. Julien erforderte eine Besatzung von 5500 Mann und 94 Geschützen. Die wichtige Halbinsel Peniche nordwestlich Torres Vedras hatte man gleichfalls befestigt.

Massenas Lage war ungewöhnlich schwierig. Persönlich vorgenommene Erkundungen verschafften ihm alsbald die Gewißheit, daß er mit seinen 50 000 Mann

Digitized by Google

gegen die starken Stellungen überhaupt nichts ausrichten könne. Anderseits war ihm die Wegnahme von Lissabon und die Vertreibung der Engländer vom Festlande durch den Kaiser ausdrücklich zur Pflicht gemacht. Es blieb ihm also nichts übrig,

Textskizze 2. **Die Stellung von Torres Vedras.**



als vor der feindlichen Stellung zunächst Halt zu machen, eine günstige Gelegenheit zum Angriff zu erspähen und auf Verstärkungen zu warten. Ungeachtet der sich täglich steigernden Verpflegungsschwierigkeiten, die zeitweise zur Entsendung der halben

Digitized by Google

französischen Armee zu Beitreibungszwecken nötigte, blieb Massena, in der Hoffnung auf Unterstützung durch Soult von Andalusien her, noch bis Mitte November dicht vor der feindlichen Stellung stehen, ging dann aber etwa einen Tagemarsch bis in die Linie Rio Mayor—Santarem zurück. Hier fand er in der Tat noch einige Lebensmittel, die aber bald aufgezehrt waren, so daß die alte Not wieder begann. Von Unternehmungen gegen Wellington konnte keine Rede mehr sein; das einzige was geschah, war ein Brückenschlag bei Punhete über den Tajo, der einen Uferwechsel für den Fall ermöglichen sollte, daß Soult herannahte, um dann mit diesem vereint auf beiden Ufern des Tajo gegen Lissabon vorgehen zu können.

Soult, zu dieser Zeit in der Gegend von Badajoz, hatte von der verzweifelten Lage seines Kameraden keine Kenntnis. Alle Verbindungen waren durch bewaffnete Banden unterbrochen, nur zu oft wurden die französischen Ordonnanzoffiziere von den Einwohnern hinterrücks ermordet. Es bildete sich die Gewohnheit heraus, wichtige Befehle und Nachrichten durch starke Detachements überbringen zu lassen. Wo nicht geschlossene Truppenteile in der Nähe standen, war kein Franzose seines Lebens sicher.

Demgegenüber hatte Wellington in seinem verschanzten Lager bei ungehinderter Verbindung mit England keinen Mangel zu leiden. Obwohl eine große Zahl von Einwohnern mit zu verpflegen war, gelang es doch stets, das nötige herbeizuschaffen. Die Stimmung der Truppen war ausgezeichnet, Jagd und Fischfang mußten bei Offizieren und Unteroffizieren die Langeweile verscheuchen, da Wellington aus guten Gründen seinen Gegner ruhig sich selbst überließ. Die Arbeit des Schwertes verrichtete in den französischen Reihen der Hunger, und für Wellington blieb es schon mit Rücksicht auf die Stimmung in England nach wie vor wichtig, sein kleines Heer für die Aufgaben der Zukunft zu schonen.

So mußte denn Massena Ende Oktober 1810 sich dazu entschließen, die Unhaltbarkeit seiner Lage nach Paris zu melden. General Foy marschierte unter Bedeckung von drei Bataillonen dorthin ab, um dem Kaiser vorzustellen, daß die Absendung von Unterstützungen an Massena dringend geboten sei. Er erreichte Paris Ende Dezember, und der Kaiser traf auch wirklich einige Anordnungen in dem erbetenen Sinne,*) scheint die Gefahr aber doch für geringer angesehen zu haben, als sie wirklich war. Napoleon rechnete stets damit, daß es Soult gelingen müsse, von Andalusien her gegen Lissabon mitzuwirken. So befahl er ihm am 25. Januar 1811, nach der Wegnahme von Badajoz mit seinem Belagerungstrain nach dem Tajo zu marschieren, um Massena zu unterstützen,**) ein Befehl, der am 6. Februar 1811 nochmals wiederholt wurde.***) Seine Weisungen kamen aber zu spät und wurden außerdem von Soult so langsam ausgeführt, daß Massena ihre Verwirklichung nicht abwarten konnte und im März

*) Corr. Nr. 17 246 und 17 248 vom 25. und 26. Dezember 1810.

**) Corr. Nr. 17 295.

***) Corr. Nr. 17 335.



1811 seine 5½ Monate lang erfolglos behauptete Stellung verlassen mußte. Vom Feinde anfangs nur schwach verfolgt, zog er sich durch das Bergland von Beira*) auf Ciudad Rodrigo zurück. Er verlor hierbei einen bedeutenden Teil seiner Munition und seiner Bagagen. Wellingtons Kavallerie und die leichte Division Craufurd blieben ihm dauernd auf den Fersen, doch bewährte sich Ney als Führer der französischen Nachhut so ausgezeichnet, daß es den Verfolgern im allgemeinen nicht gelang, größere Erfolge zu erringen. Nur bei Sabugal am 3. April 1811 vermochte die britische leichte Division das 2. französische Korps im Nebel zu überfallen und ihm einen Verlust von über 1000 Mann beizubringen.

Mit 63 000 Mann hatte Massena am 15. September 1810 die portugiesische Grenze überschritten, über 6000 Mann hatte er an Verstärkungen erhalten, während er vor den Linien von Torres Vedras lag; kaum 45 000 Mann brachte er wieder mit zurück. Der dritte französische Feldzug gegen Portugal war ebenso gescheitert, wie der erste unter Junot und der so hoffnungsvoll begonnene zweite unter Soult. Dieses Mal hatte der Kaiser Napoleon unter besonderem Gepränge einen Marschall seines Vertrauens, l'enfant gâté de la victoire, wie ihn seine Soldaten nannten, zur Verjagung „des Leoparden" entsandt, ganz Europa hatte dem Kampfe mit Spannung zugesehen. Und der vom Kaiser mit solcher Sicherheit in Rechnung gestellte Erfolg blieb aus**). Torres Vedras wurde zu einem Losungswort für alle, die an der Niederzwingung der französischen Vorherrschaft nicht verzweifeln wollten. Zumal in Preußen richtete sich der gesunkene Mut wieder auf. Gneisenau gedachte sogar in der norddeutschen Tiefebene die auf der spanischen Halbinsel gewonnenen Erfahrungen zu verwerten.***)

Das Ringen um die Festungen Almeida, Ciudad Rodrigo und Badajoz 1811/12.

Während des Feldzuges von Torres Vedras hatten auf den anderen Kriegsschauplätzen der spanischen Halbinsel die französischen Heere nicht ohne Erfolg gekämpft. Soults Vormarsch nach Andalusien war geglückt und vor Cadix ging der Belagerungskrieg weiter. Doch war es im Frühjahr 1811 dem englischen General Graham in Verbindung mit dem spanischen General la Pena gelungen, ein Expeditionskorps von 13 000 Mann zur See aus Cadix nach Tarifa zu bringen und damit der französischen Einschließungsarmee in den Rücken zu gehen. Der Sieg von Barossa†) am 5. März 1811, wo die Franzosen über 2300 Mann

*) Südwestlich der Coa gelegen.

**) Vgl. Corr. Nr. 17 111 u. a. a. O.

***) Vgl. Pertz, Gneisenau, Bd. 1 und 2 (betr. Anlage eines verschanzten Lagers bei Spandau).

†) Die Erinnerung an Barossa wird beim Husaren-Regiment Königin Wilhelmina der Niederlande Nr. 15 weiter gepflegt, dessen Pelzmützen die Auszeichnungen der althannoverschen Garde- und Königin-Husaren zieren. Peninsula. Waterloo. El Bodon. Barossa.

Digitized by Google

verloren, wurde aber infolge der Uneinigkeit der Führer und der Gleichgültigkeit des Generals la Pena nicht genügend ausgenutzt. So trat vor Cadix bald wieder völlige Ruhe ein.

Soult verspürte nach seinen leichten Anfangserfolgen in Andalusien wenig Neigung, zugunsten des ihm verhaßten Massena das Glück der Waffen auf einem anderen Kriegsschauplatze zu versuchen. Nach den Weisungen des Kaisers sollte er Massenas Vormarsch gegen Lissabon durch einen Vorstoß von Süden her unterstützen,*) begann aber seine Bewegungen viel zu spät und mit unzureichenden Kräften. Nur mit dem 5. Korps unter Mortier rückte er in Estremadura ein, nahm die kleine Festung Olivenza, vertrieb am 19. Februar 1811 die Spanier unter Mendizabal, Nachfolger Romanas, der in Lissabon einem Fieberanfall erlegen war, unweit Badajoz und begann die Belagerung von Badajoz (vgl. Textskizze 4 Seite 806). Als die Festung am 10. März fiel, hatte Massena bereits seinen Rückzug angetreten; der Zweck also, den der Kaiser mit der Entsendung Soults beabsichtigt hatte, wurde nicht erreicht.**)

Für Wellington wurde es jetzt nötig, Kräfte gegen Soult auszuscheiden. Während er selbst mit fünf Divisionen seines Heeres Massena verfolgte, wendete sich Beresford mit zwei Divisionen gegen Soult, um — wenn möglich — Badajoz zu entsetzen. Die Festung war aber bereits gefallen, ehe er dort eintraf, und Beresford vermochte erst anfangs Mai die von Soult bei Badajoz zurückgelassenen Streitkräfte zu vertreiben und die Festung einzuschließen. Soult, der auf die Nachricht von der Entsatzschlacht bei Barossa nach Sevilla zurückgegangen war, wollte das verhindern, marschierte sofort auf Badajoz und traf Beresford am 15. Mai in einer Stellung bei Albuera, wo jener einschließlich spanischer zu ihm gestoßener Kräfte***) nach Aufhebung der Belagerung von Badajoz über etwa 32 000 Mann verfügte. Der von Soult mit etwa 18 000 Mann am 16. Mai unternommene Angriff scheiterte†) unter großen Verlusten, trotz ungeschickter Führung auf Seite der Verbündeten. Soult ging am 17. nach Andalusien zurück, und die Verbündeten konnten am 20. Mai die Belagerung von Badajoz aufs neue beginnen.

Der Halbinselkrieg nimmt nunmehr einen ganz anderen Charakter an. Die großen operativen Züge treten zurück, der Kampf um Festungen gewinnt eine steigende Bedeutung. In wechselnden Schachzügen dringt Wellington in den nächsten Monaten

*) Corr. Nr. 17 172, 17 295 u. a.

**) Eine sehr lehrreiche ausführliche Kritik über Soults Verhalten findet man in Corr. Nr. 17531 vom 29./30. März 1811.

***) Die Spanier standen zu dieser Zeit in drei Hauptgruppen verteilt: Romana in der Gegend von Badajoz; die Zentralarmee unter Areizaga in der Sierra Morena, unter Albuquerque in Estremadura; Blake und O'Donnell in Aragonien und Catalonien.

†) Auch hier scheiterte die französische Kolonnentaktik gegenüber den englischen Linien. (Vgl. Oman, Bagès usw.)

Digitized by Google

bald gegen Ciudad Rodrigo, bald gegen Badajoz vor, bis diese beiden Plätze 1812 endlich in seinen Besitz gelangen.

Massenas einziger Erfolg bei seinem Zuge gegen Torres Vedras hatte in der Wegnahme der Grenzfestungen Almeida und Ciudad Rodrigo bestanden. Während sein Heer sich in der Gegend von Salamanca erholte, suchte Wellington ihm zunächst Almeida wieder zu entreißen. Massena zog einige Streitkräfte der von Bessières befehligten „Armee von Nordspanien" an sich heran, um die Festung zu entsetzen. Mit etwa 39 000 Mann traf er am 3. Mai auf die Stellung von Fuentes de Onoro, in der Wellington mit etwa 34 000 Mann die Einschließung von Almeida deckte (Textskizze 3). Ein noch am gleichen Tage unternommener Frontalangriff scheiterte; Massena zog noch weitere Verstärkungen heran und verband am 5. Mai einen neuen Frontalangriff mit einer Umgehung des feindlichen rechten Flügels. Wellington vermochte diesen noch rechtzeitig zurückzubiegen und dadurch eine neue Front zu schaffen, gegen die Massena einen weiteren Angriff nicht wagte. Dadurch entschied sich das Schicksal von Almeida. Nachdem Massena am 8. Mai auf Salamanca zurückgegangen war, sprengte Brennier, der tapfere Kommandant des Platzes, am 11. Mai die Festungswerke in die Luft und vermochte sich infolge ungeeigneter Maßnahmen des mit der Einschließung betrauten Generals Campbell durchzuschlagen und sein Korps zu erreichen.

Am 10. Mai erfuhr Massena, daß er bei Napoleon in Ungnade gefallen sei und das Oberkommando an Marmont abzugeben habe. Bereits zwei Tage später übernahm der neue Oberbefehlshaber das Kommando über die Armee von Portugal. Seine erste Sorge war, die völlig erschöpften Divisionen zunächst in Erholungsquartiere um Salamanca sich wieder herstellen zu lassen.

Den ungünstigen Zustand der französischen Truppen glaubte Wellington zu einer Unternehmung gegen Badajoz ausnutzen zu müssen, ließ vier Divisionen gegen Marmont zurück und marschierte mit zweien zum Marschall Beresford ab. Am 19. Mai zu Elvas eingetroffen, erfuhr er bereits den glücklichen Ausgang der Schlacht bei Albuera und ließ Badajoz sofort wieder einschließen. Zur Sicherung gegen Soult wurde eine Beobachtungsarmee unter Hill in südlicher Richtung vorgeschoben, Beresford aber zur Reorganisation der portugiesischen Truppen nach Lissabon zurückgeschickt.

Wellingtons Unternehmungen gegen Badajoz standen anfangs unter einem ungünstigen Stern. Zwei am 6. und 9. Juni ausgeführte Sturmversuche scheiterten an der Wachsamkeit der Besatzung und an der ungenügenden Ausrüstung der Engländer mit Sturmgerät. So gewannen die Franzosen Zeit, ihre Kräfte zu einem entscheidenden Schlage zusammenzufassen.

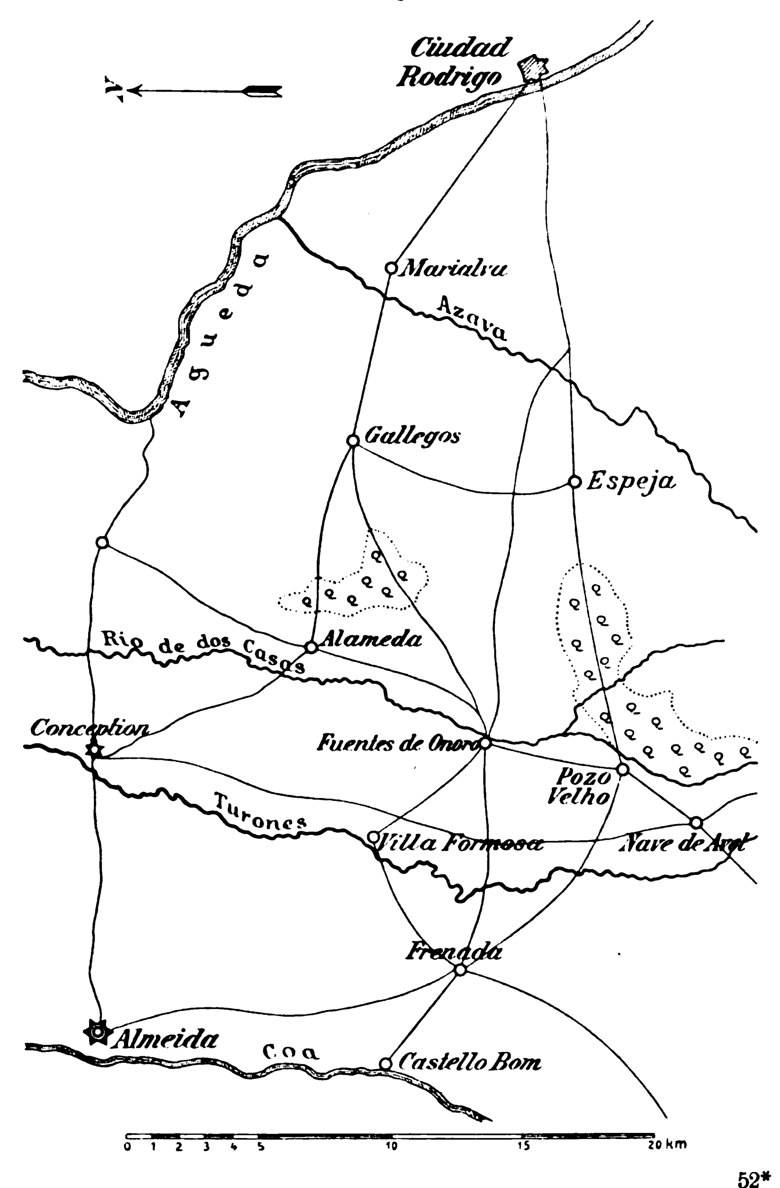
Am 10. Juni erfuhr Wellington durch einen aufgefangenen Brief Soults an Marmont, daß die Marschälle sich demnächst vereinigen und zum Entsatz von Badajoz vorgehen würden. Nicht imstande, so starken Kräften gegenüber das Feld zu be-

Digitized by Google

haupten, ging Wellington bis hinter die Caya zurück. Hier gedachte er in einer befestigten Feldstellung den Angriff des Feindes zu erwarten.

Die Vereinigung der französischen Armeen fand Mitte Juni wirklich statt, und am 19. Juni waren 62 000 Mann bei Badajoz zur Stelle. Wenn sie jetzt unter Ausnutzung ihrer Übermacht gegen Wellington vorgingen, der nur über rund 50 000 Mann

Textskizze 3. **Die Stellung von Fuentes de Onoro.**



Digitized by Google

verfügte, so konnte der vom Kaiser Napoleon so lange ersehnte Vernichtungsschlag gegen die Engländer vielleicht geführt werden. Vom 22. Juni bis zum 4. Juli lagen sich die Heere gegenüber; es waren für Wellington die gefährlichsten Tage während des ganzen Krieges. Da ereignete sich etwas kaum zu Erwartendes: Soult marschierte am 4. Juli nach Süden ab, um Blake, der auf Sevilla vorgedrungen war, zu schlagen und ganz Andalusien vom Feinde zu säubern. Marmont, allein zum Angriff zu schwach, zog in der Richtung auf Talavera ab, wo er sich sowohl zum Schutze von Madrid, wie zur Unterstützung von Ciudad Rodrigo und von Badajoz bereitstellte.

Inzwischen benutzte Wellington, der durch einen neuen Angriff auf Badajoz sofort Soult und Marmont an die Guadiana zurückgerufen haben würde, die ihm gewordene Operationsfreiheit zu einem Angriff auf Ciudad Rodrigo. Zwei Divisionen blieben zur Beobachtung Soults in Estremadura zurück, mit allen anderen rückte Wellington gegen Ciudad Rodrigo, das aber nur unvollständig eingeschlossen werden konnte. Als Marmont überlegene Kräfte zusammenzog und zum Entsatz heranrückte, wich Wellington nach Westen zurück, mußte aber den Feind erst in zwei Nachhutgefechten abschütteln. Marmont drängte nun, froh, die Verproviantierung von Ciudad Rodrigo bewirken zu können, nicht weiter nach und ging nach dem Tajo zurück, wo er seine Truppen in Winterquartiere legte. Wellington rückte daraufhin sofort wieder vor und blockierte die Festung aufs neue. Das Gros seiner Armee bezog an der Coa Winterquartiere. Vom Feinde nicht gestört, konnten nunmehr während des Winters 1811/12 die für einen ernsthaften Angriff des Platzes nötigen Vorbereitungen getroffen werden. Bei dem Beobachtungskorps des Generals Hill vor der Guadiana wurden während des Herbstes und Winters einige glückliche Gefechte geführt, von denen der Überfall von Arroyo Molinos das bedeutendste war.*) Er trug das Seine dazu bei, Marmonts Aufmerksamkeit von Wellington abzulenken, der bereits Vorbereitungen für einen Angriff auf Ciudad Rodrigo traf.

So waren denn, abgesehen von Suchets Erfolgen im Osten der Halbinsel, zu Ende des Jahres 1811 die französischen Angriffsbewegungen überall ins Stocken geraten. Über 300 000 Franzosen standen immer noch auf der Halbinsel, und doch konnte jeder Führer immer nur dasjenige Gebiet als wirklich sicher ansehen, das er mit seinen Truppen deckte. Entfernung eines Besatzungskorps auf längere Zeit hatte sofortiges Wiederaufleben des Aufstandes zur Folge, und immer wieder fanden sich todesmutige Männer für den Kampf um die Befreiung ihres Vaterlandes. Verwegene Anführer, wie Julian Sanchez in Leon, Mina in Navarra, hielten oft ganze französische Brigaden in Atem und verbreiteten Schrecken auf den rückwärtigen Verbindungen der Kaiserlichen Armee. Sie fesselten zeitweise fast die Hälfte der französischen Ge-

*) Corr. Nr. 18 312 und 18 411.

Digitized by Google

samtkräfte, die auf sie Jagd machten. Nur so ist es zu erklären, daß es keinem der französischen Führer jemals gelungen ist, mehr als 70 000 Mann gegen Wellington zusammenzubringen.

Die Angelegenheiten Spaniens waren also noch keineswegs beendigt, als sich Napoleon zu seinem größten und gefährlichsten Unternehmen, zum Kampfe gegen Rußland, anschickte. Die daraus sich ergebende Schwächung der französischen Feldarmeen auf der Halbinsel bewirkte nunmehr einen neuen Vorteil für den englischen Feldherrn.

Beide der portugiesischen Grenze nahe vorgelagerten, in französischer Hand bedrohlichen Festungen Ciudad Rodrigo und Badajoz wieder in seine Gewalt zu bringen, war nunmehr das erste Ziel Wellingtons, auf dessen Erreichung er schon seit Monaten hingearbeitet hatte. Die Gruppierung der französischen Streitkräfte zu Anfang des Jahres 1812 schien seine Pläne zu begünstigen. Im Norden Spaniens stand Dorsenne in der Gegend von Valladolid—Salmanca; Marmont war mit seiner „Armee von Portugal" in das Tal des Tajo zurückgegangen und stand mit Vortruppen am Alagon, mit Hauptkräften bei Talavera, während Soult immer noch vor Cadix und mit der Niederhaltung von Andalusien beschäftigt war. König Joseph deckte mit der Armee der Mitte Madrid, und an der Ostküste hatte Suchet gerade in den letzten Monaten bedeutende Fortschritte gemacht, Tarragona, Murviedro und Valencia erobert, so daß auch durch seine Erfolge die Aufmerksamkeit von Wellington vorübergehend abgezogen wurde.

Wellingtons Plan, schnell gegen Ciudad Rodrigo vorzubrechen und die Festung zu nehmen, ehe Marmont zu ihrem Schutze herbeieilen könne, glückte über Erwarten. Übermäßig damit beschäftigt, organisatorische Anordnungen des Kaisers zur Ausführung zu bringen, erfuhr Marmont am 15. Januar 1812 zu Valladolid durch einen von Salamanca zu ihm entsandten Offizier, daß Wellington am 10. Januar die Agunda überschritten und sofort mit der Einschließung und Belagerung von Ciudad Rodrigo begonnen habe. General Dorsenne hatte die ihm obliegende Beobachtung der Festung so säumig gehandhabt, daß ihm die englischen Bewegungen ganz entgangen waren.

In der Tat war es Wellington geglückt, schon am 8. abends ein wichtiges Außenwerk der Festung durch Sturm in seinen Besitz zu bringen. Bereits aus der nur 525 m von den Werken entfernten ersten Parallele ließ er das Brescheschießen beginnen und am 19. Januar stürmen. Unter Verlust von 706 Mann, darunter Generalen Craufurd und Mac Kinnon, gewann er Ciudad Rodrigo noch in der Nacht vom 19./20. Januar, ließ die Werke sofort wieder ausbessern und übergab sie den Spaniern zur Besetzung. Die Franzosen hatten neben 150 Geschützen 300 Mann tot und verwundet und 1500 Kriegsgefangene eingebüßt.

Marmont war außer sich über den Verlust der Festung. „Niemals", schreibt er

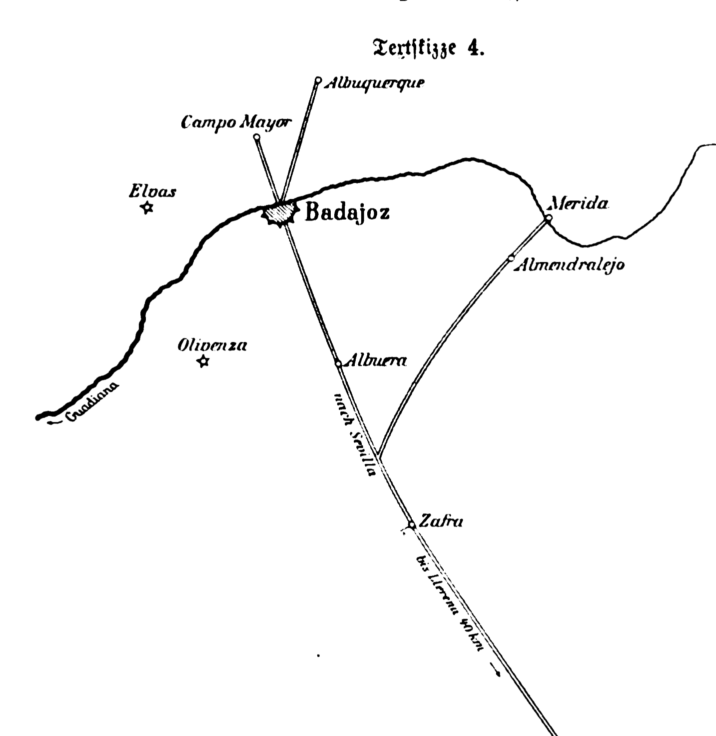
Digitized by Google

in seinen Erinnerungen, „ist ähnliches mit größerer Tätigkeit ausgeführt worden. Bei einer so über alles Erwarten elenden Verteidigung gab es keine Möglichkeit, rechtzeitig zur Hilfe zu kommen. Durch dieses Ereignis wurden alle meine Berechnungen zerstört. Meine Truppen waren nicht beisammen, und ich konnte der englischen Armee, die sich auf Ciudad Rodrigo stützte, nicht entgegengehen. Ich ließ meine Truppen herankommen, um die Engländer angreifen zu können, wenn sie nach der Belagerung an die Tormes vorgerückt wären, aber ich erhielt zwei Tage später die Nachricht, die Engländer seien über die Agunda zurückgegangen und hätten ihre alten Kantonnements wieder bezogen."

Daß Marmont sich bald wieder beruhigen ließ und den Engländern nicht an der Klinge blieb, kostete ihm auch noch die Festung Badajoz.

Bereits im Februar ließ Wellington in möglichster Heimlichkeit Belagerungsmaterial auf dem Seewege von Lissabon nach der Guadiana schaffen und bei Elvas umfangreiche Vorarbeiten beginnen. Sobald er sicher zu sein glaubte, daß Marmont vorerst nichts Ernstliches gegen ihn unternehmen würde, brach er unter Zurücklassung ausreichender Kavallerie zur Verschleierung (1. Husaren-Regiment der Königlich Deutschen Legion) mit seiner ganzen Armee am 5. März nach Süden auf. Das Geheimnis wurde so gut gewahrt, daß die Truppen erst am 14. März in Elvas den Zweck ihres Abmarsches erfuhren. Am 17. wurde Badajoz durch drei Divisionen eingeschlossen, während Graham mit drei Divisionen und zwei Kavallerie-Brigaden die Belagerung aus einer Stellung bei Llerena gegen Soult, Hill durch eine solche bei Almendralejo gegen Marmont deckte.

Textskizze 4.



Die Belagerungsarbeiten wurden derart beschleunigt, daß die Festung ungeachtet der tapferen Verteidigung durch General Philippon (5000 Mann, Franzosen und Hessen) schon am 6. April, also nach nur zwanzigtägiger Belagerung mit Sturm

Digitized by Google

genommen werden konnte. Die durch ihre hohen Verluste (3660 Mann) aufs äußerste erbitterten Engländer verwüsteten und plünderten die unglückliche Stadt in der schrecklichsten Weise.

Weder Marmont noch Soult hatten Badajoz zu retten vermocht. Marmont, der hierzu an sich in der Lage gewesen wäre, hatte gerade jetzt eine Fülle bindender Vorschriften von Napoleon erhalten, die ihm die Freiheit des Handelns raubten. In der Gegend von Salamanca sollte er seine Hauptkräfte vereinigt halten; falls etwa Wellington auf Badajoz marschiere, so gäbe es ein vortreffliches, sicheres Mittel, ihn wieder zurückzurufen, nämlich den Vormarsch auf Almeida und Ciudad Rodrigo.*) Es müsse ihm unbedingt gelingen, jederzeit fünf bis sechs englische Divisionen in Schach zu halten. Marmont tat das Beste, was er tun konnte: er stellte dem Kaiser unter Hinweis auf die großen Schwierigkeiten einer so wenig klar geregelten Heerführung, wobei König Joseph dem Namen nach zwar Oberbefehlshaber auf der Halbinsel war, ohne aber das Oberkommando selbst ausüben zu dürfen, seine Stellung zur Verfügung. Ganz Spanien, führte er aus, müsse unter einem Oberbefehl stehen, sonst könne der Krieg nicht gut enden. Den Weisungen des Kaisers gehorsam, stieß er Ende März gegen die Agunda vor, drängte die Husaren der Legion zurück und schloß die ihm von Napoleon bezeichneten Festungen Almeida und Ciudad Rodrigo ein. Inzwischen fiel Badajoz. Für Marmont war ein weiterer Vormarsch nach Portugal nunmehr zwecklos, er kehrte deshalb nach Salamanca wieder zurück.

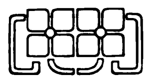
Soult hatte sich am 31. März zum Entsatz von Badajoz mit seiner Südarmee über Guadalcanal in Marsch gesetzt und am 7. April Grahams Deckungstruppen auf Albuera zurückgedrängt. Hier gedachte Graham den Angriff des Marschalls anzunehmen; Soult erfuhr aber am 8. April den Fall von Badajoz und kehrte sofort nach Sevilla um, um Andalusien zu decken.

So hatten wiederum zwei der besten Marschälle des napoleonischen Heeres nicht vermocht, zu gemeinsamem Zweck erfolgreich zusammen zu wirken. Wellington aber konnte im Besitz der beiden wichtigen Festungen sich jetzt nach Belieben sowohl gegen Marmont wie gegen Soult mit Übermacht wenden. Es erschien ihm nunmehr an der Zeit, gestützt auf seine gesicherte, breite Basis zur Zeit der Ernte angriffsweise gegen Marmont auf Salamanca vorzugehen. Dabei mußte Soult nach Möglichkeit am Eingreifen verhindert werden.

(Schluß folgt.)

*) Corr. Nr. 18513 (Paris, 21. Februar 1812).

Schwertfeger,
Major im Großen Generalstabe.



Digitized by Google

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn
Berlin SW., Kochstraße 68—71.

Digitized by Google

Digitized by Google

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

RENEWED BOOKS ARE SUBJECT TO IMMEDIATE
RECALL

LIBRARY, UNIVERSITY OF CALIFORNIA, DAVIS

Book Slip—50m-8,'63(D9954s4)458

Nº 331584

Vierteljahrshefte für truppenführung und heereskunde.

U3
V6
v.10

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

Digitized by Google

Skizze 60.

3.



Digitized by Google



Digitized by Google